Digitized by Google

8° Enc. Conversations -
40 c 1/7 Lexicon

Digitized by Google

162

<36621117360019

S

<36621117360019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Siebenter Band.

O bis Q.

Digitized by Google

Anzeige.

Von der sechsten Original-Auflage dieses Werks sind sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortsetzung zu diesem Werke, die übrigens auch als ein für sich bestehendes Ganze kann angesehen werden, da sie sich ausschließlich mit den Ereignissen der neuesten Zeit beschäftigt, erscheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Conversations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und ist eben so wie das Hauptwerk, in sechs verschiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Nr. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatpersonen, die sich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Exemplare zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Digitized by Google

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Siebenter Band.

O bis Q.

Sechste Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb.
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

O.

O, der funfzehnte Buchstabe des deutschen Abc, und unter den Selbstlautern der vierte. Vor den irländischen Namen zeigt es eine adelige Abkunft an.

Oase, heißt schon bei den Alten überhaupt ein fruchtbarer Strich Landes mitten in einer Wüste. Solcher Inseln in den Sandmeeren, die dem Wanderer durch ihre Quellen und Brunnen Labung darbieten, gibt es in Nord-Afrika mehrere, und sie bezeichneten schon im Alterthume den Weg, welchen die Natur dem Verkehr der Völker angewiesen hatte, wie denn auch noch jetzt die Carawanen (s. d. Art.) der Richtung solcher Straßen folgen. In der Wüste Sahara gibt es 32 quellenreiche, mit Datteln und Fächerpalmen beschattete Striche, wovon aber nur 20 bewohnt sind. Am berühmtesten sind die ägyptischen Oasen, von welchen aber nur die größere, El Wah, im Westen von Ober-Aegypten, die eigentlich aus drei, durch wüste Zwischenräume, getrennten Inseln besteht, von neuern Reisenden besucht worden ist. Sie liegt auf dem Wege der Karawane von Dârfur. Die kleinere, El Gherbi genannt, soll der Sammelplatz der in den umliegenden Wüsten schwärmenden Araber sein. Auch die Oase Schiwah, oder des Jupiter Ammon, war den Alten bekannt. Sie liegt mit einigen andern an der afrikanischen Küste Barca.

Obduction, in der gerichtlichen Arzneikunde die von Wundärzten gerichtlich angestellte Besichtigung der Wunden eines, gewaltsamer Weise getödteten Menschen. (Vergl. den Art. Visum repertum.)

Obedienz, heißen in den katholischen Klöstern alle vom Vorgesetzten an die Untergebenen ertheilten Aemter. Man nennt diejenigen, welche solche verwalten, Obedientiarii, und solche Pfarren, Obedienzpfarren.

Obelisk. Die Obeliske (ὀβελίσκοι und ὄβελοι, welcher griechische Name Spitzsäule bedeutet), gehören zu den ältesten und einfachsten Denkmälern der ägyptischen Baukunst, und sind hohe vierseitige Säulen, welche gegen die Spitze zu schmaler werden, und in einer kleinen Pyramide endigen. Schon Herodot erwähnt derselben. Am ausführlichsten aber spricht davon Plinius. Er hält für den ersten Errichter von Obelisken den König Mestphres oder Mestres, der Theben beherrschte, gibt aber nicht sein Zeitalter an, wie denn auch dieser König bei Herodot und Diodor nicht vorkommt. Wahrscheinlich wurde der Anfang des Obeliskenbaues schon vor Moses gemacht, wenigstens schon ein paar Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege. Noch jetzt findet man mehrere Obeliske in Aegypten, einen stehenden und einen umgeworfnen, zu Alexandrien zwischen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm; einen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis; einen in der Landschaft Fajum, nahe bei dem alten Arsinoe; acht oder zehn unter den Ruinen von

Theben; die zwei schönsten bei Luxor, am Eingange des großen Tempels u. s. w. Die meisten Obelisken sind ohne das Fußgestell 50 bis 150 und mehr Fuß hoch, und meistens aus rothem polirten Granit (Syenit), wenige spätere aus weißem Marmor und andern Steinarten. Unten, wo sie aufstehen, nehmen sie gewöhnlich einen Raum von 4½ bis 12 und oft mehr Fuß in's Gevierte ein. Verschiedne sind bald auf allen vier Seiten, bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet, meistens felder- oder absatzweise eingetheilt und mit Farben ausgefüllt sind; bisweilen sind sie auch mit verschiednen Farben angestrichen. Einige Obelisken sieht man auch ganz glatt und ohne Hieroglyphen. Der Fuß des Obeliskes steht auf einer einfachen viereckigen Grundlage, die gemeiniglich 2 bis 3 Fuß breiter ist als der Obelisk selbst, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Sie wurden meistens aus einem einzigen Steine in den Steingruben Ober-Aegyptens ausgehauen, und auf Kanälen in den Nil bis an den Ort gebracht, wo sie aufgestellt wurden. Mehrere Gelehrte haben es unmöglich finden wollen, so ungeheure Steine aus dem Felsen zu brechen, und manche andre Erklärungsart versucht; aber nach dem Zeugnisse der Reisenden findet man vorzüglich in Ober-Aegypten noch die alten Steinbrüche, und in einigen derselben schon angehauene Obelisken, oder die Formen ausgehauener Spitzsäulen. Von ihrer Entstehung läßt sich wenig Gewisses sagen. Vielleicht kam man auf den Gedanken, Obelisken zu errichten, durch die ältesten Götterbilder, welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Nach Herodot waren die ersten dem Sonnengotte zu Ehren errichtet und ein Symbol der Sonnenstrahlen. Dies sollte auch ihre Benennung und Gestalt anzeigen. Auch konnten sie das Andenken gewisser Begebenheiten verewigen, so wie der Inhalt der Hieroglyphen das Lob der Götter und Könige, oder Gegenstände der heiligen Lehre enthielt. Daß sie zu Sonnenzeigern bestimmt gewesen wären, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil die obere Spitze derselben keinen scharfen Schatten wirft. Doch wurden sie später dazu angewendet, und auf die Spitzen einiger Obelisken Kugeln gestellt, wie auf dem, welchen August auf dem Marsfelde zu Rom hatte aufrichten, und durch den Astronomen Manilius zum Sonnenzeiger hatte einrichten lassen. So viel aber ist gewiß, daß sie bei den alten Aegyptern eine vorzügliche Zierde der freien Plätze und Tempel ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich zwei oder mehrere solcher Prachtkegel standen. Man brauchte aber dazu nur Obelisken von ansehnlicher Höhe. Nach der persischen Eroberung Aegyptens wurden keine mehr aufgeführt, und die Lagiden haben Alexandrien nur mit den Obelisken der ältern Könige ausgeschmückt. Die römischen Kaiser schafften mehrere Obelisken aus Aegypten nach Rom, Arles, Konstantinopel, die in der Folge meist umgestürzt, in neuern Zeiten aber wieder zusammengesetzt und aufgerichtet worden sind. August z. B. ließ zwei große Obelisken aus Heliopolis nach Rom bringen. Von dem einen ist eben gesprochen worden. Der andre stand auf der Spina im Circus Maximus und soll eben derjenige sein, den der König Semneserteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms durch die Barbaren ward er umgestürzt, und blieb viele Jahrhunderte lang, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte liegen, bis ihn 1589 Sixtus V. durch den Baumeister Domenico Fontana wieder ergänzen und bei der Kirche

Digitized by Google

Madonna del Popolo aufrichten ließ. Unter Caligula kam ein anderer großer Obelisk nach Rom, der im Circo Vaticano aufgestellt wurde (der vatikanische). Er steht seit 1586 vor der Peterskirche und ist ohne Hieroglyphen; man schätzt sein Gewicht auf 10,000 Centner. Claudius soll die zwei Obelisken aus Aegypten haben bringen lassen, welche vor dem Eingange des Mausoleums des Augusts standen, und wovon der eine 1587 ergänzt und bei S. Maria Maggiore wieder aufgestellt worden ist. Auch Caracalla soll für seinen Circus an der appischen Straße einen Obelisk aus Aegypten haben holen lassen. Den größten Obelisk (wahrscheinlich der von Rameſſes erbaute) ließ Kaiser Constantius II. im großen Circus in Rom aufstellen. Im 5. Jahrh. ward auch dieser von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte begraben, bis ihn Sixtus V. 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ, daher der lateranische genannt. An ihm ist auch die Sculptur am schönsten. Das Gewicht beträgt über 13,000 Centner, die Höhe, ohne das Fußgestell, 140, mit demselben 179 Fuß. Mehrere andre sind unter den spätern Päpsten wieder aufgerichtet worden. Den unter dem Namen: Nadel der Cleopatra, bekannten Obelisk schenkte der Pascha von Aegypten 1820 dem König von England. Er wurde auf dem Waterloo-Platze in London aufgestellt. Das vorzüglichste Werk über die Obelisken ist von Zoega (de origine et usu obeliscorum etc. Rom. 1797 f.)

Obereit (Jac. Herm.), ward d. 5. Dec. 1725 zu Arbon, am Bodensee, in der Schweiz, geboren, trat 1740 bei einem geschickten Wundarzt in die Lehre, dessen Anweisungen er mit eignem Studium der Wundarzneikunst verband, begab sich nach Halle, wo er Arzneikunde und Philosophie studirte, und besuchte 1747 Berlin, um sich dort in der praktischen Chirurgie und Entbindungskunst zu üben; worauf er 1750 als ausübender Arzt und Wundarzt in Lindau angestellt wurde. Er schrieb hier neugegründete Betrachtungen über einige chirurgische Materien (Lindau 1757). Unglück und Neid verleideten ihm jedoch seine ärztliche Praxis, weshalb er sich ganz der Philosophie, Theosophie, Poesie und Chemie widmete, die philosophischen Systeme der Alten und Neuen mit rastlosem Fleiße studirte, und zugleich seinem Hange zum Mysticismus folgte, der schon früh in ihm Wurzel gefaßt hatte. Nachdem er für seine Disquisitio de universali methodo medendi confortativa von der baierischen Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede, und von Wieland, als damaligem Kanzler der freien Reichsstadt Biberach, zum Doctor der Philosophie ernannt worden, schrieb er 1775 eine Schrift gegen Zimmermann, welche unter dem Titel: Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen den Leibarzt Zimmermann u. s. w. erschien. Von 1776 bis 1780 gab er noch mehrere Schriften mystisch-philosophischen Inhalts heraus. Kurz darauf lud ihn Lavater's Bruder, ein Arzt, Chemiker und eifriger Maurer, nach Zürich zu sich ein, und öffnete ihm sein Laboratorium. Hier verlebte er sorgenfrei ein Jahr, und schrieb sein ausführliches Werk gegen Zimmermann, welches unter dem Titel erschien: Die Einsamkeit der Weltüberwinder, erwogen von einem lakonischen Philantropen. Diesem Werke, worin das ascetische Mönchs- und Anachoretenleben mit vielem Reiz herausgehoben wird, verdankte Obereit seine Berühmtheit, und Zimmermann fand sich dadurch veranlaßt, sein großes Werk über die Einsamkeit zu schreiben. 1782 begab sich Obereit zu seinem Bruder nach Dresden,

wo er die Schrift: Die Natur und die Heiden über Steinbart schrieb, und mit der Stiftung einer Privatverbindung von Christusverehrern umging. Dann besuchte er Hannover, verlebte zwei Jahre bei einem Freunde in der Oberlausitz, kam 1784 nach Leipzig und ging von da nach Weimar, wo Wieland und andre Freunde sich seiner annahmen. Er schrieb damals seine Supplik an philosophische Damen u. s. w., worin er sich, jedoch ohne Glück, mit den Waffen der Satyre gegen Zimmermann versuchte. Von Weimar ging er nach Jena, wo er in sehr beschränkten Verhältnissen lebte. Die Beschuldigung der berliner Monatsschrift, daß er den Jesuitismus zu befördern suche, beantwortete er in der sehr derben Schrift: Dr. Obereit's gerade Schweizererklärung vom Centralismus, Exjesuiterei u. s. w. Auf des Herzogs von Meiningen Einladung begab er sich 1786 dorthin, lebte daselbst bis 1791 in einer guten Lage und schrieb mehrere Werke. Darauf ging er mit einer Pension nach Jena zurück, wo er sich vornehmlich mit dem Studium der kantischen Philosophie beschäftigte und den 2. Febr. 1798 starb.

Oberhaus, Haus der Lords, s. **Großbritannien**.

Oberlin (Jerem. Jac.), Professor und Bibliothekar an der Universität zu Strasburg, Correspondent des französischen Instituts, Mitglied des Stadtraths von Strasburg, geb. das. 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studierenden dieser Universität, und vertheidigte sieben Jahre darauf öffentlich seine Dissertatio philologica de veterum ritu condendi mortuos. Argent. 1754. Nachdem er seine philologischen und philosophischen Studien beendigt hatte, studirte er drei Jahre lang Theologie; doch beschäftigte ihn vorzüglich nur der philologische und antiquarische Theil derselben. Alsdann widmete er sich ganz den alten und neuen Sprachen, der Literatur, Archäologie, Geschichte und Diplomatik. Diese wichtigen und vielfältigen Arbeiten erwarben ihm den Ruf eines der gründlichsten Alterthumsforscher und Diplomatiker. Seine Ausgaben einiger Werke des Ovid, des Vibius Sequester, Horaz, Tacitus und Cäsar werden mit Recht geschätzt. Unter seinen übrigen Werken zeichnen wir aus: Miscella litteraria Argentoratensia; Museum Schoepflini T. I. (der 2. Theil ist nie erschienen); Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus; Rituum romanorum tabulae; Artis diplomaticae primae lineae (die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei seinem akademischen Unterrichte); Literarum omnis aevi fata, tabulis synopticis exposita (diese Tafeln geben die Namen der vorzüglichsten Schriftsteller, die Gegenstände, worüber sie geschrieben, die Nation, zu welcher sie gehört, und die Zeit, wann sie gelebt haben, an); Essai sur le patois lorrain, du Comté du Ban de la Roche; Exposé d'une découverte faite au Forum de Rome, par le chevalier de Fredenhain; Essai d'annales de la vie de Jean Guttenberg, inventeur de la typographie. Das Studium der deutschen Sprache des Mittelalters beschäftigte ihn sehr, und bewog ihn zur Herausgabe von J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae, 2 Foliobände. Auch ist Oberlin der erste gewesen, der einen Abriß der Statistik des ehemaligen Elsaß lieferte, indem er von 1782 zehn Jahre lang den elsaßer Almanach herausgab. Endlich bearbeitete er auch die Alsatia literata, wozu Schöpflin ihm viele Materialien lieferte. Die beiden ersten Bände erschienen 1782 und 1786. Er starb zu Strasburg 1806.

Digitized by Google

Oberschlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Wasserrad, welches durch die Schwere des von oben darauf fallenden oder schlagenden Wassers umgetrieben wird. Es erfordert eine ungleich geringere Wassermasse als ein unterschlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegströmenden Wassers in Bewegung gesetzt wird, dagegen aber ein starkes Gefälle.

Object, Objectiv, Objectivität. Object, Gegenstand, ist entgegengesetzt dem Subject, d. i. einem Wesen, welches sich den Gegenstand vorstellen, ihn erkennen kann. Es versteht sich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch Object sein kann, der Vorstellende, Erkennende, Betrachtende wird selbst das Vorgestellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menschliche Subject kann sich selbst zum Object seines Vorstellens und Erkennens machen. Objectiv ist demnach gegenständlich, und steht entgegen dem Subjectiven, d. i. Persönlichen oder dem Subject Angehörigen: Objectivität, Gegenständlichkeit, ist entgegengesetzt der Subjectivität oder Persönlichkeit. Ob eine Erkenntniß oder eine Darstellung objectiv oder nur subjectiv sei, macht einen bedeutenden Unterschied. Im ersten Fall ist sie der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes gemäß, im zweiten nur der Vorstellung, die sich irgend einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellung immer erst zu entscheiden ist. Uebrigens hat das, was allen Subjecten als das Richtige und Wahre erscheint, den Werth des Objectiven. Von diesen Ideen sind die Aesthetiker ausgegangen, welche in den Darstellungen der schönen Künste auf Objectivität, als auf dasjenige dringen, was den Stil bewirke, da hingegen aus der Subjectivität bloße Manier entstehe, dort also etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre Darstellung, die Subjectivität eine bloße Vorstellung; jene gibt Bild, Gestalt und Anschaulichkeit, und ist daher der Plastik verwandt; diese ist zerflossener, dunkel und gleicht mehr dem Eindrucke der Musik. Aber selbst im Musikalischen soll Objectivität sein, mithin auch im Lyrischen: der Künstler soll sich in einem Gegenstande außer sich hinstellen. Indeß ist hier noch gar manches näher zu bestimmen, besonders aber der Umstand: wie sich der Künstler zu verhalten habe, wenn er nicht bloß bildend, sondern auch stimmend zu verfahren hat, und wie, wenn es ihm überhaupt nur um Stimmung des Gemüths zu thun ist? Offenbar kann nicht jedem Künstler das Gesetz der Objectivität gleich streng vorgeschrieben sein. Bisweilen scheint man unter einer objectiven Darstellung bloß eine solche zu verstehen, bei welcher nie der Künstler in seiner Schöpfung selbst hervortritt, oder seine Persönlichkeit durch eine eingestreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls einmischt. Daß dieses nur in der epischen und dramatischen Poesie Statt finden könne, bedarf keiner Frage. Der Epiker und Dramatiker, der mehr in einer Außenwelt lebt, kann sich auch selbst mehr entäußern, und bleibt im Schaffen unvermischt mit seiner Persönlichkeit. Bei demjenigen aber, dessen dichterische Natur sich mehr zum Lyrischen hinneigt, wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darstellung durch die subjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopstock's Messias. del.

Objectivglas heißt in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Gegenstande zugekehrt ist.

Oblaten sind dünne, leicht zerbrechliche Scheiben, aus unge-

säuertem Weizenmehle gebacken, welche bei geringer Anfeuchtung weich und schleimig werden. Daher braucht man sie zur Besiegelung der Briefe statt des Siegellacks, indem sie den Brief nicht schwer machen, und mehrere damit versiegelte Briefe, ohne daß es bemerklich werde, in ein Couvert geschlossen werden können, auch der Brief, wenn die Oblate trocken geworden, ohne Verletzung des Siegels, nicht zu öffnen ist. Ferner bedient man sich der Oblate zu allerlei Gebackenem. Vorzüglich jedoch ist ihr Gebrauch beim Abendmahle statt des Brotes in der katholischen und lutherischen Kirche, und daher kommt wahrscheinlich ihr Name, weil das Abendmahlsbrot und der Wein in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geschenken an Brot und andern Lebensmitteln), welche die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. (S. d. Art. Opfer.) Die jetzt in der katholischen und lutherischen Kirche beim Abendmahle gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden, weißen Scheiben von ungesäuertem Weizenbrot, mit verschiednen Aufschriften und Figuren (z. B. dem Crucifix und den Buchstaben I. N. R. I.), scheinen erst im 11. Jahrh. aufgekommen zu sein, und wurden, wie jene, Oblaten genannt. Die reformirte Kirche (wie die Brüdergemeine) bedient sich statt derselben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griechische Kirche hat nach dem Beispiele der in solchen Dingen weniger bedenklichen ältern Christengemeinden den Gebrauch des gesäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. S. Hostie. E.

Oblaten, Laienbrüder, s. Orden (geistliche).

Obley oder Oveleye, eine Gabe der katholischen Layen an Brot, Wein und Feldfrüchten an die Kirche bei Gelegenheit des Abendmahls. Nachdem die Kirche sich bereichert hatte, begehrten die Vögte und andre Kirchenministerialen davon einen Theil, wo nicht das Ganze. Die Geistlichen ließen sich auch, als die Münzen allgemeiner wurden, Geld statt der freiwilligen Naturalopfer geben, oder zugleich mit solchen. Der Einnehmer und Berechner hieß Obellarius. Zuletzt erhielten die Geistlichen solche Obley nicht während, sondern vor der Messe, und nahmen solche nicht bloß für die Communion, sondern für Gebete, zum Vortheil abgeschiedner Seelen, woraus am Ende das Meßopfer entstand.

Obligat (vom italienischen Worte obligare, verpflichten, verbinden) wird in der Musik von denjenigen Stimmen oder Instrumenten gesagt, welche entweder allein, oder mit andern zugleich, die Hauptmelodie des Stücks führen, also nicht bloß begleitend sind. Obligat spielen, heißt also so viel, als die Hauptstimme spielen. Die begleitenden oder Nebenstimmen könnte man eher weglassen wollte man aber die obligate Stimme überschlagen, und bloß die Begleitung spielen: so würde diese, als nackter, todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, nur Ekel erregen. Nun kann ein Instrument entweder durchaus obligat gesetzt sein, in welchem Falle man das Musikstück ein Concert für dies Instrument nennt, (daher auch die Ausdrücke obligat und concertirend, obligate Stimme und Concertstimme, obligater Spieler und Concertspieler oft gleichbedeutend gebraucht werden) oder dasselbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dies meistens in Singestücken, oder auch oft in Concerten, der Fall zu sein pflegt. Hieraus geht hervor, daß jedes Instrument obligate Sätze vorzutragen haben kann, etwa den Contrabaß ausgenommen, theils, weil die Solospieler auf demselben

sehr selten sind, theils, und insbesondre, weil die Solostimme, von diesem Instrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß sie von den andern begleitenden Instrumenten könnte gehörig unterstützt werden, daher man es schicklicher zur Grundlage der Harmonie gebraucht. Daß einige Virtuosen auf dem Contrabasse Concerte spielen, gehört unter die musikalischen Curiositäten. Uebrigens wurde der Ausdruck obligat ursprünglich nur bei der gebundnen oder fugenartigen Schreibart von solchen Stimmen gebraucht, welche bei dem Vortrage nicht weggelassen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonstück zerrissen werden sollte. Pq.

Obligation, s. Schuldschein.

Obligo, in Obligo stehen, ein kaufmännischer Ausdruck, der besonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Gesammtverbindlichkeit sie nicht bloß durch reellen Vorschuß oder Credit, sondern auch durch Wechselgiro u. s. w. zu ihren Geschäftsfreunden stehen.

Oboe oder Hoboe (ital. Oboe, franz. Hautbois), eines der bekanntesten Blasinstrumente, welches aus einer geraden, aus mehrern Stücken zusammengesetzten, gemeiniglich von Burbaumholz gearbeiteten und mit Löchern versehener Röhre besteht, die sich unten in einen kleinen Trichter endigt, und durch ein oben aufgesetztes enges Mundstück von Rohr geblasen wird. Es hat einen hellen scharfen Ton, und reicht vom tiefen oder einmal gestrichnen d (auch c) bis in's dreimal gestrichene d (höchstens f). Daher ist die Oboe als durchdringendes Discantinstrument, vorzüglich bei der Feldmusik gebraucht worden, und man hat von ihr, als dem Hauptinstrument, das ganze Corps der Feldmusiker Hautboisten genannt. In der neuesten Zeit hat die Klarinette ihr großen Eintrag gethan, wozu vieles beiträgt, daß die Güte und Reinheit des Tons der Hoboe gar sehr von der Güte des Mundstücks abhängt, und eine sehr zarte Behandlung des Instruments verlangt wird, wenn der Ton nicht schreiend und kreischend sein, und in der Tiefe etwas Gänsemäßiges haben soll. Besonders ist das sogenannte Ueberschnappen auf diesem Instrumente unerträglich, und doch kann es kaum von den besten Spielern immer vermieden werden. Indessen verdient die Hoboe nicht nur als Orchesterinstrument, sondern auch als concertirendes Instrument in einzelnen Sätzen eine größere Aufmerksamkeit und Ausbildung, als ihr jetzt meistens zu Theil wird, da der ihr eigenthümliche Ton weder durch die Klarinette noch durch irgend ein andres Instrument ersetzt werden kann, und in dem Colorit der Instrumentalmusik eine Hauptfarbe ausmacht. Man bedient sich ihrer mit Recht in Serenaten, Sätzen von idyllischem Charakter ꝛc. Die Oboe gehört zu den neuern Instrumenten, und wurde erst unvollkommen bei den französischen Feldregimentern gebraucht, dann von Tenner in Nürnberg verbessert und mit Klappen versehen. Die sogenannte Oboe d'amour, welche eine Terze tiefer stand als die gewöhnliche, und eine unten zugemachte Stürze hatte, deren Mündung etwa einen Finger dick war, ist nicht mehr im Gebrauche. Die neueste Anweisung, die Hoboe zu spielen, ist von Fröhlich.

Obolus, eine griechische Silber- auch Kupfermünze, den sechsten Theil einer Drachme geltend, etwa 10½ Pfennige an Werth. Früher bediente man sich statt derselben kleiner spitziger Stücke Eisen oder Kupfer (daher der Name ὀβολὸς ὄβελος, Spieß) beim Tauschhandel, deren sechs die Hand füllten, und ebenfalls eine Drachme aus-

machten; dieser Name ging dann auf jene kleine Silbermünze über. Einen Obolus steckten die Griechen den Todten als Fährlohn für den Charon in den Mund. Als Gewicht beträgt der Obolus ebenfalls den sechsten Theil einer Drachme, diese selbst aber hatte nicht durchaus einerlei Werth.

Obotriten, ein wendisches Volk, s. **Wenden** und **Mecklenburg**.

Obrigkeit. Unter dem Worte Obrigkeit werden überhaupt alle diejenigen begriffen, welche im Namen des Staats oder der Regierung eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andre üben. Es werden daher auch ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man spricht von Civil- und Militärobrigkeiten u. s. w. Doch wird auch der **Regent** selbst Obrigkeit genannt, und als hohe Obrigkeit von den Unterobrigkeiten unterschieden. Ist eine Regierung einmal bestehend (selbst wenn ihr Ursprung über ihre Rechtmäßigkeit Zweifel zuließe), und eine Obrigkeit von der höchsten Staatsgewalt angeordnet worden: so ist sie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzusehen; jede Untersuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Ursprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als sei sie unrechtmäßig, Gehorsam zu leisten, ist Aufruhr und Meuterei: es gilt in dieser Rücksicht durchaus der Spruch: eine jede Obrigkeit ist von Gott geordnet. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angesehen werden. Cz.

Obscuranten, Obscurantismus (von obscurare, verfinstern oder verdunkeln). Der Obscurant (Verfinstrer oder Verdunkler) steht dem Aufklärer entgegen. Während dieser sich bestrebt, die Begriffe der Menschen von physischen und moralischen, religiösen und politischen Gegenständen, so wie überhaupt von allen bedeutenden Angelegenheiten des menschlichen Lebens möglichst klar und deutlich zu machen, sucht jener das dunkle und verworrene Denken über dergleichen Gegenstände und Angelegenheiten, wie es bei ungebildeten oder verbildeten Menschen in der Regel vorkommt, zu erhalten, wo nicht gar zu vermehren. Das Bestreben des Aufklärers ist an sich löblich; denn da, wo klare und deutliche Begriffe möglich sind, soll auch der Mensch danach streben. Es kann aber in eine einseitige Verstandesbildung ausarten, bei welcher die höhern Interessen des menschlichen Geistes gefährdet werden, und insonderheit die ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle des Menschen an Innigkeit, Lebendigkeit und Kraft verlieren. Das Streben nach Aufklärung wird dann zu einer eitlen und schädlichen Aufklärungssucht oder Aufklärerei. Wenn nun der Obscurant sich bloß dieser entgegensetzte, so würde sein Streben auch nicht zu tadeln sein. Allein er bleibt dabei nicht stehen, sondern verschmäht das klare und deutliche Denken selbst da, wo es möglich und nöthig ist. Er kündigt sich daher als einen Feind des geistigen Lichts, oder als einen Freund der geistigen Finsterniß an, entweder weil er das geistige Licht nicht vertragen kann, und sich daher im Dunkeln gleichsam gefällt, oder weil er glaubt, es sei dem Menschen nicht zuträglich, von den oben bezeichneten Gegenständen und Angelegenheiten klare und deutliche Begriffe zu haben, oder endlich, weil er dies in Beziehung auf sich selbst für nachtheilig hält. Obscuranten der ersten Art sind alle sogenannte Gefühlsmenschen, weil sie von Natur das Helldunkel lieben; daher ist auch mit ihrem Obscurantismus eine gewisse Gutmüthigkeit verknüpft, besonders bei solchen, deren sympathetisches Gefühl sehr lebhaft ist. Die Obscuranten der

zweiten und dritten Art aber sind meistens Selbstsüchtige, welche zwar selbst gern klar und deutlich sehen möchten, aber Andre nicht an ihrem Lichte Theil nehmen lassen wollen. Vornehmlich ist dies der Fall bei denen von der dritten Art. Sie wollen gern über Andre herrschen, und meinen, dies sei um so leichter, je unaufgeklärter Jene seien. Daher sind sie die hartnäckigsten Gegner aller Aufklärung, und bilden eine Art von Partei, die man vorzugsweise Obscuranten nennt, so wie ihr gemeinschaftliches Streben Obscurantismus. In frühern Zeiten bezog sich dieser Obscurantismus hauptsächlich auf das Religiöse, und ging von der Geistlichkeit aus, welche das Volk (die sogenannten Laien, hohen und niedern Standes) in der Dummheit zu erhalten suchte, um es desto leichter für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen. In unsern Zeiten bezieht er sich mehr auf das Politische, und seine meisten Anhänger finden sich in den höhern Ständen der Gesellschaft, welche aus ähnlichem Grunde wünschen, daß das Volk (worunter sie aber nur die niedern Stände verstehen) nicht über seine Rechte aufgeklärt werde. Indessen verbinden sich auch oft der religiöse und der politische Obscurantismus mit einander, weil beiderlei Obscuranten in gewisser Hinsicht einen gemeinsamen Zweck haben, und durch gemeinschaftliches Wirken ihre Absichten besser zu erreichen hoffen. Da aber das Licht ein natürliches Bedürfniß der Menschen (körperlich und geistig) ist, so ist der Obscurantismus ein widernatürliches und eben darum vergebliches Bestreben. D.

Obsequium (lat.) ist 1. Gehorsam, Ergebenheit, insbesondere der unbedingte Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten (s. Klostergelübde). 2. ein Gefängniß, in das sie wegen bewiesener Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen. 3. in der Mehrzahl, und mit deutscher Endigung (Obsequien), bei den Katholiken das Todtenamt oder Seelenamt für Verstorbne; auch das feierliche Leichenbegängniß, die Todtenfeier.

Observanten, Observantes, Fratres de observantia, fratres minores S. Francisci regularis observantiae; s. Franciskaner.

Observanz (observantia), im Allgemeinen soviel als Gewohnheit, Herkommen; im besondern Sinne eine, in einer Gesellschaft (universitas) durch stillschweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Regel.

Observatorium, s. Sternwarte.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Occam oder Ockam (Wilhelm von), s. Nominalisten und Scholastiker.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Abend, Westen; dann auch die westlichen Länder unsrer Halbkugel.

Occidentalisches oder weströmisches (abendländisches) Kaiserthum. Theodosius der Große, letzter Alleinherrscher über das ganze römische Reich, hatte kurz vor seinem Tode jene ungeheure Ländermasse durch testamentarische Verfügung unter seine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahr alt) und Honorius (11 Jahr alt), also getheilt, daß jener den Orient (s. den Art. Byzantiner), dieser aber den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die Hälfte von Illyrien, mit den Hauptstädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei große Reiche zerspalten, sollten, nach Theodosius Bestimmung,

beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrschern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Kronen auf einem einzigen Haupte stets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke des Kaisers nicht entgangen war, daß beide Throne nur durch eine solche Verbindung sich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem letzten Athemzuge des großen Kaisers (11. Jan. 395 nach Chr.) traten die von ihm bestellten Vormünder seiner Söhne, der Minister Rufinus, ein Gallier, für Arcadius, und der Oberfeldherr Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verstorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein. Doch bald unterlag Rufinus der größern Kraft des Feldherrn, so wie die Plane des letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Konstantinopel scheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufinus Verlangen sogleich die Länder, das Heer und die unermeßlichen Kostbarkeiten aus dem kaiserlichen Nachlasse, war aber nicht gemeint, auch die Regentenmacht an den Minister, als den Vormund über den jungen Beherrscher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte sich an die Spitze der, dem Arcadius zugehörigen Heerabtheilung gestellt, um sie ihrem Gebieter zuzuführen, und sich so zugleich den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu sichern. Schon war er, auf dem Wege nach Konstantinopel bei Thessalonich angelangt, als Rufinus, den Helden und seine persönliche Erscheinung über Alles fürchtend, diesem den Befehl entgegenschickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für seine Person der Hauptstadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindseligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht scheinbar zu gehorchen, aber auch entschlossen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, der es wagen dürfte, ihm, dem Feldherrn und Retter des kaiserlichen Hauses, sich entgegenzustellen. Gainas, ein gothischer General, von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländischen Heeres bestellt, erhielt seine Aufträge, und Rufinus fiel auf dem Marsfelde vor Konstantinopel, umgeben von den angekommenen, darauf vorbereiteten Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaisers Arcadius. Doch Stilicho hatte irriger Weise geglaubt, seinem großen Ziele dadurch näher zu kommen; ja, er war in der That jetzt weiter als vorher davon entfernt, indem die Politik eines Eunuchen aus dem Innern des byzantinischen Palastes gegen ihn in die Schranken trat. Der kluge Höfling Eutropius, oberster Kämmerling und erster Günstling des Arcadius, und die eben so geistvolle, als reizende Kaiserin Eudoxia, gefielen sich selbst zu wohl in der leicht errungenen Herrschaft über einen schwachen Herrn und Gemahl, als daß sie dem Feldherrn einen Einfluß hätten gestatten sollen, der dem Günstlinge so gefährlich werden konnte. Arcadius selbst mochte es auch vorziehen, dem Höflinge und der schönen, schmeichelnden Gemahlin sich hinzugeben, als dem kraftvollen Ernste des Heerführers, und sich der weisen, ihm jedoch unbequemen, Berathung und Leitung eines Mannes zu überlassen, der des Vaters Stelle zu ersetzen wohl verstand. Man wußte sich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers, Gainas, zu versichern, und nachdem man alles versucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu stürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Konstantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches, und seiner, in den Grenzen des Orients liegenden großen Besitzungen für verlustig erklärt wurde; meuchelmörderische Anschläge auf sein Leben glückten aber nicht. Diese Feind-

seligkeiten gegen den Verwalter der occidentalischen Regierung gab das erste Zeichen zur ewigen Trennung beider Reiche, und des vorsichtigen Theodos weise Absichten scheiterten an den Leidenschaften einiger wenigen Menschen und an der Schwäche seiner jungen Söhne, welche jene nicht zu zügeln vermochten. Wohl hätte Stilicho, der weltberühmte Feldherr, sich vielleicht mit dem Schwerte in der Hand den Weg zu dem Palaste des Arcadius bahnen können, doch das schreckhafte Bild eines durch ihn erregten Bürgerkrieges hielt den Ehrgeiz des sonst wackern Mannes zurück; er überließ dem Eunuchen das Steuerruder des Orients und widmete sich nun einzig den Angelegenheiten seines Mündels Honorius, der Regierung des Abendlandes, dessen besondre Geschichte nach der nun vollendeten gänzlichen Scheidung von dem verschwisterten Morgenlande hier eigentlich beginnt. Die erste Sorgfalt des Vormund-Ministers war der Besiegung des aufrührerischen Statthalters in Afrika, Gildo, gewidmet. Als diese durch dessen eignen Bruder, den mauritischen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an seinem tyrannischen Bruder zu rächen hatte, vollbracht, Gildo selbst todt, auch Stilicho's Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte er seine Tochter Marie ihrem Vetter, dem 14jährigen Kaiser Honorius (393 nach Chr.), welche jedoch zehn Jahre darauf, und wie die Geschichtsschreiber versichern, noch als Jungfrau, starb. Schon zwei Jahre nach jener Vermählung brach ein Unglück über Italien aus, das Stilicho nur aufzuhalten, nicht abzuwenden vermochte. Alarich, der tapfre König der Westgothen, durch Stilicho im Jahr 397 an der gänzlichen Unterjochung Griechenlands gehindert, beschloß, sich dafür zu rächen und seine Fahne auf den Wällen Roms aufzupflanzen. Er fiel im J. 400 in Italien ein. Schon nahte er sich der Residenz des Kaisers, Mailand, schon hatte dieser sich in das feste Asta am Tanarus (jetzt Asti) geflüchtet, und mußte, darin belagert, sich den demüthigenden Antrag einer schimpflichen Capitulation gefallen lassen, als Stilicho, der mit reißender Thätigkeit die weit umher zerstreuten abendländischen Truppen gesammelt hatte, durch die Fluthen der Adda schwimmend erschien und Italien rettete. Alarich's Lager (bei Pollentia), mit diesem die großen zusammengeraubten Schätze Griechenlands, und Alarich's Gemahlin wurden die Beute der Sieger, die, als der gothische König dennoch auf Rom zog, und selbst nicht um den ihm angebotnen Preis der Rückgabe seiner Schätze und seiner Gemahlin, zum Rückzuge zu bewegen war, ihm eine zweite Schlacht bei Verona (403) lieferten, und ihn, nach einer gänzlichen Niederlage, in der er fast selbst umgekommen wäre, zur Räumung Italiens zwangen. Honorius, an seiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zog (404) im Triumph in das alte Rom ein, das jubelnd seinen Kaiser empfing, und verewigte das Andenken seiner Anwesenheit in dieser Stadt durch ein Edict, welches die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen für immer aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Honorius Rom, um in Ravenna seine Residenz aufzuschlagen, da die, in dem unbefestigten Mailand kaum überstandene Gefahr ihm die Bewohnung einer Festung anzurathen schien; und er pries seine Vorsicht, als zwei Jahre später Rhadagais, an der Spitze von 200,000 deutschen, sarmatischen und andern Kriegern, über die Alpen hereinbrach und bis Florenz vordrang. Stilicho, der sich bis dahin nur mit der Bildung eines Heeres beschäftigt hatte, ohne die Verwüstungen der Barbaren verhindern zu können, eilte mit dem kaum 40,000 Mann starken und

letzten Heere des seinem Verfalle immer mehr sich nähernden Reichs herbei, schloß durch eine ungeheure Kette von Verschanzungen das Heer des Rhadagais ein, versah das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln, während die Barbaren allmälig ausgehungert wurden, und ließ endlich, in einem allgemeinen Angriffe auf den entkräfteten Feind, das Werk des Hungers durch das Schwert vollenden. Rhadagais wurde gefangen und hingerichtet, die übrigen Gefangnen aber als Sklaven verkauft. So war Italien noch einmal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in seinen Grundfesten längst erschütterte Reich. Der Ueberrest des Barbarenheeres fiel (407) in Gallien ein, und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der sieben gallischen Provinzen und des Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, indem Stilicho sie zur Besiegung der Deutschen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte sich das römische Heer in Britannien, und wollte sich selbst einen Kaiser geben; doch erst der dritte, Constantin, ein gemeiner Soldat, wegen seines Namens von ihnen zum Herrscher gewählt, erhielt sich, nachdem seine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrschaft durch Dolchstöße vom neuen Throne wieder herabgeworfen worden waren. Constantin landete in Boulogne, und gern unterwarf sich ihm das von Honorius verlassene, den Barbaren Preis gegebne Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Constantins Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte sich glücklich schätzen, nach einem siebentägigen Sturme auf des gallisch-britannischen Kaisers Verschanzungen bei Vienne, sein fast aufgeriebnes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Grenzscheide zwischen Honorius und Constantin machten. Letztrer vereinigte kurz darauf (408) auch Spanien mit seinem neuen Reiche, wo er einen schwachen, bald besiegten Widerstand von Seiten der, daselbst auf reichen Besitzungen wohnenden vier Vettern des verstorbnen Kaisers Theodosius, und dagegen viele Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies unter dem weiten Himmelsstriche zwischen den Alpen und den Säulen des Herkules sich begab, entwickelten sich am Hofe zu Ravenna Begebenheiten, eine große Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte sich seines würdigen Gegners Stilicho Freundschaft erworben, und auf den Grund derselben ein Friedens- und Vereinigungsbündniß mit Honorius geschlossen, durch welches er zum Oberbefehlshaber der römischen Kriegsmacht in der Präfectur von Illyrien ernannt wurde. Stilicho hatte längst die Absicht, die morgenländische Hälfte dieser Präfectur wieder mit der occidentalischen zu vereinigen, und zugleich den immer gefährlichen Alarich durch die Aussicht auf die Pforten von Konstantinopel entfernt von Italien zu beschäftigen. Zwar unternahm dieser auch einige Bewegungen in Thessalien und Epirus; allein von Aemona aus sandte er nach Ravenna seine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und seine Vorschläge, ihn in den Besitz irgend einer occidentalischen Provinz, als bleibender Stätte für sein Volk zu setzen, wofür er Constantin demüthigen wolle. Nach den heftigen Auftritten in dem römischen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungestümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pf. Gold, als Hülfsgeld, zu beschwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über diese Nachgiebigkeit, die doch nur aus Stilicho's Kenntniß von der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht

angereizt, auch das Heer. Honorius Vertrauen zu seinem alten Minister ward immer mehr untergraben. Er fing an, ihn zu fürchten, dann zu hassen, als man ihm zuflüsterte, Stilicho habe die geheime Absicht, seinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu setzen, und so gab er seine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher die einzige Stütze des wankenden abendländischen Throns gewesen war. Stilicho's Haupt fiel 403; ihm folgten auf gleiche Weise sein Sohn und viele seiner Freunde; auch ließ sich zugleich Honorius von seiner zweiten Gemahlin, Thermantia, der zweiten Tochter des Stilicho scheiden. Von nun an befand sich dieser schwache Monarch in den Händen einiger Günstlinge, die bloß von Fanatismus und Selbstsucht erfüllt, nicht zu beurtheilen wußten, welchen großen Dienst sie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleistet hatten. Auch rächten diesen Fall die, diesem alten Feldherrn treu ergeben gewesenen fremden Hülfstruppen dadurch, daß sie, 30,000 Mann stark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch hatte man diesem jene sogenannten Hülfsgelder nicht bezahlt, und als man noch zu Ravenna darüber berathschlagte, was man auf Alarich's Frage darnach thun wolle, war dieser schon über die Alpen, den Po, bis Rimini vorgedrungen, hatte die Pässe der Apenninen erobert, die triumphalischen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus seinen Soldaten Preis gegeben, und lagerte sich unter den Mauern von Rom (408), welches er so eng einschloß, daß bald die schrecklichste Hungersnoth in demselben herrschte. Als Abgeordnete Roms, in Alarich's Lager gesandt, diesem zu erklären wagten: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung sich auf ihn losstürzen werde," sprach er die wenigen Worte: „Je dichter das Gras, desto leichter läßt es sich mähen," und als er endlich das ungeheure Lösegeld bestimmt hatte und man ihm fragte: „Wenn du dies, o König, von uns forderst, was willst du uns denn lassen?" antwortete er kurz: „Euer Leben!" Doch gab er in einigen seiner Foderungen nach, verließ die Umgebungen Roms, und nahm seine Winterquartiere im herrlichen Tuscien, nachdem ihm von der zitternden Hauptstadt des Reichs 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidne Kleider, 3000 Stück feines Scharlachtuchs und 3000 Pfund Pfeffer geopfert worden waren. Bald vermehrte sich sein Heer bis über 100,000 Mann, als sein Schwager Adolf (Astaulf) mit einem Heere von Gothen und Hunnen von der Donau aus sich bis zu ihm durchgeschlagen hatte. Nach fruchtlosen Friedensunterhandlungen mit Honorius, eilte Alarich, der sich des Hafens und der Stadt von Ostia bemächtigt hatte, wieder auf Rom zu, ernannte in der Person des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiser (409) und zog mit diesem, von demselben als Oberbefehlshaber der occidentalischen Kriegsmacht anerkannt, vor Ravenna. Schon war Honorius im Begriff, sich in die Arme seines Vetters, des jungen Kaisers Theodosius zu Konstantinopel, zu werfen, als er durch die Anhänglichkeit und Klugheit seines Feldherrn Heraklian in Afrika, und die durch Geldspenden erhaltene Treue seiner Leibwache, im Vereine mit den falschen Maßregeln des Attalus, seinen Thron gerettet sah. Alarich setzte selbst den Attalus wieder ab, und schickte dessen Purpur nach Ravenna. Zum Lohne dafür überfiel ihn des Honorius Feldherr Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündnisses mit seinem Kaiser für unwürdig. Doch fürchterlich rächte sich der schwer beleidigte Feind. Er wandte sich wieder

gegen Rom und nahm es in der Mitternacht des 24. Aug. 410, nachdem ihm von innen durch die Hände verrätherischer Sklaven ein Thor geöffnet worden war. Die alte Hauptstadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einwohner, auch viele kostbare Werke römischer und griechischer Kunst ein Raub der Barbaren wurden, die das wenigstens zerstörten, was in ihren Augen keinen wesentlichen Werth hatte, wobei auf Alarich's ausdrücklichen Befehl nur das Heiligthum der Kirchen anerkannt wurde, und ihr Eigenthum unberührt blieb. Dies geschah 1163 Jahre nach Erbauung der Stadt durch Romulus. Alarich verließ nach sechs Tagen Rom, plünderte das ganze südliche Italien und war im Begriffe, Sicilien und Afrika zu erobern, als ihn zu Cosentia in Unteritalien der Tod erreichte (410). Noch zwei Jahre lang mußte Italien die Anwesenheit der Barbaren ruhig dulden, bis Adolf, Alarich's Nachfolger, es verließ, als er nach vollzogner Vermählung mit Placidia, des Honorius Schwester, mit der Beute aus Rom und dessen südlichen Provinzen beladen, nach Gallien und Spanien zog (412), wo er der Stifter des westgothischen Reichs wurde. Italien athmete wieder freier, Rom erhob sich prächtig aus seiner Asche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn sein Beherrscher, der nach Adolf's Abzug noch elf Jahre lebte, nicht selbst zu kraftlos gewesen wäre. Gallien kam zwar einen Augenblick durch die Tapferkeit des römischen Feldherrn Constantius, der Constantin besiegte, und dafür die Hand der Witwe des kurz zuvor verstorbnen Adolf erhielt, ja sogar zum Mitregenten des Honorius ernannt wurde, wieder unter dessen Herrschaft; doch es wurde, wie Spanien, durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerrissen. Britannien und Afrika waren verloren, und die unseligsten Zwistigkeiten herrschten im Palaste zu Ravenna, wo Placidia zum zweiten Male Wittwe, nach des Augustus, Constantin's Tode ihre Herrschaft walten ließ, als Honorius nach einer zwar ereignißreichen, aber ruhmlosen, 28jährigen Regierung starb (24. Aug. 423). Placidia erfuhr die Nachricht davon zu Konstantinopel, wohin sie wegen der drohenden Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet war, unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaisers Theodosius II. vom Orient, wurde der Sohn der Placidia und des Constantins, Valentinian III., ein sechsjähriges Kind, zum abendländischen Kaiser ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, und behauptete sich als solche 25 Jahre lang, während welcher Zeit das abendländische Reich seinem gänzlichen Untergange immer näher gebracht wurde. War die Regierungszeit des Honorius durch Alarich berühmt geworden, so wurde es die des Valentinian zuerst durch den Einfall des Genserich, König der Vandalen, in Afrika (428), der das vandalische Reich in den dortigen Provinzen Roms stiftete, welcher Verlust durch die Abberufung des römischen Statthalters Bonifaz, der als ein Opfer der Eifersucht des römischen Feldherrn Aëtius fiel, befördert worden war. Ein zweiter empfindlicher Verlust für das weströmische Reich war die Abtretung des westlichen Illyriens an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin (die Tochter des Theodosius und der Athenais, Eudoxia) erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Kosten des Krieges gegen Johannes (einen vormaligen Geheimschreiber des Honorius, der nach des Letztern Tode sich des Throns zu bemächtigen gesucht hatte) ersetzte. Doch alles trat in Schatten, als plötzlich Attila, der Hunnen König, und des Vandalen Genserich Bundesgenosse, auftrat,

und, nachdem er, im Angesichte der Thürme von Konstantinopel dem Theodosius einen harten, jährlichen Tribut abgepreßt hatte, die Hand der Honoria, des Valentinian Schwester (die von Konstantinopel aus, wohin sie wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius, verwiesen worden war, im Gedränge aller Leidenschaften sich selbst und ihre Ansprüche auf Italien dem Hunnen hatte antragen lassen), nebst ihrem Erbtheile begehrte. Die abschlägige Antwort hierauf entschied den Krieg, welchen Attila mit einem Einfalle in Gallien begann, und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalaunischen Feldern (bei Chalons 450) sich wieder endigte, wo der römische Feldherr Aëtius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila schlug, und dessen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politische Rücksicht, in den Hunnen ein Gegengewicht gegen die mächtigen Gothen zu erhalten, erstern zum Rückzuge und zur Trennung von seinen Verbündeten veranlaßt hätte. Doch schon im Frühjahre 451 wiederholte Attila seine Foderungen auf die Prinzessin Honoria und ihr väterliches Erbe, und kaum war die abermals verneinende Antwort ertheilt, als er in Italien einbrach, Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo gänzlich zerstörte, Mailand, Pavia plünderte, und bis Rom vordrang, wohin Valentinian aus Ravenna geflohen war. Da entschloß sich dieser, durch eine Gesandtschaft um Frieden zu bitten, und die unwiderstehliche Redegewalt des Bischofs von Rom (Papst Leo I.), der an der Spitze der römischen Abgesandten stand; der Eindruck, den seine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen diesen, von der Eroberung Roms gegen ein Lösegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzustehen, während seine ausschweifende Leidenschaft zu der schönen Ildico derselben die Honoria aufopferte, die mit lebenslänglicher Einkerkerung den romantischen Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Attila's Tod (453) befreite den Kaiser des Occidents von einem der furchtbarsten Feinde, und Valentinian hätte glücklich regieren können, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen wäre. Verführt durch die Einflüsterungen des Eunuchen Heraklius, sah er mit einem Male in dem Stolze seines Oberfeldherrn Aëtius die Grundlage verrätherischer Absichten; er fing an ihn zu fürchten, und dieselben innern Gründe, welche die Hinrichtung des Stilicho einst anriethen, machten den Kaiser Valentinian zum Mörder des Aëtius, dem er in der Hitze eines leidenschaftlichen Wortstreits im Palaste zu Rom mit eigner Hand sein Schwert in die Brust stieß. Die Nemesis erreichte den unbesonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Maximus geschändet hatte; der beschimpfte Gemahl rächte sich, und Valentinian, der letzte römische Kaiser aus dem Stamme der Theodosius, fiel (15. März 455) auf dem Marsfelde, mit seinem Günstlinge Heraklius zugleich, durch die Schwerter zweier Anhänger des ermordeten Aëtius, die sich unter des Kaisers Leibwache befanden. Sein erbittertster Feind, der Senator und Patrizier Petronius Maximus ward vom Senat und Volk zum Kaiser ausgerufen. Desselben erstes Werk bestand darin, daß er seinen Sohn mit der ältesten Tochter des vorigen Kaisers vermählte und dessen Wittwe, Eudoxia, ihn zu heirathen zwang. Doch schon nach drei Monaten ward er das Opfer ihres Hasses und der Volkswuth. Eudoxia ergriff (da ihr von Konstantinopel keine Hülfe kommen konnte) das sonderbare Mittel, den König Genserich in Karthago um seinen Beistand zu ihrer Befreiung von einem verhaßten

Gemahle und um Rache zu bitten. Wie im Fluge erschien dieser mit seinen vandalischen Horden im Hafen von Ostia, der fliehende Maximus ward in den Straßen Roms gesteinigt, und verstümmelt in die Tiber geworfen, die Hauptstadt selbst aber, durch Leo des Großen muthvolle Beredtsamkeit noch einmal von Brand und Mord gerettet, vierzehn Tage lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit und alle Kostbarkeiten, die in den, seit Alarich's Einfall verflossenen 45 Jahren wieder aufgehäuft waren, alle öffentlichen und Privatreichthümer wurden ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele Tausende der unglücklichen Römer beiderlei Geschlechts auf ihren Schiffen nach Afrika schleppten. Während sich dieses zu Rom begab, ward in Gallien ein neuer Kaiser ausgerufen. Avitus, ein Gallier, unter Valentinian prätorianischer Präfect von Gallien, dann von Kaiser Maximus zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein talentvoller und kenntnißreicher Kopf, ward unter dem Einflusse des westgothischen Königs Theodorich, zu Arles mit dem Diadem des abendländischen Kaiserthums geschmückt (15. Aug. 455), auch sogleich vom Hofe zu Konstantinopel, aber mit heimlichen Unwillen vom Senate und Volke zu Rom anerkannt. Das erste Jahr seiner Regierung war daher auch sein letztes. Er sah in demselben die spanischen Provinzen von Theodorich, der unter dem Vorwande, als Bundesgenosse der Römer die dort eingefallenen Sueven wieder zu verjagen, dieselben als erobertes Eigenthum behandelte, dem Reiche so gut als entrissen, und gab sich selbst der Sinnlichkeit so sehr hin, daß er nicht nur gehaßt, sondern auch verachtet wurde. Ricimer, einer der obersten Anführer der zur Vertheidigung Italiens bestimmten fremden Truppen, der aber nach einem gewonnenen Siege über eine vandalische Flotte im Triumph zurückkehrte und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, kündigte dem Avitus das Ende seiner Herrschaft an (16. Oct. 457); dieser entfloh, als über ihn das Todesurtheil vom Senat ausgesprochen worden war, und kam auf dieser Flucht um's Leben. Auf Ricimer's, des allgewaltigen Feldherrn, Stimme wurde Majorian, sonst Soldat unter Aëtius, auf den Thron erhoben (457), den er durch Tugend und Verstand zierte. Seine heilsamen Verordnungen, besonders in Ansehung der Abgaben und deren Erhebungsweise, die Erneuerung der sogenannten Stadtvertreter (Defensores civitatum), und seine Sittengesetze zeichnen seine Regierung in Hinsicht der innern Verwaltung aus, während er so glücklich war, den Theodorich zu schlagen, und auch über Genserich, der auf's neue Italien anfiel, Vortheile zu erringen. Nur der unverschuldete Verlust seiner Flotte (460) hielt ihn von der Vernichtung des vandalischen Reichs ab. Doch war Rom eines solchen Regenten nicht mehr würdig, und Majorian ward ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterlosigkeit, so wie des Hasses seiner Feinde. Man nahm ihm den Purpur plötzlich wieder, und wahrscheinlich am fünften Tage darauf auch das Leben, während verbreitet wurde, er sei an der Ruhr gestorben (7. Aug. 461). Ein gewisser Libius Severus ward zum Kaiser ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung, sowol im Laufe dieser fünf, als auch der zwei folgenden Jahre, in denen der Thron unbesetzt blieb, war einzig in Ricimer's Händen, der es jedoch nicht wagte, dem Herrschertitel selbst anzunehmen. Allein bald sah er sich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Konstantinopel schloß mit Rom unter der Bedingung ein Bündniß, daß es dem Kaiser

Leo die Ernennung eines abendländischen Herrschers überlassen wolle. So ward der griechische Patrizier Anthemius Kaiser des Occidents, in dessen Hauptstadt er (12. Apr. 467) mit großem Pompe einzog. Dem Ricimer gab er seine Tochter zur Ehe, und es schienen jetzt zur Wiederbefestigung Roms viele, sonst getheilte Interessen glücklich vereinigt. Aber der Krieg gegen die Vandalen ward mit sehr abwechselndem Glücke geführt, und kostete ungeheure Summen, und bald entwickelten sich Mißverständnisse zwischen Anthemius und Ricimer, welcher letztre nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Bischofs von Pavia, Epiphanias, ward zwar eine Versöhnung zwischen beiden zu Stande gebracht; doch kurze Zeit darauf stand Ricimer mit einem großen Heere, durch Burgunder und morgenländische Sueven verstärkt, vor Rom, ernannte den Senator Olybrius, Schwiegersohn des Valentinian, zum Kaiser (23. März 472), und eroberte Rom, welches Anthemius mit dem ihm ergebnen Volke drei Monate lang vertheidigt hatte. Anthemius ward auf seines Schwiegersohns Befehl ermordet (11. Juli), die Stadt geplündert und mit dem Blute ihrer edlen Bürger bedeckt, und Olybrius als Kaiser eingesetzt. Einen Monat darauf (20. Aug.) starb der tyrannische Gothe Ricimer, bald darauf (23. Oct.) auch der neue Kaiser, und Rom sah sich der Willkür der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundischer Fürst, Gundobald, Ricimer's Neffe, als Oberbefehlshaber stand, von neuem Preis gegeben. Gundobald ernannte den Glycerius, einen seiner Soldaten, zum abendländischen Kaiser, unterstützte ihn aber so wenig, daß er durch den, vom konstantinopolitanischen Hofe ernannten, Julius Nepos, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), wieder verdrängt wurde, und das Bisthum Salona dafür erhielt. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß Nepos mit den Westgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, sah aber durch einen Aufruhr der verbündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Orest, sich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten. Fünf Jahre lebte er dort als landflüchtiger Kaiser, als er zu Salona auf Anstiften des Glycerius ermordet wurde, der vielleicht dafür das Erzbisthum von Mailand erhielt. Des Orest Sohn, Romulus Augustus, ward als Beherrscher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieses Reichs war gekommen; die verbündeten deutschen Truppen, Heruler, Rugier u. s. w. empörten sich unter ihrem Führer Odoaker, als Orest ihre Foderung, daß sogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter sie vertheilt werden sollte, zurückwies; Pavia, wo letztrer sich vertheidigen wollte, ward von ihnen mit Sturm erobert, Orest selbst hingerichtet, Augustus dankte ab, Odoaker ward von seinem Heere zum Könige ausgerufen, und die Senatoren von Rom ließen durch eine Gesandtschaft dem Kaiser Zeno in Konstantinopel die Eröffnung machen: „daß sie es weder für nothwendig erkennten, noch daß es ihr Wunsch sei, daß Italien fernerhin durch eigne Kaiser regiert werde, daß sie daher im Namen des Volks einwilligten, wenn der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Konstantinopel verlegt werde, daß sie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entsagen, die Republik aber sich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und demüthig bitten wollte, der Kaiser möge ihm den Titel eines Patriziers und die Verwaltung der Diöces Italien ertheilen.“ So tief war Rom gesunken, daß sein Senat selbst das Dasein eines Reichs vernichtete, dessen vormalige Größe von jenem Augenblicke an nur noch in der Erinnerung fortlebte. Kai-

ser Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verstehen, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrscher Roms sei, aber bald gefiel er sich selbst in der dargebotenen Würde eines Alleinherrschers, und ließ sich die Ehrenzeichen des weströmischen Kaisers überreichen. Der entthronte Romulus Augustus, dessen erster Name zu Konstantinopel in Momyllus, und dessen zweiter von den Römern spottweise in das Diminutivum Augustulus verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldstücken auf das Lustschloß des Lucull in Campanien verwiesen. So waren denn die Barbaren, die in demselben Grade, als der alte Geist der Römer nach und nach verschwand, sich emporgehoben hatten, aus Söldnern Roms dessen Bundesgenossen, und endlich dessen Herren geworden. König Odoaker regierte Italien vierzehn Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Ostgothen, besiegte Odoaker, und stiftete das ostgothische Reich auf Italiens klassischem Boden. Vom großen römischen Reiche blieb, nachdem es, von Zeit seiner Gründung durch Romulus angerechnet, zwölf Jahrhunderte bestanden hatte, nichts als der Name seiner ehemaligen Hauptstadt. Aus der Geschichte des Verfalls dieses sonstigen Riesenstaates ergeben sich auch die Ursachen seines Sinkens. Ueberhandnehmende Sittenlosigkeit zog den Verlust aller moralischen Kraft und Würde nach sich, und man kann wol behaupten, daß seit Honorius Thronbesteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange dasselbe sich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das seit Diokletian (284) schon angenommene System der Theilung des Reichs, die Theodosius zuletzt vollendete, ward der nächste Grund zu seiner politischen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, selbst durch die Verbreitung der christlichen Religion nicht abzuwendenden, moralischen Schwäche, durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die nach und nach steigende Civilisation der eingedrungenen fremden Völkerschaften diesen ein niederdrückendes Uebergewicht verlieh. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Ostgothen mitgebrachte Lehns- oder Feudalsystem änderte alle Verhältnisse eines Staates, der Jahrhunderte lang seinen Stolz in der republikanischen Verfassung gefunden hatte; ganz neue Erscheinungen traten hieraus hervor (s. Italien), und der neuentstandne Geist jener Zeit übte seine unwiderstehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römischen Volkssprache, an deren Stelle allmälig die italienische, französische, spanische und englische Sprache trat.

Occupation, Bemächtigung, Besitzergreifung, Besitznahme, ist nach dem Naturrechte diejenige Handlung, wodurch jemand eine herrenlose Sache (res nullius) zu der seinigen macht. Da durch das Gesetz im Staate und die ihm gleichgeltende Gewohnheit gewisse Dinge als herrenlos bestimmt sind, so ist kein Zweifel, daß dieselben durch Bemächtigung in das Eigenthum des Bemächtigenden übergehen. Ob und inwiefern aber überhaupt und vor allen Bestimmungen der bürgerlichen Gesellschaft die Occupation das Eigenthumsrecht begründe, darüber sind von jeher die verschiedensten Meinungen gewesen (s. Eigenthum). Die gewöhnlichste ist die, jeder Mensch besitzt ein ursprüngliches Recht, sich solche Sachen anzueignen, welche weder zu dem ursprünglichen, noch erworbenem Eigenthume eines Andern gehören. Vermöge dieses Rechts gehöre eine solche Sache dem ersten Bemächtigenden (res nullius cedit primo occupanti), und die occupatio sei daher ursprüngliche Erwerbsart (modus acquirendi originarius) des Eigenthums. In Rücksicht des Gegenstandes unterschied

man dann eine unmittelbare oder eigentliche Bemächtigung (occupatio primaria seu principalis), durch welche unmittelbar von einer Sache Besitz genommen wird, (und man erfoderte dazu eine wirklich herrenlose Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemein erkennbare Willenserklärung, die Sache als eigne besitzen zu wollen, und eine Beziehung der Sache) und eine mittelbare (occupatio accessoria oder accessio), welche durch Verbindung einer Sache mit bereits erworbenem Eigenthume geschehe. Die durch Accession zu occupirende Sache (accessorium, Zuwachs) besteht in einer neuen Form, (dann heißt sie auch Formgebung, specificatio) oder Materie, und geschieht durch Natur (accessio naturalis) oder Kunst (accessio industrialis) und im erstern Falle zufällig (occasio fortuita casualis), oder durch Wirkung der Hauptsache (accessio productiva). Jedoch bewirkt nicht jede Accession das Eigenthum, sondern nur die, welche ein Zeichen der unmittelbaren Occupation, oder als Ausfluß eines schon zustehenden Eigenthums- und Nutzungsrechtes angesehen werden könne. In dieser Rücksicht sagt auch das römische Recht, die Nebensache richtet sich nach der Hauptsache (accessorium sequitur suum principale).

Ocean ein aus dem Griechischen abstammendes Wort (s. Oceanus) das große Weltmeer, das die Erde umgibt, und, nach den verschiednen Ländern, deren Küsten es berührt, verschiedne Namen erhält. (vergl. Meer.)

Oceaniden (Okeaninen), die Töchter des Oceanus und der Tethys, dreitausend an der Zahl. Man verstand darunter, wie aus den orphischen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, sondern seine ganze weibliche Nachkommenschaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdischen, aus dem Weltstrome Oceanus abgeleiteten Brunnen- und Wasseradern; nur unterscheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob sie gleich auch von der Oceanide Doris abstammen, und daher vom Antipater von Sidon ebenfalls des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus (Okeanos), der älteste der Titanen, dessen Geburt sich an die Entstehung des Meers (Pontos) anschließt. Später als Pontos geboren, umströmte er die Erdscheibe, und hinter ihm senkte sich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Tethys die Flüsse und das heilige Töchtergeschlecht der 3000 Oceaniden. Nach einem andern Systeme (vergl. Homer Il. XIV. 201, 246) ist er Vater aller Götter und Menschen. Allenthalben erscheint er als ein friedlicher Gott; er nahm keinen Theil an der Entmannung des Kronos, auch ward er nicht mit den Titanen in den Tartarus verstoßen. Seiner umsichtigen Gelassenheit wegen gab man ihm die Metis (die Klugheit) zur Tochter.

Ocher oder Ocker heißen verschiedne abfärbende Metalloxyde, besonders wenn sie sich in der Natur finden. So hat man Eisenocher, Antimonocher, Wismuthocher u. s. w. Vorzugsweise aber versteht man unter Ocher den als Farbe gebrauchten Eisenocher, er mag künstlich oder natürlich sein. Seine Farbe fällt verschiedentlich in's Gelbe, Rothe und Braune.

Ochlokratie ist diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher nicht die gesammte Bürgerschaft, sondern der unverständige Pöbel die Herrschaft führt.

Oecolampadius (Joh.), stammte aus einem Schweizerge-

schlechte, und war 1482 zu Weinsberg in Schwaben geboren. Sein eigentlicher Name war Hausschein, aber nach damaliger Sitte durch Oecolampadius in's Griechische übersetzt. Früh kam er auf die Schule nach Heilbronn und in seinem 12ten Jahre auf die Universität Heidelberg, wo er die besten Anlagen zeigte. Von hier schickte ihn sein wohlhabender Vater nach Bologna, um die Rechte zu studiren. Er kehrte aber schon nach einem halben Jahre zurück, und ging nach Heidelberg, um sich der Theologie zu widmen. Bald verließ er auch den kurpfälzischen Hof, wo er Prinzenhofmeister geworden war, um zu Hause eine, von seinen Aeltern gestiftete Predigerstelle anzutreten. Da er aber hier die Lücken in seinen Kenntnissen wahrnahm, reiste er nach Tübingen und von da nach Stuttgart zu Reuchlin, wo er Griechisch und später von einem Spanier Hebräisch erlernte. Bald brachte er es in der griechischen Sprache so weit, daß er eine Grammatik herausgab. Darauf kehrte er nach Weinsberg als Prediger zurück, trat mit vielem Ernste auf, und eiferte in seiner Schrift: de risu paschali (über das Osterlachen), gegen die Späße der Prediger auf der Kanzel zur Osterzeit. Durch seines Freundes Capito Empfehlung ward er 1515 als Prediger nach Basel berufen, wo er Erasmus kennen lernte, Doctor ward, und mit demselben gemeinschaftlich Anmerkungen über das N. T. schrieb. 1516 nahm er einen Ruf als Prediger nach Augsburg an. Hier faßte er den Entschluß, sich in das benachbarte Brigittenkloster Altenmünster zurückzuziehen. Aber Luther's Schriften weckten freiere Gesinnungen und Ansichten in ihm auf. Nachdem er noch nicht zwei Jahre im Kloster gewesen war, begab er sich auf das Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. 1523 ging er nach Basel zurück. Hier ward er Professor der Theologie und Pastor substitutus. Allein mehrere angesehne Personen, wie Cochläus, suchten ihn vergeblich von der Reformation abzuziehen. Er verfocht sie in mehrern theologischen Disputationen und Religionsgesprächen, besonders zu Basel und Bern, und führte sie in Basel (1527 und 1528) ein. Musterhaft war sein Betragen in den Abendmahlsstreitigkeiten. Er zeigte sich in seiner Schrift: De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione, mit einer seltnen Mäßigung, und erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm also nur einen geistigen Genuß des Abendmahls an. Die Vertheidiger der körperlichen Gegenwart des Leibes griffen ihn darüber heftig an, und belegten ihn und seine Anhänger mit dem Schimpfnamen: Sacramentirer. Oecolampadius antwortete mit Ruhe und Würde, und zeigte sich bis an seinen Tod, der durch den Tod seines Freundes Zwingli herbeigeführt wurde, und 1531 zu Basel erfolgte, als einen friedliebenden, edeln und gelehrten Mann. Seine Lebensgeschichte hat Sal. Heß geschrieben. (Zürich 1793).

Octaëder, in der Geometrie ein regulärer Körper, der aus acht gleichseitigen Dreiecken besteht.

Octant, Octante, ein astronomisches Instrument, das aus dem achten, in Grade u. s. w. eingetheilten Theile eines Kreises besteht, und zur Berechnung der Sternweiten dient, jetzt aber wenig mehr gebraucht wird.

Octave heißt im diatonischen Tonsysteme der achte Ton von einem angenommenen Grundtone. Sie gehört zu den vollkommen consonirenden Intervallen, so daß, wenn sie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr fast nur einen Klang vernimmt, und kaum im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Eben

Digitized by Google

deshalb muß auch die Octave in unserm Tonsysteme eine vollkommne Reinheit besitzen, während alle andern Intervalle etwas über oder unter sich schweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den nach oben gelegnen achten Ton vom Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben diesen Grundton angibt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben diese Saite noch einmal so lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Also kommt auf der achten diatonischen Saite der Ton der ersten oder untersten noch einmal so hoch wieder. Eben so wiederholt die neunte Saite den zweiten Ton oder die Sekunde, die zehnte Saite den dritten Ton, oder die Terzie u. s. f. Nach der Einrichtung unsers neuern, d. h. diatonischen Tonsystems, ist die Octave daher die Grenze, innerhalb welcher alle sieben wesentlich von einander verschiednen Töne enthalten sind; und alle Töne außerhalb der Grenze einer Octave sind nichts anders, als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der Octave enthaltnen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher Octave auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatonischen Systems, welche eine Octave umschließt, und die Griechen nannten deshalb die Octave Diapason, d. h. ein Intervall, welches durch alle vorhandnen Töne geht oder alle Töne des Systems in sich faßt. Die Zahl der obern und niedern Octaven, oder wie viele Octaven von verschiedner Höhe vornehmlich zu unterscheiden sind, läßt sich bei der immer wachsenden Ausdehnung der Instrumente, namentlich der Saiteninstrumente und vorzüglich des Fortepiano, das seit kurzem um eine ganze Octave vermehrt worden ist, nicht fest bestimmen. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat vor allen Intervallen den wenigsten harmonischen Reiz. Deswegen sagen die Tonsetzer, die Octave klinge leer, und verbieten, wo nur eine Hauptstimme ist, in Octaven fortzuschreiten, außer im Anfange, oder bei einem Schlusse. Hingegen thut auch eine Reihe auf einander folgender Octaven bei passenden Veranlassungen sehr gute Wirkung. Falsche oder verbotene Octaven sind daher im mehrstimmigen Tonsatze Fortschreitungen zweier Stimmen in Octaven, welche durch ihre Leerheit das Ohr beleidigen. Warum in einem vierstimmigen Satze die Octavgänge verboten sind, läßt sich daraus genügend erklären, weil, sobald zwei Stimmen in Octaven fortschreiten, keine Verschiedenheit dieser Stimmen mehr vorhanden ist, und z. B. der vierstimmige Satz zu einem dreistimmigen werden würde. Es gibt aber auch sogenannte verdeckte Octaven, worunter man solche versteht, die nur dann erst zum Vorscheine kommen, wenn der Intervallraum zweier, in gerader Bewegung in Octaven fortschreitenden Stimmen noch mit unwesentlichen Noten ausgefüllt wird. Von diesen werden in dem zweistimmigem Satze, aber in den beiden äußersten Stimmen des drei- und vierstimmigen Satzes nur diejenigen als fehlerfrei angesehn, bei welchen die Oberstimme eine Secunde, die Grundstimme aber eine Quarte oder Quinte steigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen ist nur unter den Mittelstimmen, oder unter einer äußersten und einer Mittelstimme erlaubt. Octave heißt auch bei der Orgel dasjenige offne Flötenwerk, welches nur eine oder zwei Octaven höher steht, als das Prinzipal. Octave bedeutet ferner in der römischen Kirche diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern, und sich auf ein Hauptfest in derselben beziehen, Osteroctave.

Octavia, eine Tochter des C. Octavius und der Attia, und Schwester des Kaisers Augustus. Alle Schriftsteller loben die Schönheit und den edlen Charakter dieser berühmten Römerin. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, M. Marcellus, vermählte sie sich mit dem Triumvir M. Antonius, um dadurch die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befestigen. Aber Antonius war nicht fähig, ihre Eigenschaften zu würdigen, und zog die buhlerischen Reize der Kleopatra der sittsamen Schönheit seiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahle nach Athen gefolgt, wo sie den Winter (39 v. Chr.) mit ihm verlebte, ohne an den ausschweifenden und üppigen Vergnügungen, denen dieser sich überließ, Geschmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwischenkunft wäre schon damals der Bürgerkrieg zwischen Octavius und Antonius ausgebrochen; sie aber besänftigte zunächst durch die dringendsten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn erzürnt war, und begab sich dann, die Beschwerlichkeit der Reise trotz ihrer Schwangerschaft nicht achtend, mit seiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen, und sich mit ihm auszusöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete sie ihn bis Korcyra, und kehrte dann auf seinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverständnisse entstanden bald zwischen Antonius und Octavius. Um einen scheinbaren Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius seiner Schwester, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, in der gewissen Erwartung, daß dieser sie zurückweisen werde. Wirklich geschah dies. Antonius vergnügte sich mit der Kleopatra zu Leukopolis, als Briefe der Octavia aus Athen ihm meldeten, daß sie mit Geschenken und Truppen nächstens bei ihm sein werde. Dieser Besuch war der Kleopatra so unwillkommen, daß sie nicht eher abließ, bis Antonius seiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr schickte. Auch jetzt trat sie nochmals vermittelnd zwischen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlassen, der ihr so verächtlich begegnet sei; sie aber bat ihn im Gefühle ihrer Pflichten, als Gattin und Römerin, sich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen, und die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr so theuern Personen nicht eines Weibes wegen durch die Gräuel des Krieges zu stören. Octavius erfüllte ihren Wunsch; sie blieb in dem Hause des Antonius, und beschäftigte sich gleich sorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derselbe mit ihr und seiner ersten Gemahlin Fulvia gezeugt hatte. Ein so edles Betragen der Octavia diente nur dazu, den Unwillen der Römer gegen den Antonius noch mehr aufzuregen. Jeder entrüstete sich mit Recht, einem solchen Weibe eine Buhlerin vorgezogen zu sehen. Endlich traf Octavien der empfindlichste Schlag; ihr Gemahl verstieß sie, und befahl ihr, sein Haus zu verlassen. Sie gehorchte, ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohns, Antillus, der sich bei dem Vater befand, mit sich. Bald war sie Zeugin des ausbrechenden Bürgerkriegs. Sie starb im J. Roms 742, etwa 10 J. vor Chr. Geb.; Augustus selbst hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte.

Octavius oder Octavianus, s. Augustus.

Octroi oder Octroy, ein altes französisches Wort aus der Kanzleisprache, eine Bewilligung, Verstattung einer Freiheit von Sei-

ten der Regierung; es wird besonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewissen Person oder Gesellschaft ertheilt werden. Daher heißen octroirte Handelscompagnien solche, denen das ausschließende Recht, einen gewissen Handel zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden ist, wie z. B. die ostindische Compagnie in England u. a. In ähnlichem Sinne spricht man von octroirten Verfassungen, im Gegensatze derjenigen, die nicht, wie diese, einseitig von dem Fürsten gegeben wurden, sondern auf Vertrag zwischen ihm und den Volksvertretern beruhen. In Frankreich heißt Octroi eine an den Thoren einiger Städte von Lebensmitteln zu zahlende Abgabe. Auch hieß die 1804 über das Rheinzollwesen geschlossne Uebereinkunft Rheinschifffahrts-Octroi (s. d. Art.).

Oculärglas heißt in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt ist.

Oculiren (Aeugeln), heißt das Verfahren des Gärtners, nach welchem er das mit Sorgfalt ausgeschnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeschlitzte Rinde eines andern so einsetzt, daß es fortwachsen kann. Der Zweck dieses Verfahrens ist die Veredlung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle seine wilden Aeste und Zweige nahm, aus dem eingesetzten Auge fortwächst, und mit dem Baume, von welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, so lange sich die Rinde von den Zweigen löst; jedoch nimmt man es am liebsten im Frühlinge oder Herbste vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, so treibt das eingesetzte Auge noch in demselben Jahre einen Zweig; das im Herbste eingesetzte aber schläft bis zum folgenden Frühlinge. Die Herbstoculation kann bis zum Ende Augusts geschehen. Die Augen nimt man allemal von den zuletzt getriebnen Zweigen, welche abgeschnitten werden, ehe sich die Knospen öffnen. Will man dann die Oculation nicht sogleich vornehmen: so schneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab, und steckt ihn einige Zoll tief in frische Erde oder in's Wasser. Das Auge wird einem Stückchen von der umgebenden Rinde abgelöset, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, desto sicherer wächst es. Bevor man das Auge einsetzt, muß man jedoch untersuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich ist, denn ohne diesen wächst es nicht. Ein durchsichtiges Loch auf der Rinde des Auges ist das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, sondern am Holze des Zweiges sitzen geblieben ist. In der Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einschnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde so weit auf, als nöthig ist, und schiebt das Auge so ein, daß es zwischen dem Einschnitte hervorsteht, bewickelt es mit Bast, und schneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingesetzten Auge ab, bei der Herbstoculation aber erst im Frühlinge, wenn man sieht, daß das Auge noch Leben hat, und gedeihen will. Sobald das Auge angewachsen ist, öffnet man den Verband. Eine eigne Art des Oculirens ist die, wenn man eine ganze abgestreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehrere Augen befindlich sind, auf einen gleich starken, seiner Rinde beraubten, wilden Stamm zieht. Die Oculation nichtholziger Gewächse gelingt nur selten.

Oczakow, (Otschakow) von den Türken Dzain Krimenda genannt, eine Stadt im russischen Gouvernement Cherson, mit 80 Häu-

fern und einem kleinen Hafen, liegt am Einfluß des Dnepr in's schwarze Meer, war unter der türkischen Herrschaft eine bedeutende Festung und hatte außerdem eine Citadelle, die mit 25 Fuß hohen Wällen umgeben war. Die Einwohner sind Tataren. Oczakow ist in den Kriegen zwischen den Russen und Türken fast ganz zerstört worden. 1737 ward es von den Russen, die bei dem Sturm 18,000 Mann verloren, genommen. Die Türken machten in demselben Jahre mit 70,000 Mann einen Versuch, es wieder zu nehmen, mußten sich aber mit einem Verluste von 20,000 Mann zurückziehen. 1738 verließen es die Russen, nachdem sie die Festungswerke niedergerissen hatten. Die Türken befestigten es 1743 auf's neue, und blieben im Besitz bis zum 17. Dec. 1788. Damals wurde Oczakow, nach einer langen Belagerung, von den Russen unter Suwarow gestürmt, und die Festung zerstört, und im Frieden 1791 von den Türken abgetreten. Die umliegende Gegend ist meist holzlose Steppe.

Ode, ein Gedicht, das zu derjenigen Gattung gehört, welche die poetische Darstellung des den Dichter bewegenden Gefühls enthält, d. h. zur lyrischen. Daß es ferner der reinlyrischen Poesie, oder derjenigen Klasse der lyrischen Gedichte angehöre, welche das innere Leben des Dichters, wie es sich in einzelnen Zuständen des bewegten Gefühls verkündet, am unmittelbarsten und reinsten, d. h. in seiner unmittelbaren Aeußerung in der Gegenwart ausdrücken, haben wir unter dem Artikel Lyrik angedeutet. Uebrigens ist das Wort in verschiednen Bedeutungen gebraucht worden. Die Griechen nannten jedes lyrische Gedicht, welches sich vorzüglich zum Gesange eignete, mithin vorzüglich das rein lyrische Gedicht (entgegengesetzt dem elegischen oder der Elegie), eine Ode (ᾠδή), das ist Gesang, Lied, und umschlossen daher auch das Lied, welches die Neuern von der Ode abgesondert haben. Wir kennen die griechischen Oden durch die Chorgesänge der griechischen Dramen, durch Pindar's heroische Oden, welche die Sieger in den geheiligten Nationalspielen und Kämpfen als Söhne der Götter preisen, durch die wenigen Ueberreste der Liebessängerin Sappho, des Alcäus u. a., durch die anakreontischen Gesänge, durch die Skolien, und durch die Nachahmungen der Römer, besonders im Horaz. Weder der Gegenstand, noch der Grad des Gefühls und der Erhebung schloß ein rein lyrisches Gedicht von diesem Namen aus. Auch die Hymnen oder Lobgesänge der Götter (die homerischen Hymnen gehören jedoch nicht hieher, denn sie sind epischer Art), die nach den gepriesenen Gottheiten selbst verschiedne Benennungen erhielten, z. B. die Dithyramben (nach der ursprünglichen Bedeutung: Hymnen auf Bacchus) konnten dazu gerechnet werden. Die Oden der Alten unterscheiden sich von den lyrischen Gedichten der Neuern dadurch, daß sie, gemäß dem herrschenden Charakter des Alterthums (s. Antik), das Gefühl mehr durch die Gegenstände selbst schildern. Denn das Plastische, oder die Gestaltung des Innern zur äußern Anschauung, ist ein Hauptzug der griechischen Kunst; in einer bewegten Reihe klarer Bilder, in mannichfaltigen, kunstvoll verschlungnen Rhythmen sprach sich bedeutsam das Gefühl des Dichters aus. In neuern Zeiten hat man nun die Ode von dem Liede getrennt, so daß man die Ode als diejenige Art der lyrischen Poesie betrachtet, welche die tiefern Bewegungen des Gemüths, und den Wechsel starker, erhabner Gefühle der Lust und Unlust, mit hohem Schwunge der Begeisterung verkündet. Ihre Gegenstände sind die erhabensten, von deren Größe und Macht durchdrungen, der Sänger zu erliegen scheint;

aber er richtet sich auf im Gefühle seiner Kraft, und sie heben ihn himmelan. Hier offenbart sich der ganze Reichthum des Gefühls, die kühnste Kraft, das innerste Leben; das Ideal wird im Gefühl ergriffen, und durch die von demselben aufgeregte Phantasie angeschaut. Damit hängt zusammen die höchste Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmischer Bewegungen, welche sich durch kunstvolle Bildung und Verschlingung der Strophen kund thut, ferner der freieste Gedankenschwung, die Wahl der kühnsten Bilder und Sprachwendungen; denn wie das Innere eines Kunstwerks, so muß auch das Aeußere beschaffen sein. Das Lied dagegen nennen die Neuern dasjenige lyrische Gedicht, welches in einem kunstlosern und einfachern Tone den sanftern Erguß des Herzens, oder das unvermischte Gefühl ausspricht. Es sind also auch hier nicht sowol die Gegenstände, als vielmehr die Grade des Gefühls und seine Steigerung, welche das Lied von der Ode unterscheiden. Zugleich müssen wir hier noch einer dritten Bedeutung des Ausdrucks Ode gedenken, welcher von der ersten abgeleitet ist. Die Beibehaltung und der Gebrauch der von den Alten erfundnen reimlosen, lyrischen Strophen (z. B. der alcäischen Strophe, des sapphischen Versmaßes ꝛc.), hat bei uns allen lyrischen Gedichten, welche in diesen, ehemals für die Oden bestimmten, oder ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, den Namen Ode gegeben. Daher kommt es nun, daß viele lyrische Gedichte der Alten, z. B. Gedichte des Anakreon, und viele des Horaz, ja selbst viele von Klopstock und andern deutschen Dichtern schon wegen dieser Versmaße, oder in jener ältern und weitern Bedeutung, Oden genannt werden, die wir in Hinsicht ihres Inhalts Lieder nennen würden. Eben so hat auch die Benennung Lied von den, für dasselbe in neuerer Zeit beliebten und gangbaren Reimformen eine abgeleitete Bedeutung erhalten. Lieder nämlich heißen uns gewöhnlich singbare lyrische Gedichte, da wir im Gegentheile die (reimlose) Ode selten und nur ausnahmsweise mit Musik begleiten, und zu singen pflegen: und wir nennen daher in letztrer Beziehung (d. h. in Hinsicht auf die äußere Form) manches Gedicht ein Lied, was hinsichtlich Inhalts Ode in der neuern Bedeutung zu nennen sein würde; z. B. Luthers Lied: eine feste Burg ist unser Gott, und viele Kirchenlieder von Klopstock, Cramer und Andern. Im Grunde lassen sich die Grenzen zwischen Ode und Lied nicht immer genau festhalten, und überall gibt es Uebergänge, da die Grade des Gefühls, selbst wechselnd und unbestimmbar sind. Indessen bedürfen wir, um das weite Gebiet der lyrischen Poesie einigermaßen zu übersehen, dergleichen Klassenabtheilungen und Namen, durch welche, wie bei jeder Klassificirung die möglichen Uebergänge nicht geleugnet und aufgehoben werden. Bleiben wir daher nun bei der Ode im eigentlichen Sinne, oder in der zweiten Bedeutung etwas stehen, und entwickeln aus jenem Begriffe mehrere Eigenthümlichkeiten derselben. Im Zustande des bewegtesten Gefühls wird die dem Gefühle verwandte Phantasie mächtig angeregt; dieses bestimmt die Art, Folge und Verbindung der Gedanken. In diesem Zustande ergreift der Dichter die Gedanken, die seinem Gefühle als Ursachen oder Wirkungen, Veranlassungen oder Zeichen zunächst verwandt sind, und ihn am meisten anziehen; das wechselnde Gefühl aber verstattet nicht eine planmäßige Folge der Bilder, durch welche der ruhige Erzähler seine Begebenheit der Einbildungskraft des Lesers und Hörers vorführt, die Gegenstände schildern sich vielmehr in dem Eindrucke auf das Gemüth des Dichters ab. Das Gefühl ist also das Bestimmte in der

Ode, wie in der reinlyrischen Poesie überhaupt, und der Zusammenhang ist nur nach der Einheit des, dem Gedichte zum Grunde liegenden poetischen Gemüthszustandes, und nach der Uebereinstimmung alles Einzelnen mit demselben zu beurtheilen. Die poetische Begeisterung tritt am meisten in der Ode hervor, und wird daher auch am meisten in ihr vermißt. Letztres ist der Fall, wo der Eindruck entweder in's Schwülstige, Uebersponnte und Gezierte fällt, oder wo er zu dem Gewöhnlichen, Matten und Gemeinen herabsinkt. Ein bewegtes Gefühl erfodert große Gegenstände und Gedanken. Wo diese nicht vorhanden sind, wird der pathetische Ausdruck lächerlich. Schwulst, Uebertreibung und Ueberspannung zeigen das fruchtlose Bestreben des Dichters, sich zu vergrößern. Wo aber die Gegenstände erhaben sind, und das Gefühl des Dichters nicht mit ihnen gleichen Schritt hält, so daß der Ausdruck unedel und ohne idealische Erhebung ist, da fällt das Unvermögen des Dichters noch deutlicher in's Auge. Daher läßt sich auch durch Nachahmung äußerer Formen, und durch die bloße Vernachlässigung eines planmäßigen Gedankenzusammenhangs das nicht hervorbringen, was man oft die lyrische Unordnung fälschlich genannt hat: denn es ist an sich nichts Negatives, sondern vielmehr der tiefer verborgne Gefühlszusammenhang, welcher ohne Tiefe des Gefühls nicht hervorgebracht, und durch äußere Nachahmung nicht erworben werden kann. Der Ode Flug, sagt Schreiber mit Recht, ist kühn und rasch, aber nur dem blinden Auge regellos, welches die schwindelnde Bahn der Begeisterung nicht zu verfolgen vermag. Die sogenannten lyrischen Sprünge sind nichts weniger als „disjecta membra poetae." Die Ode darf daher nicht als ein Werk der kalten Berechnung und künstlicher Zusammensetzung erscheinen, auch der Dichter muß nicht scheinen, als wolle er seinem Gegenstande erst ein höheres Interesse abgewinnen, und suche sich für denselben zu begeistern; wir müssen vielmehr in jeder echten Ode sehen, wie der Dichter von seinem Gegenstande wirklich begeistert wird. Das Gefühl entwickle sich vor dem Leser oder Hörer, steige nicht allmälig, wie im Liede, sondern rasch und feurig, bis zu einem hohen Grade, und laufe voll mannichfaltiger, kräftiger Uebergänge in die verwandten Empfindungen, durch welche zugleich die verschiednen Seiten des besungnen Gegenstandes hervortreten, harmonisch in sich selbst zurück. Da aber das starkbewegte Gefühl nur eine flüchtige Dauer hat, so ist Kürze, Fülle und Gedrungenheit, sowol im Ganzen als in dem einzelnen Ausdrucke, ein Haupterforderniß der Ode, wenn sie nicht ermatten und abspannen soll. Weitschweifigkeit ist ihrem Charakter ganz zuwider. Daß daher auch jene Deutlichkeit des Gedankenzusammenhangs, und jene Klarheit und Ausführung der Bilder nicht Statt finden könne, welche in andern, selbst lyrischen Gedichten verlangt wird, liegt am Tage. Darum ist aber Dunkelheit der Rede kein Erforderniß der Ode, welches der Dichter bezwecken müßte. Auch gibt es einen Grad des Affects, welcher die Besonnenheit und Herrschaft des Geistes ganz aufhebt, welche jede poetische Darstellung, ja die Bildung jedes Kunstwerks fodert: bei einem solchen Grade des Gefühls wird eine Dunkelheit erzeugt, die allem wahren Kunstgenusse widerspricht, und die Vollendung der poetischen Form unmöglich macht. Was aber die Bilder in der Ode betrifft, so ist z. B. das Gleichniß, wegen der ruhigen Ueberlegung, welche die Ausführung desselben verlangt, ihrem Charakter eben so widersprechend, als die Metapher und jedes flüchtige, aber starke, neue und überraschende Bild denselben vorzüglich

entsprechend ist. Bouterwek setzt die Ode dem Liede, wie Idealpoesie der Naturpoesie gegenüber. „Eine Ode," sagt er, „ist durchaus kein populäres Gedicht. Kühne, in das Innerste der Natur und des Geistes eingreifende Gedanken geben der Ode den höchsten lyrischen Schwung, wenn diese Gedanken, wie Anschauungen ihre Wahrheit unmittelbar in sich selbst tragen." Ob nun gleich die Ode überall die höhere geistige Bildung eines Volks, und eine Masse verbreiteter Ideen voraussetzt: so möchten wir doch keineswegs die Anspielung auf Kenntnisse, deren Inbegriff Gelehrsamkeit heißt, zu den Vorzügen der Ode rechnen, weil dadurch die poetische Selbstständigkeit des Gedichts unfehlbar leidet. Was ferner die verschiednen Gegenstände der Ode anlangt, so hat man sie hiernach verschieden eingetheilt. Der höchste Gegenstand ist die Gottheit, und was als Bild derselben angesehen, oder mit religiöser Erhebung gefeiert wird. Die höchste Gattung der Ode in dieser Beziehung ist die der religiösen Ode, oder des Hymnus, sofern er nicht episch ist. Hieher gehören viele hebräische Psalmen voll Größe und Erhabenheit, das sogenannte Lied Mosis und der Debora (s. Hymnus); unter den griechischen einige Oden des Pindar, der Hymnus des Kleanthes und viele Chöre in den griechischen Dramen; einige Oden des Horaz, z. B. das bekannte Carmen seculare, ob es gleich mehr Politur als Schwung hat. Hieher gehören ferner viele christliche Kirchenhymnen, z. B. des Prudentius und viele altdeutsche Lobgesänge; unter den französischen zeichnet man in dieser Hinsicht einige Gedichte J. B. Rousseau's, wegen der edeln, würdigen und großen Gesinnungen aus, die er in einen prächtigen und feierlichen Vers kleidete; unter den Engländern Hymnen des Gray, Akenside, Thomson, Cowley und Prior; unter den Deutschen vorzüglich Hymnen von Klopstock (z. B. dem Erlöser, dem Unendlichen). Nur ist in Hinsicht des letztern Jean Paul's Bemerkung sehr wahr: „Sogar in der Lyrik wirkt es entkräftend, wenn z. B. Klopstock zum Besingen Gottes durch die Erklärungen Anstalten macht, daß er das Besingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beschreibers wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beschreibers gehoben, aber nicht sonderlich der Gegenstand, Gott; auch findet man ungern in der Nähe des Allerhöchsten so viel Reflexion und Blick auf sein Beschreiben." Ferner gehören noch hieher unter den frühern Gedichten, viele von Cramer, Denis, Kretschmann, Uz; unter den spätern aber vorzüglich Gedichte und Lieder von Herder, Lavater, Mahler, Müller, Stolberg, Voß u. A. Die Hymne schließt sich durch die Dithyrambe (s. d. Art.), welche das höchste sinnliche Leben zum Gegenstande hat, an die weltliche Ode an. Zunächst der Hymne steht die heroische Ode, welche die höhere Menschheit, die Heroen oder Göttersöhne und Fürsten, das Heldenleben, den Kriegsruhm, die Geistesgröße ꝛc. besingt. Hieher gehören die meisten von Pindar's Oden und einige des Horaz; hieher die Bardengesänge und Kriegslieder; viele Oden der Engländer, z. B. Dryden's, Pope's, und der genannten deutschen Dichter, nebst Gleim, Ramler, Schiller und Göthe. Des letztern Prometheus gibt ein Beispiel einer, im Charakter einer bestimmten Person gedichteten Ode. Hieran schließt sich die s. g. didaktische Ode, von welcher die s. g. philosophische und satyrische Ode Unterabtheilungen sind. Didaktisch nämlich nennt man die Ode, sofern sie zum Gegenstande große, das Gemüth begeisternde Wahrheiten, oder die Ideale der Kunst und des Lebens hat, deren Begeisterung der Dichter kräftig, aber nicht in abstracto ausspricht, und

zwar entweder ohne Beziehung auf ſeine Zeitgenoſſen (dann nennen wir ſie philoſophiſche Ode), und ohne im eigentlichen Sinne lehren zu wollen, oder mit ſtrafendem und züchtigendem Ernſte auf ſeine Zeitgenoſſen blickend (ſatyriſche Ode), wie z. B. Horaz im tiefer erregten Gefühle Flammenworte ausſpricht, wenn die Entartung der Zeit ihn ſchmerzlich anregt. Hier aber geht die Ode, indem ſie lehrendes und ermahnendes Gedicht wird, leicht in kalte Reflexion und trocknes Moraliſiren über, wodurch der beſchriebne Charakter der Ode, und die poetiſche Selbſtſtändigkeit verloren geht. Endlich gibt es noch eine Gattung der Ode, in welcher bedeutende Gegenſtände und Ereigniſſe der Natur und der Geſchichte, wichtige Zeitbegebenheiten (daher politiſche Oden), und Ereigniſſe aus dem Leben des Individuums in ihrer mächtigen Einwirkung auf das Gefühl dargeſtellt werden. Hieher gehört z. B. Klopſtock's Ode auf den zürcher See (die Frühlingsfeier, die Geſtirne u. a. aber ſind mehr Hymnen oder religiöſe Oden); viele Oden Stolberg's auf die gegenwärtige Zeit (andre ſind heroiſche Oden); endlich Klopſtock's Geneſung ꝛc. Von den zuletzt angegebnen Gegenſtänden aus, verliert ſich die Ode in die weite Fläche des Gelegenheitsgedichts. „Soll die Ode," ſagt Bouterwek treffend, „als Gelegenheitsgedicht ausgeführt werden: ſo muß der zufällige Stoff nur, wie z. B. in Pindar's Preisgeſängen, in die höhere und univerſelle Dichtung hineingezogen werden," ja wir möchten hinzuſetzen, die Veranlaſſung ſelbſt eine poetiſche Anregung enthalten. Gewöhnlich aber ſtimmt ſich der Gelegenheitsdichter erſt auf ſeinen Gegenſtand, und verſtimmt dadurch den Leſer für denſelben. „Lyriſche Werke," fährt Bouterwek fort, „die im Odenſtyl eine Perſon oder ein gewiſſes Factum beſingen, wie z. B. Cramer's Ode an Luther, und ſo manche andre Schein-Ode auf den und auf die, ſind nur Lobreden und Gelegenheitsreden in poetiſchem Coſtüm. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht ſo arm an Oden, die dieſen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Beſingen einzelner Perſonen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte." Uebrigens ſind die beiden letztern Gattungen der Ode von den Neuern vorzüglich ausgebildet worden, deren Hauptgebrechen der Uebergang in den eigentlichen Lehrton, und das Hinneigen zum Schwermüthigen, fälſchlich ſ. g. Elegiſchen ſind. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und ſeine Bilder ſind nicht ſelten nur kalte Erzeugniſſe einer gereizten Phantaſie; die neuern lateiniſchen Dichter, ſelbſt der ausgezeichnete Balde (ſ. d. Art.), Lotichius und Johannes Secundus ſind, ſo wie die Italiener, Nachahmer der Alten. Letztre ſind ſehr weitſchweifig, oft ſchwülſtig, nicht ſelten ſpielend und witzig. Unter ihnen hebt man den Chiabrera aus. Die Spanier, unter welchen man einen Garcilaſo de la Vega, Quevedo, Gongora u. A. nennt, ſind ihnen am ähnlichſten. Die Engländer, deren größte Odendichter wir oben nannten (Cowley, Gray, Weſt, Akenſide, Dryden, Young, Shenſtone), nehmen meiſtens einen kräftigen Lehrton an, und haben häufig Zeitgegenſtände behandelt. Die Franzoſen unter welchen J. B. Rouſſeau, L. Racine, Greſſet, Chenier und Lebrun ausgezeichnet worden, ſind äußerſt declamatoriſch, und ſtrotzen, wie Bouterwek ſich ausdrückt, von moraliſchen Sentenzen und Bildern ohne poetiſche Anſchauung. Die Deutſchen haben in dieſer Gattung ſeit Wekherlin, Opitz, Flemming ꝛc., dem kräftigen Haller, Hagedorn, Uz, dem correcten und gewandten Ramler, Stolberg, Voß, Koſegarten, Schubart, Herder Schiller, Arndt u. A. mannichfaltige Töne angeſchlagen,

Höchst eigenthümlich, voll starken Gefühls, gedankenreich und gedrängt ist Klopstock, doch verwirrt er sich ebenfalls oft in Antithesen und harten rhetorischen Wendungen, anderntheils in die Elegie. Ihm ist der geniale Baggesen sehr verwandt. Der oben genannte Schriftsteller zeichnet unter den geschichtlich vorhandnen Gattungen nur drei, als epochemachend aus, die Pindar.sche, Horazische und Klopstock'sche. Einige nehmen auch eine scherzende Ode an, und erinnern an einige scherzende Gedichte des Horaz, Catull, so wie an Voß's Ode an Göckingk. Wenn aber das Erhabene und der Erguß des tief bewegten Gemüths die Ode von dem Liede unterscheiden soll: so kann der bloße Gebrauch der Versmaße der Ode, welcher besonders die Parodie begünstigt, kein scherzendes Gedicht zur Ode machen. T.

Odessa, ein blühender Seehafen und der Mittelpunkt einer neuen lebendigen Handelswelt im südlichen europäischen Rußland, im Gouvernement Cherson, zwischen den Mündungen des Dniesters und des Dnepr's, am nordwestlichen Ende der kleinen Bai Adschai, unter 46° 29′ 30″ N. B. und 48° 17′ 35″ W. L. Rußland hatte seit Peters I. Regierung und zumal seit der Erwerbung des südöstlichen Polens, nach einer Niederlassung am schwarzen Meere getrachtet. Als Catharina im Frieden von 1791 Oczakow und den ganzen Landstrich bis an den Dniester erhalten hatte, wählte sie diesen Platz, Namens Kodschabey, wo bloß einige Nomadenhütten standen, zu einer neuen Handelsstadt, da die Lage an einer Bai, die selbst für die größten Kriegsschiffe Ankergrund hat und kaum zufriert, große Vortheile darbot. Es wurden mehrere Regimenter zur ersten Anlage gebraucht, womit man 1794 den Anfang machte, und in zwei Jahren war man schon weit damit gekommen. Alexander vollendete, was Catharina begonnen hatte, und machte den Herzog von Richelieu, der nach seiner Auswanderung aus Frankreich in russische Kriegsdienste getreten war, zum Gouverneur der neuen Stadt, die unter seiner Aufsicht bald gedieh. Die ersten Bewohner der Ansiedlung waren einige griechische Familien, aber schon 1804 zählte man eine Volksmenge von 15,000 Seelen. Die Stadt ist in einem länglichen Viereck regelmäßig auf einem, nach dem Hafen sich neigenden, Abhange erbaut. Die Umgegend ist eine weitgedehnte Ebene, deren fruchtbarer Boden einst den fleißigen Anbau reichlich belohnen wird, doch ist in gewissen Jahreszeiten die Luft ungesund. Die Stadt hat Festungswerke, die den Hafen beschützen. Dieser hat für ungefähr 300 Schiffe Raum, und wird durch zwei große Dämme gebildet. An einem Ende des Hafens, der Feste gegenüber, liegt das Lazareth, und auf einer vorspringenden Spitze an der Südseite der Bai erhebt sich ein Leuchthurm. Die Rhede ist sehr geräumig und der Ankergrund im Sommer sicher, da sie gegen Wind, den Süd-Ost ausgenommen, geschützt ist. Die Stadt ist schön gebaut, und die geraden und breiten Straßen schneiden sich alle in rechten Winkeln. Die Häuser sind hübsch und fast alle zwei Stockwerke hoch. Unter den 7 Kirchen ist die russische Kathedrale die vorzüglichste. Die Admiralität, das Zollhaus, das Spital — sämmtlich in der Nähe des Hafens — die Börse und das ansehnliche Theater, wo abwechselnd russische Stücke und kleine italienische Opern aufgeführt werden, sind die vorzüglichsten Gebäude. In der Mitte der Stadt liegt ein schöner öffentlicher Garten. Nördlich von der Stadt sind mehrere Niederlagen für Salz und gesalzenes Fleisch und westlich liegen Wasserbehälter. Bei der Entfernung der Flüsse, die sich auf beiden Seiten der umliegenden Gegend in's Meer ergießen,

war das Wasser bisher selten; doch wird diesem Mangel abgeholfen werden, da der Kaiser bei seiner Anwesenheit 1818 gegen 1 Million Rubel zu einer Wasserleitung anwies. Unter den Bildungsanstalten steht oben an das große, nach dem Muster der französischen Lyceen eingerichtete Gymnasium, das eine bedeutende Anzahl von Zöglingen hat, die Unteroffizierrang haben, wie Soldaten gekleidet sind, und jährlich 750 Rubel jeder für den Unterricht zahlen. Eine wohl eingerichtete Töchterschule, die besonders auch auf häusliche Bildung Rücksicht nimt, steht unter Aufsicht der Gemahlin des General-Gouverneurs. Auch gibt es Schulen für Handel und Schifffahrt. Seit einigen Jahren besteht ein ansehnlicher botanischer Garten, wo der Hofrath Descemette besonders auch den systematischen Anbau der Holzarten betreibt, und junge Leute Anleitung zur Gärtnerei erhalten. Die neu angelegten Seebäder werden besonders von Polen besucht. Die Zahl der Einwohner war 1822 gegen 40,000. Die Mehrzahl derselben besteht aus Russen, Griechen und Juden, aber es gibt auch viele Ausländer und besonders viele deutsche Handwerker in der Stadt. Im geselligen Leben herrscht viel Freiheit, und der Unterschied der Stände legt auch hier, wie überhaupt in ganz Rußland, keinen Zwang auf. Die arbeitende, nicht ansäßige Volksklasse besteht aus Kleinrussen, die eine russische Mundart sprechen und meist entwichene Leibeigene aus nahen und fernen Oertern sind. Das Leben in Odessa ist wohlfeil. Die ersten Bedürfnisse können in einem Lande nicht theuer sein, wo es wenig Städte gibt und wo man den Gewinn des vierzehnten Korns nur eine mittelmäßige Ernte nennt. Die Umgegend wird von Ansiedlern aus verschiednen Gegenden Deutschlands, von Bulgaren, Zigeunern, polnischen und russischen Bauern bewohnt. Die Lage der deutschen Ansiedler, und zumal der Schwaben, welche die Mehrzahl ausmachen, ist so nachtheilig, daß Viele ihr Eigenthum verlassen, um in der Stadt für Tagelohn zu arbeiten; denn obgleich die Regierung ihren Zweck, die unermeßlichen Steppen zu bevölkern, eifrig verfolgt, und bei der Unterstützung der Ansiedler, welchen sie außer Vorschüssen und einem Strich Landes, Abgabenfreiheit auf 25 Jahre bewilligt, keinen Aufwand scheut: so kommen doch die schwäbischen Einwandrer, die durch ihre frühern Verhältnisse auf eine niedre Bildungsstufe herab gebracht waren, jenen wohlwollenden Absichten nicht entgegen, und bei dem Mangel an verständiger Betriebsamkeit und Wirthschaftlichkeit, fangen sie unter Bedrängniß und häuslicher Zerrüttung an, sich anzusiedeln, um sich fast nie aus dem Elende zu erheben. Ueberhaupt wird der Ackerbau in Neu-Rußland noch auf die roheste Weise betrieben. Unter den russischen Bewohnern der Stadt und Umgegend sind die Männer ein kräftiger wohlgebildeter Menschenschlag, und ihr Benehmen ist frei und heiter. Das weibliche Geschlecht ist dagegen im Durchschnitt sehr häßlich, schmutzig und faul, und auffallend ist das frühzeitige Abwelken der Weiber, das zum Theil von dem Aufenthalte in einer tiefen Erdwohnung (Semljanka) und von dem Genusse grober Nahrung und häufigen Branntweins herrühren mag. Die Juden sieht man in ihrer schmutzigen polnischen Tracht; geschmückter und zum Theil reich ist, bei einem übrigens schmutzigen und nachlässigen Aeußern, die Tracht der Jüdinnen, unter welchen man viele schöne und üppige Gestalten findet. Die Griechen zeigen sich im buntesten Gemisch bald in türkischer, bald in slavonischer Tracht. Die griechischen Frauen haben den Vorzug einer regelmäßigen und edeln Schönheit, und zeichnen sich in ihrer Tracht

durch einen leichten und schmalen Shawl aus, welchen sie in ihre schwarzen Haarflechten schlingen und auf beiden Seiten in eine Schleife binden. Der Hauptverkehr von Odessa ist der Handel, zu dessen Emporbringung der Hafen 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt wurde, nachdem man Vorsichtsmaßregeln gegen den Schleichhandel in's Innere getroffen hatte. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Korn, das aus der Ukraine kommt. Die Handelshäuser machen ihre Unternehmungen entweder auf eigne Rechnung, oder in Commission. Im ersten Fall machen sie mit dem Gutsbesitzer den Contract, seinen Weizen ihnen gegen einen bestimmten, zu gewissen Fristen zahlbaren, Preis zu liefern, oder der Gutsbesitzer gibt dem Handelshause den Auftrag, seinen Weizen gegen bestimmte (1 bis 2) Procente Commissionsgebühren zu verkaufen. Diese Contracte werden zum Theil in Kiew während der Contractzeit, wo alles dahin strömt, d. i. zwischen dem 15. und 25. Jan. a. St. auf die vorige oder künftige Ernte abgeschlossen, und die Gutsbesitzer schließen Contracte über 5 bis 20,000 Tschetwert (1 Tschwert beinahe 2 dresdner Scheffel). Das Getreide kommt nach Odessa meist auf Karren oder Wagen mit Ochsen, die in Zügen reisen, und von Zeit zu Zeit Halt machen, um die Ochsen auf den Steppen am Wege weiden zu lassen, weshalb die Fracht sehr wohlfeil ist. Im Sommer, wo diese Zufuhr gewöhnlich Statt findet, sieht man oft einige hundert Wagen an einem Tage in Odessa ankommen. Vom Auslande wurden früher Aufträge zum Getreideeinkauf mit drei vom Hundert gegeben, was aber jetzt seltner geschieht, da mehrere auswärtige Häuser ihre Einkäufe durch eigne Commanditen besorgen, und die immer zunehmende Mitbewerbung die Commissionen herabgesetzt hat. Der Weizen wird nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England ausgeführt. Triest, Livorno, Marseille, Barcelona und London, sind die vornehmsten Plätze, mit welchen Odessa in unmittelbarer Verbindung steht. Die übrigen, aus der Ukraine gezognen Gegenstände der Ausfuhr sind Flachs, etwas Bauholz und seit einiger Zeit Talg und Rindshäute, die nach England versandt werden, indem man die Häute zusammenhefter und mit Talg ausgießt. Die bedeutendsten Einfuhrgegenstände sind Kolonialwaaren und Fabrikate aller Art, und man findet englische und französische Luxuswaaren, besonders in den glänzenden Läden der schönen Straße Richelieu, in großem Ueberflusse. Von deutschen Handelsplätzen ist Wien der einzige, mit welchem Odessa unmittelbar Wechselgeschäfte macht, und der Speditionsplatz zwischen Deutschland und Odessa ist Brody, wohin alle Briefe zur weitern Beförderung gehen. Der Handel beschäftigt theils Ausländer, besonders Engländer, Franzosen und Italiener, welche die reichere Klasse des Handelstandes bilden, aber meist mit auswärtigen Häusern in gesellschaftlicher Verbindung stehen, theils Juden und Armenier. Die breiten Straßen zeigen das geschäftige Gewühl einer Handelsstadt in den mannichfaltigsten buntesten Gruppen. Die Zahl der jährlich ankommenden Schiffe beträgt gegen 800, wovon die Hälfte aus russischen und beinahe ein Drittheil aus brittischen besteht. Der einheimische Gewerbfleiß ist erst im Werden; doch gibt es schon bedeutende Brauereien und Brantweinbrennereien, einige Wollen- Seiden- Tabaks- und Lichtfabriken; wahrscheinlich wird der durch Mitbewerbung erschwerte Gewinn im Handel mehr Anregung zum Kunstfleiße geben, da auch die Regierung dieses Streben begünstigt,

und kein lästiger Zunftzwang Hemmungen bringt. Es fehlt jedoch noch an Handwerkern, und überhaupt ist der technische Kunstfleiß noch weit zurück, und kann auch wenig auf Antheil und Unterstützung rechnen, da der rohe, nur auf den leichtesten Geldgewinn gegründete Kaufmannsgeist selbst die Ausländer in solcher Befangenheit hält, daß für Verbesserungen im Gewerbbetrieb wenig Empfänglichkeit herrscht. Der literarische Verkehr wird theils durch die, in ganz Rußland hinsichtlich ausländischer Geisteserzeugnisse geltenden Beschränkungen erschwert, theils auch durch die auf einem Handelsplatze gewöhnlichen Verhältnisse wenig ermuntert, doch findet man nicht nur russische Bücher bei mehrern Kaufleuten, sondern auch in der von einem Franzosen (Collin) gegründeten Buchhandlung, neue französische, italienische und selbst deutsche Bücher. Das Tageblatt: **Le messager de la Russie méridionale**, bezieht sich zwar zunächst auf örtliche Handelsangelegenheiten, nimt aber auch Aufsätze über Landbau, Gewerbsamkeit und Künste auf.

Odeon, Odeum hieß bei den Griechen, und später auch bei den Römern ein, zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmtes öffentliches Gebäude. Das erste Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt, und späterhin zu Volksversammlungen und Gerichten gebraucht. In der Folge wurden noch zwei andre Odeen von Pausanias und Herodes Atticus erbauet. In verschiednen griechischen Städten wurden sie nachgeahmt. Rom erhielt erst unter den Kaisern Odeen. Wir finden deren zwei erwähnt, von denen das eine Domitian, das andre Trajan aufführen ließ. Aber auch außer Rom erbauten die Römer Odeen, namentlich zu Catanea auf Sicilien, wovon noch Ueberbleibsel vorhanden sind. Die Odeen waren bedeckte Gebäude, worin sich den Sitzen der Zuschauer gegenüber, eine Bühne befand, deren drei Wände unter stumpfen Winkeln zusammenliefen. Im Ganzen scheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich gewesen zu sein, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odin, s. Nordische Mythologie.

Oedipus, der Sohn des thracischen Königs Laïos und der Jokaste, der Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon. Ein Orakelspruch hatte dem Laïos verkündigt, daß wenn er mit Jokaste ein Kind zeuge, dieses Kind einst sein Mörder sein werde. Eingedenk dieser Weissagung ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demselben die Fersen durchbohren und ihn im Gebirge Cithäron aussetzen. Der damit beauftragte Sklav aber übergab das Kind einem Hirten des korinthischen Königs Polybos, und dieser brachte es dem Könige, dessen kinderlose Gemahlin Merope es aufnahm, und von seinen angeschwollenen Füßen Oedipus nannte. In Unwissenheit über seine Abkunft wuchs der Knabe am korinthischen Hofe auf und bildete sich zum Heldenjünglinge. Einst aber machte bei einem Gastmahle ein berauschter Jüngling ihm den Vorwurf, er sei nicht des Königs wirklicher Sohn, und dieser Zweifel nagte fortwährend an seinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wiesen ihn an das delphische Orakel; dieses gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren deiner Heimath, sonst wirst du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden.“ Da er nun Korinth für seine Heimath hielt, mied er die Grenze desselben und wanderte nach Theben in Böotien. Auf einem schmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König Laïos, der nach Delphi reisen wollte, um das Orakel nach dem ausgesetzten Sohne zu fragen, und dessen Wagenlenker ihm trotzig gebot, auszuweichen.

Oedipus weigert sich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter seinem Schwerte. So hatte er unwissend die Hälfte des Orakels erfüllt. Nichts Böses ahnend, setzte er seinen Weg fort. In Thebens Gebiete wüthete damals die Sphinx (s. d. Art.), die ein Räthsel sang, und jeden tödtete, der es nicht zu lösen vermochte. Noch war keinem die Lösung des Räthsels gelungen; in dieser Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und die Hand der Königin verheißen. Oedipus eilt herbei, löst das Räthsel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. So schützte und ehrte Theben jetzt den Mörder des Laios in seinen eignen Mauern, als eine Pest das Land traf, von welcher das Orakel Befreiung versprach, „sobald der entfernt sein werde, welcher den Fluch über das Land gebracht.“ Das zagende Volk wendet sich an seinen ehemaligen Retter, und dieser, unwissend, daß er selbst der Verbrecher sei, strebt mit rastlosem Eifer, denselben zu entdecken. Er selbst zwingt dem Seher Tiresias das unglückliche Geheimniß ab, und führt die schrecklichste aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl sei. Fluchend dem Bette, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing sich die unglückliche Jokaste; Oedipus aber stach sich beide Augen aus, um seine Qual und seinen Frevel ferner nicht zu schauen. Er selbst verlangte, daß Theben ihn verstoße. Dies geschah erst späterhin, als er in Theben zu sterben wünschte, auf seiner herrschbegierigen Söhne, Eteokles und Polynikes, Verlangen. Erzürnt sprach er den Fluch über sie aus, daß einst das Schwert ihr Erbe theilen solle. Mit kindlicher Zärtlichkeit schlossen sich dagegen die beiden Töchter Antigone und Ismene, an den blinden verwiesnen Vater. Von der erstern geleitet, kommt er in den Flecken Kolonos in Attika, wo Theseus herrscht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein sterblicher Fuß betreten darf. Er versöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theseus selbst nehmen ihn in Schutz. Inzwischen hatte der pythische Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land sein, das unbekannt seine Asche verberge. Daher bemühte man sich jetzt jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, suchte er bald darauf, von Theseus allein begleitet, sein Grab. Die Götter waren ihm versöhnt; sein Tod war der Tod der leidenden Unschuld. Ueber seinen Begräbnißort waren schon die Alten nicht einig. Die Geschichte des Oedipus ist als ein wahrhaft tragischer Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Oedipus des Aeschylus und der des Euripides sind verloren gegangen; vom Sophokles dagegen haben sich zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln: Oedipus der König und Oedipus in Kolonos. Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Odyssee, s. Homer.

Odysseus, s. Ulysses.

Ofen, ungarisch Buda, jetzt die Hauptstadt Ungarns, in der Pesther Gespannschaft, am westlichen Ufer der Donau, besteht aus der obern Stadt, welche stark befestigt ist, und nebst dem Schlosse auf einem felsigen Berge liegt; der Wasserstadt, die am Fuße des Berges sehr schön erbaut ist, und aus welcher man mittelst einer 1500 Schritte langen Schiffbrücke über die Donau, in die Stadt Pesth kommt; aus dem Neustifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule zu bemerken ist; und aus der Raitzenstadt, welche fast ganz von Raitzen

bewohnt wird, da hingegen in den übrigen Theilen sowol Ungarn, als Deutsche ansässig sind. In dieser Raitzenstadt hat ein nicht unirter Bischof seinen Sitz. Auch sind darin berühmte warme Bäder, welche in Hautkrankheiten, Krämpfen, Lähmungen ꝛc. von guter Wirkung sind. Sie zählt 2978 Häuser und 28,500 Einw. ohne den Hofstaat des Palatinus, den dazu gehörigen zahlreichen Adel, die Beamten, das Militair und die Geistlichen. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: das prächtige königliche Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, das Zeughaus, die Stückgießerei, die wichtige Druckerei und Schriftgießerei der pesther Universität mit dem Verlage der Normalschulbücher für ganz Ungarn, und die neue zur pesther Universität gehörige Sternwarte auf dem Blocksberge. Ofen ist der Sitz des Palatinus, der königlichen Statthalterei und andrer Landescollegien. Der Weinhandel macht ein Hauptgeschäft der Einwohner aus, außerdem noch einige Industrie in Seide, Leder, Tabak, Kupfer- und Eisenwaaren. Das Schloß dieser Stadt, wählte König Ludewig I. zu seiner Residenz, und König Matthias I. legte daselbst eine berühmte Bibliothek an, welche aber nach der türkischen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde die Stadt von den Türken bald wieder verlassen; allein 1530 fiel sie ihnen auf's neue in die Hände, und konnte ihnen, ungeachtet der wiederholten Belagerungen, erst 1686, wo sie von den kaiserlichen, in Verbindung mit baierischen und brandenburgischen Truppen, unter dem Herzoge von Lothringen mit Sturm erobert wurde, wieder entrissen werden. In dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört und blieb in diesem Zustande, bis Maria Theresia es der neuen Universität einräumte, die 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt, und mit trefflichen Anstalten versehen, in der Folge aber nach Pesth verlegt wurde. Die Güter und Einkünfte des Jesuitenordens in Ungarn werden zur Unterhaltung der Universität bestimmt. Auf dem der Stadtgehörigen Weinlande wird jährlich viel rother Wein gewonnen, und ein großer Theil davon ausgeführt. In dem nahe bei der Stadt liegenden Marktflecken Alt-Ofen sind sehenswerthe Ruinen römischer unterirdischer Schwitzbäder, und eine große Seidenspinnerei.

Ofen ist eine Vorrichtung entweder zum Kochen, Braten, und Backen, oder zum Heizen. Die erstre Erfindung verliert sich in das höchste Alterthum; auf die Erfindung des Heizofens wurde der Mensch, als er sich unter den kältern Himmelsstrichen auszubreiten und anzusiedeln anfing, durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, ist wol ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man die Zimmer dadurch, daß man, wie in den Bädern, eine unterirdische Kammer anlegte, sie mit Kohlen füllte und die Wärme davon in einem Zimmer sammelte, aus welchem man sie durch die an den Wänden herumgehenden Kanäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte, in die andern Zimmer des Hauses leitete. Dieses soll schon zu Augusts Zeiten geschehen sein, wo man bereits verschlossne Fenster hatte. Die jetzigen Stubenöfen sollen im nördlichen Deutschland erfunden worden sein. So lange in Deutschland Ueberfluß an Holz war, dachte man nicht eben darauf, sie ökonomischer und holzersparender einzurichten. Um so mehr Versuche hat man darin, und nicht ohne bedeutenden Erfolg, in den neuern Zeiten gemacht.

Offenbach, eine offne, wohlgebaute, großherzoglich-hessische Stadt in der Standesherrschaft des Fürsten von Isenburg-Birstein,

zur Provinz Starkenburg gehörig, am südlichen Ufer des Mains, mit einem schönen Schlosse, 850 Häusern und 8000 Einwohnern. Deutsche und französische Reformirte, auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Die hiesigen Manufakturen von Tabak, Seidenzeugen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabaksdosen, Wachslichtern, Wachstuch, Saffian, lakirter Blechwaaren, Bijouteriearbeiten u. s. w. sind sehr bedeutend, so auch die Wagenfabriken, und der Handel, der durch die Nähe von Frankfurt Leben erhält. Täglich geht von hier ein Marktschiff nach Frankfurt.

Offenbarung ist nach dem biblisch-kirchlichen Lehrbegriffe 1. active (in Beziehung auf das sich offenbarende Wesen), diejenige freie Handlung der Gottheit, wodurch sie den Menschen einen, ihren Bedürfnissen angemessnen, Religionsunterricht ertheilt; 2. passive (in Beziehung auf die Menschen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangne Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Diese Wirksamkeit Gottes kann als eine mittelbare oder unmittelbare gedacht werden. Die mittelbare oder allgemeine Offenbarung ist der Inbegriff aller derjenigen Anstalten Gottes, wodurch ein Mensch veranlaßt werden kann, sich vermittelst seines Verstandes Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geschichte und das eigne Herz des Menschen, werden in diesem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für den, der sie mit Nachdenken betrachtet, und die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Schlüsse aus der Beschaffenheit dieser, allen vor Augen stehenden, und an alle Zeiten und Völker sprechenden Zeugnisse des göttlichen Wollens und Wirkens. Doch viel älter, als diese, schon einen gewissen Grad von Bildung voraussetzende Gotteserkenntniß durch die nachdenkende Vernunft, ist der Glaube an eine unmittelbare und besondre Offenbarung der Gottheit an die Menschen durch Worte und Werke. Alle Völker des Alterthums führen den Ursprung ihrer Religion, ja ihrer gesammten Bildung, auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höhern Wesen gerade so erhielten, wie ein Kind den Unterricht seines Vaters; und wer überhaupt zugibt, der Mensch bedürfe der Erziehung, der wird dieser Ueberlieferung die Wahrheit nicht absprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Besitz der Kenntnisse und Einsichten gelangt, auf welche es als Mann fortbaut, eben so wenig konnte das Menschengeschlecht in seiner Kindheit die, wenn auch noch so rohen, Anfänge der Kunst und des Wissens ohne Anleitung finden; und sei immerhin diese Anleitung in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die das sinnliche Wohlsein betreffen, dem Bedürfnisse und Nachahmungstriebe der Urmenschen durch Gegenstände und Erscheinungen der äußern Natur gegeben worden, vermochte denn diese Natur auch ihre sittlichen Kräfte in Bewegung zu setzen, und ihnen Aussichten in die übersinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verstande, der nur aus sinnlicher Erfahrung erkennt, ist die Welt ein Räthsel; das Wort dieses Räthsels, die Kunde von Gott und seinem Verhältnisse zu der Welt, konnte nur Gott selbst geben. Was Menschen davon wissen, das hat er ihnen selbst durch unmittelbare, mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die sie weder so früh, noch so sicher zu dieser Kunde gelangt wären. Gott aber nahm bei seinen Offenbarungen Rücksicht auf die Fassungskräfte der Menschen, nach deren allmäliger Entwicklung sich drei Zeitalter der Offenbarung oder der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts unterscheiden lassen. Die frühesten Offenbarungen, im pa-

triarchalischen Zeitalter, sind den Stammältern aller Völker gemein, und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidnischen Mythen hervor, die bei näherer Beobachtung, als mehr oder weniger wunderlich ausgesponnene Phantasien über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erscheinen, und, was die heilige Schrift sagt, bestätigen; „daß Gott sich nirgend unbezeugt gelassen habe.“ Rein erhalten, und nach und nach vervollständigt wurden diese ältesten Vorbegriffe, im mosaischen Zeitalter, durch fortgesetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserlesene, die uns die Bibel als Propheten des israelitischen Volks von Moses bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott seine Offenbarungen endlich durch Christum, dessen Religion für alle Völker bestimmt, und das letzte (s. d. Art. Inspiration), vollkommenste, bis zum Ende der irdischen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menschen ist. So hat die Offenbarung das Menschengeschlecht von seiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet, und nun, seit 18 Jahrhunderten aus dieser Schule entlassen, soll es im Lichte dieser empfangnen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß solches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilsam werde. Die Bestätigung dieses, in der Bibel ausgesprochnen und durchgeführten göttlichen Planes der Menschenerziehung durch die Offenbarung lesen wir auf den Blättern der Weltgeschichte, wenn wir anders den Geist, der in ihr waltet, verstehen. Sie beweist die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht, indem sie die Wirklichkeit dieser Thatsache darstellt, eben so wie die Welt selbst für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entstehung durch den Willen Gottes keinen andern Erfahrungsbeweis hat, als die Thatsache ihres Daseins. Weil aber hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen die Rede ist, so wird der gemeine Menschenverstand, für den Ersteres gar nicht da ist, niemals aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes in Zweifel zu ziehen, zumal da diese außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Mysterien) verkündigt, welche der Vernunft zwar nicht widersprechend, aber doch unbegreiflich, und daher von denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt sie noch immer sei, das Gebiet alles wirklichen Seins im Himmel und auf Erden ausmessen, mithin auch nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurz weg verworfen worden sind. Gleichwol haben gerade diese theoretisch-unbegreiflichen Religionslehren von ihrer praktischen Seite so viel Gewicht für das menschliche Herz, daß sie dasselbe, trotz den nachdrücklichsten Warnungen und Befehdungen einer, das Maß der Menschheit überschreitenden Zeitphilosophie, festhält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, sondern auch Männern von der umfassendsten Geistesbildung ist es, nach ihrem eignen Geständnisse, erfreulich zu wissen, daß Gott sich als Vater, der Alles geschaffen und sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, als Sohn, der Mensch geworden ist, um die Welt vom Bösen zu befreien, und als heiliger Geist, der sie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Trösten im Guten erhalten will, geoffenbart, und durch solche Herablassung zu den Bedürfnissen der verirrten Menschheit denen, die sich bessern, die Zuversicht ihrer Versöhnung mit ihm, der Vergebung ihrer Sünden und einer himmlischen Unterstützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen sich, diese Offenbarung könne Gottes eben so wenig unwürdig sein, als eines Familienvaters die Weisheit, mit welcher er sich seinen Kin-

Digitized by Google

dern immer von der Seite zu zeigen sucht, die ihren Fassungskräften, Bedürfnissen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemessenste ist. Denn weil Gott den Menschen mit moralischer Freiheit, d. h. so geschaffen hat, daß er nicht nur das Gute wählen, sondern auch irren und Fehler begehen kann: so erfordert die Bestimmung zur Tugend und Gottähnlichkeit, die der Mensch dennoch erreichen soll, Veranstaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie sie durch jene unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menschengeschlecht getroffen worden sind. Je mehr nun dieser, durch die Bemühungen der Skepsis und Kritik des 18. Jahrh. verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder herrschend werden will, desto größer wird die Verlegenheit der Naturalisten, die ihn in der Theorie schon völlig verdrängt zu haben meinten, da sie sich einerseits durch die Erfahrung überführt sehen, wie wenig ein, des göttlichen Ansehns ermangelndes Religionssystem aus bloßer Vernunft zulänglich, und geeignet sei, in das Leben der Völker einzutreten, andrerseits aber der Rüge einer zu wenig erkannten, argen Selbsttäuschung, in der sie Empfangnes für Erfundnes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß sie die Religionswahrheiten, die sie für Erzeugnisse der bloßen Vernunft erklären, anders woher hätten, als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einflusse sie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden sind, werden sie nicht eher beweisen können, als bis sie einen Menschen ausfindig machen, der, ohne jemals unter Offenbarungsgläubigen gelebt, oder ein biblisches, oder von einem, mit geoffenbarter Religion bekannten Verfasser geschriebnes Buch gelesen oder überhaupt irgend einigen Unterricht in einer positiven Religion genossen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt sei, welche die sogenannte natürliche Religion ausmachen. Bis ein solcher, von aller übernatürlichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Vertreter der vergötterten Vernunft auftrit, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menschen und der Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die sich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weise, wie sie an die Urväter und Propheten ergangen sei, zuverlässige Auskunft zu geben, müßte man selbst zu den Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr gibt, ist weder ein näherer Aufschluß hierüber, noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion selbst denkbar. Vervollkommnen soll und kann sich aber immerwährend das Verständniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im sittlichen Leben. Denn hat auch der Mensch sich die Religion nicht selbst gegeben, so liegen doch in seinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in sich trägt. Je besser er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimt und verstehen lernt, desto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und seiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er selbst gefunden, was ihm gelehrt worden ist, wol möglich und verzeihlich, aber von dem Versuche, die Vervollkommnungsfähigkeit der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweisen, kein andres Ergebniß zu erwarten war, als was sich von selbst versteht, daß nämlich unsre Erkenntniß und Ausübung dieser Religion und der aus ihren Quellen hergeleitete kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig sei.

Oeffentliche Meinung ist die zu einer gewissen Zeit vorherrschende Ansicht von den gesammten Angelegenheiten der Menschheit, insonderheit den bürgerlichen und kirchlichen. Da nämlich Staat und Kirche die beiden Gesellschaften sind, welche nicht nur den größten Umfang haben, sondern auch die höchsten Zwecke der Menschheit umschließen: so bildet sich in denselben nach und nach eine, Mehrern gemeinschaftliche Ansicht, sowol von jenen Zwecken selbst, als von den Mitteln, sie zu verwirklichen, und diese Ansicht verbreitet sich mit der steigenden Bildung und mit der Vervielfachung der Berührungspunkte und Mittheilungsmittel immer mehr, so daß sie den Charakter einer öffentlichen Meinung annimt, und dadurch zu einer wirklichen Autorität in menschlichen Angelegenheiten wird. Die Macht dieser Autorität ist zwar eigentlich unsichtbar, weil sie geistig ist; aber sie ist eben darum auch desto wirksamer, und kann sogar unwiderstehlich werden. Im Zeitalter der Reformation war es öffentliche Meinung, daß die Kirche an Haupt und Gliedern verdorben sei und einer gründlichen Verbesserung bedürfe. Und darum gelang auch das Werk der Reformation, trotz dem Widerstande des Oberhauptes der Kirche und seiner Anhänger. In unsern Zeiten ist es öffentliche Meinung, daß die Staaten einer freien oder stellvertretenden Verfassung bedürfen, wodurch die Gewalt der Herrscher in gesetzliche Schranken eingeschlossen werde. Darum sehen wir auch einen Staat nach dem andern eine solche Verfassung annehmen, trotz dem Widerstande von Seiten einzelner Regenten und ihrer Minister. Denn da es zu gleicher Zeit auch andre Regenten und Minister gibt, welche selbst der öffentlichen Meinung in diesem Punkte durch Wort und That huldigen: so bekommt eben dadurch jene Meinung ein neues Gewicht, und wird so übermächtig, daß auch die bisher Widerstrebenden ihr endlich folgen müssen. Durch merkwürdige Erklärungen mehrerer Regierungen ist die öffentliche Meinung als eine wirkliche Autorität gleichsam amtlich anerkannt worden; und diese Autorität muß auch die Verfassung kräftiger schützen als jede andre, weil jede andre doch nur ihre innere Kraft von der öffentlichen Meinung entlehnen könnte. Was das Organ der öffentlichen Meinung anlangt, so ist dies jetzt allerdings die Buchdruckerpresse, weil durch diese allein der schnellste Gedankenverkehr im Großen vermittelt wird. Indessen würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß es vor Erfindung dieses künstlichen Organs gar keine öffentliche Meinung gegeben hätte. Denn dieses Organ bezieht sich auf ein andres, die Schrift, und dieses wieder auf die Rede, welche eigentlich das ursprüngliche und natürliche Organ aller Meinungen, also auch der öffentlichen ist. Daher hatten auch Griechen und Römer und die gebildeten Völker des Mittelalters ihre öffentliche Meinung; nur sie war nicht so verbreitet, nicht so entwickelt und ausgebildet, wie sie es jetzo mittelst der Presse ist. Dies ist auch der Grund, warum despotische Fürsten, welche sich vor der Macht der öffentlichen Meinung fürchten, von jeher nichts Angelegentlicheres gehabt haben, als die Buchdruckerpresse in möglichst engen Schranken zu halten. Und dennoch bedienten sie sich derselben als eines Mittels, die öffentliche Meinung zu bearbeiten und für sich selbst zu gewinnen. Ein thörichtes Bestreben! Denn da die öffentliche Meinung nur aus einem freien Gedankenverkehr hervorgeht, und dieser Verkehr ihr wahrer Lebensquell ist: so pflegt sie den zu tadeln, der diesen Verkehr stört, und seine besondre Meinung mit Gewalt zur öffentlichen er-

heben will. Darum hat auch die öffentliche Meinung, wo es dergleichen nur immer gegeben, von jeher die Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben in Anspruch genommen; und so möchte durch die bloße Macht der öffentlichen Meinung nach und nach die Buchdruckerpresse in ganz Europa eben so frei und noch freier werden, als in England. Hier hat sich, bis jetzt wenigstens, die öffentliche Meinung eben durch die Preßfreiheit am kräftigsten entfaltet und ausgesprochen. Und da auch in diesem Lande die öffentliche Meinung eine Verbesserung der Verfassung, in Bezug auf die Volksvertretung im Unterhause, immer lauter und dringender fodert: so darf man erwarten, daß die Regierung endlich dieser Foderung nachgeben wird, wie sehr sich auch die Minister dagegen sträuben mögen. D.

Oeffentlichkeit. Die Oeffentlichkeit ist eine der ersten Bedingungen einer wohleingerichten Staatsgesellschaft. Das, was alle Theilhaber der Gesellschaft betrifft, müssen Alle auch wissen, insofern die Kenntniß desselben ihres Amtes ist. Aber eben die wichtigsten Angelegenheiten sind ihres Amtes, nämlich die, welche den Geldhaushalt der Gesellschaft betreffen. Jeder will gern wissen, wo das Geld bleibt, das er in Staatssteuern gibt, und wie es verwendet wird. Was die diplomatischen Geheimnisse der Minister betrifft, so mögen sie solche immer für sich behalten, damit sie durch deren Bekanntmachung nicht in unangenehme Spannungen mit befreundeten Mächten kommen. Gewöhnlich werden diese den Abgeordneten des Volks erst dann vorgelegt, wenn die Verhandlungen geendet sind; und ein besondrer Ausschuß untersucht die darauf Bezug habenden Papiere, ohne sie indes durch den Druck bekannt zu machen. Die Oeffentlichkeit betrifft daher nur die Angelegenheiten der Gesellschaft, nie aber die Angelegenheiten von Privatpersonen, die Fälle ausgenommen, wo diese für die Gesellschaft von Wichtigkeit sind, oder wo Privatpersonen bei ihren Streitigkeiten sich auf das Urtheil der Gesellschaft oder das der öffentlichen Meinung beziehen. (S. die Art. Preßfreiheit und Staatsverfassung). Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Zeitungen und der Posten, hat die Oeffentlichkeit einen ganz andern Charakter angenommen, als sie in den Staaten der Alten hatte, und indem die öffentliche Meinung gebildeter und unterrichteter geworden, ist sie kräftiger geworden; überall strebt sie jetzt in gesetzlicher Weise in den Staatshaushalt einzugehen, und sucht ihre Organe in der Volksvertretung und in der Preßfreiheit. Bg.

Offertorium heißt in der römischen Kirche derjenige Gesang, welcher während der Messe, wenn das Volk zum Opfer geht, angestimmt, oder auf der Orgel gespielt wird. Auch nennt man so das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar gelegt wird.

Official heißt der Vicarius eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Ehesachen); dagegen der Vicarius desselben in geistlichen und Kirchensachen den Titel Weihbischof zu führen pflegt. Das Officialat ist daher das bischöfliche Gericht, hauptsächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein solcher Official an des Bischofs Statt den Vorsitz hat, und Recht spricht.

Officinell, (von Officin, Werkstätte, auch Apotheke) was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zusammengesetztes Arzneimittel in den Apotheken, nach der Bestimmung der Landespharmakopöe vorräthig gehalten werden muß. H.

Ofterdingen (Heinr. v.), oder Afterdingen, Efterdingen,

mit dem Beinamen der Ehrenhafte, einer der berühmtesten Minne sänger aus dem 12. und 13. Jahrh. (dem schwäbischen Zeitalter), von dessen Lebensumständen jedoch wenig bekannt ist. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Oesterreich, an dem Hofe des Herzogs Leopold VI. zu. Hier bildete er sich zum Dichter, unternahm von Zeit zu Zeit Reisen, und verbreitete allenthalben den Ruhm seines Fürsten. Ein Gleiches that er auch an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettstreite mit Wolfram von Eschenbach, wovon der Krieg auf der Wartburg Kunde gibt, den Lobpreisern Hermanns das Lob Leopolds entgegensetzte. Erbittert versuchten seine Gegner allerlei Mittel, ihn bei dem Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Endlich ward auf des Landgrafen Veranlassung Klingsohr aus Ungarn, ein hochberühmter Sänger damaliger Zeit, als Schiedsrichter herbeigerufen; der Ausspruch desselben war für Ofterdingen. Wir haben von Ofterdingen Poesie nichts übrig, als einige Stellen des Krieges auf der Wartburg in der Manneſſeschen Sammlung. Auch gehörte ihm ein Theil des Heldenbuches. Daß er der Verfasser des Heldenbuchs oder des Nibelungenliedes (s. d. Art.) sei, wird eben so sehr bestritten als behauptet. Novalis hat Ofterdingens Namen an die Spitze eines schönen Romans gestellt.

Og, König zu Basan, dessen auch die Bibel erwähnt, war, der rabbinischen Sagen zufolge einer jener Riesen, die vor der Sündflut lebten, und der bei der allgemeinen Ueberschwemmung dadurch dem Tode entging, daß er sich auf das Dach von Noa's Arche flüchtete. Noa versorgte ihn daselbst mit Lebensmitteln, weniger aus Mitleid, als daß er den Menschen, die nach der Sündfluth kommen würden, zum lebenden Beweise der Allmacht Gottes diene, der solche Ungeheuer geschaffen, und wieder von der Erde vertilgt hatte. In dem Krieg Og's gegen die Israeliten, hatte er einen Berg von sechstausend Schritten im Umfange aufgehoben, und war im Begriff, ihn auf das Feldlager Israels herabzustürzen, als derselbe, der auf Gottes Schickung von Ameisen ausgehöhlt war, über ihm zusammenstürzte. Zugleich wuchsen seine Zähne so schnell, daß sie in den Berg eindrangen, und ihn verhinderten sich zu befreien, so daß Moses ihn mit leichter Mühe tödten konnte. Um einen Begriff von seiner Riesenhaftigkeit zu geben, erzählen die Rabbinen, daß Moses, der, nach ihrer Angabe, sechs Ellen groß war, und eine Streitaxt von gleicher Größe hatte, dennoch sechs Ellen hoch springen mußte, um ihn am Knöchel des Fußes zu verwunden, woran er sich verblutete.

Ogyges, Ogygus, wird als der älteste Beherrscher von Attika genannt, welches zu seiner Zeit noch Akta geheißen haben soll, ungefähr 1700 vor Chr. Die Athener hielten ihn für eingeboren. Nach andern Sagen war er Beherrscher der Hektenen, der ältesten Bewohner des Landes, welches späterhin von den Böotiern Böotia, früher von jenem Ogygia geheißen haben soll, und selbst die Erbauung Thebens ward ihm zugeschrieben, und ein Thor dieser Stadt von ihm benannt. Doch ward auch letztres von einer Tochter des Amphion und der Niobe, Ogygia genannt, hergeleitet. Unter der Regierung des Ogyges ereignete sich die berühmte Ueberschwemmung (Ogygische Flut), welche ganz Attika verwüstete, nach Larcher 1759 vor Chr. Eine neuere Vermuthung ist, daß unter einem ägyptischen Könige Ogyges eine Priesterkolonie nach Böotien gekommen sei und sich von da über Attika verbreitet habe. Endlich wird auch die Insel der Kalypso (s. d. Art.) Ogygia genannt.

Ohio, der schöne Fluß, die wichtigste Stromfahrt für den Handel der vereinigten Staaten, gehört zum östlichen Stromgebiete des Mississippi. Zwei Flüsse, der Monongahela und der Alleghany, erhalten da, wo sie sich, südlich vom Eriesee, bei Pittsburg in Pensylvanien vereinigen, den Namen Ohio. Er strömt südwestlich, nimt mehrere schiffbare Flüsse auf, z. B. nördlich den Miami, Wabasch, Scioto u. a., südlich den Kentucky, den Cumberlandfluß, den New-River, und den Tenessee, und ergießt sich, nach einem Laufe von 200 geogr. Meilen, 1000 Ellen breit in den Mississippi. Er ist mit seinen Armen 5000 engl. M. schiffbar und bewässert 198,464 engl. Q. M. Der Ohiostaat, am nordwestlichen Ufer des Ohio, ein fruchtbares, von großen Waldungen (Fichten, Eichen, Ahorn und dem prächtigen Sykomore) überschattetes Land unter sehr gesundem Himmelsstrich, das seit 30 Jahren europäische Ansiedler angebaut haben, ward 1802, als ein selbstständiger Freistaat, in den Bund der vereinigten Staaten aufgenommen. Er grenzt an die Staaten Indiana, Pensylvanien, Virginien und Kentucky und wird in 53 Grafschaften getheilt. Seine Größe beträgt 1824 deutsche Q. M. mit etwa 400,000 Einw. (im J. 1817). Die Bevölkerung hat hier binnen zehn Jahren um 180 auf 100 zugenommen. Unter den Städten sind zu bemerken: Columbus der Sitz der Regierung, Chilicothe, und die größte, Cincinnati, am Ohio, mit 2600 Einw. Letztre hat eine öffentliche Bibliothek, eine literarische Gesellschaft und Buchhandel. In diesem Staate, dessen Verfassung Melish (in s. Travels through the United States. Philad. 1815) für die beste aller übrigen nordamerikanischen Freistaaten hält, ist die Negersklaverei streng verboten.

Oehlenschläger (Adam), Ritter vom Danebrog, einer der genialsten dramatischen Dichter der gegenwärtigen Zeit. Seinem Vaterlande nach, gehört er Dänemark, das er, wie überhaupt den skandinavischen Norden, durch poetische Bearbeitung der daselbst einheimischen Sagen und Geschichten verherrlicht; aber Deutschland eignet sich ihn wegen seiner geistigen Ausbildung zu, und weil er in deutscher Sprache die schönsten seiner Werke gedichtet. Die Verwandtschaft beider Länder und ihres Geistes hat er von neuem als Dichter bestätigt. Auf Kosten der Regierung reiste er mehrere Jahre in Deutschland, Italien und Frankreich, übernahm darauf die Theaterdirection in Kopenhagen, und wurde dann nach Kiel versetzt. Im J. 1816 machte er eine neue Reise nach Deutschland und Frankreich, und jetzt lebt er wieder in Kopenhagen. In Deutschland ward er zuerst bekannt durch sein deutsches Mährchen Aladdin oder die Wunderlampe (1808, und in einer neuen umgearbeiteten Aufl. Leipzig 1820). Noch berühmter aber sind seine ernsten Dramen Palnatoke, der kräftige Hakon Jarl, das zarte Liebesdrama Axel und Walburg, und der sinnige Corregio. Außerdem hat er noch viele Dramen und Opern in dänischer Sprache geschrieben. Seine neuste Oper ist die Ludlamshöhle, deren Sujet eine weiße Frau, eine Art von gutem Geiste in Schottland, ist. Sie ist componirt von Weiße, und scheint nicht den Beifall seiner frühern Producte gefunden zu haben, welches auch die Veranlassung zu einer literarischen Fehde zwischen ihm und Baggesen geworden ist. Sein neustes Werk ist ein großes episches Gedicht: die Götter des Nordens, und vor Kurzem hat er eine Uebersetzung von Holbergs Lustspielen (Leipzig 1822, 4 Bde.) vollendet.

Ohmacht (Landolin), einer der vorzüglichsten deutschen Bild-

hauer unsrer Zeit, ist um 1763 in der ehemaligen Reichsstadt Rot weil geboren, und offenbarte schon früh sein Bildnertalent. Er trat bei einem Heiligenschnitzer in die Lehre, hatte noch verschiedne andre Lehrmeister, die er bald sämmtlich übertraf, und genoß endlich, auf Verwendung des rothweiler Magistrats, den trefflichen Unterricht des Bildhauers Melchior in Frankenthal. Hier ward er mit den Grundsätzen der höhern Kunst und eines geläuterten Geschmacks bekannt, und erwarb sich bereits einen bedeutenden Ruf. Nachdem er einige Zeit in Mannheim und Basel gelebt und hauptsächlich im Porträt gearbeitet hatte, besuchte er, um 1790, Italien, wo er, meist in Rom, zwei Jahre verweilte und seine Bildung vollendete. Er sah dann die Kunstsammlungen in München, Wien, Dresden u. s. w. und verweilte längre Zeit in Hamburg. Hier arbeitete er ein Denkmal, welches dem Bürgermeister Rodde im Dom zu Lübeck errichtet wurde, und Klopstock's Büste, beide in Marmor und von große Vollkommenheit. 1801 ward er nach Strasburg berufen, um das Denkmal für den General Desair daselbst auszuführen. Nur der Entwurf und die Ausarbeitung der einzelnen Figuren dieses Denkmals gehört ihm; die Idee des Ganzen, welches mit Recht getadelt worden ist, rührt nicht von ihm her. Nach 18 Monaten verließ er Strasburg, kehrte aber 1803 dahin zurück und hat seitdem seine vorzüglichsten Arbeiten dort verfertigt. Dahin gehört eine Gruppe von vier Personen in Sandstein, das Urtheil des Paris vorstellend; zwei kolossale Büsten in Marmor, Hans Holbein und Erwin von Steinbach; Neptun auf einem Felsen sitzend, kolossal, in Sandstein; ein junger Faun in Sandstein; das Denkmal Oberlin's in der Thomaskirche in Strasburg, Hautrelief in Marmor; eine Venus in Lebensgröße, in Marmor (vielleicht seine gelungenste Arbeit); eine Flora, als Seitenstück zur Venus; das Denkmal Koch's in der Thomaskirche u. s. w. Außerdem hat er eine Menge sehr schätzbarer Miniaturarbeiten in Alabaster, viele Porträts und Büsten u. s. w. verfertigt. Seine letzte uns bekannt gewordne Arbeit sind zwei weibliche Figuren und ein Christusbild für die neue protestantische Kirche zu Carlsruhe, wozu er 1816 den Auftrag erhielt.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, syncope) ist eine krankhafte Erscheinung, welche sich durch plötzliche, längre oder kürzre Zeit dauernde, Abspannung aller Funktionen, insbesondre aber der sensiblen auszeichnet, und die wol eigentlich in einer plötzlichen Unterdrückung der Nerventhätigkeit besteht. Von hier geht sie aus und verbreitet sich auch auf die übrigen Verrichtungen, auf welche die Nerventhätigkeit Einfluß hat. Darum sind auch diejenigen, deren Nervensystem in einem gereizten und geschwächten Zustande sich befindet, zu Ohnmachten sehr geneigt und erleiden sie von Veranlassungen, welche bei andern solche Folgen nicht haben würden. Wir sehen sie entstehen von übermäßigen Anstrengungen, vorzüglich bei der Geburt, von übermäßigen und sehr schnellen Ausleerungen, vorzüglich des Blutes, und von allen äußern Umständen, welche das Nervensystem lebhaft erregen, z. B. von starken Gerüchen, heftigem Schreck ꝛc.; von Gemüthsbewegungen, schlechter Luft, Ueberfüllung des Kopfes mit Blut, und von manchen andern Krankheiten, z. B. Brand, Nerven- und Faulfieber, organischen Fehlern des Herzens, der großen Gefäße u. s. w. Bei einem gelindern Anfalle empfinden die Kranken Schwäche, Wüstigkeit, Betäubung, Schwindel, Angst, Klingen vor den Oh-

ren, sie sehen Nebel, Flor, oder es wird ihnen schwarz vor den Augen; die Augen verlieren den Glanz, und bekommen einen bläulichen Ring; das Gesicht wird blaß, sinkt ein; die Muskeln werden schwach und vermögen den Körper nicht zu tragen. Bei höhern Graden verliert sich das Bewußtsein entweder ganz, oder es ist durch verworrne Vorstellungen getrübt; dann ist der Puls sehr matt, klein, träge, kaum zu fühlen, das Athmen träge, die Gliedmaßen kalt. Gewöhnlich geht dieser Zustand in kurzer Zeit vorüber, und hinterläßt bloß das Gefühl von Schwäche, welches sich nach und nach auch verliert, und er hat nicht viel zu bedeuten, wenn er von vorübergehenden Veranlassungen herrührte. Wenn indes Jemand häufig ohne äußere Veranlassung in Ohnmacht fällt, so ist dies, schon nach Hippokrates Ausspruch, gefährlich. Endlich kann man auch die Ohnmacht in manchen Fällen als eine wohlthätige Naturanstalt betrachten, deren sie sich bedient, um größern Nachtheilen vorzubeugen. Die Ohnmacht, welche von Blutungen entsteht, veranlaßt z. B., daß die Blutung stockt; sie ist ein natürlicher Damm gegen das Uebermaß der Schmerzen. Deßungeachtet sucht man die Ohnmacht immer schnell zu vertreiben, und man bedient sich dazu der aufregenden oder flüchtig reizenden Mittel, z. B. der Naphthen, von denen man einige Tropfen nehmen läßt, wenn der Kranke schlingen kann; sonst besprengt man das Gesicht mit einigen Tropfen kalten Wassers, reibt die Schläfe mit Essig, oder hält etwas Starkriechendes unter die Nase. Zu einer gründlichen Kur ist es aber nöthig, daß die Ursachen berücksichtiget und entfernt, die Hauptkrankheiten gehoben oder die kränklichen Anlagen gehörig beseitiget werden. B. P.

Ohr, s. Gehör.

Ohrenbeichte wird in der römischen Kirche das, dem Priester im Beichtstuhle abzulegende geheime Bekenntniß der Sünden genannt, die der Beichtende seit dem letzten Abendmahlsgenusse begangen hat. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind noch über die nähern Umstände der eingestandnen Sünden auszuforschen, und nach Maßgabe derselben sowol seine Ermahnung, als auch die besondern Büßungen einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Absolution (Sündenerlaß) auflegt. Solche Büßungen sind Abbeten des Rosenkranzes in bestimmten Fristen, außerordentliche Fasten, Wallfahrten, Almosen und Messen, die der Büßende für sein Geld lesen lassen muß. Der Beichtende darf keine grobe Sünde, deren er sich erinnern kann, verschweigen, dagegen der Beichtvater zur unbedingten und strengsten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntnisse verpflichtet ist. Diese Verpflichtung heißt das Beichtgeheimniß oder Beichtsiegel. Die dabei zu ertheilende Absolution hat nach dem Lehrbegriffe der katholischen und der griechischen Kirche sacramentalische Kraft. Da die heilige Schrift keine erweisliche Bestimmung hierüber enthält, so fand der Gebrauch der Beichte vor dem Abendmahlsgenusse, in den ältesten Christengemeinden nicht Statt. Wer sich grober Sünden schuldig gemacht hatte, legte vor der versammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich schriftlich aufgesetzt war, und von dem Büßenden abgelesen wurde. Papst Leo, der Große, verwandelte um 450 diese öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Priester, deren Ablegung jedoch vor 1215 (wo Innocenz III. sie bei Verlust der Seligkeit anordnete) keinesweges allgemein gesetzlich vorgeschrieben war, die protestantischen Kirchen haben die strenge Ohrenbeichte bekanntlich abgeschafft (s. d. Art. Beichte). E.

Ohrenklingen (tinnitus aurium), ist die Täuschung des Gehörs, welche in der Wahrnehmung eines hohen Tones besteht, dem kein äußeres Object entspricht. Ist der Ton tief, so heißt der Zufall Ohrenbrausen oder Sausen vor den Ohren. Wenn auch diese Erscheinungen zu den krankhaften gehören, so sind sie doch zu den unbedeutendsten Uebeln zu rechnen; ja sie werden nur dadurch bisweilen wichtig, daß sie Vorboten von einer andern und zwar bisweilen gefährlichen Krankheit sind. Veranlaßt werden sie aber beinah durch alle Krankheiten, welche entweder das Gehörorgan selbst oder auch das Gehirn angehen. Auch eine Menge nervöser Zufälle beginnen mit diesen Zeichen. B. P.

Ohrenzwang (otalgia) wird der bisweilen sehr heftige und mit einer eignen Unruhe verbundne Schmerz genannt, der in der Tiefe des Ohres empfunden wird, und dem bald eine Entzündung zum Grunde liegt, bald auch nicht. Erkältung, vorzüglich örtliche des Ohres, Skropheln, Ansammlung von Feuchtigkeiten oder fremde Körper im Ohre, so wie auch der Ausbruch des hintersten Backenzahns verursachen ihn; und er ist oft mit Ausfluß einer lympathischen oder eiterartigen Flüssigkeit, mit Ohrenbrausen und schwerem Gehör verbunden. Man sucht ihn dadurch zu lindern, daß man milde Dinge in das Ohr bringt, z. B. Dämpfe von aromatischen Aufgüssen, lauwarme Milch, oder (bei Entzündung) Blutegel anwendet, Zugpflaster in den Nacken legt und die Ursachen hinwegräumt, wenn es möglich ist. B. P.

Oïleus, einer der Argonauten, s. Ajax.

O'Keefe (John). Dieser Veteran unter den jetzt lebenden brittischen Dramatikern wurde 1746 zu Dublin geboren. Da er von katholischer Herkunft war, so wurde seine Erziehung dem Pater Austin, einem kenntnißreichen irländischen Jesuiten, der auch als Kanzelredner geschätzt war, übertragen. Unter ihm machte O'Keefe bedeutende Fortschritte im Französischen und in der alten Literatur. Auch für die Zeichenkunst, bewies er viel Geschmack und Talent; aber eine Schwäche des Gesichts hielt ihn von der Fortsetzung dieser Kunst zurück. Darauf gerieth er in die Gesellschaft wandernder Schauspieler, deren Umgang eine solche Wirkung auf ihn hervorbrachte, daß er (erst 15 Jahr alt) ein Schauspiel in fünf Aufzügen schrieb. Als er mit dem Schauspieler Mossoz bekannt geworden war, betrat er die Bühne zu Dublin, wo er zwölf Jahre lang mit vielem Ruhme spielte. Einige seiner dramatischen Erzeugnisse machten solches Glück, daß er dadurch veranlaßt wurde, London zu besuchen. Hier gefiel er als Schauspieler zwar wenig; desto mehr aber als dramatischer Schriftsteller. Im J. 1800 ward er durch Blindheit und andre Unglücksfälle in die traurigste Lage versetzt. Er bekam deshalb eine Benefizvorstellung auf dem Covent-Garden-Theater, und hielt bei dieser Gelegenheit eine dichterische Anrede an das Publikum, worin Humor und Pathos auf die glücklichste Weise gemischt waren.

Oekonomie, Haushaltung, besonders die Haushaltung des Landmanns. S. Landwirthschaft. Ueber die Staatsökonomie s. die Art. Mercantilsystem, Nationalökonomie, Physiocratisches System und Staatswirthschaft.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geb. 1740 zu Lima, der Hauptstadt von Peru, kam früh nach Madrid, wo seine Talente und seine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Aemtern erhoben. Er folgte als Secretär dem Grafen von Aranda auf seiner Gesandtschaft nach Frankreich. Durch seinen Umgang mit dieser fröhlichen und leicht-

sinnigen Nation verlor er sein strenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Nach seiner Rückkehr erhob ihn Carl III. in den Grafenstand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehrere große und nützliche Plane, vornehmlich den, die Sierra Morena urbar zu machen. Um dieses, auf seinen Höhen dürre, in seinen Thälern morastige, zu allen Zeiten unwegsame Waldgebirge zum Ackerbaue und Handel geschickt zu machen, berief Olavides Kolonisten aus allen Nationen, besonders Deutsche, dahin, welche es unter dem Schutze der Regierung (1767—1776) zu fruchtbaren Gegenden umschufen. Bald erhoben sich in bisher wüsten Gegenden bequeme Gasthäuser, und noch jetzt ist dieser Bezirk Spaniens derjenige, wo der Reisende sich am besten befindet. Auch wurden neue Ortschaften, deren größte er zu Ehren Carl III. Carolina nannte, nach den Anordnungen des Intendanten angelegt, welcher daselbst Seidenmanufakturen anlegen wollte und Arbeiter aus Lyon berief. Beschuldigungen der Ketzerei unterbrachen diese Erfolge, und der Mann, der seines Vaterlandes Glanz und Wohlfahrt durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde von der Inquisition 1778 zu sechs bis achtjähriger Gefangenschaft, und Bußübungen in einem Kloster verurtheilt. Indes waren die Dienste, die er in Spanien geleistet hatte, zu einleuchtend, um vergessen zu werden; es fanden sich Freunde, die seine Flucht im dritten Jahre beförderten. Er begab sich nach Venedig und kehrte später nach Spanien zurück, wo er im J. 1803 starb. Man hält Olavides für den Verfasser eines spanischen Werks unter dem Titel: El Evangelio en triunfo, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz seines mittelmäßigen Gehalts so häufig gelesen wurde, daß binnen zwei Jahren acht Ausgaben davon erschienen.

Olbers (Heinr. Wilh. Matth.), geboren zu Arbergen im Herzogthume Bremen, den 11. Oct. 1758, Doctor der Medecin, lebt als ausübender Arzt in Bremen und beschäftigt sich aus besondrer Neigung mit der Astronomie, in der er sich einen bleibenden Namen erworben hat. Schon 1772 erwachte auf der Domschule zu Bremen seine Liebe zur Sternkunde, 1777 ging er auf die Universität zu Göttingen. Er richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Kometen. Einen Beweis von dem Erfolge seiner Bemühungen lieferte er in seiner neuen und bequemen Methode, die Bahn eines Kometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen (Weimar 1797). Noch berühmter ward er durch die Wiederauffindung der Ceres 1802, durch die Entdeckung der Planeten Pallas (1802) und Vesta (1807) (s. Planeten). Außerdem hat Olbers einzelne Aufsätze über die Parallaxenberechnung, über die vom Himmel gefallnen Steine ꝛc. geschrieben. Seine Inauguraldissertation handelt: De oculi mutationibus internis (1780).

Oldenbarneveld, s. Barneveld.

Oldenburg, ein Herzogthum des deutschen Bundes an der Weser und Hunte, ist das Stammhaus der zahlreichen Dynastie Oldenburg. Seit 1647 mit Delmenhorst vereinigt, fiel Oldenburg, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen, 1667 an die regierende Linie in Dänemark. Diese vertauschte sie 1773, gegen den gottorpischen Antheil des Herzogthums Holstein, an den russischen Großfürsten, nachherigen Kaiser Paul, der sie seinem Vetter, dem Herzoge von Holstein-Gottorp und Bischof von Lübeck, Friedrich August (welcher der Stifter des zweiten Astes der holsteinentinischen Linie wurde), abtrat. Diesen Tausch sowol, als die Abtretung, bestätigte der Kaiser 1776.

Zugleich erhob er die beiden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu einem Herzogthume, unter dem Namen Oldenburg, und ertheilte dem Besitzer desselben auf dem Reichstage die Stimme, welche zuvor die ältre holstein-gottorpische Linie gehabt hatte. Bei den allgemeinen Ausgleichungen im J. 1802 sollte der Herzog den elsfleter Zoll verlieren, der aber erst den 7. Mai 1820 aufgehört hat; übrigens trat der Herzog als Bischof von Lübeck einige Dörfer und die Domstiftsgebäude an die Reichsstadt Lübeck ab. Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Besitzungen des Domcapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hannöverische Amt Wildshausen und die beiden münsterischen Aemter Vechte und Kloppenburg. Der Herzog, welcher am 14. Oct. 1808 dem rheinischen Bunde beitrat, war im Besitze seiner Länder, bis Napoleon durch sein Decret vom 10. Dec. 1810 sie nebst andern Gebieten Deutschlands seinem Reiche einverleibte. Dieser Gewaltschritt ward vornehmlich von Rußland übel empfunden, das dadurch eine Schöpfung seiner Großmuth vernichtet sah, und durch die Bande der Verwandtschaft mit dem Hause Oldenburg verbunden war. Die Entschädigung, welche Frankreich in unbestimmten Ausdrücken anbot, ward weder von dem Herzoge, noch von Rußland angenommen. Mit Deutschlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältnisse wieder ein. Der gemüthskranke, regierende Herzog, Peter Friedrich Wilhelm, geb. 1754, folgte als Herzog zu Holstein-Oldenburg seinem Vater Friedrich August, 1785, unter der Landesadministration seines Vetters, des Fürsten Peter Friedr. Ludw. zu Lübeck. Durch den wiener Congreß erhielt er eine Gebietsvermehrung von 5000 Menschen von Hannover und von 20,000 Menschen in dem vormaligen Saardepartement. Demnach begreifen jetzt die sämmtlichen oldenburgischen Besitzungen: das eigentliche Herzogthum Oldenburg nebst den Landesantheilen, in 7 Kreise, das Fürstenthum Lübeck und das Fürstenthum Birkenfeld. Den großherzoglichen Titel, welcher dem Herzoge gleichfalls durch denselben Congreß gegeben wurde, führt er nicht. Das sogenannte Stadt- und Butjadinger-Land ist ein braunschweigisches Lehn, die Staatsabgaben sind in diesem Lande vielleicht die niedrigsten in Deutschland. Diese Lande liegen sehr getrennt. Das Herzogthum Oldenburg ist von der Nordsee und dem Königreiche Hannover eingeschlossen; das Fürstenthum Lübeck liegt im Umfange des Herzogthums Holstein und Lauenburg, und das neue Fürstenthum Birkenfeld liegt auf dem linken Rheinufer, an der Nahe. Sie enthalten zusammen 124 Q. M. und 230,000 Einw., größtentheils Lutheraner, wovon das auf Herzogth. Oldenburg allein 107 Q. M. und 190,000 Einw. kommen. Die Gegenden an der Jade und der Weser sind fette Marschländer, welche durch Deiche gegen die Ueberschwemmungen geschützt werden müssen, und wo vortreffliche Rindvieh- und Pferdezucht getrieben wird. In den von Münster erhaltnen Theilen, besteht der Boden aus Geestland, Torfmooren und großen dürren Sandgegenden, wo man Stunden lange Heiden ohne Baum und Wohnung findet. In diesen Heiden unterhalten die Einwohner große Heerden Schafe mit einer groben Wolle und wichtige Bienenzucht. Auch wird starke Garnspinnerei, Leinewandweberei und Strumpfstrickerei getrieben, desgleichen beschäftigen sich die Einwohner in der Nähe der Weser und des Meeres mit Fischerei und Schifffahrt. Das Fürstenthum Lübeck ist ein fruchtbares Ländchen; hingegen das Fürstenthum Birkenfeld hat einen unfruchtbaren Boden und ein rauhes Klima, doch einen guten Wein an der

Nahe. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs betragen 1,200,000 Gulden. Er hat in der engern Bundesversammlung mit Anhalt und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15te Stelle, in der weitern aber eine besondre Stimme. Zu dem deutschen Bundesheere stellt er 2178 Mann. Die Hauptstadt der gesammten Lande heißt Oldenburg, und liegt an der schiffbaren Hunte. Sie ist wohlgebaut und hatte sonst Festungswerke, die jetzt in angenehme schattige Partien verwandelt sind. Man findet daselbst ein schönes Schloß, 750 Häuser und 5200 Einwohner.

Oele sind fettige Flüssigkeiten, welche sich nicht mit dem Wasser vereinigen, übrigens brennen und verdampfen. Es gibt Substanzen dieser Art aus allen drei Reichen der Natur. Des thierischen Oels ist unter dem Artikel Fett Erwähnung geschehen. Die Pflanzenöle haben mit den thierischen große Aehnlichkeit. Jedoch hat ein Theil derselben noch besondre Eigenschaften. Man unterscheidet zwei Hauptarten der Pflanzenöle, nämlich fette und ätherische. Letztre werden auch wesentliche oder riechende Oele genannt. Die Bestandtheile der Pflanzenöle sind Wasserstoff und Kohlenstoff; die ätherischen enthalten mehr von dem erstern, die fetten hingegen mehr Kohlenstoff. Durch allmälige Verbindung mit dem Sauerstoffe werden sie ranzig, durch schnelle Verbindung damit verbrennen sie. Aetherische oder riechende Oele, welche oft auch einen starken Geschmack haben, erhält man aus starkriechenden Pflanzenstoffen meistens durch Destillation im Wasser, seltner durch Auspressen, wie z. B. das Citronenöl. Sie lassen sich im Weingeist, auch mehr oder weniger im Wasser, auflösen, entzünden sich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatisch), noch ranzig. Die Flüssigkeit und Schwere der ätherischen Oele ist verschieden, eben so auch ihre Farbe. Einige sind schwerer als das Wasser und sinken darin zu Boden. Mit Zucker vermischt lassen sie sich mit dem Wasser vereinigen. Beim Zugange der freien Luft verbinden sich die ätherischen Oele leichter mit dem Sauerstoffe als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Körper, die von diesen Oelen durchdrungen sind, widerstehen der Fäulniß, und hierauf gründet sich die Theorie des Einbalsamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätherische Oele, die den Geruch der Pflanze besitzen, von welcher sie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätherisches Oel, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und den Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei sehr vielen Pflanzen finden sich in den ätherischen Oelen derselben entweder alle, oder doch die mehrsten und vorzüglichsten Arzneikräfte, daher sie für die Apotheker von großer Wichtigkeit sind. Pflanzen, die an trocknen, sonnenreichen Orten wachsen, geben das meiste ätherische Oel. Durch's Trocknen derselben verliert sich die Masse ihres Oels. Man zieht auch mittelst der Destillation im Wasser aus einigen animalischen Substanzen (z. B. aus den Ameisen, dem Bibergeil u. a.) ein ähnliches Oel. Wenn nun das Wasser, in welches man die aromatischen Pflanzen gethan hat, den Grad der Siedhitze bei der Destillation in der Blase erreicht hat, so gehen die meisten ätherischen Oele über; doch thun dies einige schon bei einem geringern Grade. Je leichter sie sind, desto eher geschieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele geht zugleich das Wasser über. Dies sondert man dadurch ab, daß man die ganze,

durch die Destillation erhaltne Mischung, welche milchicht aussieht, zugedeckt an einen kühlen Ort stellt. Hier setzt sich das schwerere Oel zu Boden, das leichtre aber schwimmt auf der Oberfläche des Wassers und kann ohne viele Mühe vollends abgesondert werden. Wenn man es von den schleimichten Theilen befreit hat, die mit übergegangen sind: so muß es in wohlverwahrten Flaschen aufbehalten werden. Die fetten Oele, welche auch ausgepreßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch das Auspressen gewinnt, schwimmen sämmtlich auf dem Wasser, sind also specifisch leichter. Sie hinterlassen auf dem Papiere einen durchsichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wieder vergeht, weil diese Oele, um verflüchtigt zu werden, einen weit höhern Grad der Hitze, als der des siedenden Wassers ist, verlangen. Sie lassen sich im Weingeist nicht auflösen, und erhalten, wenn sie im frischen Zustande auch noch so mild sind, beim Ranzigwerden einen scharfen, beißenden, brennenden Geschmack und einen widrigen Geruch. Viele von diesen Oelen nehmen auch von den Schalen der Früchte, wenn diese mit denselben gepreßt werden, einen unangenehmen Geschmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbne, desgleichen unreife Samen ein schlechtres Oel. Die fetten Oele des Pflanzenreichs (s. Olive) werden aus solchen Pflanzensamen und Kernen gewonnen, welche, mit Wasser zerrieben, Emulsionen (Kühltränke) liefern. Die mehrsten erhält man durch das Auspressen. Im Großen geschieht dies auf eignen Oelmühlen. Hier werden die Samen entweder geschält oder ungeschält zerstampft, sodann, um das Auspressen zu erleichtern, erwärmt und in die Pressen gebracht. Durch kaltes Auspressen bringt man nicht alles Oel aus dem Samen; treibt man aber die Erwärmung zu hoch, so schadet man dadurch dem Oele, welches in diesem Falle eher ranzig wird. Alle frisch ausgepreßten Oele enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Pressen mit abgeflossen sind, und sehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden sie völlig klar, und können von dem Bodensatze abgegossen werden. Auch durch das Auskochen gewisser Früchte und Samenkerne erhält man fette Oele. Es sind dies insonderheit die sogenannten Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Oelen trocknen an der Luft zu einer festen Masse aus, andre bleiben dagegen immer schmierig. Wenn man die erstern kocht, so wird ihr Austrocknen noch mehr befördert, weil dabei die wäßrigen und schleimichten Theile mehr abgetrieben werden. Diese trocknenden Oele gestehen erst bei einem weit höhern Kältegrad als die schmierig bleibenden, von denen einige schon bei der gewöhnlichen Temperatur unsers Klimas im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfordern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erst, wenn sie bis zur Verflüchtigung erhitzt sind, entzünden sie sich. Mit dem Wasser lassen sich die fetten Oele nicht vermengen. Wenn man beide Substanzen unter einander schüttelt, so entsteht eine trübe milchichte Flüssigkeit, aus der sich aber bald wieder das Oel vom Wasser scheidet und obenauf schwimmt. Eine bleibende milchichte Flüssigkeit der Art erhält man, wenn man die öhlichten Pflanzensamen mit Wasser reibt. Diese Pflanzenmilch wird Emulsion genannt. In derselben ist das Oel nicht mit dem Wasser vermischt, sondern nur mittelst des Schleims in demselben vertheilt, und kann daraus abgeschieden werden. In der Wärme lösen die fetten Oele die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugensalzen verbinden sie sich auf's Innigste, werden in dieser Verbindung auch selbst auflösbar und zu Seife. Wenn man die

fetten Oele mit Kalkwasser unter einander schüttelt, so verdicken sie sich. Blei, Kupfer, Braunstein und Arsenik werden von ihnen angegriffen und allmälig aufgelöst. Beim Verbrennen setzen sie einen Ruß ab, welcher von dem, aus Mangel an Sauerstoff unzersetzt und unverbrannt gebliebnen, Kohlenstoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung gibt, daß die Luft durch die Achse der Flamme gehen kann, so wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenstoff zersetzt wird, und es bildet sich nur Wasserdunst und kohlensaures Gas. Nach Lavoisier's Versuchen verzehren 19½ Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden sich 54½ Gran kohlensaures Gas und 27 Gran Wasser. Durch die Decarbonisation können die fetten Oele in ätherische verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenstoffs entzogen wird. Diejenigen Oele, die man brenzliche oder empyreumatische nennt, werden aus den Oelen erst durch die Einwirkung des Feuers erzeugt; sind also nicht besondre Arten der Oele überhaupt. Sie haben einen brandigen unangenehmen Geruch, scharfen, bitterlichen Geschmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Consistenz. Man kann sie durch die trockne Destillation sowol aus thierischen, als vegetabilischen Oelen ziehen. In mancher Hinsicht verschieden von den beiden genannten Gattungen ist das mineralische oder Erd- und Bergöl. Es ist gemeiniglich braunroth oder schwarzbraun von Farbe; doch gibt es auch eine weiße, wasserhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiste Bergöl quillt aus weißen, schwarzen und gelben Thonschichten, besonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Persien. In Lothringen, im Modenesischen und auf der Insel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüssigkeiten ist das weiße Bergöl die leichteste. Sein Geruch ist durchdringend, angenehm, gewürzhaft und ähnelt dem des gereinigten Bernsteinöls. Es ist in ätherischen Oelen und Vitriolæther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiste auflösbar, wenn man nicht Harz hinzusetzt. Schon in einer Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es sich vermittelst seines Dunstkreises, und brennt mit starkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es ist ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes Papier damit tränkt, so sieht man es in kurzer Zeit verschwinden, ohne eine Spur von Flecken zurück zu lassen. An der freien Luft verdickt es sich, und nimt eine bräunliche Farbe und einen widrigen Geruch an. Destillirt man es in Wasser, so geht es unverändert über. Das braunrothe oder schwärzlichbraune Bergöl ist weit häufiger. Es wird in mehrern Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch seine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Wesentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöl ab. Es quillt nicht bloß aus Erdschichten, sondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar oft an solchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch sonst die Mutter des Bergöls zu sein pflegen. Jeder weiß, daß die Oele für den gemeinen häuslichen Gebrauch, ferner in vielen Künsten und Manufakturen, so wie in Apotheken auf mannichfache Art verwendet werden und von großer Wichtigkeit sind.

Olearius (Adam), eigentlich Oehlschläger, wurde zu Anfang des 17. Jahrh. zu Aschersleben im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater ein Schneider war. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Er wurde zu Leipzig Magister und Assessor der philosophischen

Facultät, auch Mitglied des keinen Fürstencollegiums, wendete sich aber darauf, aus unbekannten Ursachen, nach Holstein, und wurde des damaligen Herzogs von Holstein-Gottorp, Friedrichs III., Hofmathematikus und Bibliothekar. 1633 schickte ihn der Herzog mit einer ansehnlichen Gesandtschaft, bei der sich auch der Dichter Paul Flemming (s. d. A.) befand, als fürstlichen Rath und Secretär an seinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und 1635 mit derselben Gesandtschaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den König in Persien Shah Sofi. Er kam 1639 glücklich nach Gottorp zurück, und gab von dieser Reise eine in mehrerer Hinsicht merkwürdige und an wichtigen Notizen reichhaltige Beschreibung heraus, die noch jetzt in Ansehn steht, ob es ihr gleich nicht an Beweisen der Leichtgläubigkeit fehlt. Er hatte in Persien die Landessprache gründlich erlernt, und mehrere Handschriften von dort mitgebracht, unter andern die Werke des Dichters Saadi, dessen Gulistan oder Rosengarten er nebst den Fabeln des arabischen Dichters Lokman in deutscher Uebersetzung lieferte. 1651 ward er unter dem Namen des Vielberühmten in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und starb 1671. Außer den genannten Werken hat er theils verschiedne Schriften Andrer herausgegeben, als Flemming's Epigrammata latina, v. Mandelsloh's Reisebeschreibung u. s. w.; theils selbst mehrere verfaßt, als: Gottorpische Kunstkammer; Holsteinische Chronik von 1448 bis 1663; Siegs- und Triumphsfahne Gustav Adolphs; Ballet von der Unbeständigkeit der weltlichen Dinge; Erfundner Weg zum Paradiese; Historie der Kleopatra; Relation von dem gottorpischen Parnasse; Lustige Historie, woher das Tabaksrauchen komme u. s. w. Olearius verdient auch in Beziehung auf die Sprache ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine Schreibart ist männlich und rein, und nirgend durch die, zu seiner Zeit üblichen Pedanterein entstellt.

Oelfarben, s. Oelmalerei.

Oligarchie, dem Worte nach: Herrschaft von Wenigen; im gewöhnlichen Sinne diejenige Ausartung der Aristokratie, welche entsteht, wenn die höchste Gewalt aus den Händen der gesammten dazu berechtigten Körperschaft in die einiger wenigen Familien, oder einzelner Personen übergeht. (S. Aristokratie.) Die Oligarchie scheint sowol der Volksherrschaft als der unumschränkten Willkür eines Einzelnen vorzuziehen zu sein, die Erfahrung zeigt aber, daß die große Masse des Volks unter der Herrschaft einzelner mächtigen Familien gewöhnlich im Ganzen keines blühenden Wohlstandes genoß.

Oliva, eine durch den Friedensschluß von 1660 berühmte Cisterciensерabtei, nicht weit von Danzig. (S. Friedensschlüsse.)

Olivarez (Gasparo de Guzman, Graf von), Herzog von Sanlucar, aus einem vornehmen spanischen Geschlechte, war zu Rom geboren, wo sich sein Vater als Gesandter bei Sixtus V. befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Palast des Nero, daher seine Feinde in der Folge Gelegenheit nahmen, seine grausame Unbeugsamkeit mit den Barbareien dieses Kaisers zu vergleichen. Sein Vater kam in Verdacht, den Papst vergiftet zu haben. In diesem Falle ward er wenigstens durch seinen Hof schlecht dafür belohnt: denn seine Vermögensumstände waren so beschränkt, daß er kaum seinen Sohn auf der Universität erhalten konnte. In dem Jünglinge entwickelte sich früh ein ehrgeiziges Streben, welches bei seinem Erscheinen am Hofe noch mehr genährt wurde, indem es ihm gelang, die Gunst Philipps IV. als Vertrauter in seinen Liebeshändeln zu ge-

winnen. Vom Günstlinge schwang er sich, an die Stelle des Herzogs von Uzeda, zum Premierminister empor, und übte binnen 22 Jahren eine fast unbeschränkte Gewalt aus. Den Anfang seines Ministeriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen; bald aber, war er nur bemüht, Geld aus dem Lande zu ziehen, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine unbeugsame Härte war Ursache, daß Catalonien, und bald darauf auch Andalusien sich empörten. Die Portugiesen, der Mißhandlungen müde, zerbrachen das spanische Joch, und erkannten im J. 1640 den Herzog von Braganza für ihren König an. Olivarez hatte die Unverschämtheit, dem Könige dieses Ereigniß als etwas Erfreuliches anzukündigen, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Besitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg, welcher darauf erfolgte, wurde von Spanien, dessen Heere von den Franzosen, und dessen Flotten von den Holländern geschlagen wurden, so unglücklich geführt, daß der König sich endlich 1643 genöthigt sah, seinen Minister, welcher der Gegenstand der allgemeinen Unzufriedenheit geworden war, zu entsetzen. Olivarez mußte in dem Augenblicke vom Schauplatze abtreten, wo er, befreit von seinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wieder herzustellen vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu seiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die mehrere mächtige Personen beleidigte, so daß der König es gerathen fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beschränken, wo er 1645 kinderlos starb. Außer der Grausamkeit und dem Geize, beschuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jedoch weniger erwiesen sind.

Olive, die pflaumenartige Frucht des Oelbaums, hat äußerlich ein schwarzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleisch, in welchem der harte Stein, oder die Nuß mit dem Samenkerne enthalten ist. Roh hat die Frucht einen unangenehmen, bittern Geschmack. Die Hauptbenutzung der Oliven ist zu dem vortrefflichen Baum- oder Olivenöle. Die Früchte, welche dazu dienen sollen, müssen mit Sorgfalt gesammelt werden; sie müssen reif, aber nicht überreif sein. Sie werden zuvörderst auf einer dazu bestimmten Mühle leicht zerrieben, und sodann in die Presse gebracht. Der erste gelinde Druck gibt das feinste, das sogenannte Jungfern-Oel. Es ist weiß von Farbe, ungemein mild und süß von Geschmack und träufelt bloß aus dem Fleische. Dann kömmt die Sorte, welche durch eine zweite, ein wenig stärkere Pressung erhalten wird, wobei schon der Kern und seine Schale Oel fahren lassen, welches aber nicht so gut ist, wie das aus dem Fleische. Wenn endlich, nach starkem Pressen, kein Oel mehr fließt, so gießt man siedendes Wasser auf den Brei, rührt ihn um und preßt von neuem. Hiedurch erhält man Wasser mit Oel vermengt. Letztres sondert sich bald von jenem und schwimmt oben auf, so daß es bequem abgeschöpft werden kann. Diese Sorte ist die geringste, und wird theils zum Brennen, theils in Manufakturen gebraucht. Der Verbrauch des Baumöls ist sehr groß; es geht daher aus den südlichen Ländern in großer Menge jährlich nach dem nördlichen Europa, in eichenen Fässern. Das beste erhalten wir aus der Lombardei, besonders aus der Gegend um den Garda-See, von welchem es auch den Namen hat. Die zweite Sorte kommt aus dem südlichen Frankreich (Provencer-Oel), vorzüglich aus Aix, und aus der Gegend von Nizza. Soll das Baumöl lange gut bleiben, so muß es in gläsernen, festverschlossnen Flaschen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Uebri-

gens gehen mit dem Baumöle mancherlei Betrügereien vor. Man wähle klares und durchsichtiges, goldfarbiges, angenehm riechendes und süßes, nicht aber trübes und weißliches Oel. Um zu prüfen, ob es nicht mit anderm Oele vermischt sei, füllt man etwas in eine gläserne Flasche und schüttelt es, wo dann das verfälschte Oel Blasen wirft. Höchst nachtheilig für die Gesundheit ist die Nachahmung dieses Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegossen wird. Bekanntlich aber lösen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf, und werden dadurch vergiftet. Die ökonomische Benutzung des Baumöls ist hinlänglich bekannt. Es wird gebrannt und an Speisen genossen. In der Arzneikunst ist es von Wichtigkeit. Vermöge seiner Fettigkeit hüllt es die scharfen Reize im menschlichen Körper ein, macht die Fasern und Gefäße schlüpfrig und geschmeidig, und allzustark gespannte Theile schlaff. Das Baumöl besitzt auch, gleich den meisten übrigen Pflanzenölen, die schätzbare Eigenschaft, die Wirkung scharfer, ätzender Gifte im Körper unwirksam zu machen; es gibt ferner den angefressnen Gedärmen einen schützenden Ueberzug, lindert den Husten, welcher von scharfen Reizen oder vom Krampfe entsteht, mildert Steinschmerzen und viele andre Uebel. Auch äußerlich leistet es in vielen Fällen treffliche Dienste, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. Auch eingemacht werden die Oliven weit verschickt und verbraucht.

Olivetaner, s. **Benedictiner.**

Olivier (Guillaume Antoine) als Entomolog und Reisender bekannt, geb. zu Arcs bei Frejus 1756. Nach früher Entwicklung seiner Geistesfähigkeiten, erhielt er im 17. Jahre die Doktorwürde von der medicinischen Facultät zu Montpellier. Seine Neigung wandte sich früh zur Naturgeschichte und wurde bald unter Gouan's Leitung und durch seines Freundes Broussonet Aufmunterung, eine lebhafte Leidenschaft. Durch Broussonet ward er dem damaligen Intendanten von Paris, Berthier de Sauvigny, empfohlen, der einen Gelehrten zur Beschreibung der, in der Umgegend von Paris vorkommenden Naturerzeugnisse für eine statistische Uebersicht des ihm untergebnen Amtsbezirkes suchte. Olivier fing nun an, die Umgegend der Hauptstadt als Naturforscher zu untersuchen, und lieferte dem Intendanten nach und nach mehrere Abhandlungen über die geognostische Beschaffenheit des Bezirkes, über die daselbst wild wachsenden und angebauten Pflanzen, über die vorkommenden Thiere, über den Lauf der Gewässer, über die Witterungsbeschaffenheit und die Erzeugnisse der Landwirthschaft. Andre Aufsätze, die er um dieselbe Zeit bekannt machte, verkündigten indessen einen Mann, der mehr leisten konnte, als das Geschäft, dem er sich gewidmet hatte, und besonders machte eine Abhandlung über den Anbau des Oelbaums Aufsehn. Seine Neigung zur Insektenkunde begünstigte ein reicher Freund der Naturgeschichte, Gigot D'Orcy, der eine vortreffliche Insektensammlung besaß, und wie er bereits durch Engramelle die europäischen Schmetterlinge hatte beschreiben lassen, so gewann er Olivier zu einer Beschreibung der Insekten. Er übergab dem Naturforscher seine Sammlung und seine Bücher, und ließ ihn nach England und Holland reisen, um von den in Paris nicht befindlichen Insekten Zeichnungen und Beschreibungen zu erhalten. Zu gleicher Zeit übernahm Olivier die bereits von Mauduyt begonnene Naturgeschichte der Insekten für die methodische Encyclopädie. Die Revolution brachte ihn um seine

Stelle unter dem Intendanten von Paris. Der Minister Roland (s. d. Art.) faßte den Gedanken, eine Gesandtschaft nach Persien zu schicken, und wählte Olivier und Bruguieres, aber der Minister fiel als Opfer der Gesetzlosigkeit, ehe der, für die bewegte Zeit nicht passende Entwurf ausgeführt werden konnte, und die beiden Naturforscher sahen sich plötzlich ohne die ihnen versprochnen Hülfsmittel. Von Konstantinopel, wohin sie sich begeben hatten, durchreisten sie einige Inseln des Archipelagus und nach dem Besuche der Gegend von Troja, nahmen sie ihren Weg nach Aegypten. Von hier setzten sie nach Syrien über, und reisten durch Arabien nach Bagdad und Teheran, und als sie von dem persischen Hofe günstige Erklärungen über alle Gegenstände ihrer Sendung erhalten hatten, zogen sie von Ispahan mit einer Karawane über Bagdad nach Aleppo. Auf dem Rückwege nach Frankreich unterlag Bruguieres in Ancona 1798 den Beschwerden der Reise. Olivier kam bald nachher mit reichen naturgeschichtlichen Sammlungen nach Paris zurück, und beschäftigte sich mit der Herausgabe seiner Reise, die 1802 erschien, und auch in's Deutsche übersetzt ward. Sie liefert wenig neuen Ertrag für die Geographie, gar keine Ausbeute für Alterthumskunde und Kunst, und was über Verfassung, Handel und Sitten der Völker, selbst über naturgeschichtliche Gegenstände mitgetheilt wird, ist oft oberflächlich; aber Klarheit der Darstellung, Wahrhaftigkeit und genaue Angaben, besonders über Persien, sind ihre Vorzüge. Nicht lange nach seiner Rückkehr, ward er zum Lehrer der Zoologie an der Thierarzneischule zu Alfort ernannt. Er starb 1814 zu Lyon auf der Rückreise aus seiner Heimath, die er besucht hatte, um in der vaterländischen Luft seine Gesundheit zu stärken.

Olla potrida, Lieblingsgericht der Spanier, welches aus verschiednen, klein geschnittnen und zusammengedämpften Fleischarten besteht, wozu viel Speck kommt. Auch nennt man so einen mit wohlriechenden Blumen und Kräutern angefüllten Topf Potpourri, (s. d.), daher überhaupt ein Allerlei.

Oelmalerei. Die Oelmalerei oder die Kunst mit Oelfarben zu malen, welche für größere Gemälde heutzutage die gewöhnlichste Art ist, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft, Anmuth und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannichfaltigkeit und Mischung der Tinten, kurz wegen des vollkommnen Zaubers des Colorits, vor allen übrigen Arten der Malerei große Vorzüge. Die Farben sind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Wasserfarben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenstände schmückt, das Sanfte, Duftige, wodurch sie ihren Landschaften den größten Reiz gibt, das Durchsichtige der Schatten, und das Ineinanderfließende der Farben. Auch leiden Oelgemälde vom Wasser und andern Feuchtigkeiten wenig, denn die Oelfarbe löst sich nicht so leicht wieder auf, wenn sie einmal angetrocknet ist, und eine Stelle kann, so oft der Maler will, übermalt werden. Durch öftres Uebermalen aber wird die beste Harmonie und höchste Wirkung der Farben leichter erhalten, als wenn man die Farben muß stehen lassen, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Oelfarben über einander gesetzt werden, so daß die untre durchscheint, ein wichtiger Vortheil, den die Wasserfarben nicht haben. Ferner, da die Oelfarbe zähe ist, und nahe an einander gelegte Tinten nicht in einander fließen, so kann der Maler sowol eine bessre Mischung, als eine bequemere Nebeneinandersetzung der Farben erreichen, als in Wasserfarben. Hingegen hat die Oelfarbe auch das Nachtheilige, durch einen Schimmer des auffallen-

den Lichtes zu blenden, daher man ein Oelgemälde nicht von allen Standpunkten gleich gut sehen kann, und daß der Staub fester darauf haftet, welchem Uebel man oft durch einen Ueberzug von Firniß zuvorkommen will. Ferner werden die Farben mit der Zeit allmälig dunkler, namentlich nehmen die Fleischfarben einen gelbröthlichen Ton an, wodurch die Wahrheit der Gemälde sehr leidet. Die Schuld davon liegt an dem Oele, mit welchem die Farben angemacht werden: denn jedes Oel wird mit der Zeit gelb, und steckt dadurch alle fetten Tinten an. Am gewöhnlichsten bedient man sich dazu des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöst und gerieben werden, und welches seiner Natur nach trocknend ist. Das Leinöl, als das gröbste und fetteste, wird zum Gründen gebraucht. Auch ersetzt man das Nußöl durch Mohnöl, welches weißer und heller ist, als dieses, und ebenfalls trocknet. Da aber einige Farben, wenn sie gerieben werden, sehr schwer trocknen, so hat man sich mannichfaltiger Firnisse bedient, welche man unter die schwer trocknenden Farben mischt. Ein großer Vortheil der Oelmalerei ist auch der, daß der Maler die Wirkung seiner Arbeit sichrer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen sich nicht verändern, wie die Wasserfarben; nur muß er, um dem angeführten Nachdunkeln entgegen zu kommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten, und das rechte Maß im Oele zu treffen wissen. Viele wenden daher auch einiges Spicköl an, welches die Farben flüssiger macht und bald verfliegt; nur hindert oft der Glanz der Farben die Wirkung des Gemäldes. Man malt mit Oel auf Holz, Kupfer und andre Metalle, auch auf Mauern, groben Taffent, jetzt aber am gewöhnlichsten auf Leinwand, die auf einen Blendrahmen gezogen, und mit Leim oder Goldgrund, von Einigen auch mit weißen Wasserfarben überzogen oder gegründet wird. Wenn die Leinwand zubereitet ist, pflegt man das Bild mit weißer Kreide zu zeichnen, und fängt dann an mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben mit dem sogenannten Läufer auf einem Porphyr, bis sie die Steife eines dicken Breies haben. Der Palette (s. d. Art.) bedient man sich, um die geriebnen Oelfarben zur Arbeit fertig aufzusetzen, welche in gehörigen Stufenfolgen angeordnet und gemischt werden. Zuerst wird das Gemälde untermalt; der Entwurf muß mit denselben Tinten gemacht werden, womit man ausmalt. Man hat die Kunst erfunden, die Farben der Oelgemälde vom Holze abzulösen, und auf Leinwand überzutragen (ein gewisser Picault wird als Erfinder dieser Kunst genannt); in neurer Zeit pflegt man das wurmfräßige Holz bis auf die Unterfläche des Gemäldes ganz fein abzuhobeln, und auf neues Holz überzutragen (s. Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste, II. B. S. 716.) Noch gewöhnlicher ist jedoch die Kunst, Oelbilder aufzumalen (zu retouchiren), angewendet, und auf einen hohen Grad der Fertigkeit erhoben worden. Doch kann man kaum verhindern, daß nicht nach einiger Zeit die Spuren davon bemerkt werden sollten. Auch pflegt man die auf Leinwand gemalten Oelbilder auf neue Leinwand aufzuziehen (welches die Franzosen rentoiler nennen), wenn die Leinwand anfängt auszufäseln, oder Risse zu bekommen und abzuspringen. Ueber die Entstehung und das Alter der Oelmalerei hat viel Streit geherrscht. (Die Literatur dieses Streites steht in Sulzer's Theorie ꝛc. Th. III. S. 571, 752, und Blankenburg's Zusätze zu Sulzer II., 425). Die ältre und gewöhnliche Meinung war, daß Joh. van Eyk, auch Joh. van Brügge genannt (s. d. Art. Eyk) diese Kunst im 14. Jahrh. erfunden habe. Als er davon die beschriebnen

Wirkungen gesehen, habe er auf diese Weise verschiedne Gemälde verfertigt, und dem König von Neapel, Alphons I., gewidmet. Van Eyk habe ferner sein Geheimniß einem gewissen Anton oder Antonello von Messina, welcher aus den Niederlanden nach Italien zurückgegangen sei, und diese Entdeckung sehr geheim gehalten habe, anvertraut. Sie sei aber bald in Italien bekannt, und hier vorzüglich vervollkommnet worden. Nach einer andern, neuern Meinung jedoch gibt es weit ältre Oelgemälde, als die des Joh. van Eyk, und die Oelmalerei wurde gleichzeitig mit Eyk in Italien ausgeübt. Nach letztrer Meinung kann diesem niederländischen Meister nur die Vervollkommnung oder Wiederherstellung dieser Kunst, welche vorher noch nicht so geschickt geübt, und wegen der damit verbundnen Schwierigkeiten, wieder in Verfall gerathen war, beigelegt werden (vergl. Büsching's Geschichte der zeichnenden Künste, S. 178, und Sprengel, zu Roscoe's Lorenzo, S. 363). Einige schreiben sogar diese Erfindung dem genannten Antonello von Messina zu, Andre dem Col. Antonio di Fiore von Neapel. Fiorillo in seiner Geschichte der zeichnenden Künste 1. Th. S. 279 und f. f. trit der ältern Meinung bei, mit dem Zusatze, daß Antonello von Messina diese Kunst dem Domenico Veneziano mitgetheilt habe, dem hernach sein Geheimniß von Andrea del Castagno (geb. 1406), als er nach Florenz kam, mit verstellter Freundschaft sei abgelockt worden, und Castagno habe nachher seinen Freund verrätherisch umgebracht, um allein Besitzer davon zu sein. Dieser Andrea del Castagno habe also die Oelmalerei zuerst in die toscanische Schule eingeführt. Damals habe man nicht anders, als auf hölzerne Tafeln, oder auf Wände, die vorher mit Gips überzogen worden, gemalt; überhaupt aber nur mit leichten Farben gemalt, ohne dick aufzutragen und stark zu verreiben. Diese Weise habe bis auf die Zeiten Tizian's fortgedauert, wo man allgemein anfing, auf Leinwand zu malen. Später erst wurden verschiedne Methoden der Oelmalerei erfunden. Gewiß ist es, daß die Oelmalerei auf hundert Jahre vor Eyk unterbrochen wurde, und man im 14. und 15. Jahrh., bis auf ihn, allgemein mit Wasserfarben malte; wie denn auch die Wasserfarben wenigstens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Joh. van Eyk war ein Freund der Chemie, und die Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft gab ihm zur Wiederherstellung der Oelmalerei Gelegenheit. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er seine Gemälde von Wasserfarben überzog, und ihnen mehr Glanz und Stärke gab; aber dieser Firniß trocknete schwer, und als er einst eines seiner Gemälde in die Sonne setzte, sprang es. Dies bewog ihn, statt des bisherigen Firnisses einen andern aus Nuß- und Leinöl zu kochen, der besser ausfiel, als der erste. Hiebei bemerkte er, daß sich die Farben viel leichter mit Oel, als mit Leimwasser, vermischen ließen, und beschloß dieser Methode zu folgen. Er fing damit zwischen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei seiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Die folgenden Maler vervollkommneten die Kunst immer mehr.

Olmütz, die ehemalige Hauptstadt des Markgrafthums Mähren in dem nach ihr benannten Kreise, zwischen zwei Armen der March, wohl gebaut und stark befestigt, hat 1000 Häuser und 9000 Einwohner ohne die Besatzung, ein schönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, eine Bibliothek von 50,000 Bänden, viele Kirchen und Klöster, von welchen einige aufgehoben worden sind, und in der Vorstadt die weitläufigen bischöflichen Gebäude. Die Stadt hat mehrere

Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polnischen Ochsen. Eine Viertelstunde von der Stadt auf einem felsigen Hügel liegt Hradisch, ein vormaliges Prämonstratenser-Kloster, jetzt ein Sommerpalast des Erzbischofs. 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, 1778 aber die Landesregierung und die Universität nebst dem Priesterhause nach Brünn verlegt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil letztre Stadt gegen feindliche Ueberfälle mehr gesichert ist. 1642 ward Olmütz von den Schweden eingenommen und bis zum münsterschen Friedensschluß behalten; 1758 von den Preußen belagert, aber von der Besatzung unter dem General von Marschall und von der Bürgerschaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Theresia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß sie das Stadtwappen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meisten Rathsherrn unentgeltlich in den Adelsstand erhob, andre mit goldnen Schaumünzen und Ketten beschenkte, den erlittnen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2. Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelschießen zu halten befahl, wozu sie jedesmal 800 Gulden aussetzte.

Oels, Standesherrschaft mit dem Titel eines Fürstenthums in Niederschlesien, jetzt zum Regierungsbezirk Breslau gehörig. Es enthält, nebst dem seit 1745 wieder damit vereinigten Fürstenth. Oels-Bernstadt, 38 Q. M. und 88,000 Einw., und gibt 150,000 Gld. jährl. Einkünfte. Der Boden ist theils eben, theils bergig und im Ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide, Flachs und Obst. Auch fehlt es nicht an ansehnlichen Waldungen. Die herzogl. Regierung, Kammer und Consistorium haben ihren Sitz in der Hauptstadt Oels, auf einer Ebene an der Oelsa; sie hat 450 Häuser mit 4300 Einw., die starke Tuchweberei und Bierbrauerei betreiben. Es ist hier ein königl. Postamt, ein Gymnasium mit der kospothischen Stiftung von 150,000 Gld., eine gute Armenanstalt, ein Schauspielhaus und ein weitläufiges, mit Graben und Wall umgebnes Schloß, worin sich eine ansehnliche Bibliothek nebst einer Kunst- und Naturaliensammlung befindet. Bei der Stadt liegen die Lustörter Wilhelminenort und Sibillenort. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs, Carl Friedrich zu Münsterberg und Oels, 1647 an dessen Schwiegersohn, Herzog Silvius Nimrod von Wirtemberg, den Stifter der Linie Wirtemberg-Oels. Als diese Linie 1792 in Herzog Carl Christian Erdmann erlosch, so fiel durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 starb), das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig, und nach dessen Tode 1805 an den 1815 in der Schlacht bei Quatre-bras gebliebnen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge bereits 1785 durch Friedrich den Großen war zugesichert worden. Ihm folgte 1815 sein Sohn Karl.

Oelsner (K. E.), geb. in Schlesien 1764, war lange Zeit Geschäftsträger der Stadt Frankfurt in Paris. Das große Schauspiel der französischen Revolution hatte ihn zu Anfang derselben nach Paris geführt, wo er bald in Verbindung mit den vorzüglichsten Lenkern derselben (insbesondre mit Sieyes, Dumourier und Danton) kam, und mehreres (z. B. für das Journal Minerva [die berühmten Briefe aus dem Dumourierschen Feldlager von Grandpré] und für die Huberschen Zeitschriften) schrieb. Treu seinem Vaterlande und seiner Gesinnung, lehnte er sehr bedeutende und vortheilhafte Anträge, die ihm in Frankreich gemacht wurden, ab; und es ist eine Lüge, daß er, wie in der

geheimen Geschichte des Hofes von St. Cloud und dem schändlichen Roman les Amours secrets de Buonaparte angeführt wird, ein Anhänger oder Kundschafter desselben gewesen sei. Vielmehr verließ er bei dessen Rückkehr von Elba Frankreich, und erhielt von der preußischen Regierung, mit welcher er bereits längre Zeit in Verbindung stand, durch Vermittlung Wilhelms von Humboldt, seines Jugendfreundes, einstweilen eine Anstellung in dem Fache der auswärtigen Angelegenheiten, wo seine umfassende Kenntniß geschichtlicher und staatswirthschaftlicher Gegenstände, so wie seine richtige Ansicht der Dinge und seine große Sprachfertigkeit ihn in den Stand setzten, nützlich zu wirken. 1810 erhielt er vom französischen Nationalinstitute, wegen seiner franzöſ. Schrift über den Einfluß des Mohammedanismus, den Preis; sein Freund Ebel hat sie in's Deutsche übersetzt.

Oelung (letzte) ist seit dem 12. Jahrh., eines von den sieben Sakramenten der katholischen Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfes, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (s. d. Art. Chrisam) unter priesterlichem Gebete verrichtet wird. Da sie nach der Meinung der Katholiken sakramentalische Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der göttlichen Gnade bewirkt: so kann sie nur durch Bischöfe oder Priester, und weil sie die eigne Andacht des Genießenden erfodert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des heiligen Abendmahls verstattet ist. Kleine Kinder und Excommunicirte sind daher dieses Sakraments nicht fähig. Die katholische Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apostel, Kranke unter Gebet mit Oel zu salben, Jac. 5, v. 14, 15., um sie dadurch zu trösten und die Heilung ihrer Seele zu befördern. Die Protestanten haben ihr die sakramentalische Bedeutung und Kraft abgesprochen, weil nichts von einer förmlichen Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christum selbst bekannt ist. In der griechischen Kirche wird sie nicht nur bei Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sakrament angewendet. E.

Olymp, Olympos. Mehrere Berge führten im Alterthum diesen Namen. Der berühmteste darunter war der in Thessalien gelegne, jetzt Lacha genannt, den die ältesten Griechen für den höchsten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erdscheibe hielten, und der eben darum in ihrer Mythologie eine sehr wichtige Rolle spielt. Der Olymp wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf seinen heitern Höhen wohnten die Götter Homer's. Ueber dem Haupte desselben glaubte man eine Oeffnung in dem metallnen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdscheibe auf Bergsäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit sich erweiterte, versetzte man die ewigen Mächte auf die äußerste, um die Planetenkreise sich drehende Himmelssphäre, und dieser neue Göttersitz über der Himmelsfeste erhielt ebenfalls den Namen Olympos. Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieses, auf den Rand des Erdkreises geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im Osten, die andre im Westen, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufstiegen und dahin wieder zurückkehrten. Die Götter selbst hießen von diesem, ihren irdischen oder himmlischen Wohnsitze, Olympier, und als solche bildeten sie einen eignen Götterstaat, an dessen Spitze Zeus stand. Die großen Götter, die sogenannten Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrigen

Gottheiten bildeten die große Versammlung. Nicht in Einem Palaste beisammen, sondern in mehrern zerstreut, auf den verschiednen Höhen des vielgipflichen Olympos wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchsten Spitze desselben stand der Palast des Zeus, wo alle Versammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dort aus übersah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und schleuderte seinen Blitzstrahl.

Olympia, s. Olympiade und Olympische Spiele.

Olympiade, eine berühmte Zeitrechnung bei den Griechen, welcher die Feier der Olympischen Spiele (s. d. A.) zum Grunde lag. Diejenige Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, setzt Petavius 777, Usher 772, Calvisius 774 vor Chr. Geb.; Gatterer und die meisten Neuern nehmen dafür das Jahr 776 an; die letzte (304te) fiel in das J. 440 nach Chr. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unsrer Zeitrechnung in sich, oder eine griechische Tetraeteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indessen bei dieser Bezeichnungsart manche Irrthümer vorgehen konnten, besonders wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichnisse der Sieger zu Olympia nachzusehen: so machte man in der Folge in jedem Staate die Olympiade dadurch kenntlicher, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Priesterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. s. w. beifügte. Die also eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufsicht gemachten Verzeichnisse wurden in dem Archive jedes Staats aufbewahrt, wo sie jedermann nachsehen konnte. Später nahmen Privatpersonen Abschriften. Leider ist keine derselben auf uns gekommen.

Olympias, die Gemahlin des macedonischen Königs Philipp und Mutter Alexanders des Großen, war eine Tochter des epirischen Fürsten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verstande einen herrschsüchtigen, rachgierigen und hinterlistigen Charakter. Liebeshändel beider Ehegatten störten ihre Einigkeit, und führten endlich zur Scheidung. Diese Beschimpfung entflammte Olympias Herz zur Rache. Wahrscheinlich war sie nicht nur Mitwisserin, sondern Hauptanstifterin der Ermordung Philipps. Gewiß ist es, daß Kleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbstmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem schrecklichsten Hasse verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ sie aber nie an der Regierung Theil nehmen. Nach Alexanders Tode suchte sie, während des Streites der Kronbewerber, vergebens ihre Herrschaft auszubreiten. Zwar hatte sie nach Antipaters Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polysperchon auf ihrer Seite, der sie auch aus Epirus, wohin sie geflüchtet war, nach Macedonien als Obervormünderin zurückrief; allein die Grausamkeit, daß sie den blödsinnig gemachten Aridäus, Alexanders Bruder und Nachfolger, umbringen ließ, wurde bald bestraft; Kassander, Polysperchon's Gegner, nahm sie gefangen, und veranlaßte die Verwandten jener Ermordeten, sie peinlich anzuklagen. Sie wurde abwesend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte sie sich zu vertheidigen. Dies zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche sie (317 vor Chr. Geb.) umbrachten.

Olympische Spiele, die feierlichsten und berühmtesten unter

den vier heiligen Spielen der Griechen, welche als Nationalfeierlichkeit die verschiednen Nationalstämme auf's Genauste vereinigten. Sie hatten ihren Namen von dem geweihten Platze Olympia in Elis, wo sie gefeiert wurden, oder von dem Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Jetzt heißt die olympische Ebene Antillala, weil sie der Stadt Lalla gegenüber liegt. Ueber ihren Ursprung waren die Sagen verschieden. Nach Einigen soll Jupiter selbst, nach seinem Siege über die Titanen, diese Spiele gestiftet, und bei ihrer ersten Feier Mars den Preis im Faustkampf, und Apollo über Merkur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern soll sie Pelops zu Ehren Jupiters gestiftet haben. Wieder Andre schreiben ihre Stiftung den Argonauten zu. (S. d. Art. am Schluß). Noch Andre machen einen der Daktylen (die Daktylen waren Priester der Cybele vom Berge Ida, welche die Gattin Saturn's, Rhea, zur Erziehung Jupiters, ihres Sohns, von Kreta nach Elis berufen hatte) [illegible]mens Herkules, zum Stifter, als er sich mit seinen vier Brüdern Päoneus, Ida, Jasius und Epimedes von Kreta nach Elis begab. Diese vier jüngern Brüder stritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug. Herkules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der von einem, aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Pisa verpflanzten, vorzüglich schönen Olivenbaume genommen war. Auch in der Folge wurden immer nur von diesem Baume die Siegerkränze geflochten. Gewiß ist es, daß schon in den ältesten Zeiten Griechenlands, in der Gegend von Pisa, Wettspiele gehalten wurden, deren Zweck wahrscheinlich religiöser Art war. Sie wurden mehrere Male unterbrochen und wieder erneuert; das erste Mal durch Iphitus, Fürsten von Elis, um 884 v. Chr.; das zweite Mal durch Chorobus (776 oder 777), von welcher Zeit an man die Olympiaden zu zählen anfängt. Anfangs hatten die Einwohner von Pisa die Aufsicht über diese Spiele. Nachdem aber dieser Ort durch die Elier zerstört worden war, übernahmen diese die Besorgung derselben und behielten sie, mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete sie zur strengsten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden noch eigne Beamte ernannt. Unendlich war die Menge der Zuschauer, welche zur Feier der Spiele aus allen Gegenden nach Olympia strömten. Außer den Priesterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen dieses Gesetzes wurden von einem Felsen herabgestürzt. Der Anfang der Spiele war allemal den 11. des Monats Hekatombäon (der ungefähr mit unserm Julius übereinkommt), und ihre Dauer auf fünf Tage bestimmt. Die Kämpfer mußten sich zehn Monate vorher auf dem Gymnasium zu Elis vorbereitet haben; in den letzten 30 Tagen vorher wurden diese Kampfübungen eben so vollständig angestellt, wie sie bei den Spielen selbst vorkamen. Das Fest begann Abends mit großen feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruche des folgenden Tages. Diese bestanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diskus werfen, Ringen, Faustkampf; musikalische und dichterische Wettstreite machten den Beschluß. Die Ehre des Siegs in den olympischen Spielen war außerordentlich; sie ging von dem Sieger (Olympionikes) selbst auf sein Vaterland über, das stolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben. Die Tempelpracht von Olympia ward theils in Folge der politischen Schicksale des Landes, theils durch Erdbeben zerstört. Noch findet man daselbst schätzbare Alterthümer.

Omar I., der Nachfolger Abubekr's und der zweite Kalif der Moslemin nach Mohammed, seinem Schwiegervater, trat die Regierung 634 nach Chr. Geb. an. Als einer der reißendsten Eroberer, die je die Welt verwüstet haben, brach er zuerst gegen Damask, die Hauptstadt von Syrien, auf, und jagte die Griechen aus dieser Provinz und aus Phönizien. Dann kehrte er seine Waffen gegen Jerusalem, das er 637 nach einer harten Belagerung einnahm. Seinen Einzug in diese Stadt hielt er auf einem mit zwei Säcken beladnen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in den andern Getreide war, und die seinen ganzen Mundvorrath enthielten. Eine hölzerne Schüssel war sein einziges Geschirr, und die Erde sein Sessel. Da die Capitulation von Jerusalem vielen andern, welche die Moslemin seitdem schlossen, zum Muster diente, so führen wir hier die Hauptpunkte derselben an: „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber sie sollen keine neuen Kirchen bauen, noch auf die vorhandnen Kreuze setzen dürfen. Sie sollen nicht mit den Glocken läuten, sondern sich begnügen zu klingeln. Wenn ein Muselmann durch die Stadt reist, sollen sie ihn drei Tage frei halten. Sie sollen niemand vom Mohammedanismus abwendig machen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen. Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Mohammedaner annehmen. Sie sollen keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu sein und die Abgaben regelmäßig bezahlen." Omars Statthalter drangen in Persien vor, schlugen das Heer der Jezdejerd, und eroberten die Hauptstadt und das Reich. Amru, einer seiner Statthalter, schlug die Truppen des Kaisers Heraklius 638 bei Antiochia; Memphis und Alexandria ergaben sich; ganz Aegypten und ein Theil von Libyen wurde den Römern entrissen. Damals soll nach einer alten, neuerlich widerlegten Sage auf Omars Befehl die königliche Bibliothek zu Alexandria verbrannt worden sein. Nichts widerstand den Waffen der Moslemin; sie setzten ihre Eroberungen bis weit in Afrika fort. Aber Omar genoß seines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Chr. 644, 63 Jahr alt, von einem persischen Sklaven mit einem Messer in den Leib verwundet, woran er nach drei Tagen starb. Die Großen baten ihn, seinen Nachfolger zu bestimmen; er aber verweigerte es, und lehnte besonders den Vorschlag, seinen Sohn zur Kalifenwürde zu ernennen, mit Lebhaftigkeit ab: „Es ist genug," sagte er, „daß in meiner Familie sich Einer gefunden hat, der diese Last hat übernehmen mögen." So wurde durch ihn das Kalifat ein Wahlreich. (S. d. Art. Kalif.) Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifrigern Apostel gehabt, als ihn; er beobachtete streng alle Vorschriften des Koran, und wird als gerechter und milder Fürst gerühmt. Kairo wurde von ihm erbaut, und unter ihm 36,000 Städte oder Schlösser erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerstört und 1400 Moscheen erbaut.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen), gewisse, zufällig sich ereignende Umstände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks ansah. Sie waren entweder 1) gewisse am Körper befindliche, oder im Gemüthe sich ereignende Erscheinungen; oder 2) sie kamen von äußern Dingen her, oder 3) sie bestanden in gewissen bedeutenden Worten. Zur ersten Klasse gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Bestürzung, überhaupt alle unerwartete Erschüttrung des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Niesen u. s. w. Alle diese Dinge

waren von vieler Vorbedeutung. Zu den äußern Erscheinungen gehörten folgendes: ein ungewöhnlich heller Schein, der sich in einem Hause oder sonst an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmlische Gottheit gegenwärtig sei. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. Die ominösen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirksam war ein solches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte. Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, warf man z. B. einen Stein auf die etwas Uebels bedeutende Sache, oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der sie sprach, mit dem Ausdruck: „auf dein eignes Haupt!" zurück. Man hatte auch einen besondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornichtes und sonst unfruchtbares Holz, verbrannte es zu Asche und warf diese in fließendes Wasser, oder in's Meer, wenn ein böses Omen sich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina sich ereigneten, das angefangne Geschäft liegen zu lassen und es ein ander Mal wieder vorzunehmen.

Ommiaden oder Ommajaden, s. Kalif, Kalifat.

Omnium, nennt die englische Staatswirthschaft das Ganze der Gegenstände (der öffentlichen Papiere, Stock's), welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Uebereintunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, daß sie vorschießen, eine gewisse Summe in den Fonds zu 3 Procent, eine andre Summe zu 4 Procent und einen gewissen Theil in langen Annuitäten erhalten, so bilden diese drei Gegenstände zusammen das Omnium; jeder einzelne Artikel der Anleihe dagegen wird Scrip (eine Verstümmlung des Worts Subscription) genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umstände steigt oder fällt, die zwischen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederholung eintreten, so ist es der Gegenstand großer Speculationen.

Omphale, die Tochter des lydischen Königs Jardanas und Gemahlin des Tmolus, nach dessen Tode sie selbst die Regierung führte. Herkules wurde ihr vom Merkur als Sklave verkauft und verrichtete in ihrem Dienste mehrere tapfre Thaten. Omphale belohnte ihn dafür durch ihre Umarmung und gebar ihm einen Sohn. Herkules wurde von ihr so berückt, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldnen Ringen besteckte, die Haare in künstliche Locken legen ließ, hohe goldgestickte Schuhe trug, und unter ihren Sklavinnen an dem Rocken spann, indessen sie die Löwenhaut anzog und die Keule trug. (Vergl. Herkules.) Uebrigens herrschte Omphale sehr despotisch über die Lydier, und war eben so zügellos und ausschweifend, als grausam.

Oeneus, s. Kalydon.

Onomatopöie (aus dem Griech. von ὀνοματοποιία) heißt die Namen- oder Wortbildung, vorzüglich wenn sie die Gegenstände durch ihren nachgeahmten Schall bezeichnet. Sie ist eine der ersten Arten der Wortbildung, und auf folgende Weise zu erklären. Die Gegenstände der Sinnenwelt sind die ersten, welche der Mensch kennen lernt, und ihre Bezeichnung knüpft sich an ihre Kenntniß an. So wie wir nämlich die Gegenstände der Sinnenwelt mit unsern Sinnen auffassen,

so bezeichnen wir sie auch mit Ausdrücken, welche den Sinnen entsprechen. Die Sprache ist hörbare Bezeichnung der Vorstellungen; sie hält also zunächst und unwillkürlich die hörbaren Eigenschaften der Gegenstände fest, und gibt dieselben mittelst artikulirter Laute wieder, wie das erschütterte Ohr sie empfangen hat. Und darum ist diese Wortbildung durch Nachahmung des Lautes oder Schalles der Gegenstände zugleich die natürlichste, die sich denken läßt, so wie der nachahmende Laut der verständlichste für die Mittheilung, indem er am leichtsten sich mit der Vorstellung des schallenden Körpers verbindet und sie in Andern erweckt. Hier gibt es aber einen doppelten Fall, entweder wird unmittelbar nur der Laut oder Schall eines Dinges nachgeahmt, wie z. B. in den Worten: murmeln, rasseln, lispeln ꝛc., oder ein Gegenstand wird nach einem Schall oder Laut, den er verursacht, benannt, z. B. Blitz. Im letztern Falle kann die tönende Eigenschaft des Gegenstandes auch nur Nebensache, oder zufällig veranlaßt worden sein, aber der Schall zog die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, und er wurde daher immer so benannt, obgleich späterhin der Ursprung des Namens vergessen ward. Die erstern Arten der Onomatopöie sind die ursprünglichen und nothwendigen, weil man sich bei ihnen an die reine Wahrnehmung des Tons hält; die letztre ist die abgeleitete, aber fast noch ausgebreitetere. Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, warum die Onomatopöie ein wesentlicher Bestandtheil der Bildung aller Sprachen ist; so wie sich anderntheils aus der verschiednen Beschaffenheit des Gehörs und dem Verlöschen der Naturlaute in einer Sprache, durch allmälige Umbildung derselben bei verschiednen Generationen, erklären läßt, nicht nur warum die Sprachen unter einander in solchen Namen (onomatopoetica) oft so verschieden sind, sondern auch, warum wir in den einzelnen Sprachen so wenig Worte als solche erkennen. In Hinsicht des letztern ist jedoch der Unterschied der Naturlaute und der artikulirten Laute, mit welchen die Sprache nachahmt, nicht zu übersehen. T.

Oenomaus, s. Hippodamia.

Ontologie, Wesenlehre, nennt man denjenigen Theil der Metaphysik, welcher die Eigenschaften, ohne die ein Ding kein Ding sein würde, vollständig angibt und erweist. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges erfolgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädikaten desselben nicht widerspricht, wird ihm als nothwendige Eigenschaft beigelegt. Man handelt in ihr 1) von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2) von Substanz und Accidens, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung; 3) von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4) vom Raum und der Zeit, und 5) von dem Einfachen und Zusammengesetzten. Es ist aber von dem Dinge (dem Wesen, dem Etwas) nur als von etwas Denkbarem die Rede, und es bleibt unentschieden, ob ihm ein wirklicher Gegenstand außer dem Denken entspreche; die Ontologie ist also keine Erkenntniß realer Objecte. Seit der Umwandlung, welche die Philosophie durch Kant erhielt, ist die ganze Ontologie, wie sie von den frühern dogmatischen Schulen aufgestellt wurde, zerfallen, und an deren Stelle eine Analytik unsrer Begriffe und unsres ganzen Vorstellungsvermögens getreten. Diese Analytik wird von Kant Transscendentalphilosophie genannt. S. Metaphysik. dd.

Onyx, Onych, s. Achat. Die Alten benannten ihn von der

weißen Farbe des Nagels am Finger, in welche er spielt, und pflegten die schönsten Steine dieser Art zu Kameen zu verwenden. Der Onyx wird unter andern im sächsischen Erzgebirge, im Königreich Böhmen, im Oesterreichischen, in Italien und in der Levante gefunden. Der berühmteste aller antiken Onyx-Kameen ist August's Apotheose in dem wiener K. K. Antiken-Kabinet.

Dost (Jacob van), ein berühmter Maler aus Brügge, geb. 1600, begab sich, als er guten Grund gelegt hatte, nach Rom, wo er unter Hannibal Carracci studirte. Nach seiner Zurückkunft wurde er den besten niederländischen Meistern beigezählt. In seiner Jugend copirte er mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und Vandyk, daß seine Gemälde noch jetzt die Kenner täuschen. Dadurch lernte er die Grundsätze einer schönen Färbung und zierlichen Führung des Pinsels. Er malte nur große Geschichten; seine Compositionen sind ungekünstelt und wohlüberlegt, ohne müßige Figuren. Die Verzierungen sind sinnreich, voll edler Einfalt und die Gewänder schön. Seine Hintergründe zierte er mit Architektur, die er, wie die Perspektive, gut verstand; seine Zeichnung ist in gutem Geschmack, das Colorit seines Nackten frisch und natürlich. Er starb 1671. Sein Sohn, gleiches Namens, studirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille, und begab sich endlich wieder nach Brügge, wo er 1715 starb. Von dessen großen historischen Gemälden sieht man mehrere in den Kirchen und Palästen von Lille. Seine Zeichnung sowol, als sein Colorit sind alles Beifalls würdig. Seine Manier ist markiger, sein Pinselstrich freier als bei seinem Vater. Er drappirte im größten Styl. Seine Compositionen waren nicht überreich, aber sehr verständig geordnet.

Opal, s. Achat. Die Alten nannten ihn Iris. Man unterscheidet zwei Hauptarten: den eigentlichen Opal und den Wachsopal. Vom ersten gibt es wieder mehrere Sorten, wovon der edle Opal, der bei durchfallendem Lichte meist gelb, bei abfallendem aber milchblau ist, ferner der gemeine Opal und das, von Einigen jedoch zu den Onyxen gerechnete Weltauge (s. d. A.) oder Hydrophan, die merkwürdigsten sind. Beim Wachsopal gibt es vornehmlich zwei merkwürdige Sorten, den Holzopal (ein versteinertes Nadelholz von gelblicher und bräunlicher Farbe, woran man zum Theil noch den faserigen Längenbruch und zuweilen schalige Ablösungen der Jahresringe bemerkt), und den Telkobanjerstein, welcher eine wachsgelbe, aber auch braunrothe und olivengrüne Farbe und seinen Namen von einem Orte in Ober-Ungarn hat, wo er meistens gefunden wird. Die Opale sind auch im Erzgebirge, in Böhmen, Schlesien u. s. w. nicht selten. Die orientalischen übertreffen jedoch alle an Härte und Schönheit; unter den europäischen sind gewöhnlich die ungarischen die besten. Man beurtheilt die Güte und den Werth der Opale nach ihrer Härte, schönen Mischung und nach ihrem Feuer.

Oper. Das Singspiel, oder die Oper im weitern Sinne ist ein musikalisches Drama. Sie unterscheidet sich dadurch von dem Schauspiele mit Musik, in welches nur zufällig, wenn es die Fabel eines solchen Drama's verlangt, Tonstücke eingeflochten werden. In der Oper ist die Musik wesentlich; aber nicht so, daß sie über die Poesie herrsche, sondern daß beide in der innigsten Verbindung einander gegenseitig bestimmen. Dem zufolge wird einerseits die Poesie Gesang, die Musik aber erhebt sich andrerseits zur Poesie durch lebendige Schilderung der Stimmungen und Charaktere der Personen. Das erstre gibt dem dramatischen Gedichte der Oper einen lyrischen

Charakter; denn alle Poesie neigt sich durch Ausdruck und Schilderung des Gefühls zur Musik hin, und wird insofern ursprünglich lyrische Poesie genannt. Die erste Aufgabe für den Dichter ist daher, eine solche Handlung zu erfinden, durch welche die Personen in Lagen gebracht werden, in welchen sie ihre Empfindungen vorzüglich lyrisch aussprechen können, und mannichfaltige Affekten und Leidenschaften in verschiednen Graden und Abstufungen abwechseln. Wenn dieses zwar die strenge Ausbildung der Charaktere und den ununterbrochnen Fortgang der Handlung zu hemmen scheint (weshalb auch die Oper weder Charaktere noch Handlung in demselben strengen Sinne haben kann, in welchem sie z. B. der Tragödie zukommen): so ist die Oper dadurch auf der andern Seite geschickter, gewisse Stoffe zu versinnlichen, welche dem strengen Drama sich mehr entziehen. Dies sind vornehmlich romantische Zauberstoffe, Feenmärchen, idyllische und romantische Bilder, deren Innerstes erst durch Musik vollkommen lebendig ausgesprochen wird. Denn der Gesang wird in der Oper zur Rede, und eine solche ätherische Sprache ist am meisten geeignet, die Sprache zauberischer Wesen (Feen, Gnomen, Sylphen) zu sein. Hieraus folgt von selbst, daß historische und heroische Stoffe, sofern sie nur durch strenge Charakterentwicklung im fortschreitenden Handeln ausgeführt werden können, und ihr Zusammenhang mehr von dem Verstande, als von der Phantasie aufgefaßt werden kann, der Natur der Oper am ungünstigsten sind, und daß man nur aus sich selbst mißverstehender Vornehmheit, in der letzten Zeit die heroischen, historischen und bürgerlichen Opern vorgezogen hat, die gewissermaßen immer einen Widerspruch in sich tragen, am meisten dann, wenn fade prosaische Worte singend vorgetragen werden. Es folgt daraus ferner, daß der Dichter der Oper, mit der Natur der Musik vollkommen vertraut, musikalisch dichten, d. h. sowol den dramatischen Stoff, als die einzelnen Theile, in der Ausführung so behandeln müsse, daß er der Tonkunst Gelegenheit gebe, das, was der Poesie unaussprechlich bleibt, auf die ihr eigenthümliche Weise auszudrücken. Haupterfodernisse der Behandlung sind daher nach dem Vorigen: leicht gezeichnete und gut kontrastirte Charaktere, Mannichfaltigkeit lyrischer Situationen, Angemessenheit des lyrischen Ausdrucks an dem Charakter der Personen ꝛc. Was sonst und überhaupt zur musikalischen Poesie gehöre, die man wol zweckmäßig andeutende, oder skizzirende Poesie nennen könnte (z. B. einfache, leichte Rhythmen, Gedanken, die mehr Gefühl und Phantasie, als den Verstand in Anspruch nehmen), müssen wir der Kürze wegen übergehen. Aber es leuchtet endlich auch ein, warum gute Operndichter so selten sind; denn wer mit Musik nicht innig vertraut ist, dem muß die Verbindung der Poesie mit Musik, zu welcher der Operndichter hinwirken soll, nur als eine unwürdige Dienstbarkeit, ein Zwang der Poesie erscheinen. Doch kann die Seltenheit der guten Oper, in poetischer Hinsicht, bei hoher Ausbildung des musikalischen Bestandtheils, kann nichts gegen die Gattung selbst entscheiden, denn wer möchte leugnen, daß die Oper einen weit größern und tiefern Eindruck auf Gebildete machen würde, wenn sie auch in poetischer Hinsicht sich durchaus vollendete. Es soll aber auch, von der andern Seite, sich die Musik zur Poesie, und zwar zur dramatischen erheben. Dies erfodert, daß die Opermusik charakteristischer und gedrängter sei, als eine andre Musik, die sich mit Poesie verbindet, und daß sie nicht durch lange Concertstücke den Gesang der Handlung völlig aufhalte. (Ein Muster ist hier Salieri's Axur.) Der

Digitized by Google

Natur des Kunstwerks gemäß, muß sie einen Gesammtcharakter tragen, wie z. B. Mozart's Zauberflöte sich durch ihren feierlich ernsten Charakter, ungeachtet der eingeflochtnen naiven Partien, von dem sinnlich lebendigen Colorit eines Figaro oder andrer mozartischen Opern sprechend unterscheidet. Ferner muß es, wie in den letzten Opern, auch gewisse, durch Musik individualisirte Charaktere geben, und ihre lyrischen Monologen (Arien, Cavatinen, Arioso's) und Dialogen (Duette, Terzette ꝛc.) müssen in gehöriger Abwechslung unter einander und mit dem kräftigen Chor dem Ganzen eine erfreuliche Mannichfaltigkeit verschaffen. Die Hauptaufgabe des Tonsetzers aber ist: die im Texte ausgesprochnen Gefühle und Leidenschaften der handelnden Personen mit der Stärke und Eindringlichkeit auszudrücken, die der Tonkunst eigen sind. Das Vorherrschen der ernsten oder heitern Stimmung, welches durch den Stoff der Fabel bestimmt wird, und sonach zugleich des großen oder des leichtern Styls in der Musik, bildet den Unterschied der sogenannten Opera seria (große oder ernsthafte Oper) und der Opera bulka (komische oder scherzhafte Oper); und wiewol sich jene im Ganzen nach der Seite der Tragödie, diese nach dem Lustspiel hinneigt: so ergibt sich doch aus dem Vorigen, daß weder eine ernste Oper so rein tragisch und einfach sein könne, als die Tragödie, noch die komische Oper eine so verwickelte Intrigue haben könne, als das Lustspiel. Denn die Musik spricht unmittelbarer zum Gefühle, als zum Verstande; das Komische, dessen Ursprung die Reflexion ist, vermag daher nicht ohne lyrische Beimischung die Oper auszufüllen; weshalb das Groteske und Burleske der Oper sehr günstig ist. Es gibt aber auch einen gemischten Styl, und die Grenzen des Ernsten und Scherzhaften sind überhaupt schwer zu bestimmen. Beispielsweise würden wir Spontini's Vestalin eine Opera seria, Cimarosa's Matrimonio segreto eine Opera bulka nennen und Mozart's Entführung aus dem Serail, so wie viele Paer'sche Opern, würden wir zu dem mezzo stilo (mittlern Styl) rechnen. Soll die Oper musikalisches Drama im vollkommensten Sinne des Worts sein, so darf sie nicht durch gesprochnen Dialog unterbrochen werden, dessen Stelle das, der gesprochnen Rede sich annähernde, musikalische Recitativ (s. d. Art.) vertreten muß. Warum dies heutzutage bei den Deutschen nicht so sehr ansprechen will, liegt an der Seltenheit gut recitirender Sänger bei den Deutschen, und der Seltenheit der Componisten, welche das Recitativ über die gewöhnlichen bedeutungslosen Phrasen zu erheben im Stande sind, wodurch musikalische und unmusikalische Personen sich gelangweilt finden, endlich vielleicht auch an der Gewöhnung und Entwöhnung der Deutschen. Frühzeitig jedoch fühlte man die Einförmigkeit, welche schlechte Recitative hervorzubringen im Stande sind, und dies gab Gelegenheit zur Operette im ältern Sinne, welche man als eine Nachahmung französischer, mit Lieder- und Romanzengesang vermischter Schauspiele, von der eigentlichen Oper so unterschied, daß bei dieser der gesprochne Dialog nie eintrat, in jener aber Gesang und Dialog, wie jetzt in den meisten deutschen Opern, abwechselte. Dies that man anfänglich nur bei komischen Opern, welchen dieser Contrast auch noch am günstigsten zu sein scheint; daher man diese Gattung bei den Deutschen auch Operette nannte. Späterhin ward diese Abänderung auch in die ernste Oper eingeführt; so daß wir neuerdings unter Operette, wie in der frühesten Zeit, nur ein Singspiel von geringrer Ausführung, kleinerm Umfang und leichterm Charakter, unter Oper aber die umfassendste Gattung des Sing-

spiels verstehen. Dieser regelmäßig wiederkehrende Wechsel des gesprochnen Dialogs und des Gesangs, welcher für das gesunde Ohr immer einen unangenehmen Abfall bewirkt, erfodert nun, daß der Dichter alle lyrische Bewegungen der Personen in die Musikstücke verlege, worauf die Prosa um so mehr als Prosa erscheint. Aber um die im Gesange oft so schlecht aussprechenden Sänger zu verstehen, und von der Handlung, die man vor sich sieht, doch etwas zu erfahren, läßt man sich lieber die Zwittergattung gefallen, als daß man die vollkommnere ausbildete. Als die Deutschen die Operette auf ihre Bühne brachten, behandelten sie dieselbe, dem damals herrschenden Wahrscheinlichkeitsprincip zu Liebe, eigentlich als Lustspiel mit Gesang, und suchten alles Singen durch besondre Motive, z. B. Aufruf zum Singen, Versprechen etwas vorzusingen ꝛc. einzuleiten, was sich nicht oft ohne Gesuchtheit wiederholen ließ. Dies nöthigte allmälig zu größerer musikalischer Ausbildung der Gesangstücke nach dem Vorgange der Italiener (s. unten). Daß sich in gewissen Opern auch die, der Musik durch den Rhythmus verwandte Tanzkunst mit der Tonkunst verbinden könne, ist der Oper zufällig. Hiedurch und durch Mitwirkung der malerischen und architektonischen Kunst, welche die Oper (vorzüglich die romantische) auf mannichfaltige Weise unterstützen, wird dieselbe zu einem der zusammengesetztesten Kunstwerke, und da diese Verbindung, fast aller schönen Künste in einem einzigen Werke so oft nur eine äußere bleibt: so scheint die Aufgabe um so schwerer, „aus hundert Vergnügen ein einziges zu machen.“ Alle Vorwürfe aber, die bloß von dem Standpunkte der gemeinen Wahrscheinlichkeit gegen die Oper aufgestellt werden, z. B. daß kein vernünftiger Mensch seine Gefühle und Gedanken im gewöhnlichen Leben singend mittheile, verdienen eben so wenig Beachtung, als der gemeine Tadel, daß kein Mensch im Leben in regelmäßigen Jamben und Trochäen spreche, wie es in der Tragödie geschieht; denn alle Kunst beruht auf gewissen Voraussetzungen der Einbildungskraft, welche die Illusion ausmachen. Zu den kleinern und unbedeutendern Arten des Singspiels gehören das sogenannte Intermezzo der Italiener (s. d. Art.). Die in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. bei uns Deutschen geliebten Melodramen (Monodramen und Duodramen), in welchen entweder die Deklamation und Mimik ununterbrochen begleitet wird, oder die Musik nur die Pausen der Rede ausfüllt, oder endlich die Musik bald abwechselnd begleitet, bald nachfolgt, können zwar musikalische Dramen, oder nicht Singspiele genannt werden, insofern in ihnen nicht gesungen wird. Wohl aber gehört hierher das, dem französischen Vaudeville nachgeahmte Liederspiel. (S. d. Art.) Die Geschichte der Oper steigt bis in's 16. Jahrh. hinauf, wo Vicenzo Galilei und Giulio Caccini, berühmte Tonkünstler ihrer Zeit, es unternahmen, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninstruments herzusagen oder zu recitiren. Diese Versuche, welche als Ursprung der Oper angesehen werden, bahnten einem, durchaus in Musik gesetzten Drama den Weg, welches Daphne hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt, von Giac. Peri in Musik gesetzt war. Es wurde 1597 in Florenz zum ersten Male und mit dem lautesten Beifall aufgeführt. Zwei andre Schäferspiele, die Aegle von Giraldi, und die Arethusa von Lollio, sollen um dieselbe Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden sein, so wie man auch sagt, daß Guarini's Pastor fido schon in der Mitte des 16. Jahrh. musikalisch dargestellt worden. Die Musik zu diesen Schauspielen bestand größtentheils in einem Vortrage,

der unserm heutigen Recitativ ähnlich war, welches nur selten durch Chöre unterbrochen wurde, und sich daher dem Vortrage der griechischen Tragödie näherte, deren Dialog ebenfalls unter einfacher Instrumentalbegleitung musikalisch deklamirt wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, so wie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero (seit 1570 Kapellmeister in Florenz) gehalten, von dem 1590 zu Florenz zwei Schäferspiele, il Satiro und la Disperazione aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieselbe Weise ein Oratorium, Anima e Corpo, in Musik gesetzt hat. 1597 ließ bereits Horazio Vechi alle Rollen, auch sogar den Pantalon, den Doctor und spanischen Hauptmann in Versen absingen. Nach mehrern andern dergleichen Versuchen wurde 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. das Singspiel Euridice, von Rinuccini gedichtet und von Peri und Caccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Nach einer andern Meinung aber soll bereits um das J. 1480 ein gewisser Joh. Sulpitius, mit dem Zunamen Verulamo, auf dem Markte zu Rom, so wie auch vor dem Papste und einigen Kardinälen, Schauspiele mit musikalischer Deklamation gegeben haben. Die erste Opera buffa soll 1624 zu Venedig aufgeführt worden sein; daselbst wurde auch die erste Opernbühne (1637) errichtet. 1646, bis wohin die Oper bloß auf ihr Vaterland Italien beschränkt gewesen war, ließ der Kardinal Mazarin zuerst Operisten (Opernsänger) aus Italien nach Paris kommen, welche daselbst die erste italienische Oper, Orpheus und Euridice, aufführten. Um dieselbe Zeit machte Perrin den ersten Versuch mit einer französischen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium erhielt. Außer der ernsthaften Oper zu Paris, die den Namen der königlichen Akademie der Musik führte, ward daselbst auch 1678 eine andre eingeführt, die man auf den Messen zu St. Laurent und St. Germain vorstellte, und welche 1715 den Namen der komischen Oper erhielt, zu deren Ausbildung besonders Le Sage durch seine Arbeiten für das Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire, s. französ. Schauspielkunst) beitrug. Die Oper ward in Frankreich mit glänzenden Balletten und Pantomimen ausgeschmückt. In Deutschland wurden schon zu Hans Sachsens Zeiten († 1567) gesungne Fastnachtsspiele aufgeführt. Den ersten eigentlichen Operntext verfertigte Mart. Opitz († 1659); er hieß Daphne, und ist eine Nachahmung des oben erwähnten italienischen Singspiels Daphne. Nachher schrieb Paul Thiemich die Oper Alceste, welche die erste ist, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Einige halten die Operette: der Teufel ist los, für die erste komische Oper in Deutschland; Flögel hingegen behauptet, daß es bei uns eben so früh komische Opern gegeben habe, als ernsthafte. Zu Augsburg wurde 1697 zum ersten Male eine deutsche Oper aufgeführt und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche Oper, Arminius, aufführte. In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. Die italienische Oper unterscheidet sich von der deutschen hauptsächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern der Dialog recitativisch (d. h. nach Noten, aber ohne Takt) gesungen wird. Bei den Italienern sind auch die Gattungen der Opera seria und buffa strenger geschieden, als bei den Deutschen. Jene ist weit ernster, für uns fast leer und langweilig; diese weit mehr grotesktomisch und echt national. Dies bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich ist. Unter ihren ernsten Opern-

dichtern zeichnen die Italiener den Apostolo Zeno und hauptsächlich den Metastasio aus, unter den komischen Goldoni und mehrere andre; unter ihren Componisten: Sacchini, Piccini, Cimarosa, Salieri, Paësiello, Zingarelli, Martini, Rossini, Generali ꝛc. (s. Arteaga's Geschichte der ital. Oper, übers. von Forkel, 2 Theile 1789). Unter den Franzosen dichteten für die Oper Quinault, la Fontaine, la Motte, Marmontel, Favart, Sedaine, Etienne, Jouy; Componisten waren: Gretry, Monsigny, Dalayrac, Isouard, Boyeldieu, Catel, Mehul, und die nationalisirten Spontini und Cherubini. Unter den Engländern dichteten für die Oper: Addison, Gay, (die berühmte Bettleroper) Fielding, Kenrick ꝛc.; ausgezeichnete Componisten sind nicht bekannt. Bei uns wurde die Operette (s. oben) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet. Um mehr musikalischen Genuß in dieses Schauspiel zu verweben, wurden nach und nach die Gesangstücke immer weiter ausgeführt und bekamen die Form der ernsthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundnen Finales, in welchem die Handlung fortrückt, und die Musik zu einer Folge sehr anziehender und abwechselnder Sätze Gelegenheit gibt, dieser Art von Oper gleichsam den allgemeinen Vorzug; so daß sie von nun an die herrschende Gattung des mit Musik verbundnen Schauspiels wurde. Und so entstand unsre gegenwärtige deutsche Oper, in welcher gesprochner Dialog und Gesang abwechselt. Die jetzige komische oder romantische Oper ist also eine Zusammensetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterschiede, daß der Dialog derselben wirklich gesprochen und nicht recitativisch gesungen wird. Für die deutsche Oper dichteten übrigens noch: v. Göthe, Gotter, Bretzner, Stephani, J. G. Jacobi, Herclots, Huber, Michaelis, v. Kotzebue, Bürde, Schikaneder ꝛc.; als Componisten nennen wir: Mozart, Winter, Weigl, Reichardt, Kunzen, Wölfl, Beethoven, C. M. v. Weber ꝛc. Zu den vorzüglichsten deutschen romantischen Opern gehören: die Zauberflöte, Don Juan, das unterbrochne Opferfest, der Freischütz u. a.

Opfer sind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung seiner eignen Person auszudrücken. Dieser Gebrauch war die erste Wirkung der Anerkennung höhrer Wesen, und ein Haupttheil des Gottesdienstes in allen Religionen des Alterthums; und noch heute glaubt der Morgenländer vor Gott eben so wenig mit leeren Händen erscheinen zu dürfen, als vor seinem Fürsten und Herrn. Die Vorstellung, daß Gott sinnliche Bedürfnisse habe, und an Speise, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, so wie die Lebensart der Opfernden bestimmte die Beschaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brot; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beste, was der Opfernde besaß, zu widmen. Daher wollte Abraham selbst den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon seine Tochter Iphigenia; doch zeigte sich in der glücklichen Wendung, die diese Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, schon früh die reinere Idee, daß Gott kein Menschenblut verlange, und durch die fromme Gesinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienstes erhielten gleichwol den grausamen Gebrauch, Menschen zu opfern, auch bei solchen heidnischen Völkern aufrecht, die der ersten Rohheit entwachsen waren. Die Phönizier opferten ihrem Götzen (Moloch) Kinder, wie in gleichem Sinne die germanischen Völker und die ältern Mexikaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die früher zum Opfern an-

trieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangne Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu versöhnen, und dazu schien ein Menschenleben nicht zu kostbar. Aber während die Altäre der heidnischen Welt vom Blute unschuldiger Kinder und wehrloser Gefangnen troffen, bestimmte Moses in seinen Opfergesetzen reine, makellose Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehova. Die israelitischen Opfer waren blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe, oder im Nothfall Tauben, von den Priestern geschlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer); unblutige dagegen, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar hergegossen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rücksicht der Gesinnungen, die sie ausdrücken, und der Zwecke, zu denen sie dienen sollten, waren diese Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh bestanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet waren, oder Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den letztern pflegten die Priester die Darbringenden, zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehova mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu essen. Denn die Opfer an Thieren und Erstlingen der Früchte, die an gewissen Festen und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entsündigung einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Priester, die nur den ungenießbaren Theil derselben verbrannten. Diesen Vortheil verschafften sich auch die heidnischen Priester, die, wenn gleich bei Juden und Heiden nur die Priester opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben (s. d. A.) der Griechen vor Troja an, bis zu den Opfergelagen, denen Theodosius im J. 392 mit dem ganzen heidnischen Cultus zugleich im römischen Reiche ein Ende machte, hinlänglich bekannt ist. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die sie in den Mysterien darbrachten. Die bereits von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Mensch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht schon an und für sich ihr Eigenthum und ihre Gabe sei, machte das Christenthum dadurch geltend, daß es den heidnischen und jüdischen Opferdienst, gänzlich abschaffte, und den Tod Jesu als die, ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menschen, und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunst der Gottheit durch Geschenke zu erkaufen, und den Leichtsinn, der sich damit bei ihr abzufinden meinte, und foderte von seinen Bekennern nur die moralischen Opfer der Entsagung vom Bösen und Eiteln, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menschen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ sich jedoch die Vorstellung, daß man Gott auch sinnliche Gaben schuldig sei, bei den zum Christenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, da das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geistlichkeit gewisse, gleichsam Gott geweihte Abgaben immer nothwendig machte. Als solche sind die Oblationen (s. Oblaten) der ersten Christen zu betrachten. Sie wurden, auch da die Leistung der Zehnten an die Geistlichen eingeführt war, beibehalten

und meistentheils in Geld verwandelt; mit ihnen stehen die Opfer der Offertoria, welche nach einem, noch jetzt fast bei allen christlichen Religionsparteien bestehenden Gebrauche, zu gewissen Zeiten für die Geistlichen auf den Altar gelegt werden (Opferpfennig u. s. w. genannt), in geschichtlichem Zusammenhange, ohne doch auf irgend eine Weise zu den gottesdienstlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Hauptthandlung des Cultus in der katholischen Kirche, die Messe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieser Kirche der Meßpriester durch Weihung des Brots und Weins den Leib und das Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühnopfer gleichsam auf's neue opfert (Meßopfer). Bei den Heiden findet der Gebrauch gottesdienstlicher Opfer auch in unsern Zeiten Statt; der Chinese weiht seinen Göttern Früchte, der Karaibe Tabak, der Neger in Westindien Branntwein, und bei den wilden Inselbewohnern zeigen sich immer noch Spuren von Menschenopfern. B.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, ward eine, im 2. Jahrh. entstandne gnostische Partei genannt, die mit den Valentinianern (s. d. Art. Gnosis) die Annahme zweier Grundwesen, die Aeonenlehre und die damit verbundnen Theogonien gemein, übrigens aber das Eigne hatte, daß sie sich bei ihren gottesdienstlichen Mysterien einer lebendigen Schlange, als Bild der sinnlichen Grundlage im Menschen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bedienten. Die Ophiten küßten die Schlange, in der sie nach Anleitung des chaldäischen Schlangendienstes die Verführerin der Eva im Paradiese auf ähnliche Weise verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden.

Ophthalmie, die Augenentzündung (von dem griechischen Worte ὀφθαλμος, das Auge), ist verschieden theils nach dem Sitze der Entzündung in der Bindehaut des Auges, oder in den Augenliedern und deren Drüsen), theils nach dem verschiednen Grade derselben. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung sind: Röthe, Schmerz in dem Auge, anfangs, als wenn Sand oder etwas dergleichen hineingefallen wäre, ungewöhnliche Hitze, meistens auch Ausfluß von Feuchtigkeit, Geschwulst der Augenlieder. Oft ist gänzliche Lichtscheue damit verbunden. Zuweilen schwillt die Bindehaut des Auges so sehr an, daß sie Falten auf dem Augapfel bildet. Wenn die Entzündung sich bis auf die durchsichtige Hornhaut fortsetzt, was zuweilen in Form eines Bläschens, das einem Geschwür ähnlich ist, geschieht: so verliert sie ihre Durchsichtigkeit, bekommt Flecken und es entsteht Blindheit, weil die Lichtstrahlen nicht mehr durchdringen können. Auch kann Eiterung die Hornhaut ergreifen und ganz zerstören, oder es erfolgt eine Eitersammlung im Innern des Auges, welche sich in den Augenkammern bildet, und, ohne gehörige Hülfe, die Hornhaut durchbricht und zerstört. Auch entstehen zuweilen nach Entzündungen Auswüchse auf der Hornhaut. H.

Ophthalmologie, die Lehre vom Auge, s. Auge und Augenpflege.

Opiat, s. Opium.

Opitz (Mart.), einer unsrer besten ältern Dichter, wurde 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren. Er besuchte anfangs die Stadtschule seines Geburtsort, deren Rector, sein Oheim, Christoph Opitz, und nach dessen Tode Valentin Sanftleben war. Letzterm besonders scheint Opitz die Entwicklung seines dichterischen Geistes verdankt zu haben. 1614 ging er nach Breslau, wo er auf dem dortigen Marien-

Magdalenen-Gymnasium unter Hockelshofen seine Studien der Philosophie, der Beredtsamkeit und des Alterthums fortsetzte. Uebrigens entschied er sich jetzt für die Rechtsgelehrsamkeit. Als er Breslau verließ, gab er eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte in den Druck, welche er Neujahrgeschenke (Strenae) nannte; ein Tribut des Dankes, an seine ehemaligen Lehrer oder andre Gelehrte in Bunzlau gerichtet. 1617 vertauschte er das breslauische Gymnasium mit dem, damals berühmten zu Beuthen an der Oder. Auch hier gab er verschiedne lateinische Gedichte, desgleichen seinen Aristarchus, eine Schrift, die seinen literarischen Patriotismus bethätigte, heraus. 1618 bezog die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er sich ein Jahr lang fast ausschließlich seinen Lieblingsstudien und der Dichtkunst widmete. Zwei Brautlieder waren hier sein erster Versuch, in deutscher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er nun seine Wanderungen. 1619 hielt er sich auf der Universität zu Heidelberg auf. Der kurpfälzische Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer seiner Söhne in sein Haus, und stellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt, und schrieb daselbst viel, sowol deutsch als lateinisch, in Prosa und Versen, scherzhaft und ernsthaft. 1620 besuchte er Strasburg, wo er Matthias Bernegger's Freundschaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutschen in ihm prophezeite. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsstürmen auszuweichen, zu Ende des J. 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reiste. Zu Leyden kam er in Bekanntschaft mit Scriver, Vossius, Rutgersius und dem großen Daniel Heinsius, welche sehr vortheilhaft auf ihn wirkten. Während der Krieg sich immer weiter über Deutschland verbreitete, lebte Opitz 1621 im Holsteinischen sieben Monate lang den Musen und der Freundschaft. Zu Ende des Jahrs kehrte er in sein Vaterland zurück, und wurde an den Hof des Herzogs von Liegnitz berufen. 1622 ging er auf Bethlen Gabor's Einladung als Lehrer der Philosophie und Humanioren nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunst des Fürsten und in äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk, Dacia antiqua, dessen Vollendung, nachdem er sechszehn Jahr darauf verwendet hatte, sein Tod verhinderte. Aber die Unkultur des Landes weckte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande; er nahm seine Entlassung, mit dem Vorsatze, fortan der Ruhe und den Musen zu leben. Dennoch ging er 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof. Hier dichtete, arbeitete, edirte er. 1624 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte, von Zinkgref besorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte und bald durch eine selbst veranstaltete verdrängte. Der Herzog, auf dessen Befehl er die Sonn- und Festtagsepisteln nach dem Sylbenmaße der französischen Psalme in Verse gebracht hatte, ernannte ihn zu seinem Rathe. Auch erschien jetzt sein Buch von der deutschen Poeterei, wodurch er den Anfang zu einer deutschen Poetik machte. Nachdem er zu Ende des J. 1624 nach Sachsen gereist war, fast ein halbes Jahr in Wittenberg verlebt, und über Dresden den geschmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Gesellschaft, besucht hatte, in welche er unter dem Namen des Gekrönten aufgenommen wurde, kehrte er nach Schlesien zurück, um 1625 seinen Freund Kirchner, der in Geschäften des Herzogs nach Wien ging, dahin zu begleiten. Hier empfahl er sich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl, dem Kaiser Ferdinand II., aus dessen Händen er den

poetischen Lorbeerkranz empfing. 1626 lebte er abwechselnd zu Breslau, Brieg und Liegnitz, bald im Geräusche des Hofs, bald in den stillen Zirkeln seiner Freunde, trat sodann als Sekretär in die Dienste des gelehrten Burggrafen zu Dohna, Carl Hannibal, und lebte jetzt größtentheils zu Breslau; doch machte er mehrere kleine Geschäftsreisen an fremde Höfe und zu andern Großen des Reichs. 1628 erhob ihn Kaiser Ferdinand II. aus freiem Antriebe in den Adelstand, unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld; jedoch bediente er sich dieses Titels nur selten oder gar nicht. 1630 unternahm er in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reise nach Paris, ward daselbst mit Hugo Grotius bekannt, dessen Haus der Sammelplatz aller, durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männer war, und übersetzte das Gedicht desselben, von der Wahrheit der christlichen Religion, aus dem Holländischen in deutsche Verse, wofür der Verfasser ihn mit den ehrenvollsten Lobsprüchen überhäufte. Am Ende desselben Jahrs kam er, bereichert mit neuen Kenntnissen und einem Schatze von seltnen Büchern, Handschriften, Münzen und geschnittnen Steinen nach Breslau zurück. Aber nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna gestorben war, ging er, da die unruhigen Zeiten ihm nicht erlaubten, einsam sich selbst zu leben, an die fürstlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er sein Lehrgedicht, Vesuv, und sein schon 1621 in Holstein geschriebnes Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs heraus. Im Frühlinge 1634 folgte er dem Herzoge Johann Christian von Brieg nach Thorn, wohin dieser wegen der Kriegsunruhen sich begab, und nahm bald darauf seinen Wohnsitz zu Danzig, wo er sich mit Ruhe und Sicherheit seinen Studien widmen konnte. Das Singspiel Judith und die Uebersetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte dieser Muße. Als der König von Polen, Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutschen Lobgedichte kannte, womit er ihn bei seiner Rückkehr von einem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, 1638 nach Danzig kam, ließ dieser den Dichter vor sich kommen, und erlangte endlich durch dringendes Zureden von ihm, daß er mit Bewilligung des Herzogs, als königlich polnischer Sekretär und Historiograph unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste trat. Er fuhr fort, seine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. 1637 gab er die Sammlung seiner geistlichen Poesien heraus, sammelte und revidirte seine weltlichen Gedichte, arbeitete an den dacischen Alterthümern, und vollendete seine Psalmenübersetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Nur auf kurze Zeit besuchte er Thorn und Königsberg. So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und seines Ruhms erreicht. Die würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geschmack hatten eine vollkommne Reife erlangt, von seinem thätigen Geiste erwartete man die vollendetsten Früchte. Diese Hoffnung sollte nicht erfüllt werden. Er ward ein Opfer der Pest, welche 1639 Danzig verheerte, und auch ihn am 20. August hinraffte. Sein literarischer Nachlaß ging in jener Zeit allgemeiner Verwirrung verloren. Als Dichter war Opitz in unserm Vaterlande der erste, der sich zur wahren Poesie emporschwang; und in sofern heißt er mit Recht der Vater der neuern deutschen Dichtkunst. Er war mit den Alten vertraut, und hatte seinen Geist mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert; daher sind seine Gedichte, besonders die größern, reich an kräftigen und wahren Gedanken und feiner Erfindung. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck

und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchsen. Der Prosodie gab er zuerst ihr Dasein. Der erste Platz unter seinen Gedichten gebührt den lyrischen, nach diesen den didaktischen; der schwächste Theil sind seine Uebersetzungen. Unter den Ausgaben ist die vollständige die breslauer, 1690 bei Fellgibel, 3 Theile 8., die zierlichste die amsterdamer, 1646 bei Jasson, 3 Theile 12. Eine gute Auswahl aus seinen Gedichten enthält der 1. Theil der von Wilh. Müller herausgegebnen Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. (Leipz. 1822), der auch unter einem besondern Titel einzeln zu haben ist.

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Orient, besonders in Natolien, Arabien, Persien, Aegypten und Ostindien wächst diese Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, so daß sie z. B. in Persien vierzig Fuß hoch wachsen und Köpfe tragen soll, die zwei Pfund Wasser fassen. Der milchichte Saft der Pflanze wird gesammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, den hervorgequollnen und an der Luft verdickten Saft am folgenden Morgen abschabt und in einem Gefäße zusammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat, worauf er die Gestalt kleiner Kuchen empfängt. Eine geringere Sorte von Opium wird durch das Auspressen und Einkochen der Stengel, Blätter und schon aufgeritzten Köpfe bereitet. Von Theben und Aegypten kam sonst das reinste Opium (Opium thebaicum). Das gute Opium muß schwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend sein. Es wird als Arznei gebraucht, indem es mächtig auf das Nervensystem wirkt, in geringerer Gabe erst das Gefäßsystem und das Nervensystem zu stärkerer Thätigkeit reizt, hintennach aber schwächt, welches in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft steigen kann, weshalb man es auch unter die betäubenden Gifte rechnet. Als Medicament ist das Opium schon über zweitausend Jahre im Gebrauche. Auch haben wir noch mehrere Vorschriften zu Opiatmischungen (Opiaten) aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium vom Philo, den Mithridat vom Damokrates, u. a. m. Noch mehrern Gebrauch machten die arabischen Aerzte von dem Opium, und Paracelsus empfahl es unter den europäischen Aerzten zuerst und sehr eindringlich. Im Oriente, besonders unter den Türken, gebraucht man das Opium gleichsam statt des Weins, um sich eine Art von Rausch zu verschaffen. Anfangs nehmen die Opiumsesser ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmälig steigen sie bis zur Größe einer Erbse. Bald nach dem Genusse empfinden sie eine angenehme Munterkeit, sind weit lebhafter und thätiger, und stimmen sich in jeden beliebigen Ton. Dieser Schwung dauert aber nur so lange, als der Rausch des Mohnsaftes anhält; nach einigen Stunden verfliegt dieser, und Erschlaffung, Unmuth und Schmerz trit an die Stelle des Wohlbehagens. Wider diese Folge wird eine neue Dosis Opium genommen, die immer größer sein muß, wenn sie dieselbe angenehme Wirkung hervorbringen soll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zustand von Verdrossenheit und Erschlaffung; die Farbe des Gesichts verschwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird stumpf. Sinnlos sterben sie endlich mit hinzukommender Wassersucht oder andern Kacherien. Dieser Mißbrauch des Opiums ist jedoch jetzt überhaupt nicht mehr so häufig, und in jenem früher gewöhnlichen Uebermaß sehr selten. Da dieses Mittel denen

so schädlich ist, welche sich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben: so ist leicht zu ermessen, daß sein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorsicht erfodert. Um so weniger ist es zu entschuldigen, wenn die Medicinalpolizei nicht den Verkauf desselben auf die Verordnungen der Aerzte beschränkt. Auch die Kinderpulver, die sogenannten Ruhpulver, welche mit Opium gemischt sind, sollten nicht verkauft werden dürfen, da schon manches Kind mit solchen in die ewige Ruhe befördert worden ist. Gegen die Opiatvergiftung, welche sich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafsucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert, und zuletzt unter Zufällen von Schlafluß tödtet, ist nach vorausgeschicktem Brechmittel der reichliche Genuß eines starken Kaffees, oder eines guten Rheinweins, auch von Säuren mit Kampfer, vorzüglich wirksam. H.

Oporinus (Joh.), eigentlich Herbst, ein gelehrter Buchdrucker, geb. zu Basel 1507, der Sohn eines unbemittelten Malers, studirte zu Strasburg, indem er seinen Unterhalt durch Unterricht, Abschreiben und Correcturenlesen erwarb. Er verheirathete sich mit einer reichen alten Frau, und ertrug ihre üble Laune bis an ihren Tod, ohne auch nur durch einen Theil ihres Vermögens entschädigt zu werden. Da seine Freunde ihm zum Studium der Medizin und Physik riethen, trat er als Lehrling und Schreiber in die Dienste des berüchtigten Paracelsus, der ihm die Mittheilung einiger seiner medicinischen Geheimmittel versprach. Allein Oporinus sah sich auch in dieser Hoffnung getäuscht, verließ ihn und legte zu Basel eine griechische und lateinische Schule an. Endlich übernahm er gemeinschaftlich mit einem gewissen Robert Winter, der seinen Namen auch in's Griechische übersetzte und sich Chimerinus nannte, eine Buchdruckerei. In diesem Geschäfte war er unermüdlich; er beschäftigte sechs Pressen und gab kein Buch heraus, das er nicht selbst sorgfältig corrigirt hatte. Aber sein großer Fleiß wurde nicht durch Glücksgüter belohnt; er starb 1568, und hinterließ beträchtliche Schulden. Außerdem, daß er den Druck vieler schätzbaren Werke besorgte, ist er auch durch mehrere grammatische und philologische Schriften bekannt. Sein Druckerzeichen ist Arion mit einem schwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beischrift: **Invia virtuti nulla est via**, oder **Fata viam invenient.**

Oporto oder **Porto**, (unrichtig Porta Port) eine wichtige Handelsstadt, und nach Lissabon die größte, bedeutendste und vornehmste Stadt in Portugal, in der Provinz Entre Minho e Duero, in einem engen Thale, zwischen hohen Bergen, an beiden Seiten des Duero, hat 11 Plätze, 90 Kirchen, 17 Klöster, 14 Hospitäler, 15,000 Häuser und 63,000 Einw., mit den Fremden 74,000. An dem Flusse sind schöne Kaien, und überhaupt zeichnet sich die Stadt durch Reinlichkeit aus. In den trefflichen, durch ein kleines Fort beschützten Hafen laufen jährlich an 1200 Schiffe ein, doch ist die Mündung des Flusses durch Klippen und bewegliche Sandbänke beengt, und die Einfahrt gefährlich. Porto treibt einen sehr beträchtlichen Handel, vorzüglich mit Portwein, dessen Verkauf besonders die Handelsgesellschaft vom obern Duero besorgt, die auch an 30 Brantweinbrennereien unterhält. Man findet hier an 220 Handelshäuser, darunter 25 brittische und 10 deutsche, und zahlreiche Fabriken in Seide, Strümpfen, Kattun, Tuch, Leinwand, Leder, Metall ꝛc. 1790 betrug der Werth der Einfuhr über 7½ Millionen Gld. und der Werth der Ausfuhr über 6 Millionen Gld. Viele geschmackvolle Landhäuser, Quin-

tas genannt, verschönern die reizenden Umgebungen der Stadt. Oporto hat seinen Ursprung von einem Orte Cale, der auf der linken Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem sich ein Theil der Einwohner an diesem bequemern Platze niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von welchem der Name des Königreichs Portugal herkommt. In Oporto brach am 24. Aug. 1820 die Revolution aus, durch welche Portugal (s. d. Art.) eine Constitution erhielt.

Opposition (in der Astronomie), s. Aspecte.

Opposition, Obstand, Widerstand, Gegendruck, wird vorzüglich von der öffentlichen Meinung gebraucht, wenn ein Theil im Volke den Grundsätzen oder den Ansichten, welchen die Staatsbehörden in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten folgen, widerspricht; doch ist der Name vorzüglich in England gewöhnlich. Hier besteht in den öffentlichen Leben ein fortwährendes Schwanken. Die Partei der Minister und die des Volks kämpfen mit einander durch Rede und Gegenrede über alles Oeffentliche um den Besitz der öffentlichen Meinung. Aber die sichre Grundlage der gesetzlichen Freiheit, die Constitution befestigt in der Mitte das Zünglein des Gleichgewichts. Die Opposition ist so alt, als die Constitution selbst. Kein vernünftiger Engländer wird und kann wünschen, daß keine Opposition mehr sein möchte; denn ohne sie würde die Verfassung bald zu Grunde gehen, und wenn auch nicht in eine unumschränkte Monarchie, doch nach und nach gewiß in eine verhaßte Aristokratie ausarten. Die Opposition ist ein Spiegel für den König, der ihm immer sagt, daß er nur die Macht besitzt, durch Vernunftgründe das Volk zu bewegen in die neuen Gesetzgebungsvorschläge der Regierung sich zu fügen; sie ist eine fortwährende Warnung für die Minister, aufmerksam des Staates Wohlfahrt zu beachten, und ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen. Der Minister weiß, daß die Opposition über ihn Beschwerde führen, seine Anklage verlangen, und durch die Macht ihrer Gegenrede ihm die Stimmenmehrheit entreißen kann, ohne welche er nicht zu regieren im Stande ist (s. d. Art. North). Durch die Opposition wird das Unterhaus der Wächter für die Rechte des Volks (z. B. für die Habeas-Corpus-Akte) und in diesem Sinne hieß Fox, auch wenn er irrte, der Mann des Volks. Denn wer wird das glauben, daß die Opposition stets Recht habe? Beide Parteien widersprechen sich und feinden sich an, oft aus unedeln Beweggründen; doch die Wahrheit liegt in der Mitte der Prüfung. Durch die Reibung selbst werden Redner und Staatsmänner erzeugt, geschärft, unterrichtet und thätig; ohne die Opposition würden Geist und Kraft erschlaffen, der Mißbrauch noch mehr als bisher Wurzel fassen, und die Willkür den Sieg davon tragen. Wenn auch die Opposition Privatzwecke im Auge hat, und in ihrer Politik alle Volkskünste aufbietet, wie das Ministerium die Hofkünste: so urtheilt doch der unbefangene Theil des Volks über beide, und erkennt das Rechte. Dies geschah z. B. unter Walpole's Ministerium, unter Pitt u. A. Die Opposition rief unaufhörlich, Verfassung und Freiheit seien in Gefahr, und das Volk erklärte sich für die Minister. Oft trennen sich die Mitglieder der Opposition in ihren Ansichten (s. Burke und Fox), wie die des Ministeriums, und es entsteht eine dritte Partei. Dies war der Fall in Ansehung der Parlamentsreform, der jährlichen Parlamentswahlen, der Emancipation der Katholiken u. s. w. Man erinnere sich an die Namen Burdett, Grattan, Sheridan, Grenville, Ponsonby, Whit-

bread, Tierney, Canning u. A. Unter den Mitgliedern der brittischen Opposition bilden sich freundschaftliche Verbindungen, die aus der Politik in das Familienleben übergehen; doch werden oft die bedeutendsten Führer derselben durch Ertheilung wichtiger Aemter für das Ministerium gewonnen, oder in dasselbe aufgenommen. Die Oppositionsblätter, z. B. das Morning Chronicle, der Star u. a. schreiben im Sinne der Opposition, ohne von ihr abzuhangen oder verfaßt zu werden; so wenig als die ministeriellen Zeitungen in England (wie der Courier) einen officiellen Charakter haben, obgleich die Maßregeln des Ministeriums vertheidigen und dessen Ansichten aussprechen. Uebrigens gibt es überall eine Opposition, wo ein Volk politisches Leben hat, d. h. eine Verfassung, eine wahre Volksvertretung und Preßfreiheit. Nur haben sich nicht überall Ministerialpartei und Opposition durch so scharfe Gegensätze geschieden, als in England; daß sie sich aber so scharf scheiden, ist ein Beweis der überschwenglichen Mißbräuche, die im Eigennutze der Ministerialen (der Amtsmacht) ihren Grund haben, so daß die Opposition, ohne sich verhaßt zu machen, wagen darf, auch das Gute in den Ministerialplanen zu tadeln. (Vergl. die Art. Ministerialpartei, Whigs und Torries).

Ops, s. Rhea und Cybele.

Optik ist ein Theil der angewandten Mathematik, die Lehre vom Lichte in der umfassendsten Bedeutung des Worts, und in diesem Sinne würde auch die ganze Lehre vom Sehen und von der scheinbaren Größe und Lage der Gegenstände, die Perspective, einen Theil derselben ausmachen. Im engern Verstande aber begreift die Optik nur das, was zu den eigenthümlichen Eigenschaften und Erscheinungen des Lichts, als Materie betrachtet, gehört. Die beiden allgemeinsten Erscheinungen sind die der Zurückstrahlung und der Brechung. Auf dem einfachen Gesetze der erstern, daß die Lichtstrahlen von einer Fläche unter demselben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem sie auffallen, beruht die Katoptrik (s. d. Art.), so wie die Dioptrik (s. d. Art.) auf dem Gesetze der Strahlenbrechung, worüber der Art. Brechung der Lichtstrahlen nachzusehen ist. Aus diesen Gesetzen wird nun mit Hülfe der Mathematik die Theorie der Farben (s. Farbenlehre), der Spiegel und Linsengläser (vergl. d. Art. Brennglas, Concav und Linsengläser), der Teleskope, Fernröhre und Mikroskope (vergl. d. Art. Fernrohr und Mikroskop) u. s. w. abgeleitet. Daher wird auch der der Optik Kundige, als insbesondre der mechanische Künstler, welcher optische Werkzeuge, besonders Augengläser, verfertigt, Opticus genannt.

L.

Optimaten, bei den Römern, die Adelspartei, im Gegensatz der Populares, welche für das gemeine Volk waren.

Optimismus wird die philosophische und religiöse Lehrmeinung genannt, welche behauptet, Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht. Leibnitz entwickelte diese Lehrmeinung in seiner Theodicee (s. d. Art.), besonders mit Hinsicht auf Bayle's Zweifel und Einwürfe von dem Uebel in der Welt, und macht besonders darauf aufmerksam, daß, was im Einzelnen unvollkommen erscheine, keineswegs Unvollkommenheit des Ganzen sei. Man brachte diese philosophische Behauptung sonst auch gewöhnlich auf das Trilemm zurück: wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt, oder nicht haben schaffen können,

oder nicht schaffen wollen; nun streiten letztre drei Fälle mit der Allweisheit, Allmacht und Güte Gottes, folglich ist diese Welt als die beste zu betrachten. Vergl. Sammlung der Schriften über die Lehre von der besten Welt, Rostock, 1759. 8., die französischen Preisschriften der berliner Akademie über diesen Gegenstand (Berlin, 1755. 8.) und Leonh. Creuzer Leibnitii doctrina de mundo optimo etc. Lips. 1795. 8.

Orakel, Götterausspräche, welche angeblich den Anfragenden durch begeisterte Personen ertheilt wurden; dann auch die Orte, an welchen Aussprüche dieser Art unter besondern Vorbereitungen und Gebräuchen ertheilt wurden. Ihre Entstehung und Beschaffenheit zu bestimmen, fehlte es fast ganz an unparteiischen Nachrichten des Alterthums. Die ägyptischen Orakel entstanden in solchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Ueberlieferungen, viel weniger historische Denkmäler hinaufreichen. Das älteste war das zu Meroe, nächstdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrschte der Dienst des Jupiter Ammon. Wie diese Orakel mögen beschaffen gewesen sein, könnten wir aus einem Abkömmlinge des letztern, dem Orakel zu Dodona (s. d. Art.), dem ältesten in Griechenland, vielleicht mit größerer Sicherheit schließen, wenn dieses Orakel nicht ein Gemisch aus Pelasgischem und Aegyptischem geworden wäre. Herodot's Erzählung von dem Ursprunge dieses Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus versuchte, sich durch Gründung eines Orakels in Griechenland festzusetzen; allein früher schon war die heilige Buche hier orakelgebend und das Rauschen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen gewesen; die heiligen Weiber (Wahrsagerinnen, die schwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammonisirten bloß dieses pelasgische Orakel. Von demselben Alter war vielleicht das Orakel in Böotien, welches zuerst der Gäa, dann der Themis angehört hatte, und nachher an den Apollon kam. Später bildete sich das Orakel zu Delphi aus, welches theils wegen seiner günstigen Lage, theils wegen seiner Verbindung mit dem Amphiktyonengerichte zu Pylä das wichtigste von allen wurde (s. Delphi). Außerdem hatten Zeus und Apollon noch verschiedne andre Orakel, Zeus zu Elis, zu Pisa und auf Kreta in einer unterirdischen Höhle; Apollon aber auf Delos, wo das Rauschen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, wo eine heilige Quelle, zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeisterte u. a. m. Nebst dem standen in Griechenland in großem Ansehn das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Grenze zwischen Attika und Böotien. Here hatte eins im korinthischen Gebiete, Herkules zu Bura in Achaja, wo der Spruch entwürfelt wurde, Dionysus zu Amphiklea in Phocis, das sich durch Träume erklärte u. a. m. Eines Orakels des Ulysses gedenkt Tzetzes, und auch andre Heroen und Seher hatten deren. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumanische Sibylla, die sibyllinischen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneste abrechnet, welche sämmtlich in die älteste Zeit gehören und nachher verschollen, keine einheimischen Orakel, sondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechischen und ägyptischen. Wegen Gründung von Städten und Kolonien, Einführung neuer Verfassungen, wichtiger Unternehmungen im Kriege und Frieden, besonders aber in allen großen Nöthen, wendete man sich, mit Geschenken reichlich versehen, an die Orakel, deren Vorsteher eben so vieler Behutsamkeit, als Klugheit bedurften, um sich nicht bloß zu stellen. Dunkelheit und

Zweideutigkeit in den Aussprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widersprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordnen Bestechungen, behaupteten sie sich lange in ihrem Ansehn, und sanken erst nach dem Verluste der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodosius wurden die Tempel der weissagenden Götter zerstört oder geschlossen.

Orang-Outang (in der malayischen Sprache so viel als Waldmensch). Dieser oft mit dem afrikanischen Waldmenschen oder Schimpanse, dem menschenähnlichsten von allen Affenarten, verwechselt, von Linné aber sogar als eine Gattung von Menschen, unter dem Namen Homo troglodytes, aufgeführte Affe ist einzig auf Borneo zu Hause, und wird ungefähr vier Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieser Insel, und ist sehr geschickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er sich wie der Mensch, Er bricht Aeste von den Bäumen und schlägt, bei seiner großen Kraft, den stärksten Menschen mit leichter Mühe nieder. Die Jungen werden leicht zahm, gewöhnen sich an den Menschen und lassen sich, da sie sehr gelehrig und dabei geschickt sind, zu allerlei Künsten und Geschäften abrichten. Unter andern lernen sie auf dem Seile tanzen, Wasser holen, Reiß stampfen, Gläser und andre Gefäße ausspülen, den Bratspieß drehen u. dergl. An das europäische Klima gewöhnen sie sich nicht wohl, und sterben meistens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ein ehemaliges kleines Fürstenthum in Frankreich (Departement von Vaucluse), hatte vom 11. bis zum 16. Jahrh. eigne Fürsten. Der letzte, Philibert von Challon, starb 1531 ohne Kinder, und das Land kam durch seine Schwester, die mit einem Grafen von Nassau vermählt war, an das Haus Nassau, welches jedoch erst 1570 zum ruhigen Besitze desselben gelangte, und welchem zuletzt im ryswikischen Frieden, 1697, die Souveränität über dieses Fürstenthum bestätigt wurde. Nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelm Heinrichs von Nassau-Oranien, Königs von England, entstand namentlich über den Besitz von Orange, ein langwieriger Streit, der in der Geschichte unter dem Namen des oranischen Erbfolgestreits bekannt ist. Hauptbewerber waren der König von Preußen, nach dem Testamente seines mütterlichen Großvaters, eines Prinzen von Nassau-Oranien, und der Fürst von Nassau-Dietz, Statthalter in Friesland, welcher sich auf das Testament Königs Wilhelm stützte. Auch die Fürsten von Nassau-Siegen machten Ansprüche darauf, und sämmtliche Bewerber nahmen einstweilen den Titel des Fürstenthums an. Das Ende davon war, daß der König von Preußen, des Widerspruchs der schwächern nassauischen Häuser ungeachtet, das Land im utrechter Frieden, 1713, gegen anderweitige Vergünstigungen, an Frankreich abtrat, welches seitdem in ungestörtem Besitze desselben verblieben ist. Die Stadt Orange liegt an der Meyne in einer, an Wein, Oel, Seide und Krapp fruchtbaren Gegend, ist die Hauptst. eines Bezirks, hat 1500 Häuser und 7200 Einwohner, welche Leinwand- und Sergefabriken, Färbereien und Seidenmühlen unterhalten. Man findet hier mehrere römische Alterthümer, worunter besonders die Reste eines Triumphbogens und einer Wasserleitung merkwürdig sind.

Oratorium ist ein geistliches, durchaus lyrisches Gedicht, worin zwar mehrere Personen auftreten, welches aber doch keineswegs dramatisch bearbeitet, und, ohne alle eigentliche Haltung, durchaus nicht

zur theatraliſchen Aufführung eingerichtet iſt. Es hat gewöhnlich eine bibliſche Begebenheit zum Gegenſtande und iſt, mit Muſik begleitet, zum gottesdienſtlichen Gebrauche bei hohen Feiertagen beſtimmt. Es ſoll die Herzen der Zuhörer mit Empfindung für irgend einen erhabnen Gegenſtand der Religion durchdringen; deshalb muß die Poeſie fromm und einfach, die Muſik ohne geſuchte Zierlichkeit, durchdringend, erhaben, feierlich ſein. Den Urſprung der Oratorien ſetzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo ganze Haufen chriſtlicher Pilgrimme das Leben und den Tod des Erlöſers, das jüngſte Gericht, wol auch die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern auf Straßen und öffentlichen Plätzen beſangen. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo ſie zuerſt der heilige Philipp von Neri (geb. zu Florenz 1515, geſt. zu Rom 1595), der Stifter des Oratorienordens, um das J. 1540 eingeführt haben ſoll, und wo ſie anfangs unter dem Titel: Laudi Spirituali gedruckt wurden Den Namen Oratorium bekamen ſie erſt in der Mitte des 17. Jahrh., wahrſcheinlich von der vorgedachten Geſellſchaft. Anfangs waren ſie mehr Erzählung als Drama, indem eine beſondre Perſon den Zuhörern die Geſchichte vorerzählte und nur wenige Arien Statt fanden. Spagna brachte die Oratorien (1656) ihrer jetzigen Form näher. Unter den italieniſcher Oratorienbichtern iſt Metaſtaſio ausgezeichnet. Die Muſik der neuern Oratorien iſt zu ſehr opernmäßig geworden. In England wurde das Oratorium durch Händel bekannt. In Frankreich iſt es erſt in den neueſten Zeiten, im Concert spirituel, eingeführt worden. In Deutſchland ſind die bekannteſten Oratorien: der Tod Abels und Abraham auf Moria, von Rolle componirt, die Schöpfung von Haydn und Ramler's Tod Jeſu, von Graun componirt, wenn letztrer nicht vielmehr eine Paſſions-Cantate zu nennen iſt. Auch bedeutet Oratorium einen Betſaal, ein Betzimmer, beſonders in Klöſtern.

Oratorium (Prieſter vom), oder vom Bethauſe, heißen die Glieder eines geiſtl. Ordens, den der heilige Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geiſtlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologiſchen Wiſſenſchaften ſtiftete, ohne ſie durch Kloſtergelübde zu binden. Dieſer Orden beſteht noch in Italien, eingegangen iſt aber die viel berühmtere Congregation der Väter vom Oratorium Jeſu in Frankreich, welche 1611 zu Paris, ebenfalls ohne Verpflichtungen zu Kloſtergelübden vereinigt, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philoſoph Malebranche, der Orientaliſt Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon (ſ. d. Art.) zu Anſehn und Einfluß gelangten und ſich als Lehrer an Schulen und Seminarien, für Geiſtliche verdient machten. Beide Orden folgen der Regel des heiligen Auguſtinus. E.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, that anfangs Kriegsdienſte in Macedonien, unterwies dann einige Zeit in ſeinem Vaterlande die Jugend, und kam unter Cicero's Conſulat nach Rom, wo er mit großem Beifalle lehrte. Dem Horaz, der ihm wegen ſeiner Strenge den Beinamen plagosus gibt, verdankt er hauptſächlich die Ehre, daß noch jetzt ſein Name als Appellativum (Orbil) für einen Alles einbläuenden Schulmeiſter gebraucht wird.

Orcadiſche Inſeln (Orkneys) ſind der ſüdliche Theil der verbundnen Shetland-orkneyſchen Herrſchaft, die jetzt die ſchottiſche Familie Dundas mit der Erbrichterwürde beſitzt. Dieſer Orkney-Inſeln ſind gegen 30, aber viele derſelben ganz unbewohnt und unbenennbar. Eine Meeresſtrömung, 5 Meilen breit, trennt dieſe Inſeln von der

Nordspitze Schottlands. Die unbewohnten, niedrigen Inseln heißen Holme, diejenigen Felsklippen, welche von der Fluth fast ganz überschwemmt werden Skerries, die östliche und nördliche Seite ist allgemein auf den Orkneys niedriger, höher dagegen die westliche und südliche. Die Inseln haben viel Regen, den der Wolkenzug aus Südwesten ihnen zu bringen pflegt. Im Winter haben die Orkneys starken Nordschein und häufig sehr starke Gewitter, auch dann viel Stürme und stets Nebel; dagegen hält sich hier Frost und Schnee nie lange. Auf der Höhe pflegt der Boden morastig und im Thale Torfmoor zu sein, dabei gemeiniglich leicht. Die Wohlhabenden leben auf ihrer Insel eben so gesellig unter sich, als im Sommer einsam, außer im Verkehr mit fremden Schiffern. Die Armen fischen selbst im Winter und brennen Kelp im Sommer, oder stechen Torf. Wenn man hier gleich Eichstämme aus dem Moor gräbt, so haben die Orkneys jetzt doch nur in geschützten Gärten Bäume und sonst nur Weiden, Wacholder, Birken, Hasel und allerhand Gebüsch, das Beeren trägt und hier häufig wächst. Die Inseln ohne Winterwohnungen dienen Sommers zur Weide, zum Vogelfang, zur Jagd, Fischerei und zum Kelpbrennen. Der Strand liefert Bernstein bei gewissen Winden, angeschwemmtes Holz und bei andern Moluckabohnen, die aus Westindien besonders von der Mimosa scandens hieher geschwemmt werden. Man nutzt die großen zu kleiner Drechslerarbeit und im übrigen nicht einmal zur Düngung. Im Juni und Juli wird es nie dunkel um Mitternacht und sonst genießt man das Tageslicht nur 4 Stunden. Auch strandet hier zuweilen ein schmales, finnmarkisches oder lappländisches Fischerboot. Reich sind diese Inseln an See- und Landvögel, deren Eier, Dunen und Schreibfedern stark ausgeführt werden, aber bei aller Verfolgung der Jäger nisten hier in den Felsen viele Raubvögel und besonders starke Adler, die selbst Lämmer wegführen. Der Zufall hat jetzt den Zug der Heeringe durch dieses Inselmeer, der vormals stark war, anders geleitet. Die Vogeljagd liefert zur Ausfuhr Schnepfen, Rebhühner und Kibitze; die andre Ausfuhr sind Wolle von 60,000, zum Theil edeln Schaafen, 6 bis 7000 Tonnen Kelp, lebendiges Vieh, Butter, Talg, Häute, Federn, Dunen, Thran und Hummern, die nach London gehen, endlich viele gedörrte oder gesalzne Fische. Wenn es gleich Eisen, Silber, Zinn und Bleistufen hier gibt, so hat die Herrschaft doch noch kein Bergwerk angelegt. An Getreide wächst hier Roggen, Wintergerste und Schwarzhafer, aber bei der schlechten Pflügart sind die Ernten nicht reichlich. Die Nachtfröste im Juni, und die oft späten Ernten nach Michaelis, machen den Ackerbau im Ertrage ungewiß. Man pflügt flach und düngt sehr stark, besonders mit Seetang. Brache kennt man nicht. Das Vieh weidet frei. Der Eigenthümer zeichnet solches, aber er läßt es nicht hüten. Wer vor Viehschaden sicher sein will, muß Gärten, Wiesen und Ackerfelder mit Erdwällen oder Steinwällen einfriedigen. Von der Perioden des Faustrechts her stammen noch die vielen Wartthürme auf den Felsen an der Küste, und aus ältrer Zeit die Denkmäler des Heidenthums von rohen Steinen, von verfallnem alten Steingemäuer und von Grabmälern, ja von langen Steinstraßen, die durch See und Moräste laufen. Norweger und Picten haben gemeinschaftlich diese Inseln bevölkert. Die erstern brachten auch den Orkneys, durch ihren Prinzen Olaus, den Christenglauben. Im 12. Jahrh. war hier die Bevölkerung weit stärker. Sie konnten 7000 Streiter nach fremden Küsten schicken und zählen jetzt überhaupt nur 25,000 Einw., deren

Armuth mit Frühjahrsfieber, Krätze und Schwindsucht kämpft, fast nur Salzfische genießt und ihre Füße mit Seehundsfellen bekleidet. Nirgends ist der heidnische Hexen- und Zaubereiglaube noch stärker. Der Hauptflecken Kirkwall auf Pomona oder Mainland hat zwar einen Bischof, aber arme Schulen, für die der reiche Grundherr nichts thut, als daß er die Linnenmanufaktur befördert. Von den Einwohnern sind ⅓ Seeleute, Vogeljäger, Dienstboten, Tagelöhner, Handwerker und kleine Landpächter, die übrigen Kaufleute und Krämer, welche zugleich etwas Landbau treiben. Schwer drückt selbst die hiesigen Meistbeerbten, welche die vornehmste Klasse ausmachen, das schwere Benutzungssystem der Familie Dundas. Viel Landeigenthum giebt ⅛ des Ertrags als ewigen Erbpacht, nach dem alten norwegischen Adelsrecht, dessen Güter unvertheilbar sind und daher schlechten Ertrag geben. Die Einkünfte der Herrschaft sind 8000 Pf. Sterling außer den schweren Abgaben vom Kelpbrennen, die ihre Verwalter nach Willkür bestimmen. Indes leben jene Meistbeerbten nicht schlecht, wol aber die Mehrheit. Durch die Heirath Jacobs VI. von Schottland mit der dänischen Prinzessin trat Norwegen seine letzten Ansprüche auf die Orkneys an Schottland ab. An Rechtseigenthümlichkeiten fehlt es diesen Insulanern nicht, die gemeinschaftlich mit den Shetland-Inseln (s. d. Art.) eine Deputation in's brittische Parlament schicken. Der Lord wählt für jedes Kirchspiel einen Richter, dem die Gemeinde 6 bis 7 Beisitzer gibt, und von dem Spruch dieses Gerichts geht die Appellation an den Erbrichter selbst, oder seinen Delegirten in Kirkwall auf der Hauptinsel Mainland. Jeder Herd gibt dem Jäger, der die Adler und Habichte wegschießt, eine Henne oder einen Hund. Nur einmal zählt man jährlich die Heerde bei der Wollschur im May und läßt sie übrigens wild laufen. Die Gemeinde versorgt die Waisen armer Seeleute.

Orchester (Orchestra), der Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuschauer, welcher bei den Griechen den Platz für den Chor und die Musiker, bei den Römern die Ehrenplätze der Senatoren enthielt; bei den Neuern der, in dem Schauspielhause vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zuschauern abgesonderte Ort, und in dem Concertsaale diejenige, gewöhnlich etwas erhöhte, Abtheilung desselben, wo sich die Musiker befinden. Sehr oft versteht man darunter auch die Gesellschaft der Tonkünstler selbst, die an diesem Ort die Musik ausüben oder das Ganze der, in der heutigen Concert-, Opern- und Kirchenmusik gebräuchlichen Instrumente (vergl. d. Art. Kapelle).

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orcus, gleichbedeutend mit Hades oder Pluto; dann auch das Reich des Pluto. S. Pluto und Tartarus.

Ordalien (altdeutsch so viel als Urtheile). Ehemals glaubte man (und dieser Glaube findet sich fast bei allen Nationen), daß da, wo dem menschlichen Richter alle Beweise für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld fehlten, der wahrheits- und gerechtigkeitsliebende Gott selbst das Wahre durch ein Wunder kund machen werde. In dieser Meinung ließ man diejenigen, gegen welche ein Verdacht vorhanden war, gewisse Handlungen, welche ihrer Natur nach dem Handelnden schaden mußten, feierlich in Gegenwart der Priester vornehmen, und erklärte ihn für unschuldig, wenn er sie ohne Nachtheil überstehen konnte. Diese Handlungen nun hießen Ordalien oder Gottesurtheile, und waren bei den Deutschen beson-

ders üblich. Da das Gelingen oder Mißlingen derselben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von denen abhing, welche die Vorbereitungen zu diesen Proben trafen, so war dadurch dem Betrug und der Tücke, besonders der Pfaffen, ein weites Feld geöffnet. Tausende von Unschuldigen wurden aufgeopfert, während die abscheulichsten Verbrecher der Strafe entgingen. Nach Fr. Majer's Geschichte der Ordalien, insbesondre der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland (Jena, 1795) waren in Deutschland vorzüglich folgende Gottesurtheile üblich: der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Besiegte für strafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihte Bissen, das Abendmahl, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. In peinlichen Fällen bediente man sich derselben, wenn man den Thäter nicht ausfindig machen konnte, einiger derselben auch in bürgerlichen, so daß der Beklagte sich dadurch von des Gegners nicht ganz bewiesenen Ansprüchen befreien konnte. Schon unter unsern heidnischen Vorfahren waren Ordalien einigermaßen bekannt, und die Celten sollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein gesetzt und aus dessen Untersinken gefolgert haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin sei. Die Salfranken hatten zu Anfange des 5ten Jahrh. die Probe des heißen Wassers, und später kam auch die des kalten Wassers vor. Am meisten kamen die Ordalien nach Einführung des Christenthums auf. Ihr Gebrauch ward bald allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geistlichkeit durch die Ordalien Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entscheidung zu unterwerfen, und deshalb zu ihrer Ausbreitung beitrug. Die Feuerprobe bestand darin, daß der Beklagte über glühende Kohlen oder eine dergleichen Pflugschaar mit bloßen Füßen gehen, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Versuche ihm oft ein mit Wachs überzognes Hemd angezogen wurde (die Probe des wächsernen Hembes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, so erklärte man ihn für schuldlos. In andern Fällen gab ein Geistlicher dem Angeklagten einen geweihten Bissen unter vielen Verwünschungen in den Mund. Derjenige, welcher ihn sogleich ohne Mühe verschlucken konnte, und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit der Probe des heiligen Abendmahls, die besonders unter Geistlichen und Mönchen gebräuchlich war. Sie nahmen nämlich zum Beweise ihrer Unschuld das Abendmahl, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach dessen Genusse sogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war doppelt. Entweder stellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgestreckten oder kreuzweis ausgebreiteten Armen eine bestimmte Zeit lang unter ein Kreuz, und verurtheilte den, der zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ; oder man führte den angeblichen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und zog einen von beiden. Hatte der gezogne Würfel das Zeichen des Kreuzes, so folgte die Befreiung von der Strafe. Endlich bediente man sich, und zwar schon in den frühesten Zeiten, bei Erforschung der Mörder, des Bahrrechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre und ließ den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren. Floß dabei Blut aus

denselben, oder trat Schaum aus dem Munde, oder veränderte und bewegte sich der todte Körper, so bestrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm man hierbei anstatt der ganzen Leiche bloß die Hand; und dieses hieß das Scheingehn. Aberglaube und Betrug hatten diese vernunftlosen Gebräuche im höchsten Ansehn erhalten; und selbst die Verbote aufgeklärter Kaiser, die von Ludewig dem Frommen an (im 9. Jahrh.) bisweilen erlassen wurden, konnten ihnen nicht Einhalt thun. Stärker wirkte denselben der päpstliche Stuhl durch häufige Untersagungen und durch Einführung einer bessern Gerichtsverfassung entgegen. Viele Obrigkeiten sahen auch selbst das Abgeschmackte und Abscheuliche derselben ein. Die Ordalien wurden daher seit dem 14. Jahrh. seltner und im 15. fingen sie an, durch den zunehmenden Gebrauch des kanonischen Rechts, welches zur Ablehnung des Verdachts andre Mittel, besonders den Reinigungseid, einführte, noch mehr aber durch den allgemein verbreiteten Gebrauch des römischen Rechts, nach und nach zu erlöschen. Nur des Bahrrechts bediente man sich in dem 16. Jahrh., und selbst in den ersten Jahren des 18., noch ziemlich häufig; und der fortdauernde Glaube an Zauberei erhielt in Hexenprozessen die Probe des kalten Wassers. Die vermeintlichen Hexen wurden nämlich auf das Wasser gelegt, und wenn sie schwammen, für überführt erklärt; ja es wurde bei denselben außer dieser Probe (die man das Hexenbad nannte, und die im 17. Jahrh. in Preußen, in den benachbarten Gegenden selbst noch in der ersten Hälfte des 18. angetroffen wird) zuweilen auf die Hexenwage erkannt; man wog sie nämlich, und erklärte sie, wenn sie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, für schuldig. Diese Albernheiten hörten nach und nach gänzlich auf, als es dem großen Thomasius gelungen war, den Glauben an Hexen fast ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdient es erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn eine Wägung mehrerer Hexen vorgenommen wurde. Demnach ist, diese wenigen jetzt ebenfalls erloschenen Reste der Ordalien abgerechnet, das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrh. als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs in Europa festzusetzen. Aber leider führte das römische Recht, das zu ihrem Sturze ungemein viel beitrug, an ihre Stelle ein eben so abscheuliches Beweismittel in peinlichen Prozessen, nämlich die Folter, ein, welche anfänglich nur an Leibeigenen, nachher aber auch an freigebornen Personen vollzogen wurde. Uebrigens findet man noch jetzt die Gottesurtheile bei vielen außereuropäischen Völkern. So halten die Senegambier in Afrika den, wegen Verbrechen verdächtigen Personen ein glühendes Eisen an die Zunge; einige Neger auf der Küste von Guinea geben denselben Kräuter und Rinden von gewisser Art in die Hände und glauben, daß die Schuldigen sich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Wassers. Die Tschuwassen und Ostiaken im asiatischen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Bissens mit einem Eide; die Chinesen haben die Feuer- und Wasserprobe; die meisten Ordalien aber sind bei den Hindus.

Orden (geistliche), sind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltsamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Von den geistlichen Brüderschaften unterscheiden sie sich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den s. g. Klostergelübden (s. d. Art.) oder Ordensregeln (vergl. die Art. Klöster und Mönchswesen. Ueber eine andre Bedeutung s. d. Art. Ordina-

tion). Die Mönche und Nonnen im Oriente, besonders die griechischen, richten sich nach der Regel des heil. Basilius, der auch die Basilianer in Spanien folgen; in der römischen Kirche hingegen erhielt das Mönchswesen seine Grundregel vom heiligen Benedikt von Nursia, der als der erste Stifter eines geistlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöster der orientalischen Kirchen tragen den Namen gemeinschaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem so engen Zusammenhange und festen Verbande mit einander zu stehen, wie die Glieder der geistlichen Orden im Occidente. Nach Benedikts Regel sind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des, von ihm zuerst eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine kanonische (vorschriftmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewissen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuschheit und Entsagung von den Freuden der Welt in sich schließt, ein unbedingter Gehorsam gegen die Ordensobern und die Clausur oder das beständige Bleiben im Kloster. Insofern diese Regel und die schwarze Kutte vom 6. bis zu Anfange des 10. Jahrh. fast allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöster ohne gemeinsame Ordensobere noch unter den Bischöfen standen, und sich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten, z. B. die Benediktiner von Clugny, von Monte Casino, von Monte Vergine, von Monte Oliveto (Olivetaner), von Valladolid, von St. Vannes, von St. Maurus, von Mölk u. s. w. (s. d. Art. Benediktiner). — Das Bestreben, dem Mönchswesen noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, äußerte sich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Regeln bauten. So entstanden die Camaldulenser, die grauen Mönche von Vallombrosa, die Silvestriner, die Grandmontaner, die Karthäuser, die Cölestiner, die Cisterzienser, wozu die Bernhardiner, Feuillans, Recollectinnen, die Nonnen von Portroyal und die Trappisten gehören, und der Orden von Fontevraud (s. diese Art.) Von einer bedeutenden Anzahl geistlicher Orden wurde die vermeinte Regel des heil. Augustinus angenommen. Augustinus hatte zwar nur die Geistlichen an seiner Hauptkirche und mehrern andern Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des kanonischen Lebens, d. h. zur Ehelosigkeit, Armuth, Clausur und gemeinschaftlichen Andachtsübung in bestimmten Stunden vereinigt, und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7. Jahrh. unter die Laien rechnete, die zunächst für Geistliche bestimmten Vorschriften Augustins nicht auf sich anwenden. Aber schon im 8. Jahrh. fing man an, sie als Glieder des geistlichen Standes zu betrachten und im 10. Jahrh. wurden sie durch die Verwilligung der Tonsur förmlich für Geistliche erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Bullen der Päpste setzten sie, wegen ihrer vorzüglichern Heiligkeit, noch über die Weltgeistlichen, welche daher selbst häufig in den Mönchsstand übergingen, oder sich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des kanonischen Lebens vereinigten. Von dieser Art sind die, nach der Regel Augustins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherren oder Kanoniker, z. B. von St. Salvator im Lateran, vom heil. Grabe, von S. Genoveva, die Kreuzherren oder Kreuzträger und die meisten Hospitaliter (s.

Art. Stift). — Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des heil. Augustinus sind die Prämonstratenser, Augustiner, Serviten, Hieronymiten, Jesuaten und der Birgittenorden. Unter die Klasse der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der stillen Betrachtung ergebnen und von der Welt zurückgezognen Orden gehören auch die ganz eigenthümlich constituirten Karmeliter. — Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigten die Trinitarier oder Mathurinen und der Orden von der Gnade. Charakteristisch aber wurde das Streben nach hierarchischer Bedeutung und Einfluß auf die Welt bei den, im Anfange des 13. Jahrh. gestifteten Mendicanten oder Bettelorden der Dominikaner (Predigermönche, Jacobinen) und Franziskaner (Minoriten, Conventualen, Observanten, Cäsariner, Amadeisten, Clareniner, Spiritualen, Eremiten oder Cölestiner, Fraticellen, Alcantariner, Cordeliers, Kapuziner), von denen die auch hieher gehörigen Minimen oder Paulaner sich durch mehrere Neigung zum stillen, beschaulichen Leben unterscheiden. Die Dominikaner und Franziskaner erhielten von den Päpsten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt sind, und späterhin auch den Karmelitern, Augustinern, Serviten und Paulanern zu Theil wurden. Sie bestehen in der Befreiung von jeder weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit, und in der Befugniß, außer dem Kloster von Jedem Almosen zu fordern (in der Kirchensprache terminiren), ohne Rücksicht auf die Parochialrechte der Pfarrer überall zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen, und die päpstlichen Ablässe zu verkaufen. Diese Befugniß sollte ihnen zum Ersatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu besitzen. Obwol die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenversammlungen ausdrücklich untersagt worden war: so wußten sich doch mehrere, seit dem Anfange des 16. Jahrh. entstandne Institute dieser Art, durch Angabe ihrer Bestimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit, die päpstliche Genehmigung zu verschaffen, und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, sondern sich regulirte Chorherren des heil. Augustinus nennen lassen und die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen tragen. Der große Verlust, welchen die alten Orden durch die Reformation erlitten hatten, machte die Päpste geneigt, dergleichen Unternehmungen eifrig zu unterstützen. Unter diese Rubrik gehören die Theatiner, Barnabiten, Somasker, die Väter der christlichen Lehre zum katechetischen Volksunterrichte, in Frankreich, die Priester und Väter vom Oratorium, die Lazaristen, Bartholomäer, Piaristen und barmherzigen Brüder. Da das Klosterleben der Mönche, bald nach seiner Entstehung, Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottseliger Jungfrauen gegeben hatte: so schlossen sich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es gibt Benedictinerinnen, Kamaldulenserinnen, Karthäuserinnen, Cisterzienserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Karmelitterinnen, Trinitarierinnen, Dominikanerinnen, Franciskanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherren, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der priesterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erste Orden, der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Kapuziner zum ersten und die Kapuzinerinnen zum zweiten Orden des heil. Fran-

ciscus. — Es gibt auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich gewissen Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franciscus gehören und die Angeliken oder englischen Schwestern, welche der Regel der Barnabiten folgen. — Weibliche Orden, welche für sich bestehen, keinem männlichen angehören und sämmtlich nach der Regel des heiligen Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena (s. Magdalena), die Salesianerinnen, die himmlischen Annunciaden, die Ursulinerinnen und die Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern. Außer den Klosterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten fast alle bedeutend gewordnen geistliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienschwestern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern und zur Besorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choristen, d. h. die eigentlichen Religiosen, welche im Chore der Kirche die Horas (kanonischen Betstunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht gestört würden. Das erste Beispiel dieser Einrichtung gab der Orden von Vallombrosa, und bald auch in den Klöstern andrer Orden nachgeahmt, wurde sie allmählich ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesens beträchtlich zu vergrößern. Unter dem Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geschenkten, widmeten unzählige Andächtige ihre Personen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienste der geistlichen Orden, ohne förmlich Glieder derselben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf diese Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu der regulirten Geistlichkeit, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erscheinen mußte, wenn es gleich die lästigsten Aufopferungen nach sich zog. Der heilige Franz von Assisi gab diesem Verhältniß zuerst eine bestimmte Form, indem er Laien, die sich mit seinen Mitbrüdern verbrüdern wollten, ohne Geistliche zu werden, in eine besondre Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Nach diesem Muster gesellten sich außer sämmtlichen Bettelorden, auch die Cisterzienser, Trinitarier und die Religiosen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clausur traten und feierliche Klostergelübde leisteten. Die meisten Mitglieder derselben sind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, und verpflichten sich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß sie täglich einige Ave Maria und Paternoster beten und zu gewissen Zeiten fasten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer, und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß sie die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in den Kirchen ihres Ordens suchen, die Klöster und Mendicanten desselben reichlich beschenken und seinen Vortheil auf alle Weise befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen sich aber in der Regel, das Skapulier oder den Gürtel desselben, wie ein Amulet, unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Diese Abzeichen der Verbrüderung mit einem geistlichen Orden, denen der herrschende Glaube eine geheime segensvolle Kraft beilegt,

werden theuer erkauft, und mit ihrem Besitze ist gemeiniglich die Versicherung großer Ablässe verbunden. Außer solchen Einkünften verschaffte die Anschließung dritter Orden den ersten so viele Mittel zu Ansehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, womit sie erhalten, erweitert und begünstigt worden sind, sich leicht erklären läßt. Auch entstanden besonders in Rücksicht dieser verbrüderten Laien zwischen den geistlichen Orden die heftigsten Zwistigkeiten, welche nur durch förmliche, die Grenzlinien ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bestimmende Verträge und durch gegenseitige Uebereinkunft wegen der Ueberläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. Zu dem ursprüglichen Endzwecke des Mönchswesens, Gott durch Gebet, und der Welt durch Lehre, Beispiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der Päpste allmählig den großen Plan der Herrschaft über die Völker gesellt, und in den Verfassungen der geistlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden älterer Stiftung regierten sich anfangs auf aristokratisch-republikanische Weise selbst. Die Benediktinerklöster blieben lange von einander ganz unabhängig, Cisterzienser gehorchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux, als Generalsuperior, den Aebten zu Clairvaux, La Ferté, Pontigny und Morimand und 20 andern Definitoren oder Räthen, bestand, und anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre, gehaltenen Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Cisterzienserklöster verantwortlich war; schwächere Orden, wie die Karthäuser, Grandmontaner u. a. m. hatten bei ähnlichen Verfassungen überdies noch mit den Bischöfen zu kämpfen, deren alte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels sie nicht so leicht abweisen konnten, als die durch päpstliche Befreiungen begünstigten Benediktiner und Cisterzienser. In ein viel engeres Verhältniß zum Papste setzten sich aber gleich bei ihrem Entstehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehnen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten sie die Stärke ihrer monarchisch-militärisch geordneten Verfassung mit Erfolgen, welche sich in der Regierung großer Körperschaften nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorsam der Glieder bewirken lassen. Bald folgten die meisten der übrigen Orden ihrem Systeme, welchem gemäß an der Spitze jedes geistlichen Ordens ein General oder Regent steht, der alle drei Jahre von neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom seinen Sitz hat, und nur dem Papste verantwortlich ist, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der seine Schritte im Namen des Ordens beobachtet, und ihn bei verfassungswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals, sind die Provinzialen, Obere, denen die Aufsicht und Regierung der Klöster in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden, unter dem Vorsitze des Generals, das Generalkapitel des ganzen Ordens, und präsidiren wiederum als Generalvikare auf den Provinzialkapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöster einer Provinz als stimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Diese, die nach den, bei verschiednen Orden hergebrachten Namen, Aebte, Prioren, Superioren, Ministri, Guardiane, Pröpste oder Rectoren heißen, und im Sinne des kanonischen Rechts Prälaten sind, verhandeln jeder für sich die Angelegenheiten seines Klosters in einem Kapitel oder Convente, mit den zum Chore gehörigen Religiosen desselben. Daher führen die Choristen den Namen der Conventualen und Väter (Patres), zum Unterschiede von den niedern Mönchen, welche,

weil sie noch Neulinge, und der höhern priesterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder sind, die das Kloster zu Hausdiensten gebraucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letztern zum Terminiren ausgesendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung priesterlicher Amtshandlungen im Kloster und auf den Pfarreien, die seinem Patronate zugehören, berechtigt sind. Die Kapitel der einzelnen Klöster einer Provinz stehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erster Instanz; die letzte Instanz für alle Glieder eines Ordens ist der General desselben, der auch dem zweiten und dritten Orden vorsteht. Die Frauenklöster haben eine ähnliche Verfassung, nur können sie nicht ohne einen Propst bestehen, der mit seinen Kaplänen das geistliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn sie keinem zweiten Orden angehören, so sind sie, wie die Hospitäler und alle nicht befreite Klöster, der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Bischofs, oder des mit bischöflicher Gewalt versehenen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem sie liegen. — Die nicht befreiten Orden und Klöster haben den päpstlichen Zwecken von jeher weniger gedient, und ihre ursprüngliche Bestimmung, wenn sie nicht von ihrer Regel abfielen, treuer erfüllt, als die befreiten und streng geschlossenen Orden, welche um so weiter von ihrer religiösen Bestimmung abwichen, je schärfer und militärischer das Verhältniß ihrer Unterwürfigkeit gegen ihre Obern, und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, sich der Herrschaft über die Gemüther zu bemächtigen, politischen Einfluß zu gewinnen und die Anmaßungen der Päpste mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. — Die treuesten, folgsamsten und brauchbarsten Werkzeuge des römischen Stuhls zur Ausführung seiner gewaltigen Plane waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig das stehende Heer des Papstes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei keineswegs an Aufmunterung, und Mönche, die sich durch Geschick und Eifer im Dienste des Papstes hervorthun, können von seiner Gunst die einträglichsten Pfründen erwarten. Zu Bisthümern, die nicht von adelichen Capitularen abhängig sind, steht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeistlichen, und es ist bekannt, daß Generale und Definitoren der geistlichen Orden häufig in das Kardinalscollegium übergegangen, ja selbst zur päpstlichen Würde erhoben worden sind. — Die größte Bedeutung unter allen geistlichen Orden errangen die Jesuiten, deren Fall daher auch der Vorbote des Unterganges und der Beschränkung der übrigen war. Joseph II. untersagte 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in seinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, hob alle Befreiungen auf, und stellte die Religiosen jeder Gattung unter bischöfliche Aufsicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbestimmte Zeit die Annahme von Novizen, und verordnete bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloßes beschauliches Leben führen. Dadurch erloschen die Trinitarier, Serviten, Karthäuser und Paulaner und beinahe alle weibliche Orden in den österreichischen Erbstaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen Orden, außer den Benediktinern von der Congregation Mölk, den Piaristen, Ursulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schwestern, auf eine bestimmte Zahl von Gliedern jedes Klosters gesetzt, und durch das, auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmäligen Aussterben verurtheilt; so daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgesunkene Zahl der Klöster im Oesterreichischen sich von Jahr zu Jahr vermindern

mußte. Der jetzt regierende Kaiser hat jedoch den Orden, die sich auf irgend eine Weise dem allgemeinen Besten widmen, erlaubt, Novizen aufzunehmen. Die Franziskaner blühen besonders in Ungarn, wo sie an mehrern Orten den Schulunterricht besorgen, auch in Böhmen sichern sie, wie die Kapuziner, Augustiner, Prämonstratenser und Kreuzherren, das Bestehen ihrer Klöster durch neuen Zuwachs. In Frankreich hob die Nationalversammlung 1790 alle geistliche Orden auf, und setzte die vorhandnen 18000 Mönche und 30000 Nonnen auf kärgliche Pensionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden; und im deutschen Reiche, wo das Loos der Secularisation 1803 fast alle geistliche Stifter und Klöster traf, mußten die Orden von selbst weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte diese wohlthätige Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöster in seinen Staaten 1810 für erloschen, um seine Schulfonds zu verstärken, und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt, in Oesterreich, Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäischen Kolonien, wo der französische Einfluß nicht hinreichte, so wie in Portugal und Spanien, gab es noch Klöster mit Religiosen verschiednr Orden, jedoch ohne das alte Ordensband, als Pius VII. 1814 die Wiederherstellung aller geistlichen Orden proclamirte. Im Grunde ging dieser Ruf nur den Kirchenstaat an, wo der Papst die geistlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenwesens braucht, für das er bei seinen zerrütteten Finanzen nicht selbst sorgen kann. Aus ähnlichen Gründen, aber wol mehr aus Andächtelei und in dem Wahn, der Willkürherrschaft neue Stützen zu geben, folgten die Höfe von Madrid, Turin, Modena, Lucca und Neapel dem Beispiele des Papstes, und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anstalten verdrängten Religiosen in ihre alten Besitzungen wieder einzuweisen. Die neuesten Concordate des Papstes mit Neapel, Frankreich und Baiern enthalten Bestimmungen zu Gunsten der geistlichen Orden. In Neapel sollen die bestehenden erhalten, und zum Theil, wie die Franziskaner, wieder vermehrt, eingegangne Klöster, nach Maßgabe der auszumittelnden Dotationen, hergestellt und alle Ordensgeistliche ihren Generalen und Ordensobern wieder untergeben werden. Baiern, das alle Klöster aufgehoben hatte, soll wenigstens einige wieder errichten. Spanien und Portugal haben vor Kurzem erst ihre Zahl vermindert. Doch ist die Epoche, wo geistliche Orden gedeihen konnten, in Frankreich, wie in Deutschland vorüber, weil in diesen Ländern der vorgeschrittene Zeitgeist alles Mönchswesen entbehrlich findet, und zu geistlichen Stiftungen fast überall Geld und guter Wille fehlt. Ueber die einzelnen, hier nur genannten Orden sind die ihnen gewidmeten Artikel nachzulesen. Histoire des Ordres monastiques et militaires, par Helyot, Paris 1714. VIII Vol. 4. Nouvelle Edition, revue et corrigée, ornée de 812 fig. 1792. VIII. Vol. in 4. (Deutsch. Leipz. 1753) — Pragmat. Gesch. der vornehmsten Mönchsorden, mit Vorrede von Walch. Lpzg. 1774—83. 10 Bde. (von Grome, Rector zu Eimbeck) — Ausgezeichnet ist die, auf Veranlassung eines mißlungenen Werks (die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwesens. Stuttg. 1820, 3 Bde.) geschriebne Abhandlung von dem Mönchswesen und den Klöstern, von Friedr. von Raumer, im Hermes Nr. XV. E.

Orden (Ritter-). Die weltlichen Ritterorden, wie wir sie gegenwärtig in allen europäischen Staaten finden, sind von den Für-

ſten geſtiftete Vereine, deren auch durch äußere Zeichen kenntlich gemachte Mitgliedſchaft ſolchen Perſonen verliehen wird, die ſich beſondre Verdienſte um Fürſt und Staat erworben haben, oder denen vermöge ihrer Geburt die höchſten Auszeichnungen im Staate, auch ohne vorhergegangnes Verdienſt zu Theil zu werden pflegen. Sie entſtanden aus den Inſtituten der Ritterſchaft und geiſtlichen Corporationen, und waren anfangs Verbrüderungen würdiger Männer, die, mit Uebernahme beſtimmter Pflichten unter dem Geſetz der Ehre, zu vaterländiſchen oder allgemein chriſtlichen Zwecken zuſammen traten. Freie Geburt und untadelhaftes Leben waren die Bedingungen der Aufnahme. Verdienſte ſollten erſt in dem Orden ſelbſt erworben werden. Die älteſten chriſtlichen Orden, deren Erwähnung geſchieht, ſind der Orden sanctae ampullae, den Clodwig I. im J. 499, der Orden von der Eiche, den Garcias Ximenes, König von Navarra, im J. 722 geſtiftet haben ſoll, und der Orden von der Biſamkatze (de la Génette), von Carl Martell im J. 726 geſtiftet, von denen jedoch die beiden erſtern ungewiß ſind. Nächſtdem entſtanden die erſten Orden während der Kreuzzüge, und dieſe wurden Vorbild und Muſter aller nachherigen. Aus Vereinigungen von Perſonen, deren frommer Zweck, unter Beobachtung gewiſſer Regeln, die Krankenpflege, ſo wie Verbreitung und Beſchützung der chriſtlichen Religion war, gingen zuerſt die geiſtlichen Ritterorden, von denen der älteſte der Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem war, hervor. Ihre Geſetze waren den Geſetzen der Mönchsorden ähnlich. Der Papſt mußte ihnen zu ihrer Gültigkeit ſeine Beſtätigung geben, und war gewiſſermaßen ihr Oberhaupt; ihre Vorſteher und Meiſter aber wählten die Mitglieder durch Stimmenmehrheit. Nach ihnen bildeten ſich ſpäterhin die weltlichen Ritterorden, welche gottesdienſtliche Uebungen mit ritterlichen verbanden. Auch ſie nahmen, wie früherhin die geiſtlichen Orden, nach dem Muſter der Kreuzfahrer gethan, und vermöge ihrer Verhältniſſe zu einander und zu der übrigen Welt hatten thun müſſen, ein äußeres Zeichen an. Dieſes Abzeichen war für die geiſtlichen Ritterorden am gewöhnlichſten ein Kreuz; und ſo nahmen es auch die weltlichen an, doch unterſchieden von jenen einfachen Sinnbildern ihrer geiſtlichen Mitbrüder, durch Einmiſchung mehr weltlicher und irdiſcher Zierden, mannichfacher Farben, koſtbarer Steine und edler Metalle. Die Folgezeit nahm mancherlei Veränderungen damit vor, und fügte Bänder und Sterne hinzu. Aber ſie änderte auch, bei ihren veränderten Bedürfniſſen, den urſprünglich frommen Zweck dieſer Ritterorden, und gab ihnen nach und nach ihre gegenwärtige Beſtimmung. Von Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens und ähnlichen frommen Zwecken ſprechen zwar hin und wieder noch die Statuten, allein zur Ausführung kommen dergleichen Vorſchriften nicht mehr. Die Staaten, welche Ritterorden der zuletzt bezeichneten Art haben, ſind gegenwärtig Baden, Baiern, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Hannover, Heſſen-Caſſel, Heſſen-Darmſtadt, der Kirchenſtaat, Neapel und Sicilien, Niederlande, Oeſterreich, Parma, Polen, Portugal, Preußen, Rußland, Sachſen, Sardinien, Schweden, Spanien, Toscana, Türkei, Weimar und Würtemberg; ferner außer Europa die ottomanniſche Pforte, China und Perſien. Wir haben ſie bei den Ländern, denen ſie angehören, angeführt, weshalb wir dahin verweiſen.

Orden von der Gnade, ſ. **Trinitarier.**

Ordensgeneral und Ordensprovinzial, ſ. d. Art. **Orden (geiſtliche).**

Ordinaten werden vorzüglich in der Geometrie diejenigen geraden parallelen Linien genannt, die von einer, ihrer Lage nach gegebenen geraden Linie (Abscissenlinie) an eine krumme oder auch andre gerade Linie gehen.

Ordination heißt die Priesterweihe oder Einsegnung zum geistlichen Amte, weil sie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geistlichen ist. Dem Ordinandus (zu weihenden Kandidaten) sind bei dieser Handlung von einem obern Geistlichen die Pflichten des geistlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugnisse desselben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände thut. Bei diesem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird der Beistand mehrerer andrer Amtsgeistlichen erfodert, welche damit einen Segenswunsch für den Ordinandus verbinden, der gleich darauf zum Zeichen seiner Kirchengemeinschaft, das heilige Abendmahl genießt. Dies ist das Wesentliche der Ordination, welches die protestantischen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig gefunden worden ist. Die Fähigkeit, Kandidaten zu ordiniren, wird der Ordnung wegen von den Kirchenräthen und Consistorien nur den, als Examinatoren und Consistorialassessoren angestellten Superintendenten oder Inspectoren übertragen, welches in England und in den nordischen Reichen die protestantischen Bischöfe sind. Auch bedürfen protestantische Geistliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterscheidet seit dem 3. Jahrh. die katholische Kirche, und mit ihr die griechische, acht verschiedne Grade der Geistlichen, die nach dem katholischen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit besondern Feierlichkeiten ertheilt wird. Die untersten Geistlichen der alten Kirchen waren die Ostiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sacristane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufschließen der Kirche und Sacristei, und das Aufschlagen der Lection zu besorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lection aus der Bibel vor der Gemeinde lesen oder absingen. Dann die Exorcisten, die die Befugniß zu Teufelsbeschwörungen haben und dem Taufpriester durch Vorlesung des Exorcismus (der Beschwörungsformel) bei der Taufe assistiren. Endlich die Akolithen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedienung der Bischöfe und Priester bei der Messe und bei Processionen mit Anzünden und Tragen der Lichter, und Darreichung des Weines und Wassers zum Abendmahle obliegt. Dies sind die vier niedern Grade oder Orden (kleinern Weihen), welche den Kandidaten des geistlichen Amts von dem Bischofe durch angemessene Feierlichkeiten gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nicht heilige Weihen weder zur Ehelosigkeit verpflichten, noch den Charakter der geistlichen Würde aufdrücken und zu keiner eigentlichen geistlichen Amtshandlung berechtigen. Deshalb werden auch Kapellknaben, Küster und andre Kirchendiener, die sich verheirathen dürfen, mit den Geschäften dieser Grade beauftragt, doch muß jeder sie erhalten haben, der zu den höhern oder heiligen Weihen gelangen will. — Letztre machen zur Ehelosigkeit verbindlich, berechtigen zur geistlichen Amtskleidung und Tonsur und drücken dem Ordinirten den unauslöschlichen Stempel (character indelebilis) des geistlichen Standes auf. Die unterste der heiligen Weihen ist das Subdiaconat, welches zur Obsicht über alle, bei der Messe nöthigen Gefäße und Geräthschaften,

zur Bekleidung des Altars, zum Aufſetzen des Brodes und Weines und zum Abſingen der Epiſtel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher ſtehen die Diaconen, welche bei der Meſſe adminiſtriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde abſingen, und ſich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Noch höher im Range ſind die Prieſter oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sakramente, außer der Firmelung und Ordination, zukommt und das Meßgewand bei der Meſſe zur Auszeichnung dient. Auch dieſe drei höhern Weihen pflegt der Biſchof denen, die Prieſter werden ſollen, an einem Tage mit großen Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchſte Grad unter den geiſtlichen Würden der katholiſchen Kirche iſt der biſchöfliche, dem die Verwaltung der Sakramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten iſt (vergl. d. Art. Biſchof). Die Biſchöfe werden von den Erzbiſchöfen geweiht und dieſe letztern bedürfen keiner weitern Weihe, ſondern erhalten ihre Beſtätigung mit dem Pallium vom Papſte. Der Glaube, daß die Ordination von den Apoſteln nur durch die Biſchöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden ſei, macht in den Augen der Katholiken die Ordination proteſtantiſcher Prediger durch verheirathete Superintendenten und Dekane ungültig, und zur Ertheilung der prieſterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Proteſtanten ſo weit von dem katholiſchen Lehrbegriffe ab, daß ſie darum bei ihren Predigern nichts vermiſſen (vergl. d. Art. Prediger). F.

Dreaden, ſ. Nymphen.

Oreſtes, des Agamemnon und der Klytemneſtra Sohn, der als Rächer ſeines Vaters durch den Mord ſeiner Mutter, und als Befreier ſeiner Schweſter, einer der Hauptheiden der griechiſchen Tragödie wurde. Von den Stücken, die ſein Schickſal darſtellten, beſitzen wir noch des Aeſchylus Koephoren und Eumeniden, des Sophokles Elektra, des Euripides Elektra, Oreſtes und Iphigenia in Tauris. — Oreſt, auf Elektra's Veranſtaltung durch ſeinen Erzieher von dem Schickſale ſeines Vaters gerettet, wurde bei ſeinem Oheime Strophius, Fürſten von Phocis, auferzogen, und ſchloß mit deſſen Sohne Pylades jene innige Freundſchaft, welche der ſpätern Zeit als Muſter genannt wird. Zur Rache von dem delphiſchen Gotte ſelbſt aufgefodert, eilt er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nimt er zur Liſt ſeine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des Oreſtes Aſche enthält. Klytemneſtra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, und bald fällt ſie von ſeinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegiſth. Aber nach einem religiöſen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unabläſſig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen und ſtürzen ihn in Wahnſinn. Er flüchtet nach Delphi. Die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin, aber durch einen Orakelſpruch macht ihm der Gott bekannt, daß ſeine Qual endigen werde, wenn er die Statue der Diana von Taurien nach Argos zurückgeführt habe. Auf dieſe Weiſung ſchifft Oreſtes mit Pylades nach Taurien. Hier war Iphigenia (ſ. d. Art.), ſeine Schweſter, als unbekannte Fremdlingin, Prieſterin der Diana. Ein altes Geſetz befiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia ſoll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber Beide erkennen ſich, und von ſeiner Schweſter begünſtigt, entführt Oreſt

das Dianenbild, und kommt mit Pylades und Iphigenia nach Argos. Jetzt waren die unterirdischen Göttinnen versöhnt. Mit des Menelaus Tochter, Hermione, vermählt, herrschte er über das väterliche Reich Mycene und über Argos, als dessen König ohne Erben starb. Ein Orakelspruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Orestia wohnte, und, von einer Schlange gebissen, im hohen Alter starb. Seine Gebeine wurden später nach Sparta gebracht.

Organ, organisch, Organisation, Organismus. Organ, von dem griechischen Worte ὄργανον, bedeutet jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird; in dieser wörtlichen Bedeutung könnte es auch ein mechanisches Werkzeug (Instrument) sein, welches durch fremde Anregung, oder durch fremdes Leben erst in Bewegung gesetzt wird. Allein der Sprachgebrauch hat zwischen dem griechische Organ und dem lateinischen Instrument, einen auffallenden Unterschied begründet. Unter Instrument versteht man ein Werkzeug der Kunst, wodurch ein vorhandner Stoff bearbeitet wird, Organ vorzugsweise von Naturprodukten, und zwar von einem solchen Theile eines Naturerzeugnisses, welcher eben sowol durch alle übrigen Theile, als um ihrer willen vorhanden ist, oder ein, durch eignes innres Leben in Thätigkeit gesetzter Körper, der zwar ein in sich geschlossnes Ganze ausmacht, jedoch wiederum Theil eines andern Ganzen ist, das sich selbst erhält, und zu dessen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit gesetzt ist. Organisch heißt dasjenige, was vermöge des ihm inwohnenden eignen Lebens von selbst zu seiner eignen Erhaltung thätig ist. Ein organisches Wesen ist also dasjenige, dessen sämmtliche Theile sich zu einander wie Mittel und Zweck verhalten. In allen mechanischen Kunstwerken findet sich zwar ein ähnliches Wechselverhältniß, z. B. in einem Uhrwerke; allein man nennt das Rad, die Feder darin ꝛc. nicht Organe, sondern Werkzeuge, denn es ist zwar jeder Theil darin um des andern, alle sind um des Ganzen willen da, und dienen einem Endzwecke, aber sie sind nicht durch einander da. Dies setzt eine, dem organischen Wesen inwohnende Lebenskraft und einen Bildungstrieb voraus, an welche das Entstehen und Bestehen der organischen Wesen geknüpft ist. Unter Organisation im eigentlichen Sinne versteht man demnach eine solche Beschaffenheit oder Einrichtung eines mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb versehenen Naturwesens, kraft deren alle Theile desselben sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen, oder die Verbindung mehrerer Organe oder Theilganze zur Erreichung eines Zwecks. Organismus aber bedeutet entweder dasselbe, oder ein aus solchen Theilganzen bestehendes Wesen selbst, dessen Zwecke die Einrichtung und Wirksamkeit aller einzelnen Organe untergeordnet ist. Höchst zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung ist die Folge davon. Da das Leben durch Sein und Thätigkeit sich offenbart (vergl. d. Art. Leben), so wird die materielle Existenz durch das Organ, die Thätigkeit durch dessen Function dargestellt; da aber das ursprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verschiednen Stufen sich offenbart; so muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwischen Materie und Kraft in unendlich verschiednen Modificationen erscheinen. So zeigt sich selbst im unorganischen Naturreiche, wo das Sein im relativen Uebergewichte vorhanden, und durch dasselbe das Thätige gänzlich gebunden ist, doch in den physischen Verhältnissen desselben, dem

Wachsthume, den Veränderungen von äußern Einflüssen, den Anziehungen der Wahlverwandschaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches sich in der Krystallisirung am höchsten zu offenbaren scheint. In dem eigentlichen organischen Reiche ist nun erst Sein mit eigner Thätigkeit vereint, und durch Selbsterhaltung zur Individualität erhoben, so daß das organische Leben sich an einzelnen Geschöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darstellt, gleichsam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenste Einigung zwischen Vielheit und Einheit herrscht, indem das Besondre dem Ganzen gleich, aber auch für sich selbst wieder ein Einzelnes, vom Ganzen verschiednes ist, jedes Theilganze für sich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem Ganzen lebt. Schreitet aber selbst im organischen Naturreiche das Leben in verschiednen Abstufungen immer höher, so müssen auch die Organisationen selbst verschieden sein. In der Pflanze zeigt sich das Leben zwar schon durch die innige Vereinigung von Leben und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung ist nur auf ihr individuelles Sein bezogen, ist vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgeschieden. Das Leben ruht gleichsam völlig in sich selbst, und äußert sich bloß durch Aufnehmen des Stoffs von außen und durch ein stilles Bilden und Erzeugen, zur Behauptung seiner organischen Form. Diese Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Sein nennt man Reproduction (Selbsterneuerung, Selbsterhaltung), daher ist die Vegetabilität in der organischen Welt überhaupt der Repräsentant der Reproduction, und insofern diese im thierischen Leben im Schlafe vorherrschend ist, kann man auch sagen, daß die Pflanzenwelt das organische Leben im Schlafe ist. Die Organisation der Pflanze ist daher auch nur zur Reproduction bestimmt; die Nahrungssäfte werden vom Wurzelgefäßsysteme aufgenommen, von dem Stamme zugeführt und durch das Lungensystem der Blätter der Körpermasse gleich verarbeitet. Das animalische Leben offenbart eine höhere Stufe; es ist nicht mehr bloß in sich versenkt, sondern aus sich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beschränkt sich nicht mehr auf das bloße Sein und dessen Erhaltung, sondern geht in Wechselwirkung auf die Außenwelt, in willkürliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in sich, über. Diese mannichfaltigern Lebensäußerungen erfodern also auch eine vollkommnere, zusammengesetztere Organisation. Der animalische Organismus enthält daher mehrere Theilganze, die von einander geschieden, und doch auf das engste verbunden, ihr verschiednes Leben haben, und doch einem Zwecke untergeordnet sind. Er nimt zwar den Pflanzenorganismus in sich auf, insofern er seine Thätigkeit auch auf seine Reproduction wenden muß; allein er erhebt sich zugleich über die Vegetation, insofern das thierische Leben zugleich aus sich selbst heraustrit, der Außenwelt sich hingibt und mit derselben in Wechselverhältniß übergeht. Dies bezeichnet man durch Irritabilität und Sensation, oder Bewegung und Empfindung; es erfodert also zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. So wie aber das vegetabilische Leben nur in sich lebt, und den organischen Schlaf darstellt: so lebt die Animalität außer sich und im Erwachsen, doch ohne beides noch im Bewußtsein zu vereinigen. Der Mensch nimt die höchste Stufe des organischen Lebens ein, in ihm ist das Leben weder bloß in sich versenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben; sondern Beides mit Freiheit und Selbstbewußtsein vereinigt, die klarste Unterscheidung des Ichs von der Außen-

welt und allen äußern Verhältnissen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrschend. Die Organisation des Menschen ist daher die vollkommenste, zarteste und zusammengesetzteste, da sie nicht nur die Organe des vegetabilischen und animalischen Lebens in sich begreift, sondern diese auch für das eigentliche menschliche Leben in der Vernunft sämmtlich beziehungsweise thätig und eingerichtet sind. Organe und Functionen laufen also parallel mit einander, bestehen gleichzeitig mit einander, und sind unauflöslich mit einander verbunden, keins ist ohne das andre denkbar, eins durch das andre bestimmt. Der menschliche Organismus hat deshalb eigens modificirte Organe und Functionen der Reproduction (Vegetation). Dahin gehören die Organe der Verdauung, der Assimilation, der Ernährung (s. d. Art.), der Erhaltung der Gattung, zu welchem Zwecke die Geschlechtsorgane, die Organe der Aussonderungen unbrauchbarer Stoffe aus dem Organismus, wohin die Nieren und Blase, die Haut und zum Theil die Lungen gehören; die Organe der unwillkürlichen (der Reproduction dienenden) und der willkürlichen Bewegung (der Irritabilität), das sämtliche Muskelsystem, von welchem das Herz und Gefäßsystem, die Muskelfasern der Gedärme, der Reproduction angehören, das Zwerchfell (der Zwerchmuskel), so wie die Brustmuskeln den Uebergang zu der willkürlichen Bewegung der Muskeln des Gesichts, der Gliedmaßen bilden (indem sie theils der unwillkürlichen, theils der willkürlichen Bewegung dienen); die Organe der Sensation, wohin das sämmtliche Nervensystem gehört (s. d. Art.). So stellt der menschliche Organismus das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die sich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menschlichen Lebens untergeordnet, erhöht und veredelt; so daß ein Organ auf das andre bestimmend wirkt, eine Function in die andre eingreift, ein System von Organen in dem andern sich wiederholt. So ist z. B. in jedem Organe Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfasern, Sensibilität durch Nervenfasern angedeutet; so ist die vegetabilische Reproduction durch willkürliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrschaft des Geschmackssinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menschlichen Ernährung veredelt. Da aber das Organ nur durch Inwohnung eignen Lebens zum Organe wird: so folgt daraus, daß mit der Entweichung desselben auch die Thätigkeit des Organs verlöschen muß, und das Organ als solches nicht mehr gedacht werden kann. Aus dieser innigen Vereinigung von Organ und Function erhellet aber auch, daß Hemmung oder Störung der Functionen das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht bestehen kann (s. d. Art. Gesundheit), sondern eine Abweichung von derselben entsteht (s. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, seinem Zweck zu entsprechen, hervorgehen muß; so daß das Individuum, als solches, sich nicht länger behaupten kann (s. Tod), sondern das Leben zu seinem Urquelle zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganischen Natur und deren physischen Gesetzen wieder anheimfällt. H

Organisation in der Kunst. Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Werke der schönen Kunst als Organisationen zu betrachten, und macht an sie die Anfoderung, daß sie organischer Natur sein sollen. Dann setzt man den Organismus des Kunstwerks der-

mechanischen Composition ungefähr so entgegen, wie in der Naturgeschichte der Organismus dem Aggregate, eine in sich selbst begründete und bedingte Bildung der zufälligen Anhäufung entgegen steht. Nur das, was in der darzustellenden ästhetischen Idee liegt, soll aus derselben entwickelt werden, und zwar auf eine Weise, daß alles wie durch einander und für einander erzeugt erscheine, alles sich wechselseitig erhalte, wie Mittel zum Zwecke, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf solche Weise die höchste Zweckmäßigkeit, die reinste Einheit, die vollkommenste Ganzheit erreicht werde, und eine in sich selbst beschlossene Form entstehe, springt eben so bald in die Augen, als daß eine solche Kunstbildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe der ästhetischen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. (S. Kunst.) dd.

Organische Ueberreste. Die Geschichte der mehr oder minder unversehrten Ueberreste von vegetabilischen und thierischen Gebilden, die man, wie bereits im Art. Geologie angedeutet ward, in den Gebirgen findet, bildet einen Zweig der Naturkunde, welcher gewissermaßen den Grund zur Geologie gelegt hat, da die Beobachtung des Vorkommens dieser Ueberreste zu vielen Aufschlüssen über die verschiednen, mehr oder wenigen allgemeinen Veränderungen, die mit der Erde vorgegangen sind, über das Alter der Gebirgsarten überhaupt und besonders über die Entstehung mancher Arten von Flötzgebirgen führen konnte. Es mußte früh Erstaunen erregen, zahllose organische Gebilde (z. B. Ammoniten und Ostraciten auf den savoyischen Alpen und den Pyrenäen) zu finden, welche einst den jetzt bis zu mehr als 12000 Fuß über der See erhabnen Meeresboden bewohnt haben mußten. In den frühern Zeiten der rohern Naturkunde aber herrschten die seltsamsten Meinungen über diese Erscheinungen. Man hielt die Knochen von Elephanten und andern großen Landthieren, die man schon im aufgeschwemmten Lande (s. Geologie) oft in geringer Tiefe fand, für die Ueberreste eines Riesenstammes der Vorwelt, während man bei der Dichtkunst, Philosophie und Geschichte Hülfe suchte, um aufzuklären, was bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft unerklärlich war. Zu solchen Irrthümern verleiteten besonders die langen Knochen der Arme und Beine, da um jene Zeit das Studium der vergleichenden Anatomie noch nicht verbreitet war. So berechnete ein Franziskanermönch nach einem, in Mexiko gefundnen Schenkelknochen, daß der Mensch, wovon derselbe ein Ueberrest seyn sollte, 17 bis 18 Fuß hoch gewesen sein und einen Kopf von der Größe eines castilischen Weinkruges gehabt haben müsse, und der Spanier Hernandez beschreibt in seiner Gigantenlehre ungeheure Knochen samt 10 Zoll langen und 5 Zoll breiten Backenzähnen, woraus er den Schluß zieht, daß die Köpfe dieser Menschen von zwei Männern nicht hätten umspannt werden können. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in diesen, wie in unzähligen andern Beispielen, die entdeckten Knochen und Zähne Vierfüßlern gehörten, deren Ueberreste man, wie jetzt bekannt ist, in jenen Erdlagern findet, doch verrathen allerdings auch viele ältere Berichte offenbar Betrug oder Irrthum. Obgleich aber die Kenntniß der organischen Ueberreste für die geologische Geschichte der Erde in den oben angedeuteten Beziehungen von großer Wichtigkeit ist, und z. B. aus dem Dasein von Seemuscheln in gewissen Gebirgen auf die Bildung derselben unter der Oberfläche des Meeres durch Niederschlag aus dem Wasser ge-

schlossen werden muß, oder aus der Lage verschiedner Muscheln gegen die Ebene der Schichtung, oder aus den regelmäßig abwechselnden Lagern der organischen Ueberreste auf das Entstehen der Schichtungen zu schließen ist: so kann man doch nur zu irrigen Ansichten gelangen, wenn man mit einigen sonst sehr verdienstvollen Schriftstellern glauben wollte, daß sich die Lehre von der Erdbildung lediglich auf einer Grundlage errichten lasse, die nur einen so kleinen Theil des ganzen Baues begreift, und nur sehr beschränkte Zeugnisse hinsichtlich vieler wichtigen Punkte in der Geschichte der Umwandlungen der Erde und der Veränderungen ihrer Bestandtheile darbietet. Sind doch selbst einige wichtige Fragen, worauf es bei der Geschichte der Erdbildung ankommt, wie z. B. die Frage, ob das Fluidum, das bei den verschiednen Lagerungen wirkte, nur allein das allgemeine Meer gewesen sei, oder ob nicht auch von diesem getrennte, in ihren Bestandtheilen chemisch verschiedne Binnenmeere Antheil daran gehabt haben, noch lange nicht zur Entscheidung reif; ist es selbst noch wenigstens zweifelhaft, ob die Beobachtung, worauf man die Bestimmung des Verhältnisses der organischen Ueberreste zu den Lagerstätten gründet, allgemein gültig sei, da die neuerlich aufgestellte Behauptung, daß man in Amerika in altem, rothem, auf Urgestein liegendem Sandstein Säugthierknochen gefunden habe, schon jetzt zu Zweifeln berechtigen dürfte. Die fossilen organischen Ueberreste, die man in den verschiednen Gebirgslagern findet, und früher gewöhnlich unter dem zu engen Begriff der Versteinerungen oder Petrefakten zusammen faßte, sind von vierfach verschiedner Art, nämlich entweder bloß verkalkt, wenn Knochen, Konchylien und andre Thiergebilde, wie man sie meist im aufgeschwemmten Lande findet, ihren thierischen Leim und damit größtentheils ihre frühere Festigkeit verloren haben, und statt dessen bloß mit Kalksinter oder Mergeltuff durchzogen worden sind, oder im eigentlichen Sinne versteinert, petrificirt, in den festen Schichten der Flötzgebirge eingeschlossen, und größtentheils selbst steinhart, wohin die unbekannten vorweltlichen Seegeschöpfe gehören, oder metallisirt, wenn die organischen Reste mit metallischen Stoffen, besonders mit Schwefel- und Kupferkies, oder mit Fahlerz, Thoneisenstein u. dergl. durchzogen sind, oder endlich verharzt, mit Erdharzen durchzogen, wie das bituminöse Holz. Ein wichtiger Gesichtspunkt, der hier beachtet werden muß, ist das Verhältniß der fossilen Ueberreste von Pflanzen und Thieren, besonders der Knochen von Vierfüßlern, zu den Gebirgslagern. So weit wenigstens bis jetzt die erwiesene Beobachtung reicht, hat man im sogenannten Urgebirge (s. Geologie) keine organischen Ueberreste bemerkt, desto mehr aber im jüngern Gebirge, und zwar im Flötzgebirge, im Kalkstein, Stinkschiefer, bituminösen Mergelschiefer, Gips, Schieferthon, Kohlensandstein u. s. w. in so erstaunlicher Menge, daß ganze Kalkgebirge oft von 10 und mehrern Quadratmeilen in der Fläche bloß aus versteinerten, theils bekannten Muscheln, Schnecken und andern sehr oft unvermischt mit andern Gattungen, in ganzen Bänken über einander gelagerten Seegeschöpfen bestehen, aus deren Betrachtung sich ergibt, daß diese Erdstriche ehemals Meeresboden gewesen sind, und jene Bänke von Konchylien nicht bloß durch eine Flut herangeschwemmt sein konnten. Die ältesten Ueberreste organischer Gebilde, die wir in den Flötzgebirgen finden, sind Seeerzeugnisse, welche größtentheils in die Klasse der zwischen der Thierwelt und dem Pflanzenreich stehenden Zoophyten gehören. In andern Flötzgebirgsarten, besonders in Gips- und Thonlagern, findet man

häufig Abdrücke von Seefiſchen und allerlei Pflanzen, die jetzt nur in heißen Erdſtrichen und in den dortigen Meeren wohnen. Es gibt wieder andre Gebirge, worin man zwar keine Seeprodukte, wol aber eine große Menge von verſteinertem und verkohltem Holze, ja ganze verſchüttete Wälder findet, wohin auch die, in Flötzgebirgen und ihren Thälern gefundnen Steinkohlen gehören, die ohne Zweifel vegetabiliſchen Urſprungs ſind. Manche Kalkſteinhöhlen (z. B. in Baireuth, am Harz, in den Karpathen) enthalten zum Theil Knochen einer Art von Bären, die ehemals hier einheimiſch geweſen ſein müſſen und von Einigen für den Polarbären gehalten worden ſind. In ſtalaktitiſchen Felſenmaſſen finden ſich meiſt in Trümmern, durch Kalkſinter gleichſam breccienartig verbunden, bedeutende thieriſche Ueberreſte, wie die ungeheuern Knochenfelſen an einigen Küſten des mittelländiſchen und adriatiſchen Meeres. Im aufgeſchwemmten Lande endlich, ſelbſt in hohen nördlichen Breiten, gibt es, meiſt loſe liegend, die meiſten foſſilen großen pflanzenfreſſenden Landthiere, die jetzt nur in wärmern Erdſtrichen leben, z. B. der Elephant, das Rhinozeros, ſo wie die untergegangne Thiergattung des nordamerikaniſchen Mammut. Die noch mit Fleiſch und Haut verſehenen großen Thiere, die man in Sibirien gefunden hat, verrathen durch ihre Unverſehrtheit, daß ſie nicht weit von Süden hergeſchwemmt ſind, und daß ſie der, bald nach der Kataſtrophe eingetretnen Veränderung der Temperatur ihre Erhaltung verdanken. Sämmtliche foſſile organiſche Ueberreſte laſſen ſich, in Beziehung auf die organiſche Schöpfung unſrer Zeit, in drei Abtheilungen bringen, es ſind entweder Verſteinerungen, welchen Geſchöpfe der jetzigen organiſchen Welt völlig gleichen, die daher mit Zuverläſſigkeit ſich beſtimmen laſſen; oder zweifelhafte Verſteinerungen, die andern noch lebenden Geſchöpfen bloß ähnlich ſind, aber ſich von denſelben ſowol durch ihre Größe, und durch manche Abweichungen in der Bildung einzelner Theile, als auch durch den Umſtand unterſcheiden, daß die, damit mehr oder weniger übereinſtimmenden noch vorhandnen Urbilder bloß in den Tropenländern wohnen; oder endlich Verſteinerungen von völlig unbekannten, vorweltlichen Geſchöpfen. Ueberhaupt ſind von den meiſten, in den Gebirgen vorkommenden Verſteinerungen die Urbilder aus der jetzigen Natur verſchwunden. Mehr als 70 Arten der foſſilen Thiere ſind dem Naturforſcher bis jetzt unbekannt, und nur 11 bis 12 ſind bekannten Arten ſo ähnlich, daß kein Zweifel Statt finden kann. Andre ſind zwar bekannten Arten ſehr ähnlich, doch iſt die Einerleiheit noch nicht durchgängig erwieſen. Unter den 70 unbekannten Arten gehören beinahe 40 zu neuen Gattungen. Die einzelnen organiſchen Ueberreſte nach den drei Naturreichen hier zu überſehen, würde zu weit führen, und wir verweiſen zu weiterer Belehrung auf die unten genannten Werke, die dieſen Gegenſtand mit wiſſenſchaftlicher Ausführlichkeit behandeln. Wir beſchränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen. Pflanzenüberreſte ſind ſelten ſo unverſehrt, daß ſie nach ihrem eigenthümlichen Charakter zu erkennen wären, was bei manchen Theilen der Gewächſe, z. B. bei foſſilen Hölzern ſchwerlich möglich iſt. Pflanzen ſind bald ganz in Stein eingeſchloſſen, bald nur in Abdrücken, aber meiſt aus einer ſehr neuen Zeit, vorzüglich in Schieferthon vorhanden, z. B. die merkwürdigen räthſelhaften Abdrücke äſtiger, oft ſehr großer vegetabiliſchen Gebilde in Steinkohlengruben. Am häufigſten und am beſten erhalten ſind die Abdrücke von Farrenkräutern; aber in Frankreich, England, ſelbſt Norddeutſchland ſind es meiſt ſolche, die ſüdländiſchen Arten gleichen. Die meiſten die-

ser Arten sind jetzt gar nicht mehr vorhanden. Versteinerte Wurzeln findet man meist hohl, zuweilen von Eisenvitriol durchzogen und ganz versteinert, z. B. in Thoneisenstein verwandelt. Baumstämme und Hölzer findet man häufig in den dürresten Gegenden von Afrika und Asien versteinert. Indianische Rohrstämme hat man in Schlesien, ganze Bäume mit Wurzeln und Aesten versteinert im südlichen Theile des Herzogthums Westphalen, die Rinde allein in Achat verwandelt in Franken gefunden. Zu den, bis jetzt ganz unbekannten Arten gehört das merkwürdige sogenannte Staarholz, das bei Hilbersdorf unweit Chemnitz gefunden wurde, und sich durch sein gleichförmiges, dichtes Gefüge, ohne Spur von Jahrringen (gerade wie bei den Palmen), auszeichnet und mit parallel laufenden Röhren durchzogen gewesen zu sein scheint. Unter den zweifelhaften Arten ist besonders das bituminöse Holz (das isländische Surtar-Brandr) in mächtigen Flötzen der nördlichen Gegenden merkwürdig, als eines der wichtigsten Denkmale einer verwandelten Vorwelt. Ueber Pflanzenversteinerungen überhaupt s. E. F. von Schlottheim, Beiträge zur Flora der Urwelt, Gotha 1804, und C. v. Sternberg Versuch einer geognost. botan. Darstell. der Flora der Vorwelt, 1. und 2. Liefer. Prag 1820—21. Unter den Versteinerungen des Thierreichs sind fossile Menschenknochen wenigstens nur zweifelhaft, und die Untersuchungen darüber, gegen die Meinung einiger Naturforscher, die deren Dasein leugnen, noch keineswegs abgeschlossen. Zu den versteinerten Säugethieren gehören mehrere zweifelhafte, worunter es sehr merkwürdige gibt. Knochen von elephantenartigen Thieren finden sich fast in allen europäischen Ländern, und selbst in den nördlichsten Gegenden, in Sibirien und Nordamerika; doch deuten diese Ueberreste auf eine Verschiedenheit von den jetzt lebenden Arten. Dahin gehört das Mammut der alten Welt, das vorzüglich in Sibirien, aber auch häufig in Deutschland gefunden wird. In Sibirien werden die Elephanten besonders am Eismeere ausgegraben und das Elfenbein derselben, das dem frischesten der beiden jetzt vorhandnen Elephantengattungen ähnlich ist, wird wie dieses verarbeitet. Eben so häufig werden Nashörner in der nördlichen Welt fossil gefunden, die meisten in Sibirien, aber auch in Deutschland, z. B. bei Herzberg am Harz, wo man im vorigen Jahrh. deren 5 im Umfange einer Meile fand. Eine eigne Gattung des Hirschgeschlechtes bildet das sogenannte Riesen-Elenn, wovon man besonders in Irland sehr große gefunden hat, deren ungeheure, zuweilen einige Zentner schwere Geweihe gegen 14 Fuß aus einander stehen. Zu den unbekannten Arten gehört das nordamerikanische Mammut, oder Ohio-Thier, Cuvier's Mastodonte, das in Menge am Ohio ausgegraben wird, sich schon durch seine ungeheuern Backzähne von den übrigen Thieren der Vorwelt auszeichnet, und wovon es nach Cuvier 2 Arten gegeben hat. Man hat es aber auch am Ural gefunden. Es ist durch den Bau seiner Zähne den fleischfressenden Thieren zwar verwandt, lebte aber vielleicht nur von Mollusken, da es schon wegen seines plumpen Baues zu einem Raubthiere ungeschickt sein mußte. Auch die, durch seltsamen Bau ausgezeichnete Faulthierart, von der Größe eines Elephanten, das Megatherium, dessen Gebeine in Südamerika gefunden worden, ist ausgestorben. Ein ganzes Gerippe davon, das am Platastrom gefunden wurde, ist in Madrid. Auch von andern Säugethieren, den bekannten Arten theils ähnlich, theils unähnlich, findet man viele in verschiednen Gegenden der alten Welt, doch zum Theil in sehr neuen Steinmassen, wie z. B. die Ueberreste von wiederkäuen-

den Thieren bei Gibraltar und in Dalmatien, die Knochen von einer Bärenart, von Hunden, Wölfen, tigerartigen Thieren in Höhlen. Von Affen findet man keine Spur. Vögel hat man bis jetzt nur sehr selten, doch außer Sumpfvögeln am Bodensee, auch einige andre Arten auf dem Montmartre bei Paris im Gips gefunden. Auch Amphibien sind selten. Die gefundnen Schlangen sind schwer zu bestimmen, und zum Theil Arten, die den Riesenschlangen, Vipern und Blindschleichen verwandt sind, doch in neuen Gebirgslagern. Krokodilartige Thiere, besonders dem ostindischen Gavial verwandt, findet man in Franken, Thüringen, Frankreich; versteinerte Schildkröten in Thüringen (bei Burgtonna), in Frankreich, und bei Mastricht. Diese aber sind, wie jene, keinem jetzt lebenden Thiere dieser Art ganz gleich. Fische findet man in sehr großer Menge im bituminösen Mergelschiefer, oder Kupferschieferflötz des ältern Flötzkalks. Die einzelnen Theile deuten auf eine Riesengröße, die man jetzt unter diesem Thiergeschlecht nicht mehr antrifft, z. B. Zähne von Haifischen, die 70 Fuß lang sein mußten. Zuweilen findet man kleinere verschlungne Fische im Innern der größern. Die meisten versteinerten Fische sind Gattungen, die jetzt im Meere zwischen den Wendekreisen und im Südmeere leben. Die Ueberreste von Insekten scheinen alle aus sehr später Zeit zu sein, z. B. die Insekten im Bernstein, wobei aber viel Betrug obwaltet, und die berühmten Triboliten, die man am schönsten bei Worcester findet. Die fossilen Ueberreste von Würmern sind fast ohne Ausnahme aus den drei Ordnungen der Testaceen (Konchylien) der Krustaceen und der Korallen. Konchylien gibt es in unzähligen Gattungen und darunter zuweilen auch Lagen von Flußkonchylien zwischen solchen, die Meergeschöpfe gewesen sein müssen. Auch hier findet man Muscheln, die jetzt nur in entfernten Meeren, selbst nur in einzelnen Theilen des Meeres leben, wie die rothe Miesmuschel in Sachsen, die im Südmeere wohnt, die Schiffsboote aus dem indischen Meere, und die jetzt auf einen sehr kleinen Raum dieses Meeres eingeschränkte Olivenschnecke in mehreren europäischen Ländern. Unter den zweifelhaften Konchylien ist der im Fürstenthume Osnabrück gefundne Balanit merkwürdig, der zuweilen ganz auf einzelnen abgerundeten Geröllen sitzt, und der fast fußlange verkalkte Strombit im aufgeschwemmten Lande in der Champagne. Die größte Anzahl dieser Geschöpfe sind unbekannte Gattungen, die man in Menge in den Kalkflötzgebirgen findet. Zu den allgemeinsten Versteinerungen gehören die Belemniten, und die Ammoniten (Ammonshörner) die oft bis zur Größe eines Wagenrades steigen, deren Urbilder aber, bis auf einige ganz kleine Abarten, völlig ausgestorben zu sein scheinen. Unter den Krustaceen kommen verschiedne Arten von Seeigeln vor, die jetzt zum Theil in entfernten Meeren leben, und eben dies ist der Fall bei den See-Lilien (Enkriniten) die sich meist in dichtem Kalkstein finden. Eine der merkwürdigsten Versteinerungen ist die Medusenpalme (Pentakrinit), die aus einem großen vielarmigen, auf einem einfachen astlosen Stengel sitzenden Körper besteht, und häufig bei Boll in Würtemberg gefunden ward. Unter den Korallenversteinerungen finden sich die Madreporiten zuweilen in großer Menge, gleichsam Riffe bildend, wie im Kalkstein bei Genf und bei Blankenburg auf dem Harz. Ueber die Lehre von den gesammten organischen Ueberresten verbreiten sich: Link in seiner Schrift, die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde. (Berlin 1821—22 2 Bde.) K. von Schlottheim: die Petrefaktenkunde auf dem jetzigen Standpunkte. Gotha 1820.

Parkinson's Organic remains of a former world. London 1804—11 3 Bde. 4. und deſſelben: Introduction to the study of fossil organic remains. London 1822. Ueber die Verſteinerungen der Vierfüßler insbeſondre iſt Cuvier's Werk: Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupèdes. 2. Aufl. Paris 1822. 4 Bde. 4. klaſſiſch. Die Einleitung deſſelben hat Dr. Nöggerath unter dem Titel: Cuvier's Anſichten von der Urwelt, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, Bonn 1822.

Orgel hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte ὄργανον, welches ſonſt eben ſo viel als Inſtrument bedeutete, und iſt im eigentlichen Sinne ein muſikaliſches Inſtrument, welches in einem großen Gehäuſe eine Menge harmoniſch geordneter Pfeifen enthält, in welche der Wind durch Blaſebälge vermittelſt der Windlade getrieben (daher auch Windorgel, ὄργανον πνευματικον) wird, wodurch der Ton entſteht, welchen der Spieler auf der mit den Pfeifen in Verbindung ſtehenden Klaviatur angibt. Ihre Hauptbeſtandtheile ſind die Pfeifen (zinnerne oder hölzerne), deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tons beſtimmt iſt (ſie ſind vier-, acht-, ſechszehnfüßig, ſ. d. Art. Fuß), die Regiſter oder Züge, wodurch einer jeden Orgelſtimme der Zugang des Windes entweder verſperrt oder eröffnet wird (Orgelſtimmen, auch ſelbſt Regiſter genannt, ſind zuſammengehörige Pfeifen gleicher Gattung), das Manual, aus einer oder mehrern Klaviaturen beſtehend, und das Pedal (ſ. d. Art.), die Blaſebälge und die Windlade. (Schlimmbach über die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der Orgel. Leipzig 1801). Dieſes in Rückſicht auf die Einrichtung unſers Tonſyſtems und auf die Erfindung und Ausbildung der Harmonie ſo merkwürdige Inſtrument, ſagt Koch in ſeinem Handwörterbuche der Muſik, iſt zugleich das größte und volltönigſte, ſo wie in Anſehung ſeiner mechaniſchen Einrichtung das künſtlichſte unter allen unſern Inſtrumenten. Der Vortheil, daß auf der Orgel, ſo wie auf jedem Klavierinſtrumente, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden kann, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Harmonie, die hinreichend iſt, den Mangel zu erſetzen, daß verſchiedne Feinheiten des Geſchmacks, beſonders ſolche, die aus den verſchiednen Abſtufungen der Stärke und Schwäche des Tons bei andern Inſtrumenten hervorgehen, auf der Orgel nicht anzuwenden ſind, welchem Mangel der Franzoſe Grenie 1811 durch die Erfindung ſeiner Orgue expressive abzuhelfen ſuchte. (ſ. a. d. Art. Johann Gottfried Kaufmann). Ueberdies gewinnt ſie durch die Eigenſchaft, daß jeder Ton fortklingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß ſie vorzüglich zu dem gebundnen, ernſten und feierlichen Style, wie er namentlich in der Kirche erfodert wird, und zu den ſtärkſten Verwicklungen in der Harmonie geeignet iſt; weshalb ſie aber auch einen Spieler erfodert, der, mit dem Weſen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geſchicklichkeit beſitzt, ſeine muſikaliſchen Gedanken ſchnell zu ordnen und in ſein Spiel zu übertragen. Aus den angeführten Gründen, vorzüglich aber wegen der dieſem Inſtrumente vorzüglich nothwendigen Bindungen iſt nicht jeder gute Klavierſpieler auch ein guter Orgelſpieler (Organiſt), und das Klavierſpiel vom Spiele der Orgel bedeutend verſchieden, wie ſich denn Fertigkeit der Finger und ſchnelle Läufe ſehr ſchwerfällig ausnehmen, und den majeſtätiſchen Ernſt dieſes Inſtruments auf eine widrige Weiſe entweihen und vernichten. Als Schriftſteller über das Orgelſpiel ſind: Türk, Kittel, Knecht (beſonders deſſen vollſtändige Orgelſchule, in drei Abtheilungen. Leipzig)

ausgezeichnet. Dieselben, so wie J. S. Bach, Häßler, A. F. Müller, Rombt, Rink, Umbreit, Vierling, Wolf haben auch Orgelstücke und Choralvorspiele verschiedner Gattung geliefert. Ueber den Ursprung und die Erfindung der Orgel ist man noch streitig. Einige leiten ihren Ursprung von den Pfeifenwerken, z. B. der Hebräer, deren Nachkommen die Orgel, ohne Beweis, schon in den Tempel Salomonis voraussetzen, oder von der Sackpfeife; Andre mit größerer Wahrscheinlichkeit von einem, der Orgel ähnlichern, obwol sehr unvollkommnen Instrumente der Griechen, nämlich der Wasserorgel (s. d. Art.) ab, da man weiß, daß die ersten, in Italien bekannt gewordnen Orgeln aus dem griechischen Kaiserthume dahin gebracht worden sind, woselbst sie auch schon im 7. Jahrh. auf Veranlassung des Papstes Vitalian († 671) in einigen römischen Kirchen sollen eingeführt worden sein (vergl. auch den Art. Cäcilie). Die jetzt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutschen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig ist. Schon im J. 1298 soll der Münster in Straßburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Wasserorgel gewesen zu sein scheint. Nichts desto weniger behaupten Einige, daß die erste Orgel, so wie wir sie jetzt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutschen zu Venedig erbaut worden sei. Gewiß ist es, daß erst im 14. Jahrh. ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Anfangs waren sie noch sehr unvollkommen; einen vollständigen Accord konnte man nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral spielen. Der ganze Nutzen bestand zur Zeit noch darin, daß man beim Absingen eines Chorals mit der Hand eine Taste, die zwei Zoll breit und ziemlich dick war, nieder schlug, um den Ton des Liedes festzuhalten. Denn die ersten Werke hatten nicht leicht mehr als zehn Tasten, welche so breit und schwer zu bewegen waren, daß daher wahrscheinlich die Redensart entstanden ist, die Orgel schlagen. Sie waren tragbar, etwa wie unsre Positive, und hatten vielleicht keine Register. Mit der Zeit wurden die Tasten schmäler, und man schob auch zwischen die diatonischen Töne die Semitonia ein. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Klaviers Beschäftigung. Zwischen 1470 und 1480 soll ein Deutscher, Namens Bernhard, Hoforganist des Dogen von Venedig, die Orgel mit dem Pedale bereichert haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des 15. Jahrh. in Deutschland kannte, war die in dem Stifte zu St. Blasius zu Braunschweig, welche Heinrich Kranz 1499 daselbst erbaut hatte. Im 16. Jahrh. folgten die Verbesserungen der Orgeln schneller auf einander, und man erfand jetzt die Scheidung des Pfeifenwerks in besondre Register, und setzte die Stimmung der Orgel nach dem Chortone (s. Kammerton) fest. Besonders wurden die Windladen und Blasebälge verbessert, da von letztern bis dahin an einem Werke oft 20 bis 24 gewesen waren und von 10 bis 12 Menschen hatten getreten werden müssen. Den jetzigen Grad von Vollkommenheit konnte die Orgel jedoch nicht eher erreichen, als bis im 17. Jahrh. von Christian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann (s. Sponsel's Orgelhistorie. Nürnb. 1771). In der Peterskirche zu Rom ist die größte Orgel; sie hat hundert Stimmen. Die große künstliche Orgel in der Petri- und Paulkirche zu Görlitz (1703 von Casparini erbaut) hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Erbauung kostete 25,000 Thaler. Die Orgel im Münster zu Straßburg hat 2156 Pfeifen, deren größte 14 Eimer und et-

liche Maaß Wasser faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber ist eine Orgel, auf welcher drei Organisten zugleich spielen können. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnerne Pfeife wiegt 3½ Centner, ist 12½ Ellen lang, im Durchmesser 14 Zoll breit und faßt 8 Scheffel in sich. In der neuern Zeit haben die deutschen Orgelbauer Trost, Schröter, Hildebrand, Silbermann, und die Gebrüder Trampeli sich berühmt gemacht; auch hat der Abt Vogler durch sein Simplificationssystem, welches eine Vereinfachung des Orgelbaues bezweckt, großes Aufsehn erregt, indem nach demselben eine natürlichere Pfeifenstellung, weniger getheilter Wind, ein bequemerer Anschlag für die Spielenden bewirkt worden, und die nach seiner Angabe verfertigten Orgeln kleiner und einfacher, als die gewöhnlichen, und doch im Tone eben so stark sein sollen (s. Vogler). Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die sich zu Saintes befindet und sehr angenehme Töne gibt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche eben so reine Töne hören lassen soll, als zinnerne Röhren.

Orgelpunkt heißt eine Stelle am Schlusse gewisser, besonders kirchlicher Tonstücke, wobei die obern Stimmen einige Zeit lang sich zum Schlusse fortbewegen, während die Baßstimme schon längst den Schlußton festhält. Solche Stellen findet man vorzüglich in Orgelsätzen, weil die Orgel für gebundne Harmonien sich besonders eignet, und sie werden vorzüglich in Fugen gebraucht, wo sie den Hauptschluß und das allmälige Ausruhen der Stimmen vorbereiten.

Orgien, ein allgemeiner Name der, mit mystischen Gebräuchen und trunkner Wildheit gefeierten Feste des Bacchus (s. d. Art.), in der Folge auch andrer Feste und Mysterien der Alten, welche mit wildem Geräusche, lärmenden Instrumenten (Cymbeln, Trompeten ꝛc.) und tobendem Geschreie gefeiert wurden; daher noch heut zu Tage wilde Feste, besonders nächtliche Gelage, mit stürmischer Fröhlichkeit und ungezügelter Lust begangen, Orgien genannt werden. Orgiasmus, festliche Raserei beim mystischen Gottesdienste der Alten.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt (s. Morgen), dann die nach Morgen gelegnen Länder. Wir Europäer verstehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Asiens. Orientalisch, morgenländisch.

Orientalische Literatur, orientalische Sprachen. Ueber die Eintheilung der Sprachen in orientalische und occidentalische s. d. Art. Sprachenkunde. Im gemeinen Leben versteht man unter der Benennung: orientalische Sprachen, die Sprachen Asiens ohne Unterschied (s. Sprachenkunde), und unter orientalischer Literatur besonders die indische, chinesische, persische, arabische, türkische, hebräische ꝛc. (davon die besondern Art.)

Orientalisches Kaiserthum, s. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, und wurde von dem Abte jedesmal dem Beschützer dieses Klosters, welches ehedem die Grafen von Vexin und Pontoise waren, überreicht, wenn es die Noth erfoderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Güter desselben die Waffen zu ergreifen. Es war dieselbe ein Stück feuerrother Taffet (daher der Name) in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeschnitten, an den Spitzen mit grünseidnen Qua-

ſten geziert und an einer goldnen Lanze befeſtigt. Als in der Folge König Philipp I. Verin mit der Krone vereinigte, kam es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu tragen. Sie wurde nun bei den Heeren geführt und in der Folge die Hauptfahne der franzöſiſchen Truppen. Seit Carl VII. wurde ſie nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origenes, einer der berühmteſten und gelehrteſten Kirchenſchriftſteller, geb. zu Alexandria, 185 nach Chr., mit dem Beinamen Adamantius, wegen ſeines unermüdlichen Fleißes, wurde von ſeinem Vater frühzeitig in dem Chriſtenthume und den Wiſſenſchaften unterrichtet. Nachher waren Clemens Alexandrinus und Ammonius ſeine Lehrer. Schon in zarter Jugend gab er Beweiſe von Seelengröße. Als ſein Vater unter Kaiſer Severus der Religion wegen in's Gefängniß geworfen worden, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Chriſtenthume zu entſagen. Nachdem er ſeinen Vater verloren, erhielt er Mutter und Schweſter durch Unterricht, den er in der Grammatik gab. Achtzehn Jahr alt, bekam er den Auftrag, die Gläubigen in Alexandria zu unterrichten. Männer und Weiber ſtrömten herbei. Um der Verläumdung zu entgehen, kam er auf den Gedanken, ſich zu entmannen, und glaubte dieſe Handlung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachdem Septimius Severus im J. 211 geſtorben war, ging Origenes nach Rom, wo er ſich Freunde und Bewundrer erwarb. Nach ſeiner Rückkehr ſetzte er zu Alexandria, auf des Biſchof Demetrius Verlangen, ſeinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn, nach Paläſtina zu flüchten. Die dortigen Biſchöfe ſchätzten ihn ſo ſehr, daß ſie ihm erlaubten, in ihren Verſammlungen Vorträge zu halten. Aus Eiferſucht rief ihn ſein Biſchof zurück. Bald darauf ward er nach Achaja berufen, das mehrern Ketzereien preis gegeben war. Auf ſeiner Reiſe nach Cäſarea in Paläſtina ward er von den Biſchöfen, die ſich hier beiſammen fanden, zum Presbyter geweiht. Dies war der erſte Grund der Verfolgungen, die ſein Leben verbitterten. Demetrius behauptete, nur ihm komme es zu, den Origenes zu weihen, verſammelte zwei Concilien, entſetzte ihn des Prieſteramts, unterſagte ihm, in Alexandria, wohin er zurückgekehrt war, zu lehren, nöthigte ihn, ſich von dort zu entfernen, und excomunicirte ihn. Dieſe Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meiſten andern Biſchöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Paläſtina, Arabien, Phönizien und Achaja blieben mit Origenes in Verbindung, der die Irrthümer, die man ihm ſchuld gab, leugnete, und ſich nach Cäſarea zurückzog. Theoktiſt, der daſelbſt Biſchof war, nahm ihn als ſeinen Lehrer auf, und vertraute ihm das Geſchäft an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem ſein Verfolger im J. 231 geſtorben war, genoß Origenes die Ruhe des verdienten Ruhms. Gregor der Thaumaturg und ſein Bruder Athenodor begaben ſich zu ihm und ließen ſich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Chriſten unter Maximinus nöthigte ihn, ſich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte ihn Origenes zu einer Reiſe nach Athen, und ging ſodann nach Arabien, wohin die Biſchöfe dieſer Provinz ihn riefen, um den Biſchof Beryll zu widerlegen, welcher leugnete, „daß die göttliche Natur Chriſti vor ſeiner Menſchwerdung exiſtirt habe.“ Origenes ſprach mit ſo hoher Beredtſamkeit, daß Beryll widerrief, und ihm für ſeine Belehrung dankte. Dieſelben Biſchöfe riefen ihn zu einer Kirchenverſammlung, die ſie gegen gewiſſe Ketzer hielten, welche behaupteten:

„der Tod sei Leib und Seele gemein.“ Origenes sprach auch über diesen Gegenstand so kräftig, daß er Alles für sich gewann. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiser Decius wurde Origenes, den man für eine Hauptstütze der Kirche ansah, eingekerkert und mußte harte Martern erdulden. Erschöpft durch diese Mißhandlungen, starb er zu Tyrus im J. 254. Wenige Schriftsteller haben so viel gearbeitet, als er; wenige Menschen sind so bewundert und geachtet, und doch so lebhaft angegriffen und verfolgt worden, als er bei seinem Leben und nach seinem Tode. Man warf ihm vor, daß er die Wahrheiten der christlichen Religion platonischen Ideen habe anpassen wollen. Besonders in seinem, an die Ketzer gerichteten, nur in einer Uebersetzung des Rufin in Bruchstücken vorhandnem Buche De Principiis, stellt er ein, auf die Philosophie des Plato gegründetes System auf; aber er gibt seine Meinungen nur als Möglichkeit; überdies hatten, wie er selbst sagt, die Ketzer seiner Zeit seine Schriften verfälscht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günstig gewesen. Er widerlegt ausdrücklich diejenigen, die sich Gott als körperlich dachten. Von seinen Werken (angeblich 6000 an der Zahl) sind, außer den angeführten, noch folgende vorhanden: eine Ermahnung zum Märtyrerthume; Commentare, Homilien und Scholien über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Uebersetzungen. Er machte überhaupt die bildliche oder allegorische Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchstäblichen Sinn, den er bloß als Körper der erstern ansah. Außer diesen exegetischen Werken machte er sich um die Kritik verdient durch seine Hexapla (s. d. Art.), von welcher Montfaucon und später Chr Fr. Bahrdt eine Ausgabe besorgt haben. Seine Schrift gegen Celsus ist als die vollständigste und bündigste Vertheidigung des Christenthums anzusehen, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Seine sämmtlichen Werke sind in 4 Foliobänden von de la Rue herausgegeben worden, Paris 1733—1759. Ueber des Origenes Rechtgläubigkeit haben sich viele Streitigkeiten erhoben. Im 4. Jahrh. beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen. Sowol unter seinen Vertheidigern, als unter seinen Gegnern finden sich die gelehrtesten und berühmtestrn Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen diese Ausdrücke die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Ursprung, namentlich bei Gegenständen, welche der Vervielfältigung oder Nachahmung fähig sind. Ein Original nennt man somit das ursprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Produkt (z. B. eine Urkunde in der Urschrift), in Beziehung auf diese Nachahmung oder Vervielfältigung (entgegengesetzt also der Copie), daher oft so viel als Muster, Musterbild, Vorbild, wenn es auch nicht immer musterhaft, d. h. so beschaffen ist, daß es zum Muster dienen sollte. In engerer Bedeutung, und vorzüglich in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nennt man den Menschen oder Gegenstand originell, oder auch original (ureigen) und ein Original, der in seiner Art einzig ist, und durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen bedeutend abweicht; diese Eigenthümlichkeit selbst Originalität (Ureigenheit). Auch in dieser Abweichung liegt noch keine Musterhaftigkeit, wol aber der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft. Letztres ist der Grund, warum wir nur den Menschen und seine Werke, nicht die Natur und

ihre Erscheinungen originell nennen; denn der Mensch kann sich durch Freiheit über den Kreis der Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur dem größten Theile der Menschen ohne Bewußtsein und Willen mitgetheilt wird. Weil nun die Meister auch mehr auf die Wirkung und ihren Eindruck, als auf die wirkende Kraft sehen: so hat man oft das Originelle mit dem Auffallenden, Seltsamen, Ungewöhnlichen und Wunderlichen verwechselt. Der Grund, sagt ein scharfsinniger Beobachter, liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Ursprung sei nur durch Freiheit möglich; die Freiheit aber erscheint unmöglich, deshalb, weil der Mensch nicht frei geboren, sondern erst durch Freiheit gebildet wird, und die Meisten im gewöhnlichen Laufe des Lebens diese Stufe der Bildung gar nicht erreichen, sondern nur von blinden Naturtrieben bestimmt und gebildet werden. Ein origineller Mensch ist daher eine auffallende Erscheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeitalter oder die Gesellschaft, worin er lebt, der Freiheit gewohnt ist oder nicht. Das Originelle kann oft durch den Verstand allein hervorgebracht werden; das Geniale setzt dagegen immer eine Wirksamkeit aller Kräfte der Menschheit in Vereinigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber keine genialische geben. Zu einem originellen Menschen kann man sich selbst nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß originelle Erscheinung erregt daher wol Aufmerksamkeit, Verwundrung, stößt aber auch nicht selten ab; die geniale erregt Antheil, Bewundrung, Liebe, Zuneigung. Genial ist, was die Spuren einer, nach Gesetzen der höhern und edlern Menschheit eigenthümlich wirkenden Bildungskraft deutlich an sich trägt. Das Genie ist daher immer originell, d. h. ursprünglich und eigenthümlich in seinen Hervorbringungen, und Originalität (eine eigenthümliche Weltanschauung, sagt Jean Paul) ein so wesentliches Merkmal des Genies, daß selbst der Ausdruck: Originalgenie, nur ein Pleonasmus ist; aber nicht immer erscheint das Geniale originell, insofern die Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit genialer Erzeugnisse in der Betrachtung derselben um so weniger hervorstechende Seite ist, je mehr man beim Genusse des Kunstwerks den Künstler über der Kunst zu vergessen pflegt. Dies geschieht, wenn der Künstler seine Eigenthümlichkeit dem Geiste der Kunst und seinem Werke untergeordnet, oder sich ganz in sein Werk verloren hat. Letztres ist vorzüglich auf Naturpoesie (s. d. Art. Naturdichter, Naturpoesie) anzuwenden, weshalb auch Homer und Göthe nicht originell erscheinen, wiewol ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzusprechen ist. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieses ist, desto weniger wird es eigentlich auffallen, oder durch seltsame Form die Aufmerksamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden sich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt ist oft gerade sein unterscheidendstes Merkmal. Die echte Originalität (Neuheit mit Musterhaftigkeit verbunden, nennt sie Kant) ist dagegen zugleich Genialität. Einen Jean Paul, van Beethoven, Cherubini möchten wir mehr originell, als genial nennen; ihre Originalität ist nicht immer liebenswürdig, wenigstens erscheinen sie gerade da oft liebenswürdiger, wo diese zurücktrit. Immer jedoch ist Originalität ein Vorzug, weil sie als stark ausgedrückte, individuelle Lebenskraft erscheint, welche deshalb einer verschönernden Bildung mehr oder weniger fähig ist. So scheint sich im Grunde Originalität zur Genialität, wie das Charakteristische zum Schönen zu verhalten, und es ist

einzusehen, warum die Künstler und Dichter der neuern Zeit mehr originell, als genial sind.

Orion, ein berühmter Heros des mythischen Alterthums. Gewöhnlich hält man ihn für einen Sohn des Neptun und der Beryllе. Nach Homer war er ein schöner Jüngling, in dessen Reize Aurora sich verliebte. Die Götter beneideten diese Liebe und Diana erlegte ihn auf der Insel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und großer Jäger, der, nach Homer, noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wiese das Wild zu jagen, das er schon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von so riesenhaftem Wuchse, daß er auch in den tiefsten Stellen des Meeres mit den Schultern hervorragte. Dafür, daß er des Oenopion Tochter entführen wollte, ließ ihm dieser die Augen ausstechen. Das befragte Orakel rieth ihm, im Meere den Sonnenstrahlen so lange entgegen zu gehen, bis er wieder sehend würde. Er starb von dem Stiche eines Scorpions. Andre erzählen so: Diana liebte den Orion so leidenschaftlich, daß sie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Diese Erniedrigung beleidigte ihren Bruder Apoll so, daß er den Tod des verwegnen Sterblichen beschloß. Als einst Orion durch das Meer daherschritt, und nur mit dem Kopfe hervorragte, foderte Apollo Dianen auf, zu versuchen, ob sie jenen schwarzen, über dem Meere befindlichen Punkt mit ihrem Geschosse erreichen könne. Diese sandte den unglücklichen Pfeil ab, der das Haupt ihres Geliebten traf. Erst als die Wellen den Leichnam an's Ufer warfen, erkannte sie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde sammt seinem Hunde als ein Gestirn an den Himmel versetzt, welches von allen der nördlichen Halbkugel das glänzendste ist, und noch jetzt diesen Namen führt (s. Sternbilder.).

Orkney-Inseln, s. Orcadische Inseln.

Orleans, an der Loire, mitten unter Weinbergen gelegen, jetzt die Hauptstadt im franz. Departement des Loiret, mit 25 Kirchen, 4500 Häusern und 42,000 Einw. Sie ist altmodisch gebaut, und die Straßen sind enge und krumm, außer der schönen, langen Straße in der pariser Vorstadt, welche zu der Brücke führt. Vier ansehnliche öffentliche Plätze zieren die Stadt. Merkwürdig sind die, nach gothischer Art gebaute Domkirche, die öffentliche Bibliothek im Kloster Notre Dame de bonne nouvelle, das ehemalige Jesuitercollegium, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailbahn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordne prächtige Brücke mit 16 Bogen, sonst mit dem in der Revolution errichteten metallnen Denkmale geziert, welches König Carl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Christi kniend vorstellte, zum Andenken an die, den 8. Mai 1429 durch dieses Mädchen bewirkte Befreiung der Stadt von den Engländern, welche sonst jährlich durch eine feierliche Procession gefeiert wurde. 1312 hatte König Philipp IV. eine juristische Universität hier errichtet, die vormals sehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum ersetzt worden ist. Die Stadt hat ausgebreiteten Handel, Strumpf-, Wollenzeug-, Papiertapeten-, Leinwand-, Fayencefabriken, eine Porzellanfabrik und 17 Zuckerraffinerien, welche vor der Revolution bedeutend waren, jetzt aber gesunken sind; auch verfertigt man viele Confituren. Die Gegend um die Stadt ist äußerst angenehm. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pärie, welche verschiedne Prinzen des königlichen Hauses besaßen. Ludwig XIV. gab sie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau von), s. Jeanne d'Arc.

Orleans (Ludewig, Herzog von) Karls VI., Königs von Frankreich, jüngerer Bruder, geb. 1731. S. Frankreich und Burgunder.

Orleans (Gaston, Jean Baptiste von Frankreich, Herzog von), der dritte Sohn Heinrich's IV und Mariens von Medici, geb. 1608. Er war, ohne Ruhm und ohne Glück, in die Zerrüttungen verwickelt, die Frankreich während der Regierung Ludewigs XIII. und der Minderjährigkeit Ludewigs XIV. bewegten, verließ viermal das Reich und kehrte viermal mit den Waffen in der Hand zurück. Schon in seiner frühen Jugend wurde durch schlechte Erzieher der Grund zu der sittlichen Verderbtheit und dem Mangel an Charakterstärke gelegt, die der Herzog, der sonst mehr von seines Vaters Geist besaß, als sein älterer Bruder Ludwig XIII., während seines ganzen Lebens zeigte. Die Eifersucht, welche dieser, zumal so lange seine Ehe mit Anna von Oesterreich kinderlos war, gegen seinen Bruder, den vermuthlichen Thronerben, verrieth, gab den ersten Anlaß zu einer Entzweiung, die bei des Herzogs rachsüchtigem Geiste nie dauernd versöhnt werden konnte. Aus seiner ersten kurzen Ehe mit Maria von Bourbon, die Erbin des Hauses Montpensier, hatte er eine Tochter, die Verfasserin der für die Geschichte jener Zeit schätzbaren Denkwürdigkeiten, die Herzogin (Mademoiselle) von Montpensier, der ein eigner Artikel gewidmet ist. Um den Prinzen von einer zweiten Vermählung abzuhalten, die der eifersüchtige König fürchtete und selbst Richelieu bedenklich fand, ließ man es dem Herzog nicht an Mitteln fehlen, seine Leidenschaft für das Spiel, und seine Neigung Kunstschätze aufzusammeln, zu befriedigen. Er lebte seinem Hange zur Zerstreuung, bis er in den Streitigkeiten zwischen der Königin Mutter, die ihn begünstigte, und dem Kardinal Richelieu, Partei gegen den Hof nahm. Wie dieser Zwist damit endigte, dem Kardinal die Obergewalt zu verschaffen, ist in den Art. Richelieu und Ludewig XIII. erzählt worden. Auch der Herzog von Orleans mußte sich unterwerfen, und es zeigte sich nun in seinem politischen Betragen und seinem Leben jenes seltsame Schwanken, das den klugen Kardinal von Retz späterhin veranlaßte, von ihm zu sagen, er habe sich in alle Händel eingelassen, weil es ihm an Kraft gebrochen, denjenigen zu widerstehen, die ihn dazu verleitet, und sei immer mit Schimpf daraus gekommen, weil er nicht den Muth zur Beharrung gehabt habe. Als der Herzog, der bald trotzig die Waffen gegen den Hof ergriff und mit den Feinden seines Bruders sich verband, bald demüthig vor dem Könige und dem Kardinal sich beugte, um Maria, die Tochter des Herzogs von Lothringen warb, entstanden neue Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Könige. Die Vermählung ward heimlich geschlossen, und wurde erst zwei Jahre nachher dem Könige bekannt gemacht, der sie durch einen Beschluß des Parlements zu Paris für ungültig erklären ließ, wodurch ein heftiger Federkrieg zwischen Rechtsgelehrten und Theologen veranlaßt ward. Der Herzog spielte fortdauernd in allen Parteikämpfen eine unrühmliche Rolle. Nach des Kardinals und Ludewigs XIII. Tod ward die Gültigkeit seiner Ehe anerkannt, aber während der Unruhen der Fronde (s. d. Art.), die bald nachher ausbrachen, konnte der schwankende Feind Richelieu's nicht Mazarin's standhafter Freund sein. Er schloß sich an den Coadjutor von Retz, die Seele der Fronde, der aber bald den unsichern und muthlosen Verbündeten hinlänglich kennen lernte, um das oben angeführte Urtheil über ihn aussprechen zu können. Als nach Beendigung der Unruhen (1648) der König allen Betheiligten

Vergebung gewährte, wurde der Herzog von Orleans nach Blois verwiesen, wo er 1660 starb. In den Denkwürdigkeiten (Mémoires de Mlle. de Montpensier, Amsterdam, 1746. 8 Bde. 12) seiner ehrgeizigen Tochter, die an den Unruhen der Fronde thätigen Antheil nahm, findet man einige lebendig schildernde Züge von ihrem Vater.

Orleans (Philipp, Herzog von Orleans) Ludewigs XIV. einziger Bruder, der Stifter des noch blühenden Hauses Bourbon-Orleans, geb. 1640. Mazarin, der die Oberaufsicht über die Erziehung der beiden Prinzen führte, hatte sich, im Geiste morgenländischer Höfe, vorgesetzt, den einen mannhaft, den andern weibisch zu machen. Philipps Lehrer war der gelehrte La Mothe le Vayer, dem Mazarin sagte: „Was fällt Ihnen ein, daß Sie den Bruder des Königs zu einem geschickten Manne machen wollen? Wenn er gelehrter als der König wird, so wird er nicht mehr wissen, was blinder Gehorsam ist.“ Während Ludewig frühzeitig gewöhnt ward, den König zu spielen, ließ seine Mutter, Anna von Oesterreich, den zarten Philipp in Weiberkleidern vor den Höflingen erscheinen. Er heirathete in seinem 21. Jahre Henriette von England, Carl's II. Schwester. Die ausgezeichnete Achtung, die der König der Prinzessin bewies, machte seinen Bruder eifersüchtig. Bald nach ihrer Rückkehr aus England, wohin Ludewig XIV. sie geschickt hatte, um ihren Bruder von der Tripel-Allianz zu trennen, starb sie plötzlich, und ihr Tod ward einer Vergiftung zugeschrieben, woran man den Herzog für mitschuldig hielt. Seine Eifersucht scheint nicht grundlos gewesen zu sein, wenn die Erzählungen wahr sind, die seine zweite Gemahlin, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, in ihren 1822 in Paris in einer Uebersetzung erschienenen, für die Geschichte der Sitten jener Zeit sehr schätzbaren, Denkwürdigkeiten (Mémoires sur la cour de Louis XIV. et la régence, extrait de la correspondance allemande de Mad. Charlotte, Duchesse d'Orléans) mittheilt, aber die Beschuldigung einer Theilnahme an der Vergiftung, worüber verschiedne Nachrichten gegeben werden, wird hier bestimmt zurückgewiesen. Der Herzog vermählte sich ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der pfälzischen Prinzessin, eine Verbindung, die der König in der Absicht schloß, um sich die Parteilosigkeit des Kurfürsten von der Pfalz in dem beschlossnen Kriege gegen Holland zu sichern. In diesem Kriege focht der Herzog mit Ruhm, obgleich er sonst, bei seiner Weichlichkeit weder Pferde noch Jagd liebte, und die Soldaten von ihm zu sagen pflegten: er fürchte mehr, daß die Sonne ihn verbrenne, als er Pulver und Kugeln scheue. Ueberhaupt verriethen alle seine Neigungen den Schwächling. Sich zu putzen, war seine Lust; sein größtes Glück waren Maskenbälle, Hofgepränge, selbst Leichenbegängnisse, und nichts liebte er mehr als Glockengeläute, weshalb er denn nie ermangelte, sich am Allerheiligenfeste in Paris einzufinden, um sich dieser Musik zu erfreuen. Ueber seine Gewohnheiten, seine Lebensweise, über seine wunderliche Frömmelei, die ihn unter andern verleitete, einen mit Münzen und Reliquien besetzten Rosenkranz mit in's Bette zu nehmen und ihn auch wol gar als eine Art von Zauber gegen den alten hugenottischen Geist zu gebrauchen, wovon er seine Frau besessen zu glauben schien, davon erzählt sie in den angeführten Denkwürdigkeiten höchst seltsame und ergötzliche Dinge.

Orleans (Philipp, Herzog von), geb. 1674, des vorigen Sohn. Als Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludewigs XV. (1715 bis 1723) hat er, ungeachtet seiner Talente und eines gu-

ten Charakters, durch seine Persönlichkeit sowol, als durch seine Staatsverwaltung, durch das schamlose Leben an seinem Hofe und durch den furchtbaren Staatsbankerott, die Folge der Finanzunternehmungen des Schottländers Law (s. d. Art.), die französische Revolution vorbereitet. Der Herzog von Orleans (bis 1701, wo sein Vater starb, Duc de Chartres genannt) vereinigte Witz und Beredtsamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Bei großer Fassungskraft und einem treuen Gedächtnisse hatte er sich spielend eine Menge Kenntnisse erworben. Von Heinrich IV., dem er ähnlich zu sein wünschte, besaß er das einfache, gütige, fröhliche und zutrauliche Wesen, die Gabe, Beleidigungen zu vergessen, und die Eigenschaften eines Kriegers. Aber um ein großer Mann zu sein, fehlten ihm Kraft und Seelenstärke. Dubois, sein Lehrer (s. d. Art.), war sein Verführer. „Es ward dem Abbé Dubois leicht," sagt Marmontel in seiner Régence du Duc d'Orléans, Paris 1805, „aus seinem Zöglinge einen Wüstling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche ansehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngespinnst, Rechtschaffenheit als das Verdienst der Einfältigen; die Kunst zu lügen aber, und mit gegebnen Worten zu spielen, als die einzige Regierungskunst. Diese höllische Lehre würde aus einem energischen Menschen ein Ungeheuer gemacht haben; aus dem, von Natur leichtsinnigen Prinzen, der weder den Muth noch die Spannkraft des Bösen hatte, machte sie nur einen Lasterhaften, der sich ohne Scheu sinnlichen Leidenschaften hingab und der öffentlichen Meinung spottete, der das Geräusch aufsuchte, um sich zu betäuben, und mit verkehrter Geschmackslust der schändlichsten Genußgier fröhnte, um den, durch Uebersättigung abgestumpften Nervenreiz immer wieder zu schärfen. So blieb der Prinz gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit; er liebte in seiner Größe nur die Leichtigkeit, ganz nach seinem Gelüste zu leben; er schenkte seine Gunst Jedem, der ihn zu unterhalten wußte, und war aus Freigebigkeit ein Verschwender." Vorzüglich zeigte er durch sein schimmerndes Beispiel und durch die lachende Verspottung alles Ehrwürdigen, mehr als ein Andrer vor ihm, das Laster in jener reizenden Gestalt, die den leichtsinnigen Franzosen so schnell verführt. Bei den Talenten des Prinzen war es Dubois leicht, vor dem Hofe glänzende Prüfungen mit ihm anzustellen. Durch diese Triumphe, die er seinem Zöglinge verschaffte, und durch die Dienerinnen der Wollust, die er ihm des Nachts heimlich zuführte, erwarb er sich seine Anhänglichkeit. Der Prinz ließ sich daher leicht von ihm überreden, Ludewigs XIV. Wunsche gemäß, gegen den Willen seiner Mutter, Mlle. de Blois, die natürliche legitimirte Tochter des Königs zu heirathen, mit welcher er sechs Töchter und einen Sohn zeugte. Der Vater des Prinzen, ein höchst ausschweifender Mann, stand zu sehr unter fremdem Einflusse, als daß er hier eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich; desto nothwendiger machte sich Dubois. Der Prinz vernachläßigte seine Gemahlin, die weniger schön und geistvoll, als stolz und kalt war. Der strenge Ton des Königs, welcher von seinen Verirrungen hörte, reizte ihn zum Aufsuchen geheimer Wollüste. Hier trieb er unter Menschen, die er Roués (Galgenschwengel) nannte, und unter Buhldirnen frechen Spott mit Allem, was Sitte heißt, und verlachte die Frömmigkeit des alten, der Sünde abgestorbnen Königs. Dennoch behandelte Ludwig seinen Neffen, an dem er die Eigenschaften eines Helden erblickte, mit Schonung. 1692 machte der Prinz seinen

ersten Feldzug unter dem Marschalle von Luxemburg in den Niederlanden mit. Im spanischen Erbfolgekriege erhielt er 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf seinen Rath, und Italien ging verloren. Der König stellte ihn darauf an die Spitze eines Armeecorps in Spanien unter Berwick. Allein er glaubte, daß man ihn nicht gehörig unterstützt habe, und fand sich auch durch die Weigerung, seine Mätresse zur Hofdame der Königin zu ernennen, beleidigt. Als man nun in Spanien den Untergang des schwachen Philipps V. für wahrscheinlich hielt: so willigte er ein, daß eine Partei auf diesen Fall für seine Erhebung auf den spanischen Thron arbeiten sollte. Allein der Plan wurde verrathen; die Unterhändler des Herzogs wurden verhaftet, und man berathschlagte zu Versailles, ob man ihm nicht selbst den Prozeß machen müsse. Seine Feinde beschuldigten ihn, er habe Philipps V. Soldaten gegen ihren König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlangte daher die Hinrichtung des Herzogs; auch Frau von Maintenon hielt ihn für schuldig. Der Kanzler aber, und der Sohn des Dauphins, der tugendhafte Herzog von Bourgogne, welcher den Herzog von Orleans wegen seiner natürlichen Anmuth und aus Dankbarkeit liebte, weil dieser sich einmal für ihn und Fenelon mit Wärme gegen ihre Feinde erklärt hatte, sprachen so nachdrücklich für ihn, daß man ihm erlaubte, sich zu rechtfertigen. Hierauf erklärte ihn der König gegen Philipp V. für unschuldig. Alles sollte nur ein Spiel der Rache von der Mätresse des Herzogs gewesen sein, aus Verdruß, daß sie nicht Hofdame geworden. Seit dieser Zeit ward der Herzog unaufhörlich von Haß und Verläumdung verfolgt. Dadurch verlor er die letzte Achtung für Menschen, welche schlecht handelten und doch für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsstudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewissen Homberg, und als seine Gemahlin einmal von einer Kolik befallen wurde, hieß es gleich, der Herzog habe sie vergiften wollen. Sie genas wieder, und man schwieg. Als aber 1711 und 1712 der Dauphin, der Herzog von Bourgogne, dessen Gemahlin und ältester Sohn schnell hintereinander starben, und nur ein Wundarzt ein bösartiges Faulfieber und die Rötheln als natürliche Ursachen so plötzlicher Todesursachen ansah, wo die übrigen Aerzte Spuren von Vergiftung erkennen wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog, der mit Roués umgehe und Gifte koche, als den Mörder an. Selbst Frau von Maintenon erklärte sich in Gegenwart des Königs für diese Meinung. Nur zwei Glieder von der Familie des Dauphins blieben am Leben, der Herzog von Berry, Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, und der schwächliche Herzog von Anjou, der nachherige König, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, gerettet worden sein sollte. Am eifrigsten verbreitete der Herzog von Maine, Ludwigs natürlicher Sohn, das Gerücht von dieser Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt, und der Herzog kam in Gefahr, von dem Pöbel in Stücke gerissen zu werden. Da verlangte er von dem Könige, daß er ihn und seinen Chemiker in der Bastille vernehmen lassen sollte. Diese Erniedrigung mißfiel dem König; denn er fand es eben so würdig, als schicklich, des Herzogs Unschuld ohne Untersuchung anzuerkennen. Nicht so der Hof. Wo der Herzog hinkam, wich jeder vor ihm zurück. Dies kümmerte ihn jedoch wenig, und als Regent hatte er jede Beleidigung vergessen. Jetzt starb auch plötzlich der Herzog von Berry, und diesmal traf der Verdacht seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Orleans. Ih-

rem wilden Charakter nach konnte sie eine solche That begehen; man wußte, daß zwischen ihr und ihrem Vater eine schändliche Vertraulichkeit herrschte; Grund genug, um diesen für den Mitschuldigen zu halten. Doch machte der Vorfall wenig Eindruck. Der stumpfsinnige König mochte nichts wissen, und der Hof fürchtete die Rache des Herzogs, wenn er zur Gewalt kommen sollte. Damals unterschrieb Ludwig XIV. das Edict, worin er dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouse, seinen natürlichen Söhnen, das Erbfolgerecht zusicherte. Doch wollte er den Herzog von Orleans, dem als erstem Prinzen von Geblüte die Regentschaft gebührte, nicht ausschließen, und ernannte deshalb in seinem Testamente einen Regentschaftsrath, in welchem der Regent zwar den Vorsitz führen, aber kein andres Vorrecht, als bei gleichen Stimmen die entscheidende haben sollte. Die Person des unmündigen Königs und sein ganzer Hof- und Militärstaat sollten unter der Aufsicht des Herzogs von Maine stehen. Aber schon in der letzten Krankheit des Königs war die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog immer reger geworden, je mehr sich der Tod Ludewigs XIV. näherte. Auch die Nation haßte ihn nicht mehr, und das Militär trat entschieden auf seine Seite. Dasselbe geschah von dem Parlamente, den Herzögen und Pärs, die durch den, jenen Bastarden ertheilten Vorzug beleidigt waren. Mehrere der angesehensten Männer boten dem Herzog insgeheim ihre Dienste an. Für ½ Million Livres erklärte sich der Herzog von Guiche im Namen des Garderegiments für ihn. Kurz alle Maßregeln waren genommen, um der Einrede des Herzogs von Orleans gegen die Gültigkeit des Testaments am Tage der Eröffnung (2. Sept. 1715), 24 Stunden nach dem Tode des Königs, Nachdruck zu geben. Also wurde nach kurzem Widerspruche von Seiten des Herzogs von Maine, die dem Letztern übertragne Vormundschaft für ungültig erklärt und dem Herzoge von Orleans die höchste Gewalt zugesichert. Hierauf versprach der neue Regent, die Regierung nach einem Plane einzurichten, den er unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne gefunden habe, und kehrte sodann unter dem Jubel des Volks nach seinem Palaste zurück. Den 12. Sept. ließ er den fünfjährigen Ludewig XV., zu dessen Füßen die Gouvernante saß, ein Lit de Justice halten, wo der Kanzler Voisin, der das Testament geschrieben hatte, die Vernichtung desselben feierlich aussprach. Einer der ersten Schritte seiner Regentschaft war, daß er die Bürgerlichen (la roture) von allen obern Staatsämtern ausschloß. Die Besetzung der verschiednen Conseils erfolgte nach persönlichen Rücksichten, und bald erhob der Regent seinen alten Lehrer Dubois, den man nur den Abbé Friponneau (Schuftchen) nannte, ohne die Bitten seiner Mutter zu achten, zum Staatsrathe; doch sagte er ihm vertraulich: „Aber ein bischen Rechtlichkeit, Abbé, ich bitte darum!“ Dubois hatte bald Gelegenheit sich verdient zu machen. Frankreich stand seit dem utrechter Frieden allein in Europa. Die Handlung des Regenten waren dem Könige von England verdächtig; die Holländer trauten dem französischen Systeme noch weniger, und näherten sich daher dem österreichischen Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in keinem guten Vernehmen stand; mit Spanien endlich war der Regent in persönlicher Feindschaft. Nur eine Allianz mit England konnte ihn sicher stellen, und nicht bloß diese vermittelte Dubois, sondern auch den Beitritt der Generalstaaten, wodurch die berühmte Tripelallianz im Haag (4. Jan. 1717) zu Stande kam, welche des spanischen Ministers Alberoni Plane vereitelte, und die Politik

des französischen und spanischen Hauses Bourbon gänzlich trennte. Trotz dem brachte der gewandte Mann, der dafür zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben worden war, späterhin eine Doppelheirath zwischen dem Könige Ludwig XV. mit einer Infantin, und zwischen dem Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Chartres zu Stande. Daß unter dem Regenten Law's Finanzsystem (s. Law) für Frankreich so verderblich wurde, lag in der Art und Weise, wie man es ausführte und in dem Leichtsinn des Regenten, der durch jenes System eine volle Goldgrube für seine Mätressen und Günstlinge gefunden zu haben wähnte. Durch Herabsetzen des Metallwerthes suchte er vergebens die Bankzettel und Staatspapiere in ihrem Nennwerthe zu erhalten; endlich erließ er (24. Febr. 1720) das tyrannische Gesetz, daß Niemand mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt, noch ungemünzt, bei Strafe von 10,000 Livres, bei sich haben sollte. So verschwand mit einem Male Treue und Glaube, und der erste Keim der in unsern Zeiten erfolgten Revolution war gelegt. Wie leichtsinnig der Regent bei einem Unglück, das er selbst verschuldet hatte, dachte, beweist die Antwort, welche er damals dem abgedankten Prévôt des marchands, Trubaine, auf seine Klagen gab: „Sie sind ein viel zu ehrlicher Mann für uns!" Uebrigens ließ der Regent, da er jede Anstrengung scheute, die Minister machen, was sie wollten, daher die Politik seines Hofes immer schwankender wurde. Den legitimirten Söhnen Ludewigs XIV. ließ er ihr Recht zur Erbfolge, und den Vorzug, sich Prinzen vom Geblüte zu nennen, abspre-chen. Aus Rache wegen dieses Gewaltschritts verband sich die Gemahlin des Herzogs von Maine mit dem spanischen Gesandten Cellamare (s. d. Art.), um dem Regenten die Obergewalt zu entreißen; aber er verzieh ihr, weniger aus Großmuth, als im Gefühle seines Unrechts. Doch mußten vier ihrer Mitverschwornen auf dem Blutgerüste sterben. Der Präsident des Parlaments, de Mesmes, betheuerte dem Regenten seine Unschuld an der Verschwörung, allein der Prinz bewies ihm das Gegentheil durch einen Brief, und verzieh ihm, weil er jetzt auf seinen unbedingten Gehorsam rechnen durfte. Sonst wurde das Recht streng und parteilos verwaltet. Ein Graf Horn sollte wegen eines, an einem Wechsler begangnen Mordes lebendig gerädert werden. Die Familie und die Hofleute stellten dem Regenten vor, der Graf sei mit den vornehmsten Häusern, ja selbst mit ihm verwandt. „Meine Herren, erwiderte der Prinz, die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Bestrafung, und was mich betrifft, so will ich die Schande mit Ihnen theilen." Endlich legte er die Regentschaft am 15. Febr. 1723 in des jungen Königs Hände nieder, den er nach und nach auf eine gefällige Weise mit den Geschäften bekannt gemacht hatte, und überließ sich von nun an ungestört den wildesten Ausschweifungen. Doch nahm er nach Dubois Tode (Aug. 1723) die Stelle eines Premierministers an, und verstattete seinen Günstlingen (Roués) keinen Einfluß in die Geschäfte; selbst im wildesten Taumel entfiel ihm nie ein Staatsgeheimniß. Schon faßte man von ihm gute Hoffnungen, als er in seinem funfzigsten Jahre, 25. Dec. 1723, am Schlagflusse, einer Folge seiner Unmäßigkeit, starb. Ueber sein Leben geben außer den Mémoires des Herzogs von St. Simon, besonders die Mémoires secrets et Correspondance inédite du Card. Dubois, par Mr. de Sevelinges (Paris, II Vols. 1815. 8.) vielen Aufschluß, sie berichtigten zugleich Manches, was in der Schrift: La vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France etc., par Mr. L. M. D. M.

Londres 1786. 2. Vols. (welche man dem Jesuiten la Motte zuschreibt) gesagt wird. K.

Orleans (Louis Joseph Philipp, Herzog von) Urenkel des Vorigen, und gleich ihm durch Ausschweifungen berüchtigt, geb. 1747, hieß Herzog von Chartres bis 1787, wo sein Vater starb. Eine gemeine Natur, aufgedunsen von den Gelüsten einer verbrecherischen Zeit, schwamm dieser Mensch, getragen von der Woge der Revolution, dem Strome nach, bis dieser ihn verschlang. In der Jugend war sein Ruhm die höchste Sittenlosigkeit. Er soll absichtlich seinen Schwager, den Prinzen von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthièvre, in seine Ausschweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet haben, um sein Vermögen zu erben. Seine Gemahlin, Louise Marie Adelaide von Penthièvre (geb. 1753), glich an Tugend und Frömmigkeit ihrem Vater. Orleans machte sie unglücklich. Sie wandte dagegen ihre ganze Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne, die, wenn die jetzt regierende Linie Bourbon ausstirbt, dem Throne die nächsten sind. Die Natur hatte viel für den Herzog von Orleans gethan, das Glück noch mehr; er war unermeßlich reich. Von mehr als mittler Größe, gefiel er durch seine Gestalt und angenehme Gesichtsbildung; aber seine Ausschweifungen hatten sein Gesicht mit bösartigen Blattern bedeckt. Er war geschickt in körperlichen Uebungen, nicht ohne Verstand, aber unwissend und leichtgläubig; ein gutmüthiger Schwächling ohne eignen Willen, außer wo ihn Leidenschaften reizten. Nachdem er allen Sinnenkitzel bis zur Sättigung genossen, fand er in der Revolution neue Spannung für seine abgestumpften Nerven, und in der Befriedigung der Rache ein neues wollüstiges Gefühl. Sein öffentliches Leben war durchaus das Werk der Umstände. Durch seine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er 1778 eine Abtheilung der Flotte gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Ouessant, an. Aber seine Abtheilung stand im Hintertreffen, und man warf ihm Feigheit vor, so daß er, statt Großadmiral zu werden, die Stelle eines Generaloberſten der Husaren erhielt; Stoff genug zu Epigrammen! Seitdem fing er an Ludewig XVI. zu hassen. Als er einige Jahre darauf in einem Luftballon aufstieg, sagten die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen seiner Feigheit machen wollen. Indeß war er nicht ohne Ehrgeiz. Daher suchte und erhielt er die Stelle eines Großmeisters aller Freimaurerlogen in Frankreich; daher trat er 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, auf die Seite des Volks und widersetzte sich in der königlichen Sitzung vom 19. Nov. dem Könige; er ward deswegen verwiesen, vom Volke aber verehrt. Denn er kaufte Korn auf, um es den Armen wohlfeil oder unentgeldlich abzulassen. Er ließ im Winter 1788 und 1789 Zimmer für die Armen heizen, sie speisen und Geld unter sie vertheilen. Um dem Volke zu gefallen, war er persönlich bei der Plündrung der Papiermanufaktur zu Reveillon zugegen, und ließ sich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der ersten Nationalversammlung ernennen. Bald trat er ganz auf die Seite des dritten Standes. Er nahm an geheimen Zusammenkünften Theil, wo ihn listige Parteihäupter mit der Aussicht kirrten, Generallieutenant des Königreichs zu werden. Hätte er Muth gehabt, so würde er an die Spitze des Volks getreten sein. Kaum vermochte er den 12. Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, das Wort hervorzubringen: „Es gibt nur ein Mittel: greift zu den Waffen!“ Eiligst zog er sich in den Palast zurück. Seitdem brauchten ihn seine Anhänger

nur für ihre Zwecke, doch schmeichelten sie seiner Ehrsucht so lange, als es ihnen nöthig schien. Von ihnen verleitet bestach er das Regiment der französischen Garden. Er ließ Schmähschriften gegen die Königin vertheilen, die er mit dem giftigsten Hasse verfolgte; dafür trug der Pöbel seine Büste im Triumphe durch die Stadt. Welchen Antheil er seitdem an allen Ausbrüchen des wilden Jacobinismus genommen, kann nicht mit Bestimmtheit gezeigt werden, allein die Spur der orleanischen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelsten Windungen der Revolutionsgräuel hin. Doch hatte er nicht Kühnheit genug, rasch nach der Krone zu greifen. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5. und 6. Oct., als dessen Haupturheber alle Aussagen den Herzog einstimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deshalb mit gerichtlicher Untersuchung, und der erschrockne Orleans ging mit Erlaubniß des Königs nach England. Nach acht Monaten kam er zurück, leistete den Bürgereid und die Nationalversammlung sprach ihn von jeder Anklage frei. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentschaft, im Falle sie ihm angetragen werden sollte, Verzicht leiste. Er beschäftigte sich damals mit Aufkäufen von Getreide und Zucker; daher verließen ihn die meisten seiner Anhänger. Jetzt riethen die Minister zu einer Aussöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt, und der Minister Bertrand von Moleville leitete eine Unterredung ein, die der König mit Orleans hatte. Aber unglücklicher Weise wußten die Hofleute nichts von dieser Annäherung. Sie behandelten daher, vom blinden Royalismus bethört, den Herzog, als er wenige Tage nachher (Jan. 1792) bei Hofe erschien, mit der beleidigendsten Verachtung, und beim Hinabsteigen von der Treppe wurde, wie Bertrand de Moleville in seinen Mémoires erzählt, sogar auf ihn gespien. Dies brachte ihn in Wuth, und er trat als der unversöhnlichste Feind des Königs und der Königin zur Revolutionspartei. Der Hof schlug ihm daher sein Gesuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber er bei der Nationalversammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schreckenstage vom 20. Juni und 10. August 1792, an denen Orleans wol Theil haben mochte, ob er gleich einsehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei, als die seinige, ihn selbst mit sich fortriß. Er ward hierauf nebst Marat, Robespierre und Danton, zum Abgeordneten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt. Um dieser Gesellschaft würdig zu sein, ließ er sich den 15. Sept. 1792 von der Gemeine von Paris den Namen Egalité beilegen; auch erklärte er im Dec. durch den Druck, daß er auf sein Thronfolgerecht verzichte. Seine Verbindung mit den Maratisten aber machte ihn der Girondepartei verdächtig. Diese gab vor, die Municipalität von Paris habe die Absicht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen, und verlangte, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs foderte, daß Philipp von Orleans und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden mußten. Das Betragen des Herzogs in dem Prozesse des Königs, wo er mit herzloser Kälte für die Hinrichtung seines Vetters stimmte, empörte selbst einen Theil der Jacobiner, und erregte lautes Murren in der Versammlung. Bei der Hinrichtung war er zugegen, und fuhr hierauf nach Rainey, um diesen Tag durch eine Orgie zu feiern. Am darauf folgenden 9. März besuchten ihn Danton, Robespierre, Marat u. A., um Geld zu einer Volksbewegung, die sie zu seinen Gunsten veranstalten wollten, von ihm zu empfangen; allein Orleans hatte nicht allein seine Schätze vergeudet, es fehlte ihm auch in dem ent-

scheidenden Augenblicke der Muth, auf das Rathhaus zu gehen und seine Rolle auszuführen. Nun gaben ihn selbst Robespierre und Danton auf, die ihn wegen seiner vormaligen Gunst beim Pöbel schon längst heimlich gehaßt, und ihn nur wegen seines Reichthums noch eine Zeitlang geschont hatten. Sie ließen ihn aus der Liste der Jacobiner streichen, und bald gab die Entweichung seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, der den General Dümouriez auf seiner Flucht begleitet hatte, einen Vorwand, auch ihn zu stürzen. Durch einen Beschluß des Convents ward die Verhaftung sämmtlicher Bourbons, und zwei Tage später ihre Entfernung nach Marseille, mit einziger Ausnahme der königl. Familie, die im Tempel verblieb, angeordnet. Vergebens flehte Orleans den Convent und seine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umsonst berief er sich auf sein „Verdienst, für den Tod des Königs gestimmt zu haben!!" Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem so verächtlichen Menschen zum Vorwurfe. Er ward daher nebst seiner Familie in die Gefängnisse von Marseille gebracht. Hier lebte er in solcher Völlerei, daß der Prinz von Conti den Convent schriftlich ersuchte, ihn von seinem Mitgefangenen zu trennen, dessen Nähe ihm eine härtere Strafe dünke, als der Tod. Der Convent nahm auf diese Bitte (9. Apr.) keine Rücksicht. Als hierauf das Criminalgericht der Rhonemündungen den gefangnen Philipp Egalité für unschuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausschluß dessen Freilassung, und ließ ihn nach Paris bringen, wo er den 6. Nov. früh um 4 Uhr sich vor dem Revolutionstribunale mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beschuldigte ihn der Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik; aber seine Hauptverbrechen waren sein Vermögen und sein königliches Blut; weshalb man ihn nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte. Er hörte das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an, und starb denselben Tag (6. Nov. 1793) um 5 Uhr Abends; doch erblaßte er, als er dem Blutgerüste sich näherte. Unter Verwünschungen rief das Volk ihm zu: **Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la Guillotine.** Seine beiden jüngern Söhne wurden im November 1796 von Marseille nach Philadelphia gebracht. Seine, den 22. Juli 1792 von ihm geschiedne Gemahlin wurde im Sept. 1795 in Freiheit gesetzt, erhielt aber erst 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18. Fructidor ward ihre Deportation beschlossen; sie begab sich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Franken verabfolgen ließ. Nach der Restauration Ludewigs XVIII. kam sie 1814 wieder nach Paris, und blieb, durch Krankheit zurückgehalten, daselbst, als Buonaparte sich im März 1815 des Thrones von Frankreich zum zweiten Male bemächtigte. Sie starb bald nachher. Ihr und des Obigen einzig noch lebender Sohn ist

Orleans (Louis Philipp, Herzog von), erster Prinz von Geblüte, geb. 1773, erzogen von seiner trefflichen Mutter und von der Frau von Genlis, vor der Revolution Herzog von Chartres genannt. Er verließ Frankreich, nachdem ein Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, in Gemeinschaft mit Dümouriez, bei dessen Heer er diente, im J. 1793, und ging mit 100 Louisd'or, seiner ganzen Baarschaft, von Mons aus in die Schweiz. Um seine Familie von aller Verantwortlichkeit wegen seiner Auswanderung zu befreien, und sich selbst jeder Verfolgung zu entziehen, verbarg er sich unter einem angenommnen Namen in einem einsamen Thale der hohen Alpen, fern von der

Heerstraße und besuchten Gegenden. Er hatte seiner Schwester das wenige, ihm noch übrige Geld zurückgelassen; daher litt er vier Monate lang die größten Entbehrungen. Alle Sonn- und Festtage gab er nicht mehr als etwa 8 Groschen aus, um sich und seinen alten Diener, der ihn nicht verlassen wollte, zu beköstigen. Als er nur noch einen Louisd'or hatte, suchte und erhielt er die Professur der Geometrie an einem Collegium in Graubünden. Hier blieb er sechs Monate, ohne daß ihn Jemand kannte, und erwarb sich die Achtung seiner Mitlehrer in so hohem Grade, daß ein Herr von Salis, der ihn vorher als Herzog von Orleans hatte verfolgen müssen, von der Geschicklichkeit des jungen Professors eingenommen, ihm die Stelle eines Hofmeisters bei seinen Kindern antrug. Allein der Herzog lehnte dies ab und fuhr fort, in seinem Collegium die Geometrie zu lehren. Erst nach Robespierre's Tode, als er nicht mehr wegen seiner Mutter und Geschwister in Sorgen war, verließ er seinen Zufluchtsort und entdeckte sich einigen alten Freunden; doch lebte er noch eine Zeitlang in einer kleinen Schweizerstadt einfach und unerkannt. Späterhin begab er sich nach Hamburg, und war entschlossen, nach Nordamerika zu gehn. In der Folge lebte er, als Herzog von Orleans, in England und zu Palermo in Sicilien. Hier vermählte er sich, 1809 mit Amalie, König Ferdinands von Sicilien Tochter, die ihm zahlreiche Nachkommen geboren hat. Nach der Restauration kam er mit seiner Familie von Palermo nach Paris. Bei Napoleons Einfall im März 1815, begab er sich nach England und lebte zu Twickenham. Er blieb daselbst, weil die Gunst einer Partei in Frankreich zwischen ihm und den Prinzen des königlichen Hauses eine Spannung veranlaßt hatte. Allein sein durchaus tadelfreies Verhalten mußte ihm die Achtung des Königs sichern, und er kehrte im J. 1816 nach Paris zurück, wo er im sogenannten Palais Royal, oder auf seinem Landsitze Neuilly wohnt, und Generaloberster der Husaren, auch Großkreuz der Ehrenlegion (seit 1816) ist.

Orlow oder Orlof. In der russischen Geschichte sind mehrere Männer dieses Namens berühmt geworden. Die Familie Orlow gehört zu den altadeligen Geschlechtern Rußlands. Ein gewisser Gregor Orlow war unter Peter I. Oberstlieutnant der Strelitzen, und hinterließ fünf Söhne, unter denen wir des zweiten und dritten weitläufiger erwähnen wollen. Gregorej Orlow kam nebst seinen beiden ältesten Brüdern in das Landcadettencorps, trat sodann in ein Garderegiment zu Fuß, ward aber bald Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Schuwalow. Er lebte mit seinen Brüdern ausschweifend und verschwenderisch, und wußte sich, als sein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andre Kunstgriffe zu helfen. Im siebenjährigen Kriege ward er mit dem, zum Gefangnen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, und hier zufällig von der Großfürstin Katharina gesehen, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fesselte ihr Herz, und bald entspann sich ein Verständniß. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiserin ihrem Günstlinge mittheilte, ward von diesem mit Feuer ergriffen. Er zog seine Brüder, die eben so ehrgeizig, als er waren, in's Geheimniß, und sie übernahmen es hauptsächlich, die Garden zu gewinnen; er aber erhielt auf der Kaiserin Empfehlung die Zahlmeisterstelle bei der Artillerie, und dadurch bedeutende Geldsummen zu seiner Verfügung. Als man sich genöthigt sah, die Revolution früher, als beschlossen, auszuführen, blieb Gregor, während sein Bruder Alexis

die Kaiserin von Peterhof abholte, in der Stadt, spielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewissen Persiliew, der von Peter den Auftrag hatte, Catharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erst gegen Morgen, als er nicht mehr schädlich werden konnte. Darauf ging er zu den Garden, fuhr dann der Kaiserin entgegen, und kündigte ihr an, daß alles bereit sei. Die Revolution hatte den erwünschten Erfolg. Orlow ward von nun an als erklärter Liebling der Kaiserin angesehen. Bei der Cour im Sommergartenpalast saß er neben dem Throne und gleich darauf bezog er seine Wohnung im Winterpalast, ganz in der Nähe der neuen Monarchin. Dies geschah noch bei Peters Lebzeiten. Nach des Kaisers Tode empfing er den Kammerherrnschlüssel und den Alexander-Newskiorden. Die Grafenwürde für ihn und seine Brüder, und höhere Ehrenstellen folgten bald nach. Endlich ward er Generalfeldzeugmeister und Ritter des Andreas-Ordens, so wie verschiedner fremder Orden. Er war lange der Einzige, der das Porträt seiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren seine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiserliche Titel, und auch diesen würde er durch die Ränke des alten Reichsvicekanzlers Bestuschew, mit Catharinens Hand empfangen haben, wenn nicht die Grafen Rasumoffski, Woronzow und Panin entgegengewirkt hätten. Als Orlow sah, daß er Rußlands Thron nicht besteigen konnte, richtete er seine Blicke auf das kaspische Meer, wo er ein Königreich Astrachan stiften wollte, später auf das alte Griechenland, und trug wesentlich dazu bei, daß die russische Politik ihr Streben nach dieser Seite hin richtete. Aber Orlows rohes und rücksichtloses Betragen war nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Ihre Zuneigung erkaltete und seine Nähe fing ihr an, lästig zu werden. Catharina überredete ihn daher, als 1771 die Pest 150,000 Menschen in Moskau hinraffte, persönlich Anstalten gegen das Uebel zu treffen und sich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orlow ging dahin, und ward bei seiner Rückkehr mit scheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen und eine Medaille, auf welcher er, ein zweiter Curtius, sich in den Pfuhl stürzt, verherrlichten das Andenken seines Verdienstes. Ihn jedoch auf's neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiserin, nach Fockschani in der Wallachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. Orlow erschien hier mit kaiserlicher Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fockschani erfuhr er, daß die Kaiserin sich einen neuen Günstling gewählt habe. Wüthend machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Ein Vierteljahr lebte er hier unter unaufhörlichen Ausbrüchen seines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiserin gelang, ihn durch Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Eben so fruchtlos waren Drohungen. Die Kaiserin, die nicht ohne Furcht vor seiner Rache war, schrieb endlich selbst an ihn, überschickte ihm das Fürstendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalte zu wählen. Orlow ging nach Zarskoe-Selo, und lebte hier mit der Pracht eines Kaisers. Aber im Dec. 1772 überraschte er Catharinen in Petersburg. Beide söhnten sich mit einander aus. Orlow blieb den Winter über in Petersburg und trat in seine vorigen Verhältnisse zurück. Die Kaiserin machte ihm unter andern den prächtigen Marmorpalast zum Geschenke. Fürst Orlow schenkte ihr

dagegen den berühmten großen Brillanten und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Dennoch ward er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Von hier ging er auf Reisen, besuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Hier fand er Potemkin in der Gunst der Kaiserin, begab sich nach Moskau und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg, und fand sich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit seiner Gemahlin auf Reisen, hatte aber zu Lausanne das Unglück, sie zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und sogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm viele Feinde gemacht. Periodische Anfälle von Wahnsinn befielen ihn und endigten im April 1783 sein Leben unter den schrecklichsten Qualen. Er hatte mehr Verstand, als Kenntnisse, war mehr leichtsinnig, als boshaft, mehr verschwendrisch, als gutthätig, dabei entschlossen und muthig und bewies in den letzten Lebensjahren die strengste Rechtschaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. Alexis Orlow, der dritte Bruder, genoß mit den beiden ältern gleiche Erziehung, und trat ebenfalls als Unteroffizier unter die Garde. Bei der Revolution im J. 1762 bewies er von allen seinen Brüdern vielleicht die meiste Kühnheit, wie er denn auch durch eine Riesenstärke sich auszeichnete. Als die Verschwornen in der Nacht vor dem entscheidenden Tage die Rollen unter sich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikow die Kaiserin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur bestimmten Zeit hin, ließ die Kaiserin ein schlechtes Fuhrwerk besteigen und nahm selbst als Kutscher die Zügel. Sobald sie im Quartiere der ismailowschen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man sich der sämmtlichen Garden versichert hatte, fuhr die Kaiserin in demselben Wagen nach der kasanschen Kirche. Alexis schwang sich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiserin bei der Kirche ankam, rief er sie daselbst zur Monarchin von Rußland aus. Peters III. Tod wurde beschlossen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Mopsa, einem Landsitze des Grafen Rasumoffsky, woselbst der unglückliche Kaiser gefangen saß, und überbrachte dann der Kaiserin die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Man beschuldigte ihn, daß er es übernommen habe, den Gefangnen zu erdrosseln. Reichlich belohnt, weihte er sich mit Eifer dem Dienste seiner Gebieterin, aber Catharinens glänzender Hof gab seinem Ehrgeize keine Befriedigung. Der erste Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, sich Ruhm zu erwerben. Orlow war Generallieutenant, Generaladjutant der Kaiserin, Lieutenant der Chevaliergarde, Oberstlieutnant der Garde Preobratschenski und Ritter der russischen Orden; er konnte folglich keine untergeordnete Rolle übernehmen, zum Oberfehle über ein Landheer aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiserin den Operationsplan einer Flotte in den Gewässern des Archipelagus. Der Plan wurde genehmigt und Alexis 1768 zum Generaladmiral der ganzen russischen Flotte in Archipelagus mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung dieser prächtigen Rüstung war der Angriff auf die türkische Flotte bei Tschesme und ihre Verbrennung, wofür er den Beinamen Tschesmenskoi (der Tschesmier) erhielt. Orlow war noch bei der Flotte, als sein Bruder die Gunst der Kaiserin verlor. Letztre, die seinen unternehmenden Geist kannte, schickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlassen. Orlow besuchte Italien; damals täuschte er zu Livor-

no die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Elisabeth und ließ sie nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendste Empfang zu Theil. Alle Künste mußten wetteifern, seine Siege zu verkündigen und zu verewigen. In Zarskoe-Selo wurde ihm eins der schönsten Denkmäler errichtet. Ueberdies verlieh ihm die Kaiserin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel sich Orlow am Hofe nicht und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als sein Bruder Gregor starb, gab die Kaiserin ihr Porträt, daß derselbe getragen hatte, dem Grafen Alexis; ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. Im Sommer 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thronbesteigungsfeste in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron bestieg. Dieser beschied ihn nach Petersburg, und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn und Baratinski, die einzig noch Ueberlebenden unter denjenigen, die man Peters Mörder genannt hatte, zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskikloster, von dort an den kaiserl. Winterpalast, und von da bis in die Festung das Bahrtuch zu tragen. Gleich darauf mußte er wieder abreisen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch sich dort krönen ließ. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, zu reisen und ging nach Deutschland. Erst nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück, und starb zu Moskau im Jan. 1808. Er war verheirathet und hinterließ eine Tochter und einen natürlichen, aber legitimirten Sohn, dem er seinen Beinamen Tschesmenskoi gab.

Ormuzd, s. **Ahriman**.

Ornithologie, die Naturgeschichte der Vögel, s. **Vögel**.

Orographie, Gebirgsbeschreibung, heißt derjenige Theil der physikalischen Erdbeschreibung, welcher von den Bergen und Gebirgen handelt. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Orologie oder Geognosie (der Lehre von den Gebirgsarten, Gebirgskunde s. **Geognosie** und **Geologie**). Sie liefert 1. eine allgemeine Erklärung und Eintheilung der Gebirge (s. d. Art. **Berge**), und handelt 2. von dem Zusammenhange der Gebirge. Betrachtet man nun die Berge und Gebirge einzeln, so hat man zu berücksichtigen 3. ihre Höhe und endlich 4. ihre Besonderheiten. dd.

Oronoco oder **Orinoco**, einer der größten südamerikanischen Ströme, welcher besonders die Generalcapitanie Carracas durchfließt. Sein östlicher Hauptarm kommt aus dem großen Sumpfe oder See Parima und wendet sich anfangs gegen Westen. Er hat aber auch noch einen andern Hauptarm, der unter dem 5° der nördlichen Breite im Gebirge Ibirinoco entspringt. Nach dem Einflusse des Guaviare wird sein Lauf östlich, mit einem Arm, dem Rio negro, fällt er in den Amazonenfluß, und mit dem andern, dem Hauptstrome Orinoco, in 49 Mündungen, der Insel Trinidad gegenüber, in das atlantische Meer. Sein Lauf beträgt 370 Meilen. Gewöhnlich fließt er ¾ Meilen breit, hat mehrere Untiefen und große Wasserfälle und bei seinem Ausflusse viele Inseln, Sandbänke und Klippen, welche die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Er strömt sehr schnell, und wächst regelmäßig vom April bis September. Während der Regenzeit richtet er große Ueberschwemmungen an, so daß er nicht selten eine Breite von 25 Meilen hat, 500 Fuß tief ist und so langsam fließt, daß man auf einem großen See zu fahren glaubt. Sein heftiges Ausströmen zum Ozean zur Zeit der Ebbe empfinden die Schiffer auf 60 Meilen in offner See.

Von Manchen wird er auch Paria, von dem öſtlichen Diſtricte Paria in Neu-Andaluſien, an welchem er hinfließt, genannt. Zu ſeinen vorzüglichſten Nebenflüſſen gehören, außer dem Guaviare, der Meta, Apure und Caroni. Indem der Orinoco durch den Caſſiaquari und Rio negro mit dem Amazonenfluſſe in Verbindung ſteht, bilden beide Flüſſe eine große Binneninſel, welche Guiana und einen Theil von Braſilien in ſich faßt.

Orpheus, ein weiſſagender Barde der Griechen (etwa 40 Jahre vor dem trojaniſchen Kriege) nach der gewöhnlichen Sage der Sohn der Muſe Kalliope und des thraziſchen Stromgotts Oeagrus, nach Andern des Apoll. Sammt dem Thamyris und Herkules war er von dem jüngern Linus unterrichtet worden. Sein ſüßer Geſang und ſeine ſiebenſaitige Leier zogen ihm, wie die Sage erzählt, Felſen und Bäume nach, bezähmten die wildeſten Thiere der Bergwälder und bändigten Ungewitter und Meerſtürme. Dichter nennen ihn König von Thrazien, die Geſchichtſchreiber ſchweigen davon. Die, unter ſeinem Namen noch vorhandne, unſtreitig aber ſpätere, Argonautik nennt ihn Beherrſcher der herdenreichen Cikonen. Dorthin ſetzt auch Ovid die Hochzeitfeier deſſelben mit Eurydice oder Agriope (ſ. Eurydice). Nach dem Verluſte der geliebten Gattin ſchweifte er troſtlos umher. Als er einſt von ſeinem Irren heimkehrte, wurden die cikoniſchen Weiber, die durch ſeine Trauer ſich verſchmäht fühlten, bei einer ſchwärmenden Bacchusfeier ſo erbittert, daß ſie den unbezwingbaren Jüngling in der Wuth zerriſſen. Nach der Argonautik hingegen hatte Orpheus ſchon ein ehrwürdiges Alter, als er mit den Argonauten den Zug nach Kolchis machte. Früher beſuchte er mehrere andre Länder, vornehmlich Aegypten. Mit Kenntniſſen bereichert, kehrte er von dort zurück, und wurde der Stifter der Myſterien in Griechenland, vermehrte und berichtigte die Götterlehre, und führte eine beſondre, die Reinheit befördernde (orphiſche) Lebensweiſe ein. Von ſeinen Werken ſprechen durchgängig die Alten, und Jamblich bezeugt, daß er ſich des doriſchen Dialekts bedient habe. Dennoch bleibt es glaublicher, daß Orpheus nicht eigentlich geſchrieben, ſondern daß ſeine Ideen, Lehren und Fabeln, in Form von Gedichten verfaßt, nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt worden ſind. Sehr früh ſchon waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland im Umlauf und wenn ſie auch untergeſchoben waren: ſo beweiſt es doch im Allgemeinen den alten Glauben an orphiſche Gedichte, der ſich am Ende wol auf Wahrheit ſtützen mußte. Man zweifelte aber auch ſchon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandnen orphiſchen Werke, und wahrſcheinlich war ſchon zu Ariſtoteles Zeiten keins derſelben ganz echt, vielleicht aber enthielten ſie Bruchſtücke alter orphiſcher Lehre. Wir beſitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik (herausgegeben von Schneider, Jena 1803; deutſch von Voß, 1806), Hymnen oder Weihungslieder, ein Werk von den Kräften der Steine, wahrſcheinlich aus dem 4. Jahrh. nach Chr. (herausgegeben von Tyrwhitt, London 1781. 8.) und mehrere Bruchſtücke. Die beſte Ausgabe der Werke iſt von Hermann, Leipzig 1805. 8. Orphika, Gedichte, welche dem Orpheus beigelegt werden.

Orrery, ſ. Planetarium.

Orſini, eines der berühmteſten und älteſten Fürſtenhäuſer Italiens, welches vormals in Ungarn ſehr bedeutende Herrſchaften beſaß. Schon im 11. Jahrh. glänzte es unter dem römiſchen Adel, und wiewol das mächtige Geſchlecht Colonna ihm entgegen ſtrebte: ſo behauptete es

doch sein Ansehn unter dem Schutze einiger Päpste, die aus demselben stammten. Als ältester bekannter Stammvater wird Joh. Cajetan genannt, dessen Nachkomme, Matthäus Rubens, drei Söhne hatte, welche drei Linien gestiftet haben, von denen nur die letzte, Orsini-Gravina, noch vorhanden ist, welche von Napoleon Orsini, dem jüngsten Sohne des Matthäus, herstammt. Franz Orsini, von dem gedachten Napoleon abstammend, wurde 1417 zum ersten Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitanischen Landschaft Bari, ernannt. Sein Sohn, Jacob, erlangte den herzogl. Titel. Der elfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat 1667 das Herzogthum Gravina an seinen Bruder Dominicus ab, und wurde 1724, zum Papste erwählt. Er regierte unter dem Namen Benedict XIII. bis 1730, da abermals ein Orsini (Clemens XII.) die dreifache Krone erhielt. Dieser erhob den Brudersson Benedicts XIII., Fürsten Beroald Orsini, zum Fürsten des päpstl. Stuhls, nachdem Kaiser Carl VI. ihm bereits 1724 die deutsche Reichsfürstenwürde ertheilt hatte. Der Wohnsitz der Familie ist meistentheils in Neapel und es stammt von ihr auch das fürstl.-reichsgräfl. Haus Rosenberg in Deutschland her, welches dem Namen Orsini seinen eigentlichen Namen Rosenberg vorsetzt. Das Geschlecht gab Italien mehrere ausgezeichnete Männer, unter welchen besonders Nicolas Orsini, und sein Vetter Lorenzo Orsini sich in dem Kriege Venedigs gegen die Ligue von Cambray berühmt machten. Jener erwarb sich besonders durch die Eroberung und tapfre Vertheidigung von Padua (1509) gegen Kaiser Maximilian I. großen Ruhm, und dieser war der erste, der italienisches Fußvolk bildete, das den furchtbaren Heerhaufen der Schweizer und Spanier Widerstand zu leisten vermochte. DH.

Orthodoxie. Orthodox wird derjenige genannt, der sich in Hinsicht der religiösen Ueberzeugung streng an den Lehrbegriff seiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit ist in den protestantischen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem sich die Meinung von dem Ansehn der symbolischen Bücher als kirchlicher Glaubensregel befindet, jetzt noch schwankender, als er es sonst war, und in der katholischen Kirche jemals werden kann. Die Billigsten und Liberalsten lassen schon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widersprechendes glaubt und lehrt. (Vergl. d. Art, Heterodox.) E.

Orthographie, s. Rechtschreibung.

Ortsbestimmung, Bestimmung der geographischen Länge und Breite (s. den Art.) eines Orts.

Orville (Jac. Phil. d'), ein berühmter Philolog, 1696 zu Amsterdam geboren, wohin sich seine Familie aus Frankreich begeben hatte. Er bereiste mehrere Länder von Europa, um die Bibliotheken und Kunstsammlungen zu sehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1736 zum Professor der Geschichte, der Beredtsamkeit und griechischen Sprache zu Amsterdam ernannt. Diesem Amte stand er mit großem Ruhme bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um sich ganz dem Studium und literarischen Arbeiten zu widmen. Unter diesen Beschäftigungen lebte er meistens auf seinem Landgute zu Harlem bis an seinen Tod, der 1751 zu Amsterdam erfolgte. In der Kritik und Geschichte hat er sich große Verdienste erworben und es erschien nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines Klassikers, woran er nicht einen ansehnlichen Antheil gehabt hätte. Man verdankt ihm die erste Ausgabe des Romans vom Chariton, den er mit einem reichhaltigen philologischen Commentar beglei-

tete (wieder neu gedruckt, Leipzig 1783). In Verbindung mit Burmann setzte er die, von einigen gelehrten Engländern angefangnen (Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores, 10 Bände) fort, denen er später allein noch vier Bände hinzufügte. Gegen Pauw schrieb er eine gelehrte Streitschrift, auch gab er seines gelehrten Bruders Gedichte, mit den seinigen vermehrt, unter dem Titel: Petri d'Orville ICti poëmata heraus. Seine Reisebeschreibung von Sicilien, worin er viele alte Denkmäler erläuterte, erschien nach seinem Tode: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus, Sec. 2 Bände, Fol. 1764.

Oryktognosie, ein Theil der Mineralogie (s. diesen Art.)

Oryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten, d. h. von dem Gestein, woraus ein Gebirg besteht (s. Bergart, Gebirgsart).

Oscilliren, Oscillation, so viel wie schwingen, Schwingung s. diesen Art.

Oeser (Adam Friedr.). Dieser verdienstvolle Künstler war 1717 zu Preßburg in Ungarn, von evangelischen Aeltern sächsischer Nation geboren, und widmete sich aus Neigung frühzeitig den bildenden Künsten. Sieben Jahre genoß er den Zeichenunterricht auf der Akademie zu Wien und gewann, 18 Jahr alt, durch sein Brandopfer Abrahams die goldne Prämie. Von Raphael Donner erhielt er Unterricht im Bossiren, so wie er auch seine Kenntniß des Kostums und der Antike diesem gelehrten Bildhauer verdankte. Indes entschied er sich schon damals für die Malerei, und ging 1739 nach Dresden, wo sich um dieselbe Zeit Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winckelmann sein vertrauter Freund. Oeser war es, der Winckelmann's erste Schritte bei seinem Studium der alten Kunst leitete. Er selbst machte indessen immer größere Fortschritte, namentlich in der Frescomalerei durch die Bekanntschaft mit Ludwig Sylvestre. Einem Rufe nach Petersburg zu folgen (1744), wurde er durch den Tod der Kaiserin Anna zurückgehalten. Während des siebenjährigen Kriegs hielt er sich meistens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende desselben ging er nach Leipzig und wurde, da er hier zu bleiben wünschte, zum Direktor der neuen Zeichnung-, Malerei- und Architekturakademie ernannt, nachdem er schon Professor der dresdner Kunstakademie und kurfürstl. sächsischer Hofmaler, aber ohne Gehalt, gewesen war. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich große Verdienste durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig besitzt mehrere seiner schönsten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemälde im Concertsaale und in der Nicolaikirche, deren innere Verschönerung hauptsächlich sein Werk ist. Verständige Erfindung und Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Komposition, skizzenhafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Gemälde, unter denen die allegorischen den ersten Platz verdienen. Von seiner Geschicklichkeit in der Bildhauerkunst geben seine Arbeiten, als die marmorne Statue Friedrich Augusts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Fußgestelle, die Esplanade in Leipzig nicht sonderlich ziert, ein Denkmal in der katholischen Kapelle daselbst, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Celle und das, von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig, die sämmtlich nach seiner Erfindung und seinen Modellen theils von ihm selbst, theils unter seiner Aufsicht von Andern ausgeführt worden, keinen vortheilhaften Begriff. Als Mensch, Staatsbürger und Freund war Oeser höchst ach-

tenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte seinen Geist und seine Thätigkeit nicht geschwächt, und noch wenige Tage vor seinem Tode, der den 18. März 1799 am Schlagflusse erfolgte, hatte er einen Christuskopf vollendet. Seine zahlreichen Werke haben Meusel und Rost verzeichnet; viele derselben sind auch durch Kupferstiche bekannt geworden. Seine beiden Söhne, die er ebenfalls zu Künstlern gebildet hatte, starben vor ihm.

Osiris, einer von den Hauptgöttern Aegyptens, Symbol der Sonne, des Sonnenjahrs, des Nils und der befruchtenden Kraft der Natur, der Dionysos der Griechen. Nach Einigen ward er, nebst vier andern Geschwistern, unter denen vorzüglich Isis merkwürdig ist, von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungesetzlich gezeugt, vermählte sich mit Isis (s. d. Artikel Isis), zeugte mit ihr den Horus und beherrschte mit ihr gemeinschaftlich Aegypten. Beide werden als vorzügliche Beförderer der Landeskultur gepriesen, und zwar wird ihnen zugeschrieben: Abschaffung der Menschenfresserei, Erfindung des Pfluges, des Ackerbaues überhaupt, Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, Obstzucht, vornämlich Weinbau, Gründung von Städten, Einführung der Gesetze, besonders des Eigenthumsrechts, ferner, in Verbindung mit Theut, Ausbildung der Rede, der Schrift und Musik, Kenntniß der Gestirne, des Sternenlaufs und des daraus hervorgehenden Gesetzes der Zeit, endlich Anstand im Gebrauche des Körpers. Nicht zufrieden, bloß Aegypten zu beglücken, brachte Osiris ein Heer zusammen, um auch außerhalb der Grenzen dieses Landes seine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte seinen Zweck ohne Waffen, bloß durch Ueberredung. Osiris wird im flammigen Gewande, mit Ochsenhörnern, oder mit einem Habichtskopfe, auch mit der Erdkugel, bisweilen auch als Bild der Sonne, auf einem Wagen sitzend, abgebildet.

Osmanisches Reich (türkisches Reich, die ottomanische oder die hohe Pforte). Die schönsten Länder der alten Welt, Thrazien und Griechenland, Kleinasien, Kolchis, Armenien, Mesopotamien, Syrien und Aegypten, nebst den Inseln des Archipelagus und dem gewürzreichen Arabien, deren Küstenhandel Asien und Afrika mit Europa, den Orient mit dem Occident verbindet, beherrscht ein, vor fünfhundert Jahren aus Tataren, Räubern, Sklaven und geraubten Christenkindern entstandnes Mischlingsvolk, die Türken oder Osmanen. Sie sind die einzigen Barbaren, welche gebildete Nationen unterjocht haben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, ohne Sprache, Glaube, Wissenschaft, Kunst und Sitte von ihnen anzunehmen. Dieses Volk, das durch Raub entstand und durch Eroberung emporwuchs, ist ein roher Fremdling geblieben in Europa und durfte, nun schon vier Jahrhunderte lang, den klassischen Boden von Athen, Sparta, Korinth und Theben, auf welchem vor dritthalbtausend Jahren die Selbstständigkeit unsers Welttheils, die Freiheit des gesetzlichen Bürgerthums und die edelste Bildung des geistigen Lebens erblühte, durch asiatischen Despotismus entweihen! Fast in der ganzen bekannten Welt hat der Europäer das Gesetz seiner Bildung und Macht gegründet; nur in der heiligen Heimath seines Glaubens und seiner Freiheit, seines Geistes und seines Ruhmes, am Jordan und am Ilyssus, in Palästina und Griechenland, duldet er die Schmach der Unterdrückung! Der Enkel des Leonidas, Themistokles und Epaminondas beugt seinen Nacken unter das Joch eines Scythen! Wie es gekommen, daß eine Räuberhorde aus den Steppen Hochasiens ihr Standlager in dem Vater-

lande des Homer, des Solon und des Perikles genommen hat, und wie sich diese Zwingburg, von Asien in Europa aufgerichtet, noch jetzt zu dem Staatengebäude europäischer Gesetzgebung verhält, kann hier nur mit Wenigem angedeutet werden. Erst seit der Mitte des 6. Jahrh. kennt die Geschichte den Namen der Türken. Dieser scythisch-tatarische Volksstamm hatte sich damals an den Ufern des Irtisch, am Fuße des altaischen Gebirgs, in Hochasiens Steppen-Wildniß gelagert, an den Grenzen von China und Persien, wo jetzt Kirgisen, Bucharen, Usbeken und Turkmanen seßhaft sind. Er führte Kriege mit den Sassaniden und Byzantinern, bald mit diesen, bald mit jenen im Bunde. Endlich wurde um die Mitte des 8. Jahrh. das östliche Gebiet der Türken von China abhängig, und ihr westliches von Persien, das die Araber unterjocht hatten. Sie nahmen jetzt den Islam an, und bald darauf errichtete aus ihnen der Kalif von Bagdad seine Leibwache. Nach und nach gab diese türkische Sklavenmiliz den Arabern die Heerführer und den Kalifen die Emir al Omrahs (erste Minister, wie die Majores Domus der Franken), endlich mehrere Herrscher-Dynastien. So regierten in Palästina, Syrien und Aegypten im 9. und 10. Jahrh. die türkischen Geschlechter der Tuluniden und Akschididen; so in Persien und Indien, vom Ende des 10. bis zum Ende des 12. Jahrh., das der Gasneviden. Gleichzeitig machte sich ein türkischer Stamm in Turkestan, der alten Heimath der scythischen Massageten, jetzt der Tataren, am Jaxartes (Sir) und Oxus (Amu-Darja), zwischen dem Aralsee und dem kaspischen Meere, die Seldschucken (nach ihrem Heerführer so genannt), von China frei, und unterwarf sich im 11. Jahrh. ganz Vorderasien, wo die Helden Togrul Beg, der Enkel Seldschuck's, Alp, Arslan und Malek Schah ein großes Reich gründeten, mit welchem die Kreuzfahrer um den Besitz von Palästina kämpften. Als dasselbe um 1100 in drei Theile, Persien, Syrien mit Medien, Chorasan und das Land jenseits des Oxus, zerfallen war, erhoben sich im 12. und 13. Jahrh. die Mongolen, eine, von den Tataren, zu welchen die Türken gehörten, in Sprache und Sitte ganz verschiedne Nation. Im Bunde mit andern Horden verrichteten sie die Macht der Seldschucken in Kleinasien, und es entstanden mehrere kleinere mongolische Völkerschaften. Aber bald drangen die von den Mongolen verjagten Stammhäupter (Emir) der Seldschucken und Turkmanen aus den Bergthälern des Taurus wieder hervor, und theilten unter sich Kleinasien. Einer dieser Emirn war Osman, von dem Stamme der oguzischen Turkmanen. Er überwältigte, um 1239, mit seiner tatarisch-kaukasischen Horde von einigen hundert Familien die Engpässe des Olympus, wo noch jetzt gegen 800 turkomanische Familien herumziehen, und schlug in den Ebenen Bithyniens, unter dem Schutze des seldschuckischen Sultans von Iconium, sein Heerlager auf. Durch Räuber, entlaufene Sklaven und Gefangne verstärkt, verheerte er weit umher das Land und nahm den Oströmern einige Provinzen in Kleinasien weg. Nach dem Tode seines Schutzherrn, im J. 1300 (700 der Hegira) nannte er sich Sultan. Er starb 1326. So gründete ein kühner und glücklicher Räuberhauptmann auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschucken und Mongolen, von der politischen Ohnmacht der eitel-hoffärtigen, in sich selbst verzwisteten Byzantiner nicht gehindert, den Staat der osmanischen Türken oder der Ottomanen in Asien, und nach ihm erhoben der Muth und die staatskluge Thätigkeit acht großer Fürsten, die durch die Kalifenwürde im Besitz der Fahne des Propheten, und von kriegerischem Ruhme, wie von Fanatismus des Islam begeistert waren, den asiatischen

Räuberstaat von 1300 bis 1566 zur ersten Waffenmacht in Europa. Zuerst Orkan, Osmans Sohn. Er nahm, seinen Sitz in dem 1328 von ihm kurz vor seines Vaters Tode eroberten Brussa, (über diese blutige Wiege des osmanischen Staats, dessen Säugamme die Zerstörung war, über die daselbst befindlichen Grabmäler Osmans und seiner Nachfolger bis auf Murad II., s. Joseph v. Hammer's Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olymp. Pesth 1818), der Hauptstadt Bithyniens, und errichtete zum Theil aus Christensklaven, die er im Islam und in den Waffen unterweisen ließ, ein tapfres Fußvolk, das er besoldete. Darauf unterwarf er sich Kleinasien bis an den Hellespont, und nannte sich Padischah. Das Thor seines, noch in den Trümmern stolzen Palastes hieß die Pforte. Er war ein Eidam des griechischen Kaisers, Kantakuzen. Dies und die Verbindung mit den Genuesern, welche, aus Handelseifersucht gegen die, in der Levante mächtigen Venetianer, bald dem Hofe von Constantinopel, bald dem mächtigen Sultan an Kleinasiens Küste schmeichelten und ihre Schiffe den Türken zur Ueberfahrt darliehen, machte Orkan und seine Nachfolger bekannt mit der Schwäche des oströmischen Reichs und mit den Spaltungen des Abendlandes, wo die Kirchentrennung, und das Lehnwesen die bürgerliche Ordnung zerrütteten, wo es keine Macht und keine Staatskunst gab, die das Ganze umfaßt und gelenkt hätte. Asien fürchtete keinen Kreuzzug mehr. Staatsklüger und unterrichteter, als die Padischahs des 18. und 19. Jahrh., beschlossen Orkan und seine Nachfolger das kleine, ihnen verächtliche, in sich uneinige Europa dem Islam zu unterwerfen. In mehrere Herrschaften zerstükkelt, lockte es, wie zuvor Kleinasien, sie zu Sieg und Beute. Also betrat zuerst Orkan's Sohn, der tapfere Soliman, im J. 1355 Europa. Er befestigte Gallipoli und Sestos und behauptete dadurch die Meerenge, welche beide Welttheile schied. Nun breiteten sich die Waffen der Osmanen gleichzeitig in Europa und in Asien aus. Orkan's zweiter Sohn und Nachfolger, Amurat I., eroberte 1360 Adrianopel, den Sitz des Reichs in Europa, und besiegte mit seinen neuen, aus jungen, im Islam erzognen Christenknaben gebildeten Soldaten, den Janitscharen, dem ersten stehenden Heere, und mit seinen zum Reiterdienste durch Lehngüter verpflichteten Timarioten und Zaims, Macedonien, Albanien und Servien. Als er aber auf dem Schlachtfelde von Kaschau seines Sieges froh war, rief ihn der Servier Corbelitza, der umsonst für die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft hatte und schwer verwundet zu Boden lag, herbei, raffte sich auf und stieß ihm den Dolch in das Herz, so daß mit dem Besiegten der Sieger starb (1389). Nach ihm drang in Thessalien ein und bis vor Constantinopel, der wilde Bajased, genannt der Blitz. Er schlug 1396 die abendländischen Christen unter Siegmund von Ungarn und Böhmen bei Nikopolis (in der Bulgarei), hatte am Bosphorus ein festes Schloß und legte dem griechischen Kaiser einen Tribut auf; aber des Mongolen Timur (s. Tamerlan) Waffen riefen ihn nach Asien, und in der Schlacht bei Ancyra 1402, wo mehr als eine Million Krieger um die Herrschaft der Welt kämpften, ward der stolze Bajased überwunden und gefangen. Darauf vertheilte Timur die Provinzen unter Bajaseds Söhne. Endlich (1413) setzte sich wieder auf Osmans ungetheilten Thron der staatskluge und gerechte Muhammed I., Bajaseds vierter Sohn. Seine Waffen drangen, während die Väter des Conciliums zu Costnitz, um der Kirche den Frieden zu geben, Huß verbrannten und drei Päpste absetzten, im J. 1415 bis Salzburg und in Baiern vor. Dann besiegte er Venedig in Thessalonich (1420), und sein

berühmter Großvesir Ibrahim schuf die türkische Seemacht. Ihm folgte sein Sohn, der weise und tapfre Murad II. Diesem widerstanden nur der tapfre Georg Castriota (Scander-Beg, d. i. Fürst Alexander) in Epirus, der heldenmüthige Johann Hunyad, Fürst von Siebenbürgen, und das starke Bollwerk des Abendlandes, die Feste Belgrad. Als er darauf nach beschwornem Frieden (1440) die Regierung niedergelegt hatte, entband der Papst den König der Ungarn und Polen, Wladislav, von seinem Eide, und die Christen drangen vor bis an das schwarze Meer; aber Murad umgürtete sich auf's neue mit dem Säbel Osmans, rief die Rache des Himmels gegen die Meineidigen an und schlug die Christen bei Varna 1444. Wladislav und der päpstliche Legat Julian waren unter den Todten. Noch einmal entsagte der große Murad dem Throne, und noch einmal rief ihn die Gefahr auf denselben zurück. Er bändigte den Trotz der Janitscharen und überwand die Christen bei Kaschau 1449. Schon war das Reich der Byzantiner vom Abendlande abgeschnitten. Da vollendete Murads 26jähriger Sohn und Nachfolger Muhammed II. (1451—1481) das Werk staatskluger Eroberung. In ihm hatte das Lesen alter Schriftsteller den Ehrgeiz, groß wie Alexander zu sein, entzündet. Rasch griff er Constantinopel an. Es fiel den 29. Mai 1453, und der letzte Paläologe, Constantin XI., begrub sich unter den Trümmern seines Throns. Seitdem ist Stambul der Sitz der hohen Pforte. Darauf baute Muhammed die Schlösser der Dardanellen und ordnete die Grundverfassung des Reichs, wobei er Nuschirwan's Einrichtungen des persischen Reichs zum Muster nahm. Dann unterjochte er Morea (1456) und führte den letzten Komnener, den Kaiser von Trebisonde, als Gefangnen nach Constantinopel (1461). Vergebens rief Pius II. die Christenheit zu den Waffen. Muhammed eroberte (1470) den Rest von Bosnien, und nach Skanderbegs Tode, Epirus (1465), nahm den Venetianern Negroponte und Lemnos, den Genuesern Kaffa, und zwang den Khan der krimmischen Tataren, aus Dschingis-Khans Geschlechts, ihm zu huldigen (1473). Schon hatte er Otranto in Neapel (1480) erobert, da starb er mitten unter großen Entwürfen gegen Rom und Persien (s. d. Art. Mahomet II.). Hierauf drängte sein Enkel Selim I., der den Vater entthront und getödtet hatte, die Macht der Perser bis an den Euphrat und Tygris zurück. Er schlug die Mamelucken und eroberte (1517) Aegypten, Syrien und Palästina. Mekka unterwarf sich und Arabien zitterte. Funfzig Jahre lang waren die Waffen der Osmanen zu Lande und zur See das Schrecken Asiens und Europa's; am furchtbarsten unter Suleimann II. (1519—1566) dem Prächtigen, auch der Gesetzgeber genannt. Er entriß den Johannitern Rhodus (1522) und unterwarf sich nach dem Siege bei Mohacz (1526) halb Ungarn; die Moldau zahlte ihm Tribut; in Asien schlug er die Perser, so daß Bagdad, Mesopotamien und Georgien ihm unterthan wurden. Schon drohte er Deutschland zu überziehen und die Fahne Mohammeds im Abendlande aufzupflanzen, da brach sich sein Ungestüm an den Mauern von Wien (1529). Doch als Ungarn aus Haß gegen Oesterreich, seinen König Johann von Zapolya unter des Padischah mächtigen Schutz stellte, der glückliche Seeräuber Kair-Uddin (Barbarossa) das mittelländische Meer beherrschte, Nordafrika unterwarf (vergl. d. Art. Barbaresken) und Minorca, Sicilien, Apulien und Korfu verheerte, da konnte Suleimann Europa unterjochen, hätte er seinen Planen Zusammenhang und Festigkeit zu geben gewußt. So scheiterten die Entwürfe des Eroberers an der Staatsklugheit Carls V.; ihm widerstanden zur

See die Venetianer und der Genueser Andreas Doria, die Tapferkeit des Großmeisters La Valette auf Malta, und die Mauern von Zigeth, welche Zriny vertheidigte. Zwölf Sultane, alle muthvoll und kriegerisch, fast alle unaufhörlich siegend, hatten bis jetzt, im Laufe von dritthalbhundert Jahren, die Macht des Halbmonds erhoben; aber die innre Kraft des Staats blieb unentwickelt. Zwar vollendete Suleymann durch seine Gesetzbücher die von Muhammed II. gegründete Staats- und Hofordnung, auch vereinigte er (1538) die Priesterwürde des Kalifats mit Osmans hoher Pforte; allein er verstand es nicht, die überwundnen Völker zu einem Ganzen zu verbinden, und verschloß die Thronfolger in das Serail. Dieses aber erzieht so wenig Helden als Staatsmänner. Von der Zeit an artete das Geschlecht Osmans aus, und die Macht der Pforte sank. Seit Suleymann's Tod (1566) bis auf unsre Zeit regierten achtzehn Sultane, und unter allen nicht zwei muthvolle Krieger, nicht ein siegreicher Fürst. Denn diese Herrscher stiegen aus dem Gefängnisse auf den Thron, und lebten im Serail, bis sie, nicht selten, den Thron wieder mit dem Gefängnisse vertauschten. Nur einzelne große Vesire, die Kiuprili und Ibrahim, bis auf den unglücklichen Mustapha Bairaktar, hielten den Fall des Staates auf. Aber im Innern versank das Volk immer tiefer in den Schlamm der Unwissenheit und des Despotismus. Raubgieriger noch und willkürlicher, als der Sultan und sein Divan, herrschten in den Provinzen die Paschas. Nach außen wurde die Pforte das Spiel der europäischen Politik, und mehr als einmal von dem Kabinet zu Versailles im Kriege gegen Oesterreich und Rußland verwickelt. Während überdies Europa in jeder Kunst des Friedens und des Krieges vorwärts schritt, hingen die Osmanen, Staat und Volk, träge und gleichgültig an dem Alten. Denn im blinden Glauben an ein unvermeidliches Schicksal befangen, und von ihrem alten Waffenruhme aufgebläht, verachteten sie die Fremden als Ketzer (Gauren). Ohne festen Plan, als den des wilden Hasses und der Eroberung, setzten sie die Kriege mit Persien, Venedig, Ungarn und Polen fort; aber gefahrvoller waren die Empörungen der Janitscharen und der Statthalter. Darum bewaffnete sich der Argwohn des Despoten mit Dolch und Schnur; oder er opferte feig die tüchtigen Männer seines Devan dem Hasse der Soldaten und der Ulema auf. Gewöhnlich ließ der Thronfolger seine Brüder ermorden; aber auch das Volk sah gleichgültig den verhaßten Sultan erwürgen, oder den unfähigen absetzen. Mustapha I. wurde zweimal entthront (1618 und 1623), Osman II. und Ibrahim wurden erdrosselt; jener 1622, dieser 1648. Zwar eroberte Selim II. Cypern 1571; aber in demselben Jahre schlug D. Juan d'Austria die türkische Flotte bei Lepanto. Hundert Jahre später, unter Mahomet IV., fiel nach dreizehnjährigem Widerstande Kandia 1669, und der Vesir Kara Mustapha gab den von Oesterreich gedrückten Ungarn ihren Heerführer, den Grafen Tökeli, zum König (1682); aber schon im folgenden Jahre wurde er von Wien, das er belagerte, zurückgeschlagen, und nach der Niederlage bei Mohacz (1687) verloren die Osmanen die meisten festen Plätze in Ungarn. Darüber erbittert stieß das Volk den Sultan in's Gefängniß. Auf kurze Zeit stellte der Großvesir Kiuprili Mustapha die Ordnung, den Muth und den Sieg wieder her; allein er blieb in der Schlacht gegen die Deutschen, bei Salankemen 1691. Endlich zog der Sultan Mustapha II. selbst zu Felde; aber ihm gegenüber stand der Held Eugen, der Sieger bei Zentha (1697), und am Don eroberte Peter der Große

Asof. Also mußte er im Vertrage zu Carlowitz (1699) auf Siebenbürgen und das ganze Land zwischen der Donau und Theiß verzichten, den Venetianern Morea zugestehen, den Polen Podolien nebst der Ukraine zurückgeben, und den Russen Asof lassen. Damit begann der Fall der Macht der hohen Pforte. Hierauf zwang ein Aufruhr der Janitscharen, welche, der alten strengen Zucht entwöhnt, Gewerbe treiben und häuslich leben wollten, den Sultan abzudanken. Gleichgültig sah sein Nachfolger, der träge und üppige Achmed III., den Unruhen in Ungarn, dem spanischen Erbfolgekriege und dem großen nordischen Kriege zu. Endlich gelang es seinem Schützling, dem bei Pultawa besiegten Carl XII. (s. d. Art.), ihn zum Kriege gegen Peter zu reizen; aber leicht erkaufte der mit seinem Heere eingeschlossene Czar den Frieden am Pruth (1711) mit der Rückgabe von Asof. Nun griff der Großvesir Venedig an, und nahm Morea (1715); aber Oesterreich stand der Republik bei, und Eugen's Siege bei Peterwardein und Belgrad (1717) entrissen der Pforte im passarowitzer Vergleiche (1718) Temeswar und Belgrad mit einem Theile von Servien und der Walachei; doch behielt sie Morea. Eben so unglücklich waren Achmed's Waffen gegen Persien; darum stieß ihn ein Aufruhr in's Gefängniß (1730). Hierauf demüthigte der russische Feldherr Münnich den Stolz der Osmanen (1736); aber Oesterreich, Rußlands Bundsgenosse, war nicht glücklich, und der französische Gesandte in Konstantinopel bewirkte den Abschluß des belgrader Vergleichs (1739), durch welchen die Pforte Belgrad mit Servien und der Walachei wieder erhielt. Als hierauf, nach dreißigjähriger Ruhe, Mustapha III. Rußlands steigende Größe wahrnahm, und deshalb von Catharina II. verlangte, daß sie Polen räumen sollte, so entschieden im Kriege von 1768 bis 1774 Romanzow's Triumphe das politische Uebergewicht Rußlands. Schon damals siegte eine russische Flotte in den griechischen Gewässern, und Alexis Orlow rief die Griechen zur Freiheit auf. Ein unglücklicher Versuch! Doch mußte Abd-ul-Hamid im Frieden zu Kutschuck Kainardschi (1774) auf die Hoheit über die Krim verzichten, und das Land zwischen dem Bog und Dnepr mit Kinburn, so wie Asof, an Rußland abtreten und seine Meere den russischen Handelsschiffen öffnen. Hieraus entstand eine so heftige Reibung zwischen dem Stolze der gedemüthigten Pforte und den gebieterischen Foderungen Rußlands, daß der Divan 1787 an Catharina II. den Krieg erklärte, der aber unter Selims III. Regierung so unglücklich geführt wurde, daß Rußland im Frieden zu Jassy (1792) Taurien behauptete, das Land zwischen dem Bog und Dnieſter nebst Otschakow erhielt und am Kaukasus sich vergrößerte. Auch Oesterreich, dem die Pforte 1777 ein Stück der Moldau, die Buckowina, zugestanden hatte, war auf dem Kampfplatze für Rußland aufgetreten, hatte aber, von Preußen bedroht, das eroberte Belgrad im Frieden zu Szistowe (1791) zurückgeben müssen. Um diese Zeit stieg im Innern die Verwirrung immer höher. Selim III. hatte wol Geist und Kenntniß, aber nicht die Kraft, welche durchgreifende Verbesserungen bewirkt. Wie konnte er den antieuropäischen Nationalgeist der Türken, den prätorianischen Trotz der Janitscharen, die alte, durch den Islam geheiligte und durch die Ulema vertheidigte Staats- und Rechtsform, wie konnte er endlich den Orientalismus des Hofs und der ganzen Staatsverwaltung mit seinem Divan umbilden! Es gab keinen andern Zusammenhang in der weitschweifigen Ländermasse, als den Glauben an das Kalifat des Padischah und die Furcht vor der Macht des Großherrn. Jenen erschüt-

terte die, erst im J. 1818 bezwungne Sekte der Whaabys (Wachabiten), und von dieser machten sich mehrere kühne Statthalter in den Provinzen gänzlich frei. So regierten, wie kleine Sultane, Paßwan Oglu in Widdin, Jussuf (bis 1810) in Bagdad, mehrere Paschas in Anadoli u. A. m. So bis jetzt (1821) Ali, Pascha von Janina, und Ali Bey in Aegypten. Die Servier verlangten einen eingebornen Hospodar. Daher beständige Empörungen und allgemeiner Druck. Das Volk selbst brütete fort, bis auf einzelne Ausbrüche seiner asiatischen Wildheit, in dem alten Stumpfsinn. Dagegen regte sich der Geist der Freiheit bei den Griechen in ohnmächtigen Versuchen, im kräftigsten Widerstande bei den Serviern (s. d.) seit 1801 bis 1814. Endlich schien im März 1821 die gesammte griechische Nation entschlossen, das Joch der Türken abzuwerfen. Eben so sehr verwirrten sich die auswärtigen Verhältnisse. Schon früher war die Pforte gegen Frankreich mißtrauisch geworden, als Maria Theresia mit Frankreich das Bündniß von 1756 geschlossen hatte. Jetzt blieb sie ruhige Zuschauerin bei dem Ausbruche der Revolution, und der Großvezir hoffte, die Republik werde wenigstens keine Erzherzogin heirathen. Ueberhaupt hielt der Divan von jeher die bestehenden Verträge gewissenhaft, und benutzte in Asien so wenig, als in Europa günstige Verhältnisse, um dort die alte Macht der Osmanen gegen Persien, hier gegen Oesterreich wieder herzustellen. Zudem stand Rußland gerüstet auf den Höhen des Kaukasus, wie vor den Mündungen der Donau. Endlich reizte Bonaparte's Zug nach Aegypten den Unwillen der Pforte so, daß sie — das erstemal! — (1. Sept. 1798) Frankreich den Krieg erklärte. Nun kam sie durch ihr Bündniß mit Rußland (Dec. 1798), England und Neapel (Jan. 1799) unter die Leitung des Kabinets von Petersburg und St. James. Eine russische Flotte segelte durch die Dardanellen und eine türkische eroberte, mit derselben verbunden, die jonischen Inseln. Darauf stifteten Paul I. und Selim III. durch den Vertrag zu Konstantinopel (21. März 1800) die Republik der sieben Inseln, welche, wie Ragusa, unter dem Schutze der Pforte stehen sollte. Im folgenden Jahre gab England zwar Aegypten an die Pforte zurück; aber die Mamelucken-Beys und die Arnauten stürzten das Land in blutige Zerrüttung, bis der neue Statthalter Mehemed Ali Pascha durch Verrath (1. März 1811) die Mamelucken gänzlich vertilgte. Seitdem regiert er Aegypten fast unabhängig. Uebrigens hatte jene Verbindung mit der Coalition den Sultan Selim und einige Großen seines Reichs zu der Ueberzeugung geführt, daß, wenn die Pforte sich in ihrer Stellung behaupten wollte, sie nothwendig ihr Heerwesen im Geiste der neuern Taktik umbilden und dem Divan eine zeitgemäßere Form geben müsse; daher arbeitete eine Commission, der Nesumi Dschedid, an der Aufstellung eines europäisch-türkischen Heeres, das die Janitscharen entbehrlich machen sollte. Allein in dem Divan gab es nach dem Frieden mit Frankreich 1801 zwei Parteien, eine russisch-brittische und eine französische. Rußlands Uebergewicht drückte nämlich auf die Pforte in den jonischen Inseln und in Servien; darum neigte sie sich wieder nach Frankreich hin. Als nun Rußland sogar die Moldau und Walachei besetzte (1806), brach der alte Haß los, und die Pforte erklärte, auch noch von Frankreich dazu gereizt, Rußland, das schon mit Persien und Frankreich Krieg führen mußte, ebenfalls den Krieg (30. Dec. 1806). Da ward die Schwäche des Reichs der Osmanen offenbar. Eine englische Flotte drang feindlich durch die Dardanellen und erschien (20. Febr. 1807)

Digitized by Google

vor Konstantinopel; doch der französische General Sebastiani leitete mit Erfolg den Widerstand des Divans und des erbitterten Volks. Dagegen machten die Russen große Fortschritte. Das Volk murrte laut; Selim III. ward (29. Mai 1807) von dem Mufti abgesetzt, und Mustapha IV. mußte die verhaßten Neuerungen aufheben. Aber nachdem die türkische Flotte von der russischen bei Lemnos (1. Juli 1807) gänzlich geschlagen worden war, benutzte Selims Freund, der kühne Pascha von Ruschtschuck, Mustapha Bairaktar, das Schrecken der Hauptstadt, um sich derselben zu bemächtigen; der unglückliche Selim verlor darüber das Leben (28. Juli 1808) und Bairaktar erhob, an des abgesetzten Mustapha IV. Stelle, den jetzt regierenden Großsultan Mahmud II. (geb. 1785) auf den Thron. Als Mahmuds Großvesir stellte er das neue System des Heerwesens wieder her, und schloß mit den Russen einen Waffenstillstand; aber die Wuth der Janitscharen brach auf's neue los (16. Nov. 1808), und vernichtete ihn und sein Werk. Nur Mahmud behauptete den Thron, denn er war nach Mustaphas IV. Hinrichtung der einzige Fürst aus Osmans Geschlecht. Er zeigte bald ungewöhnliche Kraft und Klugheit, versöhnte sich mit Großbritannien (5. Jan. 1809) und setzte den Krieg gegen die Russen, welche schon die Engpässe von Hämus bedrohten, mit doppelter Anstrengung fort. Zweimal (1810 und 1811) mußten sich die Russen über die Donau zurückziehen; dennoch gelang es ihrer Staatskunst, im Divan die französische zu besiegen. Vergebens hatte der französische Kaiser in seinem Waffenbunde mit Oesterreich (14. März 1812) die Aufrechthaltung des ganzen Gebiets der Pforte erklärt; diese erkaufte dessen ungeachtet, ehe noch das französische Heer über den Niemen ging, den Frieden von Rußland zu Bucharest (28. Mai 1812) durch die Abtretung der jenseit des Pruth liegenden Moldau und Bessarabiens mit den nördlichen Festungen am Dniester und an der Donaumündung, so wie der südlichen Pforten des Kaukasus am Kur. Die sich selbst überlassnen Servier wurden auf's neue den Türken unterthan; doch behielten sie in dem Vertrage mit der Pforte (Nov. 1815) die eigne Verwaltung ihres Landes. Seit diesem Frieden stand Rußland drohender, als je, der Pforte gegenüber, in Asien, wie in Europa; seine Flagge herrschte im schwarzen Meere und sein Einfluß im Divan. Darum mußte Mahmud 1817 die Hauptmündung der Donau an Rußland überlassen. Der Aufstand der Griechen hat die Verhältnisse beider Nachbarstaaten mehr, als je verwickelt, und einem Wendepunkt in den Angelegenheiten des osmanischen Reichs herbeigeführt, dem entscheidende Ereignisse folgen zu müssen scheinen. Vergl. Griechenland seit 1821 in der 3. Abtheil. der neuen Folge dieses Werks.

Das Reich der Osmanen hat nach ungefähren Schätzungen gegenwärtig einen Umfang von 42,400 Q. M. mit 28½ Mill. Einw. Davon in Europa: 9300 Q. M. mit beinahe 10 Mill. Einw.; in Asien: 24,300 Q. M. mit 11 Mill. Einw.; in Afrika, Aegypten 8800 Q. M. mit 3½ Mill. Einw. Ueberhaupt rechnet man auf die Q. M. ungefähr 1000 Menschen. Die Gesammtzahl der Turken in allen Theilen des Reichs wird auf 12 Mill. geschätzt. In Europa besteht nur ⅓ der Volksmenge aus Türken. Die übrigen Bewohner sind Christen verschiedner Art, doch meist von der griechischen Kirche. Man nimt folgende Verhältnisse an: Türken 3,500,000, Griechen oder Hellenen 2,600,000, Moldauer und Walachen 400,000, Arnauten und Albanier 750,000, Servier 450,000, Bosnier 250,000, Dalmatier 800,000, Raizen oder Rascer 80,000, Kroaten 50,000, Bulgaren 500,000,

Juden 300,000. Die europäische Türkei grenzt an Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Gallizien, Illyrien, Dalmatien, die jonische Republik und an das adriatische, jonische und mittelländische Meer. Die Herrschaft über das schwarze Meer theilt die Pforte mit Rußland. Der Bosporus aber (s. d.), das Marmor-Meer und die Dardanellen-Straße stehen nebst den griechischen Gewässern allen europäischen Handelsschiffen offen, die nach russischen Häfen bestimmt sind. Die Lage des Landes ist bei seiner großen Küstenstrecke und bei seinen vielen Einbuchtungen für den Levantehandel äußerst wichtig und eben so gesichert durch seine Stromthäler (Save und Donau) an der Grenze, wie durch die Höhenzüge des Balkan (Hämus), die vom Kap Eminek bis zum illyrischen Gebirge sich erstrecken, und mit welchem die Bergrücken des Rhodope, des Pangäus und mehrere andre, die Griechenland durchschneiden, zusammenhängen. Abgesondert liegt der 5900 Fuß hohe, mit 65 großen Klöstern, 500 Zellen und 6000 Religiosen, Einsiedlern u. s. w. bevölkerte Monte Santo oder Athos (s. d. Art.). Die asiatische Türkei grenzt an Persien, das russische Kaukasien, Arabien, die Landenge Suez, die es mit Aegypten verbindet, und an das mittelländische Meer. Von den Gebirgen Armeniens herab strömen der Euphrat und der Tigris (s. Euphrat) und ergießt sich als ein Strom bei Bassora in den persischen Meerbusen; in Anadoli ist der Kisil Irmack (Halys) merkwürdig, welcher in das schwarze Meer fließt, und in Palästina der Jordan (s. d.); dieser fällt in das durch vulkanische Ausbrüche entstandne, 12 Meilen lange, 1—2 Meilen breite todte Meer, dessen mit Salz, Pech und Schwefel vermischtes Wasser keinen sichtbaren Abfluß hat. Hauptgebirge sind in Natolien der Taurus (s. d.), in Syrien der Libanon (s. d.) und Antilibanon u. a. m. Die ebenste Provinz ist Irak Arabi; im Südosten breiten sich große Wüsten bis in die arabische Halbinsel aus. Ueber das türkische Afrika s. d. Art. Aegypten und Nil. Das Klima ist gemäßigt in dem nördlichen, milde und erfrischend in dem mittlern, und heiß in dem südlichen Landstriche. Unter dem glücklichen Himmel liegt die hellenische Halbinsel mit ihrer Eilandsflur, wo der Mensch, das Thier und die Pflanzenwelt durch gleiche Schönheit und Fülle sich auszeichnen. Die drückendste Luft weht in Mesopotamien und Aegypten, wo der erschlaffende Samum (s. Samiel) über brennende Wüsten haucht und wo die Pest zu Hause ist. Jeder Himmelsstrich bringt hier seine Erzeugnisse mit üppiger Kraft hervor. Der Weizen aus Rum-Ili, der Reiß im Süden des Hämus und aus Aegypten, das Olivenöl aus Attika, die Baumwolle und der Taback aus Makdonia, die Seide aus Arnaut und aus Anadoli, die Korinthen aus Morea (jährlich 10 Mill. Pfund), die Feigen aus Anadoli, der Krapp aus Böotien, der Safran, die Galläpfel und der Meerschaum aus Anadoli, die Sennesblätter, das Natrum, der Salmiak und Saflor aus Aegypten, der Mastix aus Saki (Chios), der Wein aus Cypern und andern Orten (z. B. Malvasier), das Angorahaar aus Anadoli, der Honig von Hymettus (bei Athen jährlich 360,000 Pfund), das Naphtha aus Mesopotamien, die Wolle aus der Walachei u. s. w. sind Stapelwaaren für das Ausland. Außerdem noch Opium, lemnische Erde, Salpeter, Marmor, besonders parischer u. a. m. Der Bergbau ist ganz vernachlässigt. Uebrigens wird wenig im Lande gearbeitet; doch gibt es einzelne vorzügliche Gewerbe, wie die Saffian-Bereitung, die Rothfärberei des Garns (vorzüglich in Thessalien), die Baumwollen- und Teppichweberei und die Stahlarbeiten (z. B. treffliche Säbelklingen)

der Osmanen und Griechen. Der Türke verachtet den Landbau, und überläßt ihn den unterdrückten Völkern, die er plündert, wenn er Reichthum und Wohlstand unter ihnen wahrnimt. Nur da, wo der Barbar keine Macht hat, wie im Lande der Druſen auf dem Libanon, oder wo kein Osman hinkommt, wie auf einigen Inſeln des Archipels, zeigt ſich eine glückliche Betriebſamkeit. In Aſien gibt es Landbau bloß in der Nähe der Städte; die weiten Ebnen an den Stromufern ſind mit Nomaden bedeckt, welche Räuberei treiben, wo ſie können. Der Seehandel iſt größtentheils in den Händen der Europäer, wobei die Griechen, Armenier und Juden die Mäkler machen. Die wichtigſten Märkte ſind in Europa: Saloniki und Iſtambul (Konſtantinopel); in Aſien: Ismir (Smyrna) und Basra; in Aegypten: Skanderik (ſ. Alexandrien). Was unter osmaniſcher Flagge das mittelländiſche Meer befährt, ſind meiſtens Hydrioten oder Schiffer von den Inſeln des Archipels. Der Landhandel verbindet durch Karavanenzüge jene Seeplätze durch Aleppo, Damask, Moſul, Kairo u. a. O. m. mit Perſien, Indien, Arabien und dem innern Afrika. Bei der Menge der reichen Erzeugniſſe des Orients und bei den wenigen Bedürfniſſen des Morgenländers, haben die Osmanen die Bilanz des Handels für ſich. Aus Griechenland z. B. beträgt die jährliche Ausfuhr 9 Mill., die Einfuhr dagegen nur 5 Mill. Piaſter. Die Bewohner dieſes Reichs ſind ein durch Zwang und Furcht verbundnes Gemenge der verſchiedenartigſten, ſich gegenſeitig haſſenden oder verachtenden Völker. 1) Herren des Landes ſind alle Sunniten (ſ. Mahomet), wie die Araber, Tataren und Turkomanen, insbeſondre aber die osmaniſchen Türken, ein durch ſeine Naturkraft ſtarkes und durch politiſch-religiöſe Schwärmerei noch immer begeiſtertes Volk. Sie ſind am zahreichſten in den nördlichen aſiatiſchen Provinzen. Sie verachten die Ungläubigen als Hunde oder Schweine, unter welchen ſie die wilde Rolle der erſten Eroberer noch immer fortſpielen. Der Charakter dieſes Volks zeigt lauter Gegenſätze. Sie ſind zu gleicher Zeit, je nachdem das Aeußere auf ſie einwirkt, tapfer und feig, gutmüthig und wild, ſtark und ſchwach, unternehmend und träg, ſinnlich und abgehärtet. Die Großen bei Hofe, beim Heer und in den Provinzen ſind ſtolz und kriechend, mißtrauiſch und undankbar. Ueberhaupt iſt der Türke eben ſo unwiſſend als gleichgültig und unempfindlich. Er denkt an keine Anſtalten für die Zukunft zum Beſten ſeiner Enkel; denn kein Volk hat mehr die Ueberzeugung, daß auf Erden alles der Veränderung unterworfen ſei, als der Türke. 2) Die Turkomanen ſind theils in Armenien ſeßhaft, theils als Nomaden in Anadoli und den Stromthälern des Innern verbreitet. Sie ſprechen türkiſch; ſo auch 3) die Tataren, die aus der Krimm in die Donauprovinzen gezogen ſind. 4) Araber (ſ. d. Art.). 5) Kurden, ein Volk von ungewiſſer Abſtammung, in Kjurdiſtan, mit perſiſcher Sprache, theils Schiiten, theils neſtorianiſche Chriſten. 6) Griechen (ſ. d.) und unter ihnen mehrere Stämme, wie die Mainotten (in Morea), Sulioten (im alten Epirus) und Hydrioten, welche ſich ſtets durch Freiheitsſinn und tapfern Widerſtand gegen die Türken ausgezeichnet haben. Unter den Hydrioten verſteht man die Bewohner der Inſel Hydra im Archipel, bekannt als die geſchickteſten Seeleute im Mittelmeere (ſ. Hydrioten in der 4. Abth. der neuen Folge dieſes Werks). 7) Armenier (ſ. d.) als Kaufleute und Handwerker faſt über alle Provinzen verbreitet. 8) Kopten (ſ. d.) in Aegypten. 9) Slaven in mehrern Stämmen, als: Albanier

oder Arnauten (s. d.); Bosniaken in Bosnien, theils Moslemin, theils katholische Christen; Servier (s. d.) oder Raizen; Bulgaren (in der Bulgarei, von der Donau nördlich, vom Hämus südlich begrenzt, 800,000 Menschen auf 1740 Q. M.), größtentheils griechische Christen, doch haben sich viele von ihnen zum Islam gewendet; Montenegriner (s. d.); 10) Drusen (s. d.) auf dem Libanon; 11) Juden; 12) Walachen; 13) Zigeuner und mehrere kleine Stämme unbekannten Ursprungs, vorzüglich in den Gebirgen Asiens. Die Türken oder Osmanen haben keine Nationalliteratur. Ihre Hof- und Schriftsprache ist die arabische; auch sind alle ihre Kenntnisse, die sich meistens auf die Auslegung des Korans, Politik und bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit in sich begreifend, auf Sterndeuterei und etwas Geschichte beschränken, arabischen Ursprungs. In der Dichtkunst haben sich einige gute Köpfe ausgezeichnet, z. B. der Türke Molla Chosrew durch sein romantisches Gedicht: Chosru und Schirin. Auch hat uns Joseph v. Hammer in seinem morgenländischen Kleeblatt (Wien 1819) mit türkischen Eklogen bekannt gemacht. Noch schätzt man einige historische Werke in türkischer Sprache. Allein der Styl hat orientalischen Schwulst. In Konstantinopel gibt es griechische, armenische und jüdische Buchdruckereien, aber nur eine türkische; daher beschäftigen sich in allen Städten eine Menge Schreiber (Kodjakians) mit Abschreiben der Kalender, des Korans u. s. w. Sie bilden in Konstantinopel eine viel vermögende Innung. Die Ulema (d. i. die Körperschaft der Gesetzverständigen, die zugleich zum geistlichen Stande gehören) ist fast allein im Besitz der Gelehrsamkeit. Noch ist Ptolemäus ihr Führer in der Geographie, Aristoteles in Physik und Naturgeschichte. Am Hofe des Sultans ist ein Historiograph angestellt und in Staatsgeschäften wird noch ein Hofastrolog gebraucht. Ueber die öffentlichen Lehranstalten der Türken in Konstantinopel s. d. Art. Die bildenden Künste sind verachtet, weil der Koran die Abbildung menschlicher Formen untersagt. Die Musik ist lärmend und geschmacklos, doch gibt es gute Tänzerinnen (vergl. d. Art. Türkische Sprache und Literatur). Die Staatsverfassung beruht auf sieben Sammlungen politischer Gesetze (Kanunname). Sie ist orientalisch. Der Padischah vereinigt als Kalif die höchst geistliche Würde mit der höchsten weltlichen Macht. Er gebietet unumschränkt über Gut und Blut seiner Unterthanen, insbesondre der höhern Staatsbeamten, die er ohne Urtheil und Recht absetzen oder hinrichten läßt. Sie küssen die Schnur, die er ihnen zuschickt, und er ist ihr natürlicher Erbe. Der Sultan gibt Gesetze, ohne ihnen selbst unterworfen zu sein; nur die Furcht vor der öffentlichen Meinung, wenn sie sich durch Aufruhr ausspricht, und der Koran binden seinen Willen. Alle Unterthanen sind vor ihm gleich, denn alle sind seine Sklaven. Das Volk hat keine Rechte. Nur das Verdienst, oder Gunst und Ränke erheben den Niedrigsten zu den höchsten Stellen. Es gibt keinen Erbadel. Der jetzige Sultan zeigt jedoch viel Umsicht, wie schon Selim III., aber er scheint bestimmt zu sein, noch viele Unfälle zu erleben. Die Thronfolge ist in der Familie Osmans erblich; oft entscheidet der Wille des Volks und die Wahl der Janitscharen. Nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen Osmans geht die Thronfolge auf die Familie des ehemaligen Tatarchans über. Die Weiber sind vom Throne ausgeschlossen. Der Padischah wird nicht gekrönt, sondern bloß mit dem Säbel Osmans umgürtet, nachdem er die Aufrechthaltung der Religion beschworen hat. Die meisten Weiber seines Ha-

Digitized by Google

rems werden nicht als seine Gemahlinnen, sondern nur als seine Beischläferinnen (Odaliken) angesehen. Sie sind meistens geborne Tscherkassinnen oder Georgierinnen; denn eine Freigeborne kann nicht als Odalike in den Harem kommen. Aus ihnen wählt der Sultan (seit Ibrahim) sieben Frauen (Kadin). Diejenige dieser Frauen, welche zuerst einen männlichen Thronerben gebiert, heißt Chakessi Sultana; die übrigen Mütter von Prinzen heißen Sultana Chassecki; die Mutter des regierenden Sultan, oder die Sultana Valide, genießt große Vorzüge. Sie wird nicht in die Gemächer des Eski Seraj verschlossen, und hat ein jährliches Einkommen von 500,000 Piastern (258,166⅔ Thlr.). Die Prinzen werden sämmtlich in dem Kafes (Käficht) unter Verschnittnen und Odaliken erzogen. Jeder lernt eine mechanische Kunst oder ein Handwerk; mit allen, einem Regenten nöthigen Kenntnissen aber bleiben sie unbekannt. Sie haben keine andre Aussicht, als den Thron, oder die, im Kafes zu sterben. Die Töchter des Sultans heißen Sultana, und werden nach dem Herkommen schon in der Wiege an Vessire, Paschas oder andre Große vermählt; aber ihre männlichen Nachkommen sind nach einem Reichsgrundgesetze gleich nach der Geburt zum Tode verdammt. Der Hofstaat zählt mit allen Verschnittnen, Weibern, Garden ꝛc. an 10,000 Personen. Der äußere Hofstaat besteht aus dem Oberhofmeisterstabe, sieben Kammern, den Hofämtern, der 2000 Mann starken Leibwache (Bostangi, diese besteht aus den Thor- und Gartenwächtern, den Holzhauern, Boten, Fourieren des Seraj ꝛc.), den Vertrauten oder Titular-Würdenträgern, wohin die Stummen, die Zwerge, die Tonkünstler, die Herren der Audienz, die Herren des Steigbügels und die Vessire der Achsel gehören. Der innere Hofstaat besteht: aus dem Harem mit seinen Weibern, weißen und schwarzen Verschnittnen, deren Aufseher, der Kislar- und Kapi Aga, als die vornehmsten Vertrauten des Sultans vielen Einfluß haben; dann aus dem Großvessir und der sogenannten hohen oder glänzenden Pforte, welche die beiden Kabinete des Kiaga Beg oder Minister des Innern, und des Reis Effendi oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bilden. Der Titel des jetzigen Padischah ist: „Wir Sultan, Sohn eines Sultan, Chakan, Sohn eines Chakan, Sultan Mahmud II., Chan, Sohn des siegreichen Sultan Abd-ul-Hamid, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Wesens, und durch die Vermittelung und großen Wunder des Mohammed Mustapha, des vornehmsten unter den Propheten, über dem der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina und Kuds, gegen welche die ganze Welt ihr Angesicht wendet, wenn sie betet, Padischah der drei großen Städte Istambul, Edreneh und Burssa, welche alle Fürsten mit Neide ansehen" ꝛc. Das Reichswappen, welches Mahomet II. nach der Eroberung Konstantinopels annahm, ist ein grünes Schild mit einem wachsenden silbernen Monde. Für verdiente Europäer stiftete Selim III. 1799, bei Gelegenheit des, von Nelson bei Abukir erfochtnen Sieges, den Orden des halben Mondes mit drei Klassen. Nelson, Sebastiani und andre Ausländer haben ihn erhalten. Die Staatsverwaltung ist ebenfalls ganz orientalisch. Im Namen des Sultans regiert der Großvessir, oder, in seiner Abwesenheit, der Kaimakan; doch haben auch die Umtriebe im Seraj unter den Weibern und Verschnittnen vielen Einfluß. Der höchste Staatsrath, Divan, wird, unter dem Vorsitze des Großvessirs, im zweiten Hofe des Serai gehalten. Den ordentlichen bilden die höchsten Reichsbeamten (der Kiaga Beg, der Reis

Effendi, der Defterdar oder Finanzminister, der Kapudan Pascha oder Großadmiral, und der Tschausch Baschi oder Minister der ausübenden Gewalt) und die Aga's der Truppen; zu dem außerordentlichen Divan werden auch andre Personen, vorzüglich der Mufti, berufen. Die Provinzen sind, mit Ausnahme der Moldau und Walachei und der beiden Hauptstädte Istambul und Edreneh (Adrianopel), in 25 Ejalets, Paschaliks oder Statthalterschaften mit 290 Sandschaken oder Fahnen, eingetheilt, unter welchen die Statthalter von Rumili, Anadoli und Damas den Titel Beglerbeg, führen und drei Roßschweife vor sich her tragen lassen, welches Recht auch der Kapudan Pascha (Groß-Admiral) besitzt, die übrigen Pascha's führen deren nur zwei. Die Pascha's in den Provinzen haben ihren Divan, der wie der Reichsdivan besetzt ist. Uebrigens ist ihre Gewalt, inwiefern die mächtige Ulema ihr nicht einen Damm entgegensetzt, unumschränkt und ihre einzige Verpflichtung besteht darin, daß sie die Abgaben an den Großherrn entrichten. Doch werden sie bisweilen von ihrem Posten entfernt, wenn das, durch unerschwingliche Lasten gereizte Volk sich empört, oder wenn die Ulema sich gegen sie erhebt; oft auch wol nur, um ihren Trotz zu bestrafen, aus Argwohn, und um ihr Vermögen einzuziehen. In militärischer Hinsicht wird jeder Paschalik in Sandschacks abgetheilt. Bei Ausbruche eines Krieges müssen die im Sandschack wohnenden Jenjitscheri, Spahi, Timariots und Zaimiten sich bei dem Sandschack-Beg einfinden, der die Befehle des Pascha erwartet. Noch gibt es im ganzen Reiche gewisse Lehngüter der Pforte: Kilidsch, Zaim und Timars genannt, deren Besitzer verbunden sind, außer dem persönlichen Dienste, eine gewisse Anzahl Reiter und Fußvolk in's Feld zu stellen. Der Zaims zählt man in Europa 914, in Asien 1479; der Timars in Europa 8356, in Asien 28,276. Die Paschaliks werden ferner in Musselimliks, Woiwodoliks und Agaliks abgetheilt. In einigen Gegenden, z. B. in Griechenland, sind einzelne Musselimliks und Agaliks von den Paschas völlig unabhängig, so daß die Befehlshaber dieser Bezirke, mit Ausnahme der Justiz, jedes Regierungsrecht ausüben dürfen; auch sind verschiedne dieser Stellen gewissen Familien auf ewige Zeiten überlassen. Die Quelle aller Staats-, Civil- und Kriminalgesetze ist der Koran; außer dem Gesetzbuche (Multeka) gelten in den Gerichtshöfen die vielen Auslegungen der Ulema. Der Mufti ist nicht allein oberster Priester, sondern auch der höchste Ausleger der Gesetze. Seine Entscheidungen (Fetfahs) werden gesammelt. Das höchste Gericht, Divan Chaneb, wird vom Großvessir viermal wöchentlich in seinem Palaste, oder in dessen Abwesenheit vom Tschausch Baschi gehalten. Die niedern Gerichte verwaltet in den größern Städten der Molla, in kleinern der Kadi. Unter ihnen stehen die Musselims, oder Vollstrecker der Urtheile. Die Rechtspflege ist eben so einfach, als schnell und streng. Gewöhnliche Strafen sind die Bastonade (Stockschläge), Hängen, Ersäufen, Erdrosseln, Spießen. Der Zeugenkauf ist das größte Gebrechen. An der Spitze des Kirchenstaats steht der Sultan, als Kalif, und in dessen Namen der Mufti, welcher vom Großherrn ein- und abgesetzt wird. In größern Städten ernennt der Mufti Untermufti's. Nach ihm sind die Kadileskier, Molla's und Kadi's die wichtigsten Glieder der Ulema. Die Priesterschaft theilt sich in Welt- und Klostergeistliche. Jene (die Imans, Danischmende und Talismane) verrichten den Gottesdienst in den Moscheen, Dschami's (vom Großherrn in den Hauptstädten erbaute Tempel) und Metschets. Diese, die Derwi-

sche, bilden dreißig verschiedne Orden oder Brüderschaften. Alle andre Religionsparteien, Katholiken, Griechen, Armenier, Nestorianer, Monophysiten u. s. w., haben, obgleich verachtet und bedrückt, freie Ausübung ihrer Religion in ihren Tempeln und stehen unter Patriarchen, Erz- und Bischöfen. Die Staatseinkünfte fließen in den Miri oder Staatsschatz, und betragen nach Campenhausen gegen 84 Beutel oder 42 Mill. Gulden; nach Eton 40½ Mill. Gulden, die durch Grund-, Kopf- und Vermögenssteuern, Zölle, Monopole, Bergregal und Münze, Provinzialtaxen und den Tribut der Hospodare der Moldau und Walachei aufgebracht werden. Der Miri hatte 1807 gegen 107 Mill. Gulden Schulden. Von ihm ist verschieden der Schatz des Sultans, Itsch Hazne, in welchen die Pachtgelder der Domänen, die Geschenke und Erpressungen, so wie die Reichthümer der entsetzten Staatsbeamten fließen. Die Landmacht ist auf asiatischen Fuß in schlechter Verfassung. Sie besteht, nach Marsigli, aus 220,000 Mann, wovon die Kapikulys oder besoldeten Truppen 74,000 Mann ausmachen, und zwar das Fußvolk (Jenjitscheris, von denen 12,500 Garnisondienste thun (s. d. Art. Janischaren), ferner Atschemoglans, Toptschis oder Artilleristen, Schebeschis und Sakkas, zusammen 59,000 Mann, und die Reiterei (Syahis und Tschaus) 15,000 M. Dazu kommen in Kriegszeiten die Serradkulis oder Lehnmiliz, 126,000 Mann, die Contingente der Tataren, 12,000 Mann, die der Moldau und Walachei 8000 Mann. Oberster Feldherr ist der Großvesir; die einzelnen Corps befehligen die Aga's; die Provinzialtruppen die Pascha's und Sandschaks. Der jetzige Sultan hat seit 1814, mit mehr Erfolg als Selim der III., ein europäisch geübtes Kriegsheer nach und nach zu bilden angefangen. Für die Offiziere der Seemacht, welche 1806 aus 20 Linienschiffen, 15 Fregatten und 32 kleinern Kriegsschiffen mit 2156 Kanonen und 4000 Matrosen (Levanti) bestand, und die der Kapudan Pascha befehligt, hatte Selim III. eine mathematische Schule errichtet. Da geborne Türken noch jetzt in den militärischen Republiken Tripoli, Tunis und Algier (s. d. Art. Barbareskken) die Herren spielen, so stehen auch diese Staaten unter der Hoheit des Großsultans. Dieser hat wenigstens durch besondre Firmans ihnen alle Kaperei gegen Schiffe unter russischer, österreichischer und preußischer Flagge mit Erfolg verboten. Vergl. v. Hammer: Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung, 2 Theile, Wien 1815. Marsigli hat die militärische Verfassung und Muradgea d'Ohsson die kirchliche dargestellt. Auch sind von Tott's, der Lady Montague, Olivier's, Eton's und Thornton's Schriften über das türkische Reich mit neuern Reisenden (von Hammer — dessen 1821 zu Pesth erschienenes Werk: Konstantinopolis und der Bosporus schätzbare Beiträge liefert — von Stürmer, Melling, Forbin, Choiseul Gouffier, Pouqueville u. A. m.) zu verbinden, um ein treues Bild von Völkern und Ländern zu bekommen, die aus Trümmern ein Mosiv-Gemälde der Weltgeschichte darstellen K.

Osnabrück, Fürstenthum des Königreichs Hannover, ehemals ein Bisthum im westphälischen Kreise, dessen Bischöfe seit dem westphäl. Frieden abwechselnd katholisch und protestantisch waren, und zwar wurden letztre jederzeit aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg gewählt, grenzt an Oldenburg, Diepholz, die preußischen Regierungsbezirke Minden und Münster, den hannöverischen Antheil an Münster (Grafschaft Meppen) und an die Grafschaft Lingen. Die Hase und die Hunte sind die vornehmsten Flüsse. Die Größe beträgt

(nachdem das Amt Reckeberg an Preußen abgetreten worden ist) 43½ Q. M., und die Zahl der Einw. 126,000. Die Leibeigenschaft herrscht zwar hier noch, ist aber sehr gemildert. Der Boden ist meistens eben; nur durch den südlichen Theil zieht sich eine geringe Hügelreihe. Einige Gegenden sind sehr fruchtbar, in den meisten aber ist Geestland; auch gibt es noch viele Haide- und Moorstriche. Das Land trägt Weizen, Rocken, Gerste, Hafer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner, Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte ist. Die Schweine- und Gänsezucht ist sehr wichtig. Bekannt sind die westphälischen Schinken. Der Bergbau geht bloß auf Salz und Steinkohlen; auch gibt es viel Torf. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Wolle, Vieh, Garn und Leinwand, Löwentlinnen genannt. Dieses Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welche über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Ost- und Westindien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit. Man schätzt die Summe, welche durch diese Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich auf fast eine Million Thaler. Nächstdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner, oder sogenannte Heierlinge (d. h. solche Leibeigne, welche die Nebenhäuser der Bauern miethweise inne haben), in die niederländischen Provinzen, und verdienen sich im Sommer Geld mit Torfstechen, Grabenauswerfen, Mähen und andrer Feld- und Gartenarbeit, wodurch wenigstens 200,000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird. Die Hauptstadt Osnabrück, einst der Hauptsitz der alten Sachsen, liegt in einem Thale, am linken Ufer der Hase. Sie ist nach alter Art befestigt und hat ein Schloß, eine Domkirche, fünf andre Kirchen, 1300 Häuser und 9300 Einwohner, welche einen starken Leinwandhandel treiben. Bemerkenswerth ist das ansehnliche Rathhaus, auf welchem 1648 der osnabrücker Frieden geschlossen wurde.

Ossian, oder Ossian, der berühmteste aller Barden, soll um's J. 300 nach Chr. gelebt haben. Man nennt ihn Sohn des Fürsten von Morven, Fingal (s. d. Art.), welcher entweder ein kaledonischer (hochschottischer) Held war, oder wie einige irländische Schriftsteller meinen, ein irländischer, der aber durch seine Thaten als Vertheidiger einer irischen Kolonie gegen die Römer, dem schottischen Boden angehört. Ossian war Held und Dichter zugleich, und soll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums das Schicksal der Blindheit getheilt, und durch Gesang seinen Schmerz über den Verlust seiner Lieben, z. B. seines gefallnen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name ist unter den Bergschotten und Hebridiern noch in sehr ehrenvollem Andenken. Aber auch unter uns ist er viel gefeiert worden, seit man in den, von Macpherson herausgegebnen ossianischen Liedern die Nachklänge seiner Harfe zu vernehmen glaubt. Zwar erwähnt Ossian's Namen, nach Smith's Versicherung, schon im 12. Jahrh. Giraldus Cambrensis, und man wußte aus Buchanan, daß die Gälen in Hochschottland und auf den Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz ausmachten; aber in ihrer unverstandnen Sprache blieben sie andern Völkern ein vergrabner Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einsamen Gegenden, wie auf einer Geisterinsel, wehte. Erst mit dem Anfange des vorigen Jahrh. wurde nähere Kunde jener Gegenden selbst in dem übrigen Großbritannien verbreitet, und das Jahrh. verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangner Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freuden überall vernommen ward. Und diesen

Genuß verdanken wir Macpherson. Dieser war nämlich seit 1751 auf die altschottischen Balladen und andre Gesänge aufmerksam gewesen und gab, besonders durch den berühmten Home (Lord Kaimes) veranlaßt, 1760 ein Bändchen solcher Gesänge heraus, unter dem Titel: Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Darauf ließen Home und Robertson ihn zu den Bergschotten reisen, um zu sammeln. Diesem zufolge gab er 1762 das größere Gedicht: Fingal, nebst 16 kleinern, und 1763 Temora nebst 5 kleinern heraus. 1764 erschienen die Gedichte, die er auf diese Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in zwei Octavbänden, worauf sie öfters wiederholt worden sind. Die beste Ausgabe erschien 1822: The poems of Ossian, translated by J. Macpherson, authenticated, illustrated and explained, by Hugh Campbell. Der Herausgeber hat eine, die Scenen von Fingal's Landungen und Kämpfen erläuternde Karte und eine Abhandlung über die Echtheit der Gedichte hinzugefügt. Macpherson erklärte alle diese Gedichte für Uebersetzungen aus den gälischen Liedern des alten Barden Ossian, welche theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeschrieben gefunden worden seien. Ihre Ueberschriften haben sie von Helden, deren Thaten, Liebe und Schicksale, oder von Orten, deren Begebenheiten sie besingen. So groß auch der Beifall war, den diese Gedichte fanden, so ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Echtheit gestritten, und theils behauptet, daß diese Poesien Macpherson's eigne Erfindungen seien, denen er nur Ossian's Namen leihe; theils, daß sie wenigstens nicht von jenem alten Barden herrühren, wenn sie auch aus alten schottischen Volksliedern gebildet seien. Die ersten Gegner waren Recensenten 1762, dann der berühmte Johnson 1775, und Shaw 1761, dann Waller, Malcolm Laing (im 4. Theil der Octavausgabe (1809) s. Gesch. von Schottl. und in einer eignen Schrift) u. A. In Deutschland erklärte sich besonders Adelung gegen ihre Echtheit (ält. Gesch. der Deutschen, S. 392 ff.). Auf der andern Seite erhoben sich Viele, die Macpherson vertheidigten, besonders Hugh Blair, dann Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. A. Aber sie konnten nur beweisen, daß Macpherson's Arbeit nicht etwas von ihm selbst Verfertigtes und Untergeschobnes sei, daß man Originale zu seinen englisch bearbeiteten Gesängen unter den Bergschotten finde und daß man solche dem Ossian beilege; nimmermehr aber, daß sie in der That von jenem Ossian herrühren, der um das J. 300 gelebt haben soll. Die Hauptgründe der Bestreiter ihrer Echtheit: 1. daß in jenen Zeiten Gedichte von solcher Zartheit in den Nebelgefilden West-Schottlands, und bei dem damaligen Zustande des Volks nicht gedacht werden könnten (vergl. die Abhandlung über Ossian in Vater's zweitem Theile von Adelung's Mithridat, welche schon im deutschen Merkur gestanden hatte), 2. daß solche unmöglich 14 Jahrh. mündlich hätten fortgepflanzt werden können, und 3. wenn auch dieses möglich wäre, nicht mehr so verständlich sein würden, können nicht wohl aufgewogen werden durch die Bemerkungen, wodurch man ihre Echtheit vertheidigt, daß diese Gesänge einen jüngern Ursprung nicht verrathen (z. B. nichts vom Christenthume), vielmehr in die ganz alte Zeit, so wie in die natürliche Beschaffenheit der Hochländer passen; daß sie von ganz andrer Art ist, als die jüngern irländischen und englischen Balladen; daß Macpherson unmöglich in so kurzer Zeit so viel Gesänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig gälisch gekonnt)

sich gälische Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7. Gesang von Temora, 1763) machen; daß er bei so schönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem Andern zugewendet und sein eignes Verdienst verleugnet haben würde, wäre er selbst der Verfasser; und daß ihre lange Erhaltung, bei der Vorliebe der Hochschotten für ihre alte Heldenzeit, für die Anstalt der Bardenschulen und bei der einem Volke, das keine Büchergelehrsamkeit hat, ohnehin eignen Stärke des Gedächtnisses, möglich gewesen sei. Schon 1797 setzte die edinburger Alterthumsgesellschaft eine Commission zur genauern Untersuchung dieses Gegenstandes nieder. Es ergab sich (wie wir aus Henry Mackenzie's Report of the Committee of the Highland. Edinburgh 1805, ersehen), daß in Irland Sagen von jenen Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden sich mehrere Handschriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, die von Barden, wie sie erst seit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländische Verfassung aufgehoben ward, und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiste der alten Zeit gesungen wurden, hielt man nun für die Grundlage, auf welche Macpherson seine ossianischen Poesien gebaut habe. Macpherson hat sie frei übersetzt, willkürlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verschönert, auch entstellt. Daß die längern Heldengedichte: Fingal und Temora, in dieser Gestalt vom alten Ossian herrühren sollten, daran ist noch weniger zu denken. Eine epische Einkleidung ist den Originalen ganz fremd. Sie sind von Macpherson aus kleinen poetischen Erzählungen zusammengesetzt worden, die man auch wieder einzeln lesen muß, wo sie dann treffliche Rundung, überschaubare Kürze und Vollendung haben. Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreise ist Fingal's Rettung Erins oder Irlands von dem Angriffe des stolzen Königs Swaran von Lochlin (wahrscheinlich Norwegen). Hiedurch macht es Friedrich Schlegel (deutsches Museum I, 16 u. ff.) sehr wahrscheinlich, daß die ossianischen Gedichte in das Zeitalter der Normannen fallen. „Ossian, sagt er, ist wie der traurige Nachhall eines erlöschenden Volks, so auch der letzte, schwindende Schatten eines untergegangnen Glaubens alter Götterlehre. Mag man nun immer an Macpherson tadeln, daß er wahrscheinlich aus Verblendung und mißverstandnem Patriotismus die ossianischen Gedichte in die Zeit der Römer hinaufschob, und daß er die zum Grunde liegenden alten gälischen Gesänge bisweilen schlecht übersetzt und entstellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), so gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altschottischen Volksgesänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlassen), theils wegen seines eignen poetischen Verdienstes bei der Einkleidung derselben. Die von Macpherson herausgegebnen Gesänge wurden mit Begeisterung aufgenommen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, in die französische von Le Tourneur, Paris 1777, von Lombard, Berlin 1789, von Jangurs, Paris 1801; in die spanische von Ortin, Valladolid 1788; in die italienische von Cesarotti, Padua 1773 u. 1774; in die holländische von Bilderdyk, 1806, und in die polnische von Krasicki; am öftersten von den Deutschen, die auch oft das Englische abdruckten. Schon 1764 erschienen zu Hamburg Uebersetzungen; 1768 von Denis (in unpassenden Hexametern), von Harold 1775 (Prosa), von Petersen 1782, von Rhode, Berlin 1800, 3 Bänd-

chen 8. (rhythmisch, treu und elegant); von Schubart; vom Grafen F. L. zu Stolberg (kräftig und besonnen), Hamburg 1806, 3 Bände, gr. 8.; von F. W. Jung, 3 Bände, Frankfurt 1808, 8. (weicher und aufgelöster) und vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803 ff., und besonders die so schönen Lieder von Selma, in Göthe's Werther; in der Iris, im deutschen Museum u. s. w. 1807 gab endlich die hochländische schottische Gesellschaft die galischen Originale von 14 ossianischen Gedichten in 3 Bänden heraus, nebst einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung von Macfarlan (auch hat man eine neue englische Uebersetzung von Roß). Diese gälischen Originale sogenannter ossianischer Gedichte (zu deren Verständniß man die Wörterbücher von O'Brien und Shaw, und die gälische Sprachlehre von Stewart hat), übersetzte im Metrum des Originals (in daktylischen, katalektischen Trimetern) Ahlwardt in Oldenburg, Leipzig 1811, in dessen Uebersetzung sich aber jene Poesien weniger gefällig ausnehmen, als in der freiern Form Macpherson's, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona (vergl. Leipz. Lit. Zeit. Nr. 72, 1812). Wir fügen hier einige bedeutende Worte Herder's über die ossianischen Gedichte nach Macpherson's Bearbeitung bei (vergl. Schiller's Horen, 1795 St. X., Herder's Adrastea, St. X. und seine Blätter von deutscher Art und Kunst). „Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern." Indem er ihn mit Homer zusammenstellt, sagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Ossian rein subjectiv. Bei Homer treten alle Gestalten frei und lebhaft hervor; Ossian hat Nebelgestalten. Er wählt seine Helden nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Im Homer sieht man die Handlung, im Ossian ahnet man sie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer sang die erste Kriegsunternehmung Griechenlands, Ossian ist dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenstammes." Der Inhalt der ossianischen Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangner bessrer Tage, helldunkle Gemälde der hochländischen Natur, Klagen über erlittne Leiden, Schicksale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallnen Heldenjünglinge, Heldenfeste u. s. w. Die Form ist ganz eigenthümlich, eine eigne, immer kurz abgebrochne, und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Originale metrisch, bei Macpherson unmetrisch, doch rhythmisch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darstellung der Leidenschaften, treffliche, rührende Schilderungen, malerischer Ausdruck, kühne, aber liebliche Bilder oder Gleichnisse, tiefe, rührende Empfindung, liebliche Ausdruck sanfter Wehmuth, und Einfachheit (man findet z. B. keine Einmischung höherer Wesen, nur daß die Geister der Todten wie Nebelgestalten bisweilen die Handelnden umschweben), geben diesen Gesängen eignen Reiz. Auf der andern Seite wirft man ihnen den Mangel bestimmt geschilderter und verschiedner Charaktere der handelnden Personen, die zu öftre Wiederkehr der nämlichen Gleichnisse (viele bot freilich die arme, nur an Rohr,

Felsen, Haiden, Seen, Nebel und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar), und zu große Empfindseligkeit, zumal im Munde der Helden vor. Dennoch werden diese schottischen Poesien, so wie die von Smith in seiner Sean-Dana (engl. 1780, gälisch 1787, deutsch von C. F. Weiße, Leipzig 1781, 2 Bände 8.), von Miß Brookes, 1789, von Arthur Young, deutsch 1792, und von Stewart herausgegebnen, aber andern Barden zugeschriebnen, Lieder jenes gesanglie-benden Volks immer sehr anziehend bleiben, und manchen zarten, be-sonders weiblichen Gemüthern, einen hohen Genuß verschaffen. Der Künstler Ruhl hat zu den ossianischen Gedichten Kupferstiche geliefert, Penig, 1805.

Ossuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von) berühmt durch seine Verwaltung von Neapel und Sicilien, wurde 1579 zu Valladolid geb. Sein Großvater, Vicekönig von Neapel, nahm ihn als zweijährigen Knaben mit dahin. Pedro zeigte in seiner ersten Kindheit ein finstres, träges Gemüth, und sträubte sich gegen alles Lernen, bis man ihn endlich, da er sich über seinen steifen Lehrer be-klagte, unter die Aufsicht einer muntern Hofmeisterin stellte, und ihm einen Spanier, der eben so kenntnißreich als spaßhaft war, zum Leh-rer gab. Er machte nun überraschend schnelle Fortschritte, und es entwickelte sich in ihm jene unerschöpfliche Fröhlichkeit, und jene bei-ßende Laune, die ihm späterhin so viele Feinde zuzog. In seinem zehnten Jahre kam er nach Spanien zurück und ging auf die Universi-tät Salamanca, wo er sich bald sehr auszeichnete und sich besonders zu einem trefflichen Lateiner und einem Kenner der Geschichte bildete. Als er an Philipps II. Hof erschien, fand er Anlaß genug, seinen be-ißenden Witz zu zeigen, und lud bald den Haß der Höflinge und die Ungnade des Königs, auf sich. Er wurde wegen einer nicht sehr ehr-erbietigen Antwort an den König aus der Hauptstadt verwiesen, und begab sich nach Zaragoza, wo auch Philipps Sekretär, Antonio Pe-rez, Zuflucht gesucht hatte. Don Pedro, der sich damals noch Giron nannte, schützte den Verbannten gegen die ihm drohende Gefahr und erleichterte ihm die Flucht. Er selbst begab sich, da er in Spanien nichts zu erwarten hatte, nach Frankreich, und darauf nach Portugal, wo er blieb, bis er die Nachricht von Philipps II. Tode erhielt. Nach seiner Rückkehr an den Hof, hing er sich an den Herzog von Lerma, den Günstling des neuen Königs, heirathete die Tochter des Herzogs von Alcala und nahm den Titel eines Herzogs von Ossuña an. Die Höflinge, durch seine Ausfälle erbittert, fanden auch Mittel, den Kö-nig, den er öffentlich den Ober-Tambour des Reichs nannte, gegen ihn aufzubringen. Vom Hofe verwiesen, begab er sich, um der läsi-gen Unthätigkeit zu entgehen, nach Flandern, wo er in sechs Feldzü-gen diente, und sich eben so sehr durch Verstand als Muth auszeich-nete. Während dieser Zeit reiste er nach Frankreich und England. Heinrich IV., der viel Gefallen an Ossuña's Witz fand, nahm ihn sehr gut auf, und König Jakob I. unterhielt sich gern mit ihm in latei-nischer Sprache. Durch die Bemühungen seines Gönners, des Herzogs von Lerma, wurde ihm endlich 1607 die Rückkehr an den Hof erlaubt, und der König gab ihm Beweise seines Vertrauens. Der Herzog be-nutzte seinen Einfluß, die Minister zur Anerkennung der Unabhängig-keit Hollands zu bewegen, was durch den Vertrag von 1609 geschah. Als im folgenden Jahre die Vertreibung der Abkömmlinge der Mau-ren, der Morisco's (s. d. Art.) beschlossen wurde, sprach Ossuna dagegen, und schrieb zwei bewunderte Denkschriften über die Verderb-

lichkeit dieſer Maßregel. Die Inquiſition nahm ihn deshalb in Anſpruch und beſchuldigte ihn, daß er auf ſeinen Reiſen Ketzereien eingeſogen habe und heimlich den Mauren zugethan ſei. Die gegen ihn verhängte Unterſuchung gab jedoch eben ſo wenig Gründe zu ſeiner Verurtheilung an die Hand, als eine, früher gegen ihn erhobne Beſchuldigung wegen einiger Spöttereien über ein Wunder. Gleich darauf ging der Herzog als Vizekönig nach Sicilien, wo er bis 1615 blieb. Er war hier eifrig bedacht, die öffentliche Sicherheit herzuſtellen, Ackerbau und Handel zu ermuntern und die Küſten der Inſel gegen die Räubereien der Türken, die er zweimal ſchlug, zu ſichern. Nach ſeiner Zurückberufung blieb er nur kurze Zeit in Spanien, und ging darauf als Vizekönig nach Neapel. Auch hier war ſeine Sorgfalt dahin gerichtet, den Druck zu erleichtern, der auf dem Volke laſtete, aber eben dadurch machte er ſich den Adel, den er ſtrenge behandelte, und die Geiſtlichen, deren Erbſchleichereien er Einhalt that, verhaßt. Die Anſprüche Venedigs auf die ausſchließende Herrſchaft über das adriatiſche Meer, die dem Handel von Neapel und Sicilien großen Schaden brachten, widerſetzte er ſich mit ſiegreichem Nachdrucke. Als Philipp III. auf Andringen des päpſtlichen Nuntius die Inquiſition in Neapel einführen wollte, wehrte ſich der Herzog mit ſolcher Beharrlichkeit dagegen, daß ſeine Feinde ihn des Trotzes gegen den König anklagten und um den Sturm zu beſchwören, vermählte er ſeine Tochter mit dem Sohne des Günſtlings Lerma. Sein Widerſtand gegen die Einführung der Inquiſition, hatte ihn beſonders der Geiſtlichkeit verhaßt gemacht, die in Neapel ſehr mächtig war, und da er vorausſah, daß die Hofränke ihm endlich doch die Gewalt entreißen würden, machte er den Anſchlag, ſich ſelber der Herrſchaft zu bemächtigen. Er ſuchte in dieſer Abſicht ſeit 1617 die Geſinnungen von Savoyen, Venedig und Frankreich zu erforſchen, und knüpfte ſpäter Verbindungen mit Holland, ſelbſt mit den Türken an. Unter dem Vorwande eines Kriegszugs gegen die Türken blieb er, gegen die Abſichten ſeines Hofes, gerüſtet, und wie er 1618 zur Beförderung ſeines geheimen Zweckes ſich der Verſchwörung Bedmar's liſtig bedient habe, hat Graf Daru in ſeiner trefflichen Geſchichte von Venedig aus einander geſetzt. Ein Theil ſeines Anſchlags wurde ruchbar und ein Kapuziner gab den Vizekönig in Madrid an, der darauf 1619 zurückberufen ward. Er kehrte wie im Triumphe nach Madrid zurück, aber gleich nach Philipps IV. Thronbeſteigung ward eine Unterſuchung gegen ihn verhängt, die 3 Jahre dauerte, jedoch kein endliches Ergebniß lieferte, ſo viel Mühe ſich die Inquiſitoren gaben, den Herzog zu verderben. Er blieb indeß in ſeiner Gefangenſchaft im Schloſſe Alamede, wo er ſeine fröhliche Laune behielt, bis er 1624 ſtarb, an einem Schlagfluſſe, wie Einige ſagen, oder an Gift, das ihm ſeine Frau gegeben haben ſoll. Die Rache des Hofes erloſch mit ſeinem Tode und des Herzogs Sohn kam wieder in dem ungeſtörten Beſitz des väterlichen Erbes.

Oſt, Oſten, ſo viel als Orient. Oſt zum Süden heißt bei den Seefahrern der Kompaßſtrich, welcher 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Süden liegt; Oſt zum Norden diejenige Gegend, welche 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Norden liegt.

Oſtade (Hadrian van), ein berühmter Maler und Kupferſtecher, der zum Unterſchiede von ſeinem minder ausgezeichneten Bruder Iſaak gewöhnlich der gute Oſtade genannt wird. Ländliche Tanzplätze, Bauerhöfe und Ställe, ſo wie das Innere von Bauerhütten und Schen-

ken, sind die Orte, wohin Ostade seine Personen versetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkne Tabaksraucher, oder mit ländlichen Arbeiten beschäftigte Bäuerinnen sind. Wenn Teniers die Natur zuweilen verschönerte, so stellte sie Ostade nur immer so dar, wie er sie sah, ja schien zuweilen sie noch zu verhäßlichen. Aber, wie Teniers, weiß er in seine kleinen Bilder Geist und Wahrheit zu legen. Sein Pinsel ist voll Feinheit, sein Colorit warm und mannichfach und seine Zeichnung ist der Gattung, in der er arbeitete, angemessen. Obgleich Ostade in Deutschland (Lübeck 1610) geboren war, so wird er doch zur niederländischen Schule gerechnet, indem er sein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer, und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erstern machte er die Bekanntschaft des ebenfalls berühmten, aber unglücklichen Brauwers, der sein treuer Freund und Rathgeber ward. Ostade schlug zuerst seine Werkstätte in Harlem auf, und blieb hier bis zu dem Zeitraume, wo die Heere Ludewigs XIV. die Niederlande bedrohten. Den Schrecken des Kriegs auszuweichen, verließ er den Ort, wo sein Ruhm und sein Glück begonnen hatten. Er wollte mit seiner Familie nach Lübeck zurückgehen, traf aber bei seiner Durchreise durch Amsterdam mit einem reichen Privatmanne zusammen, der seine Besorgnisse zu zerstreuen und ihn in dieser Hauptstadt zurückzuhalten wußte. Er erwarb sich hier neuen Ruhm, brachte durch anhaltenden Fleiß ein ansehnliches Vermögen zusammen, und starb 1685. Seine Frau gab ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft, und ließ ihn im Kreise seiner Familie ein hohes Glück finden. Das pariser Museum besitzt ein herrliches Gemälde, worin sich der Künstler selbst neben seiner Frau, die er bei der Hand hält, und von 8 Kindern umringt, gemalt hat.

Ostende, eine befestigte gutgebaute Stadt im Königreich der Niederlande, Provinz Westflandern, mit 10,500 Einw. und einem Hafen an der Nordsee, in welchen größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Rathhaus und Börse sind ansehnlich. Die Festigkeit der Stadt wird dadurch befördert, daß sie unter Wasser gesetzt werden kann. Sie ist merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 dauerte, und damit endigte, daß die holländische Besatzung sich an den spanischen General Ambrosius Spinola ergeben mußte. Die hier 1723 von Kaiser Karl VI. angelegte Handelsgesellschaft erregte die Eifersucht der Engländer und Holländer, und mußte nach dem wiener Vertrage 1731 wieder aufgehoben werden. 1745 zwang der französische Marschall von Löwendahl die Stadt binnen 10 Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe, und sie blieb bis zum aachner Frieden 1748 in franzöſ. Besitz. 1757 vertraute Maria Theresia die Bewahrung des Platzes einer französischen Besatzung an. Joseph II. erklärte Ostende 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden sehr vermehrt wurden. Der Krieg zwischen Frankreich, Holland und England trug überhaupt damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den ersten Jahren des französischen Revolutionkrieges; als aber die Franzosen sich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel mußte seitdem immer mehr sinken. Doch fängt er jetzt an sich wieder zu heben. Ihn begünstigen die Kanäle, wodurch Ostende mit Gent, Brügge und Nieuport in Verbindung gesetzt wird.

Osteolith (Knochenversteinerung). S. d. Art. **Organische Ueberreste.**

Osteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d. Art.).

Ostera, Ostura, Ostra, s. Ostern.

Ostercyklus, s. Kalender.

Ostermann (Heinr. Joh. Fried. Graf). Dieser, in der russischen Geschichte merkwürdige Mann war der Sohn eines lutherischen Geistlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafschaft Mark. Nachdem er in Jena studirt hatte, trat er 1704 in die Dienste des russischen Vizeadmirals Cruys, eines gebornen Holländers, der ihn dem Monarchen empfahl; eine Empfehlung, die sich auf das glänzendste rechtfertigte. Alle Regenten Rußlands, denen er diente, setzten das vollkommenste Vertrauen in ihn, und ließen sich angelegen sein, ihn zu belohnen. Bekanntlich zog Ostermann, in Gemeinschaft mit Catharinen und Schaphirow, den Kaiser am Pruth aus der gefährlichsten Lage. Seit der Zeit war Peters Vertrauen zu ihm unbegrenzt. Mit nicht mindrer Geschicklichkeit unterhandelte er 1721 den nystädter Frieden. Peter selbst gab ihm das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung seiner Pflichten gethan, ernannte ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnstand. Unter der Regierung der Kaiserin Catharina I. wurde Ostermann Reichsvizekanzler und wirklicher Geheimerrath. Auf ihrem Sterbebette ernannte sie ihn zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitgliede des Raths, der während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führen sollte. Ostermann leitete die Erziehung des jungen Kaisers nach bester Einsicht, und schrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt dafür von seinem Zöglinge, der noch fast als Kind starb, 1730 die Grafenwürde. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Kabinetsminister. Da aber seinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeist, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, so suchte er sich durch Zurückgezogenheit, die er mit Kränklichkeit entschuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu sichern, und erschien nur, wenn in wichtigen Fällen die Monarchin ausdrücklich seinen Rath hören wollte. Nach ihrem Tode, 1740, wollte er ganz von dem Schauplatze abtreten, aber der Herzog von Kurland, damaliger Regent, hinderte ihn daran. Die Regentin Anna, des Kaisers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral, und wiewol er, als ein eifriger Freund Preußens, viele mächtige Große und unter diesen selbst den Gemahl der Regentin, den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, welche sämmtlich der österreichischen Partei anhingen, zu Gegnern hatte: so entsprangen für ihn doch keine nachtheiligen Folgen daraus, da er sich, um der Regierung mehr Festigkeit zu geben, bewegen ließ, denjenigen beizutreten, welche die Großfürstin und Regentin Anna selbst auf den russischen Thron zu setzen, und den bisherigen Kaiser, ein Kind von einigen Monaten, zu ihrem Thronfolger zu erklären, im Sinne hatten. Die Ausführung dieses Plans wurde durch die Empörung der Elisabeth am Ende des J. 1741 übereilt. Diese schwache Fürstin ließ sich von ihren Ministern und Höflingen überreden, den Grafen Ostermann und mehrere Andre als Verbrecher verhaften und von einer Commission zum Tode verurtheilen zu lassen. Schon hatte Ostermann das Blutgerüst bestiegen und der Henker das Beil erhoben, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiserin seine Strafe in Verbannung verwandle. Seine Gemahlin, eine geborne Stresnew, so wie seine Dienerschaft, folgten ihm nach Berefow in

Sibirien. Seine Tochter und seine zwei Söhne blieben zurück. Er lebte noch fünf Jahre, schwächlich und mühsam, und starb 1747. Ostermann hatte einen weitumfassenden, aufgeklärten Verstand, besaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menschenkunde, und zeigte in allem seinen Thun ein feines Zartgefühl. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hindernisse. Er war untadelhaft in seinem Lebenswandel, geschäftig, unbestechlich und treu, in den Wissenschaften nicht unerfahren, besonders mit seltnen Sprachtalenten ausgerüstet, ein Beschützer des Verdienstes und der Gelehrsamkeit, und als Staatsmann unübertroffen in der Kenntniß der europäischen Höfe und ihrer Verhältnisse unter einander. Dabei aber war er mißtrauisch, und auf jedes Talent, das ihm den Rang streitig machen zu können schien, eifersüchtig. Seine Leidenschaften wußte er eben sowol zu beherrschen, als seine Meinung in schwierigen Fällen geschickt zurückzuhalten. Ostermann's Söhne, welche beide kinderlos waren, adoptirten ihrer Schwester Söhne, die seitdem Tolstoy-Ostermann (ihr Vater war der General Tolstoy) heißen, und sich in Hof-, Civil- und Militärdiensten rühmlich auszeichnen. Besonders ist der Name Ostermann durch die Schlacht gegen Vandamme bei Culm (30. Aug. 1813) von neuem berühmt geworden. S. Culm.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat am wahrscheinlichsten seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen in demselben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchen das christliche Osterfest fällt. Mit dieser Erklärung besteht sehr wohl die adelung'sche Meinung, daß Ostern von dem veralteten Worte: oster, osten, abzuleiten sei, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferstehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unsern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Kultus, der ihr vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die abergläubischen Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier ꝛc. zusammen. Der, seit der Mitte des 2. Jahrh. mit vieler Heftigkeit zwischen den orientalischen und occidentalischen Christen geführte und mehreremale erneuerte Osterstreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieses Fest mit den Juden zugleich zu feiern (s. d. Art Pascha) und diese darauf drangen, es ohne Paschamahl, und nur von einem Sonntage (als dem Auferstehungstage Jesu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicäa nach der Meinung der letztern entschieden. Ueber die Art, wie die Zeit dieses Festes für jedes Jahr bestimmt wird, s. d. Art. Kalender. E.

Oesterreich, Haus Oesterreich (Habsburg und Lothringen). Das Kaiserthum Oesterreich ist ein europäischer monarchischer Bundesstaat germanischer, slavischer, magyarischer und italienischer Völker. Die Wiege dieser Monarchie war das Land unter der Ens. Hier entstand aus einer Grenz-Landwehr des südöstlichen Deutschlands gegen asiatische Hordenschwärme, im Zeitalter Carls des Großen, um das J. 800, das Markgrafthum Oesterreich. In der Folge wurde dasselbe, mit dem Lande ob der Ens vereinigt (im J. 1156), ein Herzogthum. Doch begann die Ausbildung desselben zu einem mächtigen Staate erst mit dem J. 1282, in welchem das Haus Habsburg Oesterreich erhielt. Diese Dynastie verband damit nicht nur mehrere Länder (den nachmaligen österreichischen Kreis),

sondern auch die römisch-deutsche Wahlkrone im J. 1438, worauf Oesterreich 1453 zu einem Erzherzogthume erhoben ward. Durch den Erwerb von Böhmen und Ungarn (mittelst freier Wahl 1526) stieg es zu dem Range einer europäischen Monarchie. Das Haus Oesterreich-Lothringen behauptete diesen Rang im aachner Frieden 1748, befestigte die Einheit seiner Staatenmasse durch die Erhebung der Monarchie 1804 zu einem Erbkaiserthum, und machte seine Würde als eine der Ausschlag gebenden europäischen Hauptmächte geltend, vor und auf dem wiener Congresse 1815. Diesen Hauptpunkten des politischen Schicksals des Ganzen knüpfen sich an die einzelnen Merkwürdigkeiten der Länder und Völker. Seit die Römer, 33 nach Chr., die Noriker bezwungen und die Donau besetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau, nach den böhmischen und mährischen Grenzen hin, zu dem Reiche der Markmannen und Quaden; ein Theil von Niederösterreich und Steiermark gehörte, nebst Wien (Vindobona), einer römischen Municipalstadt, zum obern Panonien; das übrige, nebst Kärnthen und einem Theile von Krain, bildete einen Bestandtheil von Noricum; Görz gehörte zur römischen Provinz Illyricum, und Tyrol war ein Theil von Rhätien. Die Völkerwanderung zerriß diese Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechselten hier im Laufe des 5. und 6. Jahrh. ihre Wohnplätze, bis seit 568, als die Longobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze zwischen dem deutschen Volksstamme der Baiern, welchen das Land ob der Ens gehörte, und den von Osten her an diesen Strom nachgerückten Avaren bildete. An der Mur, Save und Drave erschienen aber bereits seit 611 die Wenden, ein slavischer Volksstamm. Als in der Folge (788) nach der Auflösung des Herzogthums Baiern (s. d.), die Avaren über die Ens gegangen und in die fränkischen Grafschaften im Baierlande eingefallen waren, schlug sie Carl der Große, 791, bis an die Raab zurück, und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens), mit Deutschland unter dem Namen Avarien, oder östliche Mark, Marchia orientalis oder Austria, woraus im 10. Jahrh. (zuerst in einer Urkunde Otto III. 996) Ostirrichi oder Oesterreich wurde. Carl schickte Kolonisten, mehrentheils Baiern, in die neue Provinz, welche er durch einen Markgrafen regieren ließ, während der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über alles Kirchenwesen in derselben führte. Avarien bildete seit dem Theilungsvertrage von Verdun (843) die östliche Ehrenprovinz des deutschen Reichs. Durch den Einfall der Ungarn in Deutschland kam es (900) in deren Besitz, bis Kaiser Otto I. (955), in Folge des Siegs bei Augsburg, einen großen Theil dieser Provinz wieder an sein Reich brachte. Bald wurde sie durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgesetzten Markgrafen in ihrem ursprünglichen Umfange mit Deutschland auf's neue vereinigt, und ihre Grenze unter Kaiser Heinrichs III. Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) im J. 1043 bis an die Leytha erweitert. Das Markgrafthum Oesterreich war von 982 bis 1156 in dem Geschlechte der Grafen von Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der Wahl des Kaisers, erblich gewesen. Auch kommen schon 1096 Landstände von Oesterreich in Urkunden vor. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Stolzen (Herzogs von Baiern und Sachsen) erhielt Markgraf Leopold V. von Oesterreich vom Kaiser Conrad 1138 das Herzogthum Baiern; als aber Leopolds Sohn, der Mark-

graf Heinrich, mit dem Beinamen Ja-so-mir-Gott, dasselbe zu Regensburg (1156) an Heinrich den Löwen wieder abgetreten hatte, wurde die bisherige Mark Oesterreich unter der Ens durch die ganze Mark ob der Ens vergrößert, und beide zu Einem Herzogthume mit gewissen Vorrechten erhoben. Unter demselben Herzoge Heinrich ward Wien die Residenz. Sein Sohn, Herzog Leopold VI., erhielt durch Belehnung vom Kaiser Heinrich VI. 1192 das Herzogthum Steiermark, welches Kaiser Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Wahrscheinlich ließ deshalb Herzog Leopold VI. den König Richard Löwenherz von England, auf dessen heimlicher Durchreise von Palästina, gefangen nehmen und an Kaiser Heinrich VI. ausliefern. Bisher war die Residenz der Herzöge von Oesterreich in der Burg auf dem Kahlenberge, unweit Wien, gewesen. Leopolds jüngerer Sohn, Herzog Leopold VII., baute sich aber in der Stadt Wien selbst einen Palast, der noch heutiges Tages unter dem Namen der alten Burg von den Monarchen Oesterreichs bewohnt wird. Leopold VII., mit Recht der Glorreiche genannt, stiftete das Hospital zum heiligen Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die eine ordentliche städtische Verfassung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zugleich zur Beförderung des Handels 30,000 Mark Silber vorschoß. Vom Hochstifte Freisingen kaufte er einen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngsten seiner drei Söhne, Friedrich II. dem Streitbaren, in einem blühenden Zustande. Allein dieser wurde, weil er sich mit den lombardischen Städten gegen den Kaiser Friedrich II. verbunden hatte, 1236 mit der Reichsacht belegt, und Herzog Otto von Baiern riß das Land ob der Ens (bis auf Linz) an sich. Das übrige Land gab der Kaiser als eingezognes Lehn einem Markgrafen, und Wien wurde eine Reichsstadt. Doch bemächtigte sich Herzog Friedrich während des Kaisers Zug nach Italien des größten Theils seines Landes wieder, und der bedrängte Kaiser bestätigte ihm zu Verona 1245 seine Vorrechte auf's neue. Das reichsstädtische Privilegium Wiens wurde vernichtet; Friedrich sollte sogar die königliche Würde für Oesterreich und Steiermark erhalten, als sein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15. Juli 1246), im 35. Jahre seines thatenreichen Lebens, alle seine Hoffnungen vernichtete. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des babenbergischen Hauses. Die folgende Zeit von 1246 bis 1282 heißt das österreichische Interregnum. Kaiser Friedrich II. erklärte nämlich Oesterreich und Steiermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutschen Kaiser, und setzte einen Statthalter nach Wien, dessen reichsstädtische Rechte wieder erneuert wurden. Aber die weiblichen Verwandten des verstorbnen Herzogs Friedrich, seine Schwester Margarethe (Wittwe Kaisers Heinrich VI.), und seine Nichte Gertraud (die nach der Trennung von ihrem ersten Gemahle, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren, sich mit dem Markgrafen Herrmann von Baden, Statthalter Kaisers Friedrich in Oesterreich, vermählt hatte) erhoben, vom Papste Innocenz IV. aufgeregt (1248), Ansprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Herrmann, vom Papste und einer starken Partei unterstützt, bemächtigte sich Wiens und mehrerer österreichischen Städte; in Steiermark leistete ihm der Statthalter, Graf Meinhard von Görz, Widerstand. Herrmann starb aber schon 1250, und sein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Conradin von Schwaben zu Neapel (1268) enthauptet wurde, — war erst ein Jahr alt. Da nun verschiedne Parteien das

Land verwirrten, und Kaiser Conrad IV. durch den Kampf mit seinem Gegenkönig abgehalten war, an Oesterreich zu denken: so faßten die Stände von Oesterreich und Steiermark 1251 den Entschluß, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrichs des Streitbaren, Constantia (Wittwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen), zum Herzoge zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, seinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Oesterreich und Steiermark zu erklären, welcher auch durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwittweten Kaiserin Margarethe seine Ernennung zu unterstützen wußte. Steiermark, dessen sich Bela, König von Ungarn, bemächtigt hatte, nahm er diesem, nach dem Siege im Marchfelde (Juli 1260), wieder ab, und ließ sich 1262 von dem römischen Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Darauf fielen ihm durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (gest. 1269), das Herzogthum Kärnthen, der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich und ein Theil von Friaul zu. Doch diese Macht zerbrach an der Stärke des, gegen Ottokars Willen zum Kaiser erwählten (1272), Grafen Rudolph von Habsburg. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte er diesem Helden (Nov. 1276) die gesammten österreichischen Besitzungen abtreten. Als er sie (1277) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) das Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolph blieb drei Jahre lang in Wien, und ernannte dann seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie die der drei geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgrafen am Rheine zu erhalten, belieh er (27. Dec. 1282) seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern Oesterreich und Steiermark, wie auch mit Kärnthen, welches letztre aber beide Brüder dem Grafen Meinhard von Tyrol, Albrechts Schwiegervater, überließen. Doch schon im folgenden Jahre schlossen sie einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Besitzer von Oesterreich, Steiermark und Krain wurde; Wien, das seinen reichsstädtischen Rechten gänzlich entsagte, ward die Residenz, Oesterreich aber von nun an der Geschlechtsname der Nachkommen Rudolphs und seiner Söhne. (Vergl. d. Art. Habsburg und Rudolph von Habsburg). Mit dem Eintritte der habsburgischen Dynastie ward der Grundstein zu Oesterreichs nachmaliger Größe gelegt. Der despotische Albrecht wurde von Ungarn und Baiern befehdet. Kaum hatte er gegen Adolph von Nassau die römische Königskrone 1298 erkämpft, so ward er von seinem Neffen, Johann von Schwaben, dem er seine Erbgüter vorenthielt, bei Rheinfelden (1. Mai 1308) ermordet. Johann starb in einem Kloster zu Pisa 1313, und sein Erbe fiel des ermordeten Albrechts fünf Söhnen (Friedrich, genannt der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu. Diese mußten dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche im J. 1303 einen Umfang von 1254 Q. M. hatten, mit 20,000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die österreichischen Besitzungen durch die schwäbische Markgrafschaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden mit Baiern erwarben sie Neuburg. Dagegen scheiterte der Versuch des Herzogs Leopold, die, unter Albrecht verlornen helvetischen Wald-

städte wieder zu erlangen (1315) an der Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten. Auch sein, 1314 von einigen Kurfürsten zum römisch-deutschen König erwählter Bruder Friedrich unterlag seinem Gegner, Kaiser Ludewig (von Baiern) bei Mühldorf 1322, und war 2½ Jahre lang dessen Gefangner im Schlosse Trausnitz. Doch der Kampf mit dem Hause Luxemburg in Böhmen und mit dem Papste Johann XXII., vermochte 1325 den Kaiser, seinem Gefangnen die Freiheit zu geben, wogegen dieser aller Theilnahme an der Regierung entsagte und alle Reichsgüter, die noch in österreichischer Gewalt waren, herauszugeben versprach. Allein Leopold hielt diese Uebereinkunft für unrühmlich und setzte den Kampf gegen Ludewig fort; daher stellte sich Friedrich wieder als Gefangner in München ein. Von dieser Treue gegen sein gegebnes Wort gerührt, schloß Ludewig mit Friedrich den Bund der Freundschaft, und einen Vergleich (7. Sept. 1325) zur gemeinschaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zustimmung der Kurfürsten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Unterdessen waren Leopold 1326, und Heinrich von Oesterreich 1327 gestorben; auch Friedrich starb kinderlos (13. Jan. 1330), worauf sich dessen Brüder, Albrecht II. und Otto, mit dem Kaiser Ludewig verglichen. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen (Vaters der Margarethe Maultasch), ließen sie sich vom Kaiser mit Tyrol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tyrol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (9. Oct. 1336) für dessen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr dessen Braut, Margarethe Maultasch, wieder ab. Als Otto und seine Söhne verstorben waren (1344), vereinigte Albrecht II. (der Weise) die gesammten österreichischen Lande, welche noch durch seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit dessen Besitzungen (1324), so wie durch die burgundisch-kyburgischen Güter (1326) vergrößert worden waren. Unter Albrechts II. vier Söhnen (Rudolph, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete sich Rudolph II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche in Wien, durch die Errichtung eines Collegiatstifts und der hohen Schule zu Wien (1365) aus; er starb zu Mailand (1365) kinderlos, vor ihm der jüngste Bruder, Friedrich; und im J. 1379 theilten sich die beiden hinterbliebnen also, daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oesterreich nahm und alle übrige Länder seinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Als Leopold hierauf in dem wiederholten Versuche auf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz bei Sempach (9. Juli 1386), wo Winkelried's unsterbliche That ihm den Sieg entriß, das Leben verloren hatte, führte Albrecht die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne seines Bruders. An ihn trat Margaretha Maultasch Tyrol ab, nachdem ihr einziger Sohn, Prinz Meinhard, vermählt mit Albrechts Schwester, gestorben war. Sie behielt bloß einige Schlösser und 6000 Mark Goldes; Baiern aber entsagte seinen Ansprüchen gegen die Ueberlassung von Schärding und der drei tyrolischen Städte, Kitzbühl, Ballenberg, Kufstein und einer Summe von 116,000 Goldgülden. Außer Tyrol kamen bis zu Albrechts III. Tode (1395) noch mehrere Gebiete an Oesterreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch seine Besitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Oesterreich von den Grafen von Fürstenberg das Breisgau nebst den Städten Neuburg, Altbreisach, Kenzingen und Villingen; den Rest von

Krain und der windischen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafschaft Pludenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich hohenbergischen Besitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwischen Ungarn und Venedig die Stadt Triest (1380) erworben, und die beiden Landvogteien in Ober- und Nieder-Schwaben vom römischen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und sein Bruder, Leopold III., hatten zwei Linien, die österreichische und steiermärkische, gestiftet, die 78 Jahre lang fortdauerten. Albrechts III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als sein Vater 1395 starb, in Palästina. Nach seiner Rückkunft wollte er sich an dem Markgrafen Procop von Mähren für dessen verübte Feindseligkeiten rächen, starb aber an Gift vor Znaym (1404). Sein minderjähriger Sohn, Albrecht V., ward 1410 für mündig erklärt, und vereinigte, als Schwiegersohn des Kaisers Siegmund die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutschen Kaiserkrone (1438). Dieser treffliche Fürst starb aber schon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die albrecht-österreichische Linie, deren Länder der steiermärkischen zufielen. Von nun an blieb die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen bei dem Hause Oesterreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit verloren, so wie, nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiser Friedrich III., auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Meydberg erworben, und um den Glanz des Hauses zu erhöhen, ertheilte dieser Kaiser ihm die erzherzogliche Würde. Den, zwischen Friedrich und seinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, ausgebrochnen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, belagert wurde, endigte des Letztern Tod (Dec. 1464). Nun trat auch Siegmund seinen Antheil am Erbe des verstorbnen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oesterreich. Seine Regierung ward höchst wichtig für Oesterreich durch die Erwerbung der Niederlande. Der Herzog von Burgund, Carl der Kühne, hatte nämlich bei seinem Angriffe auf Lothringen und Helvetien, in der Schlacht bei Nancy (1477) das Leben verloren. Da warb Kaiser Friedrich, gestützt auf eine frühere Zusage Carls, um dessen hinterlassne Tochter, Marie, für seinen Sohn Maximilian. Die Vermählung ward vollzogen, doch kostete es Maximilian viel Mühe, sich in der Regierung der Niederlande, die er als Vormund seines Sohnes Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenschaft zu Brügge endigte (1489) ein Vergleich zu seinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern. Als er nach seines Vaters Tod (19. Aug. 1493) deutscher Kaiser geworden war, trat er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Maximilian (vergl. Deutschland und Maximilian I.) erweiterte die Grenzen seiner Erbländer durch ganz Tyrol und viele andre, besonders baierische Gebiete; auch erwarb er seinem Hause erneuerte Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künste und Wissenschaften in Deutschland zu werden. Die Verheirathung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien; da aber Philipp schon 1506 (13 Jahre früher als sein Vater) gestorben war, so erfolgte die Vereinigung Spaniens und Oesterreichs erst nach Maximilians Tode (12. Jan. 1519), indem sein Enkel (Phi-

lipps ältester Sohn), Carl I., König von Spanien (s. Carl V.) zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Dieser überließ aber durch die Theilungsverträge von Worms (28. April 1521) und Gent (7. Mai 1540) alle deutsche Erbländer (die Niederlande behielt Carl V. für sich) an seinen Bruder Ferdinand. Jetzt besaß das Haus Oesterreich eine Ländermasse von 17,000 Q. M.; allein es sollte noch mächtiger werden. Außerdem, daß Kaiser Carl V. die Zahl der niederländischen Provinzen bis auf 17 vermehrte, und unter dem Namen des burgundischen Kreises ihre, von seinem Großvater schon beschlossne Einverleibung mit dem deutschen Reiche bestätigte, erwarb Ferdinand I., der mit einer Schwester des ungarischen Königs Ludewig II. vermählt war, nachdem dieser in der Schlacht bei Mohacz das Leben verloren hatte, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz. Böhmen erkannte Ferdinanden willig als seinen König an. Auch in Ungarn ward er, ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners, Johann von Zapolya, (man vergl. Ungarn), den 26. Nov. 1526 durch die Reichsversammlung zum Könige ernannt und den 5. Nov. 1527 gekrönt. Aber Zapolya vertraute sein Schicksal dem Sultane Solimann I. an, und bald stand dieser (1529) vor den Mauern Wiens; nur die klugen Maßregeln des österreichischen Feldherrn, Grafen von Salm, retteten die Hauptstadt; und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. 1535 kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als aber Johann gestorben war, entstanden neue Unruhen, in welche sich Soliman wiederum einmischte, und Ferdinand konnte den Besitz von Niederungarn nur durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten von dem kriegerischen Sultan erkaufen (1562). Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Wirtemberg, welches der schwäbische Bund dem unruhigen Herzoge Ulrich abgenommen, und dem Kaiser Carl V. verkauft hatte, durch den es bei der Theilung an Ferdinand gekommen war. Herzog Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, benutzte nämlich Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte durch Unterstützung Frankreichs Wirtemberg, welches Frankreich im Vergleiche zu Cadan in Böhmen (29. Juni 1534) mit der Bestimmung, daß es österreichisches Afterlehn sein, und nach dem Abgange des österreichischen Mannsstammes an Oesterreich fallen solle, an Ulrich wieder abtrat. Diese Verluste wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Kostnitz nicht ganz ersetzt; dennoch betrugen die Besitzungen des österreichischen Hauses deutscher Linie 5402 Q. M. Ferdinand empfing auch die Kaiserkrone, als sein Bruder Carl (1558) das Scepter mit der Mönchsgeißel vertauscht hatte, und hinterließ, als er (25. Juli 1564) mit dem Ruhme eines trefflichen Regenten starb, drei Söhne und zehn Töchter. Nach seinem Willen theilten die erstern die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Maximilian II., der auch Kaiser wurde, Oesterreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tyrol nebst Vorderösterreich, und der dritte, Carl, Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der die schöne Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welser, geheirathet hatte, gestorben war (1595), und seine Söhne, Andreas (Kardinal und Bischof zu Konstanz und Brixen, auch spanischer Statt-

halter der Niederlande), und Carl (Markgraf von Burgau) nicht als standesmäßig anerkannt wurden, fielen seine Besitzungen an seine Vettern zurück. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Solimans vor Sigeth 1566 hatte einen Waffenstillstand zur Folge, und 1572 ließ Maximilian seinen ältesten Sohn, Rudolph, als König von Ungarn krönen, der darauf auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum römischen Könige erwählt wurde. Dagegen mißlangen ihm die Versuche, die polnische Krone an Oesterreich zu bringen, so wie es in der Folge seinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587), ebenfalls nicht gelang, König von Polen zu werden. Maximilian starb den 12. Oct. 1576; von seinen fünf Söhnen wurde Rudolph, der älteste, Kaiser. Unter seiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Protestantismus, den er aus seinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umstände, unter denen er genöthigt wurde, 1608 Ungarn und Böhmen und 1611 die österreichischen Erblande an seinen Bruder Matthias abzutreten, merkwürdig. Letztrer, der ihm auch (1612) in der Kaiserwürde folgte, schloß zwar einen zwanzigjährigen Frieden mit den Türken, hatte aber desto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende der Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (starb den 20. März 1618). Die Böhmen weigerten sich, seinen Nachfolger, Ferdinand, anzuerkennen, und wählten das Haupt der evangelischen Union, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 ward Böhmen Ferdinanden unterworfen, der nun im eigentlichen Böhmen und Mähren die protestantische Religion gänzlich ausrottete. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majestätsbrief, errichtete ein katholisches Reformationsgericht und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tausende. Auch die österreichischen (meistens protestantischen) Stände wurden von Ferdinand zur Huldigung gezwungen, worauf er das Lutherthum in Oesterreich streng verbot. Zuletzt ward Ungarn, das unter Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, sich empört hatte, bezwungen. Dieser Religionskrieg kostete dem österreichischen Hause den Flor seiner Länder. Denn unter Ferdinands Nachfolger Ferdinand III. (1637—1657) wurden Oesterreichs Länder immer mehr der Schauplatz des furchtbaren Kriegs. Im Laufe desselben trat Ferdinand im prager Frieden 1635 die Lausitz an Sachsen, und am Schlusse desselben, im westphälischen Frieden 1648, das Elsaß an Frankreich ab. Ferdinands III. Sohn und Nachfolger, Kaiser Leopold I., war durch Eugen siegreich in zwei Türkenkriegen. Er verwandelte Ungarn 1687 in ein Erbreich, und vereinigte damit Siebenbürgen, obwol unter eignen Fürsten. Auch gab die Pforte im carlowitzer Frieden 1699 das Land zwischen der Donau und Theiß an Ungarn zurück. Darauf wollte Leopold seinem zweiten Sohne Carl die Erbfolge in der spanischen Monarchie von dem kinderlosen König von Spanien, Carl II., zusichern lassen; allein seine Unentschlossenheit und Frankreichs feinere Politik vermochten Carl II., den Enkel Ludewigs XIV. zum Erben seines Throns einzusetzen. Also begann der spanische Erbfolgekrieg 1701; während desselben starb Leopold, 5. Mai 1705. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., setzte den Krieg fort, starb aber ohne Kinder den 17. April 1711, worauf sein Bruder, der bestimmte König von Spanien, Carl, aus Barcelona nach seinen Erb-

staaten eilte, um deren Regierung zu übernehmen. Auch er wurde zum Kaiser erwählt, den 24. Dec. d. J., mußte aber dem von seinen Bundesgenossen abgeschlossnen utrechter Frieden zu Rastadt und Baden, 1714 beitreten, nach welchen Friedensschlüssen Oesterreich bloß die Niederlande, Neapel und Sardinien erhielt. Das Herzogthum Mantua, das von Joseph schon 1708 in Beschlag genommen worden war, da dessen Herzog sich gegen das deutsche Reichsoberhaupt mit Frankreich verbündet hatte, ward als Lehn mit der österreichischen Monarchie vereinigt. Die Monarchie umfaßte jetzt einen Flächeninhalt von 9043 Q. M., mit fast 29 Mill. Einw. Sie hatte zwischen 13 bis 14 Mill. Gulden Einkünfte und ein Heer von 130,000 Mann. Ihre Macht wurde jedoch durch neue Kriege mit Spanien und Frankreich sehr geschwächt. Carl VI. mußte nämlich im wiener Frieden 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er bloß Parma und Piacenza erhielt. Im folgenden Jahre verlor er durch den belgrader Frieden fast alle Früchte von Eugens Siegen, bis auf Temeswar; denn er mußte Belgrad, Servien, den österreichischen Antheil an der Wallachei, Orsowa und Bosnien an die Pforte zurückgeben. Dies alles bewilligte Carl VI., um die Erbfolge in seiner Monarchie seiner Tochter, Maria Theresia, durch die sogenannte pragmatische Sanction zuzusichern. Dieses Erbfolgegesetz ward von 1713 bis 1719 errichtet, und nach und nach von allen europäischen Mächten anerkannt. Als nun nach Carls VI. Tode (20. Oct. 1740) der habsburgisch-österreichische Mannsstamm erloschen war, bestieg Maria Theresia, vermählt mit dem Herzoge Stephan von Lothringen (daher von jetzt an das lothringisch-österreichische Haus beginnt), den Thron von Oesterreich. Von allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie. Doch alle wies Maria Theresia (s. d. Art.) im Gefühl ihres Rechts zurück. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war; Friedrich II. von Preußen eroberte Schlesien, der Kurfürst von Baiern wurde in Linz und Prag gekrönt, und als Carl VII. (1742) zum Kaiser erwählt. Nur die treuen Ungarn standen ihrer heldenmüthigen, schönen Königin bei. Doch mußte sie im Frieden von Breslau (4. Juni 1742) an Preußen Schlesien nebst Glatz, mit Ausnahme von Teschen und Troppau, abtreten. Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiser Carl VII. zu Hülfe eilte: allein dieser starb schon am 20. Jan. 1745, und Theresens Gemahl wurde als Franz I. Kaiser von Deutschland. Ein zweiter Friedensschluß (25. Dec. 1745) sicherte Friedrich den Besitz von Schlesien auf's neue zu, so wie Oesterreich im Frieden von Aachen (18. Oct. 1748) auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Philipp von Spanien, und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten mußte. Jetzt war die Fortdauer der österreichischen Monarchie gesichert; allein Maria Theresia wollte Schlesien zurückhaben. Sie stellte daher ihre Armee wieder her, und verband sich unter der Leitung des großen Ministers Kaunitz mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden. Daraus entstand der siebenjährige Krieg; aber Preußen behielt im hubertsburger Frieden 1763 Schlesien, und Oesterreich hatte Gut und Blut vergebens aufgeopfert. Daher zeigte sich in Oesterreich jetzt das erste Papiergeld, Staatsobligationen genannt, zu deren Umsetzung Kaiser Franz eine Bank errichtete. Nach seinem Tode (18. Aug. 1765) ward Joseph, sein ältester Sohn, Mitregent seiner Mutter in

den Erbstaaten und deutscher Kaiser. Besorgt, daß der Mannsstamm ihres Hauses wieder aussterben könnte, stiftete jetzt Maria Theresia zwei Nebenlinien: das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne, Peter Leopold, und das Haus Este in der Person des Erzherzogs Ferdinand. Für solche Abtrennungen entschädigte Maria Theresia den Hauptkörper mittelst Einziehung mehrerer, von Ungarn an Polen einst verpfändeter Städte, ohne das Lösegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galiziens und Lodomiriens bei der ersten Theilung des Königreichs Polen (1772), und durch die Besitznahme der Bukowina, welche die Pforte 1777 abtrat. Das Rentamt Burghausen (Innviertel) erhielt Oesterreich im teschner Frieden (13. Mai 1779), so wie die erledigte Grafschaft Hohenembs in Schwaben, die Grafschaft Falkenstein und die schwäbischen Herrschaften Tettnang und Argen, so daß beim Tode der Kaiserin (28. Nov. 1780) Oesterreich 11,070 Q. M. umfaßte; sie hatte 772 Q. M. verloren, und dagegen 1618 gewonnen: die Bevölkerung betrug 24 Mill., allein die Staatsschulden waren auf 160 Mill. Gulden angewachsen. Die Regierung dieser großen Frau zeichnete sich aus durch treffliche Einrichtungen in der Staatsverwaltung überhaupt, durch Sorge für Ackerbau, für Handlung, Volkserziehung, Unterricht, Religion, Wissenschaft und Kunst, so wie durch die von Kaunitz mit großer Umsicht und Kraft geführte Leitung der auswärtigen Verhältnisse, selbst in Anwendung auf den römischen Hof. Ihr Nachfolger, Joseph II., (s. d. Art.) handelte mit rastloser Thätigkeit noch vorurtheilsfreier, oft zu rasch oder zu gewaltsam. Schon als Mitregent machte er bedeutende Ersparungen in der Hofverwaltung, in Pensionsvertheilungen und im Besoldungswesen. Nach dem Tode seiner Mutter aber entwickelte sich seine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten, wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch seltne liberale Regierungsgrundsätze. Das Censurwesen wurde reformirt, die Protestanten erhielten Freiheiten und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldsamkeit behandelt, 900 Klöster und Stifter wurden aufgehoben, selbst der Besuch Pius VI. änderte nichts in Josephs Reformationssysteme; das Schulwesen unterwarf er einer Revision und Verbesserung; den Fabriken gab er durch die strenge Mauth mehr Schwung und Ausbreitung. Aber sein Eifer reizte den Widerstand aller Feinde der wahren Aufklärung. Die Niederländer empörten sich, und sein Verdruß darüber war vielleicht ein Hauptgrund zu dem Gedanken, die Niederlande, unter dem Titel eines Königreichs Austrasien, an den Kurfürsten von Pfalzbaiern gegen dieses Land zu vertauschen, welcher Plan aber an der Festigkeit des nächsten Agnaten, Herzogs von Zweibrücken, und an dem deutschen Fürstenbunde Friedrichs II. scheiterte. Nicht glücklicher war Joseph im Kriege 1788 gegen die Pforte; persönliche Anstrengungen im Felde und der Gram über die in seinen Erbstaaten ausgebrochnen Unruhen beschleunigten seinen Tod (20. Febr. 1790). Ihm folgte sein ältester Bruder Leopold II. (s. d. Art.) bisher Großherzog von Toscana. Es gelang ihm, durch Nachgeben und Festigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Der Vertrag mit Preußen, von Reichenbach (27. Juli 1790), und der von Sziſtow (4. Aug. 1791) verschaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das traurige Schicksal seiner Schwester und ihres Gemahls, Ludewigs XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündnisse mit Preußen; doch noch ehe der Revolutionskrieg losbrach, starb er (1. März 1792). Kurz nach der Thronbesteigung seines Sohns, Franz II.,

der (14. Juli 1792) auch zum deutschen Kaiser erwählt wurde, erklärte Frankreich an ihn, als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg. (S. Frankreich). Oesterreich verlor in dem ersten Friedensschlusse von Campo Formio (17. Oct. 1797) die Lombardei, nebst den Niederlanden, wofür es den größten Theil des venetianischen Gebiets erhielt; zwei Jahre früher (1795) war es bei der dritten Theilung Polens durch Westgalizien vergrößert worden. Im Anfange des J. 1799 begann Kaiser Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich auf's neue; doch Buonaparte erzwang den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801), den Franz ohne Englands Beitritt abschloß, und worin er die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinand von Toscana diesem Lande entsagte, wofür ihm Salzburg, nebst Berchtesgaden und einem Theile des passauischen Gebiets, und in der Folge noch der größte Theil von Eichstädt nebst der Kurwürde zugestanden wurde. Oesterreich selbst erhielt die beiden tyrolischen Erzstifte, Trient und Brixen, so daß es mit Einschluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, noch 452 Q. M. gewonnen hatte, und also 11,976 Q. M. überhaupt umfaßte. Aber die Masse der Staatsschulden war bis auf 1220 Mill. Gulden gestiegen. Da trat der Zeitpunkt ein, wo Franz, als Frankreichs erster Consul sich zum Kaiser ausrufen ließ, in richtiger Ahnung der Zukunft, sich selbst (11. Aug. 1804) zum Erbkaiser von Oesterreich erklärte, indem er, unter dem Namen „Kaiserthum Oesterreich" alle seine Staaten zu einem Ganzen vereinigte. Hierauf griff er noch einmal, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des französischen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 endigte mit dem Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805), in welchem Franz die noch übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichstädt, den Antheil von Passau, ganz Tyrol, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Baiern, ferner an den König von Würtemberg die fünf Donaustädte, die Grafschaft Hohenberg, Landgrafschaft Nellenburg, Landvogtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, so wie an den Großherzog von Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Konstanz und die Commende Meinau abtreten mußte. Dafür erhielt Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden; der Kurfürst von Salzburg wurde durch Würzburg entschädigt; außerdem sollte die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters einem österreichischen Prinzen erblich gehören. So endigte ein Krieg, welcher außer diesen Länderabtretungen der österreichischen Monarchie noch 90 Mill. an dem, was die Franzosen aus Wien und sonst mit fortgenommen hatten, und 800 Mill. an anderm Kriegsaufwande kostete, wozu Franz einen großen Theil aus seinem Privatschatze hergab. Eine der wichtigsten Folgen war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) Kaiser Franz der deutschen Kaiserwürde (6. Aug. 1806) entsagte, welche seine Familie länger als 500 Jahre besessen hatte. Er nannte sich nun Franz I., Kaiser von Oesterreich. Als solcher beschloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein ohne Bundesgenossen, außer Großbritannien, dessen Beistand lediglich in Hülfsgeldern und einem zu späten Angriff auf Holland bestand. Oesterreich kämpfte mit Muth und Anstrengung; allein es unterlag auch diesmal. Der Friede von Wien (14. Oct. 1809) kostete der Monarchie 2000 Q. M. mit 3½ Mill. Menschen und über 11 Mill. Gulden Einkünfte. Die

Staatsschuld war auf 1200 Mill. Gulden gestiegen, außerdem betrug die Masse des vorhandnen Papiergeldes, 950 Mill. Aber nicht genug, daß Napoleon der österreichischen Monarchie die schönsten Provinzen: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westliche Hausruckviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, Kroatien zum größten Theil, Istrien, Räzuns in Graubünden, die böhmischen Enclaven im Sächsischen, ganz Westgalizien, den zamoscer Kreis von Ostgalizien, Krakau nebst der Hälfte der Salzbergwerke von Wieliczka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam, entrissen hatte; verband er sich auch persönlich mit Habsburgs altem Stamme durch seine Vermählung mit Marie Louise, des Kaisers von Oesterreich Tochter. Aber auch dieses Opfer war keine Bürgschaft für den Frieden. Als Frankreichs Kaiser für seinen Einfall in Rußland gestraft, als Preußen gegen ihn aufgestanden, als Franz durch die fruchtlosen Unterhandlungen in Prag überzeugt war, daß Napoleon den Frieden nicht wolle: da verbündete er sich den 9. Sept. 1813 zu Töplitz mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegersohn und dessen Anhänger. Die unvergeßliche Schlacht bei Leipzig, woran die österreichischen Truppen so ruhmvollen Antheil genommen, des Kaisers Franz Ausharren im Kampfe, seine Einwilligung in die Verweisung seines Schwiegersohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von demselben, die mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäische Congreß in seiner Hauptstadt versammelt war, die Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnete, und das Schicksal der Tochter und ihres Sohnes bestimmte, die Kraft endlich, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien zurückschlug, und zur abermaligen Bezwingung des korsischen Machthabers mitwirkte: dies Alles erfüllte die Brust der Völker mit Ehrfurcht gegen ihn und erregte den Wunsch: Möchte er wiederum Deutschlands Kaiser werden! Oesterreich erhielt durch den Frieden zu Paris 1814 den gegenwärtig zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche erhobnen Theil von Italien, und die früher abgetretnen Theile seiner Erbländer, nebst Dalmatien zurück, dagegen der bisherige Großherzog von Würzburg sein Land an Baiern abtrat und Toscana wieder bekam. Ueberhaupt hat die österreichische Monarchie durch die neue Gestaltung Europa's seit 1815 nicht nur im Vergleich mit ihrem Zustande nach der letzten Theilung Polens, einen Zuwachs von mehr als 200 Q. M. erhalten, sondern auch in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handel, besonders durch Venedig und Dalmatien, wesentlich gewonnen. Darum ist Oesterreichs Uebergewicht in Italien fester, als je, begründet. Die Monarchie ist gegenwärtig die vorsitzende Macht auf dem deutschen Bundestage, und stellt zu dem deutschen Bundesheere das 1ste, 2te und 3te Armeecorps (94,822 Mann). Als europäische Macht aber ist sie das erste Glied der großen Quadrupelallianz, die auf dem Congresse zu Aachen 1818 in eine Quintupelallianz verwandelt wurde, und das politische Schicksal unsers Welttheils zu lenken sich vorgesetzt hat. Der Freiherr von Liechtenstern entwirft folgende Darstellung von dem gegenwärtigen Umfange der österreichischen Monarchie, seit dem mit Baiern zu München, 14. April 1816, abgeschlossnen Vertrage: I. die österreichischen Staaten, welche einen Bestandtheil des deutschen Bundes (3715 Q. M. und 9,482,300 Einw.) ausmachen, enthalten 1) das Erzherzogth. Niederösterreich, unter der Ens $364\frac{1}{5}$

Q. M., mit 1,048,000 Einw.; 2) das Land ob der Ens mit dem Inn- und Hausrucksviertel, $203\frac{4}{10}$ Q. M. und 628,000 Einw., alle mit dem unter gleiche Landesverwaltung gestellten Herzogthum Salzburg, (ohne 11 Q. M., die an Baiern gekommen, und ohne die 31 Q. M., die zu Tyrol geschlagen worden sind) 336 Q. M.; 3) das Herzogthum Steiermark, 899 Q. M., 799,100 Einw.; 4) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit den von Salzburg getrennten Theilen und den vorarlbergischen Herrschaften (ohne Weiler) 546 Q. M., 692,000 Einw., (das Herzogthum Salzburg [ohne die Bezirke Laufen, Trisendorf, Tittmaning und Waging] enthielt am linken Ufer der Salzach und der Saale $162\frac{3}{10}$ Q. M., 164,000 Einw.). II. Die böhmischen Staaten: 1) das Königreich Böhmen mit den Bezirken von Eger und Asch $951\frac{4}{10}$ Q. M., 3,203,000 Einw.; 2) die Markgrafschaft Mähren mit dem österreichischen Theile des Herzogthums Schlesien, $551\frac{9}{10}$ Q. M. 1,708,000 Einw. III. Das Königreich Galizien mit der Buckowina und dem auf's neue einverleibten Tarnopol, 1,523 Q. M., 3,645,000 Einw. IV. Das Königreich Ungarn mit den Provinzialbezirken der Königreiche Slavonien und Kroatien, 4,034 Q. M., 7,961,000 Einw. V. Das Großfürstenthum Siebenbürgen, mit der in demselben eingeschlossnen Militärgrenze, $1046\frac{8}{10}$ Q. M. und 1,660,000 Einw. VI. Das Königreich Dalmatien mit Ragusa und Cattaro, 304 Q. M. und 315,000 Einw. VII. Das lombardisch-venetianische Königreich, $830\frac{4}{10}$ Q. M., 4,290,000 Einw. VIII. Das Königreich Illyrien, mit 1, dem Gouvernement Laibach (Herzogthum Kärnthen 200 Q. M., Herzogthum Krain 196 Q. M. und dem carlstädter Kreis 47 Q. M.) und 2, dem Seeküstenlande, oder dem Gouvernement Triest, 169 Q. M. mit 423,000 Einw. IX. Die Länder der österreichischen Militärgrenze: 1) in Kroatien a. das Generalat von Carlstadt und Warasdin, 231 Q. M., 295,000 Einw., b. die Banatgrenze, $47\frac{3}{10}$ Q. M., 95,000 Einw.; 2) in Slavonien $135\frac{1}{10}$ Q. M., 230,000 Einw.; 3) im Generalate des ungarischen Bannats $145\frac{2}{10}$ Q. M., 171,000 Einw.; 4) in der siebenbürgischen Militärgrenze, wovon der Flächenraum schon unter dem des Landes Siebenbürgen begriffen ist, 138,000 Einw. Zusammen also enthält die österreich. Monarchie 12,055 Q. M. mit $28\frac{1}{2}$ Mill. Einw. Unter den Völkern Oesterreichs sind die zahlreichsten: 1) Slaven 11,750,000; dann 2) Deutsche, 5,000000, 3) Italiener, 4,300,000, 4) Ungarn, 4,200,000, 5) Wallachen, 1,400,000, 6) über 400,000 Juden, 7) gegen 20,000 Zigeuner; außerdem Armenier, Neugriechen, Zinzaren, Albaneser u. a. m. Die größte Bevölkerung hat das lombardisch-venetianische Königreich: 5042 Menschen auf 1 Q. M.; dann folgen Böhmen, Mähren, ob und unter der Ens; die geringste haben die Militärgrenzländer, Kärnthen und Tyrol, Salzburg und Dalmatien. Von den zahlreichen, zum Theil schiffbaren Flüssen, nennen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Drau, Save, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichsel und den Dniester; sechs große, unter der Regierung des jetzigen Kaisers zu Stande gekommne Kanäle befördern die Schifffahrt. Unter den Seen sind der Platten, neusiedler, palitscher, cirknitzer See, und der Lago Maggiore zu bemerken. Gebirge sind: 1) die Alpen, welche eine Fläche von 2284 Q. M. einnehmen (die Ortlesspitze 14,466 Fuß, Großglockner 12,239, Hohenwartshöhe 10,392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600—11,000, Terglou 9744, Watzmann 9600, Brennkogal 9000 Fuß hoch); 2) die Sudeten (weiße Wiese 4500 Fuß hoch), Paschkopol; 3) die

Karpathen. Das Klima ist nach der Lage der Länder sehr verschieden. An Naturerzeugnissen: Gold in 40 Minen, jährl. 12,500 Pfund; Silber, jährl. 260,000 Pfund; Kupfer, über 60,000 Centner; Zinn, jährl. 900; Eisen, 672,000; Quecksilber, 12,760; Zinnober, 7000; Kobalt, 10,000 Centner; Magnet, Edelsteine, Porzellanerde, Meerschaum, Steinkohlen, Schwefel, Salz, Mineralwasser zu Carlsbad, Töplitz, Franzensbad, warm; Eger, sauer; Seidschütz, bitter; Baden, in Krain, Schwefelwasser; Getreide aller Art, auch zur Ausfuhr, Mais, Reiß, Hülsenfrüchte, Baumfrüchte, besonders schöne Südfrüchte, Oel ꝛc., Wein, Hopfen, Safran, Tabak, Hanf und Flachs, Waid, Holz. (Eine seltne Merkwürdigkeit ist die Pflanzung von ausländischen Hölzern, die der Fürst Lichtenstein zu Felsgrub und Felberg in Mähren und Oesterreich angelegt hat, welche die größte in Europa ist, schon 1804 über 2 Mill. amerikanischer Bäume und Stauden zählte und jetzt so gediehen ist, daß man darin forstmäßig schlagen kann), Rindvieh, Büffel, Pferde, Esel und Maulesel, Schafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, wilde Thiere, Fische, Perlenaustern, Bienen (jährl. über 2000 Centner Wachs und 47,000 Centner Honig), Seide. Jeder Zweig der Landwirthschaft ist nach Klima und Boden trefflich ausgebildet, vorzüglich die Schafzucht; doch gibt es noch in Ungarn gegen 100 Q. M. Morastboden. Die größte Landeskultur, bei dem fruchtbarsten Boden, ist im Venetianischen und in der Lombardei vorhanden. Wichtig ist hier auch kürzlich die vom Grafen Dandolo verbesserte Seidenzucht. Die Manufakturen und Fabriken liefern jährl. 500 Mill. Gulden an Werth, in Uhren, Porzellan, Spiegel und Messing, Stahl und Eisen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Tabak, Zucker, Schafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel ist sehr bedeutend und wird durch den, seit Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seehandel immer beträchtlicher werden. Seehandelstädte sind Triest, Venedig und Fiume; andre Handelsstädte: Wien, Prag, Pesth, Lemberg, Brody und Grätz. Die wiener Stadtbank ist eine große Unterstützungsanstalt für den Handel; See- und Handelsschulen gibt es zu Triest und Wien. Ueber das Papiergeld s. d. Art. Staatspapiere. Die herrschende Religion ist die römisch-katholische. Ihre Bisthümer sind in Deutschland und Ungarn reich dotirt, vorzüglich die Erzstifter Gran, Kolotscha, Ollmütz, Erlau ꝛc., überhaupt 14. In Lemberg und in Venedig ist ein armenisch-katholischer Erzbischof, in Venedig ein katholischer Patriarch. Die griechische Kirche steht unter dem Erzbischof von Carlowiz. Die Lutheraner und Calvinisten (zusammen 3 Mill., haben Consistorien und Superintendenten, auch seit 1821 eine protestantisch-theologische hohe Schule in Wien, und mit den Römisch-katholischen in Ungarn und Siebenbürgen fast gleiche bürgerliche Rechte. Noch gibt es Unitarier, Mennoniten, Mohammedaner, u. a. Die Künste und Wissenschaften werden geflegt in vielen Gymnasien und auf den Universitäten zu Wien, Prag, Pesth, Lemberg und Pavia. Lyceen gibt es zu Linz, Grätz, Brünn, Großwardein; für junge Edelleute und Militärs bestehen vortreffliche Akademien und andre Unterrichtsanstalten; die Bergakademie zu Schemnitz, die medicinisch-chirurgische Akademie zu Wien, die Akademie der Maler-, Bildhauer-, Bau- und Kupferstecherkunst zu Wien, die dasige Bibliothek, Bildergallerie, Münz- und Kunstsammlungen verdienen hier besondre Erwähnung. Die Staatsverfassung ist monarchisch, in Ungarn und Siebenbürgen beschränkt, in den übrigen Staaten des Kaiserthums haben die Stände (in Tyrol gibt es mit dem Bauernstande vier) das Recht die Ausgaben, welche jede Provinz

nach dortiger Finanzeinrichtung für sich bestreitet, dem Hofe zu bewilligen. Die Thronfolge ist nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Der Kaiser ertheilt 7 Ritterorden: 1) den des goldnen Vließes, 2) Sternkreuzorden für Damen aus fürstlichem oder altadligem Geschlecht, und folgende Verdienstorden: 3) den militärischen Maria Theresienorden, 4) königl. ungarischen Stephansorden, als Civilverdienstorden, 5) den österreichisch kaiserl. Leopoldsorden (seit 1808), 6) den Orden der eisernen Krone (erneuert 1816), 7) den Elisabeth-Theresienorden für Offiziere, die wenigstens Obersten sind. Auch bestehen noch in Oesterreich a) der vormals reichsunmittelbare deutsche Orden, zu dessen Hoch- und Deutschmeister der Kaiser einen Erzherzog ernennt; b) der geistliche Johanniterorden, der in Böhmen ein Großpriorat hat, zu welchem mehrere Balleien in Nieder- und Inneröstereich gehören; c) der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern. Die Rechtspflege ist gut geordnet und mild. Das Privatrechtsgesetzbuch vom 1. Juli 1811 ist musterhaft. Die Gerichtsordnung wurde schon 1782 verbessert. Ein allgemeiner Strafcodex trat den 1. Jan. 1804 in Wirksamkeit. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf 150 Mill. Gulden. Das Landheer beträgt im Frieden 180,000. M. Die Seemacht zu Venedig zählt: 1 Linienschiff, 2 Fregatten, 24 Schebecken und Briggs. (Vergl. die Art. von den einzelnen Ländern der Monarchie so wie in der neuen Folge dieses Lex. (Band XII.) die Fortführung des Hauptartikels Oesterreich).

Oesterreichische Staatspapiere, s. d. Art. Staatspapiere.

Ostfriesland, eine Grenzprovinz des Königreichs Hannover, an Oldenburg, das Königreich der Niederlande und die Nordsee stoßend. Der Hauptfluß ist die schiffbare Ems, welche durch den Dollart, einen $2\frac{1}{2}$ Q. M. großen Meerbusen sich in die Nordsee ergießt. Die Größe des Landes beträgt $52\frac{1}{2}$ Q. M., worauf 130,000 Menschen wohnen, die sich meistens zur lutherischen Kirche bekennen. Das Land ist eben und niedrig, und muß durch Deiche gegen die Einbrüche der Nordsee geschützt werden. Längs der Küste ist sehr fruchtbarer Marschboden, auf welchem Viehzucht und der Ackerbau blüht. Im Innern ist der Boden Grasland, und mit vielen Mooren versehen. Das Klima ist feucht und neblig. Die Erzeugnisse bestehen vorzüglich in Getreide, Rappsaat, trefflicher Rindvieh-, Pferde- und Gänsezucht, daher auch jährlich viele Pferde, Rindvieh und gemästete Gänse ausgeführt werden. An den Küsten ist beträchtliche Fischerei, auch gibt es an denselben Austerbänke. Die Gewerke beschränken sich auf Segeltuch-, Leinwand- und Lederfabriken, Strumpfstrickerei und Schiffbau in den Städten. Seit 1454 hatte Ostfriesland seine eignen Grafen. Enno VI. ward 1654 in den Reichfürstenstand erhoben. Mit dem Fürsten Carl Eduard, oder Edzard, erlosch 1744 das fürstliche Haus und Preußen nahm, zufolge der, dem Kurhause Brandenburg vom Kaiser Leopold 1694 ertheilten Anwartschaft, von dem Lande Besitz, obgleich Kur-Braunschweig, unter Berufung auf eine, schon 1691 mit den Fürsten von Ostfriesland abgeschlossnen Erbverbrüderung, feierlichen Widerspruch dagegen erhob. Nach dem tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum, nebst den Herrschaften Jever und Knipphausen, dem Königreiche Holland zu, mit welchem es, 1810, Frankreich einverleibt wurde. Das J. 1813 setzte Preußen wieder in den Besitz dieses Landes, und Preußen trat dasselbe 1815 auf dem Congresse zu Wien an Hannover ab.

Ostiarien, s. Ordination.

Ostindien, s. Hindostan und Indien.

Ostindische Compagnien. Seit den frühesten Zeiten sind die Handelsspekulationen der Europäer auf eine unmittelbare Verbindung mit Ostindien, als auf ihr höchstes und glänzendstes Ziel, hingerichtet gewesen. Bekanntlich hat zuerst das arabische Weltreich und dessen merkantilische Größe, dann später die Herrschaft der Perser und Türken den Weg gesperrt, auf welchem die kürzeste Straße nach Hindostan führt. Der schlauen Handelspolitik der italienischen Republiken gelang es nicht, diese Hindernisse ganz zu umgehen, und selbst der venetianische Handel mit Indien, bei aller seiner Ausdehnung, war in keiner Beziehung ein directer zu nennen. Nachdem nun die Türken durch die Eroberung von Konstantinopel in Europa und durch die Eroberung von Aegypten in Afrika Wurzel gefaßt hatten, und der Wall der Barbarei, welcher unsern Welttheil von Indien trennt, um so fester gegründet war, mußte sich aller Unternehmungsgeist der christlichen Kaufleute auf die Auffindung eines directen Weges nach jenem Handelslande wenden. Der Westen von Europa wurde von der Herrschaft der Sarazenen befreit; der im Kampfe mit den Ungläubigen lange geübte kriegerische Geist der Völker brauchte Nahrung; der große portugiesische Prinz Heinrich, der Seefahrer genannt, hatte ihn auf den Ozean hingewiesen, und noch kein halbes Jahrhundert seit dem schmachvollen Verluste Konstantinopels war verflossen, als Vasco da Gama an der malabarischen Küste von Hindostan landete, und sich der glückliche Kampf der Portugiesen dort jenseits des Meeres erneuete. So gerieth der ganze ostindische Handel auf ein Jahrhundert fast ausschließend in die Hände der Portugiesen: das goldne Zeitalter dieses Volks. Was Alfonso Albuquerque, Nuno da Cunha und Franciscus Xaverius, jene mit ritterlichen, dieser mit geistlichen Waffen vollbracht, wird der Bewunderung der spätesten Nachwelt würdig bleiben. Achtzig Jahre hindurch, nachdem sich der Landweg der indischen Erzeugnisse über Venedig, Genua und die Hanseestädte mehr und mehr verschlossen hatte, war Lissabon das eigentliche Indien für den Norden von Europa; Engländer und Holländer bezogen von dorther, oder von portugiesischen Kaufleuten in Antwerpen, ihren gesammten Bedarf an indischen Spezereien. Auch Venedig sahe sich durch die Niederlage seiner Handelsfreunde, der Sarazenen, und durch die kriegerische Größe der Portugiesen verdrängt. Als nunmehr Philipp II., gegen Ende des 16. Jahrh., Portugal der spanischen Monarchie einverleibte, und bald darauf seinen Krieg mit England unternahm, dem er die Häfen seines Reichs verschloß, wurde das brittische Bedürfniß der indischen Gewürze nach den Niederlanden verwiesen. Die Holländer benutzten diesen Umstand, und steigerten den Pfefferpreis auf's dreifache. Aber die Widersetzlichkeiten der Niederländer gegen das spanische Joch bewogen Philipp II. zu einer entscheidenden Maßregel auch gegen den holländischen Handel: die Wegnahme ihrer Schiffe im Hafen von Lissabon nöthigte die Holländer, an eine unmittelbare Verbindung mit Indien zu denken, und die Engländer blieben jetzt auch nicht mehr zurück. So geschahe es in dem letzten Jahrzehend des 16. Jahrh. fast gleichzeitig, daß sich in England und Holland die ersten Keime jener großen Handelscorporationen, die wir mit dem Namen der Handels-Compagnien bezeichnen, bildeten, — unterschieden von der ehrwürdigen Hansa und allen frühern Verbindungen dieser Art dadurch, daß nicht politische Körperschaften, Städte oder Gemeinden in Person, sondern bloße Privatleute mit

Gelde (veräußerlichen Aktien) zu Erreichung eines gemeinschaftlichen Handelszweckes zusammentraten; ferner dadurch, daß ihre Rechte und Privilegien von der Staatsgewalt ein für allemal erkauft, während diejenigen der ältern Handlungsbünde in und mit ihren politischen Rechten durch unzählige einzelne Verträge allmälich erworben wurden. Da nun der Handel, nach entfernten Weltgegenden in großen Massen getrieben, einer begleitenden politischen Kraft zu seiner Befestigung und Beschützung durchaus nicht entbehren, und die Geldkraft an sich zwar große, augenblickliche, aber nur geringe, dauernde Wirkungen hervorbringen kann: so sehen wir die engländische, holländische und alle übrigen kleinern ostindischen Handels-Compagnien sehr bald nach ihrer Entstehung in die Lösung der Aufgabe verwickelt, aus bloßen Geldmitteln eine politische Macht zu bilden, die, auch wenn sie gelingen könnte, weder zu vollständiger Uebereinstimmung mit der Politik des Mutterlandes gedeihen, noch auch den Gegenwirkungen der unterworfnen Länder auf die Dauer widerstehen würde. — I.) Die älteste, obwol ihrer ganzen Verfassung nach von den spätern wesentlich verschiedne ostindische Handels-Compagnie war die portugiesische. Durch die Vereinigung Portugals mit Spanien war die Verbindung der entfernten portugiesischen Verwaltung in Indien mit dem Mutterlande lockrer geworden. Mißbräuche aller Art, unerlaubter Zwischenhandel der Vizekönige und Beamten, Schleichhandel, Seeräuberei nahmen überhand. Die spanische Regierung erkannte, daß der ostindische Handel, dafern er wie bisher auf Rechnung der Krone geführt wurde, nicht nur keinen Gewinn geben konnte, sondern einen jährlich wachsenden Verlust bringen mußte, und sie überließ das ausschließende Privilegium des indischen Handels im J. 1587 einer Gesellschaft portugiesischer Kaufleute gegen jährliche Bezahlung einer bedeutenden Summe. Diese Gesellschaft gerieth, da sie ihr Vorrecht an Ort und Stelle geltend machen wollte, unvermeidlich mit der gesammten portugiesischen Verwaltung von Indien, die in den Schleichhandel verflochten war, in einen, für beide Theile gleich verderblichen Streit, und die Unternehmungen der Holländer und Engländer hätten nicht glücklicher vorbereitet werden können, als durch die Lähmung der portugiesischen Macht, welche derselbe nach sich zog. Hiezu kam die allgemeine Erbitterung aller indischen Stämme gegen das portugiesische Joch, und alte Eifersucht und Feindschaft der Araber gegen beide. Die englischen und holländischen Compagnien fanden alles in jener vortheilhaftesten Trennung, die der Herrschaft des hinzukommenden Dritten, der alsdann mit den geringfügigsten Gewichten entscheidet, so günstig ist: dies erklärt, bei dem großen Mißverhältniß der Kräfte, ihre unmittelbaren glänzenden Erfolge. Die portugiesische Compagnie hingegen sah sich, da die offnen Kriege der Engländer und Holländer gegen Spanien ausbrachen, bald außer Stand gesetzt, ihre jährlichen Geldabgaben an die Krone abzutragen, und gerieth in immer tiefern Verfall, bis sie, bei der 1640 erfolgten Befreiung Portugals, von König Johann IV., dem ersten aus dem Hause Braganza, aufgehoben wurde. Von da an sind die unbedeutenden Reste des portugiesischen Handels nach Ostindien, wenn wir den mißglückten Versuch einer neuen Compagnie vom J. 1731 ausnehmen, in den Händen der Regierung geblieben. II.) Acht Jahre nach der Entstehung der ersten portugiesischen Compagnie wird das Anerbieten eines, in spanischer Gefangenschaft über das Innere des portugiesisch-ostindischen Handels unterrichteten Holländers, Cornelius Houtman,

die Veranlassung, daß die Kaufleute von Amsterdam, welche bereits drei vergebliche Versuche gemacht hatten, durch das nördliche Eismeer nach Indien vorzudringen, sich unter dem Namen der Compagnie für entfernte Länder vereinigen und die erste Handelsflotte unter Houtman's Leitung über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien abgehen lassen. Vier kleine Schiffe wurden mit einem Kapital von 70,000 Gulden ausgerüstet, und segelten am 2. Apr. 1595 vom Texel ab. Dies war der geringe Anfang der holländisch-ostindischen Compagnie. Das Beispiel von Amsterdam fand in den übrigen vereinigten Provinzen Nachahmung; die mehrern Handels-Compagnien, welche sich auf diese Weise bildeten, fühlten bald, daß sie sich in der Vereinzelung nur gegenseitig beeinträchtigen würden; so erfolgte am 20. März 1602 ihre Vereinigung durch einen Freibrief der Generalstaaten, worin ihnen auf 21 Jahre das ausschließliche ostindische Handelsprivilegium, nebst allen, davon unzertrennlichen politischen und militärischen Rechten eingeräumt wurde, jedoch so, daß die bisherigen einzelnen Gesellschaften in einer gewissen Absonderung erhalten wurden, und jede der sechs Städte: Amsterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuysen, welche die ersten Versuche gemacht, den Handel von ihren eignen Häfen aus zu betreiben befugt blieb. Diese Handelsgesellschaft begann ihr Geschäft mit den vereinigten Fonds von 6½ Mill. Gulden; 65 Directoren (Bewindhebbers), unter den verschiednen Kammern nach Verhältniß der beigetragnen Gelder vertheilt; so daß auf Amsterdam 25, auf Middelburg 12, und auf jede der vier übrigen Städte 7 kamen, besorgten in ihren besondern Häfen die Ausrüstung der Schiffe, ein Ausschuß von 15 Directoren, nach gleichem Verhältniß zusammengesetzt, die allgemeinen Geschäfte. Als im J. 1622, bei Gelegenheit der Frage über die Erneuerung des Freiheitsbriefes der Compagnie, die Erfolge ihrer Unternehmungen von den Generalstaaten untersucht wurden, ergab sich, daß sie in den 20 Jahren ihres Daseins 30 Mill. Gulden, d. h. mehr, als das vierfache ihres Grundkapitals, unter die Inhaber der Actien vertheilt, und das Kapital selbst noch außerdem durch Kolonialanlagen, Befestigungen, Schiffe und andres untheilbare Eigenthum unermeßlich vermehrt hatte. Diese bewundernswürdigen Resultate können nicht befremden, da der Zustand von Ostindien in allen Rücksichten dem Republikaner und Protestanten günstiger war, als dem monarchischen Katholiken. Waren die größten Feldherren der Portugiesen von dem Grundsatze ausgegangen, daß ohne feste Begründung militärischer Macht und ohne religiöses Einverständniß des Unterworfnen mit seinem Herrn ein dauerhaftes Handelsverhältniß nicht möglich sei, und war dieser Grundsatz durch ein ganzes Jahrhundert von geschickten und ungeschickten Händen, oft mit Weisheit, öfter mit der menschenfeindlichsten Härte angewendet worden: so mußten wol die Holländer, bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Verhältnisse der Völker, mit ihrer kräftig geleiteten Handelspolitik anfänglich überall die günstigste Aufnahme finden. Daß sie in ihren ersten Unternehmungen auch den Engländern den Rang abliefen, lag nicht nur in ihrer Ueberlegenheit zur See, in dem jugendlich republikanischen Geiste des Mutterlandes und in dem größern Umfange ihres Kapitals, sondern vielmehr darin, daß sie von Anfang an mit vereinigtem Kapital handelten, während die erste englisch-ostindische Compagnie bis 1610 ein bloßer Innungsverein blieb, in dem jeder Theilnehmer sein Geschäft abgesondert betrieb, und nur gewissen allgemeinen Vorschriften, so

wie der Verpflichtung, sich der Schiffe der Compagnie zu bedienen, unterworfen war. In Betreff der augenblicklichen Wirkung mußten die neuen Geldcorporationen, wovon die holländisch-ostindische Compagnie das erste große Beispiel aufstellte, den alten persönlichen (Innungs-) Corporationen den Rang ablaufen, wenn auch der spätere Erfolg gelehrt hat, daß eine bloße Geldmacht ohne die völlige Niederlage aller Rücksichten der Menschlichkeit nicht zu behaupten ist: so wie andrerseits die ersten portugiesischen Eroberer selbst in den Augen aufgeklärter Holländer und Engländer wenigstens insoweit Recht behalten, daß alle Weltherrschaft der Europäer in Indien unsicher bleibt, so lange sie nicht auf einem sittlichen, rechtlichen und religiösen Einverständnisse mit den Urbewohnern jenes Landes beruhet. Der Freibrief der holländisch-ostindischen Compagnie wurde bis 1644 verlängert; Batavia, für den Verkehr mit den Gewürzinseln, dem damaligen Hauptgegenstange des indischen Handels, äußerst vortheilhaft gelegen, war gegründet; 34 bis 41 befrachtete Schiffe liefen jährlich von Holland nach Indien aus, 25 bis 34 Frachtschiffe kehrten im Durchschnitt zurück. Der Handel mit Japan gewann täglich an Ausdehnung, und die Ausbreitung der portugiesischen Macht in Brasilien seit der Thronbesteigung des Hauses Braganza, obwol sie der holländisch-westindischen Gesellschaft den empfindlichsten Verlust brachte, förderte die Angelegenheiten der ostindischen, weil sie, die ganze Aufmerksamkeit der Portugiesen auf Amerika ziehend, den Holländern in Asien desto freiern Spielraum ließ: 1641 ging Malakka, die Hauptstadt des portugiesischen Orients, durch Verrath des Gouverneurs an die Holländer über. Indeß verminderten sich, hauptsächlich durch die wachsende Theilnahme der Engländer und Franzosen, und durch den politisch-militärischen Aufwand der Compagnie, ihre Ueberschüsse, und sie konnte nur mit Mühe die 1,600,000 Gulden aufbringen, welche sie den Generalstaaten 1644 für die weitere Verlängerung ihres Freibriefes bis 1665 zu entrichten hatte. Bald darauf aber gewann die Republik der vereinigten Niederlande die Befestigung ihrer Unabhängigkeit durch den westphälischen Frieden; ein Ereigniß, welches auf die Compagnie wohlthätig einwirkte, und so vermochte diese, seit 1650, mit einem Aufwande von 20 Mill. Gulden, in zwanzig Jahren ihre Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Stande zu bringen, welche dem gesammten europäischen Verkehr mit Indien erst die eigentliche Haltung gab, und jenen Kostenaufwand auf's reichlichste vergütete. Inzwischen wurde 1658 die Eroberung von Ceylon nach hartnäckiger Gegenwehr der Portugiesen, vollendet, und die tatarische Revolution in China die Veranlassung, erst einer fehlgeschlagnen Gesandtschaft der Compagnie nach China, dann der höchst vortheilhaften Niederlassung von 30,000 unzufriednen Chinesen, die sich der neuen Herrschaft nicht hatten unterwerfen wollen, auf der holländischen Insel Formosa. Hatte demnach der active Handel nach China mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen: so entschädigte der mittelbare dieser, mit der Oertlichkeit wohlbekannten Flüchtlinge, und der passive Handel mit den chinesischen Erzeugnissen, die von allen Seiten auf dem Markte von Batavia zusammenströmten, die Compagnie reichlich für jenes Entbehren. Indeß verloren sie 1661 diese, als Zwischenstation der Reisen nach Japan so wichtige Insel gegen den chinesischen Parteigänger Kaxinga, dessen Familie sie späterhin dem Kaiser von China überließ. So empfindlich dieser Verlust für die Compagnie war, so steigerte er nichts destoweniger ihren Unter-

nehmungsgeist: 1663 wurden die wesentlichsten portugiesischen Niederlassungen an der Küste Malabar erobert, und 1666, durch die Einnahme von Makassar, der Hauptzweck siebenzigjähriger Anstrengung, der Alleinhandel mit Gewürze glücklich erlangt. Um diese Zeit betrug der gewöhnliche Civil- und Militäraufwand der Compagnie, mit Ausschluß der Kriegskosten, $3\frac{1}{2}$ Mill. Gulden. Als im J. 1665, unter großem Widerstreben feindlich gesinnter Parteien, die Erneuerung des Freibriefes bis zum J. 1700, gegen Zahlung einer großen Summe in den Staatsschatz, erfolgte, ergab sich aus den vorgelegten Berichten der Compagnie ein Handlungsgebiet, welches die Einbildungskraft kaum zu umfassen vermag. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufwärts an den Küsten von Arabien und Persien Faktoreien, von Surate die malabarischen Küstenländer herab alle bedeutende Niederlassungen der Portugiesen in Beschlag genommen, Ceylon mit seinem Zimmet und Elfenbein, die Perlenfischerei und der Baumwollen-Waaren-Handel der Küste Koromandel, Bengalen und Orissa mit Seiden-, Baumwollen-Stoff, Reiß, Zucker, Salpeter u. s. f., in den Händen der Compagnien, die Geschäfte mit Pegu, Siam und Tunquin nur durch vorübergehende Zufälle unterbrochen, eine reiche Silber- und Kupfer-Ausfuhr aus Japan, dann der unermeßliche Gewürzhandel mit Amboina, den Banda-Inseln und Molukken u. s. f. sind nur einzelne Züge dieses unermeßlichen Gemäldes. Malakka, Hauptsitz des portugiesischen Handels, erscheint in diesem Berichte als zerfallend, die Stadt zu groß nach Verhältniß des Aufwandes der Vertheidigung; denn die Straße von Sunda, an der Batavia gelegen, und nicht mehr, wie ehemals, die Straße von Malakka, war der Hauptweg nach dem hintern Orient. Nach dieser Zeit ist der Freiheitsbrief der Compagnie, jedesmal nach ihrerseitigen bedeutenden Geldopfern, von 1701 bis 1740, dann bis 1775, und im J. 1776 auf weitere 30 Jahre für eine Zahlung von 2 Mill. Gulden und jährliche Zahlung von 360,000 Gulden erneuert worden. Habsucht und Grausamkeit, die dann noch zunahmen, als der kräftige Geist der republikanischen Unternehmer, ihre Sparsamkeit und Mäßigkeit sich mehr und mehr verlor; ein schnödes Ränkespiel mit den verbündeten Völkern und Fürsten, welches kein höherer Zweck, als die Gewinnsucht beseelte; insbesondre aber die Unfähigkeit, den sittlichen Charakter jener Völker zu begreifen, sich in religiöser und rechtlicher Hinsicht mit ihnen zu verständigen; endlich die erneuerte Kraft, mit der sich die brittische Compagnie beim Eintritte des 18. Jahrh. erhob, und der Umschwung in den europäischen Bedürfnissen, der Vorzug, den anderweite Reizmittel vor den indischen Gewürzen gewannen, dies sind die Hauptursachen des Verfalls der holländisch-ostindischen Compagnie. Im 18. Jahrh. erfüllen die Erzählungen von Empörungen, Verschwörungen und meist unglücklichen Kriegen ihre Jahrbücher, und 1781 sehen wir sie durch den Krieg mit England, und durch ihren unverhältnißmäßigen politischen Aufwand so weit herabgekommen, daß ihr die Generalstaaten, unter allen eignen Lasten, noch mit sehr beträchtlichen Anlehen zu Hülfe kommen müssen. Im ersten Revolutionskriege verlor sie ihre meisten Besitzungen und mußte 1796 die Zahlung ihrer Dividenden einstellen; was der Friede von Amiens 1801 zurückgab (denn England behielt nur Ceylon), war kaum in Besitz genommen, als es im erneuerten Kriege verloren ging; und auch nach endlicher Herstellung des allgemeinen Friedens kehrten von allen ostindischen Besitzungen nur die Gouvernements von Batavia und Amboina,

Banda, Ternate, Malakka, Makassar, nebst zerstreuten Directorien und Comptoiren an den Küsten von Malabar und Koromandel, an das Mutterland zurück. Auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon mußte für immer Verzicht geleistet werden. Je mehr sich die holländisch-ostindische Compagnie bei ihrem ersten Beginnen nur auf den Thron niederzulassen brauchte, den Portugal für sie gegründet; je mehr sie Befestigungen, Handelsbauten, Artillerie und Vertheidigungsanstalten aller Art vorgefunden hatte; je mehrere Handels- und politische Verhältnisse bereits angeknüpft waren, die sie ohne Aufwand von Zeit und Geld übernehmen konnte; je unermeßlicher die portugiesische Beute war, die ihr auf allen Meeren und bis an die Mündungen des Tajo hin in die Hände fiel: um so leichter war ihr Beginn, während die Engländer ein Jahrhundert hindurch mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatten, den Boden, auf welchem der merkantilische Hebel zu stützen sei, erst allmälig zu gewinnen. Daher aber kann man auch sagen, daß die holländische Macht in Ostindien ihrem Kapital nicht gewachsen war, weil sie es in seinem ganzen Umfange nicht zu unterhalten vermochte; die englische Macht hingegen war besser gegründet, weil sie gehend und schrittweis hat erworben werden müssen. III.) Um nun die Geschichte der größten, und dermalen fast allein herrschenden ostindischen Handels-Compagnie, nämlich der brittischen, in der Kürze darzustellen, ist erfoderlich, daß man sie in vier Perioden abtheile. In den ersten dreizehn Jahren ihrer Kindheit war sie ein bloßer zunftartiger Verein; in den folgenden 95 Jahren war ihr Kapital zwar vereinigt, aber dessen Wirkung theils durch die Uebermacht der Holländer in den indischen Meeren, theils durch die Bürgerkriege des Mutterlandes, theils auch dadurch beengt, daß der Titel ihrer ausschließlichen Berechtigung als ein bloß königlicher und nicht parlamentarischer, vielfältig in Zweifel gezogen wurde; hierauf erscheint sie in den weitern 40 Jahren mit parlamentarisch begründetem, unbestrittnem Rechte, aber auf bloße Handel verhältnisse beschränkt. Endlich entwickelt sich in den letzten 70 Jahren ihre politische Größe; sie wird die Gebietrin über 83 Mill. Menschen, und über die gesegnetsten Erdstriche der Welt. Erste Periode, von 1600 bis 1613. Die Engländer, wie die Holländer, hatten ihre ersten Unternehmungen auf Indien nördlich gerichtet, nord-westlich, während die Holländer mehr nord-östlich. So hatte Joh. Cabot auf den Schiffen Heinrich VII. 1497 Neufundland und die Küsten von Nord-Amerika entdeckt. 1553 veranlaßte sein Sohn, Sebastian Cabot, unter der Regierung Eduards VI. die zweite große Unternehmung dieser Art. Der König privilegirte die Gesellschaft, welche mit einem Kapital von 6000 Pf. St. drei Schiffe zur Entdeckung Indiens auf dem nördlichen Wege ausgerüstet hatte. Ein Theil dieser Unternehmung verunglückte im lappländischen Eismeere; ein andrer Theil gerieth an die nördlichen Küsten von Rußland, knüpfte Handelsverbindungen an, und ward die Veranlassung der englisch-russischen Handels-Compagnie, eben so wie die brittische Hudsons-Bay-Compagnie ihre Entstehung den Forschungen nach einer Nordwest-Durchfahrt zu verdanken hatte, die man bis auf den heutigen Tag fortgesetzt hat. Wie jenes Jahrhundert mit der Aufgabe, unmittelbar nach Indien zu gelangen, gerungen habe, zeigt sich an den, nun angestellten Versuchen und Reisen, um auf dem Landwege durchzudringen, und wenigstens mit Venedig zu wetteifern, wenn es unmöglich schien, neben Portugal aufzutreten. Dies war der Hauptzweck der, im J. 1581 errichteten brittisch-türki-

schen Compagnie, die indeß bald die Vergeblichkeit ihrer Bestrebungen erkannte, dagegen aber durch die Nachrichten, welche Franz Drake von seiner Weltumseglung zurückbrachte, bestimmt wurde, (1591) 3 Schiffe unter Kapitän Raymond auf dem portugiesischen Wege nach Indien abzuordnen. Dieser Versuch eben sowol, als der andre Robert Dudley's, im J. 1596 scheiterten gänzlich. Indeß trieben der spanische Krieg, die Sperre von Lissabon und die Gewinnsucht der Holländer den Unternehmungsgeist der londoner Kaufleute auf's äußerste, und so kam am 22. Sept. 1599 zu London die Vereinigung zu Stande, aus der sich im Laufe zweier Jahrhunderte die größte Handelsmacht entwickeln sollte, von der in den Jahrbüchern der Welt die Rede ist. Die erste Anlage bestand in nicht mehr als 30,133 Pf. Sterling, und am 31. Dec. 1600 bewilligte die Königin Elisabeth dem Gouverneur und der Gesellschaft der nach Ostindien handelnden londoner Kaufleute das ausschließliche Recht des Handels auf 15 Jahre mit allen Ländern vom Kap der guten Hoffnung östlich bis zur magellanischen Straße, diejenigen ausgenommen, die im wirklichen Besitze befreundeter, christlicher Mächte sind. Bis 1613 bestand die Compagnie in regulirter Verfassung; jeder Theilnehmer verwaltete seinen Antheil selbst auf eigne Rechnung, und war nur an einige allgemeine Vorschriften gebunden. Ungeachtet dieser unbequemen Form ergaben die, in dieser Zeit unternommnen acht Reisen eine Ausbeute von 171 pCt. Zweite Periode, von 1613 bis 1708. Das Kapital wird vereinigt; aus dem bloßen Innungsverein wird eine förmliche Handelsgesellschaft; demnach die Verfassung derselben aus einer demokratischen eine mehr aristokratische, in der die reichsten Actionärs die Gesammtverwaltung übernehmen, und die große Masse der Actionärs eine Scheincontrolle bei den Generalversammlungen behauptet, im Wesen aber nur den Geldhandel mit dem Actien im Auge hat. Nun gediehen die Angelegenheiten der Compagnie dergestalt, daß ihre Actien binnen 4 Jahren zu dem Werthe von 203 pCt. hinaufstiegen, daß ferner die Holländer, wiewol vergeblich, um eine Verbindung mit ihr gegen die Portugiesen warben, daß ihre Faktoreien sich über Java, Sumatra, Borneo, die Bandainseln, Celebes, Malakka, Siam, die Küsten Malabar und Koromandel, vorzüglich aber über die Staaten des Mogul verbreiteten, den die Compagnie mit besondrer Klugheit zu gewinnen gewußt hatte, endlich daß bei der neuen Unterzeichnung, die sie 1616 eröffnete, 1,629,040 Pf. St. einkamen. Aber schon 1627 erhoben sich Klagen über schlechte Verwaltung, über Mißbräuche aller Art, insbesondre über den eignen Handel der Beamten, welcher die Compagnien von jeher am meisten beeinträchtigte. Andrerseits aber, je mehr die königlichen Rechte unter der Regierung des Hauses Stuart in Zweifel gezogen und beschränkt wurden, um so mehr wurde auch das ausschließliche, aus königlicher Machtvollkommenheit herrührende Recht der Compagnie bestritten. Die Könige selbst nährten diese Zweifel durch die Freibriefe zum indischen Handel, welche sie zum großen Nachtheile der Compagnie einzelnen dritten Personen bewilligten. Dazu griffen unter Cromwell's Protectorat die Begriffe der politischen Freiheit so weit um sich, daß kein Monopol irgend einer Art vor ihnen bestehen zu können schien, und der Protector glaubte bei Erlöschung des Freibriefs, 1655 den Versuch wagen und den ostindischen Handel freigeben zu müssen. Aber die Sache war nicht ausführbar. Die Compagnie aufgeben, hieß, das ganze, bereits erworbne, untheilbare Kapital von Macht und Einfluß in Indien, zum Nachtheile des Mutterlandes aufgeben, und sich in den Zustand hülf-

loser Kindheit zurück versetzen. Nach der Restauration der königlichen Familie trat auch das königliche Privilegium, welches schon Cromwell hatte erneuern müssen, wieder in sein volles Recht. In der kurzen Zwischenzeit bis zur Revolution im J. 1688, gewann die Compagnie mit Madras und Bombai den vorherrschenden Einfluß auf den Küsten Malabar und Koromandel, und hiermit die Grundlage der spätern Unternehmungen auf das innere Hindostan, und der Macht, die sich auf den Trümmern des Reichs des großen Mogul entwickeln sollte. Aber die innern Geschäfte der Compagnie gingen zurück, und gleich nach der Revolution kam die große Streitfrage: ob der Handel durch einen königl. Freibrief beschränkt werden könne, und ob der Landesherr die Majestätsrechte, welche er selbst nur bedingungsweise besäße, einer, von ihm privilegirten Gesellschaft einseitig übertragen könne, ernsthaft zur Sprache. Der Erfolg war, da die Compagnie ihr titulo oneroso erworbnes Recht wegen der Verluste, die sie durch Kriege, Untreue der Beamten, Verschwendung u. s. f. erlitt, nicht gehörig zu vertheidigen vermochte, die parlamentarische Patentirung einer neuen ostindischen Compagnie im J. 1698, die ihren Freibrief mit einem Vorschuß von 2 Mill. Pf. St. für den Staatsdienst gegen 8 pCt. Zinsen erwarb. Bald aber drängten die unaufhörlichen Reibungen beider Compagnien zur Vereinigung, welche 1708 erfolgte. Dritte Periode, von 1708 bis 1748. Im J. 1708 kam die Parlamentsacte, welcher die brittisch-ostindische Compagnie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, als vereinigte Gesellschaft englischer, nach Ostindien handelnder Kaufleute (united company of merchants of England trading to the East-Indies), ihr Dasein verdankt, zu Stande. Das ausschließende Privilegium ward bis 1726, und auf nachherige dreijährige Aufkündigung bewilligt. Der Fond ward durch Aktien zusammengebracht, deren Eine von 500 Pf. St. dem Inhaber das Recht auf eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) gab. Unter den Inhabern von vier solchen Aktien, oder von einem Antheile von 2000 Pf. St. wurden die 24 Directoren gewählt, welche nach der Natur solcher Gesellschaftsverbindungen die Regierung bildeten, in deren Händen die Führung des unermeßlichen Geschäftes lag. Die Verkäuflichkeit der Aktien bringt es mit sich, daß die große Masse der Aktieninhaber von Tage zu Tage wechselt, das persönliche Interesse an den Geschäften der Compagnie in ihnen nie Wurzel fassen kann, daher nur das reine Geldgeschäft mit den Aktien beachtet wird, und die Leitung des Ganzen bald den Directoren anheim fällt, weshalb aber auch alle Mißbräuche oligarchischer Verfassungen um so leichter Eingang finden. Mit der Absicht, das Heft der indischen Angelegenheiten im Mittelpunkt zu behaupten, wurden die örtlichen Geschäfte der Compagnie dreien, von einander getrennten Räthen zu Madras, Bombay und Kalkutta anvertraut. Da aber alle Erfolge in letzter Instanz von den örtlichen Beamten in Indien abhingen: so schlich sich früher der verderbliche Mißbrauch ein, daß man sich ihrer Treue zu versichern glaubte, indem man den höhern Beamten gestattete, auch die kleinern, einträglichen Posten, an sich zu ziehen. Die Erneuerung des Freibriefs war bei den hieraus erwachsenden mannichfaltigen Beschwerden gegen die Compagnie 1732 nur im Kampfe gegen eine hartnäckige Opposition durchzusetzen, daher hielt erstere es für gerathen, vor weiterer Erlöschung desselben die Geldverlegenheit der Regierung im J. 1744 zu benutzen, und ihr mit einem, selbstgeborgten Anlehen von 1 Mill. Pf. St. zu Hülfe zu kommen, worauf

denn weitere Verlängerung bis 1780 erfolgte. Vierte Periode, von 1748 bis jetzt. Mit dem J. 1748 beginnt die Zeit der großen politischen Bedeutung der Engländer in Indien. Die Franzosen waren es, welche ihnen durch ihr Beispiel das Geheimniß ihrer Stärke eröffnet hatten. Im J. 1746 nämlich hatten sie ein Bataillon Franzosen, das Heer des Nabobs von Carnatic, zerstreuen, und bald darauf den Versuch französischer Offiziere, indische Truppen nach europäischer Art zu bilden, gelingen sehen. Die Erfahrung des Unvermögens indischer Heere, der europäischen Kriegskunst gegenüber, und der Leichtigkeit, womit sich diese Zucht den, unter dem Namen der Seapoys bekannt gewordnen indischen Soldaten mittheilen ließ, waren die beiden großen Entdeckungen, welche das brittische Weltreich in Indien zu Tage förderten. Ehr- und Geldgeiz, alle politischen und merkantilischen Umtriebe, konnten nunmehr in einem größern Maßstabe wirken, und es war um alle Unabhängigkeit indischer Fürsten geschehen, sobald der, schon in alle Verhältnisse der Machthaber und Völker jener Gegenden eingreifende Handelskörper durch eine dauerhafte militärische Rüstung verstärkt wurde. Bisher hatte sich das ganze Militärsystem der Compagnie auf die Vertheidigung beschränkt; jetzt durfte sie angriffsweise verfahren, und bei den endlosen Widersprüchen zwischen europäischen und indischen Rechtsansichten, konnte es nirgends an Vorwänden fehlen, dem neuerworbnen Machtmittel den gehörigen Spielraum zu geben. Die Begriffe der Erbfolge, und aller fürstlichen, Volks-, und Familienrechte, waren, je nachdem indische, mohammedanische oder brittische Rechtsgrundsätze und Gewohnheiten untergelegt wurden, so streitig, daß das Streben der Compagnie (die täglich Gelegenheit hatte, schiedsrichterlich zu wirken) nach Erweiterung der Macht juristischer Rechtfertigung niemals ermangeln konnte. Wollte man sie wegen irgend einer ihrer Unternehmungen in Europa zur Rechenschaft ziehen: so war sie eben so leicht politisch aus Gründen der Selbsterhaltung, die in einer Entfernung mehrerer tausend Meilen niemand zu würdigen vermochte, als rechtlich durch einen Rückzug in jenes undurchdringliche Gesetzes-Labyrinth zu vertheidigen. Edmund Burke, der bei Gelegenheit des hastings'schen Prozesses diese Unangreifbarkeit der Compagnie am tiefsten empfand, hatte allerdings Grund, ihr vorzuwerfen: „daß es keinen Herrn, Fürsten oder Staat in Indien gebe, „den die Compagnie berührt und den sie nicht verkauft habe; keinen „Vertrag, den sie nicht gebrochen; keinen Fürsten und keinen Staat, „der sich ihr anvertraut und den sie nicht gänzlich zu Grunde gerich„tet habe." Ihren obern Beamten in Indien, welche große Namen auch unter ihnen glänzen mögen, wird der Despotismus zugleich mit ihrer Stellung aufgedrungen: 1.) weil jeder von ihnen eine Erbschaft von Ungerechtigkeiten zu übernehmen hat, die behauptet werden muß; 2.) weil keine öffentliche Meinung unter irgend einer Gestalt einsprechen kann; 3.) weil alle moralische und religiöse Gleichheit, selbst die der Sprache zwischen den Beherrschten und den Herrschern wegfällt; 4.) weil keine Besorgniß vor ernsthaften Empörungen bei der großen Theilung der indischen und mohammedanischen Stände und Interessen aufkommen kann; 5.) weil alle Beamte der Compagnie nur wenig Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienste widmen, dabei keinen andern Zweck haben, als Reichthum, und demnach eine brittische auf indischem Boden geborne, in dessen Interessen von Jugend auf verwachsene Opposition erst nach langer Zeit entstehen kann. Im J. 1749, mit der Beschützung des Prätendenten von Tanjore, begannen

die Gewalträubereien der Compagnie; unter dem Vorwande der Illegitimität wurde der Nabob für den Preis einiger Landabtretungen vertrieben, dann für neue Abtretungen wieder eingesetzt. Wie weit in kurzer Zeit sie in den Künsten der Machtvergrößerung fortgeschritten, beweisen die Händel mit Surrajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, 1757, wobei schon große und blühende Provinzen, als Preise der Treulosigkeit, in ihre Hände fielen. Aber alle diese Vergrößerungen zogen so überschwenglichen Aufwand nach sich, die Schwierigkeiten der Herrschaft wuchsen mit deren Ausbreitung so sehr, die mehreren Beamten wurden um so viel raubsüchtiger, unabhängiger und ungehorsamer, daß die finanzielle Lage der Compagnie eher zurück-, als vorschritt. Die Direction in London sank mehr und mehr zu einer bloßen Controlle der eigentlichen Regierung, die nunmehr in Indien ihren Sitz hatte, herab. Ihre Befehle waren veraltet, bevor sie in Kalkutta ankamen, denn die Macht der Gegenwart über die Menschen wird um so unwiderstehlicher, je mehr sich ihr Wirkungskreis erweitert. Hatten die Gouverneure alle Vortheile der Oertlichkeit für sich, so war auch nicht zu erwarten, daß sie anders gehorchen würden, als wo es ihr persönlicher Vortheil mit sich brachte. So blieben die ausdrücklichen, wiederholten Verbote des inländischen Verkehrs mit Salz, Betelnüssen und Tabak, mit ausdrücklicher Einwilligung der indischen Räthe ohne allen Erfolg, und lange, nachdem die Direction den Beamten der Compagnie verboten hatte, Geschenke indischer Fürsten anzunehmen, wurden erwiesenermaßen bloß von der Familie des Nabobs von Bengalen 6 Mill. Pfund Sterlinge öffentlicher Geschenke angenommen. Da nun unter solchen Umständen die häuslichen Angelegenheiten der Compagnie in immer tiefern Verfall geriethen, und sie 1772 für ihren laufenden Dienst eine Anleihe, erst bei der Bank von 600,000 Pf. St., dann bei der Regierung von 1,400,000 Pf. St. eröffnen mußte: so wurde die Unruhe im Publikum um so größer, je mehr man von der Ausbreitung der brittischen Macht in Indien das Zuströmen größern Reichthums nach dem Mutterlande erwartet hatte. Zugleich erhob sich in und außer dem Parlament eine laute Klage über das unmoralische Verfahren gegen die indischen Fürsten und Völker; nun — da der Lohn ausblieb dafür, daß die Menschheit mit Füßen getreten worden war. Die Erbitterung der Nation wandte sich ungerechter Weise auf die Direction; ihre angebliche Gewalt sollte beschränkt werden; man wollte sie, die ohnmächtige, die eine ungehorsame Welt auf ihren Schultern zu tragen hatte, noch mehr schwächen, anstatt sie zu kräftigen. Man foderte Controlle; als wenn eine Controlle die mit den Unterdrückern sympathisirt, und die Unterdrückten nicht kennt, nützen könnte; als wenn Unterdrückung ein einzelner Act wäre, der sich durch Controlle verhüten oder wie ein Verbrechen bestrafen ließe; und was vermöchte eine Controlle, auch wenn sie möglich wäre, deren Befehle 6 bis 9 Monate brauchen, um hin, die Berichte über ihre Befolgung eben so viele Zeit, um zurück zu gelangen, und war die gesammte Stellung der Compagnie in Indien das Ergebniß von Gewaltstreichen, das nur durch neue Gewaltstreiche behauptet werden könnte, nach welchen Grundsätzen sollte alsdann die Controlle verfahren? — Burke's siebenjähriger, glorreicher aber unglücklicher Kampf gegen Hastings und für die Sache der Menschlichkeit in Indien hat gelehrt, daß die einzige, schwache, aber mögliche, Controlle der Gewalthaber jenseits des Meeres die öffentliche Meinung des brittischen Publikum ist. Man wähnte, alles werde besser,

wenn die Compagnie ihre Macht mit dem Ministerium theile, wie die eine Partei, oder wenn man die Segnungen der brittischen Gesetze über die Hindus verbreite, wie die andre juristische Partei behauptete; noch Andre glaubten viel erreicht zu haben, wenn der Eintritt in die Directoren-Stellen erschwert werde. So entstand die unförmliche Reform von 1773. Statt 500 Pf. sollte nur eine Aktie von 1000 Pf. Anrecht auf eine, 3000 Pf. auf zwei, 6000 Pf. auf drei, 10,000 Pf. auf vier Stimmen ertheilen. Nur 6 Directoren sollen jährlich wieder erwählt werden können. Ein General-Gouverneur mit vier Räthen (zum erstenmale vom Parlament, d. h. vom Ministerio auf 5 Jahre, späterhin von den Directoren zu ernennen) sollte den Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa unmittelbar vorstehen; die übrigen Präsidentenschaften sollten von ihm abhängig sein. Um nun dieser Vereinigung der Macht ein Gegengewicht zu geben, wurde ein oberster Gerichtshof in Kalkutta beliebt, dessen Oberrichter nebst drei Richtern, unabhängig von der Compagnie, von der Krone ernannt werden sollte. Alle Civil- und Militärcorrespondenz der Compagnie sollte dem Ministerio mitgetheilt werden. Hatte früher in vielen einzelnen Fällen das Gewissen, oder wenigstens der gesunde Menschenverstand entschieden: so ward nunmehr die Uebertragung einer ganz fremdartigen Rechtsverfassung zum Keime der Zerstörung aller rechtlichen Verhältnisse. Der Gerichtshof entschied über sämmtliche Klagen gegen jeden, der mittelbar oder unmittelbar im Dienste der englischen Compagnie stand, so wie über alle Klagen aus Verträgen, in denen die Parteien sich seinem Spruch unterworfen hatten. Wenn man nun erwägt, daß nichts unentschiedner und unbestimmter war, als der status personarum der indischen und mohammedanischen Bewohner von Hindostan, daß die Compagnie einige Provinzen unmittelbar, andre mittelbar durch die Nabobs regierte, daß die Inmindars bald für einen unabhängigen Landadel von Indien, bald für Rentbeamte der Compagnie galten u. s. f.: so ergibt sich, daß der Gerichtshof alle Art von Gerichtsbarkeit nach Gutdünken entweder an sich reißen, oder ablehnen konnte. Gleich nach dem Antritte seiner Amtsführung gab er eine Probe seines Geistes. Nunkomar, der den General-Gouverneur Hastings verklagt hatte, wurde einer unvollständig erwiesnen Verfälschung (Forgery) überführt und gehängt, was nach der geistreichen Bemerkung eines Schriftstellers ungefähr eben so viel sagen will, als wenn man einen Mohammedaner wegen Bigamie hätte bestrafen wollen. Ueberhaupt führt die Geschichte der brittisch-ostindischen Händel zu der Bemerkung, daß, außer Burke und der Familie Wellesley kaum ein einziger Engländer sich in dem Geiste der indischen Sitten, so wie in der Luft jenes Himmelsstriches, wahrhaft zu orientiren gewußt hat. Als die Unwirksamkeit der Maßregeln von 1773 weltkundig geworden und der Finanzzustand der Compagnie durch den amerikanischen Krieg neuerdings zerrüttet worden war, wurde die Frage von der Errichtung einer Controlle im Parlamente mit Lebhaftigkeit, und in einem größern Maßstabe, als bisher, wieder aufgenommen; drei Jahre hindurch, von 1782 bis 1784, waren die größten Talente Englands im Kampfe über diesen großen Gegenstand begriffen. Die berühmte Ostindia-Bill von C. J. Fox, welche sieben, vom Parlamente ernannten Commissarien die oberste Macht und gleichsam das Schutzrecht über Indien einräumen wollte, mußte dem Hofe mißfallen, da sie eigentlich dahin zielte, der Krone allen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten zu entziehen, und zwischen dem Kö-

nige und Indien eine schiedsrichterliche Macht aufzustellen, die so unberechenbar war, als der brittische Glücksstern in Indien selbst. Deshalb drang der Plan William Pitt's durch. Ein Board of Controul (Büreau der obern Aufsicht über die indischen Angelegenheiten) wurde dem Ministerio einverleibt; dieses, von der Krone abhängige Collegium wurde beauftragt, über die Civil- und Militär-Regierung und über die Finanzen der Compagnie Aufsicht zu führen, und die Ausfertigungen der Directoren an die verschiednen Präsidentschaften einzusenden. Die Besoldung des Generalgouverneurs, der Präsidenten und Räthe wurde von der Bestimmung des Königs abhängig gemacht. In diesen wesentlichen Schranken besteht die, oben historisch entwikkelte Verfassung der Compagnie noch bis auf den heutigen Tag. Die Macht selbst, inwiefern sie überhaupt in England ihren Sitz hat, ist in den Händen des Ministeriums, nur die einzelnen Regierungsgeschäfte sind der unterworfnen Compagnie verblieben. Gewiß ist, daß seit Errichtung des Board ein dichterer Schleier über den indischen Angelegenheiten liegt, als vormals: die Minister haben nicht mehr, wie ehemals, gelegentliche Veranlassung, diese Vorgänge zur Sprache zu bringen; die Generalversammlung der Compagnie, auch wenn sie sich regen wollte, würde nichts bewirken, wenn Board und Directoren einig sind, und diese Einigkeit ist um so sichrer begründet, da eine geheime Committé (Committee of Secrecy) aus drei Directoren besteht, die mit dem Board verhandeln und beschließen kann, ohne alle Mitwissenschaft der Uebrigen. An eine Verbesserung des moralischen Zustandes des brittischen Indiens ist so lange nicht zu denken, als die eigentliche Kolonisation und Verpflanzung geborner Britten nach Indien, durch die Besorgniß eines Schicksals, ähnlich dem der nordamerikanischen Kolonien, verhindert wird. Nur ein Stamm auf indischen Boden geborner Britten würde im Laufe der Zeit den, auf alle andre Weise unüberwindliche Zwiespalt der dortigen Verhältnisse auflösen können. Indeß ist die unmittelbare politische Bedeutung der ostindischen Besitzungen für England zu groß, als daß jemals an gründliche Abhülfe zu denken wäre. Eine steuerbare Bevölkerung von 83 Mill. Menschen, mit 40 Mill. unter schutzverwandten inländischer Fürsten, ein Heer von 200,000 Mann, im Dienste der Compagnie gegen 16,000 Civilbeamten; gegen 14 Mill. Pf. St. jährlicher Aus-, und eben soviel Einfuhr aus und von allen Theilen der Welt nach und von Indien, eine Zolleinnahme der brittischen Regierung von mehr, als 4 Mill. Pf. St. jährlich, und ein jährlicher Zufluß von 11 Mill. Pf. St. für die Gesammtcirkulation des brittischen Reichs sind Gegenstände, die alle moralischen Rücksichten überwiegen. Der dermalige Aktienfond der Compagnie beträgt 6 Mill., der Werth ihres untheilbaren und ihres schwebenden Eigenthums gegen 50 Mill. Pf. St., und der Belauf ihrer jährlichen Landeseinkünfte 28 Mill. Pf St., d. h. das anderthalbfache der Einkünfte des gesammten russischen Reichs. Dieser politisch-merkantilische Riese besteht und wird bestehen, inwiefern der unüberwundne, großer Widerstrebungen fähige Geist der braminischen Völker niemals erwacht, auch durch die ungeschickten Bekehrungsversuche brittischer Methodisten niemals geweckt wird; inwiefern die unverhältnißmäßig geringe Militärmacht ausreicht und die eingebornen sieben Achttheile derselben ihre Empörungsversuche nicht wiederholen; inwiefern das System aushält: de faire le commerce en Sultan, et de faire la guerre en marchand; inwiefern die Ansprüche der Metis, der Abkommen europäischer Väter und

indischer Mütter, nicht zunehmen; inwiefern den Indiern und Mohammedanern das Geheimniß der Schwäche ihrer Unterdrücker für immer verborgen bleibt, d. h. inwiefern der natürliche Gang der Dinge selbst stille steht. Schließlich bemerken wir, daß seit 1813 allen brittischen Unterthanen, unter gewissen, zu Gunsten der Compagnie festgestellten Bedingungen, der Handel nach Indien gestattet, und daß der Compagnie nur der Theehandel ausschließlich verblieben ist. IV. Die französischen, dänischen und schwedischen ostindischen Compagnien haben für den Welthandel, selbst in den Zeiten ihres besten Flors, eine nur geringe Bedeutung gehabt. Die französische, 1664 errichtet, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue, 1785 errichtete Gesellschaft erreichte 1791 ihre Endschaft. Eben so wenig gedieh die ostindische Compagnie in Dänemark, die 1618 gestiftet und mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Besitzungen dem Könige abtrat. Die Gesellschaft ist nur noch im Besitze des chinesischen Handels. Endlich die schwedisch-ostindische Gesellschaft, welche 1731 gestiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, besteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. Sie zahlt für jede Reise 75,000 Thlr. Silbermünze an die Krone, der sie auch gleich bei ihrer Errichtung 3 Millionen Thaler Silbermünze bezahlte, wovon eine Million ohne Zinsen als eine Versicherung stehen bleibt, und die 2 andern als ein Vorschuß angesehen werden. A. M.

Ostindienfahrer sind große Handels-Schiffe, welche von den europäischen, nach Ostindien handelnden Compagnien ausgerüstet werden, und gewöhnlich etwas größer, als Fregatten von 40 Kanonen, sind, aber nur 20 Stücke (9 und 6 Pfünder) führen.

Ostracismus hieß in Athen das Gericht, kraft dessen die Volksversammlung den Einfluß mächtiger Staatsbürger durch eine zehnjährige Verbannung unschädlich zu machen berechtigt war, Scherbengericht. Wenn nämlich das Volk über Jemand dieses Gericht verhängen zu müssen glaubte: so schrieb jeder Bürger, der dieser Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben (Ostrakon) und legte diesen auf den Marktplatz an einem dazu bestimmten Orte nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und zehn Eingänge hatte, durch welche sich bei der Volksversammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beschriebnen Scherben, und wenn wenigstens 6000 den Ausspruch der Verbannung ausdrückten, so war der Beschluß gültig; im Gegentheile wurde der Beklagte losgesprochen. Die Verbannung durch den Ostracismus dauerte zehn Jahre, nach deren Verfluß der Verbannte wieder zurückkehren, Besitz von seinen Gütern und allen seinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache selbst hatte nichts Schimpfliches oder Entehrendes; denn sie wurde nicht bei Uebelthätern angewendet, sondern nur bei denjenigen, welche sich durch Vorzüge, Verdienste, Reichthümer ꝛc. ein überwiegendes Ansehn erworben hatten, wodurch sie den Neid oder Argwohn ihrer Mitbürger auf sich zogen. Aristoteles und Plutarch nennen den Ostracismus ein Heilmittel des Staats; doch benutzten ihn oft Neid und Bosheit zur Erreichung ihrer Absichten, und beschränkten durch ihn die freie Wirksamkeit großer Männer für ihr Vaterland.

Oströmisches Kaiserthum, s. Byzantiner.

Ostsee, s. Baltisches Meer.

Oeta, einer der berühmten Berge Alt-Griechenlands, zwischen Thessalien und Macedonien, oder genauer, eine Bergkette, die sich

von dem Meerbusen Malia, in westlicher Richtung, nach dem Pindus erstreckt, und von da nach der Bai von Ambracia ausläuft. Herkules bestieg auf diesem Berge den Scheiterhaufen, und seine Engpässe, die Thermopylen, waren der Schauplatz des glorreichen Kampfes einer kleinen Anzahl Spartaner, unter ihrem Könige Leonidas, gegen das große zu Griechenlands Unterjochung bestimmte persische Heer und sind auch in unsern Tagen, im griechischen Freiheitskriege, berühmt geworden.

Otaheiti, Taiti, vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Wallis, König Georgs III. Insel genannt, die größte unter den gesellschaftlichen- oder Societäts-Inseln, gehört zu Australien, liegt in der Südsee unter einem glücklichen Himmel, 193° L. und 17° 29′ bis 48′ süd. B. Dieses anmuthige, von einem höchst sinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von dem englischen Kapitän Wallis 1767 entdeckt und in Besitz genommen. Zwar machte Spanien 1775 Anspruch auf diese Insel, aber ohne Wirkung. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otaheiti landete, und Forster haben uns jene Inselgruppe zuerst genauer kennen gelehrt. Die Phantasie der Europäer bildete daraus eine idyllische Unschuldwelt, deren Könige Geßner's Hirten glichen. Man schwärmte damals mit Rousseau, daß die Kultur unsittlich und unglücklich mache, und hielt das Eigenthum für eine willkürliche Anstalt der bürgerlichen Gesellschaft; allein die nähere Bekanntschaft mit jenen Insulanern, ehe sie noch durch europäische Gewohnheiten und Laster verführt waren, zeigte bald, daß, ohne Liebe zur Arbeit und ohne Achtung für das Eigenthum, der Mensch, auch wenn die Natur ihn noch so freigebig ausstattet, sich nicht zu einem sittlichen Wesen entwickeln kann. Nach vielen mißlungnen Bekehrungsversuchen, z. B. der Brüdergemeinde seit 1797, ist es endlich englischen Missionarien geglückt, unter den, durch europäische Laster verwilderten Otaheitern das Christenthum einzuführen. Die Bewohner von Otaheiti, Eimeo, Tapuamaun, Hunheine, Rajatea, Tabaa, Borabora und Maura haben seit 1817 den Götzendienst ganz verlassen. Die alten heidnischen Bilder und Altäre (z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel) sind verschwunden, eben so die schrecklichen Menschenopfer und Kindermorde. Auf Otaheiti waren im J. 1818, 60 Kapellen und auf Eimeo 18 erbaut. Der Sonntag wird jetzt auf sämmtlichen Inseln gefeiert. Ungefähr 4000 von den Bewohnern konnten damals lesen, und viele hatten auch schreiben gelernt. Otaheiti hat auf 21 Q. M. 5000 Einw. Cook zählte daselbst vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menschen. Die Abnahme der Bevölkerung war eine Folge der hitzigen Getränke und der syphilitischen Krankheiten, mit welchen die Europäer sie beschenkten, so wie des, durch die Priester geheiligten Gebrauchs, daß die Weiber der vornehmsten Klasse ihre Kinder gleich nach der Geburt tödteten. Die Insel ist gebirgig, eine Bergspitze hat nach Forster 10,230 Fuß Höhe. Da sie sich in zwei Halbinseln theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, so hat sie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche spielen hier so gut mit dem Glücke der Völker, wie in Europa. Unter den übrigen Inseln kommt Rajatea der Insel Otaheiti an Schönheit fast gleich. Die Blutrache verwickelte bisher diese Völkerschaften oft in hartnäckige Kriege, die sie zu Lande und zur See führten und wobei die Gefangnen bisweilen grausam zu Tode gemartert wurden. Das sonst gutmüthige, gastfreie, frohe Völkchen auf Otaheiti ist von weißer Farbe mit etwas braungelben Anstriche. Die Wohlhabenden zeichnet eine schöne Bildung aus. Die ärmern Einwohner treiben den Feldbau, aber ohne

Ermüdung: denn drei Brotfruchtbäume können einen Menschen ein Jahr hindurch ernähren. Der Bau des Getreides und der europäischen Küchenkräuter macht ihnen zu viel Mühe. Auch haben sie Kokosnüsse, Bananas, Plantanen, Yamswurzeln, Pisang, Pataten, Arawurzeln ꝛc. Man bewundert die Geschicklichkeit der Einwohner im Verfertigen kunstreicher Zeuge vom Baste des Papiermaulbeerbaums, geflochtner Matten, Kanots, Fischergeräthe, musikalischer Instrumente und Waffen aus Steinen (z. B. Basalt), Knochen und Eisen. Sie ergötzen sich mit Musik und dramatischen Tänzen. Ihre Kenntnisse bestehen, außer jenen mechanischen Geschicklichkeiten, fast nur in Heilmitteln. Beide Geschlechter tätowiren sich. Von den Europäern haben sie zu ihren einheimischen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmern sind (Vögel und Fische für die übrigen), Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthuner und Gänse erhalten; auch hat man Zuckerrohr und Kartoffeln gepflanzt, welche gut fortkommen. Sie kennen nur den Tauschhandel. Im Allgemeinen sind sie nicht so gelehrig, wie die Sandwich-Insulaner; daher sie kaum den Gebrauch der Säge und der Schmiede von den Missionarien gelernt haben. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Kapitäns Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundschaft dem Kapitän Cook folgte, und auf der See starb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reiste, wo er eine Zeit lang die vornehme Welt beschäftigte, näher kennen lernen will, der lese: J. Reinh. Forster's Reise um die Welt, Berlin 1778—1784; v. Zimmermann's Australien, Hamburg, 1810; Lindner's Australien, Weimar 1814; und Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondre nach Otaheiti, übersetzt mit Anmerkungen von Bratring, Berlin 1812. Seit Forster's Zeit hat sich der Charakter dieser Insulaner sehr verändert. Die Menge der, ihnen durch die Britten zugeführten Werkzeuge (besonders Pulver und Blei) hat sie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; auch mußten die vielen Ausschweifungen, welche seit der Ankunft der Europäer, von denen mehrere Ausreißer und verdorbne Menschen unter ihnen sich ansiedelten, auf Otaheiti überhand genommen hatten, dem Kunstfleiße sehr nachtheilig werden. K.

Otfried. Ungeachtet der Vorliebe Carls des Großen für die deutsche Sprache und der, unter Ludwig dem Frommen für die neubekehrten Sachsen veranstalteten poetischen Uebersetzung der Bibel, würde doch die, noch rauhe deutsche Sprache ohne den Vertrag von Verdun (843), in welchem Deutschlands Selbstständigkeit begründet wurde, unfehlbar von der biegsamen und durch das Verhältniß ihres Vaterlandes zu Deutschland begünstigtern fränkischen endlich verdrängt worden sein. Wenn sie indessen auch seit dieser Zeit im gemeinen Leben, und in Schriften üblicher wurde: so waren es doch nur wenige, welche für ihre höhere grammatische und wissenschaftliche Ausbildung etwas thaten, und sie fanden damit bei den Gelehrten ihrer Zeitgenossen wenig Dank. Den ersten größern und ganz auf unsre Zeiten gekommnen Versuch dieser Art verdanken wir dem biedern Otfried. Er war Mönch des Benediktinerklosters Weißenburg im Elsaß, eine Zeit lang Schüler des Rabanus Maurus zu Fulda, und dann Vorsteher der Schule seines Klosters, wo er sich von 840 bis 870 berühmt machte. Unter Ludewig II., oder dem Deutschen, verfertigte er eine poetische Umschreibung der evangelischen Geschichte, (eine sogenannte Harmonie der vier Evangelien) in kurzen Reimpaaren, von denen je

zwei eine Strophe bilden, in der alten fränkisch-deutschen Mundart (herausgegeben von Matthias Flacius, Basel 1571. 8., und in Schilter's Thes. antiq. teutonicarum, T. I.). Neben dem hohen Interesse, welches dieses kostbare Ueberbleibsel der alten deutschen Literatur für die Geschichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen Otfried, von heiliger Begeisterung ergriffen, mit allen Härten seiner Sprache siegend kämpft, Achtung für die Talente des Dichters. Viele seiner Bilder sind erhaben und stark, seine Wendungen und Ausdrücke kühn. Nicht minder schätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge seiner Nation preist, und die daher entspringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt. Von den deutschen Predigten auf die Feste und Heiligen, welche er in Prosa schrieb, haben sich nur geringe Bruchstücke erhalten. Auch wird ihm eine, von J. G. Eccard (Hamburg 1713. 8.) herausgegebne Katechese beigelegt.

Otho (Marcus Salvius), der Nachfolger des Kaisers Galba, stammte aus einer konsularischen Familie, verlebte seine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang, und wurde des Nero Günstling und Vertrauter. Dieser Kaiser ernannte ihn zu seinem Statthalter von Lusitanien, um seiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin Otho's, auf deren Schönheit ihn dieser selbst aufmerksam gemacht hatte, um so ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete jene Stelle 10 Jahre lang mit Ruhm. Er war der erste, der sich für Galba erklärte, als dieser sich gegen Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach dessen Thronbesteigung zum erstenmale Konsul (im Jahre Roms 821). Da ihn Galba nicht zum Nachfolger ernannte, und die Zerrüttung seines Vermögens ihn in die peinlichste Lage versetzte, so dachte er darauf, den Kaiser zu stürzen. Dies gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und der übrigen Truppen, die er leicht zu gewinnen wußte. Galba ward ermordet und Otho zum Kaiser ausgerufen. Aber die Legionen in Deutschland ernannten den Vitellius zum Kaiser. Umsonst bot Otho unmäßige Summen, diesen zu gewinnen. Vitellius schlug das Anerbieten aus, Mitkaiser zu werden, und ließ sein Heer über die Alpen gehen. Otho, für den sich die meisten Provinzen erklärt hatten, sandte diesen alten Kriegern ein zwar neugeschaffnes Heer entgegen, aber an der Spitze desselben standen die erfahrensten Feldherren, welche des Vitellius getheilte Truppen dreimal schlugen. Dadurch stolz und unvorsichtig gemacht, befahl er ein entscheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius und wurde besiegt. Auf die Nachricht davon, beschloß er durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, so wenig auch seine Lage ihn zu einem so verzweifelten Entschlusse trieb. Er durchbohrte sich mit einem Dolche, nachdem er drei Monate und drei Tage regiert hatte, und bewies durch diese That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenlosigkeit und Ausschweifung einen kühnen und entschlossnen Geist besaß.

Ottave Rime (italienisch), Octavreime, s. Stanze.

Ottensen, ein großes und schönes Dorf in Holstein, nahe bei Altona, mit 1500 Einwohnern, dessen Kirchhof durch die geweihten Gräber Klopstock's, seiner Meta und seiner 1821, gestorb. Wittwe, des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (s. Braunschweig, C. W. F. von), welcher bis 1818 in dem Grabgewölbe der Kirche ruhte, wie durch die Grabstätte der 1813 vertriebnen Hamburger berühmt ist.

Otter, s. Schlange.

Otto I., Kaiser, mit dem Beinamen der Große, Kaiser Heinrichs I. Sohn, war 912 geboren. Groß und gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich unbändig, stolz und eigennützig. Diese Eigenschaften machten ihm seine Brüder zu Feinden, und selbst seine Mutter so abgeneigt, daß sie alles anwandte, ihren zweiten Sohn, Heinrich, auf den Kaiserthron zu erheben. Ottos Festigkeit siegte jedoch über den Wankelmuth der Stände. Er ward 936 zu Aachen zum deutschen König gekrönt, aber des ruhigen Besitzes der Krone sollte er sich nicht freuen. Das Herzogthum Böhmen hatte Otto an Wenzel gegeben, der von seinem Bruder Boleslaus ermordet wurde. Da Otto sich weigerte, diesen anzuerkennen, so beschloß derselbe, Böhmen von Deutschland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der durch Hermann Billung's, nachherigen Herzogs von Sachsen, Tapferkeit, 950 damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und sich taufen ließ. Die Söhne des verstorbnen Herzogs Arnulph in Baiern, strebten ebenfalls nach Unabhängigkeit. Er besiegte sie und gab das Herzogthum Arnulphs Bruder, Berthold (939). Herzog Eberhard von Franken, durch einen königlichen Ausspruch beleidigt, verband sich mit Ottos Stiefbruder, Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto die Grafschaft Merseburg, sein vermeintes Erbe, einem Fremden gab. Sie hatten sich der Festung Eresburg bemächtigt. Otto zwang sie zur Uebergabe, und Tankmar ward innerhalb der schützenden Mauern der Kirche, neben dem Altare ermordet. Eberhard, der anfangs verbannt worden, später jedoch sein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde, im Bunde mit Ottos Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, Ottos Schwager, und unterstützt vom König von Frankreich, Ludwig (Outremer). Herzog Herrmann von Schwaben besiegte sie (939); Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rheine, und der König von Frankreich schloß Frieden (940) und vermählte sich mit Ottos Schwester, der Wittwe Giselberts. Graf Conrad von Worms ward mit Lothringen belehnt, und heirathete Ottos Tochter, Luitgard. Seinem Sohne, Ludolf Otto, gab er (949) nach des vorerwähnten Herrmanns Tode, das Herzogthum Schwaben, und seinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter beide mit einander versöhnt hatte, Baiern, (947). Auch bei den Nachbarn erwarb sich Otto durch seine Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche verheerend in Deutschland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eider zurückgetrieben, die er zu Deutschlands Grenze bestimmte. Der König Harald konnte seine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er Dänemark dem deutschen Reiche lehn- und tributpflichtig machte, und das Christenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen scheidet — noch jetzt der Ottensund genannt — stieß er seine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer seine weitern Fortschritte hemme. König Ludwig rief ihn zu Hülfe gegen seine aufrührerischen Vasallen, unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren und befestigte seines Schwagers Herrschaft. Die Italiener riefen ihn herbei, sie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er besiegte den Thronräuber und vermählte sich mit des vorigen Königs Lothar Wittwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardischer König gekrönt wurde. Diese zweite Ehe hatte aber verschiedne nachtheilige Folgen. Sie verwickelte ihn nicht nur in weitaussehende Kämpfe wegen des Besitzes von Italien (s. d. Art.), sondern bewirkte auch, daß viele

Ausländer an den Hof gezogen wurden, und seine würdigsten Familienmitglieder sich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackrer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband sich mit seinem Schwager, dem Herzoge Konrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Baiern, Ottos Bruder, der Adelheids Gunst zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren beide (954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des baierschen Heinrichs Schwiegersohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Ober-Lothringen bekam Friedrich, ein Bruder des Bischofs von Metz; Nieder-Lothringen Gottfried, dessen Familie nicht bekannt ist; beide standen unter der Oberherrschaft des Erzbischofs Bruno von Köln, Ottos Bruder. Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als die vom Kaiser Heinrich nachdrücklich zurückgeschlagnen Ungarn auf's neue einen Einbruch in Deutschland versuchten. Otto führte die gesammte Macht des Reichs gegen sie, und schlug sie auf dem Lechfelde bei Augsburg (10. Aug. 955) dergestalt, daß sie seit der Zeit keinen neuen Angriff auf Deutschland wagten. Gesichert vor den Ungarn, richtete Otto seinen Blick wieder auf Italien, als Berengar, der ihm den Vasalleneid geschworen hatte, einen neuen Empörungsversuch wagte. Er ging dahin und ward (961) vom Erzbischofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (2. Febr. 962) vom Papste Johann XII. in Rom zum Kaiser gekrönt. Dieser schwur dem Kaiser den Eid der Treue; die römische Geistlichkeit versprach künftig keinen Papst anders, als in Gegenwart kaiserl. Commissäre zu wählen. Otto dagegen bestätigte die verschiednen dem Papste gemachte Schenkungen, ohne sie jedoch näher zu bestimmen. Bald aber reuete es dem Papste, sich in dem Kaiser einen Herrn gesetzt zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto in Pavia war. Dieser eilte nach Rom, ließ den Papst absetzen, und statt seiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und allen seinen Nachfolgern die ausgedehntesten Rechte bewilligt wurden. Aber kaum war Otto nach Deutschland zurückgekehrt, als die Römer frei sein wollten, den Papst absetzten und die alte Verfassung herstellten. Otto erschien abermals in Rom und bestrafte die Schuldigen mit dem Tode. In seinen letzten Lebensjahren gerieth er mit den morgenländischen Kaisern in einen Krieg, der damit endigte, daß der Kaiser Johann Zimisces seine Theophanie an Ottos Sohn vermählte. Bald darauf, den 7. Mai 974, setzte der Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel. Er starb mit dem Ruhme Carls des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben. Otto besaß große Eigenschaften, hohen Muth, Geradheit und die strengste Gerechtigkeitsliebe. Die Geistlichkeit, deren Freund er war, verdankt ihm in Deutschland ihre Macht und Reichthümer; er verlieh ihre ganze Herzogthümer und Grafschaften mit fürstlicher Gewalt. Er liegt beerdigt in dem Dome zu Magdeburg, den er bauen ließ. Ihm folgte

Otto II., geboren 955, Otto's I. und der schönen Adelheid jüngster Sohn. Den Kaiserthron bestieg er den 13. Mai 974. Seine Brüder waren vor dem Vater gestorben. Dieser ernannte ihn zu seinen Mitregenten, und ließ ihn zum römischen Könige krönen, so daß er der erste römische König war, den uns die Geschichte der Deutschen aufstellt. Er hatte von seinem Vater jenen heftigen, unsteten Geist geerbt, der sich mit großen Entwürfen beschäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor sie noch völlig gereift sind. Heftige Leidenschaften stürmten in der Seele Ottos II., und da er schon im 29. Jahre

seinen mißlungnen Entwürfen unterlag: so hatte er nicht einmal das Glück durch reifere Handlungen die Welt mit den Uebereilungen seiner Jugend auszusöhnen. In den ersten Jahren hatte sich Adelheid der Zügel der Regierung bemächtigt. Als Otto, der Abhängigkeit müde, sie vom Hofe entfernte, brach ein Bürgerkrieg aus, an dessen Spitze sein Vetter der junge Herzog von Baiern, Heinrich, stand. Otto verfuhr mit Strenge gegen ihn, nahm ihm Baiern, und verlieh es Otto von Schwaben (978), seinem Neffen, der dadurch zum Besitz zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar von Frankreich gerieth er über Lothringen in Krieg. Dieser überfiel ihn 978 in Aachen; Otto mußte sich zurückziehen, sammelte aber sogleich ein Heer, trieb Lothar zurück, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, dessen Vorstädte er verbrannte. Auf dem Rückmarsche ward er zwar an der Aisne geschlagen, im J. 980 aber schlossen sie Frieden und Lothringen verblieb in seiner bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reiche. In Italien suchte Otto seine Macht dadurch fester zu begründen, daß er die Griechen aus dem Ueberreste des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Diese riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und Otto erlitt bei Basentello in Calabrien (13. Juli 982) eine völlige Niederlage. Er selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf sich in dasselbe, und ward von einem vorbeisegelnden griechischen Schiffe aufgenommen, weil er versprach, sich nach Konstantinopel bringen zu lassen, wenn man ihn vorher zu Rosano in Calabrien aussetzen würde, wo seine Gemahlin, eine geborne Griechin, sich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schicksale ihres Gemahls. Der griechische Befehlshaber aber erlaubte Keinem den Eintritt in's Schiff, außer einem deutschen Bischofe und den Mädchen, welche die zugesicherten Schätze überbringen sollten. Die Griechen, von Gelddurst ergriffen, waren eben mit diesen Kostbarkeiten beschäftigt, als Otto sich in's Meer stürzte, um sich durch seine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter diesen Mädchen befanden sich verkleidete Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaisers sicherten. So entkam Otto der Gefahr, aber seine Gesundheit war zerrüttet, sein Geist gebrochen. Auf einem Reichstage zu Verona, wo sein dreijähriger Sohn zum Nachfolger ernannt wurde, beschloß man, die Griechen und Araber anzugreifen und selbst Sicilien zu erobern. Aber Otto erlag seinem Kummer in der Blüthe seines Lebens. Er starb zu Rom, den 7. Dec. 983. Sein Sohn, Otto III., der ihm folgte, war 980 geboren und starb schon 1002. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des sächsischen Kaiserhauses.

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, ein Brudersohn Otto's des Großen, von Wittelsbach, seit 1180 Herzogs in Baiern und Stammvaters des noch jetzt regierenden baierischen Fürstenhauses als Königsmörder merkwürdig. Philipp von Schwaben, für welchen er gegen Kaiser Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, aber, vor dem Charakter Otto's gewarnt, sein Wort nicht gehalten, und überdies folgende neue Treulosigkeit an ihm begangen. Als sich Otto nachher mit der Tochter eines polnischen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp statt des versprochnen Empfehlungsschreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm, als einem Unruhestifter, gewarnt und gebeten wurde, ihn seiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. Otto ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo

eben Philipp seinen Hof hielt. Er drang (21. Juni) mit bloßem Schwerte in sein Gemach, und versetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopfe, an welcher er bald starb. In der ersten Bestürzung der Hofleute entkam er glücklich aus dem Schlosse. Aber Otto IV., der nunmehr die Kaiserwürde erhielt, erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau, und ermordete ihn, worauf auch Ottos Schloß, Wittelsbach, in Ober-Baiern, zerstört wurde. Ueber Babo's dramatische Bearbeitung dieser Geschichte siehe Babo.

Otto von Freisingen, des Markgrafen von Oesterreich, Leopolds des Heiligen, und der Agnes (Tochter Kaiser Heinrichs IV.) Sohn. Sein Vater, der ihn dem geistlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propste des von ihm gestifteten Klosters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieses Amts einstweilen einem Andern, bis Otto von Paris, wohin er ihn wegen seiner Studien gesendet hatte, zurückgekehrt sein würde. Vorzügliche Talante, eine ungemeine Gelehrsamkeit und seine edle Geburt versprachen dem jungen Otto die glänzendsten geistlichen Würden; aber, fern von allem Ehrgeize, trat er auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund in den Cisterzienserorden, und ward in Kurzem Abt dieses Klosters. Hier würde er in frommer Sitte sein Leben hingebracht haben, hätte ihn nicht sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., 1137 veranlaßt, das Bisthum Freisingen anzunehmen, das er 20 Jahre bis an seinen (22. Sept. 1158 erfolgten) Tod verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis zum J. 1146, in acht Büchern, und durch eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. in zwei Büchern, hat er sich unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Entgeht auch sein Styl nicht immer dem Vorwurfe des Gezwungnen und Gekünstelten, so zeigt doch seine ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Trieben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genausten und gründlichsten Nachrichten, und er erwarb sich das Verdienst, wichtige Urkunden ganz einzurücken. Seine, mit Unrecht ehedem oft bezweifelte Unparteilichkeit macht ihn höchst schätzenswerth; am schönsten hat er sie in der Schilderung der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Kaiser bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch seine Verhältnisse als Geistlicher, an die andre durch seine Blutsfreundschaft geknüpft, allerdings einen höchst mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war seine Ansicht der Geschichte, als eines großen Trauerspiels, welche durch sein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchische Frömmelei, sondern tiefgeschöpftes Ergebniß aus den Schicksalen seiner eignen Familie und aus den Ereignissen, welche die, damals in trüben Massen gährende Welt seiner Beobachtung darbot. Neueste Ausgabe seiner Schriften in Urstisius Sammlung deutscher Geschichtschreiber; seine Geschichte Friedrichs I. deutsch bearbeitet in Schiller's Memoiren, erste Abtheilung 2. Band.

Otus, s. Aloiden.

Otway (Thomas), ein berühmter englischer Tragödiendichter, geboren 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seinen ersten Unterricht zu Winchester, und bezog 1669 die Universität Oxford. Aber Mangel und vielleicht eine gewisse Unregelmäßigkeit waren Ursache, daß er vor Beendigung seiner Studien die Universität verließ. Er ging nach

London, und betrat die Bühne, jedoch ohne besondern Erfolg. Glücklicher war er als Theaterdichter. 1675 wurde sein erstes Trauerspiel, Alcibiades, gegeben; und 1676 Don Carlos, der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Seine theatralischen Arbeiten verschafften ihm die Bekanntschaft mit mehrern Männern aus der großen Welt, unter andern mit dem Earl of Plymouth, einem natürlichen Sohne Carls II., der ihm, bei den 1677 nach Flandern bestimmten Truppen eine Anstellung als Cornet verschaffte. Otway folgte zwar seinem Regimente, kam aber bald in seiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Hier fuhr er fort, durch Arbeiten für das Theater seinen Unterhalt zu erwerben, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausschweifungen sehr schmälerten. Er übersetzte 2 Stücke (Titus und Berenice, und Scapin's Ränke) aus dem Französischen, und schrieb zwei neue Tragödien: The Orphan (1680) und Venice preserved (1682), welche letztre sich auf der Bühne erhalten und seinen Ruf gegründet haben (s. d. Art. Englisches Theater). Wäre Otway auf diesem Wege fortgegangen, so würde er gewiß noch größere Werke geliefert haben, aber die äußerste Noth, aus der er sich nie emporarbeiten konnte, machte seinem Leben schon 1685 ein Ende. Nach einer allgemein verbreiteten Erzählung war er dem Verhungern nahe, als er eine Guinee geschenkt bekam. Er kaufte sich dafür sogleich etwas zu essen, und verschlang es mit solcher Hast, daß er daran ersticken mußte. Johnson stellt diese Angabe in Zweifel; nach den, von Pope eingezognen Erkundigungen, starb er an einem Fieber. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber sein unsittlicher Charakter hatte ihn um die allgemeine Achtung gebracht. Ueberdies hat er sich in seinem Leben und seinen Schriften als einen schamlosen Schmeichler der Großen gezeigt.

Ouen, St., (Villa sancti Audoeni) ist der Name eines sehr alten, in der Geschichte Frankreichs mehrfach vorkommenden, Dorfs, im Departement der Seine, Arrondissement von St. Denys. Nach daselbst gefundnen Inschriften besaß schon Dagobert ein Haus oder Schloß auf der Stelle in St. Ouen, wo jetzt die Villa eines Herrn Doria steht, die früher dem Prinzen von Souboise gehörte, jedoch kommt St. Ouen selbst erst im 13. Jahrh. bei den Geschichtschreibern vor. Zu dieser Zeit soll nämlich ein Geheimschreiber des Königs, Wilhelm v. Crespy mit Namen, auf dem Platze, wo jetzt das Dorf steht, einen großen Maierhof gebaut haben, den später seine Erbin, Agnes v. Crespy, dem Grafen v. Alançon, Carl von Valois, mit der Bedingung übergab, daß dafür ihre Nachkommen von allen Abgaben befreit würden. Von nun an ward St. Ouen sehr erweitert und verschönert und häufig der Aufenthaltsort vornehmer Personen. 1307 starb daselbst die Erbin des griechischen Kaiserthrons und Gemahlin Carls v. Valois, Catharina v. Courtenay, und Philipp der Schöne hielt sich hier, wie mehrere von ihm noch vorhandne Befehle bezeugen, oftmals auf. Als 1351 König Johann den Ritterorden vom Stern stiftete, wies er demselben das Schloß (Noble maison) von St. Ouen zu seinem Versammlungsort an und die Ritter wurden darnach in der Folge oftmals „Chevaliers de Noble-Maison" genannt. Nicht minder wie Johann, der sich häufig in St. Ouen aufhielt, begünstigte auch sein Enkel, Carl VI., diesen Ort, dessen Gattin, die berüchtigte Isabelle von Baiern, gleichfalls sich hier einen Sommeraufenthalt gründete. Eben so besaßen auch die Herzoge von Guyenne ein Hotel hier. Schon vor der Aufhebung des Ritterordens vom

Stern, unter Carl VIII., hatte das Noble-Maison aufgehört ein königliches Eigenthum zu sein, und war bereits zu Ende der Regierung Ludwig XI. in die Hände der Mönche von St. Denys unter der Bedingung gekommen, daß sie Gott für die Erhaltung des Lebens von König Ludewig XI. bitten sollten. In neuern Zeiten besaßen der durch seinen Geist berühmte Herzog von Nivernois, der Prinz Rohan u. a. Große des Reichs Landhäuser in St. Ouen, die jetzt zum Theil durch die Ereignisse in der Revolution, zu andern Zwecken, als Vergnügung einzelner Vornehmen verwendet werden, wie sich denn z. B. in dem ehemals dem Prinzen Rohan gehörigen Gebäuden, jetzt die Spinnmaschienen des bekannten Herrn Louis Ternaux befinden, aus dessen Fabrik die schönen Gewebe kommen, deren Feinheit und Eleganz glücklich mit denen des Orients wetteifern. Auch hat jetzt ganz neuerlich St. Ouen dadurch noch geschichtliche Merkwürdigkeit erhalten daß von hier aus Ludewig XVIII. zurückberufen durch einen Zusammenfluß der außerordentlichsten Ereignisse, auf den Thron seiner Väter, unter dem 2. Mai 1814, die berühmte Declaration gab, in Folge welcher er sich verpflichtete, die Grundsätze der Revolution anzuerkennen und Frankreich, als ein constitutioneller König, nach liberalen und durchaus verfassungsmäßigen Normen zu regieren. (Man sehe hierüber unter andern den Moniteur vom 3. Mai und die allg. Zeitung vom 11. desselben Monats und Jahres, wo sich ausdrücklich findet: daß Ludwig XVIII. die repräsentative Regierung durch 2 Kammern, Preßfreiheit, Recht der Steuereinwilligung, Freiheit des Gewissens, Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums — selbst der in der Revolution erworbnen Nationalgüter — Verantwortlichkeit der Minister, Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt, Gleichheit vor dem Gesetz, so wie gleiche Ansprüche zu Staatsämtern für Alle aus allen Ständen u. s. w. feierlich garantirt und anerkannt). 1815 bei der zweiten Einnahme von Paris litt das, nur eine Stunde nördlich von der Hauptstadt entfernte St. Ouen bedeutend durch Truppendurchmärsche und gewaltsame Requisitionen.

Durcq (der Kanal von) eine Schöpfung Napoleons, versorgt Paris mit dem benöthigten guten Wasser, und hilft seit seiner Entstehung somit einem der dringendsten Bedürfnisse jener Hauptstadt, wenigstens zum größten Theil ab. Schon vor der Revolution faßte ein Herr v. Fer und nach ihm ein Herr Brülé den Gedanken, einige benachbarte kleine Flüsse mittelst eines Kanals nach Paris zu führen, um dadurch den sehr fühlbaren Mangel an gutem Wasser zu begegnen. Die Geldverlegenheiten der Regierung, so wie ihre Schwäche und Kraftlosigkeit in jeder Hinsicht, verhinderten jedoch die Ausführung eines so nützlichen Unternehmens, obschon die Akademie der Wissenschaften, welchen Brülé's Plan, die Bauveronne nach der Hauptstadt zu leiten, im Jahr 1785, vorgelegt ward, die Sache durchaus thunlich fand. Als mit Anfang der Revolution ein neuer kräftigerer Geist die Behörden zu beseelen anfing, ward der Vorschlag in den Jahren 1790 und 91 abermals in Anregung gebracht, und Brülé erhielt auch eine Vollmacht zur Ausführung; allein 2 Mill. Franken waren dazu erfoderlich und die seit mehreren Generationen erschöpften Staatskassen konnten jetzt im Drange furchtbarer Umstände noch weniger zu solchen Unternehmungen in Anspruch genommen werden. Somit abermals ohne Hoffnung seine Idee ausführen zu können, verkaufte Brülé 1799 seine Vollmacht an die Herrn Solage und Bossü und diese erboten sich nun, wenn man ihnen das Monopol zugestände für ganz

Paris das Wasser, den Eimer zu einem gewissen Preis verkaufen zu können, die Sache auszuführen. Wirklich genehmigten auch das Directorium und der Rath der Fünfhundert diesen Vorschlag, und nur der erste Consul hatte noch seine Zustimmung zu geben. Buonaparte jedoch von größeren Ideen geleitet, wie gewöhnliche Machthaber, erachtete mit Recht, daß es Pflicht einer Regierung ist, dergleichen öffentliche und allgemein nöthige Anstalten zum Besten des Publikums selbst auszuführen, und beschloß zu thun, was keiner der legitimen Könige Frankreichs bisher gethan, und der Hauptstadt des Reichs die Wohlthat, gutes und genugsames Wasser zu haben, zu verschaffen. Er gab dem zufolge den Befehl, einen Kanal von der Ourcq an, zu graben, und einen Theil des Wassers von diesem Flusse sowol als von der Bauveronne, nach Paris in das Bassin de la Vilette zu leiten, aus welchem dann die Fontainen und Brunnen der Stadt, ihren Zufluß ziehen sollten. So wurde den 2. Sept. 1802 das Werk begonnen, und mit solcher Regsamkeit betrieben daß bereits 1805 die Sache so weit gediehen war, daß man die Schleusen öffnen und das Wasser in das Bassin konnte strömen lassen. Bis zur gänzlichen Vollendung ist die Sache jedoch bis jetzt noch nicht gediehen und nur die Bauveronne spendet ihren Ueberfluß der Hauptstadt. Nach Napoleons Plan sollten aber auch nach der Ourcq, die Collinance, die May und Therouenne ihre Beiträge liefern, so daß selbst während der Dürre, nach einer genauen Berechnung täglich 268,000 Kilolitres gutes Wasser der Stadt wären zugeführt werden. Die Schicksale, welche Frankreich aber in den letzten Jahren erlebte und die dadurch herbeigeführte Regierungsveränderung, brachte dies, wie so manches andre großartige Unternehmen in's Stocken und man hat erst neuerlich auf einen, 1816 gemachten Antrag der Kammern, wieder angefangen, das an diesem Werke herzustellen, was in Folge des zweimaligen feindlichen Einfalles daran zerstört worden ist. Durch das Bassin de la Vilette, dessen Allee-Umgebungen den Parisern zugleich als ein angenehmer Spaziergang dienen, erhalten die großen Fontainen des Innocents, de Boulevard de Boudy, desgleichen die auf dem Place royale und die von Mascarons, ihr Wasser, das von hier aus wieder durch Röhren sich in die Straßen von St. Denys, Vivienne u. a. ergießt. Ob das ganze Unternehmen, so umfassend wie Napoleon es projectirte, jetzt noch unter den bestehenden Umständen wird zu Stande kommen? steht dahin. Die Langsamkeit, mit welcher an der Wiederherstellung dessen gearbeitet ward, was schon vollendet war und nur in Folge der Kriegsereignisse eine zerstörende Hemmung erlitt, spricht indeß nicht sonderlich für diese Hoffnung.

Ouseley (Sir William), einer der berühmtesten Orientalisten unsrer Zeit, geb. in Monmuthshire 1771. Im J. 1787 besuchte er Paris, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. 1788 ward er Cornet bei dem 8. brittischen Dragoner-Regimente. Von dieser Zeit an widmete er alle seine Nebenstunden dem Studium der morgenländischen Sprachen, und verließ, nach dem Feldzuge von 1794, den Dienst, um sich ihnen ganz hinzugeben. Zu diesem Zwecke besuchte er die Universität Leiden und gab 1795 seine Persian Miscellanies etc. heraus. Darauf ward er als Major zu einem Dragoner-Regimente nach Carlisle abgerufen, und heirathete die Tochter seines Obersten. Als dieses Regiment bald nachher aufgehoben wurde, ging er nach London, um sich mit dem größten Eifer seinen Lieblingswissenschaften zu widmen. Die Universität Dublin ertheilte ihm die Würde eines Doc-

tors der Rechte, und als er selbst diese Hauptstadt besuchte, ernannte ihn der Statthalter von Irland zum Ritter. Mehrere Universitäten und gelehrte Gesellschaften (z. B. die königl. Societät zu Edinburgh, die asiatische Societät zu Calcutta, die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen) ertheilten ihm die Mitgliedschaft. Als mit dem persischen Hofe Unterhandlungen eröffnet wurden, ward er zum Secretär bei der englisch-persischen Gesandtschaft ernannt. Zu seinen Schriften gehören: Oriental collections 3. Vols. 4. 1797. (theils Auszüge und Uebersetzungen aus arabischen, persischen, türkischen Handschriften ꝛc. theils Abhandlungen), Observations on some medals and gems, trading inscriptions in the Pehlavi or ancient persic character, 1801, 4., eine Uebersetzung Ibn Haukals u. A. (vergl. d. Art. Persische Literatur).

Ouvertüre (Eröffnung, Einleitung) bedeutet ein Tonstück, welches zur Einleitung eines Schauspiels, Concerts, oder einer feierlichen, musikalischen Aufführung, vorzüglich aber der Opern dient. Doch ist sie hier nicht zu verwechseln mit der Introduction, welchen Namen in der italienischen Oper das erste Gesangstück selbst hat. Die Aufgabe der Ouvertüre ist, den Charakter des folgenden Ganzen (der Oper) anzudeuten und darauf vorzubereiten. Der französische Tonsetzer Lully soll zuerst zu seinen Opern Ouvertüren verfertigt haben. Ehedem hatte die Ouvertüre eine bestimmte Form: sie fing jederzeit mit einem, nicht weitläufig ausgeführten Grave im Viervierteltakte an, welches in der Dominante schloß, und mit der Cäsur dieses Schlusses in eine Fuge von willkürlicher Tonart überging, nach welcher das Grave zum Theil wiederholt wurde. Waren diese Ouvertüren für das Concert bestimmt, so setzte man auch wol eine Tanzmelodie, z. B. eine Menuet, Anglaise oder dergleichen, hinzu. Jetzt werden die Ouvertüren in mannichfaltiger, freierer Form geschrieben.

Ovale ist in der Geometrie eine geschlossne, krummlinige, reguläre Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind.

Ovation, s. Triumph.

Overbeck (Friedrich) einer der talentvollsten deutschen Maler unsrer Zeit, geb. 1789 zu Lübeck, wo sein Vater, der auch durch zarte Lieder als Dichter bekannt ist, und 1822 starb, Bürgermeister war. Zum Studium der Wissenschaften bestimmt, verrieth er schon als Knabe seine feurige Neigung zur Kunst, und als es ihm gewährt war, ihr ganz zu folgen, machte er in Wien, wohin er 1806 ging, unter Füger's Aufsicht bald schnelle Fortschritte. Die Natur war jedoch früh seine Führerin, und selbstständig nahm sein Geist bald eine bestimmte Richtung. Er entschied sich für Geschichtsmalerei und besonders für die heilige Geschichte. Von Wien ging er 1810 nach Rom, wo er bereits 1811 eine Madonna mit dem Jesuskinde vollendete, ein treffliches Bild, durch Einfalt, Zartheit, Verschmelzung und Harmonie der Farben ausgezeichnet, mit heiligem Sinn aufgefaßt und dargestellt. Seitdem hat er in Rom, wo er fortdauernd lebt, seine Arbeiten fortgesetzt und die Erwartungen der Kenner übertroffen. Er ist seit einigen Jahren mit Veith und Schnorr beschäftigt, Frescogemälde in der Villa des Fürsten Massini auszuführen. Der Carton einer dieser Darstellungen, Olint und Sophronia aus Tasso's Jerusalem, ist nach Deutschland gekommen und im Besitze des Herrn von Quandt zu Dresden.

Ovid (Publius Ovidius Naso), einer der bekanntesten römischen

Dichter des augusteischen Zeitalters. Er war aus ritterlichem Geschlechte, geboren zu Sulmo im Lande der Peligner, im J. Roms 711, vor Chr. Geb. 43. Muß man auch zugeben, daß er an Gediegenheit und künstlerischer Vollendung, so wie an Erhabenheit und Würde andern seiner Zeitgenossen nachstehe: so wird er doch von keinem derselben in anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen, wiewol er mit unter in unangenehme Geschwätzigkeit und frostige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen, eigenthümlichen Züge menschlicher Leidenschaft aufzufassen und darzustellen. Manche seiner Erzählungen aus dem Gebiete der Idylle und Romanze sind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Ikarus, von Philemon und Baucis. Hier ist er Meister, und unter allem, was wir noch von diesem fruchtbaren Dichter haben, möchte man wol mit Recht diesen Erzählungen den Preis zuerkennen. Ovid sagt selbst in der merkwürdigen Elegie (der 10. des 4. Buchs seiner Trauergesänge), wo er sein inneres und äußeres Leben schildert, er sei zum Dichter geboren. Trotz der Ermahnungen seines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten und Senator aus ihm bilden wollte, habe ihn schon als Knabe ein geheimer, unwiderstehlicher Trieb zum Dienste der Musen hingezogen; vergeblich habe er sich bemüht, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, was er geschrieben, sei von selbst zum Verse geworden. Auf Reisen in Griechenland und Asien bildete er sich weiter aus. Sein Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenusse, bei welchem ihm sein ansehnliches Vermögen zu Statten kam, machte es ihm unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung seiner Verse zu wenden, die auch in mangelhafter Gestalt von der großen Menge mit Begierde gelesen wurden; denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reichliche Nahrung, und auch die Edlern wurden durch das Anmuthige der Darstellung und durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. In Ovid's Gedichten bewegte sich die ganze Fabelwelt im buntesten Schmuck der Phantasie, und die berühmten Heroen und Heroinen des Alterthums erschienen vor der Einbildungskraft des Lesers. Ja selbst das traurige Schicksal, das den Dichter in seinen letzten Jahren traf, trug nicht wenig dazu bei, seinen Poesien eine ungewöhnliche Berühmtheit zu verschaffen. Sein größtes und berühmtestes Gedicht, welches die Mythologie poetisch zu umfassen strebt, sind die Metamorphosen oder Verwandlungen in 15 Büchern, in Hexametern geschrieben; ein seltsames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unstreitig nach dem Plane des Dichters sein sollte. An einen Faden gereiht, den man nicht selten in Gefahr ist, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet sich der bunte Kranz der mannichfaltigsten Erzählungen von dem gestaltlosen Chaos an, aus dem man das schön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, sich entwickeln sieht, durch die mythische Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäsars. Jede dieser Erzählungen endigt mit einer Verwandlung; aber diese erscheint oft so wenig als Hauptsache, wie man doch nach der Ueberschrift des Ganzen erwarten sollte, daß vielmehr nicht selten eine lange Reihe von Versen vorangeht, die darauf nicht die geringste Beziehung haben, aber gleichwol das Vorzüglichste und Anziehendste sind, wobei der Dichter augenscheinlich mit Liebe verweilt, die Verwandlung aber am Ende mit einigen Versen ganz kurz abgefertigt wird, welche man ihm eben so gern erlassen hätte. Aehnlich ist ein andres Gedicht Ovid's in Distichen, wo an die merkwürdigen Tage und Feste des römischen Ka-

lenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römischen und italienischen Geschichte geknüpft sind. Es ist überschrieben „Fasti," umfaßt aber in 6 Büchern nur die 6 ersten Monate. Wahrscheinlich blieb es wegen der Verbannung des Dichters unvollendet. Vorzüglich wichtig ist es für die römische Chronologie, und eine der gelungensten eingewebten Erzählungen ist die Geschichte von der Lucretia im 2. Buche. Auch Sänger der Liebe ist Ovid, aber nicht der himmlischen. Jene göttliche Begeisterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt, als einen flüchtigen Sinnenrausch, war jener Zeit fremd. Wir haben noch 3 Gedichte von ihm, welche sich auf die Liebe beziehn, sämmtlich im elegischen Versmaße. Zuerst Amores in 3 Büchern, dann die Ars amandi (Kunst zu lieben), ebenfalls in 3 Büchern, und von den Mitteln gegen die Liebe in einem Buche. Sie können als Beitrag zur genauern Kenntniß des sittlich-verderbten Zustandes der damaligen römischen Welt dienen; doch findet sich auch in ihnen Manches, was bei einer Blumenlese aus Ovid's Gedichten nicht übersehen werden dürfte; z. B. die 15te Elegie des 1sten Buchs der Amorum, wo der Dichter die berühmtesten Sänger der Griechen und Römer aufführt, und seine eigne Unsterblichkeit ahnend ausspricht. Zu den schönsten Stellen gehört auch die Episode von Cephalus und Prokris im 3ten Buche der Kunst zu lieben. Noch hat Ovid sich in einer eigenthümlichen und seltnen Gattung nicht ohne Glück versucht. Wir haben nämlich von ihm 21 sogenannte Heroiden (s. d. Art.), unter dem Namen bekannter (meist weiblicher) Personen der ältesten, halb fabelhaften Zeit gedichtet, von denen aber einige für unecht gehalten werden. Endlich haben wir von ihm auch noch Elegien im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergesänge, (wie er sie selbst benennt, tristia,) und Briefe (epistolae ex Ponto), ebenfalls im elegischen Versmaße und verwandten Inhalts, sämmtlich in seiner Verbannung geschrieben, jene in 5, diese in 4 Büchern. Man muß die ungemeine Leichtigkeit bewundern, mit welcher Ovid sich auch in diesen Gedichten bewegt, obwol das Herz ihm so schwer war, und die Bürde des Alters schon auf ihm lastete. Darum ist es hier dem Sänger am ersten zu verzeihen, wenn der Strom seiner Verse öfters zwar breit genug, aber seicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo sich ein tiefes Gefühl wahr und lebendig ausspricht. Ovid hatte nämlich bis in sein 50. Jahr fast einzig der Poesie und dem Vergnügen gelebt, wie es scheint, in angenehmen Verhältnissen mit Verwandten und Freunden, und gern gesehen an Augustus Hofe. Durch seine auf den Geschmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er eine Berühmtheit erlangt, die seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte; und so konnte er hoffen, die letzten Jahre seines Lebens auf den leichtgewonnenen Lorbeeren seines Dichterruhms behaglich auszuruhen. Da zerstörte plötzlich der Bannstrahl, den Augustus auf den Dichter schleuderte, sein ganzes Glück. Er bekam den Befehl, Italien sofort zu verlassen, und mußte gehorchen. Getrennt von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden, von dem mütterlichen Lande, von Italiens mildem Himmel, von der herrlichen Roma, mußte er in ein weit entlegnes, ihm ganz fremdes Land, über's Meer, an die unwirthbare Küste des Pontus euxinus, gen Tomi, wo die rohen Geten wohnten, wandern. Die Frage, worin sein Verbrechen bestand, hätte Ovid selbst am gnügendsten beantworten können; aber er hebt den Schleier nur halb. Zwar versichert er an mehr als einem Orte ausdrücklich, ein Versehen

ſei es, was ihm dieſe Verbannung zugezogen, aber keineswegs ein Verbrechen. Auch nennt er mehrmals ſeine Poeſien die Urſache ſeines Unglücks. Gewiß aber waren ſeine üppigen Verſe nicht der einzige, ja nicht einmal der eigentliche Grund der über ihn verhängten Strafe; auch deutet er ſelbſt an, er habe etwas geſehen, und dadurch den Zorn des Auguſtus gegen ſich gereizt. Daraus läßt ſich vermuthen, er habe um irgend etwas gewußt, daß den Auguſtus nahe anging, und deſſen Verheimlichung vielleicht den Unwillen des Herrſchers in ſo hohem Grade erregte. Manche meinen, es habe dies einen ſtrafbaren Liebeshandel der berüchtigten Tochter des Auguſtus, Julia betroffen. Genug, daß der Dichter, wenigſtens nach ſeiner eignen Ausſage, nicht als ruchloſer Verbrecher erſcheint, was man ſonſt wohl aus der harten Züchtigung und aus dem unverſöhnlichen Zorne des Auguſtus, der ſich durch keine Bitten bewegen ließ, die Aechtung aufzuheben, ſchließen könnte. Ovid ſtarb in Tomi, nachdem er 10 Jahre in der Verbannung geſchmachtet hatte, in einem Alter von 60 Jahren, im J. Roms 771, nach Chr. Geb. 17. Noch findet ſich in der Sammlung der ovidiſchen Poeſien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, Ibis überſchrieben, im elegiſchen Versmaße, worin der Dichter in immer neuen Wendungen auf eine widerliche und empörende Art die heftigſten Verwünſchungen und ſeinen unauslöſchlichen, ſelbſt nach dem Tode noch fortdauernden, Haß gegen einen Ungenannten, der ihn ſchwer beleidigt hatte, ausſpricht. Einige andre kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeſchrieben, z. B. de philomela, de pulice. Aber manches Echte iſt auch verloren gegangen, worunter vorzüglich ſein Trauerſpiel Medea zu bemerken iſt. Man hat mehrere gute Ausgaben ſämmtlicher ovidiſchen Werke und einzelner Gedichte. Von jenen iſt eine der beſten die von Nicol. Heinſius, Amſterdam 1661, neu verb. und mit Anmerk. von Burmann, 1727, 4 Voll. 4. Von dieſer Recenſion mit den heinſiuſiſchen Noten und einem ſehr vollſtändigen Wörterverzeichniſſe, beſorgte Fiſcher eine neue Ausgabe (Leipzig 1758 und 1773). Nach der burmann'ſchen Recenſion beſorgte eine Ausgabe der ſämmtlichen Werke Mitſcherlich (Göttingen 1796 bis 1798, 2 Voll. 8.). Von den Metamorphoſen hat Gierig eine brauchbare Ausgabe mit einem ausführlichen lateiniſchen Commentare geliefert (Leipzig 1804 bis 1807) und von den Trauergeſängen und Briefen aus Pontus, ebenfalls mit erläuternden Anmerkungen, Harles (Erlangen 1772) und Oberlin (Straßburg 1778). Von den Metamorphoſen hat Rode (Berlin 1791) eine deutſche Ueberſetzung mit Anmerkungen für junge Leute, Künſtler und Kunſtliebhaber geliefert. Die ſchönſten Stellen eben dieſes Gedichts hat Voß mit gewohnter Kunſtfertigkeit metriſch in's Deutſche übergetragen unter dem Titel: Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß (Berlin 1798). Auch hat man die Metamorphoſen zum Gebrauch auf Schulen von Meineke mit deutſchen Anmerkungen, und als lateiniſche Chreſtomathie einen Auszug daraus zu ihm dieſem Gebrauche von Gierig. S.

Owaihi, die öſtlichſte und größte (216 Q. M.) unter den Sandwichinſeln (ſ. d.), welche Cook 1778 entdeckte, und die 1779 das Grab ihres Entdeckers wurde (ſ. Cook). Sie hat gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Ein hoher Berg, Mowna Roah, hat 3 Spitzen und eine Höhe von 2254 Klaftern. Die oberſte Spitze berührt die Schneelinie, iſt aber nicht mit ewigem Schnee bedeckt. 1794 wurde die Inſel, jedoch der bisher beſtandnen Regierungs- und Religionsverfaſſung unbeſchadet, von den Engländern in Beſitz genommen.

Die Einwohner sind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neu-Seeländern und den Bewohnern der Societätsinseln von Einem Stamme. Man bauet hauptsächlich Zucker. Durch den, von dem König Tamaahmaah (starb 1819) mit England und Nordamerika eingeleiteten Handelsverkehr ist die Civilisation auf dieser Insel sehr fortgeschritten, und europäischer Kunstfleiß, selbst Schiffbau, besonders durch englische Matrosen, die der König in seine Dienste genommen hat, eingeführt worden.

Owen (Joh.), zu Armon in Caermarthenshire in Wallis geboren, studirte zu Oxford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und starb 1622 in sehr ungünstigen Umständen in Londdn. Seine zahlreichen, ehedem vielgelesenen, lateinischen Epigramme zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden Witz, tiefe Menschenkenntniß und eine lebendige, höchst correcte Sprache aus. Sie erschienen unter andern zu Basel 1780, 8.; auch lieferte Didot eine Prachtausgabe in 4. Jördens gab 1813 (Leipzig, 8.) Oweni epigrammata selecta mit den vorzüglichsten vorhandnen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedner Verfasser heraus. A—s.

Oxenstierna (Axel, Graf von), ein berühmter schwedischer Staatsmann, geboren zu Fano in Upland, 1583. Nach dem frühen Tode seines Vaters ward er mit Sorgfalt unter den Augen seiner Mutter erzogen. Zu Rostock, Wittenberg und Jena beschäftigte er sich besonders eifrig mit der Theologie, denn seine Neigung sowol, als seine Familie hatte ihn dem geistlichen Stande bestimmt, und obgleich er sich später den Staatsgeschäften widmete: so blieb ihm doch eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangelischen Lehre. Nach Vollendung seiner akademischen Studien besuchte er die meisten deutschen Höfe, und als er 1602 mit allen, damals im Auslande sich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Carl IX. den Eid der Treue zu schwören, trat er bald darauf in die Dienste dieses Monarchen, der ihn 1606 als Gesandten an den mecklenburgischen Hof sandte. 1608 trat er, als 26jähriger Jüngling, in den Senat, in welchem in ununterbrochner Reihe 13 seiner Vorfahren gesessen hatten. Das erste öffentliche Geschäft, welches er darauf übernahm, war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem liefländischen Adel und der Stadt Reval, die er glücklich beseitigte. Er hatte dabei seine Talente in einem so günstigen Lichte gezeigt, daß der König, der seinen Geist durch das Alter geschwächt fühlte, ihn zum Aufseher der königlichen Familie machte, und an die Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav Adolph den Thron bestieg, ward er zum Kanzler ernannt, und 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark erster schwedischer Bevollmächtigter. 1614 begleitete er den König nach Deutschland, und hatte bald darauf die Genugthuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden durch den ehrenvollen Frieden von Stolbowa beendigt zu sehen. Im J. 1622 erwartete er den König in Liefland; später ward er mit verschiednen Regimentern nach Preußen geschickt, und zum Generalgouverneur aller daselbst den schwedischen Waffen unterworfnen Districte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pommern gingen, um sich zu Herren der Ostseeküsten zu machen, unterhandelte Oxenstierna mit dem Herzog von Pommern, wegen der Besetzung Stralsunds durch schwedische Truppen statt der dänischen,

die den Platz in Beſitz hatten, und ging ſodann nach Dänemark, um die Genehmigung des Königs dazu auszuwirken; durch franzöſiſche und engliſche Vermittlung aber gelang es ihm, mit Polen einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Als der Krieg in das Herz von Deutſchland verſetzt worden, rief Guſtav Adolph ſeinen Kanzler zu ſich, um ſich ſeiner Einſicht zu bedienen. Er wurde deshalb mit unbeſchränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rheine verſehen, und nahm ſein Hauptquartier in Mainz, während Guſtav Adolph in Baiern und Franken vordrang. Von dort brach er mit den geſammelten Truppen auf, um zu dem Könige zu ſtoßen und ſtand, als dieſer glorreich 1632 bei Lützen ſchlug und fiel, in Ober-Deutſchland. Die Nachricht von des Königs, ſeines Freundes, Tode erſchütterte ihn tief, aber entmuthigte ihn nicht. Er ſammelte zahlreichere Heere, um Schweden und ſeine Bundesgenoſſen zu ſchützen, und beſuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen der Fortſetzung des Krieges zu verabreden. Die ſchwediſche Regierung ertheilte ihm jetzt ungemeßne Vollmacht, Alles anzuordnen, was er für des Vaterlandes Wohlfahrt am dienlichſten erachten würde. Dem gemäß trat er mit verſchiednen Fürſten in Unterhandlungen, verſammelte einen Congreß zu Heilbronn, und ward hier als Director des evangeliſchen Bundes anerkannt. Die Eiferſucht, beſonders der Franzoſen, konnte ſeinem Genie keine Hinderniſſe in den Weg legen; er reiſte ſelbſt nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangeliſchen zu gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei ſeiner Rückkehr nach Sachſen alles in der größten Unordnung, die Bundesgenoſſen ſchwankend, die Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, faſt alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlacht, den Kurfürſten von Sachſen offen der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen reicher Geiſt wußte jedoch auch unter dieſen Umſtänden die Angelegenheiten ſeiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er ſie geſichert ſah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von wo er 10 Jahre abweſend geweſen. Er ſehnte ſich nach einem ruhigen Wirkungskreiſe, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm ſeinen Sitz im Senate als Kanzler des Reichs und Einer der fünf Vormünder der Königin. Seine Hauptſorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunſt Beziehung hatte, bekannt zu machen, und ſie in den Grundſätzen einer geſunden Politik zu unterrichten. Da es ihm ſehr am Herzen lag, den Krieg in Deutſchland zu einem glücklichen Ende zu bringen: ſo ſandte er ſeinen Sohn, Johann Oxenſtierna, als ſchwediſchen Bevollmächtigten nach Deutſchland. 1645 wohnte er den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bremſebrö bei, und nach ſeiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Chriſtina die Grafenwürde. Zu derſelben Zeit ward er zum Kanzler der Univerſität Upſala erwählt, und verwaltete dieſes Amt mit großem Eifer und zum Gewinne dieſer gelehrten Anſtalt. Als Chriſtina ihren Entſchluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widerſetzte ſich Oxenſtierna aus allen Kräften; noch dringender widerſprach er ihrem Vorſatze, die Krone niederzulegen, und ſchützte, als er die Königin unerſchütterlich fand, eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfänger großer Uebel anſah. Er fand ſeitdem keine Freude mehr an den Staatsgeſchäften, wiewol er fortfuhr, ſeinem Lande gewiſſenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung ſeines Kummers ſah er die Finanzen des Reichs in

großer Zerrüttung, und die Staatsschuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und seine weisen Maßregeln vermehrten Einkünfte, auf mehrere Millionen angewachsen. Ueberdies hatte er mit den Beschwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der im August 1654 seine Laufbahn endigte. Oxenstierna darf den berühmtesten Männern zugesellt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle gespielt, und sich durch eine für die Menschheit wohlthätige Wirksamkeit verewigt haben. Erziehung und Studium hatten seine großen Anlagen entwickelt, und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Sein politischer Scharfblick erregte eben so sehr Achtung als Bewunderung, und die Umstände, unter welchen er lebte, gaben ihm Gelegenheit, den ganzen Umfang seiner Einsicht an den Tag zu legen. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den schwedischen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Seine Beredtsamkeit war wortkarg, aber kräftig. Er besaß das seltne Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzusehen, und sein Betragen darnach einzurichten. Seine Rechtschaffenheit erwarb ihm Freunde, und nöthigte selbst seinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerstand er mit Festigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften ist nur ein Theil im Druck erschienen.

Oxford, die Hauptstadt von Oxfordshire in England, auf einer Anhöhe, am Einflusse des Cherwell in die Isis, nachher Themse genannt, über welche die 500 Fuß lange, steinerne Magdalenenbrücke führt, ist eine mittelmäßige Stadt von 1940 Häusern, und 13,000 Einwohnern, aber vorzüglich wegen ihrer Universität berühmt. Die Hauptstraße ist ausnehmend breit und lang, und zu beiden Seiten mit schönen Gebäuden besetzt; im Ganzen ist jedoch die Bauart altmodisch. Die Universität, die berühmteste in Großbritannien hat 19 Collegien und 6 sogenannte Hallen (s. Collegien) oder große Stiftungs-Gebäude, worin Lehrer und Lernende beisammen wohnen. Diese Collegien sind meistens Paläste von großem Umfange mit trefflichen Kunstsammlungen und äußerst reichen Einkünften. Im J. 1820 wohnten gegen 3000 Studenten in diesen Collegien. Das größte darunter ist Christ-Church-Collegium, welches vier Höfe hat. Der Bibliothekſaal dieses Collegiums gehört zu den freundlichsten, die man sehen kann. All-Souls- (aller Seelen) Collegium und Queens-Collegium sind die schönsten. Außerdem hat die Universität noch 13 öffentliche Hörsäle. Zu den übrigen akademischen Anstalten gehört besonders die Universitäts- oder bodleyanische Bibliothek in drei Sälen, welche eine der größten Europas ist, indem sie 30,000 Manuscripte und 500,000 gedruckte Bände begreift. Sie ist in neuern Zeiten durch die 20,000 Bände starke Bibliothek des englischen Topographen Gough, welcher sie der Universität vermachte, bereichert worden. In demselben Gebäude befindet sich eine Gemäldegallerie, eine Sammlung von antiken Statüen und die arundelische Sammlung von Inschriften. (S. Marmorchronik). Eine andre Bibliothek ist die radcliffesche in einem schönen Gebäude, welches eine Rotunda bildet mit einer 60 Fuß hohen Kuppel. Sie enthält fast ausschließlich Bücher aus dem Gebiete

der Arzneikunde und Naturwissenschaft, und ist bis jetzt nicht bedeutend zu nennen. Merkwürdig sind ferner das sheldonsche Theater, welches sich durch seine halbzirkelförmige Fronte von allen übrigen akademischen Gebäuden auszeichnet; das ashmolesche Museum, welches eine Sammlung von Naturalien und Kunsterzeugnissen enthält; die Universität-Druckerei oder das Clarendon-printing-house, ein schönes in Form eines Tempels erbautes Gebäude, die Sternwarte und der botanische Garten, welcher jedoch dem von Cambridge nachsteht. Zum Parlament schicken die Universität und die Stadt zusammen vier Abgeordnete. Außer der Universität leben die Einwohner auch vom Korn- und Malzhandel.

Oxydation, Oxydirung, soviel als Calcination, Calcinirung (Verkalkung). — Oxyd, Metallkalk.

Oxygen, s. Gas und Sauerstoff.

Oybin, Dorf und Bergfelsen im südlichsten Theile der sächsischen Oberlausitz, eine Meile südwestlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig und überdies durch schöne Ruinen geschmückt, ist er einer der anziehendsten Plätze Deutschlands. In einem amphiteatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschloßnen Thale erhebt sich diese Felsenpyramide 203 leipziger Ellen hoch (über die Meeresfläche 1697 Fuß), zusammengethürmt aus ungeheuern Sandsteinmassen, theils zackig, theils abgerundet, und mit Nadelgehölz schattirt. Südwestlich ist dieser Riesenfels durch Treppen in verschiednen Biegungen zugänglich. Oben genießt man eine zwar nicht ausgebreitete, aber doch treffliche Aussicht in das romantische Thal, und nur auf der zittauer Seite in die Ferne. Die Hauptsache jedoch sind die malerischen und weitläufigen Ruinen eines von 1334 bis in's 16. Jahrh. bestandnen Cölestinerklosters, des ersten in Deutschland, und eines 1349 von Carl IV. zerstörten Raubschlosses, wovon aber nur noch wenige Spuren übrig sind. Herrlich sind vor allen die Trümmer einer großen Klosterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben sehr überraschend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens ihre Todten bestatten. Hinter diesem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsmassen, finden die zahlreichen Besucher ein bequemes Obdach. Treu sind die Abbildungen dieses romantischen Platzes von Laurin zu Dresden, welches zu der topographischen und historischen Beschreibung des Oybins von D. Peschek, Zittau 1792 und 1809, gehört.

F.

P.

P, der sechzehnte Buchstabe des deutschen Abc. Er ist ein Lippenbuchstabe, der durch Ausstoßung des Hauchs bei Oeffnung der festgeschloßnen Lippen hervorgebracht wird.

Päan oder Päon (der Heilende), ein Beiname des Apoll, dessen Bedeutung von den Grammatikern auf verschiedne Weise erklärt wird. Da in den Lobgesängen auf den Apoll der Ausruf: „Io Päan" häufig vorkam, so nannte man sie vorzüglich Päanen. Solche Päanen wurden bei ansteckenden Krankheiten und bei allen Gelegenheiten gesungen, wo man sich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indessen das Wort Päan auch von Lobgesängen auf die Thaten andrer Helden und ausgezeichneter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lysander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgesang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars und nach erfochtnem Siege dem Apoll sang, hieß Päan.

Pädagog hieß bei den Griechen und Römern ursprünglich der Sklave, der die Kinder seines Herrn in die Schule führte. Da auch Sklaven und Freigelaßne sich gelehrte Bildung erworben hatten: so bediente man sich ihrer oft als Hauslehrer und Erzieher, daher der griechische Name Pädagog in der Folge jedem Erzieher beigelegt worden ist.

Pädagogik, die Wissenschaft und Kunst der Menschenerziehung (s. Erziehung). Die theoretische Pädagogik lehrt die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts; die praktische Pädagogik leitet zur Anwendung derselben, und gibt die Methoden an die Hand. Pädagogische Regeln und Anstalten findet man bei jedem Volke, daß sich zu einiger Bildung erhoben hat, denn ohne eine sorgfältigere und und planmäßige Erziehung der Jugend ist überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perser und Indier in diesem Fache geleistet haben mögen, erhellt mehr aus dem Bildungsstande dieser Völker, als aus den sehr unvollständigen historischen Nachrichten von ihrer Erziehungsweise. Zum klaren, wissenschaftlich geordneten Bewußtsein kamen die Grundsätze der Pädagogik erst bei den Griechen und Römern, unter denen Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian die Lehrer späterer Pädagogen wurden und viel beitrugen, die Keime einer liberalern Erziehung zu entwickeln. Was Carl der Große und die Klöster des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit diesen Instituten selbst, und es bedurfte, selbst nach dem Wiederaufleben der klassischen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren, Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen (vergl. d. Art. Menschenbildung und Methode). Engländer, Franzosen und Deutsche haben das Meiste und Beste für diese Wissenschaft gethan, und eine systematische Anordnung verdankt sie insonderheit dem Scharfsinne deutscher

Philoſophen. Ob ſie gleich nicht gerade an eine der neuern philoſophiſchen Schulen gebunden wurde: ſo laſſen ſich doch mit Niemeyer mehrere pädagogiſche Schulen oder Syſteme anführen, die im 18. Jahrh. nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die frankiſche Schule (ſ. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropiſche (ſ. d. Art. Philanthropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ihre vorübergehenden Epochen in Deutſchland gehabt; dagegen die Humaniſten (ſ. d. Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der klaſſiſchen Literatur und der Wunſch, das Schulweſen der Aufſicht der Geiſtlichkeit zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z. B. Niemeyer ſelbſt, welche dem Grundſatze: „Alles zu prüfen und das Beſte zu behalten," folgen, ſich immer unabhängig und im Beſitze einer bedeutenden Wirkſamkeit behauptet haben. Außer dem Bereich dieſer pädagogiſchen Syſteme, auf dem Grunde und Boden einer eignen trefflichen Idee ſteht Peſtalozzi's Unternehmen, dem die praktiſche Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. (S. d. Art Peſtalozzi).

Paderborn, ein ehemaliges Bisthum im weſtphäliſchen Kreiſe. Es wird durch rauhe Gebirge, die Egge genannt, in den unter- und oberwaldiſchen Bezirk eingetheilt, und zählte auf 44 Q. M. 97,000 Einw. Der Boden iſt im Ganzen ſehr fruchtbar, beſonders das ſogenannte Sendvelt, zwiſchen der Alme und Diemel. Beträchtlich iſt die Schweine- und Schafzucht. Das Land liefert Eiſen, Steinkohlen, Salz und hat beträchtliche Waldungen. Das Bisthum war eins der erſten, welche Carl der Große ſtiftete; die Stiftskirche wurde 799 von Leo III. ſelbſt eingeweiht. Im J. 1802 kam das Land an Preußen, und 1806 an das Königreich Weſtphalen, fiel aber nach deſſen Auflöſung wieder an Preußen zurück, und bildet jetzt einen Theil des zur Provinz Weſtphalen gehörigen Regierungsbezirks Minden. Die Kreisſtadt Paderborn iſt altmodiſch gebaut, mit engen finſtern Straßen und hat 870 Häuſer mit 5400 Einwohnern. Ihre Hauptnahrungszweige ſind Ackerbau und Viehzucht. Sehenswerth iſt der Dom, in welchem, außer andern Koſtbarkeiten, ſich die goldnen Bildniſſe der zwölf Apoſtel und der ſilberne Sarg des H. Liborius befanden, welche Herzog Chriſtian von Braunſchweig, 1622 wegnahm und aus letzterm die bekannten, jetzt aber ſelten gewordnen Thaler, mit der Umſchrift: Gottes Freund, und der Pfaffen Feind, ſchlagen ließ. Die Pader, ein Flüßchen, an welchem die Stadt liegt, entſpringt unter dem Dome aus 5 Quellen in einer ſolchen Stärke, daß ſie 20 Schritte von ihrem Urſprunge einige Mühlen treibt. Ferner verdient das ehemalige Jeſuitercollegium mit ſeiner Kirche erwähnt zu werden. Außer dem Gymnaſium hatte Paderborn eine Univerſität, welche (1592 von dem Fürſt Biſchofe Theodor von Fürſtenberg geſtiftet und 1623 eingeweiht) nur aus einer theologiſchen und philoſophiſchen Facultät beſtand. Sie ward 1819 aufgehoben, und der Fond zur Verbeſſerung des Gymnaſiums in Paderborn und der theologiſchen Facultät in Münſter verwandt. Unweit Paderborn liegt der teutoburger Wald, wo das Winne- und Römerfeld an Varus Niederlage erinnern.

Padiſhah, Padiſchah, Padſchah, ein Titel, welchen der türkiſche Kaiſer ſich ſelbſt beilegt. Er iſt aus den Worten, Pad, Beſchützer oder Thron, und Shah, König, Fürſt, zuſammengeſetzt. Vormals ertheilten ihn die türkiſchen Kaiſer unter den chriſtlichen

Monarchen nur den Königen von Frankreich, indem sie die andern nur Kral nannten. Jetzt geben sie denselben auch dem österreichischen und russischen Kaiser.

Padua, (Padova), eine alte, ansehnliche Stadt Italiens, welche durch einen Kanal mit der Brenta in Verbindung gesetzt ist. Die hiesige Hauptkirche gehört zu den reichsten in Italien. In der Sacristei ist das Bild Petrarca's befindlich, welcher Domherr an derselben war, und ihr einen Theil seiner Bibliothek vermacht hat. Die Kirche der h. Justina wird für die einfach-schönste in Oberitalien gehalten. Vor derselben ist ein schöner öffentlicher Platz, Prato della Valle (die Thalwiese), das altrömische Marsfeld, welcher mit den Bildsäulen berühmter Paduaner verziert ist und einen angenehmen Spatziergang bildet. Die Franziskanerkirche, Chiesa del Santo, ist wegen ihrer Kostbarkeiten und prächtigen Denkmäler sehenswerth. Vor derselben steht die Bildsäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten Generale, Gattamelata, von Narni errichten ließ. Ueberhaupt zählt man 96 Kirchen und Klöster. Das bischöfliche Seminarium, welches durch den verstorbnen Kardinal Barbarigo erneuert wurde, ist eine treffliche, für 100 junge Geistliche eingerichtete Bildungsanstalt; es hat zugleich eine berühmte, mit lateinischen, griechischen, hebräischen und morgenländischen Schriften versehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die berühmte Universität zu Padua wurde vom Kaiser Friedrich II. gestiftet; die medicinische Facultät ist die wichtigste. Die Zahl der Studirenden betrug in ältern Zeiten mehrere Tausende (wie denn auch die Stadt von den Italienern den Beinamen la Dotta [die Gelehrte] erhalten hat) ist gegenwärtig aber bedeutend geringer. Außerdem ist zu Padua eine Gesellschaft der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste, welche 1779 der Senat von Venedig bestätigte, und mit einem Fond zu Besoldungen und Preisen versah. Das vornehmste Universitätsgebäude ist: il Palazzo degli studj, welches mit den Bildnissen der berühmtesten Professoren ausgeschmückt ist. Ueberdies gehören ihr noch 12 zerstreut liegende Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schlosse, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater ꝛc. Unter den Gebäuden zeichnen sich noch aus: das Rathhaus, der Palast des Podesta mit der Stadtbibliothek, das Schauspielhaus ꝛc. Auch zeigt man das vermeintliche Grab des trojanischen Helden Antenor. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 46,000; sie könnte viel größer sein, denn ganze Straßen sind mit Gras bewachsen. Der Handel ist meist in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man verfertigt Tuch und seidne Zeuge. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vorzüglich zur Messe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zusammenströmen und einige Zeit verweilen. Das Gebiet von Padua (il Padovano) ist eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften von Europa, mit 300,000 Einw. Stadt und Land gehörten der Republik Venedig, kamen nach der Aufhebung als Entschädigung an Oesterreich, wurden 1805 an Napoleon abgetreten, sind seit 1814 wieder unter österreichischer Herrschaft, und bilden eine eigne Provinz (40 Q. M. mit 289,000 Einw.) des lombardisch-venetianischen Königreichs.

Paer (Fernando), ein berühmter italienischer Tonsetzer, 1774 zu Parma geboren, ein Schüler des Neapolitaners Ghiretti, auf dem Conservatorio della Pietà. Zehn Jahr alt gab er zu Venedig seine erste Oper, Circe, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde.

Er besuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna ꝛc. Der Herzog von Parma, sein Pathe, setzte ihm ein Jahrgeld, aus und erlaubte ihm 1795, wegen der Kriegsunruhen, nach Wien zu gehen, wo er 1798 als Componist beim Nationaltheater, seine Gattin als erste Sängerin bei der italienischen Oper angestellt wurde. Um diese Zeit fing sein Ruhm an, sich mehr zu verbreiten, wozu besonders 1799 seine Camilla beitrug, die bald auf allen deutschen Bühnen erschien. Zu Ostern 1802 ward er in Dresden auf 3 Jahr als Musikdirector, und seine Gattin als erste Sängerin engagirt. Napoleon bewog beide nach der Schlacht bei Jena, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, wo sie kleine Concerte vor ihm gaben. Nach dem tilsiter Frieden traten sie ganz in seine Dienste. Paer ist Mitglied der Akademie der schönen Künste von Neapel, von Bologna uud Venedig und noch gegenwärtig Musikdirector der Oper zu Paris; seine Gattin war 1811 zu Ferrara. Seine Compositionen sind reich an Melodie, gesangvoll und mit Effect instrumentirt, aber ohne tiefen innern Zusammenhang und gründliche Charakteristik. Seine besten Opern sind: Sargino, Camilla, Griselda, Leonora, Achille, I Fuorusciti (Wegelagerer), Sophonisbe, Dido und Agnese (die neueste und bekannteste); außerdem hat er noch componirt: Cinna, il Principe di Tartano, Idomeneo, Numa Pompilio, I Baccanti u. A., nebst mehreren Romanzen, Canzonen und Duetten mit Klavierbegleitung.

Pagoden heißen die Göttertempel der Hindus und andrer heidnischen Völker im südlichsten Asien. Diese aus Steinen und Holz erbauten Tempel stehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und andern Werken der Baukunst verzierten Platze, sind sehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht verziert. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, und ein hohes, thurmähnliches Dach mit mehreren Absätzen. Die merkwürdigsten sind in Benares, Siam, Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat oder Dschaggrenat (s. d. Art.) in Orixa. Im Innern findet man, außer vielen Kostbarkeiten, Altäre und Statuen der verehrten Götter. Letztre, welche ebenfalls Pagoden heißen und in einer Pagode oft in großer Anzahl stehen, sind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend, und nicht selten riesig groß. Von diesen Götzenbildern haben dann auch jene kleinen, ungestalteten Figuren mit beweglichen Köpfen den Namen, welche man besonders ehemals, auf Schränke, Kamine ꝛc. zum Spiel und zur Verzierung stellte.

Paine (Thomas), eine in der amerikanischen und französischen Revolution berühmt gewordner Mann. Er war zu Thetford in der Grafschaft Norfolk in England 1737 geboren. Sein Vater, ein Schnürbrustmacher, erzog den Sohn zu demselben Geschäft, und der junge Paine betrieb es einige Zeit hindurch, wiewol mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm noch außerdem die Direction einer Tabaksfabrik. Aber beides reichte für den Unterhalt seiner Familie nicht hin; er erlag einer ansehnlichen Schuldenlast, wurde 1774 abgesetzt, und gerieth in drückende Armuth, welche in ihm den Entschluß erzeugte, nach Amerika zu gehen, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günstige Aufnahme fand. Hier war es, wo er 1776 seine erste Schrift, unter dem Titel: Common sense (Gesunde Vernunft), herausgab. Dieses Werk, welches zunächst die neue Republik der nordamerikanischen Freistaaten betraf,

machte um so mehr Aufsehn, als der Verfasser von metaphysischen Sophistereien über Staatsverfassung ganz frei war, und in der kunstlosen Sprache des schlichten Menschenverstandes schrieb. Mehrere Auflagen dieser Schrift erfolgten schnell nach einander. Bald darauf wurde Paine vom Congreß zum Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Washington und Franklin schenkten ihm ihre Freundschaft. 1786 unternahm er seine erste Reise nach Frankreich, und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 eine neue Schrift: The rights of men (die Menschenrechte), heraus, worin er die Grundsätze zu bekämpfen suchte, welche Burke in seinen Schriften über die französische Revolution aufgestellt hatte. Diese Schrift mußte in England den Haß der Ministerpartei gegen ihn erregen. Um so willkommner war ihm der Ruf des Departements vom Pas de Calais im J. 1792, sich als Repräsentant desselben zum Nationalconvent zu begeben. Obgleich der französischen Sprache nicht vollkommen kundig, erfüllte er seine Obliegenheiten mit Klugheit und Würde. Da er nicht für des Königs Tod stimmte, so zog ihm dies das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundsätze eines Quäkers vor. Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liste der Conventsdeputirten streichen, und noch überdies einkerkern. Erst im Dec. 1794 ward er, nach einer 14monatlichen Gefangenschaft, auf Requisition der nordamerikanischen Regierung, freigelassen, und trat wieder in den Convent. Als dieser 1795 aus einander ging, kehrte er in den Privatstand zurück, und beschäftigte sich mit statistischen Untersuchungen. 1796 schrieb er eine Abhandlung über den Verfall der Finanzen Englands, die damals viel Aufsehn machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, welchen er beabsichtigte, so kehrte er 1802 nach Amerika zurück, wo er 1809 in Armuth starb.

Pairs, (Pärs) Gleiche, ursprünglich **Pares regni**, die dem König ebenbürtig waren und unter den Kronvasallen dem Throne am nächsten standen. In Frankreich und Großbritannien wurde ihre Macht und Zahl nach und nach beschränkt (s. **Frankreich**), bis die Pärswürde nur gewissen Familien und Personen ertheilt wurde. In Großbritannien und Irland heißt Pär (Peer) jedes Mitglied des hohen Adels vom Baron aufwärts bis zum Herzog, mit dem Unterschiede jedoch, daß jeder Pär von England durch seine Ernennung das, auf den ältesten Sohn, oder auf einen männlichen Seitenverwandten übergehende Recht erhält, im Hause der Lords persönlich zu erscheinen, wogegen von den schottischen und irländischen Pärs zu jedem Parlament nur Einige gewählt werden. Die Würde kann auch durch Erbrecht, königliche Ernennung oder Heirath auf Frauen kommen. Es gibt auch in der neuern Geschichte Englands noch Beispiele von solchen Ernennungen zu einer hohen Adelswürde. Eine solche Adelige nennt man Peereß. Heirathet eine, durch Abkunft oder Ernennung geadelte Frau einen Unadeligen: so bleibt sie immer eine Peereß, hat sie aber ihre Würde nur durch Heirath erhalten, so verliert sie dieselbe, wenn sie sich späterhin mit einem Unadeligen vermählt. Eine Gräfin oder Baronin kann eben so wenig, als ein Pär, wegen Schulden und Vergehungen verhaftet werden, und obgleich eine Peereß, ihres Geschlechts wegen, nicht Sitz und Stimme im Parlament haben kann: so genießt sie doch das Recht, nur von Pärs gerichtet werden zu können und andre Vorrechte des hohen Adels. Die Pärs sind, sie mögen Erzbischöfe, Herzöge, Marquis, Grafen, Viscounts oder

Barone sein, in allen öffentlichen Handlungen, in ihren Stimmen im Parlamente ꝛc. einander gleich. Der König ernennt Pärs nach Gutdünken, und adelige Herkunft ist keineswegs ein Erfoderniß dazu. Ihre Hauptvorrechte bestehen darin, daß sie erbliche, königliche geheime Räthe sind, nicht verhaftet werden können, außer wegen Hochverraths, keinen Eid abzulegen, sondern ihre Aussage bloß mit ihrer Ehre zu bekräftigen brauchen, daß ihre Häuser von aller Gerichtsbarkeit frei sind, und sie allein von Pärs des Reichs gerichtet werden können. Die Zahl im Oberhause sitzenden Pärs beträgt mit Einschluß der Prinzen des königlichen Hauses über 300. Unter den Herzögen sind die von Norfolk (1483) und die von Sommerset (1546) die ältesten, der jüngste ist Wellington (1814). Unter den Marquis sind die von Wincheſter (1551) die ältesten, sie führen den Titel: Premier Marquis of England. Unter den Viscounts sind die von Herford die ältesten (1549). Von den 132 Baronen-Familien sind die Cliffords Percy und Clinton noch aus dem 13. Jahrh. In Frankreich bildeten seit Philipp August († 1223), von den großen unmittelbaren Kronvasallen, 12 Herren, welche Richter in Staatsstreitigkeiten waren und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten, einen eignen geschlossnen Körper. Sie nannten sich Pärs von Frankreich. Die geistlichen Pärs waren der Erzbischof von Rheims (als erster Pär-Primas des Reichs), die Bischöfe von Langres und Laon, welche Herzoge und Pärs, und die Bischöfe von Beauvais, Noyon und Chalon an der Marne, welche Grafen und Pärs waren. Die weltlichen waren die Herzoge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Diese 12 Pärs sollten in Lehnssachen Recht sprechen, die Streitigkeiten unter den Vasallen entscheiden, und bei der königlichen Krönung verschiedne Aemter verrichten. Nachdem aber die sechs weltlichen zu der Krone gezogen worden waren: so erwählte man bei dergleichen Feierlichkeiten allemal 6 der vornehmsten Herren, welche diese Stelle vertraten, und die Könige errichteten neuere Pärschaften (Pärien), womit sie die Verdienste einzelner Familien belohnten. Die Prinzen vom Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pärs, d. h. sie hatten alle Rechte und Vorzüge der Pärwürde, sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht hatten. Die Pärs hatten Sitz und Stimme im Parlamente von Paris und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Versammlungen desselben bei. Mit der Revolution verschwand die Pärwürde, und wurde erst von Ludewig XVIII. durch die Charte von 1814 wieder hergestellt. Die Pärs bilden in Frankreich, wie in England, eine eigne Kammer. Napoleon behielt 1815 diese Einrichtung bei, vernichtete jedoch die vom Könige getroffne Wahl der Pärs und ernannte solche Männer, durch die er sich am meisten zu behaupten hoffte. Ludewig XVIII. stellte darauf seine Pärskammer wieder her, die jetzt 213 Mitglieder zählt. (S. Frankreich).

Paisiello (Giovanni), (und nicht Paëſiello) einer der berühmtesten Opercomponisten, ist 1741 zu Tarent geboren, woselbst sein Vater Thierarzt war. Bis zum dreizehnten Jahre besuchte er das dortige Jesuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen schönen Contraalt und ein treffliches Gehör habe. Ein gewisser Chevalier Carducci, ein Liebhaber und Kenner der Tonkunst, rieth dem Vater, ihn nach Neapel zu schicken und dort die Musik studiren zu lassen. Endlich willigte der Vater ein, ließ ihn noch 2 bis 3 Monate zu Tarent in den ersten Elementen der Musik unterrichten, und begleitete ihn

1754 nach Neapel, wo Paiſiello in das Conſervatorio di S. Onofrio trat, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Nach 5 Jahren war er der erſte unter den Zöglingen der Anſtalt, componirte Meſſen, Pſalmen, Motetten, Oratorien und ein komiſches Intermezzo, welches ihm 1763 den Auftrag verſchaffte, eine Oper für das Theater von Bologna zu componiren. Späterhin bereiſte er die Hauptſtädte Italiens und brachte ſeine Opern auf ihre Bühnen. Sein Ruf verbreitete ſich, und ſchon ſtand er mit dem londoner Theater in Unterhandlung, als eine Einladung des ruſſiſchen Hofes 1776 ihn nach Petersburg zog, wo er mehrere Compoſitionen und ein theoretiſches Werk lieferte, wofür er ein anſehnliches Gehalt erhielt. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in Rußland, kehrte er über Wien, wo er Caſti's König Theodor für Joſeph II. componirte, nach Neapel zurück, wo er von Ferdinand IV. als Kapellmeiſter mit einem Gehalte von 1200 Ducati angeſtellt wurde. Als ſich 1799 der Hof nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung Paiſiello zum Muſikmeiſter der Nation. Nach der Rückkehr der königlichen Familie ward es ihm zum Verbrechen gemacht, dieſes Amt angenommen zu haben; er ward in's Gefängniß geſetzt, ſein Gehalt eingezogen, und nur die Achtung für ſeine Talente befreite ihn von der Todesſtrafe. Erſt nach 2 Jahren trat er in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Er hegte immer eine große Liebe für die Franzoſen; dies bewies er unter andern 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Preisbewerbung nach Paris ſchickte. 1801 gab ihm Buonaparte, als damaliger Oberconſul, den Auftrag, ein Te Deum zur Friedensfeier in Paris zu componiren, welches 1802 in der Kirche Notre Dame aufgeführt wurde. Um dieſelbe Zeit kam er ſelbſt, mit Bewilligung ſeines Königs, nach Paris, wo er von mehrern, ihm angetragnen Aemtern ſich mit der Stelle eines Directors der Kapelle begnügte, die er aus den vorzüglichſten Künſtlern bildete. Außer mehrern Meſſen, Motetten ꝛc. und der Oper Proſerpina, componirte er hier eine große Meſſe für 2 Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiſerkrönung. Da aber das Klima von Paris ſeiner Gattin nicht zuſagen wollte, bat er um ſeine Entlaſſung, ging (1804) nach Neapel zurück, und begnügte ſich, Napoleon jährlich zum 15. Aug. eine Kirchenmuſik einzuſchicken. Als Joſeph Buonaparte den Thron von Neapel beſtieg, beſtätigte ihn dieſer in ſeinen Aemtern mit einem Jahrgehalt von 1800 Ducati. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Penſion von 1000 Franken, und Joſeph den Orden beider Sicilien. Auch ward er zum Mitgliede der königl. Geſellſchaft von Neapel und zum Präſidenten der Direction des königlichen Conſervatoriums ernannt. Dieſelben Aemter und Stellen hat er bis zu Ende der Regierung Joachims bekleidet. Er ſtarb. Unter Paiſiello's zahlreichen Operncompoſitionen werden noch jetzt auf den erſten Theatern Europa's mit Beifall aufgeführt: La Molinara (die ſchöne Müllerin), il Re Teodoro di Venezia, il Barbiere di Seviglia, Nina osia la pazza per amore, la Serva padrona, L'Amor contrastato, L'Innocente fortunata, il Matrimonio inaspettato, I Filosofi imaginari, la Grotta di Trotonio, L'Olimpiade. Seine Kirchenmuſiken ſind weniger bekannt. Die Eigenſchaften, welche Paiſiello charakteriſiren, ſind eine ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung, eine glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und eigenthümlicher Motive, ein ſeltnes Talent, ſie durch die Hülfsmittel der Melodie ſelbſt zu entwickeln und durch anziehende Einzelheiten zu verſchönern,

Begeisterung und Besonnenheit in der Ausführung, Geschmack, Anmuth und eine ungemeine Lebendigkeit in der Melodie. Alle seine Werke zeichnen sich aus durch Einfachheit, Correctheit, Eleganz; seine Begleitungen sind klar und natürlich. Obgleich Lieblichkeit sein Hauptzug zu sein scheint, so versteht er doch sehr gut, den Ton zu wechseln, und vom Possenhaften, Naiven und Kunstlosen zum Pathetischen und Rührenden überzugehen, ohne der Grazie und Zierlichkeit zu entsagen. Wenige Componisten haben ein so allgemeines Interesse erweckt, wie Paisiello. Doch ist nicht zu leugnen, daß der Beifall seiner Werke sich in der letztern Zeit sehr vermindert hat, und man jetzt viele seiner Compositionen zu leer und unbedeutend in der Harmonie findet.

Paladin. So nannte man ehemals jene berühmten irrenden Ritter, die in der Welt umherzogen, einzig um Beweise ihrer Tapferkeit und ihrer Galanterie abzulegen. Da es ihnen nämlich öfter an Abenteuern, an Kampfgelegenheit fehlte: so zwangen sie jeden Ritter, den sie auf ihren Irfahrten trafen, ihre Geliebte als die schönste Person auf Erden anzuerkennen, oder, im Weigerungsfalle, sich auf Leben und Tod mit ihnen zu schlagen. Die ersten Abenteurer dieser Art, deren die alten Ritterromane erwähnen, gehörten zu der Tafelrunde des Königs Artus in England; der berühmteste unter ihnen war der schöne Lancelot vom See. Späterhin glänzten unter den irrenden Rittern Amadis von Gallien, und noch später die Paladine aus dem Kriegsgefolge Carls des Großen, unter denen wir hier nur seinen angeblichen Neffen, den tapfern Roland, nennen wollen. Die Geschichte dieser irrenden Ritterschaft ist eben so sehr mit Fabeln vermischt, als die der griechischen Heroen. Die Benennung Paladin hat ihren Ursprung entweder von Palatinus (Pfalzgraf), oder von palus (franz. pal) ein zugespitztes Stück Holz, ein hölzerner Spieß, eine Lanze, außer dem Schwerte die gewöhnliche Waffe jener Ritter.

Palafox y Melzi (Don José de) der berühmte Vertheidiger von Saragossa, einer der ersten Helden, welche für Spaniens Freiheit gegen Napoleon fochten. Er ist um das J. 1770 geboren und stammt aus einer vornehmen aragonischen Familie. Eine sorgfältige Erziehung, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernste Zeit entwickelten seine seltnen Anlagen. Als er Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet hatte, betrogen und gefangen sah, entfloh er und begab sich nach Saragossa, wo er alle Thätigkeit aufbot, um einen Einfall der Franzosen in Aragonien zu verhindern. Er erklärte am 31. Mai 1808, daß Napoleon, daß alle Mitglieder seiner Familie, daß jeder französische General und Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII., seines Bruders und Oheims, persönlich verantwortlich sein sollten. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich bei den bald darauf von den Franzosen unternommnen Belagerungen von Saragossa, das sein Heldenmuth das erstemal rettete, beim zweitenmale aber erst übergab, als alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren. (S. Saragossa). Der kranke Palafox ward mit Härte behandelt und kehrte erst nach Abschluß des Vertrags von Valençay vom 11. Dec. 1813 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Nachtrags-Artikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von dem Franzosen geräumt, und die Kriegsgefangnen ausgewechselt werden sollten; zugleich sandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentschaft, den Tractat zu vollziehen, indem er ihr seine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. Palafox erklärte

sich bei der bald darauf erfolgten Auflösung der Cortes für die unumschränkte königliche Gewalt. Ferdinand ernannte ihn 1814 zum General-Capitän oder Statthalter von Aragonien, wo er den in Saragossa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchischen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Den 8. Mai 1815 übergab der König ihm und dem General Giron den Oberbefehl über die Armée von Aragonien, welche nebst der von Catalonien und von Navarra nach der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich vorrücken sollte.

Palais Royal in Paris. Dieser Palast mit seinem Garten, seinen Höfen, Gallerien und Arkaden, ist so ziemlich der Mittelpunkt von Paris. Im J. 1663 legte ihn der Kardinal von Richelieu an, und gab ihm die Inschrift: Palais Cardinal, und die Pariser stritten darüber, ob dies heißen solle: der Palast aller Paläste, oder: der Palast des Kardinals? Er vermachte ihn Ludwig XIII., und nach dessen Tode zog Anna von Oesterreich 1642 nebst Ludewig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er: Palais Royal. Ludwig XIV. räumte ihn seinem Bruder ein, und schenkte ihn zuletzt seinem Enkel, dem Herzoge von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis 1791 bewohnte und auch seit 1816 auf's neue bewohnt. Aeltere Franzosen sprechen noch mit Entzücken von der großen Kastanien-Allee welche früher die eine Längenseite des Gartens einnahm; von elf Uhr des Morgens an war sie belebt, auf beiden Seiten standen Stühle, die von Menschen aus allen Ständen und Ländern nie leer wurden. In der Mitte stand ein Baum, — der bekannte Arbre de Cracovie; — unter seinem Schatten entschieden die Politiker über Welthändel; hier war von jeher der freimüthigste Punkt von Paris. An die Stelle der Bäume kamen jetzt Gallerien von Kaufmannsgewölben, Buchhändler- und Putzläden, Spiel- und Kaffeehäusern, Theater und andre Anlagen. Dieser Sammelplatz für Genüsse aller Art brachte dem Herzog reichen Gewinn. Nur die Spaziergänger rächten sich für den Verlust der schönen Bäume durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog Egorgeur des ombres. Unglaublich schnell wuchs die neue Schöpfung heran. In drei Jahren waren schon zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden sich die zierlichsten Kaufmannsläden an einander drängten; es wurden auch neue Alleen gepflanzt die aber, vermuthlich wegen des, durch das stete Menschengewühl erregten Staubes nicht haben gedeihen wollen. Auch das Theatre français kam in das Palais Royal, wo es sich auch noch jetzt befindet. Während der Revolution nannte der Herzog diesen Palast: Palais Egalité. Im J. 1802 erhielt er auch auf kurze Zeit den Namen: Palais du Tribunat. Der Haupteingang des Palais Royal ist auf der Straße St. Honoré. Der beschränkte Platz vor demselben ist unaufhörlich mit Wagen und Menschen bedeckt. Das oft gefährliche Drängen und Stoßen erinnern den Reisenden, daß er sich dem Vereinigungspunkte einer großen Hauptstadt nähert, wo Alles vom einfachsten bis zum übermüthigsten und feinsten sinnlichen Lebensgenusse zuströmt. Von dem Chateau d'eau aus (ein Gebäude, wo die Wasserhälter für die Tuillerien und das Palais Royal angelegt sind) sieht man die ganze Antlitzseite jenes Palastes vor sich. Zwei Pavillons mit jonischen und dorischen Säulen, deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajou geziert ist, sind durch eine Mauer verbunden, die zwischen Säulen fortläuft und drei Eingänge in das Palais bildet. Trit man in den ersten Hof, so breiten sich zwei Flügel vor dem Auge aus, eben-

falls mit joniſchen und doriſchen Pilaſtern verziert. Zwiſchen beiden iſt der Vorhof, der aus dem erſten Hofe in den zweiten (la Cour Royale) führt. Mächtige doriſche Säulen erheben ſich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch geſtört wird, daß an und unter denſelben Buden und Läden allerlei Art ſo zuſammengedrängt ſind, daß man zwiſchen dem Säulenwerke kaum hindurch kann. Dieſer Theil des Palaſtes iſt ſeit 1816 wieder die Wohnung des Herzogs von Orleans. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut ſind, laufen nun queer hin, wo Buchhändler und Brochurenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer ihre Riens und Nippes auslegen. Durch dieſe Galerie de bois trit man erſt in die Feenwelt des von glänzenden Arkaden umgebnen Gartens. Doch dieſer ſelbſt iſt ſchattenlos, ſteif und dürr, der Boden feſtgeſtampfter Kies, die Bäume ſind klein und verdorren ſchnell, von den zurückprallenden Sonnenſtrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in dieſem Garten ſuchen? Dagegen iſt die Wirkung der Bogenhallen und Pavillons, beſonders Abends in ihrer ſchimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflugel laufen in einer Länge von 117 Klaftern und der entgegenſtehende in einer Breite von 50 Klaftern hin. Alle drei ſind gleichförmig hoch. Kannelierte Pilaſter von zuſammengeſetzter Ordnung herrſchen rund herum, und unterſtützen ein Geländer, auf welchem Vaſen ſtehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Bogenhallen durchbrochen wird, zwiſchen denen je zwei und zwei ein großer Reverbere hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei, von prächtigen Säulen verzierten Vorhöfen, oder Eingangsſäten. Feſtons und Basreliefs zieren die Zwiſchenräume. Ueber den Bogenhallen erhebt ſich das erſte Geſchoß mit hohen palaſtmäßigen Fenſtern, über dieſem das zweite mit niedrigern und über dieſem Manſarden, vor deren Fenſtern das Geländer hinläuft. Es gibt kein natürliches oder erkünſteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, wofür hier nicht Befriedigung ſich darböte. Bei dieſem Buchhändler kann man nach dem älteſten wie nach dem neueſten, nach dem wiſſenſchaftlichſten wie nach dem frivolſten Buche fragen; es iſt hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftſtellern verſammeln ſich bei ihm, und um ſie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. Das Bijouteriegewölbe daneben, das drei Bogenhallen einnimt, bietet der armen Braut den kleinen Ring und der reichſten Fürſtin die brillantnen Armbänder. Dies funkelnde Gewölbe iſt Abends von mehr als funfzig Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberiſche Strahlen- und Farbenſpiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantaſtiſche Laune aus Band und Pettinet, Blumen und Federn zu ſchaffen verſteht, formt ſich hier unter den niedlichen Fingern einer Schar von zierlichen Mädchen, welche raſch arbeiten, während ihre Blicke noch raſcher die Vorübergehenden heranlocken. In dieſem ſtattlichen Gewölbe breiten ſich die glänzendſten ſeidnen Zeuge, die köſtlichſten Merinos aus, in jenem die feinſten Tucher, die weichſten orientaliſchen Shawls, hier die netteſten Waſchwaaren, dort die zarteſten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechſeln mit Niederlagen des geſchmackvollſten Porzellans ab; hier ſind Knöpfe von Wedgewood und Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten und Silber: Alles im bunteſten Strahlenſpiele; hier duften die lieblichſten Parfums, dort feſſeln den Blick die vollendetſten

Miniaturgemälde, die herrlichsten Kupferstiche; und eben so lockend sind Bonbons, wie mathematische Instrumente, Kinderspielzeug, wie Gewehre in bunter Mannichfaltigkeit neben einander hingereiht; dazwischen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das Alles faßt, was man an Bekleidung im erlesensten Geschmacke nur wünschen kann. Chiffonnieren und allen Hausrath, dem üppige Bequemlichkeit, Kunst und Mode Entstehung, Pracht und Gestalt gaben, findet der Kauf- und Schaulustige hier etwas weiter wieder ausgelegt. Lotteriecollecteurs und Geldwechsler, Petschaftstecher und Pastetenbäcker, Restaurateurs und Obsthändlerinnen drängen sich in jede Reihe. Aufgethürmt sind die erwähltesten Leckereien aller Meere und Provinzen in der berühmten Boutique au gourmand, während man in dem Café de foi das beste Eis findet, bei welchem die ausgesuchteste Gesellschaft sich versammelt. Aus dem Café des aveugles ertönt die fröhlichste Musik von lauter Blinden ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelassenheit aus den Cafés du caveau und du sauvage erschallen. Daneben zieht der Café du ventriloque durch die Possen seines Eigenthümers eben so viele Gäste an, als dort in der Café des mille colonnes durch seinen, von allen Seiten zurückgespiegelten Glanz. Uebrigens sind alle Waaren im Palais Royal um die Hälfte theurer, als im übrigen Paris. Das äußere Leben drängt sich hier so mächtig und so allgebietend auf; es scheint über alles Geistige, über das Innere, Reine, Heilige und Natürliche so leichtsinnig zu spotten, daß der unverdorbne Fremde sich gewiß aus diesem bethörenden Lustlabyrinthe bald wegsehnt. Noch anlockender und verführerischer, als die Gallerien, sind die obern Säle. Hier sind auch in der ersten Etage in Nro. 13, zwischen reichen Magazinen und glänzenden Restaurateursälen, jene verrufnen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Roulette und Rouge et noir die letzten Funken der Vernunft ersticken. In den Mansarden wohnen Künstler, viele der Familien, deren Gewölbe und Läden in den Bogenhallen sind, auch einzelne öffentliche Mädchen mit Matronen, jedoch nicht in solcher Zahl und noch weniger so hoch gebildet, als es oft in Reisebeschreibungen dargestellt wird. Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal, doch sehr verschieden nach derselben an. Früh eilt nur der ernste Geschäftsmann, der fleißige Künstler durch, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, ehe er an seine Arbeit geht; die eigentlichen Bewohner sind da noch im tiefen Schlaf. Erst nach 8 Uhr werden die Gewölbe geöffnet; nach 9 Uhr fangen die Kaffeehäuser an, sich zu füllen, die Zeitungsleser versammeln und die Gruppen vervielfältigen sich. Von 12 bis 2 Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmsten Welt; reichtliche Frauen erscheinen und bilden hier die Schule des Geschmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu; hunderte von Strohstühlen, die unter den Bäumen aufgeschichtet standen, werden herbeigeschafft und für 2 Sous vermiethet. Von 2 bis 5 Uhr nimt die wogende Menge ab. Dagegen benutzen die Wärterinnen, Ammen und Mütter mit ihren Kleinen diese Pause; aber bald strömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen 8 Uhr nehmen die öffentlichen Mädchen die Allee ein, und später findet man solche, für eine kurze Zeit, noch zahlreicher in den Gallerien, welche die Polizei ihnen zu ihren Promenaden angewiesen hat. Die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis 11 Uhr werden die rauschendsten und mannichfaltigsten. Nach 11 Uhr verliert sich allmälig das Getümmel, und um 12 Uhr ist alles leer und todtenstill. Da die Alleen dreimal des Tages besprengt werden, so ist der Staub nie beschwerlich. Eine sehr wohlthuende Abkühlung bewirkt ein, in den

letzten Jahren, in der Mitte des Gartens, angelegter ſchöner Springbrunnen, der in einer aus 24 Oeffnungen hervorgehende Garbe aufſteigt, und ſein bedeutendes Baſſin. Auch tritt man aus dem Garten durch eine zweite Gallerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichſten Blumen und fremden Gewächſe zu haben ſind. Ein andrer Ausgang führt durch eine Freitreppe hinauf in die glänzende Rue Vivienne. So wenig dieſer Ort, wo die Sinnenluſt des Leichtſinns über alles Reine, Stille und Heilige zu ſpotten ſcheint, den unverdorbnen Fremden anziehen und feſſeln wird: ſo belehrend iſt er dennoch für den Unerfahrnen, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldloſen, und anziehend für den Beobachter der Menſchen und Sitten; er iſt das reichſte und lebendigſte Gemälde der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrauſches und der Verderbtheit der neuern Zeit.

Palamedes, einer der berühmteſten griechiſchen Helden vor Troja. Nach der Sage war er ein Sohn des Nauplius, Königs von Euböa und der Klymene. Nachdem er mit andern griechiſchen Geſandten die Helena von Priamus vergebens zurückgefodert, und den verſtellten Wahnſinn des Ulyſſes, der ſich dadurch von dem Zuge gegen Troja frei zu machen dachte aufgedeckt hatte, ſchloß er ſich dem griechiſchen Heere an. Er behauptete im Kriegsrathe der griechiſchen Helden ein vorzügliches Anſehn. Standhaft ſetzte er ſich den Anmaßungen des Agamemnon entgegen, und nahm ſelbſt eine Zeit lang deſſen Stelle als Oberfeldherr ein. Doch kommt von dieſer Theilnahme des Palamedes im Homer noch nichts vor. Ueber ihn ſind überhaupt die Sagen ſehr verſchieden, vorzüglich aber über ſeinen Tod. Nach der gewöhnlichſten vergrub Ulyſſes einen Schatz im Zelte des Palamedes, und brachte dieſen durch einen untergeſchobnen Brief in den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit Priamus, worauf Palamedes als Verräther geſteinigt wurde. Ihm wird die Erfindung des Würfelſpiels und des Schauſpiels, oder doch wenigſtens die Einführung des letztern, wie auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt. Noch allgemeiner und merkwürdiger iſt die Sage, daß er das alte griechiſche, von Kadmus zuerſt eingeführte Alphabet, welches aus 16 Buchſtaben beſtand, durch vier andre (gewöhnlich nennt man θ ξ φ χ) vermehrt habe. Auch werden ihm aſtronomiſche und mediciniſche Kenntniſſe zugeſchrieben. Nach allen Sagen ſpielt er in der älteſten Bildungsgeſchichte der Griechen eine bedeutende Rolle.

Palämon, ſ. Melicertes.

Palankin iſt eine, in Oſtindien ſehr gebräuchliche Art von Tragſeſſeln mit vier Füßen, einem ziemlich hohen Geländer ringsherum und einer gewölbten Decke mit Bambusſtäben, inwendig mit einer Matratze und einigen Kiſſen belegt, überdies noch mit einem Vorhang verſehen, den man, um in dem Palankin zu ſchlafen, herunterlaſſen kann. Er wird von vier Trägern (Kulis) auf den Schultern getragen, denen vier andre zum Abwechſeln beigeſellt ſind. Sie machen eine ganz beſondre Klaſſe der Suders (der letzten indiſchen Kaſte) aus, und haben in jeder Stadt und jedem Dorfe ihren eignen Vorſteher, der mit den Reiſenden den Accord abſchließt. Man reiſt in dergleichen Tragſeſſeln ziemlich ſchnell, bequem und ſicher, denn die Träger beobachten einen gewiſſen Taktſchritt und ſind ehrliche, dienſtfertige Leute.

Paläſtina (Faleſthin), wegen der, den Nachkommen Abrahams gegebnen Verheißung, das gelobte Land genannt, nimt die ſyriſche Küſte am mittelländiſchen Meere von Libanon ſüdwärts bis an die Grenzen Aegyptens ein, und gehörte zu den fruchtbarſten Ländern der

alten Welt. Wein, Salz, wilder Honig, die Balsamstaude, der Oel-, Palmen-, Feigen- und Granatbaum nebst zahlreichen Herden von Schaf- und Rindvieh, waren seine Erzeugnisse. Die Abwechselung der Berge und Ebnen, die gemäßigte Luft, die vielen Bäche, der Frühlings- und Herbstregen erzeugen seine Fruchtbarkeit. Seine jetzige Unfruchtbarkeit entspringt aus der Trägheit der Einwohner, welche entweder von den Pilgern oder als Räuber leben. Es hieß, nach dem Stammvater seiner Bewohner, Kanaan, als Abraham in seine südlichen Gegenden einwanderte, und durch den Ankauf eines Begräbnißortes für seine Familie das Recht begründete, auf welches gestützt, die Hebräer es unter Josua, 1450 vor Chr., eroberten, und nach den Stämmen ihres Volks in zwölf Bundesstaaten eintheilten. Saul vereinigte diese in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen ost- und südwärts; Phönizien, der nördliche Streif der Westküste, in dem die verdrängten Kananiter sich behaupteten, blieb jedoch unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Israel (nördlich) und Juda (südlich), in welche Palästina 975 vor Chr. zerfiel, begriffen zusammen das Gebiet zwischen 52. und 57° der Länge und 31. und 34° der Br. Durch den Fall dieser Reiche, 754 und 730 vor Chr., wurde Palästina eine persische Satrapie, und die politische und religiöse Trennung der unter Cyrus und Darius I. aus der Gefangenschaft nach Palästina zurückkehrenden hebräischen Kolonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Christi unter den Hasmonäern galt. Das Land diesseits des Jordans (des Hauptstroms, der vom Libanon südwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt), wurde Judäa im weitern Sinne genannt und umfaßte die Provinzen: Judäa, oder das größere südliche Gebiet, worin Jerusalem, Bethlehem und Jericho am Gebirge Juda, die Häfen Cäsarea und Joppe, jetzt Jaffa, an der Küste des Mittelmeeres liegen und ein Theil von Idumäa mit einbegriffen war; Samaria, oder das kleinste mittlere Gebiet, mit den Städten Samaria, später Sebaste, und Sichem, jetzt (nach der griechischen Benennung Neapolis) Nablus und dem Gebirge Ephraim oder Israel, auf dem der Berg Garizim liegt; und Galiläa das nördliche und fruchtbarste Gebiet, gegen Mittag an das Vorgebirge Karmel und den damit zusammenhängenden Berg Tabor auf der Grenze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönizien und nördlich vom Libanon begrenzt, mit den Städten Tiberias, welche nach der Zerstörung Jerusalems als Sitz der jüdischen Gelehrsamkeit berühmt war, Kapernaum und Bethsaida am See Genezareth, Nain, Nazareth und Kana. Zu dem Lande jenseit des Jordans gehörten die Provinzen: Peräa, die größte, südliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaulonitis, östlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinste im Norden. Die verschiednen Denkmäler zu Jerusalem bezeichnen die Epochen der Geschichte von Palästina. Aus der ältesten, abrahamitischen, wo diese Stadt Salem hieß und von einem Priesterkönig, Melchisedek, beherrscht wurde, aus der spätern, wo die Jebusiter es eroberten, und die Burg Jebus auf dem Berge Zion baueten und wo auch der Name Jerusalem aufkam, endlich aus den Zeiten der Richter sind keine Denkmäler mehr vorhanden. Auch die sogenannten Gräber der Könige im Thale Benhinnon, unweit Jerusalem, zeugen von dem Einflusse des griechischen Styls, und sind unstreitig aus der Periode der Makkabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umsturze des jüdischen Staats durch die Römer, wo Jerusalem unter dem Namen Aelia Capitolina, 132 vor Chr. Geb.,

vom Kaiser Hadrian wieder aufgebaut und der Hauptort der Präfectur Palästina wurde, hat auch nur wenige Spuren in den unförmlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jerusalem zurückgelassen. Aus der byzantinisch-griechischen Periode rühren noch einige christliche Klöster und die von der Mutter Constantin des Großen, Helena, erbaute Kirche des heiligen Grabes her, welche zwar unter der Herrschaft der Sarazenen, die Palästina 636 eroberten und es zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten, und während den Bedrückungen, die über die darin zurückgebliebnen Christen in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten ergingen, öftern Zerstörungen Preis gegeben war, aber doch bis zu den Kreuzzügen in den Händen christlicher Geistlichen blieb. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegründete christliche Königreich Jerusalem gab dem heiligen Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen diesseits des Jordans, mit Einschluß von Phönizien und Philistäa, und erstreckte sich jenseits bis in die Wüste Arabiens. Seine Verfassung war europäisch: ein Patriarchat, vier Erzbisthümer, reich begabte Klöster und geistliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehrere Grafschaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergesetzt, ein Heer von 12 bis 20,000 Mann unterhalten und die 637 vom Kalifen Omar auf der Stelle des salomonischen Tempels erbaute Moschee in eine prächtige Hauptkirche verwandelt. Die, bei mäßigen Auflagen und fruchtbaren Boden zunehmende Bevölkerung und die schickliche Lage zum Handel schien diesem Reiche Wohlstand und lange Dauer zu sichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der schon 1100 starb, die Balduine, Anjou und Lusignan, regierten es mild, doch mit wechselndem Glück gegen die Sarazenen, denen innere Zwiste des regierenden Hauses, und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedereroberung bahnten. Saladin nahm 1188 Jerusalem ein, machte die Hauptkirche wieder zur Moschee und nur das Gold der syrischen Christen erhielt die Kirche des heiligen Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängnissen wurden endlich 1291 die letzten christlichen Herrscher von den Mamelucken gänzlich aus Palästina vertrieben, und der leere Titel des Königreichs Jerusalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV., Jolantha, mit Kaiser Friedrich II. an das deutsche Kaiserhaus und durch die Ansprüche des Hauses Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem schmachtet Palästina, verödet und von arabischen Räuberhorden durchstreift, unter der Herrschaft der Mohammedaner, und gehört jetzt unter das Paschalik Damask in der türkischen Provinz Soristan. Jerusalem, sechzehn Mal zerstört, bietet jetzt nur den Anblick des Schattens seiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den jetzt seltner kommenden christlichen Pilgern starke Abgaben erheben, hat die während der christlichen Regierung im 12. Jahrh. neubezeichneten Denkmäler der Geschichte Jesu nicht ganz untergehen lassen. Noch 1806 sah Chateaubriand (Tagebuch einer Reise von Paris nach Jerusalem, übersetzt von Müller und Lindau, Leipzig 1813. 3 Bändchen 8.; und von Eichholz mit Anmerkungen und Kupfern, 1812) in dem stark befestigten Kloster zu Bethlehem eine unter römisch-katholische, griechische und armenische Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdischen Kapelle, welche den Ort der Geburt Jesu, seine Krippe und das Grab der unschuldigen Kinder in sich schließt, und durch schöne Gemälde ausgezeichnet ist; in den Umgebungen Jerusalems das Thal Josaphat, welches sich zwischen dem Berge Moria und dem Oelberge

von Norden gegen Süden erſtreckt, von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, und den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte dient; den Garten des Oelbergs mit der Stätte von Gethſemane, der Kapelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelches und einer kleinen Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von ödem, gelblichen Anſehn, worauf das Haus des Kaiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heiligen Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitale, und Davids Palaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben, im Thale Ben-Hinnon, den Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via dolorosa), auf welcher Jeſus den Weg zum Tode ging, eine, 500 Schritte lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Dieſe Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geſchichte der Kreuzigung, des Begräbniſſes und der Auferſtehung Jeſu bemerkenswerth ſind, umſchließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie iſt kreuzförmig gebauet und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Geiſtliche von acht Nationen und chriſtlichen Religionsparteien haben ſich in ihren Beſitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienſt, jede nach ihrem Ritus: Katholiken, welche Franziskaner-Mönche vom Kloſter St. Salvator zu Jeruſalem ſind, Griechen, Abyſſinier, Kopten, Armenier, Neſtorianer und Jacobiten, Georgier und Maroniten. Die dienſtthuenden Prieſter und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis ſie von andern abgelöſt werden, 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieſes Gebäudes. Die Mauern deſſelben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. ſieht, ſcheinen noch ſeit Conſtantin des Großen Zeit zu ſtehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Dieſe Kirche iſt 1808 den 12. Oct. durch Brand beſchädigt worden. Die Kapelle des heiligen Grabes blieb unverſehrt und auch die, mit Blei gedeckte, bei dieſem Brande eingeſtürzte Kuppel hat man jetzt wieder hergeſtellt. Anſichten von Paläſtina hat E. F. K. Roſenmüller nach Ludw. Mayer's Originalzeichnungen, Leipzig 1810, herausgegeben. E.

Paläſtra, ſ. Gymnaſium.

Palaprat (Jean de Bigot) ein beliebter franz. Dichter, ward zu Toulouſe im Jahr 1650 von guter Familie geboren. Der Preis, welchen er einigemal in den bekannten jeux floraux davontrug, reifte beſonders den Entſchluß in ihm, ſich ganz der Dichtkunſt zu weihen. In ſeinem 25. Jahre ward er zum Kapitular und bald nachher zum Chef des Conſiſtoriums ſeiner Vaterſtadt ernannt. Dennoch vermochte dieſe frühe Auszeichnung ihn nicht für immer zu feſſeln. Er verließ Toulouſe und begab ſich nach mehrern andern Reiſen 1686 auch nach Rom, wo die Königin Chriſtine von Schweden ihn kennen und ſchätzen lernte, und ihm das Anerbieten machte, in ihr Gefolge zu treten. Palaprat ſchlug dies aber aus und kehrte nach Frankreich zurück, wo fortan die beiden Herzoge von Vendome ſeine wohlwollenden Beſchützer wurden und auf einem freundſchaftlichen und vertrauten Fuß mit dem, oft dieſer Gunſt ſich überhebenden Dichter umgingen. Durch ſeine Bekanntſchaft mit dem Schauſpieler Raiſin wurde er zuerſt veranlaßt ſein Talent der Bühne zu widmen, und er ſchrieb nun mehrere kleine Stücke (le Concert ridicule, le Ballet extravagant, le secret révélé, la Prude de temps), die damals vielen Beifall fanden, jetzt aber vom

Repertoire verschwunden sind. Seinen größten Ruhm verdankt er aber der Verbindung mit seinem talentvollern Freunde Brüyes, mit dem er gemeinschaftlich mehrere dramatische Arbeiten herausgab. Diese Verbindung, die sich durch eine eben so seltne als uneigennützige und unerschütterliche Einigkeit auszeichnete, löste sich auch nicht eher, bis Palaprat sich genöthigt sah, seinem Beschützer, dem Herzog von Vendome, zur Armee nach Italien zu folgen, von welcher Zeit an er nichts mehr für das Theater arbeitete, während Brüyes jedoch, der sich nach Montpellier zurückgezogen hatte, fortfuhr, Schauspiele zu schreiben. Palaprat selbst starb in Paris den 23. Oct. 1721, in einem Alter von 71 Jahren. Le secret révélé, le Sot toujours Sot, le Grondeur, le Muet, le Concert ridicule, sind von ihm und Brüyes zusammen verfaßt; Hercule et Omphale, les Sifflets, le Ballet extravagant und la Prude de temps, von ihm allein. Eine Sammlung von den Werken Brüyes und Palaprat's, erschien in Duodez in 5 Bänden, und neuerlich hat Etienne in einem, auch in's Deutsche übersetzten, allerliebsten Lustspiele, die beiden, dichterisch verbundnen Freunde auftreten lassen.

Palatinus heißt der vornehmste ungarische Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus vier, vom Könige vorgeschlagnen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten, und zwischen diesem und dem Volke Vermittler zu sein. Auch ist er Präsident in dem hohen statthalterschaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adelichen Obergerichts oder höchsten Justizhofes, der über Appellationen entscheidet); er hat endlich den höchsten Rang unter allen Ständen, den Erzbischof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Joseph II. Tode (1790) blieb die Stelle unbesetzt; es wurde, wie dies schon zuweilen vorher geschehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen ernannt; Leopold II. machte den Beschwerden der Nation hierüber durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet die Würde der Erzherzog Joseph Anton, Bruder des Kaisers Franz, 1776. S. auch den Art. Comes Palatinus.

Palermo, die Hauptstadt des Königreichs Sicilien und einer, nach ihr benannten Intendenz, an einem kleinen Meerbusen. Sie ist groß, schön gebaut und wohl befestigt. Der Hafen wird durch zwei feste Schlösser beschützt. Die Zahl der Einwohner, die vor hundert Jahren 200,000 betrug, ist jetzt auf 140,000 herabgesunken. Die Stadt besteht aus vier Haupttheilen; zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören: der Palast des Vizekönigs, der Palast des Erzbischofs, das große Hospital, das St. Claren-Kloster, das ehemalige Professhaus der Jesuiten, die erzbischöfliche Domkirche, das Rathhaus und mehrere aus Marmor und Alabaster erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die zwei Hauptstraßen kreuzen sich in der Mitte der Stadt und bilden daselbst ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit sehr schönen Gebäuden geziert ist. Sowol das Pflaster als die nächtliche Beleuchtung sind vortrefflich. Die Universität, Accademia Reale, hat eine beträchtliche Bibliothek. Die Stadt liefert die meisten sicilianischen Erzeugnisse: Weizen, Wein, Oel, Südfrüchte, Manna ꝛc. an das Ausland, und versorgt die Insel mit Specereien und Manufakturwaaren. Die palermische Seide wird in der Umgegend gewonnen und gewöhnlich roh versendet. Es laufen jährlich gegen 500 fremde Schiffe in den Hafen ein. Palermo ist von den häufigen Erdbeben

der dortigen Gegend nur einmal, 1. Sept. 1726, bedeutend erschüttert worden, und erlitt damals großen Schaden. Die Kaiser Heinrich der VI. und Friedrich II. sind in der hiesigen Domkirche beigesetzt. Als man 1781 bei einer vorzunehmenden Ausbesserung die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname fast ganz unversehrt, und auf ihren Kleidern Inschriften in der heutigen arabischen Cursivschrift. Im Juli 1820 erregte hier eine Faction des Adels, welche Sicilien eine eigne Constitution geben wollte, einen blutigen Aufstand.

Pales, eine der italischen Feldgottheiten, die Geberin guter Bergweide und Schützerin der Herden vor Seuchen und Raubthieren. Einigen schien sie männlichen Geschlechts und ein Sohn des Jupiter. Sie wurde als Hirtengöttin mit einem Stabe, und einem Kranz auf dem Haupte vorgestellt, und bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. An ihrem Feste ward zugleich der Gründungstag Roms gefeiert (21. April). Man opferte ihr Milch und Hirsekuchen.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio da), der berühmteste Meister der alten römischen Musikschule, war 1529 zu Palestrina, dem alten Präneste, geboren, weshalb die Biographen ihm statt Palestrina, auch den Beinamen il Prenestino geben. Er studirte die Musik unter einem Meister der vor ihm berühmten gallisch-belgischen Schule, den Einige Goudimel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit und Dürftigkeit zu dem Range eines der ersten Tonsetzer. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. war die Musik in Künstelei und leeren Schall dergestalt ausgeartet, daß sie, statt Andacht beim Gottesdienste zu erwecken und zu beleben, dieselbe auf das ärgerlichste störte. Mehrmals hatte man vorgeschlagen, sie aus der Kirche zu verbannen und nur den allgemeinen Gesang beizubehalten. Papst Marcellus II., welcher 1555 regierte, war im Begriff diesen Bann zu vollstrecken, als Palestrina, der die wahre Bestimmung der kirchlichen Musik richtiger aufgefaßt hatte, den Papst um die Erlaubniß bat, eine seiner Arbeiten vor ihm aufführen zu dürfen. Der Papst bewilligte dies Gesuch, und der junge Tonsetzer ließ eine sechsstimmige Messe aufführen, die durch ihre Würde und einfache Schönheit den Papst von seinem Vorsatze zurückbrachte. Dieser trug ihm sogar auf, eine Anzahl ähnlicher Compositionen für seine Kapelle zu verfertigen. Jene Messe ist noch vorhanden, und unter dem Namen der Missa Papae Marcelli bekannt. Nach Marcellus Tode erhielt Palestrina von Paul IV. denselben Auftrag. 1562 wurde er zum Kapellmeister von Santa Maria Maggiore, und 1571 zum Kapellmeister von St. Peter ernannt. Sein Styl (alla Palestrina genannt) siegte über die flamländische Schule, die damals durch ganz Europa in Ansehen stand. Er bestand darin, einen Gesang voll zierlicher und reiner Melodie nach allen Regeln der Kunst, in der Modulation des Chorals, edel und majestätisch auszuführen. Anmuth und Würde, verbunden mit Gründlichkeit der Modulation, charakterisiren ihn. Er starb 1594, nachdem er die Kirche mit einer Menge von Meisterwerken bereichert hatte, und ward mit großer Pracht in der Peterkirche am Fuße des Altars des heiligen Simon und Juda beerdigt, wo man sein Grabmal mit der Inschrift sieht: Joannes Petrus Aloysius Palestrina, Musicae Princeps. Noch jetzt werden die Werke dieses Patriarchen der Harmonie und Hauptes der alten italienischen Schule in Italien häufig aufgeführt, und es ist nur zu beklagen, daß sie so selten und zum Theil Handschrift geblieben sind.

Palette oder Pallette ist ein dünnes, ovales Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf die Farben gesetzt, und nach dem jedesmaligen Bedürfnisse sogleich vom Maler während der Arbeit gemischt werden. Man sagt, „ein Gemälde verrathe die Palette," um die Wahl oder Mischung der Farben zu tadeln, als ob der Künstler dabei mehr seine Palette als die darzustellenden Gegenstände zu Rathe gezogen.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen, denselben Sinn gibt; ein Krebsvers. Z. B. der bekannte, den man dem Teufel in den Mund legt: Signate signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens). Man fand vormals an dergleichen künstlichen Spielen viel Gefallen.

Palingenesie, die Wiedergeburt. Wir bezeichnen mit diesem griechischen Worte vornehmlich die Uebergänge, die wir im Reiche der Insekten wahrnehmen und vermöge deren ein Insekt, z. B. die Raupe, Fliege ꝛc. in einer völlig veränderten Gestalt wieder erscheint.

Palinodie, ein (besonders poetischer) Widerruf dessen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falsches gesagt hat. So schrieb der alte Dichter Stesichorus eine Palinodie seines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit gestraft worden war, und erklärte alle, in derselben enthaltnen Beschuldigungen für unwahr.

Palinurus, der berühmte Steuermann des Aeneas auf seiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jasius. Bekannt ist die Dichtung, nach welcher der Gott des Schlafs, unter der Gestalt des Phorbas, denselben in dem Augenblicke, wo das Schiff sich der erwünschten Küste nähert, mit täuschender Gewalt einschläfert und in das Meer hinabstürzt. Aeneas sah den verlornen Gefährten in jenem berühmten Gesichte wieder, in welchem die Schatten der Unterwelt vor seinen Augen vorüber gingen, und Palinurus erzählte ihm, wie er sich zwar aus dem Wasser gerettet habe, aber an der Küste des untern Italiens von den Lucanern erschlagen worden sei. Als die Lucaner später von einer Pest heimgesucht wurden, errichteten sie dem Palinurus ein Ehrenbegräbniß, um seine Manen zu versöhnen, und weihten ihm einen heiligen Hain. Das palinurische Vorgebirge erhielt von ihm seinen Namen.

Palisaden, Pallisaden, Schanzpfähle, sind 8 bis 9 Fuß lange, und 6 bis 7 Zoll in's Gevierte habende, oben zugespitzte Pfähle, welche zu mehrerer Sicherung der Verschanzungen (in beiden Befestigungsarten), um sich vor einem Ueberfalle zu sichern, ferner zur Beschützung der offnen Zugänge von Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen, und überhaupt allen leicht zugänglichen Punkten, entweder senkrecht oder schräg dicht nebeneinander eingeschlagen werden. Palisadiren, mit Schanzpfählen versehen, verpfählen.

Palisot de Beauvais (Ambroise Marie François Joseph), geb. zu Arras den 27. Juli 1752, gehört unter die berühmtesten Naturforscher Frankreichs. In frühern Jahren widmete sich Palisot der Rechtswissenschaft und erhielt nach dem Tode seines Bruders die, von diesem früher verwaltete Stelle eines Receveur Général des domaines, in Paris. Da dieser Posten aber bereits im Jahr 1777 eingezogen wurde, so wandte sich Palisot von nun an ganz seinem Lieblingsstudium, der Naturwissenschaft und der Botanik zu, was er um so leichter konnte, da er ein ziemlich ansehnliches Vermögen besaß. Sein erster Lehrer in diesem neuen Fache war der Doktor Lastiboudois,

mit welchem er mehrere, besonders hinsichtlich der Kryptogamen reiche Ausbeute gebende botanische Wanderungen durch Flandern und das nördliche Frankreich machte. Im J. 1781 ward er zum correspondirenden Mitglied der pariser Akademie ernannt, der er mehrere gehaltvolle Abhandlungen über Pflanzenkunde einsandte. Da sein Plan, mit dem Dänen Niebuhr Arabien zu bereisen, scheiterte, so hielt er nun um die Erlaubniß an, la Perouse, auf dessen Reise um die Welt, begleiten zu dürfen; zu seinem Glück ward aber auch hieraus nichts, ihm dagegen aber vergönnt, der Expedition zu folgen, welche den Sohn des afrikanischen Königs von Owara, der sich damals in Paris aufhielt, und mit dessen Vater die franz. Regierung gern Handelsverbindungen anknüpfen und eine Kolonie in seinen Gegenden gründen wollte, nach seiner Heimath zurückbringen sollte. So verließ Palisot 1786 Frankreich und langte nach einer sehr beschwerlichen und gefahrvollen Reise in Owara an, wo er sogleich, getrieben von Eifer für die Wissenschaft, das Land untersuchte, und die wichtigsten naturgeschichtlichen Entdeckungen machte. Mehrmals in Gefahr von den wilden Bewohnern ermordet oder von ansteckenden Krankheiten hingerafft zu werden, faßte er dennoch den kühnen Plan quer durch ganz Afrika, von Westen nach Osten, zu dringen und so über Abyssinien, Aegypten und das Mittelmeer nach Frankreich zurückzukehren, und würde wahrscheinlich dies Wagstück auch vollendet haben, hätten ihn nicht die ihn begleitenden Neger und Diener, geschreckt durch die Gefahren welche die Reisenden auf allen Seiten bedrohten, gezwungen nach einem tiefen Vordringen in das Innere von Guinea, wieder umzukehren. Genöthigt endlich durch seine Gesundheitsumstände Afrika zu verlassen, schiffte er sich mit einem Theil seiner Sammlungen nach St. Domingo ein, woselbst er nach einer beschwerlichen Fahrt ankam um zu sehen, wie diese Insel ein Raub der schrecklichsten Unruhen ward. Mit Mühe entging er hier nur den über die Weißen verhangnen Verfolgungen, und rettete sich, da man ihn im Vaterlande während der Revolution als Emigrirten proscribirt hatte, in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo die Noth ihn anfänglich zwang, seinen Unterhalt von seinen musikalischen Kenntnissen zu ziehen, indem er Abends im Orchester zu Philadelphia spielte. Seine in der neuen franz. Niederlassung auf den Küsten von Owara noch zurückgelassnen Sachen, Sammlungen u. dgl., gingen bei der Zerstörung dieser Kolonie, durch die Engländer, gänzlich verloren. Endlich fand er in Philadelphia an einen Herrn Peal und an dem franz. Gesandten Adet, Beschützer, und ward von neuem in den Stand gesetzt, sich seinen Studien zu überlassen, und die nunmehr von ihm wiederholt unternommnen wissenschaftlichen Reisen in die Apalachen-Gebirge, am Ohio, in das Innere von Kentucki und in die Länder der Koiks und Cherokis (zweier wilder amerik. Völkerstämme) brachten die erfreulichste naturgeschichtliche Ausbeute. Seine durch den ersten Consul bewirkte Ausstreichung von den Listen der Emigrirten, machte nun den Wunsch in ihm rege in's Vaterland zurückzukehren, wo er bei seiner Ankunft aus Dankbarkeit gegen den großen Mann, den Namen „Napoleon Buonaparte" einer seltnen, aus Owara mitgebrachten, Pflanzengattung beilegte, die seitdem, veränderten Umstände wegen, von einem andern Naturforscher, zu Ehren Palisot's selbst, mit dem Namen Belvisia caerulea genannt worden ist. Palisot schrieb eine ansehnliche Menge geschätzter botanischer Werke, Abhandlungen und Memoiren (auch einige kleine Theaterstücke) und starb als Mitglied des Instituts und

der philomatischen Gesellschaft zu Paris, so wie der philosophischen Societät zu Philadelphia, zu Paris den 21. Jan. 1820. Seine häuslichen Umstände hatten sich während seiner langen Abwesenheit aus Frankreich und durch die Ereignisse der Revolution, sehr verschlechtert und er sah sich, gleich bei seiner Rückkehr genöthigt, sich von seiner zurückgebliebnen Gattin scheiden zu lassen, nach deren Tode er sich jedoch zum zweitenmale verehlichte. Als Napoleon 1815 von Elba zurückkam, ward Palisot von ihm zum Titular-Rath der Universität von Paris ernannt.

Palissot (Charles) de Montenoy. Dieser bekannte französische Dichter und Literator war 1730 zu Nancy geboren. Seine Geistesfähigkeiten entwickelten sich schnell. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beschäftigte sich unabhängiger mit der Literatur und besonders mit der Dichtkunst, die ihn am meisten anzog. In seinem 18. Jahre war er bereits verheirathet und Verfasser einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erschien er mit einem zweiten Trauerspiele, welches er anfangs Zares, später Ninus betitelte. Da ihm diese Laufbahn wenig Erfolg versprach, verließ er sie und wählte das Lustspiel, welches seinem Talente und seiner Gemüthsruhe besser zusagte. Er gab Les Tuteurs, ein frostiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tausend und einer Nacht entlehnt ist. Das erste Aufsehn erregte er durch sein Lustspiel: Le Cercle, worin ein lächerlicher Philosoph erscheint, in welchem man J. J. Rousseau erkannte, und welches dadurch zu einem lebhaften Federkriege Anlaß gab. Palissot's Unwille gegen die sogenannten Philosophen, die diesen Krieg erregt hatten, machte sich Luft, in den Petites lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung stieg und erreichte, als er mit seinem Lustspiele Les Philosophes auftrat, den höchsten Grad. Dieses Stück hat von Seiten der Kunst und Erfindung keinen Werth, aber es ist mit Eleganz geschrieben und voll satyrischer Züge; die Personen sind gut gezeichnet, besonders die gelehrte und philosophische Dame; mehrere Scenen sind trefflich. Hatte Palissot in seinen Stükken die Grenzen der Theatersatyre überschritten: so achteten seine Gegner selbst die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht; die pöbelhaftesten Schmähschriften erschienen zur Schande der französischen Literatur. Aber Palissot räumte das Schlachtfeld nicht, so furchtbar auch seine Gegner durch Zahl und Leidenschaft waren; er bot selbst Voltaire Trotz, der sich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm, wie aus dem Briefwechsel zwischen beiden hervorgeht. Palissot setzte den Krieg gegen die Encyklopädisten und Philosophen in seiner Dunciade fort, einem Gedichte voll bittrer Satyre, das bei einer guten Versification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen seiner Länge ermüdet. Palissot's Gegner wurden durch dasselbe auf's neue unter die Waffen gebracht. Die Lustspiele: Le Satirique und Les Courtisans, die er um diese Zeit schrieb, verdienen nicht weiter erwähnt zu werden; wohl aber seine Mémoires pour servir à l'Histoire de la Littérature, Paris 1769, zuletzt 1813, 8., das Wichtigste seiner prosaischen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatische Kunst und die dramatischen Schriftsteller, aber das Ganze ist weder neu, noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Palissot's; aber seine Schreibart ist stets rein und geschmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil seines Vermögens geraubt. Er hatte seinen schönen Landsitz verkau-

fen müssen, und lebte seitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts, wo er als Vorsteher der mazarinischen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeschwächten Geisteskräften, stets lebhaft, geistreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und starb 1814.

Palla, ein langes, über die Füße herabhängendes Gewand der römischen Damen, welches sie über die übrigen Kleider trugen (Mantel). Sie schlugen, wenn es lang war, einen Theil desselben über die linke Schulter, und hielten ihn unter dem Arme fest. Bei Leichenbegängnissen war es schwarz. Auch die Tragöden traten in einem solchen Gewande auf.

Palladio (Andrea), ein berühmter italienischer Baumeister, war 1518 zu Vicenza in beschränkten Umständen geboren. Er beschäftigte sich anfangs mit Bildhauerei, aber der berühmte Trissino, der seine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärt ihm Vitruvs Baukunst, und nahm ihn auf drei Reisen nach Rom mit sich. Auf diesen und zwei andern, die er in der Folge absichtlich dahin machte, studirte und zeichnete er mit großem Eifer die alten Denkmäler dieser Stadt. Er starb, von seinem Vaterlande sehr geehrt, 1580 als Baumeister der Republik Venedig. Sein Werk über die Alterthümer des vormaligen Roms beweist, wie unvollkommen es auch ist, daß er den Geist der Alten wohl ergründet hatte. Auch hat er ein Werk über die Architektur in vier Büchern hinterlassen, das von den Kennern geschätzt und gesucht wird. (Beste Ausgabe, Vicenza, 1776—1783, 4 Bände in Fol.). Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater degli Olimpici, womit er seine Vaterstadt Vicenza zierte, der glänzendste Beweis seines großen Talents. Auch dankt ihm Venedig mehrere seiner schönsten Gebäude. Dahin gehört das Refectorium von St. Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens u. m. a. Zu Mestre in der trevisanischen Mark sieht man von ihm den prächtigen Pallast Barbaro. Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend haben mehrere Denkmale seiner Kunst aufzuweisen. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeistern nennt. Ueberhaupt strebte er die antike Baukunst in ihrer Reinheit wieder herzustellen, behauptete den eigenthümlichen Charakter der verschiednen Ordnungen, und wußte seinen Façaden ein gefälliges Ansehen zu geben. Ganz besonders verstand er sich auf die Pyramidenform. Seine Profile sind untadelhaft. Man findet an seinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die aber mehr denen, welche sie ausführten, als ihm selbst beizumessen sind. Aus einer zu strengen Nachahmung des Antiken kam es vielleicht her, daß er stets Fußgesimse unter seine Säulen setzte, Säulen von verschiedner Höhe auf den gleichen Plan stellte, seinen Fenstern und Thüren so viele Frontispicen gab, u. s. f.

Palladium, das hölzerne Bild der Pallas (Minerva), wovon die Sage erzählte, es sei vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst vom Ilos gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die Stadt sei unüberwindlich, so lange sie das Bild besitze. Dieses Hinderniß wegzuräumen, entwendeten es Ulysses und Diomedes, nach Einigen durch nächtliches Einsteigen, nach Andern, da sie als Gesandte nach

Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Troja im Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hielt es für so heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht sehen durfte. Andre Städte rühmten sich ebenfalls seines Besitzes. Palladium heißt daher jedes schützende Heiligthum.

Pallas, s. Minerva und Planeten.

Pallas (Peter Simon), kaiserl. russ. Staatsrath, durch seine großen Reisen, besonders in dem russischen Reiche, und seine vielen daselbst gemachten Entdeckungen und Erfahrungen berühmt, war 1741 zu Berlin geboren, wo sein Vater ausübender Arzt war. Er wählte das Studium der Arzneikunde, mit dem Vorsatze, sich allein den Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte zu weihen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichsten Lehrer dar. Er besuchte daher Leyden, und gab dort im J. 1760 seine Disputationen von den Entorois heraus. Um diese Zeit ordnete Volkmann die prächtige Naturaliensammlung des Erbstatthalters im Haag, wobei er thätige Beihülfe leistete, und dadurch sich bald so große Kenntnisse in der naturhistorischen Museographie erwarb, daß er, nachdem er auch England besucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand gesetzt wurde, seinen Elenchus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch klassische Werk) und seine Miscellanea Zoologica (1760) herauszugeben. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück und fing dort an, seine später bis auf 14 Hefte fortgesetzten Specilegia Zoologica herauszugeben. Die Kaiserin Catharina suchte damals Naturforscher, die ihr großes Reich bereisen und untersuchen sollten. Pallas erhielt 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienassessor, und machte seine erste Reise in Gesellschaft von Sokolow und Sujew. Wie reich sie an Entdeckungen war, weiß Jeder, der die darauf gegründete „Reise durch verschiedne Provinzen des russischen Reichs von Pallas," die auf kaiserliche Kosten zu Petersburg 1771—1776 in 4. erschien, die Sammlung historischer Nachrichten und die neuen nordischen Beiträge kennt. Als 1777 unter dem damaligen Director der petersburger Akademie, Domaschnew, ein eigner topographischer Ausschuß zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russischen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern, und wurde 1782 zum Collegienrathe ernannt. Die Botanik war unterdeß seine Lieblingsneigung geworden, und der rastlose Pflanzenforscher machte jetzt noch mehrere Reisen in verschiedne Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfange des J. 1785 in Petersburg erschien, deren Fortsetzung aber durch manchen Unstern unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botanischen Wanderungen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Das beweisen seine trefflichen Icones Insectorum und seine Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen und Mundarten im russischen Reiche. 1785 ward er Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens; 1787 Historiograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte die Kaiserin mehrere heimgefallne Güter in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte Pallas zu Simpheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler aus Leipzig auf eigne Kosten unternahm, waren die in Leipzig 1799 und 1801 „Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russ. Reichs," (2 Bde. 4.)

Digitized by Google

wovon der zweite Theil ausschließlich der Krimm gewidmet ist, die uns dadurch zum ersten Mal gleichsam ganz aufgeschlossen wurde. Der Hauptzweck dieser Reise war: seine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reisebemerkungen gab, war ihm nur Nebensache; gleichwol sind sie das einzige Denkmal dieser Reise geblieben; man müßte denn die 14 Hefte der Species astragalorum, die fast um dieselbe Zeit zu erscheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. Noch nennen wir von ihm, wegen der darin entwickelten anziehenden Ansichten, die Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivée au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe. Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch die Gesetzlosigkeit der Tataren verleidet worden. Als daher auch seine Gattin gestorben war, so hielt ihn nichts mehr ab, selbst mit großen Aufopferungen, in Gesellschaft seiner Tochter zu seinem ältern Bruder, Doctor der Medicin, nach Berlin zu reisen, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalte am 8. Sept. 1811 an der Ruhr starb. Einen Theil seiner kostbaren Sammlungen hat er der berliner Universität vermacht.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel) heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenstandes angewendet oder gethan wird; daher ein Palliativ oder Palliativmittel ein Mittel, wodurch ein physisches oder moralisches Uebel nicht weggeräumt und gehoben, sondern nur verhüllt und den Augen Andrer entzogen wird. Insofern schon der Begriff dieses Wortes andeutet, daß das Uebel noch besteht, im Stillen fortwirkt, und zuletzt die zerstörenden Folgen desselben um so verstärkter hervorbrechen können, je länger sie nur im Verborgnen sich anhäuften, insofern verbindet man auch meistens einen Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demselben, indem man ihm, stillschweigend oder laut, das Radicalmittel entgegensetzt, welches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den sichtbaren Aeußerungen desselben die Nahrung benimt, so daß sie allmälig von selbst verschwinden müssen. In medicinischer Bedeutung bezeichnet das Wort: Palliativmittel, solche Arzneimittel, welche besonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich lästige, oder ihm und den Umstehenden auffallende Aeußerungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Ursachen heilend zu wirken. Man verwechselt in dieser Hinsicht oft die palliative Kurmethode mit der sogenannten symptomatischen, welche zwar auch nur auf Beseitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, allein allen diesen ohne Unterschied, so wie sie erscheinen, gewisse, und zwar jedem Symptome besondre Mittel entgegensetzt, ohne auf die einzige wesentliche Ursache zu gehen; dahingegen die Palliativmethode nur auf die besonders lästigen und gefährlichen Aeußerungen der Krankheit Rücksicht nimt, mithin nur eine Unterart der symptomatischen ist. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünstigen Rufe stehen, so gibt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung erlaubt, ja unentbehrlich ist. Zulässig ist sie, wo uns die Kenntnisse der wesentlichen Ursache der Krankheit abgeht, und der Arzt sich mit der Bekämpfung der gefährlichsten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die wesentliche Ursache der Krankheit erforscht haben, allein sie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel ist sie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken so beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, sie zu heben, und dieses, um den Kranken zu beruhigen, und

das Vertrauen zum Arzte zu befestigen, ohne wesentlichen Nachtheil geschehen kann. Unentbehrlich ist sie, wenn solche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Ursache der Krankheit selbst ist, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verscheuchen, Krämpfe u. dgl. die kritische Entscheidung hindern oder stören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht z. B. Zu rechtfertigen ist auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine gründliche Heilung mehr zu hoffen ist, z. B. im letzten Stadium mancher chronischen Krankheiten, wo es nur noch Geschäft des Arztes sein kann, das Leben des Kranken zu verlängern, in so weit es in der Macht der Heilkunst steht, und seine Leiden zu mildern. X.

Pallium, Mantel, Oberkleid, hieß besonders der wollne Mantel, den die römischen Kaiser seit dem 4. Jahrh. aus besondrer Gunst an Patriarchen und höhere Bischöfe ihres Reichs zu verschenken und diese als Zeichen ihrer geistlichen Gewalt zu tragen pflegten. Im 5. Jahrh. fingen die Patriarchen an, mit kaiserl. Genehmigung selbst Pallien an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche die damit Beschenkten beim Hochamte tragen mußten. Dennoch wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Erzbischöfe für Zeichen der Bestätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzusehen, und die Kirchenversammlung zu Konstantinopel machte es 872 zum Gesetz, daß alle Erzbischöfe von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zusendung der Pallien bestätigt werden mußten. Die Päpste bemächtigten sich dieses Bestätigungrechts im ganzen Occidente, und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbischöfen anfangs nur eine schriftliche Verpflichtung zum kanonischen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, seit dem 10. Jahrh. aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieser Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpstlichen Bestätigung der Erzbischöfe für unentbehrlich gehalten und bis auf die neuesten Zeiten jedem Erzbischofe und auch einigen mächtigern Bischöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12. Jahrh. besteht es in einem drei bis vier Finger breiten, weißwollnen Kragen, der über den priesterlichen Ornat um die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andre, etwas längere über die Brust herab, und beide sind mit einem rothen Kranze bezeichnet. Dieser eben so einfache als kostbare Schmuck (man bezahlte bis 37,000 Gulden dafür) wird durch die Nonnen im Kloster St. Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schafe gefertigt, und mit denen, die ihn erhalten, begraben. E.

Palm (Joh. Phil.) Bürger und Buchhändler zu Nürnberg, geb. zu Schondorf 1766, auf Berthier's Befehl erschossen zu Braunau d. 26. Aug. 1806, fiel als ein blutiger Zeuge von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Er hatte in Erlangen bei seinem Oheim, Joh. Jac. Palm, den Buchhandel gelernt, heirathete späterhin die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg, und ward Inhaber der Stein'schen Buchhandlung daselbst, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahre 1806 versandte diese Handlung eine Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," die, im Ganzen gehaltlos, bittre Wahrheiten über Buonaparte's Tyrannei und das Betragen der französischen Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg; jedoch, wie Palm bis zum letzten Augenblick seines Lebens behauptete, als einen bloßen, ihm unbekannt ge-

bliebnen Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt sie als Neuigkeit ein Geistlicher, bei welchem französische Offiziere im Quartiere waren, welche Deutsch verstanden, und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Sie haben wahrscheinlich diese Schrift als aufrührerisch der französischen Regierung angezeigt. Napoleons auswärtige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen in Deutschland herumspürte, erfuhr bald, daß die Flugschrift durch die Stein'sche Buchhandlung nach Augsburg gesandt worden sei. Palm verlangte nun selbst bei der nürnbergischen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Untersuchung; sie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo sich der franz. Gesandte Otto befand, die Nachforschungen fortgesetzt. Palm war damals in München, wohin ihm seine Gattin meldete, daß vier Fremde in ihrem Hause nach jener Flugschrift gefragt, alles durchsucht, und da sie nichts gefunden, sich entfernt hätten. Palm beruhigte sie, und kam nach Nürnberg zurück. Wahrscheinlich hatte man ihn nicht schon in München verhaftet, weil sein Name nicht mit der Firma seiner Buchhandlung zusammentraf. Er hätte längst sich flüchten können, und that es nicht; als er aber hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet sei, begab er sich von Nürnberg, das ungeachtet des Friedens noch von französischen Truppen besetzt war, nach der damals preußischen Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen jedoch trieb ihn, die Sorge für seine Familie nach Nürnberg zurück, wo er sich indeß nicht öffentlich sehen ließ. Da erschien ein armer Knabe im Buchladen, mit einem Zeugnisse angesehener Männer, und verlangte Almosen für eine Soldatenwittwe. Er drang darauf, Palm selbst zu sprechen. Der arglose Palm ließ ihn zu sich kommen und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte sich aber der junge Bettler entfernt, so traten zwei französische Gensdarmen, die durch diesen Kungriff Palm überraschten, in den Buchladen, drangen in Palm's Zimmer und führten ihn mit sich zum französischen General. Er ward über die Flugschrift befragt, und sagte aus, was er noch in der Stunde seines Todes betheuerte, daß sie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändler-Gebrauch in verschlossnen Packeten zugesandt worden sei. Da er nicht entdecken wollte, woher er sie erhalten, so ward er in ein Zimmer gesperrt, und den Tag darauf, wie er ging und stand, in einer Chaise nach Ansbach zum Marschall Bernadotte gebracht. Hier schlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marschalls erklärte, Palms Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris. Er wurde hierauf nach Braunau (welches die Franzosen noch nicht an Oesterreich zurückgegeben hatten) geschafft, wo er den 22. August ankam. Das von seiner Gattin an den franz. Gesandten in München gerichtete Bittschreiben, in welchem sie bewies, daß außer dem nach Augsburg spedirten Packete, auch nicht ein Exemplar der Flugschrift, von der steinschen Handlung verkauft worden sei, blieb unbeantwortet. Auf eine ähnliche Vorstellung an den Marschall Berthier erfolgte der Bescheid, daß nichts mehr zu thun sei. Der Prozeß wurde so sehr beeilt, daß das niedergesetzte außerordentliche Kriegsgericht schon am 26. Aug., nachdem Palm in zwei Verhören seine Unschuld dargethan zu haben glaubte, und seine Loslassung erwartete, das Todesurtheil aussprach. Für Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger gesprochen, da der von ihm erbetne nicht erschienen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetscher leitete die

Verhöre. Palm war bei seiner ersten Behauptung standhaft geblieben; auch fand sich in der ihm zur Last gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man am 26. halb 11 Uhr Mittags seinen Kerker öffnete, man werde ihm seine Freilassung ankündigen. Statt dessen ward ihm das Todesurtheil vorgelesen, welches noch denselben Tag um zwei Uhr vollzogen werden sollte. Vergebens ward der General St. Hilaire von braunauer Frauen und Kindern um Aufschub angefleht. Der Kaiser allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieser habe das Todesurtheil ausgesprochen, und die unaufschiebbare Vollziehung anbefohlen. Indeß haben angesehne französische Offiziere ausdrücklich erklärt, daß nicht Napoleon, sondern daß Berthier der Urheber dieses Justizmordes gewesen sei. Palm starb als Märtyrer. Der Britte steuerte milde Beiträge für die Familie des Gemordeten; in Petersburg trugen der Kaiser und die Kaiserin Mutter zu einer Sammlung bei; einzelne Städte in Deutschland: Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und Dorpat thaten dasselbe. Der Name Palm entflammte den Zorn der deutschen Krieger zu blutiger Rache. Ein Sohn des Unglücklichen trat 1813 in die Schar der Freiwilligen. K.

Palme (von palma, die flache Hand), in Nieder-Deutschland ein Längenmaß, um die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen darnach zu bestimmen. In Hamburg hält sie $42\frac{1}{3}$ Linien pariser Maß, wenn man den Umfang mißt, oder $12\frac{1}{2}$ solcher Linien, wenn man den Durchmesser mißt. In Holland und Norwegen hält sie nur $39\frac{3}{10}$ solcher Linien, und drei Palmen machen daselbst 10 Zoll 2 Linien dänischen Maßes. In Italien ist die Palme (palmo) eine Spanne.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmsonntag ist der Sonntag vor Ostern, an welchem der Einzug Christi in Jerusalem, bei welchem ihm Palmen auf den Weg gestreut wurden, gefeiert wird; ehedem der Blumensonntag, auch der blaue Ostertag. In katholischen Ländern führte man an diesem Sonntage einen hölzernen Esel mit einem Christusbilde auf einen kleinen Rollwagen in Procession herum, weil Christus auf einem Esel reitend in Jerusalem eingezogen war.

Palmyra, eine im Alterthume berühmte Stadt in Syrien, in der Landschaft Palmyrene, die auf kurze Zeit einen eignen mächtigen Staat bildete. Vorher hieß sie Thamar oder Thadmor, die Palmenstadt; der lateinische Name ist nur eine Uebersetzung davon. Der Ursprung der Stadt fällt in das höchste Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdischen Landes gegen den Euphrat und herumstreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem östlichen und westlichen Asien wichtig, und wurde durch denselben, besonders seit Trajans Zeiten, der die ganze Provinz unter römische Oberherrschaft brachte, reich und groß. Sie lag in einem nach Süden offnen Thale mitten in der Wüste, in einem schönen Palmenwäldchen. Die prächtigsten Paläste zierten die Stadt, deren Ruinen nach einer zweimaligen Zerstörung noch jetzt Bewunderung erregen. Zum erstenmale wurde sie, unter der Regierung der berühmten Zenobia, vom Kaiser Aurelian (275) zerstört, und nach ihrer Wiederherstellung zum zweitenmale von den Sarazenen 744. In der Mitte des 18. Jahrh. wurden die Ruinen von den Engländern, Wood und Dawkins, entdeckt und in einem Prachtwerke (The Ruins of Palmyra) beschrieben. Es befinden sich unter diesen Trümmern eine Menge der schönsten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor be-

wunderswürdig gearbeitet; viele griechische und palmyrenische Inschriften, auch eine lateinische, erhöhen ihren Werth. Das prächtigste Denkmal ist der Sonnentempel, der auch unter allen am besten erhalten ist. Jetzt ist Palmyra, unter dem alten Namen Thadmor, ein armseliges Dorf in der Wüste von Syrien, und dürftige Familien haben zwischen den prächtigen Ruinen ihre Hütten.

Palnatocke, ein nordischer Seeheld, Seekönig oder Seeräuber, wie wir es jetzt nennen, des 10. Jahrh., berühmt durch seine, in den Liedern und Traditionen des Volks sich noch erhaltenden Thaten. Wahrscheinlich stammte Palnatocke von der Insel Fünen her, und sein eigentlicher Name soll nach der isländischen Jomskiringasaga Palner, der seines Vaters aber, Tocke gewesen sein, woraus nach nordischem Gebrauch, die Namen zusammenzuziehen, Palnertocke oder Palnatocke entstanden ist. Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines gothländischen Jarls, ward Palnatocke mächtig zur See, und bestand viele Fehden mit den kleinen Königen in Dänemark, Norwegen ꝛc. Auch stiftete er unter den kühnen Seefahrern seiner Zeit, die sich damals sämmtlich mit Seeräuberei abgaben, wie in den Tagen des Faustrechts der Adel in Deutschland und andern Ländern, mit Wegelagerern eine Art von Verbindung oder Ritterorden, dessen Mitglieder nach den Gesetzen ihres Vereins, einander in Noth und Gefahr beistanden, ihre räuberischen Seezüge zusammen unternahmen, die Beute in gleiche Theile unter sich theilten ꝛc. Nach alten Sagen soll diese Verbindung und ihr Oberhaupt, Palnatocke, ihren Sitz auf der Insel Wollin zu Jomsburg gehabt haben, welches Einige für das angeblich untergegangne Julin halten. Eben diesen Sagen nach ist ein altes Hühnengrab auf der Insel Fünen der letzte Ruheort der Gebeine Palnatocke's (s. hierüber Wedel Simonson's Abhandlung, im 2. Bande der archäologischen Annalen Dänemarks). Saxo-Grammaticus gedenkt zwar eines nordischen Seehelden mit Namen Tocco, oder Toke, doch von der erwähnten ritterlichen Verbindung zu Jomsburg sagt er nichts, dagegen aber daß dieser Tocke dieselbe That mit dem Apfel gethan haben soll, welche die Geschichte der Schweiz dem Tell zuschreibt. Das Andenken von Palnatocke den Seekönig, ist neuerdings von dem genialen Oehlenschläger sowol in Dänemark als unten die von ihm selbst befreite Verdeutschung desselben, erneuert worden; nur das Landvolk und die Fischer auf Fünen behaupten noch immer, daß der Geist des einst gefürchteten Seeräubers sich in stillen Mondnächten über den Wellen an den Küsten ihrer Insel blicken lasse.

Palomino de Velasco (Acisele Antonio), einer der ausgezeichnetsten Maler Spaniens, ward 1653 zu Bajalance, ohnweit Cordova, geboren. Dem Wunsche seiner Angehörigen zufolge studirte er, im letztgenannten Orte, Philosophie, Jurisprudenz und Theologie, da ihn aber seine Neigung mehr zur Kunst hinzog, so ließ er diese Wissenschaften bald liegen, und bildete sich unter Valdes zum Maler aus. 1678 begab er sich hierauf nach Madrid, wo damals unter Philipp IV. Regierung viele ausgezeichnete Künstler lebten, und hier war es, wo er durch den berühmten Coëllo dem Könige vorgestellt und von diesem beauftragt wurde, die Frescogemälde in der Hirschgallerie im Prado zu verfertigen. Palomino malte nun die Geschichte der Psyche und führte den königlichen Auftrag zu solcher Zufriedenheit seines Monarchen aus, daß Philipp ihn mit einem ansehnlichen Gehalte zum Hofmaler ernannte. Sein Ruf stieg nun immer mehr und in Valencia, Salamanca, Granada und Cordova, wohin er nach und nach gerufen

wurde, verfertigte er Arbeiten, die sich des größten Beifalls erfreuten. Ein Sohn von Palomino widmete sich gleichfalls der Malerkunst und arbeitete mit ihm häufig zusammen. Das Einzige, was man Palamino, nicht ganz ohne Unrecht vorwirft, ist, daß er die Figuren selbst in seinen großartigsten Gemälden, wie z. B. in seinem Bekenntniß des heil. Petrus (in der Hauptkirche zu Valencia) so wie in den Bildern, welche er für die Kathedrale von Cordova verfertigte, oft mit zu großer Treue aus der gemeinen Wirklichkeit entlehnte; dagegen ist er in der Perspective, so wie im Colorit, wahrhaft ausgezeichnet. Er starb zu Madrid den 13. April 1726, und wurde daselbst mit großem Pomp begraben. Noch hat man von ihm auch eine Geschichte der spanischen Maler, die in Madrid unter dem Titel: „El Museo pictorico, y Escala optica," in 3 Bänden herauskam, von denen die ersten beiden eine Anleitung zur Theorie und Praxis der Malerkunst, der dritte aber das Leben der berühmtesten spanischen Künstler enthält. Eine Uebersetzung dieses letzten Bandes kam 1742 in Paris heraus (Histoire abrégée des plus fameux peintres espagnols, par Palomino) und Quilliet benutzte des Spaniers Werk, trotz mancher darin sich vorfindenden Unrichtigkeit, als Grundlage zu seinem 1816 in Paris erschienenen „Dictionnaire des Peintres espagnols."

Pan, ursprünglich ein arkadischer Feldgott, des Hermes und einer Nymphe, oder der Penelope Sohn, ältlich, krummnasig, bocksbärtig mit zwei Hörnern, spitzen Ohren, einem Ziegenschwanze und Ziegenfüßen, gewöhnlich eine Syringe (s. Syrinx) und einen gekrümmten Hirtenstab tragend. Den übrigen Griechen ward er erst später bekannt. In Athen wurde er erst seit der marathonischen Schlacht, worin er angeblich den Athenern beistand, göttlich verehrt. Später machte man diesen Hirtengott zum allwaltenden Naturgotte, zum personificirten All (το παν, vergl. Severius zum Virgil, Eclog. II. 31.) und flocht ihn auch in die frühern Mythen, z. B. von den Titanenkämpfen, ein. Er zeichnete sich aus im Wettgesange und Syringenspiele. Die Erfindung der Syringe machte er, als er von dem Rohre, worin die vor seiner Lüsternheit fliehende Najade Syrinx von ihren Schwestern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abschnitt und hinein blies, oder nach Andern als der Wind in das Schilfrohr blies. Auf ihr hielt er mit Apollo den Wettstreit. Einige scheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrtibie zu verehren. Pan ist Obwalter der geweideten Thiere, des Wildes, der Uferfische, und sorgt für die Bienen des Landmanns, weshalb ihm Milch und Honig geopfert ward. Nach Italien soll seinen Dienst Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehrere Feste, unter denen die Luperkalien die berühmtesten sind. Von ihm kommt der Ausdruck: panischer Schrecken, her. Nach Plutarch waren es die um Chemmo wohnenden Pane und Satyrn, welche den Tod des Osiris zuerst verkündeten, und dadurch einen solchen Schrecken erregten, daß seitdem alle plötzliche, grundlose Schrecken panische heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch wildes, vom Wiederhalle der Wälder und Felsen tausendfach verdoppeltes Geschrei. Auch setzte Pan im Titanenkampfe durch das Blasen einer Seemuschel den Feind in Schrecken. Der alte Glaube, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein plötzlicher Schrecken befalle, für dessen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Uebermuthe eines großen Beginnens ent-

gegenwirkte, verschmolz wahrscheinlich diese Art von Schrecken mit einer andern im Hirtenleben häufig vorkommenden, und trug sie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacea, eine Tochter des Aeskulap, Göttin der Genesung; sie entstand als späte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künstler. Der Name (πανάκεια) bedeutet eigentlich die Allesheilende, daher bei uns Panacee so viel als Universalarznei.

Panama (Landenge von), oder Darien, verbindet Süd- und Nord-Amerika mit einander. Sie ist eine Intendantur des spanischen Generalcapitanats Guatimala. Obgleich sie nur 12 Meilen breit ist, so scheint es doch weder von der Natur, noch von der Kunst zu erwarten zu sein, daß sie durchbrochen wird, da die sich hindurchziehenden Cordilleren unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen. Sie hat 1640 Q. Meilen. Die feste Hauptstadt Panama hat 20,000 Einwohner.

Panard (Charles François), ein französischer Dichter, war 1690 zu Courville bei Chartres geboren und wird für den Vater des moralischen Vaudeville angesehen. Marmontel hat ihn den La Fontaine des Vaudeville genannt; er glich diesem Dichter auch in seinem uneigennützigen, einfachen und sanften Charakter. Die Pfeile seines Witzes richtete er gegen das Laster, nicht gegen den Lasterhaften. Er starb, allgemein geachtet, 1765 an einem Schlagflusse. 1763 erschienen von ihm unter dem Titel: Théâtre et Oeuvres diverses, vier Bändchen, welche fünf Lustspiele, dreizehn komische Opern und viele kleine Gedichte ꝛc. enthalten. Man findet in allen viel Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch viele Nachlässigkeiten, viel Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunst. Panard schlief über dem Weine ein; man weckte ihn und verlangte Verse; mit schwerer Zunge stammelte er die liebreichsten Couplets, bis ihn der Schlaf auf's neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn; seine Freunde gaben ihm Speise und Trank. Armand Gouffé hat in drei Bändchen Oeuvres choisies de Panard, herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa) hießen die Feste, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der sie stiftete, nannte sie Athenäen (Einige leiten sie vom Orpheus ab); als Theseus aber die Bewohner der zwölf Bezirke in die Stadt rief, um diese zu vergrößern, erhielten sie den Namen der Panathenäen, weil nun das gesammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterscheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erstere alle fünf Jahre, letztre jedes Jahr gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, die von den zehn Athlotheten geleitet wurden: am ersten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am zweiten gymnastische Uebungen und Lustgefechte mit Schiffen, am dritten endlich musische (geistige) Wettkämpfe, als: Musik, Declamation, dramatische Vorstellungen. Ein Kranz von Oelzweigen aus der Akademie, und ein Gefäß voll des besten Oels waren des Siegers Preis. Dann erst folgten die Opfer und der Opferschmaus. Die größern Panathenäen unterschieden sich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, sondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige Peplos (Gewand oder Teppich), von Jungfrauen geweiht und gestickt mit den Thaten der Götter und Helden, auf die Akropolis in den Tempel der Göttin

gebracht und diese damit bekleidet wurde. Das Fest war so heilig, daß man an demselben Gefangene aus dem Kerker befreiete und verdienstvollen Männern goldne Kronen zur Belohnung reichte.

Panckoucke, berühmte Buchhändler-Familie in Paris. Der Großvater des jetzt noch lebenden Buchhändlers P. hieß Andreas Joseph und war 1700 in Lille geb. wo er auch 1753 starb; er begnügte sich nicht damit, Bücher zu verlegen, sondern schrieb auch welche, und freisinnigere, als es sein Beichtvater wollte, der ihm daher nach seinem Tode ein ehrliches Begräbniß streitig machte. Von seinen Schriften, meist Wörterbücher und zu ihrer Zeit schätzbar, hat sich keine bis jetzt erhalten. — Sein Sohn Carl Joseph, 1736 in Lille geb., ein lebhafter, geistreicher Kopf, fühlte sich in seiner Vaterstadt für die großen Entwürfe, mit denen er sich herumtrug, zu beengt. Er eilte nach Paris, wo er sich durch einige kleine Schriften bereits vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Hier wurde sein Haus bald der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Köpfe, welche um diese Zeit (gegen 1760 und nachher) in Paris lebten. Der **Mercure de France** kam in seine Hände und er wußte diese Zeitschrift so zu heben, daß die Zahl der Abonnenten bis auf 15000 stieg. Von jetzt an findet man Panck. Namen bei großen Unternehmungen des franz. Buchhandels jener Zeit. Wir nennen von ihm: Büffon's Werke, **le grand Vocabulaire françois**, die Sammlung von Reisen von **Laharpe**, die **Encyclopédie méthodique**; auch war er derjenige, welcher beim Ausbruch der Revolution die Idee zum Moniteur gab, dessen Eigenthum und Verlag auch noch gegenwärtig seiner Familie gehört, nämlich Madame Agaße, seiner Tochter. Suard war P. Schwager, indem Suard P. Schwester geheirathet. Auch diese Verbindung hatte auf P. Geschäfte vortheilhaften Einfluß. P. starb 1798 in einem Alter von 62 Jahren. — Sein Sohn **Charles**, der jetzt noch lebende Buchhändler P., gehört ebenfalls unter die ersten pariser Buchhändler, wie er einer der thätigsten und in seinen Unternehmungen einer der glücklichsten ist. Die wichtigsten der von ihm verlegten Werke sind das **Dictionaire des sciences medicales** in 60 Bänden, die in Zeit von 12 Jahren (1810—1822) erschienen, die **Victoires et Conquêtes des armées françoises**, ein Werk, das schon gegen 30 Bände enthält und noch immer nicht geendet ist, und insbesondre die Ausgabe im Wege des Buchhandels von dem großen Werke über Aegypten, das Napoleon auf Kosten des Staats angefangen und Ludewig XVIII. vollenden läßt.

Pancratium (wörtlich übersetzt: der Allkampf), war ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchen alle vier Kampfarten (Pentathlon, s. Gymnasium) angewendet wurden; desgleichen ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel unversucht ließ, den Sieg zu erringen, wo man rang und zugleich mit der Faust kämpfte, auch ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandamonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten; Versammlung der Dämonen.

Pandemos, ein häufig vorkommender griechischer Beiname der Venus, dessen Entstehung verschieden angegeben wird. Nach Einigen stiftete Theseus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verschiednen Stämme oder Flecken (δημοι) dieser Landschaft zuerst in ein Ganzes verband. Nach Andern kam dieser Beiname daher, weil der Tempel der Venus sich am Markte, dem Versammlungsplatze des ganzen Volkes (παντος δήμου) befand; nach Andern endlich, weil dieser Tempel vom Solon von dem Gelde, welches die öf-

fentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbaut worden war. Allein diese Angaben erscheinen nichtig, wenn man sieht, daß Venus unter diesem Beinamen auch an andern Orten schon von den ältesten Zeiten an verehrt wurde. Am merkwürdigsten war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erscheint die Venus Pandemos im Gegensatz der überirdischen Liebe als das Symbol der gemeinen Liebe und sich Allen Preis gebenden Sinnlichkeit; und in dieser Bedeutung nimt man den Ausdruck Venus Pandemos noch jetzt, wenn man die Sache selbst nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandekten, sind ein Theil des Corpus juris civilis (s. d. Art.), und enthalten eine systematisch geordnete Sammlung von Aussprüchen römischer Rechtsgelehrten über Rechtsgegenstände, welcher Kaiser Justinian, auf dessen Befehl sie unternommen wurde, im J. 533 gesetzliche Kraft ertheilte, indem er alle, bisher gültig gewesenen Schriften der Rechtsgelehrten, so wie frühere Rechtssammlungen abschaffte. Sie haben ihren Namen vom Griechischen πᾶν (alles) und δέχεσθαι (zusammenfassen), weil sie das Beste aus den Schriften der Rechtsgelehrten enthalten sollten; auch nannte man sie Digesta von digerere (ordnen), weil das, in jenen Werken Zerstreute zusammengefaßt werden sollte. (Vergl. d. Art. Civilrecht.)

Pandora, die Allbegabte, also benannt, weil jeder der Olympier sie mit einer Gabe beschenkte. Prometheus, vom Zeus aus dem Himmel gestoßen, hatte Menschen gebildet und sie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beschloß der Vater der Götter, den Frevel zu strafen. Er befahl dem Vulkan, aus Erde ein Weib zu bilden, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl (nach einer andern Sage war sie des Prometheus Geschöpf, und die Götter kamen auf die Erde, sie zu sehen und beschenkten sie); Minerva aber mußte das Gebilde in kunstvollen, weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus sie mit Schönheit und Reiz begaben, Merkur ihr die Sucht zu gefallen einflößen, und sie die schmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geschmückt, führte Minerva sie in die Versammlung der Götter, und alle erstaunten über das Kunstwerk. Darauf schickte Zeus, der sie mit einer Büchse oder einem Fasse beschenkte, worin aller Jammer und alle Trübsal für die Menschen eingeschlossen war, den Merkur zum Epimetheus, Prometheus Bruder, ihm Pandoren als ein Geschenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geschenk vom Jupiter anzunehmen, aber die Reize des Mädchens bethörten ihn; erst als es ihn traf, erkannte er das Unglück. Bisher lebten die Menschen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln mit, die, als Epimetheus, nach Andern Pandora selbst, aus unbezähmter Neugierde den Deckel des Gefäßes öffnete, welches durch einen Götterspruch zu öffnen verboten war, sogleich herausströmten und sich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchse zurück, da er oder sie den Deckel voll Schrecken schnell wieder zuschlug, und so ist denn auch nur die Hoffnung, deren Wunderkraft dem Menschen seine Leiden und Mühen erträglich macht.

Panduren hießen von dem Dorfe Pandur in der niederungarschen Gespannschaft Sol, in dessen Nähe sie in den Gebirgen zerstreut wohnen, die serviſchen oder raitzischen Fußvölker, die sonst un-

ter einem eignen Hauptmanne, welcher Harun Paschah hieß, standen. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, sind mit einer langen Flinte, einigen Pistolen im Leibgürtel, einem ungarischen Säbel und zwei türkischen Messern bewaffnet. Sie haben namentlich im siebenjährigen Kriege unter dem Baron von Trenk sich furchtbar gemacht. Seit 1750 wurden sie nach und nach auf regulären Fuß gesetzt; jetzt gehören sie zu den Granitzern.

Panegyrikus, in der Redekunst eine Lobrede oder Lobschrift, deren Zweck die veredelnde Darstellung oder Schilderung einer Thatsache oder Person ist. Die historische Wahrheit ist nur insofern erfoderlich, als der Panegyrikus einen geschichtlich gegebnen Gegenstand behandelt. Daher panegyrisch, lobrednerisch, und Panegyrist Lobredner. Schon in dem freien Griechenlande fand diese Art von Reden vielen Beifall und der Panegyrikus des Isokrates ist, ungeachtet der zu sichtbaren Kunst, die dem Werke das Großartige raubt, ein wahres Meisterstück sorgfältiger Schreibart. In der römischen Literatur, wie wir sie noch besitzen, ist der treffliche Panegyrikus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichste, sowol in Rücksicht des klassischen Styls, als der rednerischen Anlage. Die spätern römischen Panegyriker des 3. und 4. Jahrh. können nur den Geschichtsforscher anziehen. — Unter den Neuern haben die Franzosen eine ähnliche Gattung in ihren Eloges (s. d.). Einzelne treffliche Lobreden besitzen auch die Engländer, die Deutschen u. s. w.

Panier oder Banner hieß im Mittelalter bei der deutschen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vasallen in den Krieg führen könnte, vom Herzoge bekam. Ein solcher hieß Bannerherr (s. d. Art.).

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf von), ein berühmter russischer Staatsminister, geb. 1718. Seine Familie, die aus Lucca in Italien abstammte, hatte sich nach Rußland begeben, wo sein Vater unter Peter I. Generallieutenant war. Er diente anfangs bei der Garde der Kaiserin Elisabeth, wurde Kammerherr, ging 1747 als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen und zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei seiner Rückkunft ward er zum Gouverneur des Großfürsten Paul Petrowitch ersehen, und als Catharina II. 1762 den russischen Thron bestieg, stellte sie ihn an die Spitze des russischen Ministeriums. Die denkwürdigsten Ereignisse, an denen er Antheil hatte, sind der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, zum Vortheil der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp; der vortheilhafte Friede mit der Pforte; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teschen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle diese Begebenheiten wurden größtentheils durch seine Vorstellungen hervorgebracht und durch seine Arbeiten vollendet. Alle Instructionen für die Feldherren und auswärtigen Minister, so wie die ganze Correspondenz mit den fremden Höfen wurden von ihm selbst entworfen. Er war die Hauptstütze des preußischen Systems in dem russischen Kabinette; allein sein Einfluß auf Katharina hatte sich in den letzten Jahren bedeutend vermindert, so wie der seines Gegners gestiegen war. Die Grundsätze, nach welchen er die öffentlichen Angelegenheiten leitete, waren, daß der Staat seine Würde, ohne Beeinträchtigung anderer, stets behaupten müsse, und es einem mächtigen Reiche nicht anstehe, zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen, sondern die offenste Freimüthig-

Digitized by Google

keit das Verhalten seines Ministeriums beseelen müsse. Er behandelte die Geschäfte gern mit der Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche einen Hauptzug seiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er große Festigkeit. Wo es das Wohl des Staats galt, erschütterten ihn weder Drohungen, noch Versprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das Beste sei, und widersprach in diesem Falle selbst seiner Fürstin. Mit einem richtigen Verstande verband er eine scharfe Urtheilskraft, tiefe Menschenkenntniß und die Gabe der Ueberredung. Er starb den 11. April 1783.

Panisbrief (von panis, Brot, daher Brotbrief), ein Empfehlungsschreiben, worin ein deutscher Kaiser eine weltliche Person, die er belohnen wollte, einem deutschen Stifte oder Kloster zur Versorgung empfahl. Es läßt sich, nach den besten deutschen Publicisten, z. B. Pütter, nicht behaupten, daß es in Rücksicht aller Stifter und Klöster in Deutschland ein kaiserliches Recht gewesen sei, solche Panisbriefe auszusenden; auch waren sie seit Jahrhunderten nicht mehr üblich gewesen, als plötzlich eine unter Joseph II. eine Menge derselben erschienen, um Personen aus den kaiserlichen Erblanden in andrer Reichsstände Ländern mit Pensionen zu begnadigen, was zu einigen, gegen diesen Mißbrauch gerichteten Bestimmungen in der Wahlkapitulation seines Nachfolgers Anlaß gab.

Pannonien hieß im Alterthume das von den Pannoniern, einem ursprünglich thrazischen Volke, bewohnte Land, welches zwischen den Illyriern und Celten auf dem nördlichen Abhange der östlichen Alpen gelegen war. Erst dem Kaiser Augustus gelang es, in diesen Gegenden sich festzusetzen. Er überwältigte die Illyrier, Japoden und Dalmatier, drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang sie (10 J. nach Chr. Geb.). Bald nach ihrer Besiegung ließen sie sich in eine gefährliche Verschwörung gegen die Römer ein, welche jedoch durch Tiberius gedämpft wurde. Nachher scheinen sie unter Begünstigung der Römer sich an der Donau niedergelassen zu haben; wahrscheinlich aber erhielt ihr Land erst unter Claudius die Einrichtung einer römischen Provinz. — Pannonien umfaßt auf unsern Karten den östlichen Streif von Oesterreich und Steiermark, ganz Ungarn, welches daher oft vorzugsweise Pannonia heißt, so weit es auf der Südseite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Kroatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrscheinlich theilte Hadrian es in: Pannonia superior oder occidentalis (nachher prima) und Pannonia interior oder orientalis (nachher secunda). Seit dem markomannischen Kriege ward Ungarn häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Indeß blieben die Römer im Besitz, wenn sie es auch, wie im J. 300 nach Chr. Geb., auf einige Zeit an die Vandalen verloren. Ganz entrissen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Aber nach dem Tode dieses Eroberers ging das Hunnenreich wieder in seine östlichen Grenzen über den Pontus zurück. Im Osten von Europa brachte diese Revolution die wichtigsten Veränderungen hervor. In Pannoniens Gebirgen ließen sich jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier sind. Pannonien aber selbst nahmen, mit Bewilligung der morgenländischen Kaiser, die Ostgothen in Besitz. Als diese nach Italien zogen, folgten ihnen die Longobarden und diesen, als sie nach 42 Jahren ebenfalls nach Italien zogen, die Avaren, eine, aus

Hunnen, Deutschen und Slaven gemischte Völkerschaft unter einem Nachkommen Attila's, welcher nach und nach bis an die Elbe und Saale vordrang, sich aber 806 Carl dem Großen unterwarf, und die christliche Religion annahm.

Päon, s. Rhythmus.

Panorama, Panoram, Rundgemälde, nennt man das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend, die täuschendste Art der perspektivischen Darstellung in Farben und Licht, welche gegen das Ende des letztern Jahrh. in England von Robert Barker erfunden wurde. Man kann das Panorama mit Recht den Triumph der Perspektive nennen. Von einem Thurme oder Berge aus muß der Künstler die Gegend ringsherum, so weit sein Auge den fernsten Horizont erreichen kann, mit der größten Genauigkeit aufnehmen; höchste Wahrheit und Pünktlichkeit, überraschende Täuschung sind die Hauptzwecke solcher Darstellungen, welche aber nur durch die Art, wie diese Gemälde aufgestellt und beleuchtet werden, ihre Bedeutung und Wirkung erhalten. Ist nämlich ein Panoramagemälde in allen seinen Theilen vollendet, so wird es in einem eigends dazu eingerichteten Rundgemälde dergestalt zusammengesetzt und aufgehängt, daß der Beschauer in der Mitte, von einer Gallerie umgeben, so steht, als befände er sich auf dem Platze, von welchem aus das Gemälde gezeichnet wurde. Das Licht fällt rund herum nur von oben darauf, ohne daß der Beschauer geblendet wird, und da dieser nirgends ein Ende des Gemäldes erblickt, so glaubt er wirklich in die dargestellte Gegend versetzt zu sein. In London und Paris gibt es eigne Gebäude, welche stets zur Aufstellung dieser Gemälde eingerichtet sind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerst ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darstellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, Florenz, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amsterdam ꝛc. Auch in Deutschland hat man die Panoramen von Wien, Paris, Toulon, Neapel, Gibraltar, Petersburg, Moskau ꝛc. mit Beifall gesehen. Das Leben und Treiben auf den Straßen kann bei diesen Gemälden eben so täuschend nachgebildet werden, als die in Duft verschwimmende Ferne; nichts gibt daher einen deutlichern Begriff von einer Gegend, als ein treues Panorama. K.

Panspfeife, s. Syrinx.

Pantalon oder Pantaleon, ist ein, von Pantaleon Hebenstreit aus Eisleben, einem (in der Mitte des 18. Jahrh.) als Geiger berühmten Virtuosen, erfundnes, jetzt in Vergessenheit gerathnes, musikalisches Instrument, in Form eines Cimbals. Es hat neun bis zehn Fuß Länge, auf beiden Seiten Resonanzböden, wovon der eine mit Draht-, Stahl- und Messingsaiten, der andre mit Darmsaiten bezogen ist, übrigens, wie das Klavier, alle harte und weiche Tonleitern, auch denselben Umfang in den Octaven, und wird mittelst zweier mit Tuch überzognen Klöppel gespielt. — Außer diesem Instrumente nennt man auch Klaviaturinstrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Seiten von oben herab geschieht, oder bei welchen metallne Hämmer oder in Haken gebogne Drahte an die Seiten angeschnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus senkrecht in die Höhe steht. — Endlich heißen Pantalons, lange, bis auf die Füße herab gehende Beinkleider, wie der Pantalone in den italiänischen Masken sie trägt (s. Masken).

Pantheismus. Die Idee der Gottheit oder des absolut nothwendigen, vollkommensten Wesens ist der sich entwickelnden Menschenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt sich der Mensch über die Erscheinungen der Dinge bis zu dem Gedanken des letzten Grundes derselben. Diesen stellt sich der Mensch, auf den verschiednen Stufen seiner Bildung, bald als einfach und von der Welt verschieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als Totalität vor. Diese letztre Vorstellugsweise, oder dieses philosophische System (wenn diese Vorstellungsweise wissenschaftlich aufgestellt und entwickelt wird), nennt man im eigentlichen Sinne Pantheismus. Der Pantheismus besteht also darin, daß man das All der Dinge (το παν), oder die Welt im weitern Sinne, für Gott hält, und kein von ihr verschiednes Wesen als Grund derselben annimt, mithin Gott und Welt schlechthin identificirt. Eine solche Annahme ist in der Philosophie das Ergebniß eines folgerecht durchgeführten Materialismus, d. h. derjenigen Ansicht, welche die Materie als Grundlage alles dessen, was ist, betrachtet. Da aber diese Ansicht dem innersten Bewußtsein des Menschen, welches durch dieselbe nicht erklärt werden kann, und den heiligsten Interessen seiner sittlichen Natur widerspricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrscht, und alle Freiheit unmöglich ist, durch welche der Mensch der Vervollkommnung in's Unendliche fähig wird; weil mithin diese Ansicht nothwendig in Fanatismus übergehn muß, welche die reine, dem sittlichen Selbstbewußtsein einzig zusagende Idee der Gottheit, als des allweisen und heiligen Schöpfers, unmittelbar aufhebt: so ist auch der Pantheismus in diesem Sinne gleich verwerflich, und dem Atheismus gleich zu stellen, der den Schöpfer leugnet. — Zweitens kann man zwar, dem Worte nach, auch diejenige Ansicht Pantheismus nennen, nach welcher angenommen wird, die Gottheit sei Alles, was wahrhaft ist, das Wesen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts sei wahrhaft, was nicht in Gott gegründet sei (man hat auch dies die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genannt); allein diese Ansicht ist von der vorigen in religiöser und moralischer Hinsicht so verschieden, und läßt so mannichfaltige Abweichungen zu, daß man sogar mit Schelling behaupten kann, jede Vernunftansicht, wir setzen hinzu, jede religiöse Ansicht müsse in irgend einem Sinne zu dieser Lehre hingezogen werden. Denn hauptsächlich kommt es darauf an, was man unter Gott versteht, und in welcher Beziehung man die Dinge zu ihm setzt; — ob nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche Alles ursächlich bedingt ist, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott stammen, eine göttliche Natur beigelegt wird, d. h. dem Grade oder der Art nach, mit Gott völlig gleich. Denn nur in diesem Sinne würde die eben beschriebne Ansicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Selbst der Mensch darf sich nicht eine Göttlichkeit beilegen, welche mit der Natur Gottes zusammenfällt. Wenn aber Gott als das vollkommenste Wesen im obigen Sinne, die Welt als das Werk, wodurch er sich von Ewigkeit offenbart hat, und die freie Natur als dem Menschen durch ihn verliehen betrachtet wird: so ist dies sogar der Ausspruch der christlich-religiösen Ansicht, durch welche der Unterschied zwischen Gott und Welt nicht aufgehoben wird, ja sogar die Sittlichkeit eine höhere Weihe erhält. Uebrigens schreibt man die obige Ansicht oder den eigentlichen Pantheismus, der aber freilich ebenfalls verschiedne Abweichungen

zulässt, unter den neuern Philosophen gewöhnlich dem Spinoza zu; — daher die Benennungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälschlich, gleichbedeutend gebraucht werden. T

Pantheon (aus dem Griechischen), war im Alterthum jeder Tempel, welcher allen oder den vorzüglichsten Gottheiten gemeinschaftlich gewidmet war. Am berühmtesten ist das alte Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günstling Augusts, in der neunten Region auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieses Pantheon hat sich bis jetzt erhalten, und wurde vom Papste Bonifaz IV. im J. 607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet, weshalb es jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres genannt wird. Noch häufiger nennt man es die Rotunda, weil es rund gebaut ist. Die Decke ist gewölbt, und das Licht fällt von oben durch eine große Oeffnung hinein. Der Porticus scheint von einer spätern Bauart als der Tempel selbst zu sein; er enthält 16 Säulen von orientalischem Granit, deren jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den schönsten Bildsäulen der Götter geziert, von denen die besten durch Constantius nach Konstantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden sich noch hier in acht antiken Nischen eben so viel schöne Säulen, welche Kaiser Hadrian setzen ließ. Die Höhe des Tempels ist gleich der Weite, nämlich 137 Fuß. Der Durchmesser der Oeffnung in der Kuppel beträgt 27 Fuß. Der Fußboden ist mit Porphyr belegt. Doch hat dieses Denkmahl der Kunst durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiser und Päpste außerordentlich gelitten. — Außerdem ist ein kleineres Pantheon zu Rom, welches nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten wird. — Noch finden sich gut erhaltne Ueberreste eines prächtigen Pantheons, welches Kaiser Hadrian zu Athen erbauen ließ, und das auf 120 Marmorpfeilern ruhte.

Pantomime, Pantomimik. Die Mimik (s. d. Art.) ist an ihrem angemessensten Platze, wo das innere Leben des Menschen auf die Gebärde einzuwirken, und diese unmittelbar zu erzeugen scheint. Aber in der Wirklichkeit erscheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Gebärden natürlich und gewöhnlich mit der Aeußerung durch Sprache verbunden, und so leuchtet ein, daß auch Mimik und die Kunst der Deklamation ursprünglich zusammengehören, so wie sie denn in ihrer höchsten und umfassenden Ausübung vereinigt die Schauspielkunst bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für sich auf den höchsten von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künstler bei einem geringern Umfange seiner Kunstmittel, dem Einzelnen größere Aufmerksamkeit und fleißigere Uebung widmen kann: aber die Betrachtung und der Genuß erfordern auf der andern Seite eine künstliche Abstraction, vermöge welcher man davon, daß jene Beide bei vollkommner Aeußerung des menschlichen Innern natürlich zusammengehören, hier aber nicht in dieser Verbindung erscheinen, absehen muß. Diese Abstraction wird besonders dann begünstigt, wenn der Künstler die Gebärde oder den mündlichen Vortrag so weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieser Kunstmittel das andre selbst zu ersetzen scheint; ja diese Abstraction veranlaßt ihn selbst dazu, seinem mündlichen Vortrage den möglichst lebendigen Ausdruck zu ertheilen, und die Gebärde gleichsam zur Sprache zu erheben, so wie letztres den Zuschauer und Hörer wiederum veranlaßt, dem Künstler durch Ergänzung des sichtbaren

oder hörbaren Ausdrucks mittelst der Beide zusammendenkenden und innerlich verbindenden Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen. Was nun jene Trennung selbst anlangt, so sehen wir die Deklamation in derselben nie so weit gehen, als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Deklamator müsse, als solcher, auch im Dunkeln, mithin ohne durch Gebärden, und überhaupt ohne durch seine sichtbare Persönlichkeit zu wirken, die Kraft seiner Kunst beweisen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können: so sehen wir doch nie einen Deklamator sich der Gebärden ganz enthalten, wiewol dieselben bei der Deklamation in verschiednen Graden untergeordnet sein müssen. Der Grund davon liegt darin, daß man sich eher eine Reihe von Gebärden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungslosigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. — Wollte man hingegen die Gebärdenkunst herrschend machen, und ihr die Sprache durchaus unterordnen: so würde dieses eben sowol gegen den Geist der Kunst als gegen die Natur der Sprache sein. Denn letztre in einer Darstellung durchaus unterordnen, hieße, die Gebärde nur hie und da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, da sie nicht bloß Ausdruck der Empfindungen, sondern vorzugsweise der Gedanken ist, einen innigern und fortlaufenden Zusammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder doch angemessener erscheint; ja das Einmischen einzelner Worte und Sätze in die Gebärdensprache müßte den Zweck der letztern, als selbstständige Kunst betrachtet, geradezu vernichten, indem es auf das Unvermögen dieser Kunst, oder des Künstlers aufmerksam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Falle nur einen solchen Stoff, der durch die Gebärde vorzugsweise ausgedrückt und vollkommen ausgesprochen werden kann, und heißt, in sofern er nur durch die Gebärde darstellt, Pantomime, so wie die Darstellung selbst, die durch den selbstständigen Gebrauch der Gebärdenkunst entsteht, eine Pantomime, oder besser eine pantomimische Darstellung und die Kunst derselben Pantomimik genannt wird. Eine Darstellung aber, in welcher Alles (Darzustellende) durch Gebärden (ohne Mitwirkung der Sprache) dargestellt wird, kann sich auf die ruhende oder festgehaltne Gebärde beschränken; dann ist sie pantomimische Stellung, wozu im engern Sinne die Attitüde (s. d. Art.) und die sogenannten lebenden Bilder (s. d. Art. Tableaux) gehören; oder sie bedient sich des Wechsels der Gebärden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszustand, oder ein bestimmter Charakter durch eine Reihe von Gebärden vollständig entwickelt (und man kann dieses eine lyrisch-pantomimische Darstellung nennen, weil hier die Gebärde nur als subjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erscheint), oder es wird eine menschliche Handlung dargestellt. Hier heißt die pantomimische Darstellung eine Pantomime im eigentlichen Sinne, oder eine dramatisch-pantomimische Darstellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchsten Umfange hier, wo ein Ganzes menschlicher Aeußerungen unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehrere Charaktere, durch mehrere Pantomimen vorgestellt, in ihrem Zusammenwirken dieses Ganze bilden. In diesem Sinne hat man auch die Pantomime ein Schauspiel ohne Spra-

che, oder durch stumme Sprache, genannt. Aber auch die höchste innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfodert; denn nur bei großer Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebendigkeit und Zusammenhang der Gebärden läßt sich die darzustellende Handlung nach dem Zusammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile, vom Anfange bis zum Ende, leicht auffassen und verstehen. So wie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder das, was der Mime darstellen soll, etwas Poetisches und in sich Vollendetes sein muß, wenn die Mimik als schöne Kunst (s. d. Art. Kunst) bestehen soll: so muß der Stoff der Pantomime noch insbesondre eine Handlung sein, welche sich auf mannichfaltige Weise sichtbar äußert, und sich zugleich mit Bestimmtheit und mannichfaltigem Ausdruck als ein sichtbares Ganze darstellen läßt. Er kann übrigens aus der Geschichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegorischer sein; er kann ferner nach der herrschenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernst oder scherzend, naiv oder sentimental, und in der Behandlung bald strenger gebunden, bald wunderbar und phantastisch gebildet sein. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime eben so wenig, als bürgerliches Schauspiel sein. Gebärden nämlich können nie den strengen Zusammenhang haben, welchen die erstere erfodert, auch sind sie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Gesinnung und der Gedankenwelt. Und darum ist auch die Handlung der Pantomimen eines Theils mehr lyrischer Art (als eine Reihe von Gefühlszuständen), andern Theils mehr äußerlich, d. h. für das Auge bestimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu sein scheint, weder äußerlich angeschaut, noch lediglich durch Gebärden angedeutet werden kann. Verhältnisse des bürgerlichen Lebens aber können durch die Pantomime nur scherzend aufgefaßt werden, oder sie werden durch die Gebärde unwillkürlich verspottet, da sie, so fern sie conventionell sind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz fast gänzlich verlieren. Am angemessensten sind daher der Pantomime bei ernster und scherzhafter Behandlung die allegorischen, idyllischen und phantastischen Stoffe, weil diese ihrer Natur nach eine Handlung von sichtbarer Bedeutung am meisten verstatten. Was das Darstellungsmittel der Mimik, die Gebärden selbst, betrifft: so müssen diese, um zur ästhetischen Form erhoben zu werden, nicht nur sprechend, deutlich, mannichfaltig und in Beziehung auf das Darzustellende vollkommen entsprechend, sondern auch in ihrem Wechsel und ihrer Folge dem Gesetze übereinstimmender und wohlgefälliger Bewegung angemessen sein. Theils um diese rhythmische Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Gebärden zu ergänzen und zu verstärken, und das Ohr, ohne die Selbstständigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beschäftigen, hat man fast überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Musik zu verbinden. Die Musik muß in diesem Falle nicht zu ausgeführt, sondern gedrängt und charakteristisch sein. — Allein die Eurhythmie der Gebärdensprache ist noch nicht strenge rhythmische Bewegung des Körpers, welche mittelst der Füße bewirkt wird. Letztre ist Tanz, welcher freilich in seiner Vollendung nicht ohne wachsende Gebärden zu denken ist. Wenn durch mimischen Tanz eine Handlung dargestellt wird, so entsteht das Ballet. Das Ballet ist daher immer pantomimisch (ohne Sprache), wiewol die rhythmische

Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Gebärden beschränkt; aber die Pantomime kann auch ohne Tanz sein, und wird dann im engsten Sinne Pantomime genannt; denn sie drückt alles durch Gebärden im strengsten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menschengestalt überhaupt in ihrer charakteristischen Bedeutsamkeit, das Ballet die reizende Bedeutsamkeit und Fülle wechselnder Körperformen in harmonisch gemessener Bewegung, beide in poetischer Mannichfaltigkeit und dramatischer Entwicklung zu zeigen. Der Ausdruck: pantomimisches Ballet, ist daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein solches Ballet, in welchem streng rhythmische Körperbewegung (Tanz) mit der Darstellung durch Gebärdensprache ohne dieselbe abwechselt. Dieser Art sind die meisten Ballette. Pantomimen im engern Sinne sind dagegen weit seltner, da die poetische Erfindungskunst in diesem Kreise eben sowol, als das mimische Talent, welches beim Tanze mehr zurücktrit, heutzutage selten geworden ist; die Tanzkunst hingegen schon dadurch, daß der Tanz zugleich gesellschaftliches Vergnügen ist, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlassung erhält. Bei den Griechen war jene Trennung der Mimik und Deklamation, auf welcher die Pantomime beruht, unbekannt; zur Darstellung der Poesie verbanden sich Mimik und kunstreiche Deklamation mit der Musik. Wol aber findet man bei ihnen, daß eine Person einen Charakter durch Gebärden und künstliche Bewegungen nach der Musik (dieses zusammengenommen nannten die Griechen ορχησις, die Römer saltatio) darstellte, während eine andre dazu deklamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung der Spielenden von den Zuschauern, und bei der rhythmischen Bewegung, welcher die Deklamation und Aktion gemeinschaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wol einzelne Situationen und Menschen, besonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimisch, z. B. bei Gastmählern, dargestellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. — In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demselben überhaupt einen Künstler, der Alles durch Gebärden nachahmt, insbesondre einen Schauspieler, der nicht zugleich auch seine Rolle deklamirt. Einen engern Sinn erhielt dieses Wort, seit man theatralische Vorstellungen durch bloße Gebärdensprache gab, saltatio pantomimorum. Diese Gattung theatralischer Vorstellungen wurde vorzüglich unter den ersten römischen Kaisern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verschwinden der Volksfreiheit auch die theatralische Poesie zu verstummen anfing. Allein der Grund zu derselben war in Rom schon früher durch die Histrionen (s. d. Art.) gelegt worden, welche mimische Tänze aufführten, obgleich späterhin dieser Name der Name aller Bühnenspieler geworden zu sein scheint. Wahrscheinlich ging die pantomimische Kunst von der pantomimischen Darstellung einzelner Scenen berühmter Schauspiele aus, auch stellte ein Mime mehrere Rollen dar. Erst später findet man von Pantomimengesellschaften Spuren. Die Pantomimen aber scheinen sich bei ihren Darstellungen nicht bloß natürlicher, sondern auch willkürlicher Gebärden bedient zu haben; wenigstens fand man schon früh für nöthig, den Inhalt dessen, was sie durch stummes Spiel vorstellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekannt zu machen, wofür man sich in neuern Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch sieht man aus einem

alten lateinischen Epigramm, in welchem gesagt wird, die Pantomimen haben so viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit diese Kunst bei den Alten ausgebildet sein mochte. Von den Pantomimen sagt man: fabulam saltant (sie tanzen ein Stück, in der oben angeführten weitern Bedeutung der saltatio), und ihr Spiel wurde von daktylischen Flöten begleitet. Mienenspiel konnte bei diesen Darstellungen eben so wenig als bei dem Schauspiele der Alten Statt finden, weil die Pantomimen wie die Schauspieler sich der Masken bedienten. Bathyllus (s. d. Art.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieser Kunst, von denen der erstere, der Schützling des Mäcen, im Komischen, der andre aber mehr im Tragischen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter August Epoche, und gaben oft Veranlassungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Partei des einen gegen den andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden sie selbst als Erfinder dieses sogenannten italienischen Tanzes angesehen. Die Darstellungen der Pantomimen huldigten aber, besonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuschheit und Sittenlosigkeit; ja sie wurden, ungeachtet sie bei dem Volke in großer Gunst standen, doch wegen ihrer Ausschweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden sie häufig zu Verschnittnen gemacht, weil man glaubte, daß sie dadurch eine größere Geschmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftsteller des Alterthums rechnen aus diesen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welchen in der That die Römer einen wahrhaft leidenschaftlichen Antheil nahmen, unter die Ursachen der Sittenverderbniß im römischen Volke und Staate. Die alten theatralischen Pantomimen hörten wahrscheinlich mit dem Verfalle des römischen Theaters im 5. und 6. Jahrh. allmälig auf. Bei den Italienern, die wie alle südlichen Völker in ihren Gebärden lebhafter und beredter sind als die nördlichen, erhielt sich jedoch diese Kunst immer in Uebung und großer Theilnahme. In den italienischen Maskenspielen blieb eine Spur derselben. Die Pantomime in dem oben angeführten strengsten Sinne (als Darstellung einer Handlung durch mehrere Pantomimen mittelst der bloßen Gebärden, ohne tanzmäßige Bewegung) ist erst in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber ward sie mit dem höhern Tanze, vorzüglich von Italienern und Franzosen ausgebildet. Noverre, der zugleich als Vater der neuern französischen Tonkunst berühmt ist, machte aus Voltaire's Semiramis eine Pantomime. Gegenwärtig scheint der Antheil, den man sonst an der Pantomime nahm, ganz dem Ballete oder der pantomimischen Darstellung einzelner Situationen nach Gemälden zugewendet zu sein. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientalischen Völkern, namentlich den Persern und Chinesen, die Aufführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung zu ihren Hauptlustbarkeiten gehört. T.

Panzer, (Georg Wolfgang,) einer der ersten und verdientesten deutschen Bibliographen, war am 16. Mai 1729 zu Sulzbach geboren, bekleidete zuerst die Landpredigerstelle zu Etzelwang, und wurde dann nach Nürnberg berufen, wo er erst Diaconus, und seit 1773 Schaffer (Hauptpastor) an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald war. Hatte er sich schon früher seine ländliche Stille durch die Anlegung kleiner geschmackvoller Sammlungen erheitert (namentlich beschäftigte ihn hier die Anlegung einer interessanten Münzsammlung in saubern

Zinnabgüssen, welche er selbst fertigte), so mußte die alte ehrwürdige Stadt mit ihren reichen Schätzen der Literatur und Kunst seinem Sammler- und Forschereifer nothwendig ein neues weites Feld darbieten. Zuerst beschäftigte ihn die Geschichte der Bibelausgaben, welcher wir nicht nur mehrere gediegne Werke (namentlich seine Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luthers, 1783) verdanken, sondern welche ihm zugleich auch die Veranlassung zu einer eignen ausgezeichneten Bibelsammlung wurde, die er 1780 an den damaligen Herzog von Würtemberg im Ganzen überließ. Daneben zog ihn das Sammeln nürnbergischer Portraits aller Art an, von denen er ein für die nürnbergische Familien- und Kunstgeschichte sehr wichtiges Verzeichniß herausgab (1790 und Supplem. von 1801). Endlich kam er auf eine Idee, durch deren standhafte und gelungne Ausführung er der Wohlthäter und zweite Schöpfer eines der wichtigsten Zweige der Bibliographie geworden ist. Maittaire hat in seinen bekannten typographischen Annalen die ältesten deutschen Drucke begreiflicher Weise so gut wie ganz übergangen. Dies veranlaßte Panzer zu einem besondern Werke über dieselben (Annalen der ältern deutschen Literatur), welches er anfangs bis auf das Jahr 1520 beschränkte, später aber bis zum Jahre 1726 fortführte (Nürnb. 1788—1804, 2 Bde. nebst Supplem. Leipz. 1802, 4.), und welches durch Vollständigkeit und schärfste Genauigkeit, außer seiner ursprünglichen Bestimmung zugleich eine der schätzbarsten Materialiensammlung zur Geschichte der deutschen Literatur geworden ist. Kaum war dieses Werk vollendet, als er den weiten Plan einer allgemeinen Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1536 faßte, ein Werk, welches in Verbindung mit dem vorigen unsre Nation mit gerechtem Stolze allen ausländischen bibliographischen Leistungen entgegen stellen darf. Die alten Drucke aller Länder und Sprachen sind (ein großer Theil nach eigner Ansicht) in alphabetischer Folge der Druckorte chronologisch verzeichnet, kurz, aber genau charakterisirt, und Angaben der Bibliotheken oder der Werke, in denen sie verwahrt oder beschrieben werden, beigefügt. Auch sein Ulrich von Hutten in literarischer Hinsicht (Nürnb. 1798, 8.) gehört zu den schätzbarsten bibliographischen Monographien. Außer den zahlreichen Bibliotheken seines Wohnorts (von der Stadtbibliothek war er selbst würdiger Aufseher) unterstützte seine Arbeiten eine eigne, eben so kostbare und an Seltenheiten aller Art reiche, als an Zahl starke Sammlung, deren nach seinem Tode erschienener Auctionskatalog drei starke Bände füllte. Auch in seinem Amte machte er sich durch verständige Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes und durch Einführung der allgemeinen Beichte und eines neuen Gesangbuchs verdient, und zeigte sich als einen einsichtsvollen und denkenden Mann. Er starb am 9. Juli 1805 in dem rühmlichen Alter von 77 Jahren.

Panzer, s. Harnisch.

Paoli (Pascal), der Gesetzgeber und kühne Vertheidiger von Korsika, stammte aus einer angesehenen korsischen Familie. Sein Vater, Hyacinth Paoli, ein verdienter General, der, von der genuesischen Regierung verfolgt, sein Vaterland hatte verlassen müssen (1739) und nach Neapel geflüchtet war, sandte ihn in einem Alter von 29 Jahren 1755 zu den Korsen, welche ihn zum Generalcapitän der ganzen Insel ernannten. Als solcher stand er an der Spitze

einer demokratischen Regierung, mit königlichem Ansehn; doch verschmähte er, den Titel eines Königs anzunehmen. — Die Thätigkeit und Kraft, mit welchen er einen durchgreifenden und verständigen Plan, den Zustand des verwilderten Volks zu verbessern, ausführte, waren für Korsika sehr wohlthätig. Paoli fand Alles in der größten Unordnung, weder Kriegszucht, noch Geld, noch Waffen, und was das Schlimmste war, Parteien unter seinen Landsleuten. Er ordnete daher die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Heer, und gründete eine Universität, um seinen Landsleuten den Sinn für geistige Bildung zu geben. Er hob die barbarische Sitte der Blutrache auf, und führte eine gesetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern Ruhe, Ordnung und Einigkeit hergestellt hatte, trieb er die Genueser bis in die entferntesten Winkel der Insel zurück, wo ihnen nur vier Plätze übrig blieben, so daß sie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen sich genöthigt sahen. Seit 1764 besetzten die Franzosen diese Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil von Korsika fortsetzte. Aber Paoli und sein Bruder widerstanden der Macht von Genua, so daß der Senat die Insel endlich 1768 an Frankreich abtrat. Paoli's Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorsam der trotzigen Insulaner erkaufen wollte; aber eben so wirksam ermuthigte er seine Korsen zum Widerstande gegen Frankreichs Waffen. Noch ein Jahr behauptete er sich gegen den Marquis von Marbois und den Grafen von Vaux, und zog sich endlich, von Freunden und Feinden geehrt, 1769 nach England zurück, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. — Zwanzig Jahre nachher rief ihn die französische Revolution in sein Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß besaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er sich im April 1790 nach Paris, um der Nationalversammlung, die Korsika in den Rang der französischen Provinzen aufgenommen hatte, zu danken, und ihr den Eid der Treue zu leisten. Lafayette stellte ihn dem Könige vor, der ihn bereits im Februar zum Commandanten von Bastia ernannt hatte. Nach seiner Rückkehr auf die Insel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präsidenten des Departements erwählt. Als solcher befolgte er, dem Anscheine nach, in den Jahren 1791 und 1792 die Grundsätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, im Stillen den Vorsatz, Korsika zu einem unabhängigen Staate zu erheben, und rief im Mai 1793 eine Consulta zusammen, die ihn zum Präsidenten und Generalissimus der Korsen ernannte. Der Nationalconvent lud ihn vor seine Schranken; da er nicht kam, ward er am 17. Mai für einen Staatsverräther erklärt, welcher Schuld an dem Mißlingen des Unternehmens gegen Sardinien sei, und unter Englands Schutze sich zum unumschränkten Herrn über Korsika habe machen wollen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Paoli mit der Familie Buonaparte im besten Einverständnisse gelebt; jetzt erklärte sich diese entschieden für die jacobinische Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband sich Paoli mit England, und begünstigte im Febr. 1794 die Landung englischer Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzosen von der Insel vertrieben. Allein er sah sich bald in seinen Erwartungen getäuscht. England betrachtete die Insel als eine Eroberung, und der ehrgeizige Paoli war mit dem Theile der Macht,

den man ihm gelassen, nicht zufrieden; auch verlor er durch seine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam seine Feindschaft mit dem englischen Vicekönige Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünschte, gestattete. Er hielt es daher für besser, ganz auf die Regierung Verzicht zu leisten, und ging 1796 nach London, in dessen Nähe er zurückgezogen von einem ihm von der Regierung ausgesetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Er starb 1807 in einem Alter von 81 Jahren. Napoleons Ruhm soll ihn in seiner Einsamkeit mit eifersüchtigem Unmuthe erfüllt haben. — Unstreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu sehen und mit dem Kummer eines verfehlten Daseins zu sterben. Friedrich der Große nannte ihn den ersten Feldherrn, und Boswell hat (in seiner historisch-geographischen Beschreibung von Korsika) ihn sehr anziehend geschildert. K.

Paphos. Auf der Insel Cypern gab es zwei Städte dieses Namens: Alt-Paphos, 10 Stadien von der Küste entfernt, auf einer Anhöhe, und Neu-Paphos, am Ufer des Meeres gelegen. Die erste Stadt ist es eigentlich, welche wegen der dort herrschenden Verehrung der Venus (daher Paphia, Cypria) im Alterthume vorzüglich berühmt war, und wo Venus zuerst aus dem Meere ans Land gestiegen sein sollte. Hier befand sich das alte Bild der Venus, welches keine menschliche Gestalt, sondern ein weißer, gewundner, oben spitzig zulaufender Stein war, und der älteste Tempel dieser Insel, wo man der Venus unblutige Opfer Weihrauch und Blumenkränze darbrachte. Sowol jene Gestalt als andre Nachrichten scheinen zu beweisen, daß hier ehemals die Verehrung der Venus nach altem phönicisch-syrischen Cultus herrschte. (S. Lenz, die Göttin von Paphos aus alten Bildwerken. Gotha 1808). — Als Handelsstadt und Seehafen war dagegen Neu-Paphos berühmt, eine Stadt, welche häufig durch Erdbeben litt, und unter August beinahe ganz dadurch zerstört wurde. Hier predigte Paulus dem Proconsul Sergius das Evangelium. Noch jetzt findet man an ihrer Stelle das kleine Städtchen Baffo.

Papier, Papierstaude, Arten von Papier, Papiermühlen ꝛc. Papier ist eine aus verschiednen Pflanzenstoffen in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, vorzüglich um darauf zu schreiben oder zu drucken. Die älteste bekannte Art, das ägyptische Papier, ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Dieses gehört zu den Gräsern, ihr Halm ist unten von Scheidenblättern umgeben, oben trägt er eine Blüthendolde. Sie wächst, nach Plinius, am Nil, und bei Syrakus in stehenden Gewässern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zu Folge, lös'te man vom Halme des Papierschilfes die Häute in ganz feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus, und überstrich sie mit heißem klebrigen Nilwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung ist ungewiß. In spätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers; sie hatten ihre Glutinatores (Leimer), Malleatores (Hämmerer, Klopfer) u. s. w., und bereiteten mehrere Sorten. Das meiste Papier ward in Alexandrien gemacht,

welche Stadt sich dadurch große Reichthümer erwarb. Im 5. Jahrh. ward es durch starke Auflagen sehr vertheuert. Im 8. Jahrh. fing es an, durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden; doch erhielt es sich in Italien bis zum 11. Jahrh. — Auch die Eingebornen von Mexiko bereiteten noch vor der spanischen Eroberung ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswässern alles Fleisch, legten die übriggebliebnen Netze auf einander und überzogen sie mit einem erdigen Teige, der dem Ganzen viel Festigkeit und Elastizität gab. — Neben dem ägyptischen Papiere finden sich noch Reste von Baumbastpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen seiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht so allgemein gewesen zu sein scheint. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher selbst aus roher Baumwolle, und brachten diese Kunst im 11. Jahrh. nach Spanien. Hier, wo man die Wassermühlen kannte, entstanden eigentlich die ersten Papiermühlen, die später (1300) auch nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden, und schon anfingen, baumwollne Lumpen zu verarbeiten. Dieses baumwollne Papier war unter dem Namen der Charta serica, cuttunea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergaments bekannt. Es unterscheidet sich von dem leinenen Papier durch weniger Zusammenhalt und größre Brüchigkeit. Aber nach dem Ansehn mehrer spanischen Papierreste aus dem 12. Jahrh. zu urtheilen, hat man schon damals versucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was später wol auch der Weg gewesen ist, der zur Erfindung des leinenen Papiers führte. Eigentlich leinenes Papier kommt vor 1318 schwerlich vor; von diesem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, so wie im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326, 1331 befindlich sind, und die erste Bereitung dieser Papierart wahrscheinlich nach Deutschland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinenes Papier in ihren Archiven und Bibliotheken. Aus China stammt übrigens die Erfindung nicht, da die Chinesen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambus oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird seiner Festigkeit und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichste geschätzt. Die erste Sorge der Papiermacher ist das gehörige Auslesen der Lumpen (Hadern); denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollnen, baumwollnen, seidnen müssen abgesondert, und können höchstens nur zu geringern Sorten als Zusatz verbraucht werden. Die leinenen sortirt nachmals der Papiermacher nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und reinigt sie von Staub, Holz, Sand, Erde, durch Ausschütteln, Klopfen, Waschen in der Waschmaschine (einer großen Tonne, in deren Mitte durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen. Diese gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maschine, der Lumpenschneider genannt, zerrissen, und sodann entweder im Geschirre zerstampft oder im Holländer (s. unten) gemahlen. Das Geschirr, Stampfmühle, Hammermühle besteht in mehrern hölzernen oder steinernen Trögen, deren Boden mit Eisenplatten ausgelegt sind, und in welchen die Lumpen mit stets zufließendem reinen Wasser benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefasert) werden. Das schmutzige Wasser läuft durch unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab; die Stampfen werden

durch eine Welle mit Daumen abwechselnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden sind die Lumpen zu Halbzeug ausgefasert; dieser wird sodann mittelst eines viereckigen Rahmens, des Zeugkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woselbst er mehrere Wochen stehen bleibt, und durch freiwillige Erhitzung in Gährung kommt, welche den färbenden Stoff der Leinwand zerstört und in Essigsäure verändert. Der so gebesserte Halbzeug wird nachmals, am besten auf dem Holländer oder auch im Geschirre, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeug vollkommen zerstampft. — Dieser Holländer, eine holländische Erfindung, in der Landessprache Roerback genannt, ist eine schwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geschwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallnen Schienen nach der Länge belegt ist, die den Halbzeug auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropfe) zu Ganzzeug zerreibt. Die Maschine liegt in einem verschlossenen Bottig, damit durch den schnellen Umlauf nichts versprützt werde. Hineingeleitetes Wasser spült alles schräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländischen Mühlen wird Ganz- und Halbzeug damit zermahlen, wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimt, erspart, und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Wasser angerührt, und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Pistolet, erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus diesem Breie schöpft der Buttgeselle oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form so viel aus, als er nach der vorgeschriebnen Stärke der eben zu liefernden Papiersorte, für einen Bogen zu bedürfen glaubt, läßt das Wasser ablaufen, und ordnet durch Rütteln u. s. w. den Brei gleichförmig auf der Form. Dieses ist ein den Umständen nach eng oder weit geflochtnes Drahtgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer ist, als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimt der Geselle den Rahmen weg, und schiebt die Form auf einem schrägen Brette seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte stürzt, die leere Form zurückgibt, und fortfährt, Papier und Filz in einem Pausch aufzuschichten. Aus den Pauschten wird durch Pressen das Wasser weggeschafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgesondert und nochmals für sich gepreßt; feines Papier noch mehrere Male (wird ausgetauscht), worin eben die beste Zurichtung besteht. — Darauf folgt das Trocknen, am besten auf Rohrstäben, und ohne Luftzug; nach dem Trocknen das Leimen. Dieses geschieht durch Eintauchen mehrer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzusatz, die in einer kupfernen Schüssel sich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zusammenklebenden Bogen abgesondert, das schadhafte weggenommen (ausgeschält), und das taugliche in Bücher (Schreibpapier zu 24, Druckpapier zu 25 Bogen) gelegt. Diesen gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt sie in Lagen von 20 Buch (oder Rieß), welche nochmals gestampft, und zum Verkauf in Ballen oder Riem zu 10 Rieß verpackt werden. Die Engländer können jetzt Papier in fortlaufenden langen Stücken

100 und mehrere Ellen lang verfertigen. — Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßspäne werden aus Masse gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgesetzt ist. Sie sind derb, hart, elastisch. Druckpapier, Kupferstichpapier, Kartenpapier sind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. Buntes Papier ist entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuge gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, gemalt, gedruckt; dahin gehören: türkisches (wahrscheinlich eine deutsche Erfindung) Marmorpapier, Tapeten. Das weiße Papier theilt man nach der Größe in Royalpapier, das größte, Medianpapier, ordinäres Papier und Cavalierpapier, welches das kleinste und zum Briefschreiben bestimmt ist. — Nach ihrer verschiednen Bestimmung theilt man die Papiersorten in Schreib-, Druck-, Papp- und Löschpapier oder Makulatur. Das Druckpapier ist ein ungeleimtes, starkgefaultes Papier. Das Löschpapier ein ungeleimtes, graues. Das Schreibpapier zerfällt in Notenpapier, welches dick ist; in fein, mittelfein oder ordinär Schreibpapier (das Post- oder Briefpapier ist eine feinere Sorte); ferner Kanzleipapier und Conceptpapier, ein Schreibpapier von geringer Güte. Gold- und Silberpapier ist auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Maroquinpapier hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. Pro Patria hat seinen Namen von dem so lautenden Wasserzeichen. Steinpapier oder Steinpappe, ein durch beigemengte Erde oder Eisenocher unverbrennliches Papier. Velinpapier, von starker, weißer, sehr gleichförmiger Masse, sonst auch schweizer, englisches oder französisches Papier genannt, unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Papiere besonders dadurch, daß es auf einer ganz glatten, nicht mit Drath bezognen Form gemacht wird, daher keine Reifen hat, und dem feinen Schreib- oder Jungfern-Pergament (franzöſ. Velin) ähnlich sieht. Einige schreiben die Erfindung desselben dem französischen Buchdrucker Didot (1782), Andre dem berühmten Erfinder des Luftballs, Mongolfier, (1785) zu. — Außer den Lumpen sind noch viele andre Pflanzenstoffe zur Papierbeitung geschickt. Dr. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in seinen Versuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Wespennestern, Hobelspänen, Hölzern, Moosen, Flechten, Stroh, Disteln, Rohrstengeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senger empfiehlt dazu grüne Wasserfaden, Conferva; Loschge die Lohe mit wollnen Lumpen zum Packpapier. Die Chinesen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japanesen von der Papierbaumrinde, Morus papyrifera, was sie mit Reisleim behandeln. Feinfaſriger Asbest gibt unverbrennliches Papier. Eine lange Zeit hindurch waren Frankreich und Genua beinahe ausschließlich im Besitz, das übrige Europa mit den bessern Papiersorten zu versehen; späterhin gelang es Holland, trotz der ihm im Wege stehenden natürlichen Hindernisse (Mangel an Lumpen und an gutem Wasser) ihnen den Rang abzulaufen, den es auch noch jetzt, nur mit der Einschränkung, behauptet, daß das englische Velinpapier zum Zeichnen u. s. w. überall vorgezogen wird. Die deutschen Papiere sind im Allgemeinen bisher von minderer Schönheit, als die auswärtigen. Aus Papier maché, einer Masse von gestampftem Papiere, werden mancherlei kleine zierliche Geräthe, als Dosen, Kästchen u. s. w. verfertigt. Papier nennen die Kaufleute auch Wechsel. F.

Papiermünze, gewöhnlich, wiewol unrichtig, Papiergeld

genannt, sind Papierzettel, versehen mit dem Charakter der Münze, d. h. mit der Eigenschaft von allgemeinen Tausch- und Werth-Ausgleichungsmitteln. Papiergeld ist in Vieler Ohren ein furchtbarer Ton. Wenige haben einen Begriff davon, wie es möglich sein könne, einem Dinge ohne Tauschwerth auf eine dauerhafte Weise die Kraft wirklicher Genußmittel und namentlich von Gold und Silber zu verschaffen. Insbesondre haben die mannichfaltigen Verluste und Vermögenszerrüttungen, welche die Einführung von Papiermünze in so vielen Staaten verursacht hat, Mißtrauen dagegen erweckt. Allein es war nicht diese Gattung von Münze an sich, welche solche traurige Folgen hatte, sondern nur der Mißbrauch derselben, und überall, wo sie mit Weisheit und Vorsicht eingeführt worden, hat sie die trefflichsten Wirkungen hervorgebracht; thöricht wäre es daher, wollte man durch die Nachtheile, welche der Mißbrauch der Papiermünze verursacht, sich abschrecken lassen, nach den Vortheilen zu ringen, welche ein weiser Gebrauch derselben unwidersprechlich gewährt. Die wohlthätigen Wirkungen, welche eine gute Papiermünze auf den Nationalwohlstand äußert, sind vorzüglich folgende: 1) Hat eine Nation, welche sich bisher der Metallmünze bei ihrem Verkehr bedient hat, durch eingetretne Umstände plötzlich einen Theil ihrer Münzvorräthe verloren, und fehlt es ihr an Mitteln, diese Lücke so schnell, als es ihr Vortheil erheischt, wieder auszufüllen: so kann eine zweckmäßig eingerichtete Papiermünze sehr vortheilhaft als Stellvertreter der Metallmünze gebraucht, und dadurch eine außerdem unvermeidliche Stockung des Verkehrs abgewendet werden. 2) Ist das Land hinlänglich mit Metallmünze versehen, so bewirkt die Einführung der Papiermünze, daß ein Theil der hiedurch überflüssig gewordnen Münze ersterer Art zu neuen gewinnbringenden Geschäften benutzt werden kann. Nicht unpassend vergleicht Adam Smith die in einem Lande umlaufende Metallmünze mit einer Heerstraße, die alles Gras und Getreide des Landes in Verkehr und zu Markt bringen hilft, selbst aber nicht einen Halm von beiden erzeugt. Die Einführung einer Papiermünze veranstaltet eine Art von Fuhrwerk durch die Luft, und macht es dem Lande möglich, einen großen Theil seiner Heerstraße in gute Kornfelder und Wiesen zu verwandeln, und auf solche Weise das jährliche Erzeugniß seines Bodens und Fleißes beträchtlich zu vergrößern. 3) Die Kosten, welche die Nation zur Anschaffung und Unterhaltung der im Lande erforderlichen Münzmasse verwenden muß, werden durch die Einführung von Papiermünze vermindert. Diese heilsamen Wirkungen vermag indessen die Papiermünze der Regel nach nur so lange hervorzubringen, als sie gut bleibt, und mit der Metallmünze, der sie gleichgesetzt worden, Curs zu behaupten im Stande ist; von dem Augenblick an, da sie von letztrer sich loszureißen, d. h. unter deren Pari zu sinken beginnt, wird sie fehlerhaft, und droht dem Nationalwohlstande große Gefahr. Die Nachtheile einer solchen fehlerhaften Papiermünze sind vorzüglich folgende: 1) Das Sinken der Papiermünze verursacht die Preiserhöhung sämtlicher in den Verkehr kommenden Waaren, die aber nicht bei allen Dingen auf einmal eintrit, sondern sich, von den fremden Kaufmannsgütern anfangend, nur nach und nach, in ungleichen Verhältnissen, auf die verschiednen verkäuflichen Dinge, und am spätesten auf den Lohn der Arbeiter jeder Art verbreitet, woraus offenbar für die zahlreiche Volksklasse ein sehr bedeutender Schaden erwächst.

2) Nicht minder leidet die Nation durch die Verwirrungen, welche dadurch in dem Verhältnisse zwischen Schuldner und Gläubiger entstehen, was nothwendig eine Stockung, wenigstens eine Erschwerung, des allgemeinen Verkehrs nach sich ziehen muß. Der Grundeigenthümer, welcher sein Grundstück verpachtet, der Landbauer, welcher für seine Erzeugnisse, der Kaufmann, der für seine Waaren einen gewissen Preis in Münze festgesetzt hat, derjenige, welcher einen bestimmten Gehalt in Münze, als Lohn für verrichtete Arbeit oder geleistete Dienste zu beziehen hat, Alle haben auf einen beinahe unabänderlichen Tauschwerth der Münze gerechnet, und Alle sehen sich durch das fortdauernde Schwanken derselben getäuscht, sobald zwischen Abschließung und Vollziehung des Geschäfts nur einige Zeit verstrichen ist. 3) Der Handel wird durch das Sinken der Papiermünze oft unmöglich, weil aller Kredit dadurch zu Grunde geht, und die Zeit jede Berechnung zu Schanden macht. 4) Gesammelte Kapitale, die, verzinslich angelegt, Handel und Gewerbfleiß belebt haben, verschwinden zum Theil für den Kapitalisten, welchem dieselben in einer Papiermünze abgetragen werden, die sich von der Metallmünze losgerissen hat; der Verschwender entledigt sich so seiner Verpflichtung gegen den Gläubiger mittelst weit geringerer Werthe, als er schuldig ist, und der sonst so wohlthätige Darlehnvertrag hat nur Unheil zur Folge. Zwei Ursachen sind es hauptsächlich, welche dahin wirken, daß die Papiermünze von der Metallmünze, neben der sie in Umlauf gesetzt worden, sich losreißt, also fehlerhaft wird; 1) die Ausgebung einer unverhältnißmäßig großen, den Münzbedarf der Nation im Binnenverkehre übersteigenden, Masse von Papiermünze; 2) die Verminderung des Staatskredits. Das öffentliche Zutrauen, welches die Regierung besitzen muß, um gute Papiermünze in Umlauf setzen zu können, ist gegründet theils auf die Macht, theils auf den guten Willen derselben, übernommene Verbindlichkeiten gewissenhaft zu erfüllen. Es muß daher das Sinken der Nationalkraft, was auch immer die Ursache davon sein mag, das Sinken des Werthes dieser Münzgattung zur unmittelbaren Folge haben, jedes Unglück aber, das ein Volk trifft, muß in eben dem Grade auch seine Papiermünze herabsetzen, in welchem es die Allmacht seiner Nationalkraft und seines Nationalworts vermindert. Nur in ruhigen friedlichen Zeiten lassen sich von der Einführung einer Papiermünze die obengedachten günstigen Folgen erwarten, nur dann läßt sich hoffen, daß dieselbe nicht von der Metallmünze sich losreißen werde, denn nur dann erfreut sich gewöhnlich die Regierung des zu einer solchen Maßregel erforderlichen öffentlichen Zutrauens; nicht, wenn der Staat hinsichtlich seiner Finanzen in Verlegenheit gerathen, sondern nur bei gefüllten Staatskassen sollte daher diese Maßregel ergriffen werden, und nie sollte derselben ein andrer Zweck zum Grunde liegen, als die Beförderung und Belebung des Nationalverkehrs. Artet die Papiermünze in eine Finanzunternehmung aus, so schadet sie nicht allein dem Verkehre, statt ihm zu nützen, sondern der beabsichtigte Zweck, den Staatsfinanzen eine neue ergiebige Quelle zu eröffnen, wird auch in der Regel gänzlich verfehlt. Zwar vermag die Anwendung dieses Mittels bisweilen dem öffentlichen Schatze eine augenblickliche Hülfe zu gewähren, aber die Zerrüttung, welche derselbe in der Folge dadurch erleidet, führt gewöhnlich Nachtheile mit sich, welche mit jenen augenblicklichen Vortheilen in gar keinem Ver-

hältniß stehen. Als vorzügliches Mittel zur Einführung und Begründung der Papiermünzen wird gewöhnlich die Anstalt der Zettelbanken (s. d. Art.) benutzt. (Man vergl. auch d. Art. Münze — Idealmünze).

Papin (Denys), geboren zu Blois gegen die Mitte des 17. Jahrh., war ein Schüler von Huygens und Bayle, verließ wegen der Religionsverfolgung als Calvinist, Frankreich, und ward Professor zu Marburg, wo er starb. Er hat sich einen Namen erworben durch die Erfindung mehrerer nützlichen Maschinen, die in den Nouvelles de la république des lettres, par Bayle, 1685 bis 1687 beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine Maschine, um das Wasser emporzuheben, und sein Digestor oder der nach ihm benannte papinische (oder papinianische) Topf. Derselbe ist ein cylindrisches kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelst einer starken eisernen Schraube, sehr genau und fest verschließen kann, um das Wasser darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entstehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch diese Vorrichtung kann man in heißem Wasser Körper, die bei gewöhnlicher Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, binnen wenigen Minuten, z. B. Knochen, Elfenbein u. s. w. zu Gallerte oder Brei zusammenkochen, und dadurch auch kräftige Brühen bereiten. Diese nützliche Maschine ist in neuern Zeiten noch verbessert worden. Vergl. den Art. Dampfkochung in der neuen Folge dieses Werks.

Papinianus (Aemilius), der größte römische Rechtsgelehrte seiner Zeit, stammte aus Benevent, in Italien, oder aus Syrien, und war unter Antonius Pius um das J. Chr. 140 geboren. Er widmete sich dem Studium der griechischen und römischen Literatur, der Philosophie und Rechtswissenschaft, und erwarb sich sowol durch seine gründliche Gelehrsamkeit, als durch seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, hohes Ansehn und mächtigen Einfluß, gelangte zu den ersten Staatsämtern, und war zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiser Severus empfahl ihm sterbend seine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte Alles an, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber seine treugemeinten Vorstellungen wurden dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn von seinem Amte entfernte, wiewol er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, foderte er Papinian auf, diese scheußliche That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die strenge Antwort: daß es leichter sei, einen Brudermord zu begehen, als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord sein würde, das Andenken des Unschuldigen zu beschimpfen. Caracalla verbarg seinen Ingrimm; als aber bald darauf, wahrscheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth Preis, und ließ ihn hinrichten, im J. Chr. 212. Dieser große Rechtsgelehrte hat mehrere Werke geschrieben, und verschiedne ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juristisches Ansehen stieg so hoch, daß Valentinian III. verordnete, daß in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, Papinian den Ausschlag geben sollte. Everardus Otto hatte Alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandekten enthalten ist, und sein Leben beschrieben.

Pappenheim (Gottfried Heinr., Graf von), einer der ausgezeichnetsten kaiserl. Feldherren im 30jährigen Kriege, war 1594 geboren, und stammte aus einem alt reichs-gräfl. Geschlechte in Schwa-

ben, das seit länger als sechshundert Jahren das Reichs-Erbmarschallamt und das Reichs-Forst- und Jägermeisteramt im Nordgau bekleidet hat, und noch jetzt in einer katholischen und evangelischen Linie fortblüht. Sein feuriger, nach Thaten rastlos dürstender Geist, und sein flammender Eifer für die katholische Religion und den Kaiser führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, welcher er als Oberst beiwohnte, eröffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch ungestümen Muth mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstadt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er 1626 vierzigtausend Rebellen in Ober-Oesterreich, in drei verschiednen Schlachten, unter abwechselnden Siegen, durchzog er darauf das nördliche Deutschland, vereinigte sich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs, und übertraf nach Erstürmung dieser unglücklichen Stadt selbst den blutdürstigen Tilly an Grausamkeit. Er blieb einige Zeit mit diesem vereinigt, und folgte ihm nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. Das wilde stürmische Feuer seines Muthes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupte des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch seine ungestüme Hitze verloren ging: so ist doch ausgemacht, daß Pappenheim Wunder der Tapferkeit that, und dem einbrechenden Verderben lange entgegenkämpfte. Er sammelte darauf die Fliehenden, so gut er konnte, entsetzte das von Banner belagerte Magdeburg, und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Niedersachsen. Er befand sich eben auf seinen Streifzügen in Halle, als Wallenstein ihn nach Lützen berief, um Theil zu nehmen an der bevorstehenden entscheidenden Schlacht. Nur mit der Reiterei konnte Pappenheim das Schlachtfeld erreichen, wo er Wallenstein hart bedrängt fand. Seine Erscheinung hob den Muth der Kaiserlichen, und schien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll blutiger Begierde, Gustav Adolph selbst im Kampfe zu begegnen, stürzte er sich in das dichteste Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten seine Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Handgemenge reißen. (S. d. Art. Lützen, Schlacht bei). Als er vernahm, daß auch sein edler Gegner gefallen sei, da erheiterte sich sein Auge. „Man-hinterbringe dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist." Er verschied am Tage nach der Schlacht. Der Kaiser verlor in ihm einen seiner treusten Diener, die Kirche einen ihrer eifrigsten Verfechter.

Pappkunst, Papparbeit, Kunst, in Pappe zu arbeiten, war gegen das Ende des vorigen Jahrh. noch wenig bekannt, wurde nur von Einzelnen und unvollkommen oder beschränkt auf wenige Artikel oder Formen ausgeübt, etwa von Mathematikern zur Darstellung der geometrischen Körper, oder von Buchbindern zur Fertigung einfacher Futterale und kleiner Etuis und Bestecke. Im J. 1797 wurde das Papparbeiten (das Pappen) durch Blasche's Buch: „der Pappenarbeiter oder Anleitung in Pappe zu arbeiten; vorzüglich Erziehern gewidmet, als nützliche Nebenbeschäftigung für Knaben und Jünglinge, also in pädagogischer Hinsicht und zugleich als eine selbst-

ständige Kunst in's Publikum eingeführt." Seitdem hat sich diese angenehme Kunst theils auf praktischem Wege, mittelst fleißiger Ausübung und Vervollkommnung derselben, theils auf literarischem durch die Erscheinung neuer Schriften über diesen Gegenstand, welche unten genannt werden sollen, immer mehr verbreitet, und durch fabrikmäßige Betreibung derselben sind ihre Produkte gegenwärtig und schon vor Jahren, auch in den Handel eingeführt. Es läßt sich der Nutzen dieser Kunst und deren Verbreitung von verschiednen Seiten erwägen; 1) von pädagogischer Seite. In dieser Hinsicht kann man unterscheiden: a) einen negativen oder vorbauenden Nutzen, in sofern junge Leute in ihren Freistunden, durch das Anziehende der Beschäftigung, gegen die Gefahren der Langweile und des müßigen Umgangs geschützt werden; b) einen positiven Nutzen, insofern die Beschäftigung in verschiedner Hinsicht bildend ist, was um so mehr der Fall sein kann, als sie planmäßig (unter aufmunternder, zurechtweisender Leitung von Seiten der Erzieher) betrieben wird. Bei der großen Mannichfaltigkeit möglicher Formen ihrer Produkte, bei der noch größern Mannichfaltigkeit möglicher Combinationen zusammengesetzter Stücke, bei der Wahl unter verschiednen Methoden und bei der Freiheit in der Wahl hinsichtlich der äußern Verzierung und Verschönerung der Erzeugnisse, muß die Ausübung dieser Kunst für junge Leute ein großer Reiz zur Uebung ihrer Erfindungskraft sein. Es wird überdies Gewandtheit im sichern Gebrauche der Hände — technische Geschicklichkeit — erworben, welche in vielen Fällen willkommne Anwendung findet, zur Selbsthülfe befähigt und von dem Beistand Andrer unabhängiger macht. Endlich gibt man mit der Einführung dieser Kunst in das häusliche Leben der Familien, den Kindern ein Mittel in die Hände, durch reelle Früchte ihres Fleißes die Tugenden der Dankbarkeit gegen Eltern und Erzieher und des Wohlwollens gegen ihres Gleichen zu üben. 2) Von diätetischer Seite. Mechanische Nebenbeschäftigungen, z. B. das Drechseln, die Beschäftigung mit leichter Tischler- und Metallarbeiten und so auch das Pappen, sind, als ein treffliches Erhaltungsmittel der Gesundheit, als Reiz- und Gegenmittel gegen die Gefahr, durch zu anhaltende Geistesspannung und vieles Sitzen sich zu schaden, besonders Gelehrten sehr zu empfehlen und übrigens auch denjenigen Ständen, deren Beruf eine sitzende Lebensart erfodert. Zu diesem Behuf empfiehlt sich die Pappkunst vor den andern, vorhin genannten mechanischen Nebenbeschäftigungen durch das Compendiöse ihres Apparats von Werkzeugen, der daher wenig Raum erfodert, sich überall anbringen und wieder wegnehmen läßt, sonst aber auch durch die oben erwähnte Mannichfaltigkeit, welche geeignet ist, nicht nur die Hände sondern auch den Geist leicht und angenehm zu beschäftigen. 3) Von industriöser und merkantilischer Seite. Es verdient beachtet zu werden, daß in der Ausbildung und Verbreitung dieser Kunst ein neuer Erwerbszweig aufgeblüht ist, welcher eine Menge Menschen, wenn auch nicht vollständig ernährt, doch in ihrem Erwerb unterstützt. Auch ist der vortheilhafte Einfluß nicht zu verkennen, den das Emporkommen der Pappkunst, hinsichtlich der nöthigen Materialien, besonders, auf die Erweiterung und Vervollkommnung derjenigen Gewerbe haben mußte, welche dieselben produciren. Dahin gehört z. B. das Pappmachergewerbe (gewöhnlich von Papiermachern nebenbei betrieben, sonst aber auch für sich bestehend). Die Manufakturen von farbigen, bunten (marmorirten und gedruckten) und gepreßten Papieren aller Art, von Bordüren, Rosetten und Medaillons aus

farbigen, vergoldeten, bronzirten und versilberten Papieren, von Leim und andern Bindungsmitteln ꝛc. Die Produkte, welche die Pappkunst zu liefern vermag, lassen sich wegen ihrer Mannichfaltigkeit nicht wohl namentlich aufführen; denn sie kann, im Nothfall, jede Form nachahmen, aber auch in der Aufstellung neuer Formen oder Muster mit jeder andern Formkunst wetteifern. Futterale, Etuis, Dosen, Körbchen von sehr verschiedner Façon und Bestimmung, Kästchen oder Behältnisse von den verschiedensten Formen und Einrichtungen (nach der Beschaffenheit ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs), Modelle von verschiednen Erzeugnissen der Tischlerkunst, z. B. von Schränken, Kommoden, Tischen ꝛc., alles jedoch zu irgend einem Gebrauch eingerichtet, Nachahmungen verschiedner Blecharbeiten, z. B. Vorsetzbretter, Brod- oder Zwiebackkörbchen, Untersätze zu Lichtputzen, Trinkgläsern, Bouteillen ꝛc., sind nur einige Beispiele aus der Mannichfaltigkeit möglicher Produkte dieser nützlichen Kunst, welche auch als hülfreiches Organ für manche Wissenschaften, besonders die Naturgeschichte, hinsichtlich des Aufbewahrens der Naturalien, wozu sie zweckmäßige Behältnisse liefert, benutzt werden kann. Durch den Einfluß eines gebildeten Geschmacks, hinsichtlich der Formen und Formatverhältnisse, auf die Ausübung der Kunst, durch die Anwendung verschiedner Hülfs- oder Verschönerungskünste, besonders der Lackir- und Vergoldungskunst, durch angebrachte Malerei, durch schickliche Wahl und Auftrag schöner Bordüren ꝛc. vermag man gegenwärtig den Produkten der Pappkunst viel Eleganz zu geben. In der Anwendung antiker Formen auf Papparbeiten zeichnen sich jetzt die Franzosen und Engländer aus, erstre auch durch die Fabrikation vorzüglicher Materialien für diese Kunst, namentlich durch schöne Papiere und Bordüren aller Art, vor allem durch ein vortreffliches Goldpapier, und die Deutschen haben in dieser Hinsicht noch manches von ihnen zu lernen. Wie jede Formkunst, d. h. jede, die sich mit der Formung eines Materials oder einiger beschäftigt, sich praktisch auf die Anwendung und Combination der geometrischen Grundformen (geometrischen Körper), theoretisch auf die Formenlehre und Formendarstellungslehre gründet, so auch vorzüglich die Pappkunst. Soll daher der Unterricht in dieser für junge Leute recht nützlich und bildend sein, so darf man nicht ermangeln, ihm eine geometrische Grundlage zu geben und mit dieser in stete Beziehung zu setzen. In Beziehung auf das Pappen und eine verwandte Kunst, das Papierformen, findet man diese Maßregel in folgender Schrift beobachtet: „der Papierformer, oder Anleitung, allerlei Gegenstände der Kunstwelt aus Papier nachzubilden. Ein Handbuch für Erzieher, zum Behuf einer gehaltvollen Beschäftigung für ihre Zöglinge von B. H. Blasche. Mit 10 Kupfertafeln. Schnepfenthal 1819.“ In genauer Beziehung auf das oben erwähnte Werk: der Papparbeiter ꝛc., steht folgende kleine Schrift desselben Verfassers: „Sammlung neuer Muster von Papparbeiten, dargestellt in Abbildungen derselben und ihrer Netze. Nebst speciellen Anleitungen, die als Nachträge zum Papparbeiten zu betrachten sind. Mit 5 Kupfertafeln. Schnepfenthal 1809.“ Schätzbare Beiträge zur Vervollkommnung der Pappkunst enthält folgendes Buch: G. H. Ziegler's Anleitung zu den Carton-Arbeiten, gr. 8. Winterthur 1813. Als Kinderschrift dagegen, die bloß eine leichte Unterhaltung bezweckt, ohne Neues zur Föderung der Kunst gewähren zu wollen, ist: Kemdörffer's kleiner Papparbeiter, oder deutliche Anweisung in Pappe zu arbeiten, für Kinder, mit Kupfern. 2. Aufl. Pirna 1815“

zu betrachten, welche Schrift jedoch ihrem Verf. das Verdienst gibt, zur Verbreitung der Sache, als nützlicher Beschäftigung für Kinder, beigetragen zu haben.

Papst, Papstthum, Päpste. Papst (aus dem griechisch. Pappas, Vater) hat sich der Bischof von Rom früher genannt, als er das jetzt mit dieser Würde verbundne Ansehn erhielt. Seit dem Ende des 4. Jahrh. galt er als der erste unter den fünf Patriarchen oder Oberbischöfen der Christenheit; denn der Umstand, daß Rom die alte Hauptstadt des Reichs, und nach der Sage auch der letzte Aufenthaltsort des Apostels Petrus war, hatte ihm, als vorgeblichem Nachfolger Petri (s. d. Art. Petrus) schon längst ein überwiegendes Ansehn, doch noch keine eigentliche Obergewalt über fremde Sprengel gegeben. Dieses wußte er durch die Reichthümer der römischen Kirche, welche in den meisten andern Sprengeln Güter besaß, durch schiedsrichterliche Aussprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weise Benutzung günstiger Gelegenheiten zur Erweiterung seines Wirkungskreises zu erlangen. Eine Provinzialsynode zu Sardica im J. 344 und ein kaiserl. Dekret Valentinian's III. vom J. 445 hatten den Bischof zu Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt; doch selbst im Occident, wo diese Bestimmungen nur gelten konnten, fand seine Anmaßung bis in das 8. Jahrh. noch starken Widerspruch. Um diese Zeit trafen aber mehrere Umstände zusammen, die ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrschaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutschland, welche, wie früher die britannischen, durch seine Missionärs (s. d. Art. Bonifaz) gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; die politische Verwirrung und der Wechsel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwischen 830 bis 850 wahrscheinlich von einem mainzischen Diaconus Benedikt geschmiedeten Dekretalen des falschen Isidor (s. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung der römischen Obergewalt durch untergeschobne Briefe und Verordnungen der frühesten römischen Bischöfe bis in die ersten Jahrhunderte zurück zu datiren, und dadurch über allen Widerspruch zu erheben, bei der Unwissenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwiespalt der orientalischen und occidentalischen Kirchen, der die letzten immer fester an ihre Wortführer und Geschäftsträger, die Päpste, band; die schon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte strenge Abstufung des Ranges der geistlichen Würden, die von selbst gleichsam pyramidalisch auf die Annahme eines höchsten Oberhauptes hinauslief, endlich die persönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpste über ihre Zeitgenossen. So hatten schon Leo der Große (s. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger, heiliger und um die Einrichtung des Kirchenwesens höchst verdienter Mann von großer Kraft, im sechsten, und Leo III., der Carl den Großen krönte, im 8. Jahrh. dem päpstlichen Namen ein Ansehn verschafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen, und die Fürsten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpstin Johanna, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die sich durch ihre Gelehrsamkeit und durch Verleugnung ihres Geschlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papste emporgeschwungen, aber nach einer 2½jährigen Regierung durch ihre unvorhergesehene Niederkunft ihr Geschlecht öffentlich verrathen habe, ist nach neuern Geschichtsforschern eine Fabel und Satyre. Unwürdige Päpste gab es im Mittelalter allerdings; allein nach dem glänzenden Siege den Nicolaus I. (der sich zuerst förmlich krönen ließ) in der

Ehescheidungssache des Königs Lothar von Lothringen (865) über diesen und die aus päpstlicher Machtvollkommenheit von ihm abgesetzten Bischöfe von Trier und Köln erkämpft, und nach dem Beispiele, das Johann VIII. 875 von einer päpstlichen Verfügung über die Kaiserkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heiligen Stuhls, welche unter dem Einflusse der gräflich-toscanischen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchlose, wollüstige Günstlinge und Verwandte der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von 18 Jahren und Benedikt IX., der 1033 gar als ein zwölfjähriger Knabe zur päpstlichen Würde gelangte, fortgepflanzt ward, ja selbst das Aergerniß, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpste zugleich in Rom hausten, dem römischen Einflusse keinen wesentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte diese Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylvesters II. (s. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als Zauberer angestaunten, größten Gelehrten seiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingischen Dynastie in Frankreich und Deutschland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpste immer größern Spielraum; ja auch seine, während jener Zerrüttungen und Parteiungen Roms, schwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem römischen Adel und Volke, erhielt der heilige Stuhl durch die Constitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papstwahl (s. d. Art. Conclave) in die Hände der Kardinäle legte und aller Einmischung der Laien entzog. Von jetzt an sah man eine Reihe echter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf diesem damals ersten Throne der Christenheit; Gregor VII. (s. d. Art.), der an Geist und Kraft alle übertraf, und den Plan der Weltherrschaft mit bewundernswürdiger Folgerichtigkeit durchzuführen begann; Urban II., der, durch den Gegenpapst Clemens III. unaufhörlich beunruhigt und mehreremal aus Rom vertrieben, dennoch (1088—1099) mit vielseitigem, gewaltigen Einflusse und seltnem Nachdrucke regierte; Alexander III., der während seiner Regierung (1160—1181) zwei Gegenpäpste überlebte und den dritten niederwarf, die Königin von England und Schottland zum unbedingten Gehorsam in kirchlichen Sachen brachte, sich von Kaiser Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfassung der Papstwahl festbestimmte; und Innocenz III., dessen Regierung (1198—1216) das Papstthum auf den höchsten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpste früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen versucht hatten, machten diese großen, ihren Zeitgenossen überlegnen Männer durch dreistes Umsichgreifen und beharrliches Fortschreiten in Einem Geiste zur Regel. Sie knüpften die Geistlichkeit des westlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, (s. d. Art. Glaubenseid), durch die Nöthigung zum Cölibat, und durch die Anmaßung des Rechts der Bestätigung geistlicher Aemter (s. d. Art. Investitur), welche das Lehnsverband der Bischöfe mit ihren Fürsten trennen sollte, und unter Innocenz III. in willkürliche Verfügung über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vasallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; sie brachten vermittelst ihrer Legationen und Nuntiaturen (s. Legaten und Nuntien) das bischöfliche Recht der Entscheidung in kirchlichen und Ehesachen, und das ausschließende Heiligsprechungsrecht in ihre

Gewalt, und gaben der päpstlichen Würde dadurch das Gewicht der einzigen Weihebehörde in der Welt, von welcher alle geistliche Gewalt und Amtsbefugniß ausgehe. Die gesammte Kirche selbst machten sie sich endlich als einzige ausschreibende Vorsitzer der Concilien und Nationalsynoden, (deren Beschlüsse nuv durch päpstliche Bestätigung gültig werden sollten), und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibilität (Untrüglichkeit), ihrer Aussprüche völlig unterthan, und schufen sich durch den klugen Gebrauch der Mönchs-, besonders der Bettelorden, eine geistliche Miliz, die, weil diesen Orden die Inquisition, das Beicht- und Predigtwesen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Universitäten in die Hände fiel, das geschickteste Werkzeug ihrer Politik und eine der stärksten Stützen ihrer Macht geworden ist. Das Gelingen dieser Fortschritte zur unumschränkten geistlichen Oberherrschaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu streben. Doch sind die weltlichen Hoheitsrechte des Papstes viel spätern Ursprungs, als die römischen Hofschriftsteller behauptet haben. Die Schenkung Constantin's des Großen betraf kein Landesgebiet, sondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipin's Schenkung (s. Kirchenstaat) erhielt der Papst nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, ward aber dadurch gleich Vasall der fränkischen Könige, und dann der deutschen Kaiser, welche die landesherrlichen Rechte über das päpstliche Gebiet ohne Widerspruch ausübten, und bis in das 12. Jahrh. keine Papstwahl ohne ihre Bestätigung gelten ließen. Erst Innocenz III. setzte es durch, daß Rom, die Marken und die mathildischen Erbgüter (s. Mathilde) ihm als souveränem Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kaiserlicher Gewalt über Rom und den Papst verschwand. Günstige Gelegenheiten hatten dem päpstlichen Stuhl schon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand sich, seit es christlich war, Polen und Ungarn seit dem 11. Jahrh., die Bulgarei und Aragonien seit dem Anfange des 13. Jahrh., das Königreich beider Sicilien, dessen normännische Könige schon Lehnsträger des Papstes wurden, seit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die Hohenstaufen dem Hause Anjou gab, in dieser Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römische Herrschaft gekommen sein, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande, manche den Päpsten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Wesens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend gewesen wäre. Innocenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpstlichen Macht die Rede ist, durfte ungestraft Könige, z. B. Johann von England, ab- und einzusetzen, und alle Welt mit seinen Bannstrahlen bedrohen; Kaiser Otto IV. nannte sich von Gottes und des Papstes Gnaden; die Könige hießen des Papstes Söhne, und die Furcht vor den schrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Christi über ungehorsame Fürsten und ihre Reiche aussprach, die Uneinigkeit und Empörungslust der Barone, die schlechtgeordnete Verfassung der Staaten und die großen Mängel der Gesetzgebung unterwarfen die Regenten jener Jahrhunderte von selbst der Vormundschaft eines Herrn, dessen Hof die Wiege der neuen Staatsklugheit, dessen Macht und Ansehn durch die Waffen des Geistes, unter dem Schutz der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderstehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papstthum seit jener Zeit eine Universalmonarchie genannt, und die Kardinäle als

Räthe die Legaten in den verschiednen Reichen der Christenheit als Vicekönige, die Erzbischöfe und Bischöfe als Präfekten und Unterpräfekten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geistlichen Orden als das stehende Heer des römischen Oberhirten betrachtet, dessen Wink über mehr als 300,000 in diesen Abstufungen unter die Völker vertheilter, völlig in sein Interesse verwickelter, unbedingt gehorsamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch dieses Priesterregiment zur Gewöhnung roher Fürsten und Völker an Gesetzlichkeit und christliche Sitten wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erst entstanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die sich durch den allmäligen Erwerb der Länder ihrer Vasallen und Nachbarn zwischen den Pyrenäen und Deutschlnnd unter allen am glücklichsten ausbildete, Frankreich trat zuerst mit Erfolg gegen den Papst in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (s. d. Art.), einer der kühnsten und übermüthigsten Päpste, seinen Meister, und seine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Residenz zu Avignon, von 1309 bis 1376 (eine Periode, die man ihre babylonische Gefangenschaft nennt), unter französischem Einflusse. Offenbar litt die Selbstständigkeit der Päpste durch den Umstand, daß sie nun an eine bestimmte politische Partei gebunden waren, wenn sie auch die kräftig erworbnen Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der abendländischen Christenheit ausübten. Doch tiefer sank ihr Ansehn, als 1378 neben dem italienischen Papste Urban VI. von den französischen Kardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Clemens VII. zum Papste gewählt wurde, und jeder nicht nur seinen eignen Einfluß auf die seiner Partei ergebnen Nationen, nämlich der italienische über Italien, Deutschland, England und die nordischen Reiche, der französische über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, sondern auch in eben so unversöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offene Aemterhandel, die schändlichen Erpressungen und niedrigen Ränke, worin die meisten dieser Gegenpäpste einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (s. d. Art. Huß) gerechten Grund zu Beschwerden und zu den Foderungen einer Kirchenverbesserung. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Kostniz, das große Schisma (so wurde diese Spaltung der Kirche unter zwei Päpsten genannt) durch Absetzung der beiden Gegenpäpste zu endigen; aber der 1417 an ihre Stelle gewählte alleinige Papst Martin V. (s. d. Art.) kam in den Besitz der Rechte und der Macht seiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derselben abzustellen, und selbst die nachdrücklichen Reformationsdekrete der Kirchenversammlung zu Basel wurden durch die List und Beharrlichkeit des sich gegen den Willen dieses Conciliums behauptenden Eugen IV., aus dem Hause Ursini, der von 1431—1477 Papst war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er schon 1438 durch die pragmatische Sanction, welche die Freiheiten der gallicanischen Kirche begründete, und durch Unterhandlungen mit ihm und seinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beschützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Aeneas Sylvius, als Gesandter Kaiser Friedrichs III., 1448 das wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beschwerden der deutschen Nation so wenig abgeholfen, und das päpstliche Interesse so sorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem schlauen Unterhändler Aeneas Sylvius zur Annahme überredeten deutschen Für-

sten erst, als letztrer Kardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. selbst Papst wurde. In diesem Concordate erhielt der Papst die Bestätigung der Annaten, des Rechts; die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Vorbehalten auch die Papstmonate, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, sondern nach den Monaten der Erledigung (deren sechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren) mit den Stiftern abwechselnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieser an sich schon sehr beträchtlichen Vortheile, die auch andre christliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpste es noch im 15. Jahrh. wieder so weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte der geistlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichste Vorwand, wozu jedoch nur selten Etwas von diesen ungeheuern Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunst der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geschlechter der Colonna und Ursini seit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfnisse der Verwandten (vergl. d. Art. Nepotismus) so viel weg, daß für das allgemeine Beste der Christenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt für seine Familie trieb es wol kein Papst weiter, als Alexander VI. (s. d. Art.) 1492—1503, der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, sich doch nur als Politiker in Achtung zu setzen, aber nie in den geistlichen Stand zu finden wußte. Sein Nachfolger Julius II., 1503—1513, brauchte nicht weniger, wegen seiner politischen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in welchem er sein Heer selbst ritterlich anführte, aber trotz seiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und seinen Nachfolger Leo X. (s. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere Umstände und endlich durch seinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpstlichen und kaiserlichen Krone auf seinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umstand, daß Deutschland, Frankreich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Ansprüche auf die Lombardei und Neapel geltend zu machen, und sich daher wechselseitig um die Freundschaft des Papstes bewarben, hatte dessen politische Bedeutung schon gegen das Ende des 15. Jahrh. von neuem zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege, als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeistes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römische Staatskunst scheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Herolde und Vorfechter einer Opposition, die schon das stille Bekenntniß von Tausenden, fast die Hälfte des Occidents förmlich vom Papste losriß, während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hintergrund stellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwissenheit dem Papste zugestanden hatten, bestätigte nun zwar die tridentinische Kirchenversammlung, und die Gesellschaft Jesu trat als eine Schutzwache um seinen Thron, die die Spuren der Reformation in den katholisch gebliebnen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Missionen unter den Heiden zu ersetzen strebte. Doch weder diese neue Stütze, noch die Staatskunst schlauer Päpste, wie Clemens VII., Medicis, 1523—1534, den des Kaisers General, Carl von Bourbon, 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III., Farnese, 1534—1549, der seinem Hause Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchische Kirchlichkeit Paul IV., Caraffa 1555—1559, noch die Mäßigung Pius IV., Medicis, 1559—1566, der sich bis zur Verwilligung des Kelchs für die hussitischen Böhmen herabließ, oder die Anmaßung und Härte Pius V., 1566—1572, der

durch seine, des stolzen Dominikaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher gewesen, vollkommen würdige Nachtmahlsbulle (In coena Domini) Fürsten und Völker empörte, obgleich seine rauhe Sittenstrenge ihm zur Ehre der Heiligsprechung verhalf; ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregor XIII., 1572—1585, welcher der Welt den verbesserten (Gregorianischen) Kalender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V., 1585—1590 (s. d. Art. Sixtus), das Glück Clemens VIII., Aldobrandini, 1592—1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenstaate schlug, noch endlich die Gelehrsamkeit Urbans VIII., Barberini, 1623—1644, der Urbino dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abschwören ließ, vermochte das alte Ansehn eines Throns wieder herzustellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, sondern die Politik des Eigennutzes und der Herrschsucht, und im 16. Jahrh. auch meist die Schwäche und Beschränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache Gregors VII. und Innocenz III.; auch in katholischen Staaten wurde der Unterschied der kirchlichen Angelegenheiten von den politischen schon deutlich genug begriffen, um die Einschränkungen des päpstlichen Einflusses auf die ersten in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16. Jahrh. wurde kein deutscher Kaiser mehr vom Papste gekrönt; die Fürsten, die ihm seine Politik abgelernt hatten, entzogen sich seiner Vormundschaft; die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens streitig machte, und der westphälische Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab einer Duldung, die mit den Grundlehren des Papismus im geraden Widerspruche steht, eine öffentliche, von allen europäischen Mächten verbürgte Geltung. Unter solchen Umständen konnte nicht mehr von Erweiterung der päpstlichen Macht, sondern nur von Anstalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede sein, und der Statthalter Christi, der, da er anfing sich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren ward, mußte sich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorsam anspricht. Der Jansenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, seine Bullen galten außer dem Kirchenstaate nichts mehr, ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, gingen immer sparsamer ein; in Frankreich, und bald auch in Deutschland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18. Jahrh. zierten, der gelehrte Lambertini, 1740—1758, (s. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli, 1769—1774 (s. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen, und sich die Achtung, die diese ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und persönliche Verdienste zu erhalten suchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI., 1775—1799 und Pius VII. seit 1800. (Vergl. Pius VI. und VII.) Der Erstre wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortschritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joseph II. ihm neue Hoffnungen gab (s. d. Art. Nuntien), Zeuge von der Revolution, welche die französische Kirche von ihm losriß und ihn seiner Staaten beraubte. Der Andre mußte seine persönliche Freiheit und den Besitz des verkleinerten Kirchenstaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Buonaparte und durch schmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geistliche Würde des Papstes mehr in's Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieses Unglücks, und wie schmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Verbindung, welche größtentheils

aus Ketzern (England, Preußen, Rußland) besteht, seine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müssen, hat er nicht nur durch die Wiederherstellung der Inquisition, der Jesuiten- und andrer geistlichen Orden, sondern auch durch die Erneuerung von Foderungen, Widersprüchen und Grundsätzen gezeigt, die den liberalen Ideen und Beschlüssen seiner Befreier durchaus entgegen sind. So hat sich denn vor unsern Augen, durch die Rückschritte dieses Papstes zum Geiste des 11. und 12. Jahrh. bewährt, was immer die Hauptmaxime des römischen Hofes war, „von seinen Behauptungen und Aussprüchen nie das Mindeste bestimmt aufzugeben, sondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten." (Aus dem 1809 nach Paris gebrachten päpstlichen Archiv ergab sich unter andern auffallenden Dingen die eigenthümliche echt jesuitische Weise der Päpste, öffentlich geschlossne Verträge durch eigenhändige geheime Verwahrungen dagegen für abgedrungen und ungültig zu erklären. So verwahrte sich Alexander VII. d. 18. Febr. 1664 gegen den Vertrag von Pisa vom 12. desselben Monats (s. Clemens XIII.) d. 3. Sept. 1764, wegen Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich). Doch diese scheint noch nicht gekommen zu sein und wird auch schwerlich wiederkehren. Die politische Rolle eines Schiedsrichters von Europa möchte wol nie wieder den Päpsten zu Theil werden, und in der französischen und deutschen katholischen Kirche regen sich Elemente eines Freiheitgeistes und weitverbreitete Wünsche eines selbstständigen Nationalkirchenthums, wobei die alten Theorien der päpstlichen Curie schwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. Was die Politik oder kirchliche Frömmigkeit einiger katholischen Regenten dem Papste in den letzten Jahren zugestanden hat, ist im Art. Concordat angegeben. Ueber die weltlichen Besitzungen (684 Q. M., 2,425,000 Einw., über 7 Mill. Fl. Einkünfte) des Papstes s. d. Art. Kirchenstaat. So einfach das Privatleben des jetzigen Papstes ist, so hat er doch für den Glanz des römischen Stuhls durch wiederholte Ernennungen von Kardinälen gesorgt, so daß in dem Collegium derselben am Ende des J. 1820 von 70 Stellen nur 17, theils in pectore bestimmt, theils erledigt waren. Auch die beiden päpstlichen Verdienst-Ritter-Orden vom goldnen Sporn und vom heil. Johann vom Lateran sind wieder vertheilt worden. Der erste, gestiftet 1559, wird in der Kanzleisprache der Orden der Ritter der goldnen Miliz genannt; die Benennung vom goldnen Sporn gibt man ihm nur im gemeinen Leben. Das Ordenszeichen ist ein goldnes, weißemaillirtes, achtspitziges Kreuz, an welchem unten ein goldner Sporn hängt; es wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. Päpstliche Beamte, Gelehrte, Künstler oder Personen, die sich sonst um den päpstlichen Stuhl verdient gemacht haben, und katholischer Religion sind, erhalten ihn. Die Decoration des zweiten Ordens ist ein goldnes, achtspitziges rothemaillirtes Kreuz, in dessen Mitte auf der Vorderseite Johannes der Täufer und die Inschrift: Ordinis Institutio 1560. Auf der Rückseite die päpstliche Tiare mit kreuzweis aufgestellten Schlüsseln und der Inschrift: Praemium virtuti et pietati. Er wird, wie der erste, an einem rothen Bande getragen, und auf gleiche Weise vertheilt. Zu seinen Breven braucht der Papst zwei Siegel, das eine heißt: der Fischerring, und zeigt das Bild des heil. Petrus wie er eine Angelruthe in das Wasser hält und wird zu den mit rothem Wachs besiegelten Breven gebraucht. Auf dem andern Siegel sieht man die Bilder der Apostel Peter und Paul mit einem Kreuze auf der einen und einem Brustbilde, nebst dem Na-

men des regierenden Papstes, auf der andern Seite. Letztres ist von Blei und wird an die Bullen gehängt.

Parabel. Dieses Wort (παραβολή) wird bisweilen von einfachen Gleichnissen, vorzüglich aber von einer fortgesetzten Reihe derselben, oder von einer ganzen Rede in Gleichnissen (Gleichnißrede) gebraucht; daher paraboliſch gleichnißmäßig. Letztre verhält sich zum einfachen Gleichnisse, wie die Allegorie zur Metapher, und darf also weder mit der Allegorie, noch mit der Parömie (der sprichwörtlichen Rede), noch mit der Fabel verwechselt werden, deren Gebiet sie oft bestreift. Die Parabel setzt, wie das Gleichniß, da sie eine Idee von allen Seiten umfassen und durch fortschreitende Bilder einer Art versinnlichen will, einen ruhigen Zustand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenstandes zu verweilen. Sie wird also im Lehrvortrage, auch in dichterischen Darstellungen dieser Gattung, herrschen, weniger im Epos, am wenigsten in der Lyrik und im Drama, wiewol wir eine sehr vollendete Parabel (in den drei Ringen) in Lessing's Nathan finden, welcher sich seiner Natur nach zum Didaktischen hinneigt. Die trefflichsten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im alten und neuen Testamente, da sie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So sind z. B. Nathan's Bußpredigt an David, die Erzählung Jesu vom verlornen Sohne, von den Arbeitern im Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter, ausgeführte Parabeln. Unter den Deutschen haben sich besonders Herder und Krummacher in dieser Darstellungsart sehr verdient gemacht.

Parabel, in der Mathematik, eine krumme Linie (Curve), welche einen der drei Kegelschnitte (s. d. Art.) begrenzt; nämlich denjenigen, wo eine Ebene eine Seitenlinie des Kegels und folglich auch den Kegel selbst dergestalt schneidet, daß die Axe des Schnittes mit der entgegengesetzten Seitenlinie parallel ist. Der Punkt, wo die erstgenannte Seitenlinie von der Ebene geschnitten wird, heißt der Scheitel. Alle Parallellinien, welche innerhalb der Curve senkrecht durch die (aus dem Scheitel mitten durch die Fläche der Curve laufende) Axe gezogen werden, heißen Ordinaten, die Hälften, in welche die Axe sie theilt, Semiordinaten, die Stücke der Axe vom Scheitel an bis zu ihrem Schneidepunkte mit einer gegebnen Ordinate wird die Abscisse der letzten genannt, die beiden Seiten der Curve, vom Scheitel an bis auf die Grundfläche des Kegels, heißen ihre Schenkel. Je näher der Schnitt an der Spitze des Kegels geschieht, desto schmäler und enger wird die Curve, je weiter davon, desto mehr divergiren ihre Schenkel. Der Abstand ihres Scheitels von der Spitze des Kegels bestimmt ihre Krümmung. Es ist nämlich mathematisch erweislich, daß überall in der Parabel das Quadrat der Semiordinate dem Rectangulum aus der zu dieser Semiordinate gehörigen Abscisse und aus einer Linie gleich ist, welche sich zum Abstande des Scheitels von der Kegelspitze verhält, wie das Quadrat vom Durchmesser der Grundfläche zum Quadrat der Seitenlinie des Kegels. Diese Linie heißt der Parameter. (S. d. Art.) Ihre Größe bleibt für einen gegebnen Abstand des Scheitels von der Kegelspitze, und folglich für eine gegebne Parabel, immer die nämliche, während die Semiordinaten und ihre Abscissen sich stets verlängern, je weiter die letztgenannten vom Scheitel entfernt sind. Ist der Kegel so beschaffen, daß seine Seitenlinie und der Durchmesser der Grundfläche, mithin auch ihre Quadrate, einander gleich sind, so ist auch der Parameter dem Abstande des Scheitels von der Kegelspitze gleich, mit andern Worten:

dieſer Abſtand iſt ſelbſt der Parameter. Der Punkt in der Axe, wo die Abſciſſe dem Parameter gleich iſt, heißt der Brennpunkt. Er führt dieſen Namen, weil auf ſeiner Haupteigenſchaft die Theorie des paraboliſchen Hohlſpiegels beruht. Nicht minder weſentlich iſt die Theorie der Parabel für die Artillerie. Jeder Schuß, wie überhaupt jeder Wurf eines Körpers, wenn er nicht ſenkrecht niederwärts geht, gibt die Erſcheinung eines Kampfes der werfenden Kraft mit der Schwerkraft des geworfnen Körpers, und die Eigenſchaften der Parabel dienen, aus dem Verhältniß der Größe beider Kräfte den (krummen) Weg des geworfnen Körpers im freien Raume mathematiſch zu berechnen. Denkt man aus dem Raume die Luft hinweg, ſo iſt erweislich, daß dieſer Weg ſtets eine Parabellinie ſein muß, deren Scheitel die größte Höhe (Entfernung von dem Erd-Schwerpunkte) iſt. Iſt die Richtung des Wurfes horizontal (Kernſchuß), ſo liegt der Scheitel im Anfangspunkte des freien Weges, z. B. in der Mündung des Schießrohres, und der Körper durchläuft einen Parabelſchenkel. Das Verhältniß der Schußkraft zur Schwere der Kugel beſtimmt den Parameter dieſer Parabel, mithin ihre Krümmung, und es läßt ſich berechnen, wie tief in jeder gegebnen Entwerfung die Kugel unter der horizontalen Richtungslinie des Geſchützes ſich befinden wird. Gibt man dem Rohre Elevation, d. h. eine Richtung, welche zwiſchen die Horizontal- und Vertikallinie fällt (Bogenſchuß): ſo durchläuft die Kugel ſteigend den einen, und fallend den andern Schenkel der Parabel, und es läßt ſich wiederum mathematiſch berechnen, in welcher Entfernung ſie wieder in die Horizontallinie fallen wird. Umgekehrt, wenn die Entfernung des Gegenſtandes gegeben (geſchätzt) iſt, den ſie treffen ſoll, nämlich ſeine Entfernung ſowol vom Geſchütz, als von der Horizontallinie: ſo läßt ſich aus denſelben datis, aus der Schußkraft und der Schwere der Kugel die Richtung (der Elevationswinkel) beſtimmen, welche dem Rohre gegeben werden muß. Der Widerſtand der Luft, ihre Friction mit der Kugel, ändert zwar einigermaßen dieſen paraboliſchen Lauf; aber die Abweichung iſt bei dem kleinen Gewehr, wegen der Kleinheit der Kugel unbedeutend bis zur Unmerklichkeit, und bei größerm Geſchütz, z. B. bei Bomben, unterliegt ſelbſt dieſe Abweichung einer mathematiſchen Berechnung, weil der Widerſtand der Luft nach Maßgabe der Größe der Kugel und ihres Triebes bis auf einen gewiſſen Grad der Genauigkeit durch Experimente mit andern bewegten Körpern ausgemittelt werden kann. Selbſt die Dichtigkeit der Luft, welche auf ihren Widerſtand Einfluß hat, iſt meßbar, obſchon die Geſchützkunſt in der Praxis bis dahin die Genauigkeit der Berechnung nicht trieb. (Vergl. d. Art. Ballistik). Für die Schützen mit dem kleinen Gewehr, beſonders mit Büchſen, ergeben ſich aus der obigen Theorie noch einige nützliche Wahrheiten, worüber der Art. Viſir zu vergleichen.

Paraboliſcher Spiegel, ſ. Brennſpiegel.

Paracelſus, (Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus de Hohenheim) war, der gewöhnlichen Meinung nach, im J. 1493 zu Einſiedeln im Kanton Schwyz geboren; Haller indeß glaubt, daß er aus Gaiß im Kanton Appenzell gebürtig geweſen, und zu der noch daſelbſt beſtehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, welcher die Arzneikunde übte, ſich auch mit der Chemie beſchäftigte, ertheilte ſeinem Sohne den erſten Unterricht in dieſen Wiſſenſchaften, und übergab ihn dann dem Trithemius, Abt von Spanheim, der in dem Rufe großer Gelehrſamkeit in der Chemie ſtand. Para-

cessus vertauschte nachher diesen Lehrer mit Sigismund Fugger, einem großen Operateur. Von beiden erfuhr er manches Geheimniß, und wurde in die Alchymie eingeweiht. Er führte darauf ein unstetes Leben, durchreiste einen großen Theil von Europa, und suchte nicht bloß auf den vorzüglichsten Universitäten und bei den gelehrtesten Männern Unterricht, sondern nahm in Ansehung von Heilmitteln, Kuranten und Arcanis auch von Barbieren, Beschwörern, alten Weibern und Quacksalbern guten Rath an. Doch erwarb er sich auf seinen Reisen eine nicht geringe Kenntniß in der Chemie, und wiewol der Hauptzweck, auf den immer hingearbeitet wurde, der Stein der Weisen und eine Universalmedizin waren, so entdeckte er doch beiläufig auch manches schätzbare Heilmittel. Auf seinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenschaften mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Kuren machten seinen Namen in Deutschland berühmt, und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch sein Laudanum verschaffte, bewogen den Magistrat von Basel, ihm den dortigen Lehrstuhl der Medicin mit einem ansehnlichen Gehalte zu übertragen. In den J. 1527 und 1528 gab er täglich Unterricht, oft in barbarischem Latein, gewöhnlich aber deutsch, wobei er hauptsächlich seine eignen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er für die Verderber der Physik erklärte, während er dem Hippokrates die schuldige Ehrfurcht zu erweisen schien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolze, mit welchem er die Alleinherrschaft in der Medizin sich anmaßte. Obgleich er sich feurige Anhänger erwarb (Paracelsisten), so schreckte doch der Barbarismus und Unsinn seiner Vorlesungen viel Lernende zurück. Ein Streit mit dem Magistrate, wegen einer zu seinem Nachtheile gegebnen Entscheidung, bewog ihn plötzlich Basel 1528 zu verlassen. Darauf lebte er im Elsaß und in andern Ländern Deutschlands, brachte seine meiste Zeit in Schenken zu, und zechte ganze Nächte in der gemeinsten Gesellschaft. Doch wußte er durch einige außerordentliche, durch seine kräftigen Mittel bewirkte Kuren seinen Ruf zu erhalten. Endlich, wiewol er sich eines Elixirs rühmte, womit er sein Leben nach Gefallen verlängern könnte, starb er 1541 an einem Fieber in einem Gasthause zu Salzburg, und ward im St. Sebastianshospital begraben, dem er sein mäßiges Vermögen vermachte. Die wissenschaftliche Chemie verdankt ihm sehr wenige, da er sein System der drei Elemente von Salz, Schwefel und Queckſilber von Basilius Valentinus entlehnte, und durchaus ohne Klarheit und Methode war. Einzelne nützliche Erfindungen und Versuche gehören ihm an, so wie überhaupt das Verdienst, die Chemie mit der Medizin näher verbunden und auf die Unentbehrlichkeit der erstern für die letztre aufmerksam gemacht zu haben. Auch scheint er manches bisher für schädlich gehaltne Mittel dreist angewendet zu haben. Darin besteht für die Heilkunde sein Hauptverdienst; denn seine gänzliche Unwissenheit in der Anatomie und rationalen Physiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbesserung der Theorie Anspruch zu machen; außerdem war er nicht nur Alchemist, sondern auch Astrolog, Theosoph, so wie der Magie, Geomantie und anderm mystischen Betruge zugethan. Auch suchte er die Kabbala zu erläutern und auf die Medizin anzuwenden. Das Opium stand in seinen Arzneien oben an; aus Antimonium und Merkur bereitete er sehr heftig wirkende Präparate. Letztern wandte er

mit Erfolg gegen die venerischen Uebel an. Bei Lebzeiten hat er wenig drucken lassen, aber eine große Menge Schriften sind nach seinem Tode unter seinem Namen erschienen, (vollst. Ausgabe zu Genf 1658 in drei Foliobänden).

Paraclet, s. Geist (heil.)

Paradies, griechisch: παράδεισος, ein großer, schöner Garten. Die Bibel erwähnt eines zweifachen Paradieses: eines irdischen, in welchem das erste Menschenpaar im Stande der Unschuld seit seiner Erschaffung lebte, bis es aus diesem glücklichen Aufenthalte um seines Ungehorsams willen getrieben und in die Welt hinausgestoßen wurde (Eden, der Garten Edens, nach der Urkunde in Südasien auf dem Gebiete des heutigen Persiens) und eines himmlischen, welches als der Aufenhalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. Die Vorstellung, daß der Mensch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einst nach dem Tode an einen Ort der Freude oder Trauer versetzt werde, finden wir fast bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannichfaltigsten Abweichungen und Verschiedenheiten. Je roher und sinnlicher die Begriffe eines Volks sind, desto roher und sinnlicher stellt es sich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem es das irdische auf das überirdische überträgt. In seinem Paradiese ist nichts vorhanden von dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verursacht, dagegen wird ihm Alles zu Theil werden, was ihm hier das Köstlichste und Wünschenswertheste ist. Der kriegerische Germane schmauste in seinem Paradiese (Wallhalla) mit den Helden der Vorzeit, und schlürfte köstliches Bier aus den Schädeln erschlagner Feinde; der sinnliche Mohammedaner schwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen rosiger Mädchen ꝛc. Der geläuterte Christianismus hat alle irdischen Vorstellungen aufgegeben, und findet den paradiesischen Zustand der Gerechten nach dem Tode darin, daß sie, je mehr sie die Tugend liebgewonnen, um so fähiger geworden, sich in immer größerer Vollkommenheit auszuüben.

Paradies (Maria Theresia), geb. zu Wien 1759. In ihrem 5. Jahre wurde sie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Gesichts gänzlich beraubt. Da sie für die Musik viel Neigung zeigte, ließ sie ihr Vater vom 7. Jahre an auf dem Fortepiano und im Gesange unterrichten. Schon nach drei Jahren sang sie zu Wien in Pergolese's Stabat mater als erste Sopransängerin, wobei sie selbst auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anwesende Kaiserin, Maria Theresia, setzte ihr sogleich ein Jahrgeld von 200 Gulden aus. Bald brachte es die junge Künstlerin durch Kozeluch's Unterricht so weit, daß sie gegen sechzig Klavierconcerte mit der größten Genauigkeit spielen lernte. 1784 trat sie darauf eine musikalische Reise an, und erregte in London 1785, Bewunderung und Theilnahme. Besonders rührend weiß sie ihr Schicksal in einer Kantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Musik gesetzt von Kozeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß ist bewundernswürdig treu; ihre Compositionen, deren Anzahl nicht klein ist, und welche meistentheils für den Gesang sind, dictirt sie Note für Note in die Feder. Es sind Stücke darunter von bedeutendem Umfange. Auch in andern Wissenschaften, z. B. in der Geographie, im Rechnen ꝛc. ist sie wohlerfahren. Dabei ist sie heiter, unterhaltend, witzig und höchst anziehend. Noch lebt sie in Wien als Vorsteherin einer trefflichen musikalischen Bildungsanstalt.

Paradiesvogel. Dieser in Neuguinea nnd den benachbarten ostindischen Inseln einheimische Vogel, von dem man jetzt mehrere

Gattungen kennt, zeichnet sich vor allen andern durch die unnachahmliche Farbenpracht seines Gefieders aus. Sonst erzählte man sich allerlei Fabeln von ihm, z. B. daß er ohne Beine zur Welt komme und sein ganzes Leben hindurch in der Luft schwebe, daß er bloß vom Thau lebe u. dergl., deren Ungrund man jetzt kennen gelernt hat. Eigenthümlich behandelt und für den Handel zubereitet, wird der Paradiesvogel auch zum weiblichen Kopfputz gebraucht. Der Preis ist dann gegen funfzig Dukaten.

Parador, ein griechisches Wort, womit dasjenige bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (paradoxan) verstößt oder ausschlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. Paradoxie, die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wissenschaft oder des Geistes nennt man so, was gegen die herrschende, für wahrangenommne Ansicht verstößt, eine Behauptung oder ein Satz, welcher durch eine scharfsinnige, keck und ohne Weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassnen vorhergehenden Sätzen entsteht. Es erhellt von selbst, daß an sich der Sinn dieses Worts bloß ein beziehungsweise wahrer ist, und eine Schule die Behauptungen der andern parador finden kann, weil sie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entschieden ist, ob die so benannte darum auch verwerflich sei. In einem Zeitalter, welches rüstig in der Wissenschaft fortschreitet, muß darum, und weil der Forschungstrieb, wie er sich in den Schulen ausspricht, auch seine üppigen Auswüchse hat, manches parador scheinen, weil es gegen eine frühere, beschränktere Ansicht verstößt, obwol es an sich in einer gesetzmäßig aufgebauten Anschauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet, oder ganz falsch ist.

Paraguay, ein Landstrich von 40,000 Q. M. in Südamerika, welchen der Paraguay durchströmt, der nach seiner Vereinigung mit dem Parana (bei Corrientes) und Uraguay den Namen Rio de la Plata erhält. Dieses Land, das zwischen Brasilien, dem äthiopischen Ocean, Peru, Patagonien und Tucuman liegt, bildet jetzt größtentheils die Republik Buenos-Ayres (s. d.); das vom Plata östlich liegende Land aber ist theils von den Portugiesen besetzt, wie Monte Video, theils ward es bis 1820 von dem Insurgenten-Anführer Artigas behauptet. Noch ehe Cortez seinen Eroberungszug nach Mexiko ausführte, entdeckte (1516) der Großsteuermann von Castilien, Diaz de Solis, die Landschaften um den Paraguay. Er verlor im Kampfe mit den Wilden das Leben. In der Folge legte zwar (1526) der Spanier Sebastian Cabot am Ausflusse des Paraguay eine Festung an, allein sowol diese Niederlassung, als auch das einige Zeit nachher gegründete Buenos-Ayres wurden wegen der beständigen Ueberfälle der kriegerischen Einwohner wieder verlassen. Darauf siedelten sich die Europäer 150 Meilen weiter landeinwärts am Paraguay, zu Assumcion, an, denn dort waren die Einwohner weniger kriegerisch. Doch vierzig Jahre später (1531) wurde ein Theil der Kolonisten auf Befehl der spanischen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Jouan Ortis de Zarate nach Buenos-Ayres zurückgeführt, und diese Ansiedelung erhob sich bald zu einem bedeutenden Handelsorte, so daß die eine der vier großen spanischen Statthalterschaften in Amerika nach ihr benannt wurde (vergl. Südamerika). Das eigentliche Paraguay (6840 Q. M. mit 560,000 Einw.), mit der Hauptstadt la Assumcion, wurde 1776, als das Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, diesem

eine erleibt. Früher hatten hier die Jesuiten eine merkwürdige Niederlassung gegründet, die zu ihrer in den J. 1759 bis 1767 erfolgten Verbannung aus Portugal und Spanien die erste Veranlassung wurde. Sie hatten nämlich schon im 17. Jahrh. in Paraguay einen fruchtbaren Landstrich sich einräumen lassen, den sie mit 50 Hirtenfamilien besetzten, welche sie zum Ackerbau gewöhnten und in Handwerken unterrichteten. Weil aber die Sittenlosigkeit der neuen Ankömmlinge ihrem Bekehrungswerke sehr im Wege stand: so machten sie der spanischen Regierung den Antrag, daß ihnen das Missionsgeschäft in Paraguay ausschließlich (d. h. mit Ausschlusse aller Spanier) überlassen werden möchte, indem sie sich zugleich erboten, die spanische Sprache dort einheimisch zu machen, und für jeden Kopf der mannbaren Einwohner jährlich einen Piaster (1 Thlr. 8 Gr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfodern eine Anzahl derselben zum Dienste des Königs zu stellen. Die Regierung genehmigte diesen Antrag und machte dadurch die Jesuiten gleichsam zu Herren jenes Landes, wo sie um das J. 1667 über 40 Missionsbezirke (Doctrinae), meistens am Strome Uraguay, mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einw. beherrschten. Kein Spanier wurde in diesen Bezirken geduldet, vielmehr der Haß der Einwohner gegen die Spanier und Portugiesen genährt. Die Jesuiten wußten sich sogar eine bewaffnete Macht zu verschaffen, indem sie die Trennung der Portugiesen von den Spaniern (1640, als Brasilien an Portugal fiel) benutzten, um von der Regierung Waffen zu bekommen, damit sie den Feind von den Grenzen abhalten könnten. Unter dem Vorwande, sich gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerschaften sicher zu stellen, erbauten sich auch Festungen, und bildeten einen förmlichen Kriegsstaat, wofür sie den Aufwand einzig aus den Quellen des Landes bestreiten wollten, ohne von der spanischen Regierung je etwas zu verlangen. So hatten sie allmälig einen theokratischen Staat errichtet, der im 18. Jahrh. das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte; der Sitz des dirigirenden Provinzials und seiner vier Consultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet worden war. Die Jesuiten waren im Besitz des ganzen Handels mit den köstlichen Landeserzeugnissen; die Eingebornen konnten weder über ihre Personen, noch über ihren Erwerb oder ihr Vermögen frei verfügen, Keiner arbeitete für sich selbst, sondern alle gemeinschaftlich für den Staat, allein sie wurden dafür auch aus der allgemeinen Staatskasse mit allen Bedürfnissen versorgt. Durch ihr kluges Benehmen und falsche Darstellungen von der Lage der Dinge gelang es ihnen, beinahe 150 Jahre lang die spanische Regierung zu täuschen, und sie mit der übernommnen mäßigen Grundsteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwischen Spanien und Portugal von 1752, durch welchen an letztres sieben Missionsbezirke der Jesuiten abgetreten werden sollten, gab die Veranlassung, den wahren Plan der Jesuiten zu enthüllen. Als diese nämlich, um die Vollziehung des Vertrags zu hindern, durch heimliche Ränke über Grenzberichtigungen zwischen den Spaniern und Portugiesen Streitigkeiten zu erregen gesucht, und endlich sogar die Einwohner angereizt hatten, mit den Waffen in der Hand sich den zu dem Theilungsgeschäfte abgeordneten spanischen und portugiesischen Commissarien zu widersetzen, erkannte man in Madrid und Lissabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieser staatsklugen Bekehrer sei. Beide Regierungen vereinigten sich, die Macht derselben zu brechen; allein sie bedurften dazu

bedeutender Verstärkung, da die Jesuiten ein wohl ausgerüstetes Heer von 20,000 Mann aufstellten. Doch dieses wurde von dem vereinigten spanisch-portugiesischen Heere (1756) geschlagen, und damit der Orden nicht nur aus dem schönen Paraguay, sondern zehn Jahre später aus der ganzen spanischen Monarchie und aus Portugal vertrieben. Paraguay ist ein ebenes Land, das ein gesundes Klima und häufige Gewitter hat; auch ist es hier und da feucht, weil es aus lauter Wiesen besteht; daher eignet es sich bei seiner trefflichen Bewässerung vorzüglich zur Viehzucht. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken seine Ebenen, und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Schafe. Zwar liefert es kein Gold und Silber, allein aus seinem Handel mit Chili und dem Vertriebe seiner einheimischen Erzeugnisse (Tabak, Zukker, Indigo, Seide und Baumwolle, Leder, Wachs, Holz und das gesuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Kan, die als Thee verführt werden, und wovon Chili allein jährlich für eine Million Thaler erhält) flossen ehemals große Schätze nach Europa. Unter den eingebornen 50 verschiednen Volksstämmen, die das Land heutigen Tages noch bewohnen, zeichnen sich die Abiponer, eine beritine Nation, durch ihren schönen Wuchs aus. La Assumcion, die Hauptstadt des Landes, am Flusse Paraguay, mit 7000 Einwohnern, ist der Sitz einer Audienza und eines Bischofs. Charcas und Corrientas sind kleinere Städte. Außer dem Paraguay (la Plata) wird es noch vom Parana, Piliomayo, Bermejo (Vermejo), Salado und andern Flüssen durchströmt. Seit 1810 wird dieses Land, unabhängig von Spanien und getrennt durch Buenos-Ayres, von dem Director Francia regiert. (S. in dem Art. Südamerika die Gesch. der Insurrection im spanischen Amerika). Das portugiesische Paraguay liegt östlich vom spanischen, gehört zu Brasilien, und ist vom spanischen Paraguay durch eine Gebirgskette getrennt.

Paralipsis (παράλειψις), bei den Lateinern praeteritio (Uebersetzung, ist diejenige Redefigur oder Wendung der Rede, vermöge deren man sagt, man wolle einen Gegenstand nicht erwähnen, während man ihn doch eben damit, wenigstens leicht, berührt, z. B. ich übergehe die Verläumdungen ꝛc., ich schweige von den Vergehungen ꝛc. und spreche nur ꝛc.

Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verschiedne Gesichtslinien zu einem und demselben Gegenstande mit einander bilden. Man denke sich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt gesehen werde: so bilden die beiden Gesichtslinien zu demselben mit jener Grundlinie ein Dreieck, dessen Scheitelwinkel die Parallaxe ist. Dieselbe dient vorzüglich in der Astronomie zur Berechnung der Entfernung der Himmelskörper. Vergl. d. Art. Astronomie.

Parallele. Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die in's Unendliche fort verlängert, niemals zusammenstoßen, oder die überall gleichen Abstand von einander haben. Daher heißt Parallele auch die Vergleichung zweier Gegenstände, namentlich die historische, z. B. verschiedner Zeiten, oder berühmter Männer. So schrieb Plutarch biographische Parallelen. Auch heißt parallel, was eine fortgesetzte Vergleichung verstattet, oder überhaupt in mehrern Theilen sich ähnlich ist; und dies Verhältniß jener Dinge Parallelismus, z. B. biblischer Stellen (Parallelstellen) ꝛc. Parallelogramm ist eine vierseitige Figur, deren einander gegenüberstehende Seiten Parallellinien bilden, und Parallelepipedum eine Figur, welche von sechs Parallelo-

grammen angeschlossen ist, so daß die einander gegenüberstehenden gleich laufen, = ein länglicher Würfel. Parallelkreise, oder auch Breitenkreise, sind an der Erdkugel die dem Aequator gleichlaufenden Kreise. Parallelen sind in der Kriegskunst die Gräben, welche die nach der Festung zuführenden Laufgräben mit einander in Verbindung setzen, und ihren Namen daher führen, daß sie mit dem Umrisse der Festung gewöhnlich gleich laufen. Sie dienen zum Sammelplatze der gegen die Festung zu richtenden Kräfte. In der Regel werden bis zum Breschesschießen drei Parallelen erfodert, wo die erste, d. i. entfernteste von der Festung, nach Umständen, in einer Entfernung von 600—900 Schritten vom bedeckten Wege der Festung, und die letzte, welche die Brescharbeiten aufnimt, auf dem Glacis selbst angelegt werden. Man nennt Vauban als ihren Erfinder; wenigstens hat er sie zuerst 1673 bei der Belagerung von Mastricht angewendet.

Paralytisch, von dem griechischen Worte παράλυσις (die Auflösung, Zerstörung, Schwächung), heißt in medizinischer Bedeutung so viel als gelähmt und bezeichnet den Zustand des Körpers, da ein Theil desselben der Empfindung und wirklichen Bewegung beraubt ist, Gliederlähmung, Paralyse überhaupt. Man unterscheidet den vollkommnen paralytischen Zustand, da Beides, Gefühl und freiwillige Bewegung, z. B. des Arms, fehlt, und den unvollkommnen, da ein Theil des Körpers nur des Gefühls allein, oder der Bewegung allein beraubt ist. Insofern Gefühl und Bewegung von dem Nerven- und Muskelsysteme abhängen, kann der Sitz des paralytischen Zustandes nur in diesen beiden sein. Da aber das eigenthümliche Geschäft der Muskeln, nämlich die Bewegung, selbst bloß in dem Einflusse des belebenden Nerven gegründet ist, so folgt, daß jeder paralytische Zustand seinen Grund in einer unterdrückten Thätigkeit desjenigen Theils des Nervensystems haben muß (s. d. Art. Nerven), welcher das Gefühl und die wirklichen Bewegungen vermittelt, also des Gehirns, als des Mittelpunkts des ganzen Nervensystems, der von ihm abgehenden Nervenpaare, der Nerven des verlängerten Marks und des Rückenmarks, der Nervenpartien des Gesichts der Arme und Hände, der untern Extremitäten und der Nerven der, der Willkür unterworfnen Schließmuskel. Betrifft die Unterdrückung der Nerventhätigkeit das Gehirn in seinem ganzen Umfange, so erfolgt ein allgemeiner paralytischer Zustand, der auch Apoplexie oder Schlagfluß genannt wird; betrifft sie nur einen Theil des Gehirns, oder irgend eine der gedachten Nervenpartien, so entsteht einseitige Lähmung des Körpers, theilweise Lähmung des Gesichts, des Arms und Beins der einen Seite, Verzerrung des Mundes, Unfähigkeit den Arm oder das Bein zu bewegen, Mangel der Sprache, Lähmung der Schließmuskel, Unfähigkeit den Urin zu halten, ꝛc. Alles, was die Nerventhätigkeit anhaltend stört und aufhebt, kann paralytischen Zustand hervorbringen. Die häufigsten Ursachen sind solche, die einen Druck auf das Gehirn, Trennung der Nerven, einen Druck auf den Stamm oder mehrere Zweige einer Nervenpartie, oder materielle Zerstörung desselben, Mangel an Ernährung desselben bewirken, z. B. Ueberhäufung des Gehirns mit Blut, oder wässerigen Feuchtigkeiten, Ansammlung von krankhaften Materien um einen Nervenstamm, z. B. von Gicht und Rheumatismus, Unterbindung oder Durchschneidung eines bedeutenden Nerven, Knoten, die ihn drücken, Geschwüre, die ihn zerstören, Erschütterungen, von einem Falle oder Schlage, Verrückung aus der Lage, Quetschung durch eine Verrenkung, z. B. der Wirbelknochen,

wodurch so oft ein paralytischer Zustand der untern Gliedmaßen und der Blase entsteht. H.

Paramaribo, die Hauptstadt in Surinam (s. d. Art.)

Paramythien sind kleine erzählende Dichtungen, zur Unterhaltung und Belehrung.

Paranymphe. Bei den Griechen eine Art von öffentlichen Beamten, welche den Hochzeitfeierlichkeiten vorstanden, und insonderheit das Brautbett unter ihrer Aufsicht hatten; bei den Römern, drei junge Leute, welche die Neuvermählte in das Hous des Bräutigams geleiteten, Brautführer; bei den Hebräern, ein Freund des Bräutigams, der bei den Hochzeitfeierlichkeiten den Vorsitz hatte und die Braut dem Bräutigam zuführte.

Paraphe, Handzug, ist derjenige Zug, den man bei Unterzeichnung seines Namens anzuhängen pflegt, um die Nachahmung zu erschweren.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen ist alles dasjenige, was die Frau außer ihrem Heirathsgute besitzt, sie mag es nun bei Schließung der Ehe schon besessen, oder während der Ehe erworben haben. Außer den vor der Frau eingebrachten ökonomischen Gegenständen gehört alles zu ihrem Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautschatz erklärt ist, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautschatz gebracht hatte, und dem jetzigen Ehemanne stillschweigend dieselben Rechte zugesteht. Dem Ehemanne kommt Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphrase, die Umschreibung oder erklärende Uebertragung einer Schrift, Stelle oder eines Spruchs ꝛc. wie andre Worte derselben oder einer andern Sprache. Die Uebersetzung oder Uebertragung aus einer Sprache in die andre ist davon zu unterscheiden. Diese soll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphrase dagegen hat den Zweck, den Text zu erklären, ohne bloßer Commentar zu sein. Beim Paraphrasiren ist daher der Ausdruck absichtlich weitläufiger, als beim Uebersetzen; der Paraphrast will nur den Sinn, der Uebersetzer auch den Styl übertragen.

Paré (Ambroise), der Vater der französischen Wundarzneikunst, wurde zu Anfange des 16. Jahrh. zu Laval, im Depart. Mayenne, geboren. Sein Vater gab ihn zu einem Kaplan in die Kost, der aber für das geringe Jahrgeld, das ihm für den Unterricht des Knaben im Lateinischen bezahlt wurde, sich dadurch entschädigte, daß er ihm Gartenarbeit und die Wartung seines Maulthieres auftrug. Später kam er zu einem Wundarzte in Laval, wo er das Aderlassen lernte. Ein Steinschnitt, der in seiner Gegenwart verrichtet wurde, bestimmte seinen Entschluß, sich der höhern Wundarzneikunst zu widmen, und er begab sich nach Paris, um die Vorlesungen der berühmtesten Lehrer zu hören. Goupil, Lehrer am Collége de France, gebrauchte ihn bei seinen Kranken in geringern chirurgischen Fällen, und trug viel bei, die Neigung zu ernstem Studium in ihm zu erwecken. Paré begleitete 1536 René de Mont Jean während des Feldzugs in Italien und erhielt nach seiner Rückkehr die chirurgische Doctorwürde. Er wurde 1552 zu Heinrichs II. Leibwundarzt ernannt, und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als Carl V. Metz belagerte, erlaubte ihm der König, auf den Wunsch der schwachen Besatzung, sich dahin zu begeben, da fast alle Verwundeten starben, und er rechtfertigte das Vertrauen, das die Belagerten auf

ihn gesetzt hatten. So viel Freunde er am Hofe hatte, so bitter haßten ihn die Aerzte, die nicht aufhörten, ihn zu verläumden, und seine Kenntnisse herabzusetzen. Sie beschuldigten ihn sogar, Franz II. vergiftet zu haben; aber Katharina von Mediti wies diese Anklage unwillig ab, und als er Karl II. von einem gefährlichen Zufalle geheilt hatte, befestigte sich Paré so sehr in der Gunst des Hofes, daß der König in der Bartholomäusnacht, wo er seine protestantischen Unterthanen, ohne einen einzigen schonen zu wollen, ermorden ließ, ihm Zuflucht in seinen Zimmern gab. Er schlug die Anerbietungen eines fremden Fürsten, der ihn in seine Dienste ziehen wollte, standhaft aus, und als die Spanier ihn zum Gefangnen gemacht hatten, verkleidete er sich, um dem König das hohe Lösegeld zu ersparen, das sie wahrscheinlich gefodert haben würden. Er starb 1590 zu Paris. Man verdankt ihm eine bessere Behandlung der Schußwunden, worüber er eine Abhandlung schrieb. Er verbesserte die Operation des Trepanirens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein, operirte Gelenkverhärtungen, und muß in der Geschichte der meisten chirurgischen Lehren genannt werden. Rimont schrieb 1814 eine Lobschrift auf ihn, die von der ärztlichen Gesellschaft zu Bordeaux den Preis erhielt.

Parenthese nennen wir einen in eine Wortperiode, als beiläufige Bemerkung, oder Erläuterung eingeschobnen Satz, durch welchen die Wortfolge unterbrochen wird; dann die Zeichen (), womit wir einen solchen Satz einzuschließen pflegen.

Parere heißt ein schriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiischer Kaufleute über eine zweifelhafte streitige Handelssache, worüber sie, unter Vorlegung des vorseienden Falles und der Beschaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parga, ein Seehafen an der Küste von Albanien, der südlichern Spitze Corfu's gegenüber. Diese Stadt, von welcher in den letzten Jahren so viel gesprochen und geschrieben worden ist, wurde zu den Zeiten des Verfalls des römischen Reichs erbaut, und zwar auf einem Felsen, der an drei Seiten vom Meere umgespült ist, und im Rücken sich an eine steile Klippe lehnt, auf deren Spitze sich eine fast unbezwingliche Citadelle befindet. Die Stadt steht an der Mündung eines Flusses (dem Acheron der Alten), ist mit Wällen umgeben und hat einen zwiefachen Hafen, durch eine kleine Insel gebildet und durch eine Batterie geschützt. Die Einwohner bestehen, oder vielmehr bestanden, aus albanischen Griechen und ihre Anzahl wurde auf 5000 geschätzt. Die Aussicht von der Citadelle ist großartig, die Umgegend ist fruchtbar, und der zur Stadt gehörige Distrikt war von der albanischen Grenze durch hohe Berge geschieden. Parga's wird in der Geschichte bis zum J. 1401 kaum gedacht, wo es in Bündniß mit Venedig trat; ein Bündniß das vier Jahrh., bis im J. 1797, wo Venedig unterging, fortdauerte. Parga, von Ali Pascha, dem Tyrannen von Albanien unabhängig, wurde um diese Zeit von allen, die Ali's Verfolgungen und Erpressungen zu entgehen suchten, als eine Freistätte betrachtet, dadurch aber auch der Sitz vieler Parteiungen und Ränke, die man gegen seine Regierung anzettelte. Es war daher für Ali Pascha sehr wichtig, sich Parga's zu bemächtigen. Im J. 1798 fand er Mittel, Bucintro, Prevesa und die andern befestigten Plätze, an der nahgelegnen Küste, in Besitz zu nehmen. Parga allein bot seinen siegreichen Waffen Trotz. Im J. 1811 suchte nun Ali sich

Parga's mit offner Gewalt zu bemächtigen. Die Pargioten schlugen den Angriff zurück, wandten sich aber jetzt an die Engländer, in Corfu, um Unterstützung, indem sie hofften der Republik der ionischen Inseln einverleibt zu werden. Die Engländer legten zwar Besatzung nach Parga, allein ihre Regierung ging nicht in den Vertrag ein, den die Pargioten ihr vorgeschlagen hatten. Die engl. Regierung verkannte zwar die Wichtigkeit nicht, welche Parga für Corfu hat, allein die Besorgniß, in fortwährende Streitigkeiten mit den räuberischen Albanesern verwickelt zu werden, führte zu Unterhandlungen mit Ali, in Folge welcher dieser in Besitz von Parga gesetzt wurde, jedoch mit der Verbindlichkeit allen Einwohnern, die sich ihm zu unterwerfen nicht geneigt sein und eine Auswanderung vorziehen möchten, eine Geldentschädigung zu geben. Die Uebergabe an Ali hatte 1819 statt, und die Einwohner wendeten sich fast alle nach den verschiednen ionischen Inseln.

Parini (Giuseppe), einer der berühmtesten italienischen Dichter der neuern Zeit, war 1729 in dem mailändischen Dorfe Busisio, wo sein Vater ein Gütchen besaß, geboren, studirte zu Mailand schöne Wissenschaften und Philosophie, und widmete sich, wider seine Neigung, nach dem Willen des Vaters der Theologie. Mit einer ungünstigen äußern Lage und körperlichen Leiden kämpfend, arbeitete er unabläßig an seiner weitern Ausbildung. Schon früh hatte er sich in der Dichtkunst versucht. Seine Umstände zu verbessern, gab er eine Auswahl seiner Jugendversuche unter dem Namen Ripano Eupilino 1752 heraus. Sie fanden Beifall; die römische Akademie der Arcadier ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; er nahm als solches den Namen Dariolo Elidonio an. Schmeichelhaft dazu aufgefodert, ward er Hofmeister in den erlauchten Familien Borromeo und Serbelloni, und dadurch in den Stand gesetzt, seiner Lieblingsneigung freier folgen zu können. Seine nächsten literarischen Arbeiten waren kritischer Art. Er schrieb unter andern gegen den Dialogo della lingua Toscana von Onofrio Branda, und verwickelte sich dadurch in eine hitzige Fehde. Einen begonnenen Fischerroman ließ er unbeendigt, weil er bald empfand, daß ihm Neuheit und Originalität mangele. Die Sitten der Großen und das Leben in den Palästen, die er kennen und verachten gelernt hatte, beschloß er satyrisch darzustellen, in der Darstellung aber das Didaktische und Dramatische mit dem Satyrischen zu verweben. So ward er in seinem „Tage" der Schöpfer einer neuen Gattung. Unter dem Scheine, als wolle er die Vornehmen unterrichten, gab er ihre Sitten und ihr Thun der bittersten Satyre Preis. 1763 erschien der „Morgen" und zwei Jahre darauf der „Mittag." Diese trefflichen Gedichte erwarben ihm die Gunst des österreichischen Ministers Firmian, der ihn 1769 zum Professor der schönen Wissenschaften an der palatinischen Schule zu Mailand ernannte. Parini las in der Canobiana bis zu ihrer Aufhebung, worauf er Professor der Beredtsamkeit am Gymnasium der Brera wurde. Von den ersten Jahren seiner Lehramtes an verfaßte er den lobenswerthen Curs der schönen Wissenschaften, der gedruckt ist. Später erhielt er noch die Professur der schönen Künste. Er entwarf mehrere Lehrplane und schrieb eine Menge Programme. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, und dessen Vermählung mit der Prinzessin Maria Beatrice von Este feierte er mit seinem musikalischen Drama, Ascanio in Alba, das sich vortheilhaft auszeichnet, und dem noch andre dramatische Versuche, namentlich verschiedne schöne Cantaten folgten. Nicht geringern Erfolg hatten seine lyrischen Gedichte. Inzwischen beschäftigte ihn die

Vollendung seines Tages; er entwarf den Abend und die Nacht. Aber allzugroße Aengstlichkeit und die Unruhen der damaligen Zeit ließen ihn seine Arbeit oft unterbrechen. Die Ankunft der Franzosen erfüllte den freiheitliebenden Parini mit Hoffnungen für das Wohl Italiens; er ward Mitglied der Municipalität in Mailand. Die Rückkehr der Oesterreicher 1799 machte seiner Thätigkeit ein Ende; dazu kam noch, daß er auf beiden Augen erblindete. Zwar gab ihm eine glückliche Operation das Gesicht wieder, aber ein neues Uebel, die Beinwassersucht, befiel ihn und führte 1799 seinen Tod herbei. Parini's Werke sind 1801—1804 in sechs Octavbänden erschienen. Sie zeichnen sich sämmtlich durch tiefes und zartes Gefühl, klaren Verstand und Schönheit der Sprache aus. Im reimlosen Verse ist Parini musterhaft.

Paris (auch Alexandros genannt), des Priamus und der Hekuba Sohn, der durch die Entführung der Helene die Ursache von dem trojanischen Kriege und dem Untergange seines Vaterlandes war. Hekuba träumte während ihrer Schwangerschaft, daß sie eine Fackel in ihrem Schooße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen setzte und zerstörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß sie mit einem Sohne schwanger sei, der noch vor seinem dreißigsten Jahre das Vaterland in's Verderben stürzen werde. Dies zu verhindern, ließ Priamus den Knaben durch einen Sklaven, Archelaus, auf dem Ida aussetzen. Dieser aber fand ihn nach 5 Tagen unversehrt — eine Bärin hatte ihn gesäugt, — nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm den Namen Paris, und zog ihn unter den Hirten auf. Als herangewachsener Jüngling zeichnete er sich durch Verstand und Tapferkeit aus, und als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit stritten, foderten sie von ihm die Entscheidung. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, versprach Juno, ihn zum reichsten und mächtigsten König, Minerva, ihn zum berühmtesten und weisesten aller Sterblichen zu machen; Venus aber hatte ihm das höchste Glück der Liebe und das schönste Weib versprochen. Paris verlangte, die Göttinnen unverhüllt zu sehen; dies geschah, nur Venus behielt ihren Gürtel, und ihr erkannte er den Preis zu. Zwar war schon damals Paris mit der Nymphe Oenone vermählt; allein von jetzt an erfüllte nur der Gedanke an das Versprechen der Venus seine Seele. Um diese Zeit ward er auf folgende Veranlassung von seinem Vater erkannt. Bei Gelegenheit einer Leichenfeier zu Troja, ließ Priamus einen Stier zum Preise für den Sieger einholen, und es traf sich, daß man dazu des Paris Lieblingsstier wählte. Dieser ging selbst nach Troja, kämpfte mit um den Stier und siegte. Deiphobos, nach Andern Hektor, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus, wurde von Kassandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüstete er ein Schiff aus und segelte nach Lacedämon, ward gastlich im Hause des Königs Menelaus aufgenommen, und entführte, da dieser eben in Kreta war, dessen Gemahlin Helena, welche zu jener Zeit für die Schönste ihres Geschlechts gehalten wurde (s. Helena), und einen großen Theil seiner Schätze. In dem dadurch bewirkten Kriege entzog sich Paris dem Kampfe nicht; er focht tapfer, oft siegreich, wiewol ihn Liebe und Sinnengenuß mehr als der Ruhm beherrschten. Gemeinschaftlich mit dem Apoll erlegte er den Achill (s. d.) und ward endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getroffen. Als er die Wunde erhalten, gedachte er der treuen Oenone, die einst zu ihm gesagt, zu ihr solle er kommen, wenn er verwundet würde, denn sie nur könne ihn heilen. Er ließ sich daher zu ihr auf

den Ida bringen, wo Oenone bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troja zurück, wo er starb. Oenone, ihre Härte bereuend, erschien zwar zu seiner Rettung, aber zu spät, und erhing sich vor Verzweiflung selbst.

Paris, die Hauptstadt von Frankreich und eine der schönsten Städte der Welt. Sie liegt in der Richtung von Nord-Ost von Frankreich an den Ufern der Seine, in einer ebenen Gegend die wenig Mannichfaltigkeit hat. Die Umgegend von Paris bietet bei weitem nicht die Abwechselung dar, welche man bei der Annäherung Londons findet. Statt der freundlichen Gärten, der Parks der engl. Großen und der zahllosen Landhäuser des Mittelstandes, welche die Nähe Londons so höchst reizend machen, findet man bei Paris, nach mehrern Seiten hin, große Strecken nicht einmal eingeschlossner Kornfelder. Auch ist das Leben und die Bewegung auf den Heerstraßen, das Gewühl der ankommnenden und abgehenden Pferde, Wagen und Fuhrwerke aller Art, die Regsamkeit überhaupt nicht so lebendig als auf den Landstraßen in der Nähe der brittischen Hauptstadt, übertrifft dagegen aber immer Alles dieser Art was man bei den deutschen Hauptstädten findet. Die prachtvollste Annäherung von Paris ist die von St. Germain her. Von der Brücke von Neuilly an führt eine sehr breite, an beiden Seiten mit hohen Bäumen besetzte Kunststraße in gerader Linie zur Stadt, wo die Aussicht sich mit dem noch unvollendeten Triumphbogen, arc de l'étoile, schließt. Dieser Triumphbogen steht auf einer Höhe, und wenn man von ihr nach der Stadt selbst hin herabsteigt, wird der Anblick immer reizender. Die anderthalb Stunden lange Haupt-Allee von prächtigen hohen Ulmen, an beiden Seiten mit schönen Gärten und Häusern begrenzt, führt auf die elisäischen Felder, bekanntlich einem reizenden Lustwalde. Man kommt von da auf den prachtvollen Platz Ludwig XV. (in der Revolution, Revolutionsplatz genannt, wo die Guillotine en permanence war, Ludewig XVI. gerichtet wurde u. s. w.), man nähert sich den Tuillerien mit ihrem von Le Notre angelegten prachtvollen Gärten und ihren Statuen, der Seine mit ihren Quays und Brücken, dem National-Denkmal auf dem Vendôme-Platz, (der Sieges-Colonne), dem Palast Bourbon wo sich die Kammer der Deputirten versammelt; man ist in Paris und der erstaunte Fremde weiß nicht, welche Gegenstände ihn am meisten anziehen.

I. Geschichte. Ein gallisch-celtischer Volksstamm, die Parisier, hatten das alte Lutetia auf einer Morastinsel der Seine schon vor Christi Geburt gebaut (seines schmutzigen Bodens wegen soll ihm dieser Name: Kothstadt, gegeben worden sein); sie verbrannten es, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, verstärkten die Befestigungen, bauten eine Wasserleitung und ein öffentliches Gebäude, die Thermen, von den warmen Bädern so genannt. Allein Lutetia blieb klein und unbedeutend, bis Kaiser Julian hier im J. 360 Winterquartiere nahm und sich einen Palast erbaute. Im 5. Jahrh. wurde es von den Franken genommen und im J. 508 zur Hauptstadt ihres Königreichs erklärt. Chlodowig nahm den christlichen Glauben an und wohnte in dem vorhin gedachten Palast der Thermen, von welchem man noch jetzt in der Straße Laharpe Ruinen findet. Clotilde vollendete den Bau der Kirche St. Geneviève, die Chlodowig angefangen hatte und etwas später begann Childebert den Bau der Kirche von Notre-Dame; hundert Jahre später gründete St. Landry das Hôtel-Dieu. Zu Ende des 8. Jahrh. stiftete Carl der Große die Schulen, aus welchen späterhin die Universität entstand.

Im J. 845 belagerten die Normänner die Stadt und steckten sie, 10—12 Jahre später, in Brand. Hugo Capet, ein Sprößling der Grafen von Paris, erster König der dritten Stammfolge des franz. Throns, bestieg denselben im J. 987, und seit diesem Zeitpunkt blieb Paris die Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den die Fronde im J. 1649 aus der Hauptstadt vertrieben hatte, Versailles erbaute und zum königl. Wohnsitz erhob. Hugo Capet residirte im jetzigen Justiz-Palast. Die Stadt vergrößerte sich und ward in 4 Quartiere getheilt. Aber damals genügten noch 10 Menschen zur Erhebung aller Abgaben und unter Ludwig dem Dicken wurden an dem nördlich gelegnen Thore, in der Nähe der jetzigen Straße St. Martin, noch nicht mehr als etwa 12 Francs monatl. eingenommen. 1163 errichtet Bischof Moriz von Sülly den Dom von Notre-Dame, wie er noch jetzt zu sehen. In demselben Jahrhundert bauen die Tempelherren ihren Palast auf dem Platze, wo sich gegenwärtig le marché du temple befindet. 1190 ordnet Philipp August, der kurz vorher auch Paris hatte pflastern lassen, eine dritte Erweiterung an, und theilt die Stadt in 8 Quartiere. Bis dahin hatte Paris nur 3 Thore gehabt, jetzt erhielt es 15. Im 13. Jahrh. gründet der heil. Ludwig das Hospital der quinze vingts für Blinde und eine Menge Klöster. Das J. 1312 ist durch die Vernichtung der Tempelherren merkwürdig. 1314 läßt Philipp der Schöne den Großmeister Molay und viele Ritter auf dem Platze verbrennen, wo jetzt die place Dauphine ist. Unter Philipp von Valois zählte Paris 150,000 Einw. Die schwarze Pest, die um die Mitte des 14. Jahrh. Europa verheerte, raffte die Hälfte der Einwohner hin. Um diese Zeit fing man an, das Hôtel de ville, auf dem Greve-Platz, zu bauen. Im J. 1367 fand die vierte Vergrößerung von Paris, unter Carl V., statt, und es wurde jetzt in 16 Quartiere getheilt. 20 Jahre später wurde der Bau der Bastille begonnen. Bis dahin hatte Paris erst 2 Brücken: die eine nach Norden, le pont au change; die andre nach Süden, le petit pont. 1378 baute man die dritte, le pont St. Michel, der jetzigen Straße La Harpe gegenüber. Eine vierte Brücke, Pont nôtre Dame, wurde bald nachher gebaut. 1418 wird Paris von einer Hungersnoth, von Pest und Seuchen heimgesucht und der Tod rafft in 3 Monaten 100,000 Menschen hin. Die Engländer bemächtigten sich 1420 Frankreichs und der Hauptstadt. Die Jungfrau von Orleans vertreibt sie im J. 1436. Im J. 1465 denkt man zuerst an eine, wenn auch noch sehr unvollkommne Straßenbeleuchtung. Unter Ludwig XI. zählt man in Paris schon 300,000 Einw. Die Jesuiten nisten sich im J. 1563 ein. Unter Franz I. findet die fünfte Vergrößerung von Paris statt. 1590 belagert Heinrich IV. Paris; 4 Jahre später geht er zur katholischen Kirche über. Die Stadt ergibt sich nun, und Heinrich hält einen Triumpheinzug. Der Pont neuf war von Heinrich III. im J. 1578 zu bauen angefangen; im J. 1604 wurde sie von Heinrich IV. vollendet. Im J. 1614 wird die Statüe zu Pferde, von Heinrich IV., (das erste Denkmal dieser Art in Frankreich) auf dem Pont neuf errichtet. 1615 wurde der Palast Luxemburg, 1629 das Palais Royal (in seiner alten Gestalt) zu bauen, und 1635 der Pflanzengarten anzulegen, angefangen. Ludwig XIV. erweitert die Stadt auf's neue und es geschieht unter seiner langen Regierung auch viel für die Verschönerung derselben. 1664 werden die Tuillerien, die Catharina von Medicis, zu bauen angefangen, vollendet. 1665 wird von Perrault die Colonnade des Louvre erbaut und fast gleichzeitig das Hôtel der Invaliden, die

Sternwarte, das Thor St. Denis. Unter Ludwig XV. wurde unter andern die école militaire und die noch nicht ganz vollendete Kirche St. Geneviève aufgeführt. Im J. 1763 errichtete die Stadt die Statüe Ludwigs XV. auf dem Platze dieses Namens und eine Menge Prachtgebäude, die errichtet worden, fallen in die Regierung dieses Königs und seines Nachfolgers. Die Revolution unterbrach die Verschönerung von Paris bis nach dem 18. Brümaire Napoleon die Zügel der Regierung auffaßte. Eine der größten Aufgaben, die Napoleon sich schien gemacht zu haben, war, die franz. Hauptstadt mit einer großen Zahl von Baudenkmälern im größten Styl zu schmücken und auch dadurch die Bewunderung der staunenden Welt zu erregen. Ihm verdankt Paris in dieser Hinsicht mehr als irgend einer der vorhergegangnen Regierungen. Es wird sich im Verfolg dieses Art. Gelegenheit finden, der wichtigsten derselben zu gedenken. Zu den für Paris geschichtlich vorzüglich merkwürdigen Tagen, seit der Revolution bis jetzt, sind folgende zu zählen:

14. Juli 1789.	Ausbruch der franz. Revolution. Einnahme der Bastille.
5. u. 6. Oct. 1789.	Zug des pariser Volks nach Versailles, um den König nach Paris zu holen, der von diesem Zeitpunkt an in Paris seine Residenz behält.
19. Oct. 1789.	Die von Versailles nach Paris verlegte National-Versammlung hält ihre erste Sitzung im erzbischöflichen Palast und am 5. Nov. in der sogenannten Reitbahn.
14. Juli 1790.	Föderations-Fest auf dem Marsfelde. Talleyrand liest die Messe.
20. Juni 1791.	Flucht des Königs. Er wird zu Varennes angehalten und trifft am 25. Juni wieder in Paris ein.
13. Sept. 1791.	Der König nimt die erste Constitution an und beschwört sie.
30. Sept. 1791.	Letzte Sitzung der constituirenden Versammlung.
1. Oct. 1791.	Erste Sitzung der gesetzgebenden Versammlung.
20. Juni 1792.	Insurrection der Vorstädte. Das Volk bringt in die Tuillerien und zwingt den König die rothe Mütze aufzusetzen.
10. August 1792.	Das Volk greift die Tuillerien an und überwältigt sie. Der König flüchtet in die Nationalversammlung. Seine Absetzung und Arrestation wird decretirt. Er wird in den Tempel gebracht.
2. u. 3. Sept. 1792.	Die Gefangnen werden in den Gefängnissen ermordet.
20. Sept. 1792.	Schluß der gesetzgebenden Versammlung. Der Nationalconvent hält seine erste Sitzung.
21. Sept. 1792.	Die Republik wird erklärt.
6. Nov. 1792.	Anfang des Prozesses Ludwig XVI.
21. Jan. 1793.	Hinrichtung des Königs.
6. April 1793.	Errichtung des Comité du salut public als höchster Regierungsgewalt.

31. Mai 1793.	Sieg der Partei des Berges über die Girondisten.
27. Juni 1793.	Proclamation der zweiten Constitution.
16. Oct. 1793.	Hinrichtung der Königin.
10. Nov. 1793.	In der Kirche Notre Dame wird ein sogenanntes Fest der Vernunft gefeiert.
8. Juni 1794.	Fest zu Ehren des höchsten Wesens, von Robespierre angeordnet.
27. Juli 1794.	Sturz und Hinrichtung Robespierre's.
1. April 1795.	Insurrection des pariser Volks, das Brod und die Constitution von 1793 verlangt. Pichegrü dämpft sie.
5. April 1795.	Ankündigung des Friedens mit Preußen, in Basel geschlossen.
22. u. 23. Mai 1795.	Neue Insurrection des Volks. Der Deputirte Feraud wird im Convent ermordet.
12. Juni 1795.	Tod des Sohns von Ludwig XVI.
22. Aug. 1795.	Annahme der dritten Constitution.
5. Oct. 1795.	Begebenheiten des 13ten Vendemiaire oder der Insurrection der pariser Sectionen gegen den Convent. Buonaparte überwältigt sie.
1. Nov. 1795.	Installirung des Directoriums; die 3. Constitution wird eingeführt. Der Rath der Alten vereinigt sich im Saal des Convents; der Rath der Fünfhundert im Saale der Reitbahn.
29. Nov. 1795.	Die Tochter Ludwigs XVI. wird gegen Drouet und andre Deputirte ausgewechselt.
22. Oct. 1796.	Malmesbury vergebens in Paris, um den Frieden zu unterhandeln.
4. Sept. 1797.	Revolution vom 18. Fructidor. Das Directorium siegt über die gemäßigte Partei von Carnot, Barthelemy, Pichegrü ꝛc.
19. Mai 1798.	Buonaparte verläßt Paris, um sich nach Aegypten einzuschiffen.
18. Juni 1799.	Die Directoren: Merlin, La Reveillère und und Rewbel werden aus dem Directorio verdrängt. Wird genannt die Revolution v. 30. Prairial.
16. Oct. 1799.	Ankunft Napoleons aus Aegypten in Paris.
9. Nov. 1799.	Revolution des 18. Brümaire. Napoleon erster Consul.
2. Juli 1800.	Napoleons Rückkehr nach Paris nach der Schlacht v. Marengo (14. Juni 1799.)
24. Dec. 1800.	Die Höllenmaschine des 3. Nivose.
9. Nov. 1801.	Feier des allgemeinen Friedens in Paris.
2. Aug. 1802.	Napoleon, erster Consul auf Lebenszeit.
21. März. 1804.	Der Herzog v. Enghien wird von einer Militär-Commission verurtheilt.
18. Mai 1804.	Napoleon wird Kaiser.
2. Dec. 1804.	Krönung Napoleons und Josephinens durch den Papst.
29. Juli 1807.	Napoleons Rückkehr nach Paris nach dem tilsiter Frieden.

19. Aug. 1807.	Aufhebung des Tribunats.
15. Apr. 1808.	Napoleon reist nach Bayonne. Anfang des spanischen Kriegs.
27. Sept. 1808.	Napoleon reist zum Congreß in Erfurt.
9. Apr. 1809.	Napoleon reist zur Armee gegen Oesterreich.
11. Juni 1809.	Napoleon wird vom Papst excommunicirt.
16. Dec. 1809.	Napoleon trennt sich von Josephinen.
2. Apr. 1810.	Vermählung Napoleons mit Marie Louise.
9. Mai 1812.	Abreise Napoleons zur Armee, die gegen Rußland bestimmt ist. (25. Juni 1812. Uebergang über den Niemen. 14. Sept. 1812. Einzug in Moskau. 28. Nov. 1812. Rückzug über die Beresina).
3. Dec. 1812.	Das 29. Bülletin erscheint im Moniteur.
20. Dec. 1812.	Napoleons Ankunft in Paris.
15. Apr. 1813.	— Abreise zur Armee n. Deutschland.
9. Nov. 1813.	— Rückkehr nach Paris.
31. März. 1814.	Besetzung v. Paris durch die Alliirten.
11. Apr. 1814.	Napoleons Thronentsagung.
12. Apr. 1814.	Ankunft des Grafen Artois in Paris.
3. Mai 1814.	Feierlicher Einzug Ludwig XVIII. in Paris. Erste Restauration.
1. März 1815.	Napoleons Landung bei Cannes.
20. März 1815.	Abreise des Königs. Einzug Napoleons. (16. Juni 1815. Bataille von Ligny. 18. Juni 1815. Schlacht v. Waterloo).
22. Juni 1815.	Zweite Thronbesteigung Napoleons.
8. Juli 1815.	Zweiter feierlicher Einzug Ludwig XVIII. Zweite Restauration.
13. Febr. 1820.	Ermordung des Herzogs von Berri.
31. Mai—7. Juni 1820.	Unruhen in Paris wegen des Wahlgesetzes. Der junge Lallemant wird in denselben erschossen.

II. Umfang und Form der Stadt; Straßen. Von einer bedeutenden Höhe in einer Centrallage (wie z. B. von den Thürmen der Notre Dame oder der Kuppel des Pantheons) herab gesehen, hat Paris mit den Vorstädten fast eine Cirkel-Form, und da keine Kohlen zur Heitzung und Feuerung gebraucht werden, so erscheinen die Spitzen und Kuppeln seiner Kirchen und öffentlichen Gebäude in vollem Licht, und man bemerkt selbst bei den entfernt liegenden Lage und Umgebungen sehr genau. Paris ist, um Contrebande zu verhüten, seit 1785 mit einer Mauer umgeben. Diese Mauer hat einen Umfang von beinahe 4 deutsche Meilen. Die schlechtest gebauten Straßen von Paris sind die östlich gelegnen, die Vorstadt St. Antoine, das Quartier au Marais genannt und die Cité. Von der Cité wurden im Verfolg der Jahrhunderte die Straßen nordwärts nach dem Tempel und südwärts nach dem Pantheon geführt, aber ohne ihnen angemeßne Breite und Eleganz zu geben, bis in spätern Zeiten die Richtung der Straßen südwärts nach der Vorstadt St. Germain, und nordwärts nach den Tuillerien genommen wurde. Im Ganzen sind die meisten Straßen von Paris enge und schmutzig. Der Schmutz und die Unreinlichkeit derselben wird besonders dadurch befördert, daß das Regenwasser in einer Rinne in der Mitte der Straßen abfließt und nicht an beiden

Seiten. Nur wenige der neuern Straßen sind auf letztre Weise gepflastert. Trottoirs findet man ebenfalls nur in diesen. Als eigentlich schöne Straßen sind zu nennen: Rue de Rivoli, Rue de Castiglione, Rue de la Paix, aber ihre Länge ist noch unbedeutend. Es rühren solche aus Napoleons Zeiten her und werden schon deshalb unter der königl. Regierung vernachläßigt. Obgleich die Vorstädte noch ihre Bezeichnung: Vorstädte, beibehalten, so sind sie doch mit der Stadt völlig genau verbunden und machen mit derselben ein Ganzes aus. Alle Straßen sind mit in der Mitte derselben hängenden Reverberen erleuchtet. Die Häuser sind in jeder Straße besonders numerirt.

III. Die Boulevards; die öffentlichen Plätze. Die Boulevards sind breite Straßen, die an beiden Seiten mit Bäumen besetzt sind, jedoch so, daß zwischen den Bäumen und den Häusern noch ein breiter Weg ist, der bloß von Fußgängern benutzt wird; sie nehmen den Raum ein, der in frühern Zeiten, wo der Umfang der Stadt weit geringer war, zur Vertheidigung derselben aus Gräben und Wällen bestand. Diese Boulevards, die sich in viele Abschnitte theilen und verschiedne Namen haben, gehören zu den reizendsten Partien von Paris und gewähren zugleich sehr angenehme Spaziergänge. Ihre Länge ist auf einer Bogenform bedeutend und sehr viele Straßen der innern und äußern Stadt laufen auf sie aus. Die mittlere Hauptstraße der Boulevards, ist stets mit Wagen und Fuhrwerk aller Art, mit Reitern und Fußgängern gefüllt und dies Gewühl gewährt zumal dem daran noch nicht gewöhnten Auge vielfaches Interesse. Nicht minder anziehend sind die zahlreichen Kaufmannsgewölbe, die auf das geschmackvollste aufgeputzt sind, die verschiednen Theater, öffentlichen Hôtels, Restaurationen und Kaffeehäuser mit ihren, im Sommer durch Leinwand-Markisen vor der Sonne geschützten Besuchern, welche bei guter Witterung vor denselben auf Stühlen gruppirt sind, und gegen Abend die zahllosen Spaziergänger beiderlei Geschlechts, die auf gewissen Punkten der Boulevards sich häufig auf Stühlen niederlassen und Stundenlang an dem Auf- und Abwogen der Menschenmenge ihr Vergnügen finden. Dies geschieht vorzüglich in der Nähe des Kaffeehauses Tortoni. Man nennt diesen Punkt auch wol Coblence oder Gand zur Erinnerung an die beiden Emigrationen nach diesen Städten, für die Gesellschaft, die sich hier versammelt und lustwandelt. Zu den schönsten öffentlichen Plätzen ist vor allen der Vendome-Platz (ein Octogon) mit dem Nationaldenkmal zu zählen, zur Erinnerung an den Feldzug von 1809, der sogenannten Colonne (s. Nro. 6). Denn ist aber der Place du Caroussel zu nennen, der die Tuillerien vom Louvre trennt und nach Süden hin die große Gemälde-Gallerie zur Seite hat. Es war Napoleons Plan, an der entgegengesetzten Seite eine gleiche Gallerie bauen zu lassen, und der Anfang dazu ist auch gemacht. Wäre diese Gallerie vollendet, und also der Louvre mit den Tuillerien völlig verbunden, so würde der Carousſel-Platz gewiß der schönste in Europa sein. Jetzt ist er noch sehr durch einige enge Straßen und einzelne und zum Theil ganz isolirt stehende Häuser, sehr verunstaltet. Ein eisernes Gitter und der Triumphbogen, auf welchem zu Napoleons Zeiten die 4 venetianischen Pferde und der Siegeswagen vom brandenburger Thor standen, trennt den Platz vor den Tuillerien, auf welchem die Musterungen der Truppen pflegen gehalten zu werden, von dem eigentlichen Carroussel-Platz. Der Platz Ludwigs XV., während der Revolution Place de la Revolution, und dann Place de la Concorde genannt, zwischen dem Garten der Tuillerien und der elisäischen

Felder gehört ebenfalls zu den schönsten öffentlichen Plätzen von Paris. Außerdem nennen wir noch den Place des Victoires mit der neu errichteten Statue Ludwig XIV., den Place royale, Place de Grève vor dem Hôtel de ville, Place Dauphine, Place du Chatelet.

IV. Das Palais Royal. Diesem haben wir in diesem Bande einen eignen Artikel gewidmet.

V. Die Seine, die Quays, die Brücken, die öffentlichen Gebäude, die Kirchen und Hospitäler. Die von Ost nach Westen fließende Seine durchschneidet Paris fast in der Mitte. Mit der Themse verglichen, steht ihr Anblick dieser sehr nach, da sie nicht über die Hälfte so breit ist als diese und der Seine die Belebung der Schifffahrt abgeht, welche die Themse so reizend macht. Indessen ist der Eindruck, den die Seine gewährt, immer sehr angenehm, besonders im Quartier der Tuillerien. An der einen Seite des Flusses, sieht man hier die Gallerie des Louvre, die Tuillerien und den Garten derselben; auf der entgegengesetzten Seite vom Palais Bourbon, bis zum Pont neuf, eine Reihe schön gebauter öffentlicher- und Privatgebäude, die sich um so vortheilhafter ausnehmen, da der sehr gut gepflasterte Raum bis zum Fluß eine bedeutende Breite hat. — Die ältern pariser Brücken waren an solchen Punkten angelegt, wo sich Inseln befanden und der Fluß dadurch getheilt war. Selbst der Pont neuf der im 17. Jahrh. gebaut wurde, ruht in seinem Mittelpunkt noch auf einer Inselspitze. Diese Brücke hat 12 Bogen und ist 1020 Fuß lang. Der Pont royal von 5 Bogen nächst den Tuillerien, unter Ludwig XIV. gebaut; der Pont de Louis XVI. ebenfalls von 5 Bogen, wurde 1790 vollendet. Tiefer den Fluß herab und dem Marsfelde gegenüber, liegt der berühmte Pont de Jena, die Blücher in einem Anfall von Vandalism, bei der zweiten Besitznahme von Paris 1815, wollte sprengen lassen und höher hinauf, dem Pflanzengarten gegenüber, der Pont d'Austerlitz, eine schöne eiserne Brücke. Endlich ist noch der Pont des arts, dem Louvre gegenüber, zu nennen, eine zierliche eiserne, jedoch nur für Fußgänger bestimmte, Brücke. Die letzten drei Brücken sind unter Napoleon gebaut. — Nicht minder sind unter Napoleon, die Quays und die regelmäßigen Einfassungen des Flusses mit Quadersteinen, fast um das Doppelte verlängert worden. — Von den öffentlichen Gebäuden verdienen vor allen der Louvre und die Tuillerien Beachtung. Wir widmen ihnen deshalb auch eigne Artikel. Der Palast Luxemburg, in der Vorstadt St. Germain, ist mit seinen Gärten zu den schönsten Gebäuden von Paris zu zählen. Das Directorium schleuderte von hier seine Blitze; dann wurde er dem Senat eingeräumt und jetzt hält die Pärskammer hier ihre Sitzungen. Die große Treppe wird als ein Meisterstück bewundert. Die Gemälde-Gallerie des Luxemburg, ist den Werken neuerer Maler und Bildhauer gewidmet, und man findet hier die auserlesensten Gemälde von David, Girodet, Gerard, Lefevre, Drouais, Vernet u. A. Die bedeutendsten übrigen öffentlichen Prachtgebäude begnügen wir uns bloß namentlich aufzuführen: der Palast Bourbon, an der linken Seite der Seine, dient jetzt zu den Sitzungen der Deputirtenkammer; die Garde meubles, ein prachtvolles Gebäude auf dem Platz Ludwig XV., ist für die Aufbewahrung der Kronjuwelen und kostbarer Geräthe aller Art bestimmt; das Hôtel der Invaliden nimt in jeder Rücksicht die Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch. Nicht minder thun dies: die Militärschule, der Palast der Ehrenlegion, die Münze, das Hôtel de Ville, der Justizpalast, die Kornhalle und die neuerbaute, aber

noch nicht ganz fertige, Börse. Von Kirchen sind: Notre Dame, St. Geneviève, St. Sulpice, St. Eustache und St. Roch zu nennen. Die Hospitäler sind in Paris zahlreich und in neuerer Zeit gut besorgt. Die Gemälde, welche Mercier und Andre zu ihrer Zeit vom Hôtel Dieu machten, haben alle Aehnlichkeit verloren. Es gibt 11 Hospitäler. Eine genaue Beschreibung derselben findet man in D. Casper's Charakteristik der franz. Medizin. Leipzig, Brockhaus 1822, Preis 3 Thlr. Von den Hospitälern verschieden, sind die sogenannten hospices oder Anstalten, wo alte, schwächliche, verrückte Personen aufgenommen und verpflegt werden. Die Salpetrière ist für unheilbare Wahnsinnige bestimmt; Bicêtre als eine Art von Straf- und Verbesserungshaus zu betrachten. Ueber die Kirchhöfe sehe man den Art. Lachaise. Wir erwähnen hier auch noch des Taubstummeninstituts und der Anstalt für Blinde, verweisen deshalb aber auf die Art. Sicard und Hauy, so wie Blindeninstitute in der neuen Folge dieses Werks.

VI. Monumente, Bibliotheken, öffentliche literarische- und wissenschaftliche Anstalten. Das schönste und herrlichste öffentliche Denkmal, das Paris darbietet, ist die Colonne auf dem Platz Vendome, zur Erinnerung an die Siege des Feldzugs von 1809. Die Form der Säule ist eine Nachahmung der trajanischen in Rom. Sie ist von Bronze, wozu die von den Oesterreichern und Russen in diesem Feldzuge eroberten Kanonen, das Material geliefert haben. Der Diameter der Säule ist 12, ihre Höhe 133 Fuß. Die Kosten derselben haben an 2 Mill. Francs betragen. Sie ist vom Fuß bis zur Spitze mit Bas-reliefs geziert, die sich spiralförmig um die Säule winden und immer einzelne meisterhaft entworfne Gruppen, (Scenen aus dem Feldzuge von 1809) bilden. Auf der Spitze ist eine Gallerie und Kuppel. Unter dieser stand bis zum Jahr 1814 Napoleons Brustbild. Nach dem Einmarsch der Alliirten wurde es herabgenommen, das herrliche Denkmal selbst, von den Oesterreichern und Russen, aber unverletzt erhalten. Diesem Denkmal folgt der Triumphbogen auf dem Carousſel-Platze; derselbe ist jedoch von weit geringerm Kunstwerth, als die Vendome-Säule. Er wurde nach dem Kriege von 1806 errichtet und ist 45 Fuß hoch. Auf der Spitze standen die Siegeswagen von dem brandenburger Thor in Berlin und die 4 in Venedig eroberten Pferde aus Bronze. Als die Preußen 1814 in Paris einrückten, war eine ihrer ersten Sorgen, den ihnen entführten Siegeswagen von der Spitze des Triumphbogens wegzunehmen, und alle Bas-reliefs, welche sich auf die für sie unglückliche Feldzüge von 1806 und 1807 bezogen, zu zerstören. 1815 wurden auch die venetianischen Pferde von den Oesterreichern zurückgefodert und nach Venedig zurückgebracht. Der Triumphbogen de l'Etoile, an der Barriere von Neuilly, wurde ebenfalls 1806 begonnen, ist aber unvollendet geblieben. Das Thor von St. Denys, ein Triumphbogen von Ludwig XIV. errichtet, wird wegen seiner harmonischen Verhältnisse und seiner Ausführung bewundert. Auf dem Pont neuf ist eine neue Statue Heinrichs IV. zu Pferde, von Bronze errichtet. Auf dem Place des Victoires, die von Ludwig XIV., ebenfalls zu Pferde und von Bronze. — Oeffentliche Springbrunnen zählt man gegen 80. Zu den schönsten gehören die auf den Place Dauphine, den Namen von Desaix führend, der auf dem Markt des innocens, auf dem Boulevard Bondi, auf dem Platz der Bastille (in der Form eines colossalen Elephanten) und im Palais Royal. — An Bibliotheken ist

Paris sehr reich und der Zugang zu allen völlig frei. Die königl. Bibliothek, in der Straße Richelieu, ist eine der ersten in Europa und reich an literarischen Schätzen und den seltensten Manuscripten. Auch befindet sich in derselben eine reiche Sammlung von Münzen und Medaillen. Die Bibliothek des Nationalinstituts ist klein aber erlesen. Noch sind die Bibliothèque Mazarine, die de l'Arsenal, die der école des mines, der cour de cassation anzuführen. Auch die Kammer der Deputirten und die Kammer der Pärs, sind mit ansehnlichen Büchersammlungen ausgestattet. Ueber das Museum der Künste im Louvre, s. d. Art. Das Museum für Naturgeschichte, das reichste seiner Art in Europa, ist in den Gebäuden des Pflanzengartens aufgestellt. Die Ausdehnung dieser Sammlung, die Seltenheit und der Reichthum vieler der hier aufgestellten trefflich erhaltnen Naturerzeugnisse, und die geschickte Anordnung und Aufstellung des Ganzen verdienen das größte Lob. Nicht minder verdient der Pflanzengarten selbst und die in demselben befindliche Menagerie die größte Aufmerksamkeit und Beachtung des Fremden. Das Museum der franz. Monumente, das Le Noir seine Entstehung verdankte, war bestimmt, die Kunstdenkmäler aus der franz. Geschichte, welche sich in Klöstern, Kirchen und öffentlichen Gebäuden befanden, vor der revolutionären Wuth zu bewahren und befanden sich solche hier sehr sinnig nach den Zeitaltern geordnet (und dadurch auch die Fortschritte der Künste bezeichnend) und aufgestellt. Nach der Restauration Ludwigs XVIII., haben aber viele der alten historischen Familien Frankreichs die ihnen eigenthümlich zugehörenden Denkmale (meist auf Familien-Verhältnisse Bezug habend) zurückgenommen und dies Museum hat daher an Interesse viel verloren. Das Conservatorium der Künste und Gewerbe ist für jeden Techniker höchst belehrend und darf von Keinem unbeachtet bleiben.

VII. Literatur, literarische und wissenschaftliche Anstalten. Paris ist eben so sehr in der Literatur die Hauptstadt von Frankreich, als in der Regierung. An der Spitze der öffentlichen franz. literarischen Anstalten, ist vor allen das Nationalinstitut zu stellen. Wir widmen demselben einen eignen Artikel (s. Nationalinstitut). Das Bureau des longitudes, besteht aus den ausgezeichnetsten Astronomen und Geometern. Außerdem enthält Paris viele gelehrte Gesellschaften, die sich mit der Kultur einzelner Wissenschaften beschäftigen, z. B. mit Medizin, Chirurgie, Landwirthschaft, den schönen Künsten, der Industrie ꝛc. Die pariser Universität ist eine sehr alte Anstalt und obgleich durch die Revolution aufgehoben, ist sie bereits unter Napoleon wieder hergestellt worden. Sie ist in 5 Fakultäten vertheilt: in die theologische, die für Rechtswissenschaften, in die medizinische, in die philologische und endlich in die für die Naturwissenschaften. Die Vorlesungen sind unentgeltlich; die Zahl der Studenten beträgt an 4000. Paris enthält außerdem vier große Lyceen oder Gymnasien, Colléges genannt. Es sind die Ludwigs XIV., Heinrich IV., das Collége Bourbon und das Carl des Großen. Noch ist hier das Collége royal de France anzuführen, mit Professoren für Mathematik, Astronomie, Chemie, Geschichte, Gesetzgebung, orientalische Sprachen ꝛc., alles nach einem großen Maßstabe und einer deutschen Universität an Bedeutung ähnlich. Die Spezial-Schule für Medizin und Chirurgie ist auch eine wohl dotirte und begünstigte Anstalt. Im Pflanzengarten und bei dem Museum der Naturgeschichte, werden, von dazu angestellten Professoren,

in 13 verschiednen Coursen, Vorlesungen über Zoologie, Mineralogie, Geologie, Botanik ꝛc., gehalten. Dieser ist noch die Spezialschule für die schönen Künste beizuzählen. Die Normalschule ist bestimmt, Lehrer für die Secondärschulen im ganzen Reiche zu bilden. Die Militärschule ist zur Erziehung von 500 jungen Leuten bestimmt, deren Väter im Dienste für's Vaterland gestorben sind. Die vortreffliche polytechnische Schule, eine Lieblings-Schöpfung Napoleons, ist der Bildung von Ingenieurs, Architekten ꝛc., gewidmet. Auch die Veterinärschule, zu Alfort, ist hieher zu zählen. Privatvereine, die sich zu literarischen Zwecken gebildet, gibt es vielerlei Art und in verschiednen Abstufungen und von verschiednen politischen Farben. So ist die Societé des bonnes lettres der reinen Monarchie zugewendet, das Athenée de Paris den constitutionellen und den liberalen Ideen. Daß es für Journal- und Zeitungslectüre zahllose Privatanstalten gebe, läßt sich denken. Eine der bedeutendsten, besonders für englische Zeitungen und englische Journalistik, ist die von Galignani. Für die deutsche Zeitungslectüre und Journalistik, befindet sich aber keine gut besorgte Anstalt dieser Art.

VIII. Handel und Gewerbe. Die pariser Manufakturen bestehen vorzüglich aus Luxus-Artikeln, haben in diesen aber einen hohen Grad von Vollkommenheit und Wohlfeilheit erreicht, so daß ihr Absatz nach allen Theilen von Europa und nach den andern Welttheilen sehr bedeutend ist. Zu den wichtigsten Zweigen der pariser Manufakturen, sind vor allen Dingen die Juwelir-, Gold- und Silberarbeiten zu zählen, da sich solche durch Geschmack, zierliche Arbeit und niedrige Preise auszeichnen. Uhren und Bronzearbeiten gehören ebenfalls zu den stärksten Ausfuhrartikeln und zu solchen, in welchen Niemand, besonders in den letztern nicht, mit den pariser Fabrikanten wetteifern kann. Porzellan ist ein dritter Fabrikationszweig, worin es die pariser Fabriken allen andern, durch die schönsten Formen, die geschmackvollsten Verzierungen, Malereien und die niedrigsten Preise zuvorthun. Außerdem werden feine Blechwaaren (als Lampen), lakirte Artikel, künstliche Blumen, mathematische Instrumente, feine Glas- und Kristallartikel (wie Kronleuchter), plattirte- und Lederwaaren (wie Pferdegeschirre), die zierlichsten Tischlerarbeiten, auf das vortrefflichste verfertigt. Fußteppiche (von den Gobelins an, die man nur in den Gemächern fürstlicher Personen, als Geschenke der franz. Regierung, findet, bis zu den gemeinsten herab, deren sich der Handwerker in seinem Festgemache bedient), werden in großer Menge verfertigt. Es gibt zahlreiche Kattundruckereien, unter denen sich die zu Jouy von Oberkampf vor allen andern auszeichnen, welche die englischen an Haltbarkeit der Farben, und an Geschmack in den Mustern, weit übertreffen. Einer der Hauptartikel des pariser Handels dieser Art, besteht in allem was zum Frauenputz gehört. Seit einem Jahrhundert und länger hat Paris darin der Welt Gesetze gegeben und wenn auch in neuerer Zeit London ihm darin den Zepter schien entreißen zu wollen, so hat sich doch bald alles wieder den Vorschriften unterworfen, welche darin zu jeder Jahreszeit, von der Hauptstadt an der Seine ausgehen, und sich bald über ganz Europa verbreiten. Ein wichtiger Industrie-Zweig andrer Art, sind der Buchhandel und die Buchdruckereien. Was den Verlagshandel mit Werken der ältern und neuern franz. Literatur betrifft, so ist dieser für ganz Frankreich, sowol was die Fabrikation, als was den Vertrieb im Großen anbetrifft, bloß auf Paris beschränkt, das auch allein den Handel mit dem Aus-

lande wahrnimmt. Die Buchdruckereien sind in Paris ebenfalls von der höchsten Wichtigkeit, und es wird jetzt, selbst London nicht ausgenommen, nirgends schöner gedruckt, als in den Officinen Didot's, Crapelet's und andrer pariser Druckerherren.

9. Oeffentliche Belustigungen. Sitten. Beide diese Gegenstände gleichen in Paris wesentlich denen in den andern europäischen Hauptstädten. Der jetzige Redacteur dieses Art. stimmt aber dem Bearbeiter desselben in den frühern Auflagen dieses Werks keineswegs bei, wenn dieser die franz. Hauptstadt im Ganzen als den „Tummelplatz der wildesten Frivolität" und der „übermüthigsten Ausgelassenheit" darzustellen suchte. Daß unter einer Volksmenge von beinahe 750,000 Menschen, unter welchen sich 40 bis 50,000 Fremde befinden, die sich zu ihrem Vergnügen in Paris aufhalten, sich viele sehr Verderbte befinden müssen, die auf die Sitten sehr nachtheilig zurückwirken werden, spricht eben so für sich selbst, als daß es sehr unbillig wäre, die Sitten von Paris nach den Promenaden der Freudenmädchen des Palais royal in den von der Polizei dazu eingeräumten wenigen Abendstunden beurtheilen zu wollen. Die Pariser selbst werden in solchen groben Netzen auch weniger gefangen, als die zahlreichen Fremden, welche diese Art des Vergnügens häufig mehr zu suchen als zu fliehen pflegen. In den höchsten Ständen gleicht oder ähnelt sich die Gesellschaft in ganz Europa: große Abgeschliffenheit der Form, strenge Beachtung des Schicklichen, kluge und geschickte Verhüllung alles dessen, was man begehen will, die Convenienz aber als nicht zulässig und unerlaubt erklärt; dies sind ihre Gesetze. In den wohlhabenden mittlern Ständen herrschen in Paris, wie in ganz Frankreich, in der Mehrzahl der Familien strenge und edle Sitten, ja viel strengere, als bei uns. Man erlaubt sich in Deutschland viel, das in Frankreich von der öffentlichen Meinung gar nicht geduldet wird. Auch in den untern Ständen und in der dienenden Klasse findet man keineswegs eine solche Verwilderung, als oft angenommen wird, und die Ausschweifungen der Revolution uns wol haben glauben machen. Heitrer, leichter Sinn, Witz, ausgebildeter gesunder Menschenverstand, Klugheit und Anstelligkeit charakterisiren im Allgemeinen den Franzosen; den Pariser insbesondre, vorzüglich in den höhern und mittlern Ständen, eine größre Feinheit, größre Grazie in der Erscheinung und im gesellschaftlichen Verkehr, und mehr literarische und künstlerische Bildung. Hat übrigens die Revolution uns in Paris große Greuelthaten vor Augen geführt, so hat sie hier auch große Tugenden entwickelt. Im Ganzen wird wol von Niemand geleugnet werden, daß der Charakter des franz. Volks durch die Revolution vermittelst der neuen, bessern und größern Interessen, die sie in die Gesellschaft geführt, sich gehoben und veredelt hat, und die, dem Wesen der Franzosen früher eigne Kleinlichkeit in einer ernsten und großartigen Zeit einem ernstern Sinne gewichen ist. Man frage darüber die Geschichte, und beobachte selbst mit Unbefangenheit. — Wir erwähnen zum Schlusse dieses Absatzes noch der größern Theilnahme der pariser Frauen an allem geschäftlichen Lebensverkehr, als es in Deutschland der Fall ist. Auch möchten wir den unsrigen die Fähigkeit, sich in diesen Lebens- und Geschäfts-Verkehr so zu finden, als jene es verstehen, wol absprechen. Dagegen wälzt man freilich die mütterlichen Sorgen leichter von sich ab, indem die Mehrzahl der pariser Mütter ihre Kinder bald nach der Geburt zur Erziehung

auf's Land schickt, wo sie freilich körperlich besser gedeihen sollen, als im elterlichen Hause, wo nicht selten mehr auf Verziehung, als auf Erziehung hingewirkt wird.

10. Literatur über Paris. Der über Paris geschriebnen Bücher gibt es so viele, daß sich über diese Literatur wieder ein eignes Buch schreiben ließe. Zu den besten franz. gehört: Dulaure's Histoire de Paris; dessen Description de Paris; Mercier's Tableau de Paris (sehr geistreich und voller Witz, aber veraltet); Jouy's Moeurs de Paris (unter den Titeln: l'Hermite de la Chaussée d'Antin; le franc parleur u. s. w., ein Werk, das seines romantischen und humoristischen Anstrichs unerachtet, in einzelnen Zügen ein getreues Bild der pariser Sitten darbietet, und höchst anziehend ist); Landon's Description de Paris und zahlreiche andre Schriften dieser Art, wohin namentlich die jährlich unter immer neuen Formen wiederkehrenden Itineraires, Wegweiser, Panorama's u. s. w. gehören. Von deutschen Schriften über Paris führen wir an: Friedrich Schulz über Paris und die Pariser. Erster Band (ist leider unvollendet geblieben); Reichardt's Briefe aus Paris, 2 Bände; Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 3 Bde.; des Domherrn Meyer's Fragmente aus Paris; dessen spätere Briefe aus der Hauptstadt Frankreichs. Ein gründliches deutsches Werk über die Geschichte von Paris, seine statistischen Verhältnisse und seinen gesellschaftlichen, und moralischen Zustand, bliebe noch zu schreiben. Die Aufgabe ist aber schwer. —k—

Paris; Einnahme im J. 1814. Die Einnahme von Paris am 31. März 1814 war der Enderfolg des Feldzugsplans der Verbündeten und der Kriegsereignisse seit der Schlacht am 9. und 10. März, und nach der Auflösung des Congresses zu Chatillon (vergl. diesen Art., welcher zugleich den Ueberblick des zweiten Theils dieses Feldzugs, von der Schlacht bei Brienne an, enthält) bis zu der Schlacht vor Paris am 30. März 1814. — Nach dem Verluste der Schlacht bei Laon ließ Napoleon die Marschälle Mortier und Marmont bei Soissons stehen, um die schlesische Armee unter Blücher an der Aisne zu beobachten, während er sich mit seinem etwa 20,000 Mann starken Heer in vier Abtheilungen gegen die Aube wandte, um die von Sons bis Sezanne auf einer Linie von dreißig Stunden zerstreut stehenden Heerhaufen von Schwarzenberg's Armee zu überfallen und einzeln zu schlagen. In dieser Absicht zog er eiligst an der Spitze der ersten Abtheilung über Rheims, das er, nach einem glücklichen Gefechte am 13, in welchem der Anführer der russischen und preußischen Truppen, Graf von St. Priest, tödtlich verwundet worden war, am 14. mit Capitulation nahm, nach Chalons, wo sich Macdonald mit ihm vereinigte; dann ging er bei Epernai über die Marne, und führte hierauf sein Heer am 19. März bei Plancy über die Aube, um den rechten Flügel der Hauptarmee anzugreifen, die Stellung Schwarzenberg's an der Aube zu durchbrechen, dessen übrige Heerhaufen an der Seine abzuschneiden, und dadurch die Hauptarmee zur Räumung der Champagne zu nöthigen. Hätte er statt dieses Angriffsplans sich auf die Vertheidigung des Landes zwischen der Seine und Marne beschränkt, nnd wäre er über Provins nach der Yonne gezogen: so würde er daselbst alle seine Streitkräfte haben vereinigen können. Denn während Napoleon sich gegen Blücher gewendet, und diesen nach Soissons hingetrieben hatte, war die Hauptarmee unter Schwarzenberg sogleich wieder vorwärts gegangen. Der Feldmarschall hatte nämlich durch

den Sturm bei Bar für Aube gegen Oudinot, am 27. Febr, den Uebergang über die Aube erzwungen, Troyes aber, das nur 11 Stunden von Bar für Aube entfernt iſt, erſt am 4. März beſetzt. Am 15. endlich hatte auch Macdonald, von den Würtembergern und Giulay gedrängt, über Nogent und Bray auf das rechte Seineufer zurückweichen müſſen. Zu gleicher Zeit ließ Schwarzenberg Sens beſetzen; er ſtand jetzt näher an Paris, als Blücher. Um jedoch Napoleon von ſeiner Hauptſtadt zu entfernen, drang er nicht weiter vor, ſondern zog mit ſeiner ganzen Macht an die Seine, von wo er entweder Napoleon am rechten Ufer angreifen, oder Blüchern beiſtehen konnte. Als er nun am 14. Abends die Nachricht von Blücher's Siege bei Laon erhalten hatte: ſo ließ er zwar am 15. den Feind in den Wäldern am rechten Seineufer angreifen, wandte ſich aber ſchnell die Aube aufwärts, weil ihm Tettenborn's Reiter meldeten, daß die feindliche Hauptmacht von Rheims her an die Marne vorrücke. Er vereinigte daher jetzt ſeine Truppen bei Troyes, und zog ſie, als Napoleon am 19 auch über die Aube gegangen war, zwiſchen dem linken Ufer dieſes Fluſſes und dem rechten Ufer der Seine zuſammen. So geſchah es, daß er mit 90,000 Mann am 20. März bei Arcis für Aube auf Napoleon ſtieß. Schwarzenberg griff an; der Kampf dauerte von Mittag bis um Mitternacht, und die Verbündeten behaupteten den Wahlplatz. Napoleon wagte nicht, am 21. die Schlacht wieder anzunehmen, ſondern beſchloß jetzt, ſich auf die Verbindungslinie des Hauptheeres zu werfen, um die Alliirten an ihren innern Seiten aufzurollen und ſie durch Ueberflügelung zum Rückzuge zu zwingen. Er hätte dann die Beſatzungen der Feſtungen in Lothringen und Elſaß mit ſich vereinigt, und durch den überall ſeit dem 6ten März ſchon aufgebotnen Landſturm das feindliche Heer in die allergefährlichſte Lage gebracht. In dieſer Abſicht trat er am 21. Mittags, im Angeſicht des Feindes, den Marſch in dem Rücken des Feindes über Vitry an. Als aber der entſchloſſene Commandant dieſes Platzes, der von 5000 Preußen und Ruſſen mit 40 Kanonen beſetzt war, der Oberſt von Schwichow, die Uebergabe verweigerte, ging er bei Frignicourt über die Marne, und zog nach St. Dizier; ſeine Nachhut unter Oudinot und Sebaſtiani, welche, von dem andringenden Feinde überwältigt, Arcis am 21. Abends nach einem mörderiſchen Kampfe räumen mußte, folgte ihm nicht ohne Verluſt in der Nacht vom 22. zum 23, und erreichte am 24. Doulevent, wo ſich der Landſturm von Lothringen und Hochburgund mit ihr vereinigte, während Napoleon ſelbſt, deſſen Heer jetzt 60,000 Mann zählte, nach Chaumont zog, und auf ſeinem Marſch die Zufuhr und die Eilboten der Verbündeten auffing. Aber ſchon hatte Schwarzenberg die Abſicht des franzöſiſchen Kaiſers errathen, und in dem Hauptquartiere zu Pougy, wo ſich Alexander und Friedrich Wilhelm befanden, den Plan gemacht, ſich Vitry zu nähern, um Blüchern die Hand zu reichen, und ſodann, mit ihm vereinigt, ehe noch Napoleon zurückkommen könne, auf Paris zu marſchiren. Ein vom General Tettenborn aufgefangner Brief des franzöſiſchen Kaiſers an ſeine Gemahlin, der den Plan deſſelben ganz enthüllte, befeſtigte den Oberfeldherrn noch mehr in ſeinem Entſchluſſe. Ungeachtet nun das Hauptheer auf ſeiner Verbindungslinie mit dem Oberrheine bereits umgangen war: ſo wurde dennoch, weil die am 19. durch die Armee des Prinzen von Heſſen-Homburg bewirkte Einnahme von Lyon den Rücken der Hauptarmee, gegen die Schweiz hin

sicherte, Schwarzenberg's Entwurf, dessen Ausführung gewissermaßen schon begonnen hatte, in dem Kriegsrathe der alliirten Monarchen am 23. genehmigt. Schwarzenberg bewies nämlich, daß Napoleons eben so kühner als kluger Marsch (ähnlich seinem Marsche von Trient nach Bassano im J. 1796) unter den gegenwärtigen Umständen ein politischer Fehler sei, den man benutzen müsse, da, allen Nachrichten zufolge, in Paris eine mächtige Partei gegen Napoleon sich gebildet habe, die den Plan der Alliirten begünstigen werde. Ueberdies hätten 200,000 Mann ein solches Manövre, von 60,000 M. ausgeführt, nicht zu fürchten. Doch begab sich der Kaiser Franz von Bar für Aube rückwärts über Chatillon nach Dijon, um der Südarmee näher zu sein. Unterdessen war auch die schlesische Armee unter Blücher am 23. über Rheims an die Marne herangezogen, und Schwarzenberg entwarf nunmehr, auf den Höhen von Sommepuis, am 24. um 10 Uhr Morgens, die Alles entscheidenden Anordnungen zu dem Marsch gegen Frankreichs Hauptstadt, worauf Blücher von Chalons über Montmirail in Gewaltmärschen nach Meaux eilte, Schwarzenberg aber von Vitry über Sezanne dieselbe Richtung nahm. Winzingerode ward mit 8000 Pferden und 46 Kanonen, unter Czernitscheff und Tettenborn, dem Kaiser nachgesendet, damit dieser glaube, die ganze Armee verfolge ihn Zu spät sah sich Napoleon in seiner Erwartung, daß die Verbündeten ihm nachziehen und im Lande des Aufstandes und des Mangels ihren Untergang finden würden, völlig getäuscht; er selbst war jetzt von seiner Hauptstadt und von seinen Ergänzungstruppen, so wie von den zwischen der Seine und Marne stehenden Heerhaufen abgeschnitten. Denn die Heertheile von Marmont nnd Mortier, welche ungefähr 28,000 Mann stark, am 22. bei Chateau-Thierry über die Marne gegangen waren, und jetzt, um zu Napoleon zu stoßen, von Fere Champenoise her nach Vitry marschirten, trafen am 25. auf die Vorhut der Hauptarmee. Von allen Seiten plötzlich angegriffen, wurden sie völlig geschlagen, und zogen sich in Unordnung nach Paris zurück, wo sie durch die Truppen des Generals Compans verstärkt, die Höhen von Belleville und Montmartre besetzten. Zwei Divisionen, Pactod und Amey, die 6000 Mann stark, über Montmirail von Vertüs nach Vatry einen Zug mit Kriegsbedarf zu Napoleon führten, wurden an demselben 25. März von Blücher nach Fere Champenoise hingeworfen, umringt, und als sie sich durchschlagen wollten, nach der tapfersten Gegenwehr, theils vernichtet, theils gefangen. (S. d. Oberstlieut. Wieland Bericht in den Ueberlieferungen, Mai 1822). Die Franzosen verloren in der Schlacht bei Fere Champenoise 5000 Mann an Todten, 10,000 an Gefangnen, 60 Kanonen u. s. w Nun zogen die Verbündeten über Leichen und Heertrümmer hin, durch einzelne kleine Gefechte nicht aufgehalten, gegen Paris. Blücher, dessen Vorhut bei dem Dorfe Claye am 28. ein ziemlich heftiges Gefecht mit dem General Compans bestanden hatte, erreichte Meaux noch an demselben Tage; am folgenden hatten die Monarchen und Schwarzenberg ihr Hauptquartier zu Clichy und Blücher zu Villepinte. An demselben 29 März verließ die Kaiserin-Regentin, mit ihrem Sohne, Paris, und begab sich nach Tours. König Joseph aber foderte, als Generallieutenant des Kaisers und als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, die Pariser zur nachdrücklichsten Vertheidigung auf, indem der Kaiser zum Entsatze heraneile. Auch waren auf Na-

poleons Anordnung die Zugänge von Paris besetzt worden. Fürst Schwarzenberg dagegen ließ einen Aufruf ausstreuen, daß Paris selbst zum Frieden von Europa die Hand bieten möchte. Allein die Waffen sollten entscheiden. Dreißigtausend Mann unter Mortier, Marmont und Compans, mit 150 Kanonen, hielten die verschanzten Höhen vor Paris, in einem Halbkreise von Charenton und Nogent an der Marne bis Neuilly an der Seine, besetzt; gegen sie zogen nach und nach 120,000 Mann heran. Die Baiern unter Wrede und der Heertheil von Sacken, waren als Nachhut bei Meaux und Trilport stehen geblieben, um den Rücken der vereinigten Heere zu decken. Am 30. mit Anbruch des Tages begann der letzte Kampf. Die Franzosen versuchten den Russen die Dörfer Pantin und Romainville wieder zu entreißen; aber nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es der Hauptarmee, die Höhen von Belleville zu nehmen, und Barclay de Tolly schlug das feindliche Mitteltreffen unter dem General Compans bei dem Dorfe Lavillette, das zuletzt Prinz Wilhelm von Preußen und Woronzow mit Sturm nahmen, während die Würtemberger und Guilay über Neuilly an der Marne und Nogent für Marne gegen Vincenne vordrangen, wo die Abtheilung des Gen. Maj. Prinz von Hohenlohe die Brücke von Charenton erstürmte, in deren standhaften Vertheidigung 150 Zöglinge der Veterinärschule von Alfort den Tod für das Vaterland starben. Gleichzeitig war die schlesische Armee (Kleist, York und Langeron) unter Blücher über St. Denis heran gezogen; sie nahm sofort an dem Kampfe Theil, und Gen. Lieut. Langeron erstürmte Nachmittags um 3 Uhr den Montmartre. Unterdessen hatte aber bereits der von Schwarzenberg bei Belleville an die Barrieren von Paris zurückgedrängte Marmont einen Waffenstillstand vorgeschlagen (Napoleon machte ihm deshalb den Vorwurf, daß er Paris und Frankreich verrathen habe), der um 3 Uhr zu Stande kam. Hierauf begaben sich um 6 Uhr Abends die Grafen Nesselrode, Orloff und Paar nach Paris, wo die Bedingungen der Uebergabe am 31. des Morgens um 2 Uhr abgeschlossen wurden. Die Corps von Marmont und Mortier sollten um 7 Uhr aus Paris abziehen, die Feindseligkeiten aber vor 9 Uhr nicht erneuert werden; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. So fiel Paris, das seit 1420, wo Heinrich V., König von England, seinen Schwiegervater, den König von Frankreich, Karl VI., dahin zurückführte, keine fremden Truppen in seinen Mauern gesehen hatte, zum ersten Mal in Feindes Hand. Am 31. März um 11 Uhr hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen, an der Spitze von 36,000 Mann, unter dem Freudengeschrei der Menge, ihren Einzug in Paris. Zugleich vernahmen sie den Ruf: Es leben die Bourbons! Hierauf erließ der Kaiser Alexander an demselben Tage, Nachmittags um 3 Uhr, eine Erklärung, daß die verbündeten Souveräne mit Napoleon nicht unterhandeln, daß sie Frankreichs alte Grenzen unversehrt erhalten und die Constitution, welche die französische Nation sich selbst geben würde, anerkennen wollten. — Das siegreiche Heer beobachtete in Paris die strengste Mannszucht. Der Einwohner Ruhe und Sicherheit wurde durch nichts gestört, obgleich die eingerückten Truppen erst in der Nacht zum 1. April Brod und Verpflegung erhielten. Dieser Sieg bei Paris hatte den Verbündeten 9000 Mann an Todten, darunter 187 Offiziere, gekostet; die Franzosen verloren 4000 Mann, ohne die Gefangnen, und 109 Kanonen. — Unterdessen

war Napoleon von Doulevent am 26. plötzlich nach St. Dizier zurückgegangen, um dem verbündeten Heere, von dem er sich verfolgt glaubte, eine Schlacht zu liefern. Da stieß Oudinot am 26. auf Winzingerode's Vorhut unter Tettenborn, und warf diesen auf Vitry, jenen auf Bar le Duc zurück. Am 27. schloß Napoleon Vitry ein; hier erfuhr er die Niederlage von Marmont und Mortier, und den Marsch der Verbündeten nach Paris, konnte aber das letztere nicht glauben, sondern hielt Winzingerode's Heerhaufen für ein Seitencorps. General Amey hatte ihm nämlich keine Nachricht von dem Marsche der Verbündeten gegeben, oder geben können, und Napoleons Generalstab war damals nicht aus thätigen und sorgfältigen Männern zusammengesetzt. Statt also auf dem kürzesten Wege über Sezanne den Verbündeten nachzueilen, kehrte er über St. Dizier nach Vassy zurück, und war am 29. über Doulevent hinaus, bis Doulancourt für l'Aube marschirt, als er endlich Nachricht aus Paris erhielt. Sogleich sandte er den General Dejean in die Hauptstadt mit dem Befehle, Paris nicht durch eine hartnäckige Vertheidigung in Gefahr zu setzen. Doch kaum hatte er in einem doppelten Marsche über Bar für Aube Troyes erreicht: so schickte er von hier den Befehl nach Paris, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Rasch zog er nun am 30. mit seinem Heere, das auf 70,000 Mann angewachsen war, auf dem linken Seitenufer über Sens nach Fontainebleau. Am 31. erreichte er selbst la Cour de France und Juvisy, vier Stunden von Paris, ging aber, als er die Uebergabe der Hauptstadt erfuhr, wieder nach Fontainebleau zurück, wo er am 1. April sein letztes Bülletin erließ, nach welchem er den Krieg fortzusetzen entschlossen war, indem die aus Paris abgezognen Corps von Marmont und Mortier in der Stellung bei Essonne ihm die Hand reichten. Allein die Einnahme von Paris hatte Frankreichs Willen und Streitkraft gelähmt. Schon am 2. April sprach der Senat Napoleons Absetzung aus. Darauf unterwarf sich Marmont mit seinem Corps am 4. den Beschlüssen der provisorischen Regierung. Endlich unterzeichnete Napoleon am 11. seinen Abdankungs-Vertrag, worauf der allgemeine Waffenstillstand vom 23., der die gegenseitige Räumung der Festungen und Frankreichs betraf, die Rückkehr Ludwigs XVIII. am 3. Mai, und den pariser Frieden am 30 May 1814 zur Folge hatte. Was würde dagegen geschehen sein, wenn Paris sich zweimal vier und zwanzig Stunden länger vertheidigt hätte? Man hat den Kriegsplan der Verbündeten und noch mehr den Gang des Feldzugs selbst vielfach getadelt. Doch läßt sich der strategische Entwurf des ganzen Feldzugs von 1814, und die Wahl der zur Erreichung des Hauptzwecks angewandten Mittel nur dann richtig beurtheilen, wenn man die geheimen, darauf mit einwirkenden Triebfedern kennt, und hiedurch auf denjenigen Standpunkt gestellt ist, auf welchem sich der Oberfeldherr bei der stufenfolgen Entwickelung der Begebenheiten befand. Auf der andern Seite ist so viel gewiß, daß Napoleon, obgleich auch in seinem Feldzugsplane Manches durch die außerordentliche Lage, in welcher er handeln mußte, nicht ganz befriedigend erklärt werden kann, sein Talent als Feldherr, und seine Kunst, sich angriffsweise zu vertheidigen, so lange er mit seinem kleinen Heere die Centralstellung festhielt, und gegen die doppelten Heersäulen des Feindes eine innere Linie bildete wodurch er Vortheile über die sechsfache Ueberzahl errang, indem er ihn mit seinen Kerntruppen bald hier,

bald dort überfiel, nie ſo glänzend und ſo glorreich bewährt hat, als in dem Feldzuge von 1814. (Vgl. die Beiträge zu der Geſchichte des Feldzugs in Frankreich in d. J. 1814 ff. [unter dem Kronpr. von Würtemberg] von d. Offizieren d. königl. Würtemb. Gen. Q. Stabs. Stuttg. 3 Hefte mit Planen; Prokeſch's Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſch. Schwarzenberg. Wien 1823, und Koch: Mém. p. serv. à l'hist. de la Camp. de 1814. Par. 1819. 2 vol.) K.

Paris; Einnahme von, im J. 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Bourbons, und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das ſtaunenswerthe Ereigniß möglich, daß der kaum vor Jahresfriſt vertriebne Buonaparte, ohne auf nennenswerthen Widerſtand zu ſtoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marſchirte, und den Thron von Frankreich zum zweitenmale beſtieg. Nach der Schlacht von Belle-Alliance war dem Marſchall Davouſt der Oberbefehl über das etwa 60,000 Mann ſtarke Heer übertragen worden, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und öſtlichen Seite ſchwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, ſondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verſchanzungen, mit vieler Artillerie beſetzt, geſichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf dieſe große verſchanzte Stellung zweifelhaft, ein ungeheurer Menſchenverluſt aber gewiß blieb. Die preußiſche Armee traf am 29. Jun. vor dieſen Linien ein; am 30. hatten die beiden Feldmarſchälle (Blücher und Wellington) eine Unterredung zu Goneſſe, in welcher beſchloſſen ward, daß die engliſche Armee vor den Linien ſtehen bleiben, die preußiſche unterhalb der Stadt über die Seine gehen und ſie von Verſailles her angreifen ſollte. Dadurch ward jene ganze Befeſtigung unnütz, indem entweder Paris an ſeiner ſchwächſten Seite angegriffen, oder durch Abſchneidung aller Lebensbedürfniſſe, die es aus der Normandie zieht, zur Uebergabe gezwungen ward. Dieſem Beſchluß gemäß marſchirte am Abend des 30. das 1. und 3. preußiſche Corps rechts ab nach St. Germain, das 4te blieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Stellung; am 2ten Jul ging das 3. Corps über Verſailles nach Pleſſis Piquet, das 1. über Vaucreſſon und Sevres nach Meudon; das 4. als Reſerve nach Verſailles. Der Feind war bei Sevres und Pleſſis Piquet bis nach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Iſſy beſetzt. — In einem, zu Paris gehaltnen Kriegsrathe waren faſt alle Anführer darin einſtimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten ſei. Um indeß das Letzte zu verſuchen, drang am Morgen des 3. Vandamme noch mit 10,000 Mann vor, und begann den Angriff auf Iſſy; er ward nach einem mehrſtündigen blutigen Gefecht zurückgeworfen, und die Uebergabe der Stadt nun ſogleich beſchloſſen. — In St. Cloud kam noch an dieſem Tage die Capitulation zu Stande, nach welcher das franzöſiſche Heer Paris binnen drei Tagen räumen, binnen acht Tagen hinter der Loire ſein, den 5. Jul. der Montmartre, den 6. alle Barrieren übergeben werden ſollten. Am 7. Jul. zog das 1. preuß. Corps durch die Barriere der Militärſchule, ein Theil des engl. Heeres durch die von St. Denys ein; am folgenden Tage langte Ludwig XVIII. wieder in ſeiner Hauptſtadt, am 10. der Kaiſer von Rußland und König von Preußen dort an; die vom Oſten herandringenden Heere trafen bald nachher ebenfalls ein, und ſo ſo ſah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweitenmale ein euro-

päiſches Heer ſiegreich in ſeiner Hauptſtadt verſammelt. Vieles, was der erſte pariſer Friede unberückſichtigt gelaſſen hatte, ward nun beachtet; die früher geraubten Kunſtwerke wurden nun zu großem Verdruß des eiteln Volkes zurückgenommen, und in dem am 20. November geſchloſſenen Frieden Stipulationen feſtgeſtellt, welche die Ruhe von Europa für längere Zeit zu ſichern ſcheinen. M. B.

Pariſer Theater. Zu den erſten und vorzüglichſten Annehmlichkeiten der Hauptſtadt Frankreichs ſind die Theater zu zählen. Dadurch, daß ihrer eine bedeutende Zahl und in der verſchiedenſten Art da ſind, findet Jeder ſeine Rechnung bei dem einen oder andern, inſofern theatraliſche Beluſtigung für ihn nur irgend einen Reiz hat. Alle Fremden daher, die Paris beſuchen, bringen einen großen Theil ihrer Zeit in den Theatern zu, und ſie bleiben meiſt eine ihrer angenehmſten Zurückerinnerungen, wenn eine genaue Kenntniß der Sprache ihnen den Genuß aller Feinheiten derſelben möglich macht, und ſie ſich einmal an die Eigenthümlichkeiten der franz. Theater-Diction gewöhnt haben. Wir widmen ihnen daher auch dieſen beſondern Artikel.

Die Geſchichte der franz. Schauſpielkunſt iſt in dem Art. Franzöſiſches Theater im 3. Bande behandelt worden. Von ihrem Charakter wollen wir hier nur im Allgemeinen anführen, daß er im höhern Luſtſpiel, im lyriſchen Luſtſpiel (der ſogenannten komiſchen Oper) und in den leichtern Intrigueſtücken wol unnachahmlich iſt, daß aber auch die höhere Tragödie, ungeachtet ihres oft unnatürlichen Pathos und der ſteifen, abgezirkelten Förmlichkeit des mimiſchen und recitirenden Darſtellungsſtyls des Franzoſen, viele weſentliche und nachahmungswerthe Vorzüge vor unſrer deutſchen Bühne hat. Der Ausländer wird auch bald den beſſern Geſchmack der Pariſer in Allem, was zum Bühnenweſen gehört, wahrnehmen. Mit der Einfachheit und Würde, die bei der Darſtellung eines franz. Trauerſpiels und der höhern franz. Comödie unerläßliche Bedingungen ſind, würde in Deutſchland kein Publikum lange zufrieden ſein. Der Pariſer iſt es in ſeinem erſten Theater ſtets, in welchem er (die ſparſamen Neuigkeiten im gleichen Styl abgerechnet) nichts anders ſieht, als die ewig wiederkehrenden Darſtellungen der Meiſterwerke ihrer klaſſiſchen Dichter, wenn nur die Schauſpieler in der Darſtellung ſelbſt ihm genügen. Aber hier iſt ſein Urtheil ſtrenge und ſeine Critik ſcharf. Das Andenken an die großen Talente, welche die franz. Bühne von jeher beſaß, hat ſich beim Publikum erhalten; die Art ihrer Darſtellung iſt ihm durch Tradition überliefert, und es vergehen mehrere Generationen, ehe bei jüngern ſich erſt bildenden Künſtlern das Vergleichen mit ihren Vorgängern gänzlich aufhört. In keiner andern Hauptſtadt wird man auch wol ſo viel regelmäßige und tägliche Beſucher der Theater finden, als in Paris, und der Geſchmack des pariſer Publikums hat dadurch auch eine Sicherheit und einen ſo feinen und richtigen Takt erhalten, daß jeder dramatiſche Dichter ſich ſeinem Urtheile zu unterwerfen und ein zweimal mißfallendes Stück für immer von den Repertoires zu verſchwinden pflegt. Die Kunſtſtücke und Zudringlichkeiten, womit unſere deutſchen dramatiſchen Dichter ſich und ihre Werke oft geltend zu machen ſuchen, (mit Selbſtrecenſionen, erfundnen Berichten über Aufführungen, mit ewigen Vor- und Nachreden u. dgl.) ſind in Paris unbekannt, und würden ohne alle Wirkung bleiben. Falſcher und trügeriſcher Anlockungs-

mittel durch pomphafte Ankündigungen des Inhalts der Stücke oder ihres Spektakels bedient ſich keines der pariſer Theater. Selbſt in der Einfachheit ihrer Schauſpielzettel liegt etwas Großartiges; ſie enthalten nämlich außer der Angabe der Stücke nichts als die Namen der Schauſpieler ohne Angabe der Rollen, welche ſie darſtellen. Unnützes Gepränge findet ſich auf keiner guten franz. Bühne. Der Inhalt und der dramatiſche Werth kann allein das Glück eines Stücks machen. Der ausgebildete Geſchmack des Publikums ſichert den Dichtern und den Bühnenvorſtehern den Erfolg, wenn das dramatiſche Gedicht ſelbſt Beifall verdient. Noch wollen wir hier einer Seite der franz. Bühne erwähnen, die große Beachtung verdient, und bei der ſowol das deutſche als auch das engliſche Theater ſehr zurückſtehen müſſen: die höhere, ſittliche Tendenz und der Takt des Publikums, der alles Gemeine, Rohe, Niedrige augenblicklich bemerkt und auf das ſtrengſte rügt. Von Kotzebue's Stücken würden nur einzelne auf die franz. Bühne gebracht werden können; eben ſo wenig Stücke wie Müllner's Schuld, Albaneſerin u. dergl. In den pariſer Theatern iſt noch die große Anſtändigkeit zu rühmen, welche in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht und im Betragen gegen daſſelbe beachtet zu werden pflegt. Auch dürfen die öffentlichen Mädchen ihre Netze nicht zu offen auslegen, wenn ſie ſich nicht der polizeilichen Ahndung ausſetzen wollen. Wir erwähnen noch der großen Aufmerkſamkeit, welche man in allen Theatern der franz. Hauptſtadt findet. Der gemeine Lärm, den man in engliſchen und deutſchen Theatern ſo häufig findet, iſt hier nicht bekannt, und in ausgezeichneten Stücken entgeht den Zuhörern kein Laut. Für die äußere Ordnung beim Ein- und Ausgang iſt die Polizei ſehr thätig, und was den erſtern betrifft, ſo hat ſich ſtillſchweigend eine Sitte gebildet, die allem Gedränge vorbeugt. Jeder Neuzukommende, der in's Theater will, ſtellt ſich nämlich a la queue der ſchon zu gleichem Zweck Verſammelten, d. h. einer ſtellt ſich hinter den andern, und es dürfte Niemanden gerathen ſein, die ſo gebildeten Reihen, deren es oft mehrere gibt, die neben einander ſtehen, verlaſſen zu wollen. Beim Ausgange iſt für die Wagen die ſtrengſte Ordnung eingeführt. Es darf nach keinem gerufen werden, bis der Eigenthümer an der Thür zum Einſteigen bereit ſteht. Das Innere der pariſer Theater iſt nicht ſo reich aufgeputzt, als z. B. in den engliſchen; auch iſt die Erleuchtung nicht ſo glänzend, als in dieſen. In der Eintheilung der Logen haben die franz. Architekten großes Geſchick, und man befindet ſich in ihnen bequemer und ſieht beſſer, als in den meiſten Logen der deutſchen Theater. Dagegen ſind Parterre und Parket dem Fremden weniger zuſagend, als in Deutſchland, wo man ſich in den meiſten Theatern im Voraus wohlgelegne und bequeme Sperrſitze verſchaffen kann. Dies iſt jedoch neuerlich auch in einigen pariſer Theatern nachgeahmt worden. Wo dies noch nicht der Fall iſt, hat der einzelne Fremde große Noth, bei beliebten Stücken für ſich einen erträglichen Platz zu finden. Die erſten und beliebteſten Künſtler werden bei ihrem Erſcheinen auf der Bühne gemeiniglich durch ein lebhaftes Händeklatſchen bewillkommt. Die Sitte verbietet ihnen, dafür zu danken. Wird aber zu Ende einer Scene geklatſcht, ſo pflegt dafür von ihnen dem Publikum gedankt zu werden. Werden neue Stücke mit Beifall aufgenommen, ſo wird der Dichter oder der Verfaſſer verlangt, indem man ſich überzeugt

hält, daß er anwesend ist. Er wird nun auf die Bühne geführt, erhält allgemeines Zujauchzen, das er mit Bescheidenheit annimt, und sich zurückzieht. — Die Zahl der pariser Theater ist einem öftern Wechsel unterworfen. In der Revolution war die Zahl derselben einmal bis gegen dreißig gestiegen. Später wurde sie auf acht herabgesetzt. Gegenwärtig (1823) zählt man ihrer 14, die der Ehre der täglichen Anzeige im Courrier des Spectacles, dem Miroir, mit Angabe der Schauspieler, die in den angegebnen Stücken auftreten, theilhaftig werden. Die wichtigern pariser Theater erhalten von der Regierung bedeutende Unterstützungen. Die von der zweiten Klasse, vom Vaudeville an gerechnet, aber nicht. Diese sind meistentheils auf Aktien unternommen, und dem Glück und Unglück sehr ausgesetzt. Die Besoldungen der ersten Schauspieler (der Pfeiler der einzelnen Bühnen) sind sehr bedeutend, und steigen, wie bei Talma, nebst dem Ertrage ihrer Kunstreisen in die Provinzen, zuweilen auf 100,000 Fr. und mehr. Wir gehen jetzt zu den einzelnen Theatern über, wobei wir der Rangordnung folgen, die in den öffentlichen Blättern beobachtet wird, und die selbst von der Regierung anerkannt ist.

1. Die große Oper (oder Académie royale de Musique). Dieses Theater bietet einen schneidenden Contrast dar, mit dem, was wir vorhin von der Einfachheit der Darstellungen der franz. Bühne gesagt haben. Bei dieser ist vielmehr durch die reichsten Decorationen, durch ein zauberisches Ballet, durch die glänzendsten Costümes, die überraschendsten Maschinerien und ein an 200 Musiker starkes Orchester alles aufgeboten, um die Sinne zu entzücken. Die Kunstgattungen, welche hier dargestellt werden, sind die heroische franz. Oper mit eingewebten Ballets, die kleinere franz. opera seria und besondre pantomimische Ballets. Die Art des ernsten und großen franz. Gesanges wird dem an italiän. und deutsche Musik gewöhnten Ohr nie wohlthun, besonders wo er, wie hier, auf einen so großen Raum berechnet, so oft zur Uebertreibung wird. Die rhythmische Declamation und die Chöre wirken indeß immer ergreifend. Auf dieser Bühne sind die Opern von Gluck und Sacchini heimisch, und man wird sie auf keiner andern europäischen Bühne so vollendet vorgetragen und in die Scene gesetzt finden. Die in die großen Opern verwebten Tänze und die großen pantomimischen Ballets, die stets noch nach einer Oper gegeben werden, weshalb das Schauspiel auch gemeiniglich bis nach Mitternacht dauert, übertreffen an Vollendung, Reichthum und Schönheit alles Aehnliche, in den letzten Jahren die große italiänische Oper in London allein ausgenommen. Jedoch werden die Ballette der großen pariser Oper als der Typus der höchsten Vollkommenheit des theatralischen Tanzes betrachtet, und welche große Tanzkünstler sich auch auf andern Bühnen in den europäischen Hauptstädten befinden, so haben sie doch in der Regel sämmtlich hier ihre Bildung erhalten. Auf keiner europäischen Bühne wird man aber, wenn man auch einzelne ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen erworben hat, ein solches Ganzes in den Ballets finden, als in der pariser großen Oper. — Das schöne Opernhaus in der Straße Richelieu steht jetzt verlassen, und wird abgetragen, weil der Herzog von Berry beim Herausgehen aus demselben am 19. Febr. 1820 ermordet wurde. Seit diesem Zeitpunkt ist nicht weiter in demselben gespielt worden, und die Darstellungen mußten, bis ein neues provisorisches Opernhaus auf der Chaussée

d' Antin gebaut war, in dem nicht großen Schauſpielhauſe in der Straße Favart gegeben werden. — Von den in den Annalen dieſes Theaters berühmt gewordnen Sang- und Tanzkünſtlern nennen wir hier die Damen Guimard, St. Huberty, Arnauld, Armand, Branchu, Mad. Gardel, und die Herren Lais, Lainez, Veſtris, Gardel, Milon und Düport. Durch die zahlreichen franz. Memoiren und literariſchen Correſpondenzen (wie die von Grimm und Laharpe) wird man mit den jedesmaligen Coryphäen dieſer Bühne ſtets genauer bekannt, da ſie häufig nicht bloß hier Rollen zu ſpielen pflegen. Gegenwärtig (1823) ſind die erſten Künſtler in der Oper: die Herren Nourrit, Derivis, Dabadie, Bonel, Prevoſt, und die Damen Graſſari, Dabadie, Sainville, und im Tanz die Damen Bigottini, Hulin, Anatole, Albert, Marinette, Fanny Bias, Elie, Noblet, und die Herren Paul, Albert, Noblet, Milon, Montjoie, Capelle, Coulon, Goſſelin und viele andre. Die Preiſe der Plätze ſind nach deutſchem Maßſtab hoch: Balcon 10 Fr.; erſte und zweite Loge 7 Fr. 10 S.; Parterre 4 Fr.

2. Théâtre français, (auch wol premier Théâtre Français genannt) in der Straße Richelieu, und mit dem Palais royal zuſammenhängend. Der erſte Urſprung dieſes Theaters fällt in das Jahr 1518, wo es im Hôtel Bourgogne errichtet wurde. Molière verband ſich 1650 damit. Von 1689 an wurde es in die Straße Foſſés St. Germain, 1770 in die Tuillerien, 1782 ins Odeon, und als dies 1799 abbrannte, in das jetzige Gebäude verlegt, deſſen Erbauer der Architekt Louis war. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Galerie wird von 26 doriſchen Säulen getragen, die in einem ununterbrochnen Halbkreiſe um das Parterre gehen. Zwiſchen dieſen ſind die Logen. Dies Theater wurde in den Jahren 1787—89 erbaut. Im letzten J. (1822) ſind unter der Direction von Percier und Fontaine mit dem Innern große Veränderung vorgenommen. Der größere Theil der Säulen, der der Ausſicht auf die Bühne ſehr hinderlich war, hat Ruthen von Gußeiſen Platz gemacht; es ſind viele andre Vertheilungen des Raums vorgenommen worden, und das ganze Innere hat an Schönheit und Bequemlichkeit dadurch ſehr gewonnen. Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Galerie, in der ſich eine Menge von kleinen Buchhändlern und Quincailleriekrämern befinden. — Das Repertoire dieſer Bühne beſteht lediglich aus den als klaſſich anerkannten dramatiſchen Meiſterwerken der ältern und neuern franzöſiſchen dramatiſchen Literatur, ſowol in der Tragödie, als in der höhern Komödie. Eben ſo theilen ſich die Schauſpieler in dieſe zwei Hauptgattungen, und nur ſelten wird es ein jugendliches Talent wagen, ſich in beiden zugleich zu verſuchen. Hier ſieht man alſo die unſterblichen Meiſterwerke des Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière darſtellen, und zwar wie die Tradition dieſe Darſtellungen im eigentlichen Charakter der franz. Bühne erheiſcht. Durch die Darſtellung der franz. Tragödie wird ſich der Ausländer, beſonders der Deutſche, zuerſt ſehr zurückgeſtoßen fühlen, bis er ſich einmal an ſie gewöhnt hat, wo er dann zur Würdigung ihrer wahren Vorzüge fähig ſein wird, aber um ſo mehr wird ihn die höhere Komödie, wie ſie auf dieſem Theater heimiſch iſt, anziehen. Hier verbindet ſich die höchſte Wahrheit mit dem feinſten Weltton und der größten Einfachheit. Es ſind die täuſchendſten Naturgemälde der vergangnen oder der jetzigen Zeiten, wenn es dem Dichter ſelbſt gelungen war, die Züge derſelben nur einigermaßen richtig

aufzufassen, denn unter dem Spiele der Künstler dieser Bühne scheint sich jedes Gemälde zu veredeln und einen höhern Charakter der Kunstbildung anzunehmen. Von den Schauspielern der frühern Zeiten nennen wir einige, deren Ruhm sich bis jetzt als klassisch erhalten hat: Baron, Brizard, Lekain, Clairval, Molé, Larive, Fleury, Aufresne, Dufresne, Grandmenil, Grandval, Monvel, St. Phal, Preville, St. Prix, Vanhove; und von Frauen: Lecouvreur, Gaußin, Dümesnil, Clairon, Devienne, Contat, Raucourt. Gegenwärtig ist das tragische Fach insbesondre in den Händen von Talma, Lafont, und der Damen Düchesnois und Paradol, und das komische in denen von Damas, Faure, Granville, Michelot, Baptiste, Michot und Armand, so wie der Damen Mars (eine der ersten Schauspielerinnen, die je die franz. Bühne betraten) Bourgoin, Leverd, Hervey, Düpuis und Mante.

3. Die komische französische Oper, auch die Comédie lyrique und im gemeinen Leben von der Straße, wo es sich befindet, Théatre Feydeau genannt. Ohnstreitig ist dies eines der anmuthigsten pariser Schauspiele, und wenn auch der noch größre Reiz, den dasselbe zu Anfange dieses Jahrhunderts durch einige ausgezeichnete Künstler, die sich entweder jetzt zurückgezogen haben, oder die damals in der ersten Blüte ihrer Talente waren (Ellevion, Martin, Gavaudan, Mad. St. Aubin, Mad. Gavaudan u. A.) besaß, so ist ihm doch genug geblieben und wieder neu geworden, um hier die heitersten Abende zubringen zu können. Die auf dieser Bühne einheimischen Gattung ist auch in Deutschland so beliebt geworden, daß die Repertoires der deutschen Bühnen für die komische Oper fast aus nichts, als aus Uebersetzungen der Stücke bestehen, welche für dieses Theater geschrieben und componirt sind. Joconde, la folie, Aschenbrödel, ein Haus ist zu verkaufen, l'opera comique, Adolph und Clara, Rothkäppchen, und früher die gretryschen Compositionen, wie Zemire und Azor, u. s. w. gehören dahin. Die vorzüglichsten Componisten, welche für dasselbe geschrieben haben, sind Nicolo, Mehul, Berton, Gretry, Dalayrac, Monsigny, Boyeldieu, Blangini, Solié, Dezedes u. A. — Von den Dichtern der beliebtesten Stücke dieser Bühne nennen wir vor allen Etienne und Hofmann, außerdem Bouilly, Nanteuil, Sedaine, Düval, Dupaty, Scribe und mehrere. Zu den beliebtesten darstellenden Künstlern dieser Bühne sind gegenwärtig zu zählen: vor allen andern Martin, der erste Sänger in seiner Gattung und in seinem von ihm geschaffnen Fache seiner Bedienten in den Sitten unsrer Zeit unnachahmlich; dann Chenard, Jüliet, Ponchard, Hüet, Darancourt, Castel und die Damen Boulanger, Ponchard, Paul, Pradher, Rigaud und A.

4. Odeon, oder second Théâtre français, in der Vorstadt St. Germain, neben dem Luxemburg. Dasselbe wurde 1791 nach den Zeichnungen von Peyre und Wailly gebaut, und man nannte es damals Théâtre français, da die erste Schauspielergesellschaft, welcher diese Bezeichnung gegeben wird, hier ihre Vorstellungen gab. Am 20. März 1799 brannte es ab; man baute es wieder aus, und jetzt wurde es einer zweiten Schauspielergesellschaft eingeräumt, die mit dem ersten französischen Theater in Wetteifer treten sollte. Von dieser Zeit an nennt man es Théâtre de l'Odéon. Im J. 1818 und wieder am 20. März wurde es zum zweiten Mal eingeäschert, aber am 1. Oct. 1819 bereits wieder eröffnet. Sowol die äußre Architektur, als die

innere Einrichtung dieses Odeon-Theaters ist sehr reich und geschmackvoll, und letztre dabei ausgezeichnet bequem. Die Gattung der hier dargestellten Stücke ist der des premier Théâtre français völlig gleich und beide Bühnen wetteifern mit einander. Das ältre Repertoire der franz. dram. Klassiker kann von beiden Theatern gegeben werden; von den lebenden dramat. Dichtern hat aber jede Bühne ihr besondres Repertoire. Madem. Georges ist die vorzüglichste Stütze dieses Theaters. Als Medea, Semiramis, Phädra, Merope, Agrippine, als Salome in der neuen Tragödie: die Maccabäer, von Soumet, verdient diese Künstlerin die größte Bewunderung. Außerdem sind im tragischen Fach Joanny, Lafargue und David, und in der Comödie Faure und die jüngere George zu bemerken. So nützlich das Dasein dieses zweiten Théâtre franc. gehalten wird, um das Haupttheater anzufeuern, dem Uebermuth seiner Künstler ein Gegengewicht und den dramat. Dichtern größern Spielraum zu geben: so erhält es sich doch nur mit Mühe und durch die bedeutenden Zuschüsse, welche die Regierung gibt.

5. Italiänische Oper. Dieses Theater ist der Sammelplatz der ersten pariser Gesellschaft, der vornehmen Welt. Die innere Einrichtung ist eben so bequem als geschmackvoll. Das Orchester dieses Theaters wird für das vollkommenste in seiner Art gehalten, und da die Regierung diese italiänische Oper als eine Schule und als Vorbild des guten Gesangs besonders begünstigt und die Direction sehr wachsam ist, um die Schauspielergesellschaft stets vollständig und gut zu erhalten: so verdient das Ital. Theater mit Recht die Vorliebe aller Musik-Liebhaber. In den letzten Jahren waren es vorzüglich Mad. Fodor und Galli, welche das Publikum eben so sehr durch ihren Gesang, als durch ihr Spiel entzückten. Beide haben aber Paris mit Neapel vertauscht. Die vorzüglichsten Künstler dieser Bühne sind gegenwärtig Garcia, Graciani, Pellegrini, Levasseur, Bordogni, Zuchelli und die Damen Naldi, Pasta, Cinti. Diesen fünf größern Theatern folgen drei kleinere, die so ziemlich zu einerlei Gattung gehören und als Volkstheater zu betrachten sind. Ihre Rangordnung ist

6. Théâtre du Vaudeville. In der Straße Chartres. 7. Gymnase dramatique, und 8. Théâtre des Variétés, beide auf den Boulevards. In diesen Theatern, welche auch den Fremden am meisten zuzusagen pflegen, zeigt sich insbesondre die unerschöpfliche Fröhlichkeit der Franzosen, ihr leichter Witz und ihr Talent, der geringsten Kleinigkeit Stoff zum Lachen und zu einem Bonmot oder Calembourg abzugewinnen, in ihrem ganzen Glanze. Die Zeichnung der zahllosen kleinen Stücke, welche hier gegeben werden, ist mit wenig kecken Strichen hingeworfen; hier gibt es keine verwickelte Intrigue, keine prachtvollen Decorationen; es wird den Sinnen eben so wenig geschmeichelt, als an Herz, Gemüth und Phantasie gedacht; nur für den Witz sind sie geschrieben; sie scheinen geschaffen, um den angebornen Takt der Nation, der jede Lächerlichkeit sogleich fühlt, noch zu schärfen; die Geißel des Spottes ist hier stets geschwungen, aber mehr aus Lachsucht, als aus Bosheit. Die kleinen Lieder, die darein gewebt sind, und als echte Volkslieder auf allen Straßen tönen, haben einen ganz eignen piquanten Nationalcharakter; sie beweisen, daß die Tonsprache nicht bloß Gefühle, sondern auch witzige Einfälle auszusprechen vermag. Rasch und kurz begleiten hier die Klänge die Worte; ein solches Vaudevilleliedchen unterbricht das muntre Ge-

spräch gar nicht, es erhöht nur dessen Lebhaftigkeit. Oft belustigt es, in diesem höhern Vaudeville Gegenstände personificirt zu sehen, die sich die Phantasie sonst wol schwerlich gestalten würde. Es fällt selten etwas Bedeutendes auf den andern, selbst den größten Theatern, vor, was hier nicht parodirt würde. Arlequin belustigt oft auch auf diesen Bühnen. Das besuchteste dieser drei Theater ist das Gymnase, dessen Einnahmen selbst die des ersten Théâtre français übertreffen. Das Vaudeville ist dagegen gegenwärtig sehr in Verfall gerathen. Die Variétés, haben an Potier, Brünet, Lepeintre für ihre Fächer unübertreffliche Künstler. Im Vaudeville, ist Philippe sehr beliebt. Beim Gymnase vor allen Perlet, Gonthier, die kleine Leontine Fay. Die Zahl der Dichter, welche für diese drei Theater arbeiten, ist sehr groß. Zu den beliebtesten und unerschöpflichsten ist gegenwärtig insbesondre M. Scribe (vielleicht Pseudonyme) zu rechnen.

9. Théâtre de la Porte St. Martin. 10. Théâtre de la Gaieté. 11. Ambigu comique, sämmtlich auf den Boulevards gelegen. Alle drei geben vorzüglich Melodram, Pantomime und Ballet. Die beiden letztern sind mehr für die niedern Stände berechnet. Das erstere behandelt seine Aufgaben mit Anstand, und man sieht hier öfter die schönsten Decorationen, Prachtaufzüge, glänzende Pantomimen, wohlgeordnete Ballets u. s. w.. Ritter- Räuber- Geister- und Zaubermährchen hausen hier, je grausenvoller, je beliebter. Viele junge Talente bilden sich hier, die dann zu den größern Theatern übergehen. Von dem Théâtre de la Porte St. Martin führen wir noch an, daß dies 1781 vom Architekten Louis in 75 Tagen gebaut ward, was man, wenn man dies schöne, ja prachtvolle Gebäude sieht, kaum glaublich findet. Der Zweck des eiligen Baues war die Unterbringung der großen Oper, da das alte Opernhaus in Feuer aufgegangen war. Als Nr. 12 führen wir das am 10. Nov. 1821 eröffnete Panorama dramatique auf. Die Stücke, die hier gegeben werden, dürfen nur zwei spielende und redende Personen haben. Die Aufgabe soll von den Dichtern und den Schauspielern glücklich gelöst werden, und dies kleine, freundliche Theater wird viel besucht. 13. Cirque olympique des H. Franconi. In diesem im J. 1817 eröffneten Circus spielen die Pferde die Hauptrolle. Die Schönheit der innern Einrichtung verdient Bewunderung. Die Bereiterkünste, in denen die Familie Franconi vom Großvater bis zum Enkel so ausgezeichnet geschickt ist, gehen stets dem angekündigten Schauspiele voran. Dies besteht dann in der Ausführung irgend einer historischen oder phantastischen Aufgabe, aus Pantomimen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manövres zu Pferde vorkommen, die mit großem Kostenaufwand und seltner Kunst und Geschick ausgeführt werden. Macbeth, Blaubart, Cain, Atala, der rasende Roland, ein Convoy von spanischen Guerilla's überfallen, sind einzelne solcher Pantomimen, an denen sich der schaulustige Pariser und der neugierige Fremde nicht satt sehen können. Als 14. und letztes Schauspiel figuriren noch die Soirées de Mr. Comte, im Durchgang der Panorama's, oder auch Théatre de Magie genannt. Hier findet man Geisterbeschwörung, physikalische Kunststücke, Bauchrednerkünste u. dergl. —k—

Park im Allgemeinen ist eine große, mit Mauern oder Palissaden umschloßne Erdfläche, um etwas innerhalb dieses Raums aufzubewahren, z. B. im Feldlager die nöthigen militärischen Gerät-

schaften; daher Artillerie-Park. An fürstlichen Schlössern und Palästen nennt man einen Park eine große, baumbepflanzte, mit Allee und Wald abwechselnde, umschloßne, und zum Hegen des Wildes bestimmte Erdfläche. Die alten Römer hatten solche Parks an ihren Villen, um das Vergnügen der Jagd desto ungestörter genießen zu können. Anfangs als sie nur noch Hasen hegten, waren diese Parks (leporaria) klein, erhielten aber nachmals, da auch größres Wild gehegt ward, einen bedeutenden Umfang. Am berühmtesten waren der Park des Pompejus und der des Hortensius. In neuern Zeiten sind vornämlich die Parks der Engländer berühmt. „Die Regierungsverfassung," sagt ein ungenannter Schriftsteller sehr richtig, „hat wol den ersten Grund zu den englischen Parks und ihren Anlagen gegeben, und zwar dadurch: es wird nach einem ausdrücklichen Gesetze kein Wildpret im Freien geduldet, weil dadurch dem Nachbar Schaden geschehen kann; wer also Wildpret haben will, muß es einsperren; reiche Particuliers nahmen einen Theil ihres Waldes und ihrer Felder dazu, befriedigten beide, und hielten darin das ihnen nöthige Wildpret. Da dieses meistens in der Nähe ihrer Landhäuser war, die Engländer aber mit einem großen Vermögen auch größtentheils einen richtigen Geschmack verbinden: so gab dieser Wildgarten oder Park ihnen Gelegenheit, Anlagen mancherlei Art in demselben zu machen, und ihrem Geschmacke und ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu lassen." Da nun die neuere Gartenkunst sich ebenfalls aus England her über Europa verbreitet hat, so ist es gekommen, daß man häufig Park und Gartenlandschaft oder Lustwald, Lustanlage, englische Garten mit einander für gleichbedeutend nahm, und unter Park sich ein sehr großes Stück Feld dachte, das zum ausgedehntern Genusse durch einfache Kunst verschönert wurde. Gilpin, der dem ursprünglichen Begriffe eines Parks treu geblieben ist, hat zugleich gezeigt, wie die Gartenlandschaft mit ihm zu vereinigen sei. „Der Park," sagt er, „ist eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landschaft, und einer der herrlichsten Zubehöre eines ansehnlichen Landhauses. Nichts theilt einem Gebäude so viel Würde mit, als eine solche anziehende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit desselben stärker bezeichnen." Billig aber muß der Park mit der Größe und Würde des Gebäudes im Verhältniß stehen und Nettigkeit und Zierlichkeit mit ihm theilen. Der Park ist entweder durch Kunst angepflanzt, oder wenn er natürlicher Wald war, durch Kunst vervollkommnet, und da erwarten wir eine Schönheit und einen Contrast in seinen Baumgruppen, wonach wir uns in den wilden Naturscenen umsonst umsehen. Wir erwarten, daß seine Grasebenen mit ihren Zubehören in Größe, Gestalt und Vertheilung angenehm mit einander contrastiren, und daraus mannichfaltige Kunstscenen entstehen. Wir erwarten, wenn man einzelne Bäume stehen gelassen, daß es die schönsten, zierlichsten und wagerechtesten ihrer Art sein werden; daß kein Tändelwerk das Auge beleidige, und alles rauhe, üppig wachsende Unterholz bis auf die Stellen abgetrieben sei, wo es eine Scene zu verdichten oder zusammenzuhängen, oder eine Begrenzung zu verstecken nothwendig ist. Kosten erfodernde Auszierungen werden in einer Parkscene nicht verlangt. Tempel, chinesische Brücken und alle mühseligen Werke der Kunst erwecken unharmonische Vorstellungen. Ist wo eine Brücke nöthig, so sei sie niedlich und schlicht; oder eine Wildhütte, oder eine Försterwohnung, so sei ihre Bauart so einfach als ihre Bestim-

mung. Nichts verrathe Prahlerei oder Prunk. Eine Auszierung wären wir geneigt zu erlauben: ein schönes Thor nämlich zum Eingange in den Park; dieses aber müßte an Reichthum, Zierlichkeit und Bauart mit dem Hauptgebäude übereinstimmen. Dasselbe Verhältniß hat auch ein durch den Park hinlaufender Fuhrweg. Er sei breiter oder schmäler, je nachdem es das Hauptgebäude ist, auf das er zuführt. Er winde sich, aber schweife nie ohne zureichenden Grund umher. Auf jeder Seite des Zuganges und auf den Fuhrwegen, so wie den besuchtesten Spaziergängen, müssen alle Begrenzungen dem Auge entzogen sein; die Ansicht einer Umpfählung mag zwar in einzelnen Fällen malerisch sein, allein in der Regel mißfällt sie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, so mag man wol den glücklichen Fall auf's Beste benutzen; die künstlich geschaffnen hingegen sind gewöhnlich von sehr schlechter Wirkung. Auch mit dem künstlichen See sieht es mißlich aus; Großheit läßt sich selten hervorbringen. Dammhirsche sind die natürlichsten Bewohner des Parks, und allerdings sehr schön: allein Rindvieh- und Schafherden sind auch schön, und nützlicher. Außer den Parks gibt es in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden oder in Städten, welche man Plesaure ground, Lustthal, nennt, zum Beweise, daß nicht jede englische Anlage auch ein Park sei. Ob nun aber das, was man in Deutschland öfters einen Park genannt hat, auch ein solcher sei, das beurtheile Jeglicher selbst. dd.

Park (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, der durch seine Reisen in Afrika allgemein bekannt ist. Er war eben von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, als die unter dem Namen: African Association, zur Erforschung des Innern von Afrika, seit 1768 zu London errichtete Gesellschaft die Nachricht von dem durch Verschmachtung oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Majors Houghton erhielt, welcher auf ihre Kosten eine Reise nach Afrika unternommen hatte. Park erbot sich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung seines Antrags, und brach am 22. Mai 1795 nach der englischen Factorei Pisania am Gambia auf, wo er sich einige Monate zu seiner Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von Westen nach Osten durchstreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Kädschaga, Kasson, Kaarta und Ludumar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo sein Vorgänger Houghton seinen Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des maurischen Königs Ali, wo er der rohesten Behandlung und den offenbarsten Lebensgefahren so Preis gegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, auf gut Glück des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wagestück gelang ihm so glücklich, daß er in der dritten Woche seiner Flucht, am 20. Jul. 1796, das große Ziel seiner Reise, den Niger, erblickte, dessen Lauf er so lange verfolgte, bis er sich unübersteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs des Niger nehmend, kam er im Semtember im Königreiche Manding zu Kamilia an, wo er Krankheit und Sicherheit wegen sieben Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler, mit dem er einen Accord schloß, brachte ihn von da am 10. Juni 1797 nach der englischen Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereist war, zurück; am 15. ging er über Antigua nach London ab, und traf daselbst am 25. Dec. nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und 7 Monaten

glücklich wieder ein. Die in ungeschmückter Darstellung, mit strenger Wahrheitsliebe abgefaßte, äußerst anziehende Beschreibung seiner Reise erschien englisch, London 1798. 4.; deutsch mit (sehr entbehrlichen) Anmerkungen des Uebers. Hamb. 1799. 8. (oder der See- und Landreisen, 12. Th.), Berlin 1799. 8.; Erfurt 1807. 8. Er trat im Anfange des J. 1805 eine neue Reise nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten im J. 1811 waren von Sansanding am Niger. Von hier reiste er nach dem Königreiche Haoussa, wo er durch Unterlassung eines Geschenks den König beleidigte, der ihn in einem engen Passe an einem Flusse, welchen er herabschiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, suchte er, als alle seine Gefährten bis auf Einen getödtet waren, sich durch Schwimmen zu retten, und ertrank. Die anziehenden Nachrichten von dieser zweiten Reise wurden 1815 nebst einer Lebensgeschichte des unglücklichen Reisenden herausgegeben. A—s.

Parlament (Englisches), s. Großbritannien.

Parlamente oder Parlemente, hießen ehedem die höchsten Gerichtshöfe in Frankreich. Ihre Verfassung in ältern Zeiten war von der in neuern Zeiten ganz verschieden. Gewöhnlich hatte sonst der König an dem Orte, wo er Hoflager hielt, ein Gefolge von Richtern, die aus seinen Vasallen gewählt waren, bei sich; um die Streitigkeiten der übrigen Vasallen und Unterthanen zu entscheiden. Erst um 1307 nahm dieser wandernde Gerichtshof, Parlament genannt, zu Paris seinen Sitz, und behauptete, als in der Folge in mehrern Städten des Reichs dergleichen angelegt wurden, unter allen übrigen die vornehmste Stelle. Etwas früher hatte man schon angefangen, nichtadelige Beisitzer in das Parlament aufzunehmen, weil die Adeligen größtentheils zu unwissend waren, um das richterliche Amt auszuüben. In der Folge wurde Jeder als adelig angesehen, der eine Stelle im Parlamente erhielt, wenn er auch bürgerlicher Abkunft war. Im ganzen Reiche waren vierzehn Parlamente. Das zu Paris bestand aus 196 wirklichen Beisitzern und sehr vielen außerordentlichen; über 500 Advokaten prakticirten dabei. Aber die Parlamente blieben nicht lange bloße Gerichtshöfe. Da nämlich die Nationalversammlungen in Frankreich selten, und gewöhnlich ohne Wirkung für das gemeine Beste waren: so gewöhnte sich das Volk frühzeitig daran, die Parlamente als seinen Schutz und als ein heilsames Gegenmittel gegen die königliche Macht zu betrachten. Auch finden sich schon in der ältern französischen Geschichte häufige Beispiele von Widerstand, welchen die Parlamente den Königen leisteten. Es ward Gewohnheit, daß sie jedes neu vorgeschlagne Edict oder Gesetz in ihre Protokolle eintrugen, und daß es nicht eher Kraft hatte, als bis dieses geschehen war. So oft ihnen daher ein Gesetz despotisch oder für einzelne Klassen von Bürgern nachtheilig schien: so durften sie nur das Einregistriren verweigern, und es mußte zurückgenommen werden. Bisweilen halfen sich wol die Könige durch Strenge, und hoben die ungehorsamen Parlamente auf; allein sie gewannen nicht viel dabei, weil sie solche gewöhnlich bald wieder zurückrufen mußten, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Selbst ein Despot, wie Ludewig XI., konnte nicht Alles durchsetzen. Einst verweigerte ihm das Parlament seine Zustimmung zu einigen neuen Edicten; der König ließ die Eintragung bei Todesstrafe anbefehlen: allein das ganze Parlament ging zu ihm, alle Mitglieder erklärten, daß sie lieber sterben, als hierin

seinen Willen befolgen wollten, und er ließ darauf die Edicte in Gegenwart des Parlaments zerreißen. In spätern Zeiten, da es Sitte ward, die Stellen bei dem Parlamente zu kaufen, hatte der Hof nicht mehr so heftige Widersprüche zu befürchten. Ludwig XIV. bestand während seiner langen Regierung keinen bedeutenden Kampf mit den Parlamenten. Erst unter dem Herzoge Regenten gewannen sie wieder einigen Einfluß, der unter Ludewig XV. noch größer ward. Der Staatskanzler Maupeou sah mit Verdruß die zunehmende Macht dieser Gerichtshöfe, und wagte daher 1771, alle Parlamente im Reiche aufzuheben und durch neue zu ersetzen, welche ganz vom Könige abhängig waren. Das Volk murrte; allein der Schritt war geschehen, und der Hof hatte damals noch Macht genug, die genommne Maßregel geltend zu machen. Ludwig XVI. rief nach dem Antritte seiner Regierung (1774 und 1775) die alten Parlamente zurück, ohne zu ahnen, wie gefährlich sie seinem Ansehn in der Folge werden würden. Die Parlamente waren jetzt nur darauf bedacht, sich in ihrem Ansehn immer mehr zu befestigen; sie wurden daher immer kühner, und nahmen eine immer härtere Sprache gegen den Hof an. Zwar wagte es der Minister Brienne, sie am 8. Mai 1788 abermals zu vernichten; aber die Gährungen im Volke wurden im ganzen Reiche so bedenklich, daß sich der Hof gezwungen sah, sie schon im September zurückzuberufen. Das Volk frohlockte über diesen Sieg, und Paris feierte den Tag der ersten Sitzung des dasigen Parlaments als ein allgemeines Fest. Die Freude stieg noch höher, als sich das Parlament für die Zusammenberufung der Stände erklärte; ein Schritt, der jedoch bald seinen eignen gänzlichen Untergang herbeiführte. Es wünschte bei dem Reichstage eine eigne Abtheilung auszumachen, wie solches auf dem letzten Reichstage im J. 1614 der Fall gewesen war, und sich nicht unter die übrigen Klassen der Stände zu mischen. Allein dieser Plan ging nicht durch. Zwar wurden einige Mitglieder des Parlaments ihres ausgezeichneten Patriotismus wegen zu Abgeordneten erwählt, z. B. Despremenil; aber das ganze Corps erhielt keine besondern Vorzüge. Man fing an, es wieder für das zu halten, was es ursprünglich gewesen war: für den obersten Gerichtshof des Reichs. Aber auch in dieser Form ward es ganz überflüssig; denn die neue Eintheilung des Landes, die Einführung der Departementalverwaltungen, die Aufhebung des Feudalsystems und des Adels machten eine neue Justizpflege nothwendig. Dazu kam, daß die öffentliche Meinung sich gegen den Kastengeist der Parlamente erklärte. Mehr auf ihr Ansehn als auf das Wohl des Volks bedacht, hatten sie selbst die Rechtspflege oft parteiisch verwaltet, und die Prozesse muthwillig verzögert, um sich dabei zu bereichern. Die Nationalversammlung hob daher 1790 die Parlamente im ganzen Reiche auf.

Parlementär heißt im Kriege der Abgeordnete, der zur mündlichen Unterhandlung über einen Gegenstand, oder zur Mittheilung einer Nachricht von der einen kriegführenden Partei an die andre abgeschickt wird, sei es nun bei einer belagerten Stadt oder im offnen Felde. Gewöhnlich wird der Parlementär, sobald er sich beim ersten feindlichen Posten als solchen angegeben, unter Bedeckung an den Ort seiner Bestimmung und so wieder zurückgeleitet; zuweilen macht aber die Vorsicht besondre Maßregeln (z. B. Verbinden der Augen) nothwendig; in andern Fällen werden gar keine Parlementäre zugelassen. Zur See führt das Parlementärschiff, das zu jenem Behuf abgesendet wird, eine eigne Flagge (Parlementärflagge).

Parma, ein Herzogthum im obern Italien, das gegen Norden und Westen an das Mailändische, gegen Osten an das Modenesische und gegen Süden an die Apenninen grenzt, die es vom ehemaligen genuesischen Gebiete und von Toscana trennen. Es besteht aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla (106 Q. M., 380,000 Menschen). Das Land ist gut angebaut und sehr fruchtbar. Es liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein (Vino santo), Oel, Hanf, und hat treffliche Schafzucht. Der Kunstfleiß der Einwohner beschränkt sich fast nur auf Bearbeitung der Seide. Die Hauptstadt Parma, am Flüßchen gleiches Namens, ist befestigt, und hat über 30,000 Einwohner. Die Straßen sind meistens schön und die Häuser von guter Bauart. In den Kirchen sieht man mehrere Meisterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzuoli (genannt il Parmegiano), die hier geboren sind. Die Domkirche besitzt das berühmte, jetzt aber schadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in der Kirche des heiligen Grabes bewunderte man die Madonna della Scudella desselben Meisters, welche nach Paris wanderte. Die Kirche der Madonna della Steccata ist wegen der Grabmäler des farnesischen Hauses, und das Kapuzinerkloster wegen der Malereien sehenswerth. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogl. Palast mit seiner Gemälde- und Kunstsammlung, woraus jedoch die kostbarsten Stücke schon 1734 nach Neapel gebracht worden, eine treffliche Bibliothek, die 1765 gestifteten Akademien der schönen Wissenschaften, der Malerei und der Künste, die Universität, das 1618 erbaute berühmte Opernhaus (das größte in Europa), welches 14,000 Zuschauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neuangelegte Promenade zwischen der Stadt und Citadelle, der Palazzo Giardino, ein mit der Stadt verbundnes herzogl. Lustschloß mit seinen Malereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benediktinerkloster, die Karthause u. s. w. Die bodonische Buchdruckerei, mit Schriften von mehr als 200 Sprachen, gehört zu den ersten in Europa. Parma nebst Piacenza gehörten unter den Römern zum cisalpinischen Gallien, rissen sich in der Folge von der Oberherrschaft der deutschen Könige los, und gehörten zum Bunde der lombardischen Städte, litten aber später sehr durch die innern Streitigkeiten. Die Häuser Este und Visconti besaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII. eroberte beide Städte. Nach der Auflösung der Ligue von Cambray (1508) eroberte sie Papst Julius II. 1514. Eigenmächtig erhob Papst Paul III. (aus dem Hause Farnese) Parma nebst Piacenza zum Herzogthume (1543) und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Peter Aloysius Farnese, dessen Nachkommen sich zum Theil als Krieger (z. B. Alexander, im Kriege in den Niederlanden) bekannt gemacht haben. Als 1731 der Mannsstamm des Hauses Farnese erlosch, erhielt Don Carlos, Sohn Königs Philipps V. von Spanien und der Elisabeth Farnese, die Herzogthümer Parma und Piacenza, die ihm schon früher durch verschiedne Verträge zugesichert worden waren, und als dieser Prinz durch den Frieden zu Wien (1735) das Königreich beider Sicilien erhielt, wurden Parma und Piacenza dem Kaiser als Entschädigung überlassen. Durch den aachner Frieden (1748) überließ Oesterreich Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Oestetreich, im Fall der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen, oder einer seiner Nachkommen den sicilianischen oder spanischen Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der 1796 mit Frankreich Frieden

schloß, und sich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Besitze seiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde sogar im J. 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog Ferdinand starb, nahm Frankreich, zufolge einer mit Spanien abgeschlossnen Uebereinkunft, und ohne Oesterreichs Ansprüche zu beachten, von Parma, Piacenza und Guastalla Besitz, die jedoch erst 1805 förmlich mit dem großen Kaiserreiche vereinigt wurden. Durch den pariser Frieden (1814) und die Akte des wiener Congresses (1815) wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla der bisherigen Kaiserin von Frankreich, Erzherzogin Maria Louise von Oesterreich als völlig souveränes Eigenthum überlassen. Dieser Verfügung widersprach jedoch der spanische Hof, verlangte jene Herzogthümer für die ehemalige Königin von Hetrurien, Maria Louise, deren verstorbner Gemahl, 1801 seine Rechte an Parma ꝛc. nur gegen den ihm zugestandnen Besitz von Hetrurien aufgegeben hatte, und verweigerte deswegen seinen Beitritt zur wiener Congreßacte. Durch einen besondern zu Paris d. 10. Jun. 1817 abgeschlossnen Vertrag wurde daher festgesetzt, daß Parma nebst Zubehör, mit Ausnahme des am linken Po-Ufer liegenden Theils, der mit dem Besatzungsrechte in der Festung Piacenza dem Hause Oesterreich bleibt, nach dem Tode der jetzigen Regentin, an die verwittwete Königin von Hetrurien, jetzige Herzogin von Lucca, und ihre männliche Nachkommen in gerader Linie, nach deren Erlöschen aber an Oesterreich und Sardinien fallen solle. Wenn nach dem Tode der Kaiserin-Erzherzogin Parma an die Herzogin von Lucca fällt: so wird Lucca dem Großherzog von Toscana zu Theil, der dagegen seine in Böhmen liegenden Güter, die jährlich 175,000 Rthlr. einbringen, dem Sohne der erstern, Herzoge von Reichstadt, abtrit. Der Versuch des spanischen Hofes, die Erzherzogin Maria Louise schon jetzt zur Abtretung von Parma an die Königin von Hetrurien gegen eine Entschädigung in Gelde zu bewegen, ist ohne Erfolg geblieben. Die Herzogin regiert ihre Länder ganz uneingeschränkt. Die Landesangelegenheiten werden durch den Staatsrath und zwei Departements (des Innern und der Finanzen), deren jedem ein Präsident vorgesetzt ist, verwaltet. Die Einkünfte schätzt man auf $3\frac{1}{2}$ Mill. Franken. Die gewöhnliche Residenz der Herzogin ist Parma, im Sommer das Lustschloß Colorno. Der Hofstaat ist wenig glänzend. Parma hat auch einen Ritterorden, den Constantin-Orden, den die griechischen Kaiser aus der Familie der Komnenen (1190) gestiftet haben. Einer ihrer letzten Abkömmlinge überließ das Großmeisterthum des Ordens (1699) an den Herzog von Parma. Er besteht aus vier Klassen. Der König von Neapel behauptet auch Großmeister dieses Ordens zu sein, weil Parma 1731 an seine Familie gefallen war.

Parmegiano (Il), od. Parmegianino, s. Mazzola.

Parnassus. Parnaß, ein jetzt Liakura genanntes Gebirge in der griechischen Landschaft Phocis, (jetzt Rumeli) an dessen Fuße die Stadt Delphi mit der kastalischen Quelle lag. Es war dem Apollo und den Musen heilig. Den Namen leitet man bald von Parnassus, einem Sohne Neptuns, bald von Deukalions Kasten (Larnace) ab, in welchem dieser bei der großen Wasserfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnassus geheißen habe. Es hat zwei Spitzen, von denen die südliche Hyampea, die nordwestliche Tithorea hieß. Der höchste Gipfel hieß Lykoreus.

Parnell (Thomas), ein englischer Dichter, war 1679 zu Du-

blin geboren, widmete sich der Theologie, ward 1705 Archidiaconus von Clogher, und um dieselbe Zeit verheirathete er sich. Seitdem besuchte er häufig England, wo er seiner geselligen Eigenschaften wegen, angenehme Tage verlebte. Seine ersten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrtesten Männer unter ihnen, als Addison, Congreve und Steele, wurden seine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Tories siegten, verließ Parnell (wahrscheinlich von Swift dazu vermocht), seine alten Freunde, und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnot, welche der Gegenpartei mit Eifer anhingen. Seine glänzenden Aussichten auf hohe geistliche Würden und Aemter wurden durch die Ministerialveränderung beim Tode der Königin Anna zerstört. Auf Swift's Empfehlungen an den Erzbischof King erhielt er indeß eine Pfründe und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete 1712 der Tod seiner würdigen Gattin. Nie konnte er diesen Verlust verschmerzen; er suchte Trost in unmäßigem Genusse des Weins, und verkürzte dadurch sein eignes Leben. Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an den Tod, der ihn 1717 in seinem 38. Jahre hinraffte. Parnell hat Mehreres in Prosa und in Versen geschrieben. Er ist der Verfasser des Lebens Homer's vor Pope's Iliade, das jedoch im Style viele Verbesserungen von Letzterm erhielt, und einer Lebensgeschichte des Zoilus, welche eine Satyre gegen Theobald und Dennis sein soll; auch lieferte er Einiges in den Spectator und Guardian. Alle diese Werke verrathen Gelehrsamkeit und Phantasie. Gegenwärtig wird er nur noch als Dichter gekannt und geschätzt. Nach seinem Tode gab Pope eine Auswahl seiner Gedichte heraus, welche seitdem mehrmals gedruckt worden sind. Sie gehören zwar nicht zu dem Vollendetsten, wol aber zu dem Leichtesten und Gefälligsten der englischen Poesie. Mehrere sind glückliche Uebersetzungen oder Nachahmungen. 1757 erschien noch ein Band seiner nachgelassnen Werke, der jedoch seinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny, (Chevalier Evariſt von), französischer Dichter mit dem schmeichelhaften Zunamen des französischen Tibulls, war 1742 auf der Insel Bourbon geboren. Er kam 1753 nach Frankreich, studirte in Paris und Rennes, war eine Zeitlang religiöser Schwärmer, wollte Trappist werden, trat aber endlich in die Armee. Seine Liebe zu einem jungen Frauenzimmer, das uns nur unter dem Namen Eleonore bekannt ist, machte ihn zum elegischen Dichter. Französische Kunstrichter setzen Parny in der Elegie über alle andre Dichter ihrer Literatur, die sich dieser Gattung gewidmet haben. Grazie und Zartheit des Gedankens, tiefe Wahrheit der Empfindungen, der Reichthum einer bald heitern, bald wollüstigen, bald schwärmerischen Einbildungskraft, endlich eine Versification, deren Harmonie, Weichheit und Leichtigkeit das Ohr bezaubert, dieses waren die Eigenschaften, die man in seinen Elegien fand und die ihm den Rang verschafften, mit unter die klassischen Dichter der Franzosen gerechnet zu werden. Außer den Elegien besitzt man von Parny noch: la guerre des Dieux, le Portefeuille volé, und les roses-croix. In dem ersten Gedicht, das die christlichen Mythen und Sagen mit den Waffen des Lächerlichen zu bekämpfen sucht, scheint Parny die pucelle d'Orleans von Voltaire haben nachahmen zu wollen. Dies ist jedoch nicht gelungen obgleich einige sinnreiche Erfindungen, hübsche Gemälde und eine große Zahl glücklicher Verse darin nicht zu verkennen sind. In dem Porte-

feuille volé zeichnen sich „les deguisemens de Venus“ als anmuthige Fabel und durch einige Schilderungen aus, in denen man die volle Frischheit seiner Elegien wieder findet. Das Directorium hatte Parny, wegen der Frivolität seiner Werke, aus dem Institut bei dessen erster Bildung ausgeschlossen. Im J. 1808 wurde er aber in dasselbe gewählt und vom Kaiser bestätigt. Er starb am 7. Dec. 1814.

Parodie (wörtlich Nebengesang). Mit diesem Namen belegten die Griechen scherzhafte Gedichte, auch wol nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke ernsthafter Gedichte entlehnt oder nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein solches Gedicht von Matron aufbehalten, und nennt den Hipponax, Aristoteles aber den Hegemon von Thasos als den Erfinder. Aristophanes ist voll solcher Parodien. Wir verstehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernstes poetisches Werk mit Veränderungen seines Gegenstandes in ein andres selbstständiges, entweder ernstes oder komisches Gedicht umgebildet wird. Gewöhnlicher ist der letztre Fall; daher Parodie, gleichbedeutend mit Travestirung im engern Sinne, das einem ernsten Gedichte nachgebildete und entsprechende komische bedeutet. In einem noch engern Sinne und von der Travestirung unterschieden, findet Parodie nur da Statt, wo (wie im Frosch- und Mäusekriege) nur die Hauptbegriffe und Figuren verändert, die Nebenbegriffe und die ganze Form der Behandlung aber beibehalten werden. Sie wirkt durch den Contrast zwischen dem Gemeinen des Gegenstandes und dem edeln erhabnen Tone. Auch braucht die Parodie nicht ein vorhandnes, ernsthaftes Werk in allen einzelnen Theilen sklavisch nachzubilden, sondern kann auf jeden gewählten Gegenstand den Ton und Geist eines ernsten Gedichts scherzend anwenden. Ja in einem höhern Sinne ist das Lustspiel Parodie der Tragödie überhaupt. Das Parodiren (scherzhaft nachbilden) kann, wenn es mit Witz und Laune geschieht, angenehm unterhalten, und zugleich gewissen erhabnen Ausschweifungen und Uebertreibungen entgegenwirken. Bei den Franzosen haben diese Parodien den meisten Beifall gefunden. Auch wir besitzen manche gelungne Parodie als den Herodes vor Bethlehem u. a. Vergl. Travestirung.

Parole heißt in der Kriegssprache das Losungs- oder Erkennungswort, welches in einem oder ein paar Wörtern besteht, woran die zu einem und demselben Heere gehörigen Krieger sich erkennen. Der commandirende General, Commandant einer Festung, gibt täglich ein solches Wort aus. Hierzu kommt im Felde noch das sogenannte Feldgeschrei, und oft auch die Losung; wer sich durch Angebung derselben nicht legitimiren kann, wird feindlich behandelt.

Paros, türkisch Bara, eine bekannte Insel des griechischen Archipelagus (s. d. Art.). Sie war im Alterthume reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und zwei vortreffliche Häfen. Nach der Besiegung des Xerxes wurde Paros, das sich in diesem Kriege zwar nicht, wie früher, mit den Persern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themistokles erobert, und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es unter den ägyptischen König Ptolomäus; bald aber gelangten die Athener wieder zum Besitz, und erhielten sich darin bis auf Mithridates; dann kam die Insel unter die Botmäßigkeit der Römer. Berühmt war Paros wegen seines herrlichen Marmors, besonders in den Steinbrüchen des Berges Marpessa (s. Marmorchronik). Durch einen Kanal wird sie von der Insel Antiparos

getrennt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf kaum 2000. Der Hauptort Parichia, eigentlich nur ein Dorf, steht wahrscheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heiligen Jungfrau sind aus den Ueberresten alter prächtiger Gebäude aufgeführt. Das Innere der Insel ist bergig und mit Denkmälern des Alterthums angefüllt. Das Haupterzeugniß ist Baumwolle; auch bringt die Insel etwas Korn und Wein hervor. Der beste Ankerplatz für die Kriegsschiffe ist Naussa; daher war sie Station für die russische Flotte, im Seekriege mit den Türken, nach der Schlacht bei Tschesme.

Paroxysmus, der Zustand der am höchsten gestiegnen Verstärkung eines Fieberanfalls, daher auch jede peridoisch wiederkehrende heftige Verschlimmerung einer Krankheit, von dem Griechischen παροξυνειν (scharf, heftig machen, anreizen). Es lassen sich nämlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zuname, der Höhe und der Abnahme, unterscheiden (s. Fieber); jedes Fieber im Ganzen besteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zusammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechselfieber (febr. intermittens) sind die einzelnen Fieberanfälle am deutlichsten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von 6 bis 24—48 Stunden dazwischen liegt. Bei dem nachlassenden Fieber (febr. remittens) ist der Trennungszustand zwischen den einzelnen Fieberanfällen schon weniger deutlich, indem er sich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meisten, besonders die wesentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Im Verlauf dieser einzelnen Fieberanfälle nun läßt sich eben so, wie im Ganzen, ein Zeitraum der Zuname, der höchsten Stärke und der Abnahme der Zufälle wahrnehmen, und diese Periode der Höhe, wo die Zufälle an Menge und Heftigkeit den höchsten Gipfel erreicht haben, wird schon in der hippokratischen Schule Paroxysmus, sonst auch accessio, exacerbatio, genannt. Doch ist es nicht selten, daß man auch andre heftige Zufälle, besonders wenn sie mit gewaltsamen Aeußerungen, mit Krämpfen und Verzuckungen oder Wahnsinn und Rasen, verbunden sind, und periodisch wiederkehren, den Paroxysmus nennt. Der Paroxysmus in Fiebern ist entweder regelmäßig, d. h. zu bestimmten Zeiten zurückkehrend, wie z. B. in den gemeinen Wechselfiebern, oder unregelmäßig, zu unbestimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend, wie in manchen unordentlichen Wechselfiebern, in vielen anhaltenden Fiebern, in Nervenfiebern und andern. In den meisten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieser Zeit sich allemal schlimmer befinden, als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintrit. Selbst dann, wenn das Fieber dem Anscheine nach gänzlich verschwunden ist, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind Fieberhaftes, gleichsam einen Wiederschein des vorübergezognen Ungewitters. H.

Parrhasius, ein berühmter griechischer Maler, gebürtig aus Eph[illegible]s. Sein Vater Euenor war ebenfalls Maler, und blühte um das J. 420 vor Chr. Geb. Der Sohn war ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Zeuxis. Nach Plinius brachte Parrhasius zuerst Ebenmaß in die Malerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Gesichtsbildung und Gebärde, und übertraf alle Maler im Umriß. Es werden mehreren seiner Gemälde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn ungemein stolz und anmaßend. Wie Athenäus versi-

chert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldnen Kranze auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er seine Ankunft von Apollo ab, der den Beinamen Parrhasius führt. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulysses um die Waffen Achills kämpft, vorstellte. Als seinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, sagte er spöttisch: es sei ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Parsen, s. Gebern.

Parthenon, s. Athen.

Parthenope s. Neapel.

Parther. Unter Parthien im weitesten Sinne verstand man im Alterthume, das ehemalige parthische Reich zwischen dem Euphrat, Oxus, dem kaspischen und dem indischen Meere. Im engsten Sinne ist Parthien (Parthiene) das kleine Land, wo die so berühmten Parther wohnten, umgrenzt von Hyrkanien, Aria, Karmanien und Medien, und rings umher von Gebirgen eingeschlossen, das man in dem heutigen nordwestlichen Theile von Chorasan, wo jetzt Kurti und Thus liegen, zu suchen hat. In einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördlichen Provinzen Persiens, das gesegnete Hyrkanien (jetzt Masenderan, Dscherdschan und Karkan), das kleine Parthiene selbst, durch Pferdezucht berühmt, Aria (einen Theil von Chorasan), Margiana (jetzt Forg und Maruschak in Ostchorasam), Baktriana (oder den südlichen Theil der Bucharei), die Länder um den Paropamisus (die Gegend um Kandahar), Drangiana (Sejestan), Arachosia und Sogdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge), waren in den frühesten Zeiten als Wilde bekannt, und stammten von den Scythen. Vielweiberei war unter ihnen herrschend. Sie fochten nur zur Pferde, waren als Bogenschützen berühmt und besonders im Fliehen furchtbar. Sie kamen unter die Herrschaft der Perser, Macedonier und Syrer. Unter diesen blieben sie bis auf Antiochus II. Damals griff Arsace (Aschak) zu den Waffen, vertrieb die Syrer, und verbreitete seine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies seine Nachfolger. So entstand jenes wichtige parthische Reich, beherrscht von den Arsaciden (Aschkaniern oder Aschkern) seit dem J. 156 vor Chr. Geb. Hauptstadt des Reichs war Ktesiphon, an der östlichen Seite des Tigris von Vardanos erbaut. Sie kriegten mit den Römern mit abwechselndem Glücke, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Crassus blieb gegen sie (53 vor Chr. Geb.) in einer großen Niederlage. Trajan hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber diese Eroberung wurde theils von ihm selbst, theils von Hadrian wieder aufgegeben. Im J. 214 nach Chr. Geb. erregte Artaxerxes, ein Perser, Sohn des Sassan, einen Aufstand, stürzte die Arsaciden vom Throne und unterwarf 229 ganz Mittel-Asien sich und dem sassanidischen Hause. (S. Persien).

Particip, Mittelwort, ist in der Sprache derjenige Theil eines Zeitworts, welcher an sich die Natur eines Eigenschaftsworts hat, doch mit dem Unterschiede, daß er zugleich die Zeitverhältnisse angibt, und übrigens zu Bildung zusammengesetzter Zeitformen gebraucht wird. Von diesem Schweben, diesem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenschaftsworte führt es seinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Der Gebrauch desselben im Deutschen ist zum Theil durch einen gewissen Geschmacksdünkel mehr be-

schränkt worden, als der Geist der Sprache fodert, und frühere oder ältere Muster bestätigen dürften. Doch hat die Sprache durch ihre Gesetzgeber, die Philosophen und Dichter, also auch tüchtige sprachkundige und geschmackvolle Uebersetzer sich hierin Manches wieder zugeeignet, was man noch vor einiger Zeit unzulässig achtete. Dahin gehört z. B. die Participalconstruction, welche in der lateinischen Sprache durch die sogenannten absoluten Ablative bewirkt wird: quo facto, dies gethan. Und es ist nicht zu leugnen, daß, namentlich in diesem Falle, an Kraft und Kürze gewonnen wird, wenn durch Auflösung des Satzes mittelst einer Partikel und der bestimmten Zeitform nur Weitschweifigkeit entsteht. Was übrigens durch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der Sprache gewonnen werden könne, zeigen manche wissenschaftliche Schriften; dahingegen eine seichte Popularität die Entgliederung und Auflösung desselben in kleine, zerstückte Sätzchen begünstigt hat. Daß jedoch hier mit Umsicht verfahren werden müsse, versteht sich von selbst. Denn eine Vergleichung der Sprachen zeigt wol, daß die eine hierin freier ist als die andre. So hat selbst die Tochter der lateinischen Sprache, die italienische, in dieser Sphäre nicht Alles, was die Mutter hat, ob sie gleich im Einzelnen Manches herübergenommen was dahin gehört, wie das Wort futuro selbst, welches in der Form doch ein Particip ist, das aber nicht, wie im Lateinischen, von allen Zeitwörtern gebildet werden kann. Das Italienische hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das Deutsche. Wa.

Partikel (particula). Partikeln heißen in der Sprachlehre solche Redetheile (s. d. Art.), welche keiner Umbiegung fähig sind, weder declinirt noch conjugirt werden können, als die Präposition, das Adverbium, die Conjunction. Man nennt sie Partikeln, weil sie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinsten Redetheile sind, indem die meisten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebnen Stammwörtern bestehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas bloß Zufälliges und in den verschiednen Sprachen Verschiednes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen geben kann, und das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen infleribeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Klassen zukommt: so haben neuere Sprachlehrer diesen grammatischen Kunstnamen ganz aufgegeben, und die Redetheile in Hinsicht der Veränderung, deren sie fähig oder nicht fähig sind, in biegsame und unbiegsame (flexible und inflexible) eingetheilt.

Partisan, Parteigänger, der Anführer einer Truppe, die zum kleinen Kriege (zu Streifzügen ꝛc.) bestimmt ist. (S. Freicorps). — Partisane, eine Art von Spieß, welcher unter dem Stecheisen noch eine Barte oder ein kleines Beil hatte. Sie ist jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten als Zierwaffe gewöhnlich.

Partitur nennt man in der Musik die schriftliche Uebersicht aller zu einem vielstimmigen Tonstücke gehörigen Stimmen (der musikalischen Partien). Die Partitur ist zuerst das Werk des Tonsetzers, wodurch derselbe das, im Geiste schon Entworfne, oder sich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich festhält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Instrumentalpartie an demselben verzeichnet. Hauptsächlich geschieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf besondern Liniensystemen Takt für Takt unter einander geschrieben werden; so daß man, was in jedem Takte von irgend ei-

ner Sing- oder Instrumentalpartie zu leisten ist, vollkommen übersehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zusammen. Die Anordnung der Partien in derselben muß, obwol im Uebrigen viele Verschiedenheit darin Statt finden kann, und jeder Tonsetzer die ihm bequemste Methode befolgt, im Allgemeinen doch dem Zwecke entsprechen, d. h. eine leichte Uebersicht des vielstimmigen Ganzen gewähren. Gewöhnlich geschieht dies, indem man die Sopraninstrumente über die Mittelstimmen und Baßinstrumente, und die Singstimmen unter die Instrumentalpartien der Violinpartie zunächst stellt, ferner den obligatern und bedeutendern Partien die mittlern Systeme in der Partitur einräumt. Nach der Vielstimmigkeit des Tonstücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notensysteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonstück von dem dazu gehörigen Personale ausgeführt werden soll, die einzelnen Partien besonders ausgeschrieben. Nach ihr wird ferner überhaupt ein großes Tonstück vervielfältigt; das Copiren nach den einzelnen ausgeschriebnen Partien ist größern Fehlern unterworfen, da hingegen bei der Ansicht der zusammengestellten Stimmen der Fehler leichter zu entdecken ist. Nach ihr pflegt daher auch die Aufführung des Tonstücks angeordnet zu werden; ja nach ihr kann endlich das Tonstück selbst, namentlich in Hinsicht seiner harmonischen Verhältnisse, gründlicher beurtheilt werden, da hingegen dem Ohre Manches entgeht, und bei der Ausführung schnell vorüberfliegt. Des Directors Sache ist es daher, eine Partitur lesen zu können, um darnach, vorzüglich in musikalischen Proben, die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Ausführung möglichst fehlerfrei sei. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singstimmen und Instrumente, Kenntniß der Zeitmaße, die vorzüglich nach der vorgeschriebnen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geist des Ganzen und nach dem, den einzelnen Partien gegebnen Antheil zu bestimmen sind, endlich, was überall nothwendig ist, eine große Uebung und Erfahrung. Letztre sind in einem noch höhern Grade nothwendig, um eine Partitur auf auf dem Klavier oder Pianoforte zu spielen, was vorzüglich in den erstern Proben großer Stücke nothwendig ist, bei welchen einzelne Partien für sich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonsatzes, oder endlich zum Vergnügen geschieht. Für den erstern Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet; allein es wird vorzüglich bei stark besetzten Tonstücken, welche eine mannichfaltige und schwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Instrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler sich kaum zu orientiren weiß, und ein andres Tonstück, als das eingeübte, zu hören glaubt. Nach dem Klavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten sind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Musikdirector nur höchstens dann, wenn ihm das Tonstück im Ganzen und Einzelnen vollkommen bekannt ist. Von dem Virtuosen erwartet man, daß er das Tonstück auf dem Instrumente so vortrage, oder die einzustudirenden Partien so begleite, als ob er eben einen vollkommnen Klavierauszug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einstudirens mannichfaltige Ausnahmen nothwendig macht. Der Partiturspieler muß die größte und leichteste Uebersicht, Gewandtheit und Geistesgegenwart besitzen, um das Wesentliche eines Tonstücks auf seinem Instrumente hören zu lassen, und unter seine zwei Hände geschickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfodernissen auch noch

eine sehr bedeutende Fertigkeit im Klavierspiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbasses gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. s. w. in dieser Hinsicht erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. T.

Parzen (griechisch Mören), die unerbittlichen Schwestern, deren Geschäft ist, den Lebensfaden der Menschen zu spinnen. Namen und Zahl derselben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Klotho (die Spinnerin) war anfangs wahrscheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunst für sie bestimmte Namen erfand, wurde Klotho besondrer Name, neben Atropos und Lachesis, aber ohne ein besondres Geschäft anzudeuten. Dieses lag auch nicht in den Namen der zwei andern; denn Atropos drückt das unveränderliche Schicksal, Lachesis das Loos oder den Zufall aus, mithin bezeichnen alle drei das Schicksal von verschiednen Seiten. Bei Homer und Hesiod erscheinen sie als Göttinnen des menschlichen Schicksals und einzelner Geschicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten sie in den weitern Kreis der Ereignisse überhaupt, und sind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen ist (a partiendo, dem griechischen μειρειν). In der engsten Bedeutung sind sie die todbringenden Schicksalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes, als allgemeinen und endlichen Verhängnisses. Als Göttinnen des Todes gehören sie der Unterwelt an, und sind Töchter des Erebus und der Nacht; als Schicksalsgöttinnen sind sie Dienerinnen des Zeus und demselben von der Themis geboren. Die erste Abstammung ist gewiß die spätere. Als Töchter des Zeus haben sie Theil an den Bestimmungen des Schicksals, und werden von ihm abgesendet, seine Befehle zu vollziehen. Sie spinnen dem Menschen seine künftigen Schicksale in einem Faden zu, wissen also die Zukunft und prophezeien sie; sie singen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen, und sind unwandelbar. Man legte dann auch jeder ihr bestimmtes Geschäft bei. Die eine schrieb, die andre sprach, die dritte spann die Faden ab, oder Atropos war die vergangne, Lachesis die künftige, Klotho die gegenwärtige Zeit, und so deuten sie Anfang, Mitte oder Dauer und Ende des Lebens. Abgebildet werden sie, wie Lachesis die Spindel, Klotho den Rocken und Atropos die Scheere hält, mit welcher sie den Faden durchschneidet.

Pascal (Blaise), geb. zu Clermont in Auvergne 1623, ein frommer Christ und einer der geistreichsten Asceten. Schon in den Kinderjahren verrieth er eine ungemeine Geisteskraft. Er war einziger Sohn des Präsidenten der Steuerkammer, der ihn, da er, drei Jahr alt, seine Mutter verlor, außerordentlich liebte und selbst unterrichtete, auch 1631 seine Stelle verkaufte, und nach Paris zog, um sich ausschließlich mit seinen Kindern, besonders aber mit unserm Blaise, zu beschäftigen. Entschiedne große Anlage zeigte dieser zur Geometrie, obgleich ihm sein Vater den Unterricht in der Mathematik, worin er selbst bedeutende Kenntnisse hatte, versagte, mit dem Bedeuten, erst müsse er Griechisch und Latein gelernt haben. Kaum hatte der Knabe ihm auf die Frage: was denn Mathematik sei? die Antwort entlockt, sie zeige, wie man richtige Figuren zu entwerfen und ihre Verhältnisse zu einander zu bestimmen habe: so dachte er in seinen Erholungsstunden darüber nach, zeichnete mit Kohle Kreise und Dreiecke auf den Fußboden, und suchte ihre Verhältnisse, definirte sie sich selbst, fand Axiome und endlich Beweise, so daß er bis zu dem 32. Satze des Euklides vorrückte. Der Vater überraschte ihn dabei unbemerkt,

befragte ihn staunend und eilte, vor Freude weinend, zu seinem liebsten Freunde, ihm das Wunder mitzutheilen. Dieser rieth, ihm den Euklides zu geben, den er auch ohne weitere Beihülfe verstand. Von nun an wohnte er den Sitzungen mehrer Freunde der Mathematik bei, die sich bei seinem Vater versammelten, und entdeckte nicht selten, was kein Andrer sah. So schrieb er schon im 16. Jahre eine ausgezeichnete scharfsinnige Abhandlung über die Kegelschnitte, doch ließ er sie, unbekümmert um Ruhm, trotz aller Auffoderungen, nicht drucken. Unterdessen studirte er auch Sprachen, Logik, Physik und andre philosophische Wissenschaften so angestrengt, daß bereits im 18. Jahre seine Gesundheit unheilbar zerstört war. Dennoch erfand er im Jahre darauf die bekannte Rechenmaschine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen, ihm viel Mühe kostete, zumal da er fast keinen Tag schmerzenfrei war; auch machte er bis in sein 23. Jahr mehrere Entdeckungen über die torricellischen Leere. Noch war er nicht 24 Jahr alt, als er durch einige erbauliche Schriften plötzlich erleuchtet, und ihm mit siegender Gewißheit klar wurde, daß ein Christ nur Gott, und außer ihm nichts lieben müsse. Sogleich warf er alle profane Wissenschaften bei Seite, und wurzelte nur tiefer in dem, ihm ohnedies eignen kindlichen Glauben. Pascal's Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf seine ganze Familie. Der Vater ward des Sohnes Schüler, und die eine Schwester, ein geistreiches Mädchen, ward Nonne im Kloster Port-Royal zu Paris. Pascal war indeß unaufhörlich krank, übte und stärkte aber dabei seine Geduld nur um so mehr. Auf Verlangen der Aerzte ging er in Gesellschaft; aber seine Schwester, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher er sie selbst, so weit, daß er allen weltlichen Umgang aufgab, und sich alles Ueberflüssigen, selbst auf Kosten seiner Gesundheit, entschlug. So lebte er gleichmäßig von seinem dreißigsten Jahre an bis an das Ende. Er bezog, nachdem er eine Zeitlang in einem Kloster gelebt hatte, ein Landgut, entsagte dort allen Vergnügungen, bettete sich selbst, aß in der Küche und ließ nur in dem sich bedienen, was er nicht selbst verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heiligen Schrift, die er auf diese Art ganz auswendig lernte, und in den Auslegern. Indeß nahm seine Krankheit immer zu, und er starb 1662, im 39. Jahre seines Alters. Ein solcher Charakter unter einer so leichtsinnigen und sinnlichen Nation mußte allerlei Mißdeutungen unterworfen sein. Pascal war gewiß ein kräftiger Geist. Er hatte ein Werk über die christliche Religion im Sinne, das ihre Herrlichkeit eben sowol aus der Natur des Menschen, als historisch erörtern sollte. Nur seine Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife, wozu es allmälig in seinem Geiste gediehen, und seine schmerzhafte vieljährige Krankheit hinderten die schriftliche Vollendung. Aus den Bruchstücken aber, die uns unter dem Titel: **Pensées sur la religion etc.** (Amsterd. 1667), von ihm in den letzten vier Jahren niedergeschrieben, von seinen Freunden gesammelt, vorliegen, läßt sich der tiefe Meister wol errathen. Noch gehört hieher sein oft gedrucktes berühmtes Werk: **Les Provinciales, ou Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis etc,** die schärfste Satyre auf die laxe Moral der Jesuiten, deren Ansehn dadurch mächtiger erschüttert wurde, als durch die heftigsten Angriffe ihrer erklärten Gegner. Diese Briefe werden zugleich als Muster des didaktischen Briefstyls in der französischen Literatur geschätzt. Seine Oeuvres erschienen Haag 1779, 5. Voll. 8.

Wa.

Pascha, ein vornehmer Beamter in der Türkei, welcher Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker ist. Den vornehmsten werden drei, den kleinern zwei Roßschweife vorgetragen. Die Gewalt eines Pascha ist sehr groß. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgesetzt, ist verpflichtet an den Kriegen desselben auf erhaltnen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage abzuliefern, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab, und zu Bedrückungen aller Art hat er um so freiere Gewalt, als bei dem jetzigen Verfalle des Reichs der Großherr lieber nachsieht, als durch strenge Maßregeln zu Aufruhr und Empörungen Anlaß gibt.

Paschalik, die Provinz, Statthalterschaft eines Pascha.

Pasigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verständliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftsprache, ist bis jetzt noch eine ungelöste Aufgabe. Der große Leibnitz soll zuerst die Idee einer solchen Kunst, sich allgemein verständlich zu machen, gefaßt haben; gewiß ist, daß er sich ernstlich damit beschäftigte. Ihm folgten darin der Engländer Wilkins (1668), die Deutschen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen. Berl. 1779, 8.) Hofrath Wolke (Erklärung, wie die Pasigraphie möglich und ausübbar sei, Dessau und Leipz. 1797, 8.). Der berühmte Taubstummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805) und Ab. Bürja (Pasilalie, Berl. 1808) machten gleichfalls Versuche bekannt. Auch setzte die Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen noch 1811 der besten Erläuterung dieser Idee und Angabe ihrer Ausführung einen Preis aus. In Frankreich rühmte sich noch vor Kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer solchen Kunst. Die Idee einer Pasigraphie und allgemeinen Sprachlehre, sagt Joh. Jacob Wagner in seiner Philosophie der Erziehungskunst, gründet sich darauf, daß das Wesen aller Sprachen in ihrer innern Organisation besteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich sein muß. Diese innere Organisation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechselverhältnisse der Vorstellungen sein, welche Verhältnisse wieder nur Ausdruck der realen Verhältnisse der Objecte selbst sind. Läßt sich nun für diese realen Verhältnisse eine allgemeine Darstellung finden, so ist eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt sich diese, in einer allgemeinen Charakteristik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, so hat man eine Pasigraphie. Doch könnte eine wirkliche Pasigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollständiges System von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe sein Werth genau durch seine Stelle gesichert wäre. Ueber diese Idee vergl. J. Sev. Vater's Pasigraphie und Antipasigraphie, oder über die neuesten Erfindungen einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker ꝛc. Weißenfels 1795, 8.; J. Im. Niethammer, über Pasigraphie und Ideographie (Nürnb. 1808), und And. Riem, über Schriftsprache und Pasigraphie (Mannh. 1809. 1. St. 1.) Eine allgemeine Sprache durch Laute (Pasilalie), welche man mit der Pasigraphie zugleich versucht hat, ist ebenfalls noch nicht gefunden worden. — v.

Pasiphaë, die Tochter des Helios und der Perseïs, und die Gemahlin des Minos, Königs von Kreta, dem sie den Deukalion, Glaukus, Ariadne und Phädra geboren haben soll. Verblendet von Neptun, (der den Minos dafür bestrafen wollte, daß er den von dem Gott erflehten und empfangnen Stier nicht geopfert), oder, wie An-

dre sagen, von der Venus (die dem ganzen Geschlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangnen Verrätherei Rache geschworen hatte), entbrannte sie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des sinnreichen Dädalus hölzernen Kuh ihres Wunsches gewährt und gebar den stierhauptigen Minotaurus (s. d.)

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Lästerschrift, Libell), ist eine anonym oder pseudonym bekannt gemachte Schrift, durch welche Jemand eines Verbrechens beschuldigt wird. Doch wird auch oft schon jeder schriftliche Aufsatz ein Pasquill genannt, wodurch man Jemand unmoralischer, oder bloß lächerlicher Handlungen beschuldigt, um dadurch seinen guten Namen zu verletzen. Gewöhnlich versteht man unter Pasquill eine anonyme Schmähung; doch behaupten Einige, daß die Namenlosigkeit keineswegs ein wesentliches Erfoderniß desselben sei. Bei den Römern wurden Pasquillanten nach dem Gesetze der zwölf Tafeln, mit Schlägen, mit Ehrlosigkeit, oder mit dem Tode, bestraft; bei uns ermäßigt der Richter die Strafe nach Beschaffenheit der Umstände. Schmähungen durch Gemälde, Kupferstiche und andre bildliche Darstellungen werden auf ähnliche Weise behandelt. Das Wort) Pasquill verdankt seinen Namen einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren in Rom lebte, und sich durch seine witzigen Einfälle und beißenden Spöttereien so bekannt machte, daß seine Werkstatt täglich von Menschen besucht wurde, welche an denselben Vergnügen fanden. Kurz nach seinem Tode ward nicht weit von seiner Werkstatt eine schön gearbeitete, aber sehr verstümmelte Bildsäule eines alten Fechters ausgegraben, und in der Nähe in einem Winkel des ursinischen Palastes aufgestellt. Das Volk gab ihr einstimmig den Namen Pasquino, und seitdem wurden Zettel daran geheftet, welche Satyren und witzige Einfälle über die Begebenheiten des Tages enthielten, die man dem gleichsam wieder auferstandnen Schuster Pasquino in den Mund legte. Dieser Statue gegenüber stand eine andre, Marforio genannt, welches soviel als Martis forum heißen soll, wo sie ehedem gestanden hat. An diese Bildsäule wurden gemeiniglich des Nachts Fragen angeheftet, welche Pasquino beantwortete. Es mag hier nur ein Beispiel stehen. Papst Sixtus V. hatte auf verschiedne Lebensmittel Auflagen gelegt. An einem Sonntage erblickte man den Pasquino mit einem nassen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marforio fragte, warum er, sein Hemd zu trocknen, nicht bis morgen warte. Worauf Pasquino zur Antwort gab: Ich darf keine Zeit verlieren, denn morgen könnte ich vielleicht die Sonnenstrahlen bezahlen müssen. Die sehr beschädigten beiden Statuen liegen jetzt in einem Hofe des Campidoglio und das muntre Volk der Römer entbehrt dadurch die Publicität manches fröhlichen Volksscherzes, der freilich bisweilen die Päpste, die Kirchenfürsten und deren Beamte verwundete.

Pasquino, s. d. vorigen Art.

Passagen, auch Rouladen, nennt man in der neuern Musik (und zwar vorzüglich im Gesange) eine Reihe melodischer Töne, wodurch die Melodie verziert, und mittelst der sogenannten Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Diese aus allerlei Figuren zusammengesetzten Läufe müssen so beschaffen sein, daß alle Töne leicht und in einem Zusammenhange vorgetragen werden können, weßhalb sie auch beim Gesange nur auf eine Sylbe fallen. Sie sind entweder vom Tonsetzer selbst vorgeschrieben, oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo jener nur die

Hauptnoten angegeben hat. Sie müssen mit Einsicht und Geschmack gebraucht werden, um nicht die Harmonie zu stören oder in leere Künsteleien auszuarten.

Passagini, s. Katharer.

Passah oder Paschah (im Hebr. Verschonung, Vorübergang) ist das jüdische Ostern oder das religiöse Fest, welches die Israeliten zum Andenken an die Verschonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus diesem Lande, im ersten Vollmonde des Frühlings vom 14. bis zum 21. des Monats Nisan feiern. Zu dieser achttägigen Feier versammelten sich alljährlich so lange die Israeliten noch im Besitz von Palästina waren, die Glieder der Nation bei der Stiftshütte, und seit Salomons Zeiten bei dem Tempel zu Jerusalem. Während derselben durfte nur ungesäuertes Brot gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungesäuert hatte mitgenommen werden müssen, daher das Passah auch das Fest der ungesäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit seiner Familie am ersten Abend ein vom Priester geschlachtetes Lamm, welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen aufgetragen und genossen ward. Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte des Auszugs gaben diesem Mahle, dem sich die Stiftung des christlichen Abendmahls anreiht, seine religiöse Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erstlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Passah war das größte unter den jüdischen Festen, und beförderte durch jene Nationalversammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und Verkehr. Jetzt wird es von den Juden jedes Ortes durch den Genuß ungesäuerter Brote und mit lauten Gebeten begangen E.

Passarowitzer Friede, s. Friedensschlüsse.

Passatwinde s. Wind.

Passau, die Stadt ist jetzt die Hauptstadt des baierischen Unterdonaukreises, und der Sitz des Generalcommissariats. Sie hat eine romantische Lage und besteht aus der Stadt und den zwei Vorstädten, der Innstadt und der Ilzstadt, zusammen über 800 Häuser mit 9000 Einw. Die eigentliche Stadt liegt auf einer von der Donau und dem Inn gebildeten Halbinsel. Die Innstadt am rechten Ufer des Inns, ist durch eine hölzerne Brücke mit der eigentlichen Stadt Passau verbunden. Jenseits der Donau, am linken Ufer der Ilz, welche hier sich gleichfalls mit der Donau vereinigt, liegt die Ilzstadt. Auf dem, in dem Winkel zwischen der Donau und dem rechten Ufer der Ilz liegenden 400 Fuß hohen Berge ragt die Festung Oberhaus hervor, deren Werke in neuern Zeiten mit acht Forts vermehrt worden sind, und welche mit dem tiefer liegenden Schlosse Niederhaus verbunden ist. Die eigentliche Stadt ist ziemlich gut, die Vorstädte hingegen sind schlecht gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: das ehemalige fürstliche Residenzschloß, die von Quadersteinen aufgeführte prächtige Domkirche auf dem Domplatze, dem schönsten Platz der Stadt, und das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt das Gymnasium. Außer einer Tabaksfabrik und bedeutenden Bierbrauereien findet man hier wenig Gewerbfleiß. Wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt auf der Donau. In der Nähe liegen die Lustschlösser Freudenheim und Löwenhof. Historisch merkwürdig ist Passau wegen des hier den 22. Aug. 1552 geschlossnen passauer Vertrags, der das erste deutsche Reichsgrundgesetz war, welches den Protestanten, nach langen Kriegen die Ausübung ihrer Religion und bürgerlichen

Rechte sicherte. (S. die Art. Religionsfriede, Friedensschlüsse, Carl V.) Passauer Kunst nannte man sonst die vorgebliche Kunst, sich hieb- und schußfest zu machen, von einem Nachrichter in Passau, der 1611 durch Vertheilung gewisser bezauberter Zettel ein muthloses Heer, das bei Passau stand und in Böhmen eindringen sollte, durch diese Kunst ermuthigt haben soll.

Passion nennt man besonders das letzte verdienstliche Leiden Christi, so wie die Geschichte dieses Leidens und was zum Andenken desselben in der christlichen Kirche geschieht, wie die Feier der Fasten oder Passionszeit, sieben Wochen lang vor Ostern, worin über Passionstexte (einzelne Abschnitte der Leidensgeschichte) Passionspredigten gehalten werden, und die dramatische Vorstellung dieser Geschichte, an der die moderne Schauspielkunst im Mittelalter ihre ersten Versuche machte. E.

Passiv, s. Activ.

Passivhandel, s. Activhandel.

Paßwan Oglu, s. Widdin.

Paste. Pasten nennt man Abdrücke geschnittner Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), Münzen und Medaillen, vorzüglich in Glas (Plinius, XXXVII., 26,) oder glasartiger mineralischer Erde (terra sigillata), Siegelwachs, dann auch Abgüsse derselben in Schwefel, Gyps und gypsartigen Massen. In der neuern Zeit sind die von Lippert (s. d. Art.), und von den Engländern Wedgwood, Bentley und Tassie vorzüglich beliebt. Die wedgwoodschen sind in einer schwarzen basaltähnlichen Masse, Lippert's Pasten in einer Masse von schöner weißer Erde gebildet. Dem, bei der dresdner Antikengallerie angestellten, geschickten Aufwärter Rabenstein gelang es, durch Unterstützung eines Kunstfreundes, sich reine Formen von der ganzen Sammlung zu machen, und die lippertschen Pasten in gleicher Güte, zum Theil noch zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk ist um die Hälfte wohlfeiler als die lippertsche Sammlung. Diese kostet 90 Dukaten; die Rabensteinische nur 50. Rabenstein, der nun gestorben, hatte auch für Liebhaber der alten Geschichte mehrere hundert Bildnisse berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Pastell, Pastellmalerei. Pastelle oder Pastellstifte sind trockne, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerst die mineralische Farbe gerieben, dann wird aus ihr durch Vermischung mit Honigwasser, Gummi, Bleiweiß ꝛc. ein Teig gemacht, dessen genauere Bestandtheile im Einzelnen sich nach der Farbe richten, welche man hervorbringen will. Aus diesem Teige werden die Pastelle geformt; daher der Name, von dem Französischen pâte alt paste. Diese Stifte vertreten gewissermaßen die Stelle des Pinsels, und die Pastellmalerei, ist also diejenige Art zu malen, bei welcher man sich trockner, aus verschiednen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wischt mit dem Finger oder mit einem Wischer die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbschatten u. s. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo sie bleiben soll, vertreibt und verwischt. Nur die hellsten Lichter werden nicht verrieben. Nach Fiorillo verstanden die ältern Schriftsteller wahrscheinlich unter dem Namen Pastellmalerei mehrere Gattungen der Zeichenkunst, wozu man sich der rothen, schwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichste Stoff, auf welchem man mit Pastellen malt, ist bloßes, oder auf Leinwand ge-

zognes, am beſten grauröthliches und rauhes Papier, oder Pergament. Es iſt dieſe Art zu malen ſehr einladend und bequem. Die Paſtellgemälde haben eine Anmuth und Friſche, welche das Auge beſticht; wegen des Wollichten, welches dieſe Malerei hervorbringt, iſt ſie geſchickter als eine andre, die Zeugſtoffe, ſo wie das Markichte und Natürliche der Fleiſchfarben auszudrücken; weshalb auch dieſe Art der Malerei ſich beſonders für das Porträt ſchickt, und zu Bildniſſen vorzüglich angewendet worden iſt. Was ſie den Liebhabern noch mehr empfiehlt, iſt, daß man die Arbeit nach Gefallen verlaſſen, wieder vornehmen, nachhelfen, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöſchen und in beliebiger Zeit vollenden kann, da das Unterbrechen nicht, wie bei andern Arten der Malerei, auf ihre Farben und ihre Miſchung Einfluß hat. Weil aber die Farben nur wie zarter Staub auf der Fläche liegen, ſo ſind Paſtellgemälde auch die vergänglichſten und zerſtörbarſten. Sie müſſen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, ſo wie vor Staub und Erſchütterung möglichſt verwahrt werden. Man hat der ſchädlichen Einwirkung äußerer Einflüſſe durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzoſen, die überhaupt große Vorliebe für die Paſtellmalerei beſitzen, haben ſich Mehrere ſolcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Uebel vollkommen abgeholfen. Eine andre Erfindung von Loriot, die Paſtellfarben mehr auf der Fläche zu befeſtigen, ließ die königl. Akademie 1780 bekannt machen. Die eigentliche Paſtellmalerei leitet ihren Urſprung aus dem 16. Jahrh. her. Auch Leonardo da Vinci ſoll ſich ihrer oft bedient haben, um Apoſtel- und Chriſtusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt zwei Paſtellgemälde (Porträts aus der königl. franz. Familie darſtellend) auf goldnem Grunde an, welche aus dem 15. Jahrh. ſtammen ſollen. Fiorillo nennt Joſeph Vivien (geb. 1657, ſtarb 1735), einen Schüler des Charles le Brun, als einen der erſten, welche ſich der Paſtellfarben bedienten, und in dieſer Gattnng die ganze Familie des damaligen Dauphin in natürlicher Größe abbildete, wodurch er ſich einen bedeutenden Namen, und die Gunſt des Königs, ſo wie der Kurfürſten von Baiern und Köln erwarb. Nachher hat die franz. Schule mehrere große Meiſter in der Paſtellmalerei gehabt, z. B. den obengenannten la Tour. Unter den Italienern, welche in Paſtell vorzüglich geſchätzt werden, iſt Cariera Roſalba (aus Venedig, 1672 geb., ſtarb 1737) unter den Engländern Ruſſel und unter den Deutſchen Raph. Mengs. Eine Sammlung der Gemälde der Italienerin, ſo wie des Genfers Liotard, (geb. 1702) und den ſchönen Amor von Mengs vielleicht das Gelungenſte in dieſe Fache, findet man in der königl. Gemäldegallerie zu Dresden. Eine Anleitung zur Paſtellmalerei enthält Günther's practiſche Anweiſung zur Paſtellmalerei. Neue Aufl., Nürnb. 1792, 4.

Paſticcio ital., franz. pastiche, heißt in der Kunſtſprache ein Gemälde, welches in der Manier irgend eines großen Künſtlers gemacht und für deſſen Arbeit ausgegeben wird. Der italieniſche Name bedeutet eigentlich eine Paſtete, etwas Zuſammengeſtoppeltes (nicht Originelles), ein Miſchmaſch. Einer der größten Verfertiger ſolcher Paſticcj war David Teniers der jüngere, deſſen Arbeiten oft erfahrne Kenner täuſchten.

Paſtorale, 1. ein ländliches Tonſtück, welches Geſang und Charakter der Hirten ausdrückt, mithin einen idylliſchen Charakter hat; auch ein Tanzſtück in dieſem Charakter. 2. Schäferſpiel (ſ. d. Art.).

Pastorale. Mit diesem, aus dem Lateinischen entlehnten Worte (collegium pastorale) bezeichnete man sonst den Theil der theologischen Wissenschaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geistlichen, die Anwendung der, für seinen Beruf unentbehrlichen Kenntnisse betrifft, oder den eigentlich praktischen Theil der Theologie, auch Predigerwissenschaft genannt. Es wird dabei die sogenannte theoretische Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunst, Kirchengeschichte, Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgesetzt, und nur die Anwendung derselben, aus dem Gesichtspunkte der Bestimmung des Predigtamts, und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen, für alle Theile der geistlichen Amtsführung gelehrt. Dies ist der weiteste Begriff von Pastorale, der auch eigentlich mehr aussagt und umfassen soll, als Predigerwissenschaft, weil das Amt des Geistlichen (des Pastors, Hirten der Gemeinde) sich nicht allein auf's Predigen beschränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Pastoraltheologie, Pastoralwissenschaft, Pastoralweisheit oder Pastoralklugheit. Die Pastoralklugheit (prudentia pastoralis) hat indessen unter diesem Namen häufig nur gewisse Klugheitsregeln für die wichtigsten Theile der geistlichen Amtsführung mitgetheilt, die an sich richtig und durch die Erfahrung bewährt sind, aber nicht den ganzen engverbundnen Kreis des gesammten geistlichen Berufs aus einem höhern Standpunkt umfassen. (S. auch d. folg. Art.). Nach der höchsten Ansicht dessen, was der christliche Geistliche in seinem ganzen heiligen Beruf sein soll, zerfällt das Pastorale in eben so viele Haupttheile, als es Zweige der geistlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs, gibt. Es umfaßt demnach, in Beziehung auf das Lehramt: 1. die Homiletik, die geistliche Beredtsamkeit, in zusammenhängenden Lehrvorträgen (s. Homilie); 2. die Katechetik (s. d. Art.), die Unterrichtskunst in Gesprächsform; 3. in Beziehung auf das eigentlich priesterliche Amt, die Liturgik im weitesten Umfange (s. Liturgie), die Verwaltung der Sakramente, den Dienst am Altare und vor der Gemeinde; 4. in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorsteher- und Gemeindewächter-, Berather-Trösteramt, die Geschäfte und Pflichten im Beichtstuhle, bei Betrübten, Angefochtnen, am Krankenbette, in Ehesachen, so weit diese der Entscheidung des einzelnen Geistlichen zustehen, bei Eidesleistungen, bei Verbrechern und bei Allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, so daß auch die Haupttheile des sogenannten kanonischen oder Kirchenrechts (s. Kanonisches Recht) dazu gerechnet werden müssen. Die beiden letztern Beziehungen begreift die Pastoraltheologie im engern Sinne. (Vergl. den folgenden Art.) Es ist demnach das Pastorale ein sehr wichtiger Theil des theologischen Studiums. In der römischen Kirche wird auch wol die authentische Zusammenstellung der sämmtlichen bei Verwaltung der Sakramente und den priesterlichen Geschäften angenommnen Feiergebräuche das Pastorale genannt. Es ist ziemlich dasselbe, was unter dem Titel: Rituale Romanum bekannter ist, nur daß dieses eine besondre päpstliche Revision und Bestätigung erhalten hat, das Pastorale aber nicht, welches deshalb auch in verschiednen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verschiedenheit sich findet. Aber noch jetzt ist es ein unentbehrliches Handbuch des katholischen Geistlichen, da die Ausübung der Rituale hier die strengste Form hat. So ist dem katholischen Geistlichen sein Pastorale ein geschriebnes Gesetz für sein Priesteramt,

dem protestantischen das seinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile seiner Amtsführung. Ke.

Pastoraltheologie. Die Pastoraltheologie im engern Sinne gibt die allgemeinen Vorschriften zu einer, dem geltenden kirchlichen Ritual und den religiösen Bedürfnissen der Gemeinde angemessnen Leitung des öffentlichen Gottesdienstes (Liturgik), zu einer würdigen Verwaltung der Sakramente und andrer geistlichen Amtshandlungen, zu einer, dem Geiste des Christenthums entsprechenden Seelsorge, oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen Gemeindeglieder, zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche besonders durch die zurechtweisende und tröstende Zusprache im Beichtstuhle und am Krankenbette ausgeübt wird; und verbreitet sich endlich auch über die Regeln des Betragens, welche der Geistliche in den Rechtsverhältnissen seines Amtes zu beobachten hat. Man ist gewohnt, den Inbegriff dieser Regeln unter dem Namen der Pastoralklugheit aufzuführen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der Consistorialverordnungen und gesetzlich gewordnen Observanzen dem Geistlichen besonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die Grundsätze eines weisen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die sein Amt ihm gibt, abhandelt. E.

Pästum, von den Griechen Posidonia genannt, eine griechische Stadt in Lucanien (im untern Italien), östlich vom Flusse Silarus unter dem Berge Alburnus, ist bei den Dichtern berühmt wegen der schönen Rosen, die hier jährlich zweimal, im Frühling und im Herbste blühten, und in dieser feuchten, warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen schienen. Die Stadt war eine, wahrscheinlich um das Jahr 510 v. Chr. gestiftete Kolonie von Sybaris und gehörte also zum Stamme der Achäer. Daher hatte sie mit der Mutterstadt vorzüglich die Verehrung des Neptun gemein. Aus den Münzen und noch vorhandnen Ruinen kann man den vorzüglichen Wohlstand der Stadt erkennen. Seit 1755 hat man herrliche Ruinen von ihr aufgegraben. Jetzt liegt an ihrer Stelle Pesto, in der neapolitanischen Provinz Principato citra, und der Meerbusen, an welchem die Stadt liegt, sonst Sinus Paestanus, heißt jetzt Golfo di Salerno.

Patagonien, oder Magellansland, die südlichste (36—54° südl. Br.) Landschaft in Südamerika, zwischen Chili, Buenos Ayres, dem atlantischen und stillen Meere und der magellanischen Meerenge (22,350 Q. M. mit 110,000 Einw.) Der südliche Theil wird von Wilden bewohnt. Das Land hat, ungeachtet mehrer Vulkane, Steppen und Moräste, bei rauher, feuchter Witterung, Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches letztre, wenigstens in den nördlichen Strichen, wild herumläuft, und wovon jährlich viele tausend Stücke bloß der Häute und des Unschlitts, zuweilen auch der Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleisch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und zahme Pferde finden sich in großer Menge; auch gibt es in allen Gegenden des Landes Vicunnas oder peruanische Schafe. Die Einwohner dieses Landes, die Patagonier, sind, wenn auch keine Riesen, wofür sie von ältern Reisenden ausgegeben wurden, doch gewöhnlich über 6 Fuß groß, stark, kupferfarbig, haben langes schwarzes Haar, kleiden sich in Felle und sind treffliche Reiter. An den Küsten treiben Franzosen und Amerikaner Seeelephanten-Fischerei.

Patent ist ein landesherrlicher offner (von litterae patentes) Brief oder Befehl, z. B. die öffentliche Bekanntmachung der Besitz-

nahme eines neuerworbnen Landes: Besitzergreifungspatent; besonders auch ein solcher, welcher als Urkunde einer Dienstbeförderung ausgefertigt ist (z. B. Offizierpatent), oder wodurch dem Inhaber gewisse Vorrechte, in England besonders der Alleinhandel mit neuerfundnen oder verbesserten Waaren bewilligt wird, die daher Patentwaaren heißen, weshalb auch das vorgesetzte „Patent" eine gewisse Vorzüglichkeit der Waare anzeigen soll, welche sie freilich nicht immer hat. Endlich versteht man in denjenigen deutschen Staaten, wo nach französischem Vorgange, in neuern Zeiten, mit Aufhebung der Gilden und Zünfte, eine allgemeine Gewerbsteuer eingeführt worden, unter Patent (Gewerbschein) den Erlaubnißschein, den Jeder, der ein Gewerbe treiben will. von der Obrigkeit gegen Bezahlung der vorschriftmäßigen Steuer (Patent- oder Gewerbsteuer) einlösen muß. Manifest und Patent, in gewisser Hinsicht gleichbedeutend, unterscheiden sich insofern von einander, das ersteres eine an auswärtige Mächte, letztres eine an die Landesbewohner gerichtete landesherrliche Bekanntmachung ist.

Patera, eine Opferschale oder kleine Schüssel, worin die Römer bei ihren Mahlen und Opfern den Göttern den Opferwein darbrachten, und das Blut der geopferten Thiere auffingen. Auch war sie ein Kennzeichen der Gottheit und ihrer Verehrung; man sieht sie auf Altären und in den Händen der opfernden Priester. Eine kleinere Art, Patella, gab den kleinern Hausgöttern den Namen Patellarii.

Paternoster ist 1. der lateinische Ausdruck für Vaterunser oder das Gebet des Herrn; 2. jede zehnte größere Kugel, in dem unter den Katholiken als Andachtsmittel angewendeten Rosenkranze, wobei das Vaterunser gebetet wird, dagegen man die kleinern dazwischen gereihten Kugeln nur mit Hersagen des Ave Maria durch die Finger gehen läßt; 3. der ganze Rosenkranz selbst. In der Wasserkunst heißt die Maschine, welche vermittelst mehrer, an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgestopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Wasser oder die Sohle aus der Tiefe hebt, Paternosterwerk. Es sollen die Holländer den Gebrauch desselben von den Chinesen erlernt haben. E.

Pathogenie, die Lehre von der Entstehung der Krankheiten, aus den griechischen Wörtern παθος, das Leiden, und γινομαι, ich entstehe, werde geboren, zusammengesetzt. Sie ist ein Theil der Pathologie überhaupt (s. d. Art.) und folgt unmittelbar auf die Physiologie. So wie diese den Bau und die Einrichtung des menschlichen Körpers im gesunden Zustande entwickelt, so zeigt nun die Pathogenie, wie die Gesetze der dem Organismus einwohnenden Naturkraft auf mannichfaltige Weise modificirt, die Verrichtungen der einzelnen Theile, und ihre harmonischen Beziehungen auf andre gestört, die Stoffe selbst, aus denen der organische Körper besteht, verändert werden können, und wie durch alle solche Abweichungen der Zweck des Organismus verfehlt, das Leben desselben bedroht wird, und seine Endschaft erreichen muß. Da die Lehre von der Entstehung der Krankheiten unmittelbar aus der Physiologie folgt, und diese nach den verschiednen Ansichten der Aerzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzneikunde sehr verschieden waren, (s. die Art. Arzneikunde, Medicin, Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A.): so war es eine natürliche Folge, daß auch die Pathogenie an diesem Wechsel der Theorien Theil nahm, und eben so verschiedne Ansichten in derselben herrschten. Doch läßt sich mit Zuverlässigkeit behaupten, daß alle philosophischen und

die Natur beobachtenden Aerzte alter und neuer Zeit die hauptsächlichen Erscheinungen des organischen Lebens richtig auffaßten, die Gesetze desselben ableiteten, und sie, nur nach Verschiedenheit der herrschenden Vorstellungen, in ein verschiednes Gewand gehüllt, darstellten; daß ferner die Nachfolger, das Wahre, was in den Systemen der Vorgänger lag, benutzend, allmälig immer richtigere und hellere Ideen in der Physiologie, und von da in der Pathogenie in Umlauf brachten. Das Weitere über diesen Gegenstand s. in dem Art. Pathologie. H.

Pathognomik, (aus den griechischen Wörtern παθος, die Gemüthsbewegung, auch das Leiden, die Krankheit, und γνωμικη, die Kunst, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzustellen). Man versteht darunter 1) einen Theil der Physiognomik, nämlich die Kunst, die Gemüthsbewegungen aus den Veränderungen des Körpers, besonders der Gesichtszüge, zu erkennen; 2) die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten. Letztre bestehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus ist, doch verschiedne äußerliche, wesentliche und jedesmal sichtbare Zeichen erscheinen, welche in Veränderung der Form und Gestaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Gesichtszüge u. s. w. bestehen, und bei verschiednen Krankheiten jederzeit als charakteristisch erscheinen, indem sie von gewissen Umständen herrühren, welche mit der Krankheit wesentlich verbunden sind. So ist z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebognor Brust, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltnem Mund, vorgetriebnem Kehlkopfe, rothem Gesichte, vorstehenden Augen so charakteristisch, daß jeder geübte Arzt beim ersten Blicke die Krankheit, welche Ursache davon ist, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblasse Gesichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerem Gesichte, tiefen Einschnitten der Wangen jederzeit ein tief liegendes verborgnes Leiden der Leber. So hat schon Hippokrates die äußern Züge bei dem Zustande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte in einem Gemälde mit wenigen Zügen, aber so treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Gesicht eines Kranken mit zugespitzter Nase, hohlen Augen, zusammengefallnen Schläfen, kalten und in sich gezognen Ohren, harter, gespannter und trockner Haut der Stirne, grünlich blasser, schwärzlicher, bleifarbiger Gesichtsfarbe, facies Hippocratica, das hippokratische Gesicht genannt wird (s. dessen Prognost c. II.). Auch Gemüthskrankheiten führen gewisse äußere Kennzeichen mit sich, die charakteristisch sind. So hat z. B. der Wahnsinn, nach seinen verschiednen Arten, als Narrheit das Unbestimmte, beständig Wechselnde in den Gesichtszügen; die Melancholie das Stilltraurige, den starren Blick; die Tollheit die Spannung aller Gesichtszüge, das rollende Auge u. s. w. Aber auch die Erregungen des gesunden Gemüths, durch Leidenschaften und Affecte, zeichnen sich auf dem Gesichte des Menschen durch eigne Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Gesichtsmuskeln, und der Farbe sehr deutlich, so daß hierauf Darstellung dieser verschiednen Gemüthsveränderungen beruht. Sogar ist der Zusammenhang dieser äußerlichen Veränderungen der Gesichtsmuskeln und der Augen mit den innern Vorgängen so genau und wesentlich, daß selbst die willkürliche Darstellung derselben durch Nachahmung (s. Mimik) einen schwachen Nachhall des Gemüthszustandes, den sie nachahmt, sowol

in dem Darstellenden selbst, als auch in dem Zuschauer, erregt. So haben Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habsucht, Neid u. s. w. ihre Nerven, auf welche sie bestimmt wirken, und durch deren Erregung wieder bestimmte Muskeln des Gesichts der Augen, ja zuweilen selbst Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung gesetzt werden, und wodurch die Züge des Gesichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlieder, des Augapfels, selbst das mehrere oder wenigere Feuer und der Glanz der Augen bestimmt so oder anders verändert wird. Und hierauf beruht die Pathognomik in der erstern angeführten Beziehung. Pathognomische Zeichen sind also Erscheinungen an dem Kranken, und Empfindungen desselben, welche mit der Krankheit wesentlich und immer verbunden sind, so daß sie mit ihr erscheinen, zunehmen, und wenn die Krankheit abnimt, auch mit ihr abnehmen und verschwinden. Solche Zeichen sind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beschwerliche Athemholen, der stechende Schmerz in der Seite, der Husten. H.

Pathologie, oder Nosologie im weitern Sinne, in der Arzneikunst die Lehre von den Krankheiten (sonst auch die Lehre von den Gemüthsbewegungen und insbesondre von den krankhaften Gemüthszuständen). Sie besteht aus mehreren Unterabtheilungen. Die erste, Pathogenie, zeigt zuvörderst, in wiefern im Organismus und in der Einrichtung desselben die Möglichkeit zu krankhaften Abweichungen gegründet ist; die zweite, allgemeine Pathologie, betrachtet die in der wirklichen Erscheinung vorkommenden krankhaften Abweichungen des organischen Lebens im Allgemeinen; die dritte, specielle Pathogenie und Pathologie, weiset die allgemeinen Abweichungen an den besondern Systemen und einzelnen Organen des Körpers nach; die vierte, Nosologie, zählt die einzelnen Krankheiten selbst auf, theilt sie in gewissen Klassen und Ordnungen; die fünfte, Aetiologie, beschäftigt sich mit der Untersuchung der Ursachen der Krankheiten. Wenn die Pathogenie entwickeln will, in wiefern schon in der Einrichtung des menschlichen Organismus die Möglichkeit zu verschiednen krankhaften Abweichungen gegründet ist: so muß sie die Verhältnisse des Menschen, 1) als eines der Erde angehörigen Naturgeschöpfs, 2) als eines der Geisterwelt angehörigen psychischen Wesens, 3) die Verbindung beider und 4) die Verhältnisse des Menschen zu der Außenwelt betrachten. Die innere ursprüngliche thätige Naturkraft, die sich in der Bildung des menschlichen Organismus von seiner Entstehung an, und den Perioden des Wachsthums und der Ausbildung desselben entwickelt und in der sichtbaren Erscheinung ihren Kreis durchläuft, offenbart sich im menschlichen Organismus in drei Regionen oder Systemen (s. Physiologie und Organismus): der Reproduction, der Irritabilität, und der Sensibilität. Jedem dieser Systeme ist ein bestimmter Antheil der Naturkraft zugetheilt, bei dessen regelmäßiger Thätigkeit Gesundheit besteht. Man hat nun folgende Gesetze der Naturkraft im Organismus durch die Beobachtung gefunden. Die Vertheilung der Naturkraft ist verschieden, nachdem die Organe es sind, in welchen sie ihre Aeußerungen offenbart. Sie ist anders im Reproductions-, anders im irritabeln, anders im sensibeln Systeme. Eben so verschieden erscheinen die Aeußerungen der Thätigkeit der Naturkraft in den verschiednen einzelnen Gebilden; im Magen und den Verdauungsorganen, verschieden in den Lungen, dem Herzen und den Arterien. Diese normale Vertheilung der Na-

turkraft kann ungleich werden, die Thätigkeit kann in dem einen Systeme stärker, in dem andern schwächer werden, als die Norm, d. h. die ungetrübte Idee des Organismus gestattet. Die Energie der Thätigkeit kann also in der Region des reproducirenden, oder des irritabeln, oder des sensibeln Systems zu stark, oder zu schwach sein, sie kann ferner in einem einzelnen, diesen Systemen angehörigen Gebiete zu stark oder zu schwach werden, wodurch eine Störung des harmonischen Verhältnisses der Verrichtungen zu einander entstehen muß. Die Ursachen hiervon liegen in ursprünglicher und angeborner Bildung und Anlage, oder in dem der freien Willkür unterworfnen Gebrauche verschiedner Organe, oder in der Veränderung des Organs selbst, seiner materiellen Beschaffenheit, oder in der Einwirkung der Außendinge. Die Thätigkeit der Naturkraft ist ungleich, indem die Einwirkungen der äußern Natur sowol, als innere Stoffe und Vorgänge die Thätigkeit der Naturkraft verstärken und aufregen oder herabsetzen können. Diese erregenden Potenzen sind als Reize für die Naturkraft anzusehen, welche entweder im Allgemeinen, oder in besondern Systemen und Organen ihre Thätigkeit erregen; sie sind in Rücksicht ihrer Natur verschieden, als: mechanische, durch Berührung wirkende, oder chemische, vermöge ihrer Bestandtheile die Organisation und die Stoffe verändernde, oder organisch-vitale, indem sie als gleiche Naturqualitäten die im Organismus verschiedentlich modificirte Naturkraft aufsuchen und sich mit ihr vereinigen. Diese Einflüsse sind in Rücksicht ihrer Wirkungen entweder aufregend, indem sie die Thätigkeit der Naturkraft verstärken, oder deprimirend, indem sie auf die Naturkraft feindlich einwirken, und ihre Thätigkeit unterdrücken, oder sie sind specifisch, indem sie diese Thätigkeit in besondern Organen verändern. Die Harmonie der Verrichtungen der körperlichen Organe kann also durch diese Einflüsse auf mannichfaltige Weise gestört werden, indem einige Functionen gegen das harmonische Verhältniß zu sehr erhöht, zu sehr herabgesetzt, oder in ihrer Norm verändert werden. Die Thätigkeit der Naturkraft im Organismus selbst folgt bestimmten Gesetzen. Die Erregung ihrer Thätigkeit von den Einflüssen ist verschieden nach ihrem Stande selbst. Auf alte Menschen z. B. wirkt Manches nicht, was junge sehr erregt. Entgegengesetzte Einflüsse wirken auch entgegengesetzt auf die Naturkraft, und die stärkere hebt die schwächere auf. Eine Function im Organismus ist für andre ein Gegensatz und beschränkend, für andre erregend. Daher rühren wieder gewisse Erscheinungen von Mitleidenheit und Gegensatz im Körper, welche verstärkt, und zur krankhaften Abweichung werden können, indem Theile und Organe in Consens kommen, welche der Norm nach von einander abgesondert sein sollen. Die verschiednen Modificationen der Thätigkeit der Naturkraft im Organismus sind in Rücksicht der Zeit an gewisse Perioden gebunden, so daß ein Wechsel von stärkerer und schwächerer Thätigkeit Statt findet. Dies ist der Fall theils in Rücksicht auf den ganzen Cyclus des Lebens, indem in gewissen Lebensaltern bestimmte Organe ruhen, in andern dagegen in voller Thätigkeit sind, und eben so umgekehrt; theils in Rücksicht des Jahresumlaufs, theils in Rücksicht des Tagesumlaufs, welche den Wechsel mit Wachen und Schlaf begründet. Anhaltende Störung dieser Wechselverhältnisse, Anreizungen der Naturkraft in denjenigen Organen, welche die Periode ihrer Ruhe durchlaufen, oder Verhinderung der Functionen andrer, welche in der Periode ihrer Thätigkeit stehen, verursachen ein Mißverhältniß im ganzen Organismus, und eine Zer-

Digitized by Google

rüttung der Harmonie seiner Functionen. So wie die Naturkraft in steter fortschreitender, entwickelnder und neuschaffender Thätigkeit ist: so geht die materielle Veränderung des Organismus ununterbrochen parallel mit jener fort, in steter Bildung und Auflösung, in stetem Wechsel des Stoffes, in Aufnahme neuer und Aussonderung alter Stoffe, in Verbindung der neuen und Trennung der verbundnen. Daher die Absonderung und Aussonderung des Körpers in ununterbrochner Continuität im Organismus vor sich gehen müssen. Jede abnorme Veränderung in der Thätigkeit der Naturkraft muß demnach eine Störung in der organischen und materiellen Beschaffenheit des Organismus zur Folge haben, sie bestehe nun in beschleunigter oder zurückgehaltner Bildung oder Auflösung, in vermehrter oder verminderter Ab- und Aussonderung gewisser Stoffe, in regelwidrigen Verbindungen oder Trennungen, und daher rührenden Veränderungen der Bestandtheile des Organismus selbst, und Bildung fremdartiger Stoffe. In der allgemeinen Pathologie wird die Wirklichkeit der vorkommenden mannichfaltigen Abweichungen von der Norm des Organismus gezeigt. Die Naturkraft zeigt sich demnach in ihrer Thätigkeit zu stark, oder zu schwach, oder ungleich vertheilt, so daß ein System vor dem andern in abnormer Thätigkeit begriffen ist. Damit in Uebereinstimmung entstehen Fehler der materiellen Stoffe des Organismus, fehlerhafte Anhäufungen, oder Mangel derselben; Fehler des organischen Baues, der organischen Faser selbst, indem ein zu großer oder zu geringer Zusammenhang der feinsten organischen Faser (Cohäsion derselben) Statt findet, so auch in der Beschaffenheit der einzelnen Bestandtheile und Gebilde des Organismus, sowol der flüssigen als festen Theile. Letztre sind theils Gefäße, (Organe, welche zur Aufnahme und Fortbewegung gewisser Flüssigkeiten bestimmt sind), welche in Ansehung zu großer Erweiterung oder Verengerung ihrer Höhlung oder Mündungen fehlerhaft sein können; oder andre Gebilde, welche in Hinsicht ihrer Form, Bildung und Größe fehlerhaft sind, als Geschwülste, oder Zehrung; in Ansehung der Verbindung: Bruch, Verwundung, Verwachsung; irreguläre Lage, Verrenkung, Vorfall gewisser Theile, Austretung von Eingeweide, als Brüchen, u. s. w. Die Flüssigkeiten im Organismus, z. B. das Blut, der Magensaft, die Galle, der Schleim ꝛc., zeigen ihre fehlerhafte Beschaffenheit, durch zu große oder zu geringe Dichtigkeit, durch Veränderung ihrer innern Qualität, Abweichung des Verhältnisses ihrer einfachen Bestandtheile, Beimischung fremdartiger Theile, wodurch sie den sie leitenden Gefäßen entfremdet werden durch Veränderung des Verhältnisses zu diesen, in Ansehung der Menge, welche zu groß oder zu gering sein kann, oder des Orts, (durch Austreten aus den Gefäßen in Theile, wohin sie nicht gehören) oder der Bewegung, welche zu stark, zu schwach oder unregelmäßig, nach manchen Organen zu heftig, zu häufig, nach andern zu gering sein kann. Die hier nur im Allgemeinen angegebnen Abweichungen werden nun an den einzelnen Theilen und Organen des Körpers selbst aufgesucht, und hieraus entsteht die specielle Pathologie, aus welcher wir, um einen deutlichen Begriff von ihrer Bearbeitung zu geben, die Fehler des Herzens ausheben wollen. Mechanische und organische Fehler des Herzens sind: 1) widernatürliche Erweiterung, wodurch der Umlauf des Blutes gestört wird und zuletzt Berstung des Herzens erfolgen kann; 2) widernatürlicher Ueberzug der Oberfläche, z. B. mit Fett oder Fasern, nach Entzündung; 3) Wasserblasen von Blasenwürmern, Hydatiden; 4) Verknöcherung, besonders kommt dies bei den das Herz selbst ernähren-

den Arterien, und den Klappen des Herzens vor; 5) Wunde oder Geschwür des Herzens, allemal tödtlich; 6) Polyp im Herzen, von krankhaft vermehrter Gerinnbarkeit der Lymphe im Blute; 7) Mißbildung des Herzens; 8) verkehrte Lage desselben; 9) örtliche Erweiterungen, Anevrismen desselben; 10) Verwachsung der Mündung der Lungenpulsader, woher die sogenannte blaue Krankheit. Fehler des Herzbeutels: 1) Anhäufung von wässeriger Feuchtigkeit, Herzbeutelwassersucht, woher Asthma, unordentlicher Blutumlauf, Erstickung folgen; 2) Hydatiden; 3) Verwachsung mit dem Herzen; 4) zottiger Ueberzug an den innern Wänden. Die Nosologie ordnet nun die einzelnen Krankheiten in gewisse Klassen und Ordnungen. Man stellt deren vier Hauptklassen auf: 1) Krankheiten des irritabeln Systems: Pyrexien, darunter gehören alle Fieber, Entzündungen, Exantheme, Blutflüsse; 2) Krankheiten des sensibeln Systems, Fehler der Empfindung und Bewegung: Schlagfluß und Lähmung, Ohnmachten, Krämpfe, Wahnsinn. 3) Fehler des reproductiven Systems: Cacherien, Verzehrungen, Geschwülste, Wasseranhäufungen u. s. w., Ausschläge, venerische Seuche, Skorbut u. s. w.; 4) örtliche Krankheiten der Sinneswerkzeuge, Fehler der einzelnen Bewegungsorgane, Unterdrückung von Ausleerungen, örtliche Geschwülste, z. B. Anevrismen, Drüsengeschwülste, Beulen u. s. w.; Verrückungen der Theile aus ihrer Stelle, Brüche, Vorfälle u. s. w.; Trennungen, Wunden u. s. w. In Rücksicht der physischen Existenz des Menschen muß der Organismus in Wechselwirkung betrachtet werden, theils mit der ihn umgebenden äußern Natur, theils auch mit dem psychischen Wesen, welches als unser Ich in unserm Bewußtsein lebt. Diese Wechselwirkung kann aber auch als Ursache einer krankhaften Abweichung erscheinen, indem der auf den Organismus, oder einen Theil desselben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältnisses der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern Verhältnisse des Organismus, seine periodischen Entwickelungen, und die von der Willkühr abhängenden Einwirkungen, sowol von außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des sensibeln Systems können als krankmachende Ursachen wirken. Dieses entwickelt die Aetiologie, von deren Ansichten wir nur kürzlich noch eine Probe darlegen wollen. Die vorzüglichen Einflüsse der Außenwelt sind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkürlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelst der Sinnesreize, der Geistesthätigkeiten und Gemüthsaffecte. So kann also die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß vermehrt sie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu sehr aus, regt die Naturkraft zu sehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünstung. Ihre Nachwirkung ist Erschlaffung, Schwächung, Austrocknung des Körpers. Sie erregt besonders das Gallensystem, vermehrt die Absonderung der Galle zum Uebermaße. Zu kalte Luft vermindert die Thätigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäsion der organischen Faser bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläche, und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt besonders auf die Lungen, auf die Nasen- und Mundhöhle, unterdrückt die Function der Haut, macht dagegen die innern Schleim und andre Feuchtigkeit absondernden Häute zu stärkern Absonderungen geneigt, löscht endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. Zu feuchte Luft schwächt den Ton der Faser, verhindert die Hautausdünstung, bewirkt Ueberfluß an wäßrigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, be-

sonders in der Region der Irritabilität und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern; sie leitet die Elektricität zu sehr aus dem Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, besonders die Sumpfluft,. Zu trockne Luft vermehrt die Spannung der Faser, begünstigt die Ansammlung der Elektricität im Körper, verstärkt die Ausdünstung und trocknet den Körper aus. In Rücksicht der Elasticität der Luft kann der Druck derselben auf den Körper zu stark sein, daher Ursache von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. s. w. werden; oder zu schwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rücksicht der Bestandtheile der Luft kann sie zu rein sein, d. h. zu viel Sauerstoffgas enthalten, wodurch das irritable System eine nachtheilige Vorherrschaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entstehen können; oder sie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft besonders und zunächst in dem irritabeln System zu sehr herabgesetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintrit; oder es sind fremdartige schädliche Stoffe beigemischt, Ausdünstungen, Ansteckungsstoffe ꝛc. Jede zu schnelle Abwechselung der Luft, besonders in Ansehung der Elasticität und Temperatur, kann Veranlassung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftströmung erfolgt, führt gewisse Disposition zu Krankheiten mit sich. Eben so bedingen die Jahreszeiten und die Beschaffenheit des Klima's allezeit bestimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch schädliche Beschaffenheit Ursache von Krankheiten werden. H.

Pathos, ein ursprünglich griechisches Wort, welches überhaupt das Leiden, oder Angesprochenwerden von etwas bezeichnet, besonders das, was drückt und Leiden (Unglück) macht, und die heftige Gemüthsbewegung, den Affect, bezeichnet. Pathetisch ist daher was eine starke Gemüthsbewegung (mit Würde und Ernst) ausdrückt. In der Kunst wird Pathos dem Ethos (Charakter) schon von den alten Kunstrichtern gegenübergestellt, und beide als nothwendig darzustellende mit Recht angesehen. Denn Charakter ist das einem Menschen zugetheilte Maß der Eigenthümlichkeit, inwiefern es in das Allgemeine der Idee aufgenommen und dadurch sittlich organisirt ist; Pathos das Angesprochenwerden von den Gegenständen; jener gleichsam das Ethische, dieses das Physische oder Organische, beide aber nicht trennbar. Werden beide getrennt, und wird die Darstellung des Pathos als Hauptaufgabe und Vorwurf der Kunst angesehen: so entsteht ein beschränktes Angesprochenwerden von einer einzelnen, der zur Erzeugung eines Kunstwerks oder Kunstgenusses nothwendig in Wechselwirkung stehenden Kräfte, besonders des Gefühls. Da nun jedes Kunstwerk aus dem Gesammtspiel der Geisteskräfte hervorgehen und sich an die gesammte Gemüthskraft wenden soll: so muß ein solches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, welche die Kunst als Darstellung der Idee fodert, nothwendig Eintrag thun, und wird daher, wo es als Absicht zu Tage kommt, wie bei manchen Dichtern unsrer Zeit, welche sich dadurch des Beifalls der Menge bemächtigen, verwerflich, und ein falsches Pathos genannt. Das Hervorheben eines Einzelnen, sei es auch die zärtlichste Rührung, gibt noch keinen Gegenstand, und beruht auf dem Gefühle der Trennung von einem Ganzen, mithin auf einem Schmerze, der zu erregen gar leicht, aber von der wahrhaft kunstgemäßen Rührung, d. i. der unerwarteten Harmonie scheinbar widerstreitender Kräfte, sehr ver-

schieden ist. Gefühl ist nur Ansatz und Ausgangspunkt geistiger Vereigenthümlichung, und gibt also nur gleichsam Eine Farbe der Idee an; diese aber, die Idee, fodert völlige Durchbildung und Ausgleichung, ja Einbildung aller Momente des Seins und Erkennens in das Eine. Wa.

Patkul (Joh. Reinhold oder Reginald von), ein in der Geschichte durch sein öffentliches Leben und sein tragisches Ende berühmter Mann. Er war von Herkunft ein Liefländer und soll 1660 zu Stockholm im Gefängnisse, wo seine Mutter seinem Vater (welchem Schuld gegeben ward, im vorhergegangnen polnischen Kriege die Stadt Wollmar „leichtfertiger Weise" an die Polen verrathen zu haben) Gesellschaft leistete, geboren worden sein. Als Carl XI. von Schweden den Adel von Liefland in seinen Rechten sehr beschränkt hatte, und dieser dringende Vorstellungen dagegen machte, wurde vom Könige endlich eine Deputation der liefländischen Ritterschaft 1689 nach Stockholm berufen, um die streitigen Punkte beizulegen. Bei dieser Deputation befand sich auch Patkul, der damals schwedischer Kapitän, und ein junger, feuriger und kenntnißreicher Mann war. Mit Wärme und patriotischem Eifer sprach er, selbst als er sich von seinen Mitdeputirten endlich verlassen sah, für Lieflands Gerechtsame; ja es gelang ihm sogar, das Interesse des Königs dafür zu erregen, und so kam er 1691 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptsache dadurch nichts geändert. Als liefländischer Deputirter bei dem schwedischen Generalgouverneur in Riga (1692) wagte er die Beschwerden seines Vaterlandes in einem neuen Schreiben an den König sehr kräftig darzustellen, an dessen Schlusse er seinem feurigen Unwillen die Bemerkung nicht hatte versagen können: „daß Liefland vordem fast besser gethan haben würde, sich einem Kriege mit Polen oder Rußland auszusetzen, als einer Krone sich zu unterwerfen, die ihm zum schweren Joche werden wolle!" Von diesem Augenblick an begann die Verwickelung seines Schicksals. Die Regierung von Stockholm foderte (1693) alle Landräthe von Liefland, den Landmarschall und besonders Patkul, zum Verhör über ihr bisheriges Verfahren, nach Stockholm. Man erfuhr aber zugleich, daß diese Personen, namentlich Patkul, als Rebellen bestraft werden sollten. Dieser hatte sich schon vorher, wegen eines unangenehmen Handels mit seinem Oberstlieutnant nach Kurland geflüchtet, erhielt aber 1694 sichres Geleit, und ging darauf nach Stockholm. Doch schon im October d. J. zog er sich nach Erwahlin in Kurland zurück, und wurde, ungeachtet eines sehr demüthigen Schreibens an den König, wegen seiner thätigen Mitwirkung bei der liefländischen Angelegenheit, wegen seines Streits mit dem Oberstlieutnant und wegen seiner Flucht in's Ausland, verurtheilt, infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren; seine Güter sollten eingezogen und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden." Da er sich jetzt auch in Kurland nicht sicher glaubte, so begab er sich in's schweizerische Waatland, wo er unter dem Namen Fischering ganz den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Politik, lebte. Endlich ging er nach Frankreich, und ward durch Vermittlung des kursächsischen Generallieutnants Flemming 1698 geheimer Rath in sächsischen Diensten, nachdem er bei Carls XI. funfzehnjährigem Nachfolger, Carl XII., vergebens Begnadigung nachgesucht hatte. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August II., hatte damals den Plan, in Verbindung mit Dänemark und Rußland, Schweden

zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen. Patkul, von Vaterlandsliebe und Rachgefühl beseelt, bot die Hände zur Ausführung jenes Plans. Er ging 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland ward geschlossen; weniger glückte es ihm in Liefland, wo man zu furchtsam war. Als man in Stockholm seine Schritte, und welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifest gegen Schweden hatte, erfuhr, so war sein Urtheil vom schwedischen Hofe unwiderruflich gesprochen. Seine Vertheidigungsschrift gegen diesen ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt. Er rächte sich, indem er den Czar Peter vermochte, eine in Stockholm erschienene Widerlegung des Manifests in Moskau (1702) auf dem Markte gleichfalls verbrennen zu lassen. Dies konnte ihm Carl XII. nie vergeben. Damals war er schon in russische Dienste getreten, und nachdem er als russischer General-Kriegscommissär zu verschiednen diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, begleitete er den König von Polen als czarischer Gesandter. 1704 war er als solcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf seine Bitte den Oberbefehl über die für August bestimmten russischen Hülfstruppen, mit der Würde eines Generallieutnants. Er eroberte Warschau durch Capitulation, mußte sich aber von Posen zurückziehen. Jetzt begannen Friedens-Unterhandlungen zwischen August und Carl XII. Patkul's Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterte; durch eine neue Schrift „Echo" schärfte er nur den Haß der schwedischen Regierung gegen seine Person. Er hatte sich so eben mit der reichen Witwe des dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, Cay von Rumohr, verlobt. König August hatte sein Bündniß mit Czar Peter durch eine persönliche Zusammenkunft nur noch fester geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieser Unterredung (Dec. 1705) mit 18 seiner Vertrauten unerwartet verhaftet und für seine Person auf die Festung Sonnenstein, dann nach Königsstein gebracht wurde. Die Ursachen, welche der sächsisch-polnische Hof hiervon angab, waren: 1) Patkul habe mit dem österreichischen Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russische, bisher in sächsischen Diensten gestandne Truppen in österreichische zu bringen; 2) er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiserl. Hof wolle Stanislaus Lesczinski anerkennen; 3) er habe den Czar und August entzweien wollen; 4) er habe hinter dem Rücken des Königs von Polen sich schändlich über ihn ausgedrückt; und 5) mit Schweden correspondirt, und zum Preise seiner Begnadigung sich anheischig gemacht, zwischen Schweden und Rußland Frieden zu stiften. Patkul selbst schrieb seine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und seiner Minister zu. Letztrer ward kurz darauf zum Frieden von Altranstädt (24. Sept. 1706) genöthigt, dessen elfter Artikel die Auslieferung Patkul's bedung. Diese geschah, obgleich König August Patkul's Entrinnung wünschte und heimlich angeordnet hatte, die aber, wie man sagt, durch die Habsucht des Befehlshabers der Festung, der zu lange über das Lösegeld unterhandelt, vereitelt ward. Die Schweden nahmen ihn ihn bei ihrem Abzuge aus Sachsen mit sich, und sollen ihn auf diesem Zuge auf eine Kanone gebunden haben. Noch auf dem Marsche (beim Kloster Casimir, acht Meilen von Polen) ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10. Oct. 1707 auf die fürchterlichste Weise von unten hinauf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeschlagen, der Körper in vier Thei-

le gehauen, und auf's Rad gelegt. Erst 1713, als König August wieder zum Besitze der Krone gelangt war, wurden seine Gebeine gesammelt und in einem Kästchen nach Warschau gebracht. Zwar hatte Peter seinen Gesandten vom schwedischen Hofe reclamirt, doch ohne Erfolg. Gewiß bleibt Patkul's Ende ein unauslöschlicher Flecken in Carls XII. Geschichte. I.

Paton, s. engl. Kunst.

Patriarchen (griechisch), Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sündfluth und die drei Stammväter des israelitischen Volks: Abraham, Isaac und Jacob. Der Ausdruck patriarchalisch erinnert daher an das Zeitalter jener Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehn ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetische Ansicht unserer neuern Verhältnisse nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeistlichen findet. Jene Benennung wurde dann ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präsidenten des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdische Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von diesen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdischen Kirche ging der Patriarchentitel in die christliche über, wo sich seit dem Anfange des 5. Jahrh. die Bischöfe zu Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem Patriarchen nannten, und das Recht der Weihe und Beaufsichtigung der Erzbischöfe und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römische Patriarchat zu einem Oberpriesterthum über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orientalischen Kirche diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einflusses. Die besondern Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jacobiten und Maroniten gehorchen eignen Patriarchen. Ueber die griechischen Christen im türkischen Reiche behauptet der Patriarch von Konstantinopel das Primat, er führt den Titel ökumenisch (allgemein), hat den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen, und wird vom Sultan eingesetzt. Ein noch größeres Ansehn hatte das im 16. Jahrh. entstandne Patriarchat über die russische Kirche zu Moskau, welches Peter der Große eben darum wieder abschaffte und in eine heilige Synode verwandelte. In der katholischen Kirche führen die Erzbischöfe von Lissabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel, doch sind die letztern beiden nicht über andre Erzbischöfe gesetzt, dagegen der erstere die Rechte eines Primas von Portugal hat.

Patrimonial- oder Erbgerichtsbarkeit ist diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Besitzer besonders adeliger Güter über ihre Unterthanen ausüben. Sie hat ihren Namen daher, weil sie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und ist von der administratorischen darin unterschieden, daß diese von Amtswegen, im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigner, auf dem Eigenthume haftenden Befugniß ausgeübt wird. Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfassung aller Völker deutschen Ursprungs. Da unsere Vorfahren in jenen stürmischen und rohen Zeiten, wo die Selbsthülfe erlaubt und sogar nothwendig war, ihre Gerechtsame so

Digitized by Google

weit als möglich auszudehnen suchten, und die Regierungen zu ohnmächtig waren, dieser Erweiterungssucht Grenzen zu setzen: so maßten sich auch die Gutsherren eine Gewalt an, welche die Grenzen des Eigenthums- und Obereigenthumsrechts über ihre Unterthanen überschritt, und dadurch eine besondre Erbgerichtsbarkeit begründete. Diese hat daher mehr ihren Ursprung in einer Anmaßung landesherrlicher Rechte, als in der stillschweigenden oder ausdrücklichen Einwilligung der Regenten, obgleich man nicht in Abrede sein kann, daß sie bisweilen, besonders in spätern Zeiten, durch ausdrückliche Privilegien, Belehnung, Kauf ꝛc. mag erworben worden sein. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der sie ausüben will, das Recht dazu von ihm erhalten haben muß: so folgt, daß sich die Patrimonialgerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder stillschweigende Erlaubniß des Landesherrn gründet, und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Gerichtsbarkeit einschränkt, weil die peinliche in allen Zeiten für ein so wichtiges Hoheitsrecht galt, daß sie selten einer Privatperson ertheilt wurde. Sie ist in jedem Betracht der oberstrichterlichen Gewalt und höchsten Aufsicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche mit ihrer Aufhebung bestrafen kann. Da bei ihrer Ausübung nach den Landesgesetzen, und besonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und gesprochen werden muß: so pflegen die Gutsbesitzer, die selten der Rechte kundig sind, sie durch eigne von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu lassen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Justitiarien, Gerichtsdirectoren ꝛc. genannt werden. Diese müssen aber vorher in den meisten Ländern über ihre Rechtskenntnisse geprüft, vom Landesherrn bestätigt und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch sie den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlassen, sondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtheil und Recht ihres Amtes entsetzt werden. Uebrigens muß der Gutsbesitzer für alle, sowol erlaubte als unerlaubte, Handlungen seines Gerichtshalters haften. In neuern Zeiten ist die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit mehr als jemals zur Sprache gekommen; allein es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie, da sie zu vielen Mißbräuchen Anlaß gibt, und die Einheit in der Justizverwaltung des ganzen Staats hindert, es besser wäre, solche eingehen zu lassen. Dies wird aber wegen des den Standesherren eingeräumten Instanzenzugs für lange große Schwierigkeiten finden; indeß kann der Landesherr durch die bessere Organisation dieser Gerichtsbarkeit solche unschädlicher machen, und es dürften dann viele Gutsherren denen sie Kosten macht, solcher freiwillig entsagen. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt ein Theil des Kirchenstaats, oder diejenige päpstliche Provinz, welche Kaiser Constantin im 4. Jahrh. dem Papste geschenkt haben soll, die aber eigentlich zu Anfange des 12. Jahrh. durch eine Schenkung der Gräfin Mathilde von Thuscien an die Päpste kam. Vergl. d. Art. Constantin, Mathilde und Papst.

Patriot. Dies fremde Wort für einen Begriff, der durchaus auf etwas Heimathliches hinweiset, hat sich aus dem Latein des Mittelalters bei uns eingeschlichen. Nach demselben hieß Patriota nur ein Landeseingeborner, im Gegensatze gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat. Aber wie dies

Bürgerrecht, es sei durch Geburt oder Verdienst gewonnen, nicht bloß Gerechtsame gibt, sondern auch in die Gemeinschaft, welche dieselben ertheilt und schützt, so unauflöslich knüpft, daß jedes Glied sich nur als einen Theil des Ganzen betrachten, und das Eigne, Besondre, dem Allgemeinen unterordnen muß: so liegt in dem Worte Patriot allerdings auch der schöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, auch völlig und treulich ergeben ist. Der ganze Begriff des Patrioten ist eigentlich, wie schon in dem römischen civis, so in dem deutschen Bürger enthalten, ja bei unsern Vätern galt das hohe Wort: Mann gleichbedeutend für das entbehrliche, fremde Patriot. Gerade in den Zeiten, da in unserm Vaterlande sich die größten vaterländischen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen, und es wäre wol der fremde Laut, das fremde Zeichen für den Mann von rechter Vaterlandstreue verschmäht worden. Es haftet dem Worte auch wirklich ein Makel an, indem es in den Stürmen gefährlicher Volksbewegungen so häufig gemißbraucht worden ist, daß man es gewissermaßen für gleichbedeutend mit Volksverführer halten könnte. Doch gilt es noch immer auch in der edelsten Bedeutung von dem, der das allgemeine Wohl dem eignen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß ist, dessen Liebe für die Heimath sich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth, wie des Glücks, sich zu seinen Mitbürgern hält, und allem Fremden das gewaltsam oder listig eindringen will, treu bis zum Tode widerstrebt. Diese heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriffe, der an das Wort Patriot sich anschließt, zu trennen, und das fremde zu verbannen, hat man für dasselbe das deutsche Wort Vaterlandsfreund empfohlen, das sinnvoll und richtig gebildet ist, aber doch einige Schwerfälligkeit und Unbequemlichkeit hat, zumal sich keine andre Form dadurch bilden läßt, wie von Patriot patriotisch (vaterländisch gesinnt). Ke.

Patriotismus bezeichnet die wirksame Gesinnung des Patrioten, und ist aus diesem Worte gebildet. (S. d. vor. Art.) Vaterlandsliebe, Bürgertugend, ist der eigentliche Sinn, für den wir keines Fremdlings bedürfen, obgleich nach dem Sprachgebrauche mit Patriotismus sich weniger, als mit Patriot, eine schlimme Nebenbedeutung verbindet. Es ist die innigste Gemeinschaft mit dem Lande und Volke, in dem man das Bürgerrecht hat, eine Gemeinschaft, die sich in der treusten Anhänglichkeit an dieses Land und Volk, in seiner völligen Hingebung ausdrückt, mit der man die Angelegenheit des Ganzen zur eignen Angelegenheit macht, und sein Persönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht der Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl seines Hauses, seiner Familie; da erregt die Gefahr, die jenem droht, eben so sehr, wie die, die seinen persönlichen Wohlstand gefährdet, seine Aufmerksamkeit, seine Kraft. Da erhebt er sich nicht minder entschlossen und begeistert gegen den Feind, der die vaterländische Grenze überschreitet und die Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in sein Haus eindringt, den häuslichen Heerd entweiht; da sieht er nicht minder sorgsam auf Alles, was des Ganzen Ruhm, Wohlstand und Glück fördern kann, wie auf das, was seines Hauses Ehre und Glück begünstige; da scheut er so wenig irgend eine Mühe Beschwerde oder Aufopferung, die dem Vaterlande ersprießlich sein kann, wie er kein Bedenken trägt, für die Liebsten im Leben Alles hinzugeben. Es mag aber scheinen, und ist auch wol gesagt worden, daß diese Gesinnung, diese herzinnige Theilnahme an

dem Ganzen nur in Freistaaten, weil hier der freie Bürger in der engsten Gemeinschaft mit dem Vaterlande lebt, und an allen Angelegenheiten desselben freien lebendigen Antheil hat und nimt, zu finden sei; nicht in Monarchien, wo so Vieles hinzuwirken scheint, den Bürger von jeder Theilnahme auszuschließen, ihn nur zum Werkzeuge des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur znm Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu fast ausschließlich Berufnen zu machen, die mehr Stellvertreter der Macht, als des Volkswillens und der Volkskraft sein mögen. In der That rühmt man besonders den Patriotismus der Freistaaten Griechenlands und Roms, und bemerkt, wie besonders in letzterm auch jener Patriotismus erstorben sei, da die Alleinherrschaft der Cäsaren die Bürger vom Forum in ihre Häuser zurückdrängte, und die freien Vaterlandsvertheidiger zu Lohnsoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an denen aus, die gegen Alleinherrschaft sich sträubten, und ihr Vaterland in einen Freistaat umzuwandeln bemüht waren, z. B. Brutus. Aber Patriotismus mag wol da bestehen, wo das Volk seinem eingebornen Fürsten, als Sachwalter der Gerechtigkeit, Bewahrer der Volksehre und Volksselbstständigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinwesens, das, weil es das Haupt ist, so wenig von den Gliedern getrennt werden, als dieselben mißbrauchen darf, treu ergeben ist. Er mag namentlich in Deutschland wol bestehen, wo eigentliche Despotie sich nie fest begründet hat, die große Idee der Volksvertretung sich nie ganz verloren, und auch in den entartetsten landständischen Verhältnissen sich noch erhalten hat. Und es ist kein Verhältniß, keine Verfassung, die von ihm entbände, die Bürgertugend völlig vernichtete. Unter welcher Verfassung du leben magst, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat dasselbe heilige Ansprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Mensch steigt mit deinem Werthe als Bürger. Wol mag es dem Deutschen, der, zu seinem Ruhme, gewohnt ist, Vaterland und Fürst unzertrennlich zu denken, schwer sein, dann beide zu trennen, wenn der Fürst ihm und den Genossen nicht gerecht ist. Aber auch dann muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich sein, dafern wir des Patriotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns die Bedeutung des Patriotismus fast verloren war, der Kosmopolitismus, als ein viel Höheres, nicht in der That, aber im Wort sich geltend machen wollte, wo man in böser Mißdeutung das in seinem geheiligten Sinne so schöne Wort: allgemeine Menschenliebe vorschob, die Vaterlandsliebe zu verdrängen. Ist Patriotismus Liebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer: so wirkt sie zwar, wie dieses, in engern und weitern Kreisen, aber in den engern am stärksten. Wer mit seiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und erwärmen will, möchte leicht die Nächsten, mit denen die Vorsehung ihn verband, erstarren und in Finsterniß lassen. Auch die heilige allgemeine Menschenliebe hat ihre Kreise; sie leuchtet und wärmt als eine starke, aber bescheidne Flamme Allen, die ihr nahen, darum aber den Landesgenossen zunächst, weil diese ihr die Nächsten sind, und sie erst diesen gerecht sein muß, ehe sie den Entfernten gütig sein kann.

Patristik (theologia patristica), heißt derjenige Zweig der historischen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenstande eines besondern Studiums macht, und als der zwar mühsame, aber belohnende Weg zu den Hülfsquellen der Geschichte der christlichen Lehre und Verfassung in den ersten

sechs Jahrhunderten ganz die Aufmerksamkeit verdient, die man ihm neuerdings wieder zu widmen anfängt. Vergl. den Art. Kirchenväter. E.

Patrize, der von dem Formschneider in Stahl geschnittne Stempel, mit welchem durch Einschlagen in eine weichere Masse die Matrize (s. d. Art.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzustellende der Buchstaben des Alphabets verkehrt.

Patrizier hießen in dem alten Rom gewisse durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden. Romulus theilte angeblich, nach dem Beispiele der Athenienser, die römischen Bürger in zwei Klassen: Patrizier und Plebejer. Jene wurden ursprünglich patres (Väter) genannt, weil man sie als Väter des Volks betrachtete, und aus diesem Worte entstand der Titel „Patrizier." Romulus bildete aus ihnen einen Senat von 100 Personen, welche die höchsten Würden in der Regierung und im Kriege bekleideten, und dem Gottesdienste bis zum Jahre 495 nach Roms Gründung vorstanden. Die Mitglieder dieses erhabnen Collegiums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man nur solche wählte, welche in Rücksicht ihres Alters, das nicht unter 25 Jahren sein durfte, und ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks genossen. In der Folge wurde ihre Zahl mit hundert neuen Mitgliedern vermehrt, da man die Sabiner dazu nahm. Am Ende der Republik war sie auf mehr als 1000 gestiegen, welche der Kaiser Augustus wieder auf 600 herabsetzte. Man unterschied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abstammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der ältre hinzugefügt hatte. Ob man gleich den Patriziern ihr politisches Uebergewicht über die Plebejer durch das ihnen über diese ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) sichern wollte: so gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerstand, vom Jahre Roms 261 an, eine völlige politische Gleichheit mit den Patriziern erzwang (s. Rom), und zu obrigkeitlichen Aemtern, welche diese bisher ausschließend verwaltet hatten, zugelassen, auch die Heirathen unter beiden Ständen nach dem J. 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein andrer Vorzug übrig, als ihre Abstammung aus den ersten und ältesten Familien. Seit der Zeit entstand eine Art von Dienstadel (nobilitas), welchen derjenige erhielt, der durch die Bekleidung der drei höchsten Ehrenstellen (Consulat, Prätur und curulische Aedilität) erworben ward, und der vermittelst des Rechts, die aus Wachs bossirten Brustbilder seiner Vorfahren im Vorhause aufstellen zu lassen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patrizischem Geschlechte war dazu nicht erfoderlich, sie erhöhte aber den Rang des Adels, besonders wenn sie mit Verdiensten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege, und die Einführung des Kaiserthums schwächten das Ansehn der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenschaft geriethen, oder nach Konstantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Konstantinopel

war verlegt worden, erfand Konstantin der Große, um die alten römischen Patrizier wieder herzustellen, ein neues Patriziat, das bloß ein persönlicher Ehrentitel war, und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienste erlangt werden konnte. Unter den Carolingern und den folgenden Kaisern bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, sondern es war auch die Oberherrschaft über Rom und dessen Gebiet, so wie der Schutz des päpstlichen Stuhls damit verknüpft. Karl der Große nahm den Titel eines römischen Patriziers an, ehe er sich zum Kaiser ausrufen ließ, und Heinrich IV. setzte den Papst Gregor VII. als solcher ab. — In neuern Zeiten wurden gewisse adelige Familien in den Reichsstädten Patrizier genannt, weil sie auf gewisse obrigkeitliche Aemter vorzugsweise berechtigt waren. Die Patrizier entstanden im 12. und 13. Jahrh., wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehrere Adelige bewog, sich in Städten niederzulassen. Mr.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele oder Philomela. Ohne Vorsatz tödtete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn, Klysonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht, und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm, und als seines Sohnes Genossen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troja, und blieb thatenlos wie er, als dieser zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Aber zuletzt drängte die Noth zu hart, und Achylles willigte ein, daß Patroclus, in seine Rüstung gekleidet, auszog. Der Kampf, den er beginnt, ist glänzend. Aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hat, erliegt er dem Hektor. Die Griechen retten den Leichnam, bestatten ihn mit vieler Pracht, und stellen feierliche Leichenspiele an, worauf Achill beschließt, den Freund zu rächen, und ihm in den Tod zu folgen.

Patron ist im Allgemeinen ein Beschützer, Schutzherr, und wird oft gleichbedeutend mit Gönner gebraucht. Das lateinische Wort bezeichnete in der römischen Republik einen Patrizier, in so fern derselbe einen oder mehrere Bürger aus dem Plebejerstande unter seinen unmittelbaren Schutz genommen hatte, um diese, seine Clienten genannt, mit seinem Ansehn und Einfluß zu vertreten und zu unterstützen (s. d. Art. Patrizier und Clienten); auch bezeichnete jus patronatus das Recht des Herrn über seine freigelassenen Sklaven. Als Rom seine Weltherrschaft schon begründet, und viele fremde Völker unterjocht hatte, waren vornehme Römer auch wol die Patronen ganzer Städte, ja ganzer Provinzen, und es erbte sogar diese Patronschaft in den patrizischen Familien fort. So waren die Claudier die Patrone der Lacedämonier; die Marceller die der Sicilianer. Diese Einrichtung war um so wohlthätiger, als sie den entferntern Städten und Provinzen mitten in der Hauptstadt die treuesten und eifrigsten Anwalte und Beschützer ohne große Aufopferung sicherte. Doch nannten die Römer auch jeden, der, ohne in jenem Verhältnisse eines Patrons zu seinem Clienten zu stehen, als Sachwalter irgend eine Rechtssache vor Gericht führte, Patronus (patronus causarum), öfters gleichbedeutend mit Advocatus, zuweilen auch von diesem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verschieden. Im Mittelalter und noch jetzt wird in der römischen Kirche der Schutzheilige einer Kirche, eines Klosters, auch

wol einer Stadt oder Provinz, ja selbst der Heilige, dem der Einzelne sich besonders empfiehlt, Patron genannt. Allgemeiner bezeichnet man jetzt damit den Besitzer oder Verweser eines Grundstücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener gewisse herkömmliche und anerkannte Rechte, das jus patronatus, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron. — Patronat aber (patronatus), das sich im klassischen Latein nicht findet, und zuerst im Mittelalter gebraucht wird, bezeichnet eben sowol das Recht des Kirchenpatrons, als die Pfründe, über welche diesem das Recht zusteht. Es ist eine Art Lehnsverhältniß, in welchem die Kirche mit ihrem Patron steht, wie auch die gleichbedeutenden Ausdrücke: Kirchenlehn, Pfarrlehn, bezeugen, wofür man auch Kirchensatz, Pfarrsatz, Pfarrrecht, auch wol Pfarrverleihung sagt, und unrichtig die Collatur. Der Patron ist zunächst nur Schutzherr der Kirche, und das Patronat das Schutzrecht, welches in den frühern, frömmern Zeiten für besonders ehrenvoll und verdienstlich angesehn ward. Es erstreckt sich aber das Patronatsrecht sowol auf die Besetzung der Pfarrstelle und der dieser untergeordneten Schulstellen, als auch auf die Mitverwaltung des Kirchenvermögens, und hat einen ähnlichen Grund wie andre Lehnsgerechtigkeiten. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nämlich, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn sie Kirchen oder Kapellen gründeten, oft auch dieselben reich ausstatteten mit liegenden Gründen, oder gewissen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten sie sich, für sich und ihre Familien, einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der besondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche, oder die Geistlichkeit, gestand den Stiftern neuer, oder den Erneuerern verfallener und verwüsteter Kirchen jenes Recht, weil es an sich billig schien, willig zu, um auch Andre zu ähnlichem Kirchenbau und andern Begünstigungen der Kirchen zu ermuntern. Zwar durfte der Patron eine von ihm begründete oder begabte Kirche, wenn dieselbe einmal für ihre heilige Bestimmung von dem Bischofe geweiht war, nie zu einem andern Zweck bestimmen, auch die ihr ertheilte Schenkung oder das von ihm bewilligte Kirchenvermögen nie rechtlich zurückfodern; aber eine Theilnahme an der Verwaltung, und selbst eine Oberaufsicht über das Kirchengut ward dem Patron und seinen Nachkommen bewilligt, doch ohne Gefährde der höhern bischöflichen Rechte. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung seiner Kirche verarmte, ward der Kirche die Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch seine Familie und Nachkommen sollten gleiche Ansprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Bestehen desselben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, so lange sie dem Patronate nicht selbst entsagte, auch die Verpflichtung, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche mit zu sorgen, selbst für den Fall, daß die Kirche verarmt sei. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Rechte des Patrons über das Kirchenvermögen gesetzliche Grenzen zu setzen, die Größe deß Aufwandes zu bestimmen, den er eigenmächtig aus demselben machen durfte, und die Kirche selbst, und die gesetzliche geistliche Gewalt gegen Angriffe zu bewahren. Dies war um so wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmsten Absicht, sondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem sie sich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse, die

neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen Oblationen (s. d. Art. Oblaten) manchen Eigennützigen locken möchten, sich einen erblichen Antheil daran zu verschaffen. Bald gesellte sich zu diesem Rechte des Patrons auch das weitre, daß er selbst bei Besetzung der geistlichen Aemter an der von ihm gegründeten oder ausgestatten Kirche für sich und seine Erben eine entscheidende Stimme haben sollte, doch keineswegs ein eigentliches Collaturrecht; denn das Recht, Geistliche zu wählen und zu berufen, stand nur der ganzen Gemeinde oder dem diese vertretenden Aeltestenrathe (Presbytercollegium) oder dem Bischof zu, und ward nie einem Privatmanne unbedingt eingeräumt. Dieser Theil des Patronatrechts erweiterte sich besonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbesitzer, wie die Fürsten, die Begünstigung erhielten, sich eigne Kapellgeistliche (Kapellane) zu wählen und zu besolden, obwol nicht ohne Genehmigung des Bischofs, der auch die Oberaufsicht über die Kapellane erhielt. Wie die Kapellen immer mehr in Dorfkirchen sich erweiterten, schien das Wahlrecht auch an diesen dem Gutsherrn zuzustehen, und selbst Parochialstellen, die ursprünglich nur der Bischof zu besetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherstellung der Kirche oder die Besoldung des Parochen (für dessen Unterhalt sonst die Domkirche zu sorgen hatte) übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofkapellen entstanden waren, über, dergestalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbesitzer ein weit ausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die katholische Kirche den Patronatsherren ein eigentliches Besetzungsrecht zugestanden, und die Verordnungen protestantischer Consistorien bezeugen, daß auch die evangelische Kirche ein solches Recht nicht anerkennt. Das Wesentliche des Patronatrechts ist das Präsentationsrecht, nach dem der Patron für eine erledigte geistliche Stelle der geistlichen Behörde einen Kandidaten vorstellen darf, und das Berufungsrecht, das er aber nicht eher auszuüben befugt ist, bis die Genehmigung und Bestätigung des vorgestellten Kandidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt ist. In diesem Sinne ist er denn Collator, und hat als solcher ein um so weniger beschränktes Recht, als seiner Entscheidung für den Kandidaten nichts entgegensteht, wenn die geistliche Behörde die Würdigkeit desselben nicht bezweifelt. In diesem Sinne redet man auch von einer Patronatspfarre, und setzt sie den landesherrlichen (oder Consistorialpfarren) entgegen. Dasselbe Recht, was dem einzelnen Patronatsherrn zusteht, fällt übrigens auch den Magistraten und andern Gemeinschaften, die ein Patronatsrecht haben, anheim. Es ist Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Kandidaten binnen einer, in den verschiednen protestantischen Ländern gesetzlich bestimmten Frist (in der Regel binnen sechs Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer diesen Haupttheilen des Patronatrechts sichert es auch dem Patrone einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeschlossen werden, darf in der Kirche seine besondre Kapelle (vordem auch sein Erbbegräbniß) haben, bei seinem und seiner nächsten Blutsverwandten Tode wird eine Zeitlang mit allen Glocken geläu-

tet, und beim Gottesdienſte ſchweigt Muſik und Orgel. Es iſt das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbeſitz gebunden, und ſteht den Familien nur zu, ſo lange ſie die Beſitzer ſind. Bei allzulang verzögerter Ausübung des Rechts, beſonders der Präſentation eines Kandidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequeſter belegt ſind, oder wenn das Recht unter Mehrern ſtreitig iſt, trit für die Perſon des Patrons, doch nicht für den künftigen Erbrn, dafern dieſer die Unbill abſtellt, eine Suſpenſion ein, und die geiſtliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht daſſelbe, wenn der Patron der Beſtechung, der Verkaufung des Amts, d. i. der Simonie, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die ſein Recht gegründet iſt, verfallen läßt, und nicht wieder herſtellt, wenn er zur Einziehung der Stelle einſtimmt; oder, wenn der Grundbeſitz und das darauf haftende Recht an einen Andern übergeht. Uebrigens iſt das Patronatsrecht eben ſo wie jedes Lehnsrecht begründet; und wie die Grundherren in frühern unruhigen Zeiten die Güter der Kirche geſchützt haben: ſo kann ihnen, wenn ſie das Recht ſelbſt nicht mißbrauchen, die Ausübung deſſelben bis zur geſetzlichen Aufhebung nicht verweigert werden. Ke.

Pätus ſ. Arria.

Pau, eine wolgebaute Stadt in Bearn in Frankreich, ſeit 1816 mit dem Titel einer guten Stadt, hat ein feſtes Schloß und liegt am Gave de Pau, über welchen eine hohe Brücke von ſieben Bogen führt, davon man eine ſchöne Ausſicht genießt; Hauptſtadt im Depart. des Baſſes Pyrénées. Sie zählt 1600 Häuſ. und 9000 Einw. und hat Manufakturen von Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch werden hier gute Schinken geräuchert, bayonner Schinken vom Platze der Ausfuhre genannt. Sonſt reſidirten hier die Könige von Nieder-Navarra. Heinrich IV. ward hier geboren; auch der jetzige König von Schweden. 1721 wurde hier eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften geſtiftet. Die Gegend hat guten Weinbau (Jurançonwein).

Pauke (tympanum), im Alterthume jeder mit einer Haut beſpannte hohle Körper oder Reif. Jetzt verſteht man darunter nu die urſprünglich kriegeriſche Keſſelpauke, die aus einem kupfernen Keſſel beſteht, über welchen an einem eiſernen Reif eine gegerbte Haut ausgeſpannt iſt, die vermittelſt eiſerner Schrauben höher und tiefer geſtimmt werden kann, und mit einem hölzernen Klöppel (gewöhnlich mit Flanell überzogen) geſchlagen wird. Die Pauke iſt eigentlich beſtimmt, die Grundſtimme zu einem Trompetenchore zu machen. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblaſen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man ſich zweier Pauken von verſchiedner Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größre aber in die tiefre Octave der Dominante geſtimmt wird. Der Pauker pflegt die vorgeſchriebnen Noten nicht einfach, ſondern mit gewiſſen Schlagmanieren anzugeben, als da ſind: die einfache, die doppelte oder geriſſene, die getragne Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzſchläge, der Wirbel, der Doppelwirbel Jetzt bedient man ſich der Pauke in jedem Orcheſter, und bei andern vielſtimmigen Muſiken.

Paul Veroneſe, ſ. Caliari.

Paul (Vincent de), der Stifter der Prieſter von der Miſſion,

war 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich geboren, ſtudirte zu Toulouſe, erhielt nach vielen wunderbaren Schickſalen eine Pfarre zu Clichy, und ſtiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau eine Miſſionscongregation, deren Glieder zunächſt beſtimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen, und vornämlich 8 Monate des Jahrs als Seelſorger, Friedensſtifter, Krankenpfleger und ſonſt auf alle Weiſe als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben ſollten ſie auch in Gemeinſchaft ſich ſelbſt zu einem muſterhaften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich die, welche ſich anſchickten, Landprieſter zu werden, mit ihren Kenntniſſen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterſtützen. Ihr Hauptſitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon ſie auch den Namen Lazariſten (ſ. d. Art.) empfingen. Erſt nach dem Tode des Stifters (1660) haben ſie ſich weiter ausgebreitet, und eine ſehr vielſeitige Geſchäftigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiſer von Rußland, geb. d. 1. Oct. 1754. Sein Vater, damals Großfürſt, nachher Kaiſer Peter III., wollte, aus Abneigung gegen ſeine Gemahlin Catharina, dieſes Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig erkennen, und deßhalb den Prinzen Iwan, den Schweſterenkel der Kaiſerin Anna, der ſchon von dieſer zum Thronfolger beſtimmt worden, auch nach ihrem Tode (1740), kaum 2 Monat alt, auf den Thron gelangt, aber am 6. Dec. 1741, durch die Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter Peter des Großen, verdrängt und in's Gefängniß geſtoßen worden war, zu ſeinem Nachfolger ernennen. Als aber Peter bald nachher Reich und Leben verlor, und Catharina II. den Scepter Rußlands führte, da ward ihr damals neun Jahr alter Sohn, Paul, nach Iwans unglücklichem Ende, der einzige Erbe des Reichs, und Catharina wendete alles an, um die ſchwankende Geſundheit deſſelben zu befeſtigen, den ſie als eine Stütze ihres Throns betrachtete, weil die Ruſſen an ihm mit großer Liebe hingen. Graf Panin, ihr erſter Miniſter, ein ihr völlig ergebner Mann, ward Oberhofmeiſter, und Apinus Lehrer des Prinzen. Das Loos ſeines unglücklichen Vaters, verbunden mit dem Drucke, unter dem die Kaiſerin ihn hielt, gaben dem ſonſt offnen Charakter Pauls bald eine gewiſſe Härte und Verſchloſſenheit, zumal da ſeiner Mutter Herrſchereiferſucht ihn bei heranreifenden Jahren mit Auflaurern umgab. Doch hielt ihn dieſe Strenge nicht ab, in Catharinen ſtets die Mutter zu ehren, und nur ſelten äußerte der lebhafte Prinz die in ſeiner Bruſt verſchloſſenen Geſinnungen. 1773 war der Großfürſt mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt vermählt, die bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche die Namen Natalia Alexiewna erhielt. Im folgenden Jahre begleitete Paul ſeine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Raſumowski dem Großfürſten Winke zur ſchnellen Erreichung des Throns gab, die dieſer edelmüthig verwarf. Raſumowki's Plan blieb jedoch der Kaiſerin nicht verborgen, und ſie ſuchte die Freundſchaft ihres Sohnes zu dem jungen Manne durch Eiferſucht zu untergraben. Doch wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht; auch ſtarb ſeine Gemahlin kurz darauf im Wochenbette; ein Unfall, der ihn tief betrübte. Um ihren Sohn jetzt wieder aufs baldigſte zu vermählen, knüpfte Catharina mit dem würtembergiſchen Hofe Unterhandlungen an. Auf

Friedrichs II. Einladung reiſte Paul 1776 nach Berlin. Hier traf er die ihm beſtimmte Gattin, welche ihm auch ſo wohl gefiel, daß er ſich ſogleich mit ihr verlobte. Nach einer Reihe von Feſten, die Friedrich ihm gab, kehrte er nach Petersburg zurück, wohin bald drauf Dorothea Auguſta Sophie von Würtemberg folgte, die nun die Namen Marie Fedorowna annahm, und am 18. Oct. 1776 mit ihm verbunden wurde. Aus dieſer Ehe entſprangen die Großfürſten Alexander, Conſtantin, Nicolaus und Michael, und die Großfürſtinnen Maria (Erbgroßherzogin von Weimar), Helena (Erbprinzeſſ. zu Meklenb. Schwerin, geſt. 1803), Catharina (Königin von Würtemberg, geſt. 1819) und Anna (Kronprinzeſſin der Niederlande). Das häusliche Glück, das der Prinz genoß, verbunden mit der Ausſicht zu einer Reiſe durch Europa, tröſtete ihn über den Druck, unter welchem die Kaiſerin ihn von allen Regierungsgeſchäften ausſchloß, und der ſo weit ging, daß er, als Großadmiral der ruſſiſchen Seemacht, nicht einmal die Flotte in Cronſtadt beſuchen durfte. 1780 trat Paul mit ſeiner Gemahlin die gewünſchte Reiſe durch Polen, Deutſchland, Italien, Frankreich und Holland an. Nach zwölf Monaten kehrten Beide zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort Gatſchina zurück. Hier lebte Paul in gezwungner Unthätigkeit, da ſeine Mutter ihm weder erlaubte, dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen, noch ſonſt um Staatsangelegenheiten ſich zu bekümmern. Zwar machte er auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Guſtav III. mit, kehrte aber bald mißmuthig in ſeine Einſamkeit zurück, da er ſah, wie auch hier ihm aller freie Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochne Revolution in Frankreich fing an das petersburger Kabinet zu beſchäftigen, um ſo mehr, da eine Menge franzöſiſcher Flüchtlinge ſich nach Rußland wandte. Paul war für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürſten. Catharina, obgleich den revolutionären Grundſätzen abhold, glaubte jedoch nich übel zu thun, wenn ſie die beiden, ihr in Europa allein gefährlichen Mächte, Oeſterreich und Preußen, in dieſem Kampfe ſich etwas entkräften ließ. Als ſie ſpäterhin thätigern Antheil an jenen Händeln nehmen wollte, überraſchte ſie der Tod d. 17. Nov. 1796. Pauls erſte Herrſcherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, ſich endlich frei zu ſehen. Raſch wurden Unordnungen im Heer und in der Flotte abgeſtellt, die Catharina überſehen hatte. Gegen das an ihm geübte Beiſpiel ließ er ſeinen Sohn Alexander an den Geſchäften Theil nehmen, und die Leiche ſeines unglücklichen Vaters, Peters III., zugleich mit Catharinens Leiche feierlich in die Gruft der Kaiſer beiſetzen. Darauf ſtellte er das alte Reichsgeſetz wieder her, dem zufolge das weibliche Geſchlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeſchloſſen war, und beſtimmte dieſe, durch einen zu Moskau während ſeiner Krönung (16. April 1797) erlaſſenen Ukas, nach dem Rechte der Erſtgeburt. Friedliebend endigte er den Krieg mit den Perſern, und ließ, laut ſein Mißfallen äußernd über das Verfahren ſeiner Mutter gegen Polen, die in ruſſiſcher Haft befindlichen Polen los; Kosciusko nahm jedoch die ihm angebotne Penſion nicht an. Indeß hatte der Druck, den Paul 42 Jahre lang erlitten, fortwährend den traurigſten Einfluß auf ſein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er ſich zu Schulden kommen ließ, entſprangen größtentheils aus dieſer Quelle. Seine Verfügun-

gen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich, so wie über den Eintritt fremder Reisender, und überhaupt seine gegen den Geist der Zeit anstrebenden Anordnungen beweisen mehr als zu sehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und versinsterte Gemüth des Fürsten. Ein gleiches leuchtete aus seinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100,000 Mann starkes Heer das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korsakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürich fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, zog er es zurück. Paul hatte nämlich gegen den deutschen Kaiser, noch mehr aber gegen England und Pitt Mißtrauen gefaßt, Buonaparte aber, solches schlau benutzend, dem Stolze des russischen Herrschers zu schmeicheln gewußt, und die gefangnen Russen neu bekleidet und bewaffnet ohne Auslösung nach Rußland zurückgeschickt. Paul trennte sich von der Coalition, und Dumouriez Unterhandlungen blieben ohne Erfolg, indem der Minister Rostopschin ihm entgegen arbeitete. Ludwig XVIII., so wie alle Emigrirte, mußten das russische Gebiet verlassen, und der dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlte Jahrgehalt ward aufgehoben. Zu den merkwürdigen Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, sein Benehmen gegen Spanien und die Malteser. Dem ersten Reiche erklärte er auf eine Art den Krieg, als sei es dem russischen Scepter eben so unterworfen, wie die Fürsten des Kaukasus. Doch hatte dies nur die Wegnahme einiger Handelsschiffe zur Folge. Mit den Maltesern verfuhr er dagegen ganz entgegengesetzt. In ihnen, als einer ritterlichen Verbindung des Adels, sah er eine gewaltige Stütze der Thronen, und erstreckte seinen Schutz über sie so weit, daß er sich, als der Freiherr von Hompesch seine Würde niederlegte, nicht ohne Widerspruch des Papstes und mehrerer Mächte, zum Großmeister des Ordens erklären ließ (16. Dec. 1798). In dieser Eigenschaft brachte er ein Werk zu Stande, das mit Recht Erstaunen erregte, einen Friedensvertrag zwischen der Pforte und dem Ritterorden von Malta, wodurch die Türken sich gegen ihre alten Freunde, die Franzosen, mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Russen und Maltesern, verbanden. Im J. 1800 erreichte sein Unwille gegen England den höchsten Grad. Schon am 16. Aug. hatte er eine Einladung an Preußen, Schweden und Dänemark erlassen, die bewaffnete Neutralität von 1780 gegen Englands Anmaßungen im Seehandel wieder herzustellen. Als nun England die den 5. Sept. wieder eroberte Insel Malta an Paul, als den Großmeister des Ordens, auszuliefern sich weigerte, legte Paul ein Embargo auf alle englischen Schiffe in russischen Häfen (d. 8. Nov.) und brachte jenen Neutralitätsvertrag im Dec. mit Schweden, im Jan. 1801 mit Dänemark und den 3. April mit Preußen zu Stande. Dieser rasche Wechsel in dem auswärtigen politischen Systeme Rußlands fand aber im Reiche selbst großen Tadel. Noch weniger erwarb sich Paul die Liebe seiner Unterthanen durch seine innere Verwaltung. Zwar schien auch hier oft in den willkürlichsten Handlungen sein Eifer für Gerechtigkeit seltsam durch; allein derselbe ward durch die seinem Charakter eingedrückte reizbare Heftigkeit so gänzlich mißleitet, daß die meisten seiner Unterthanen in ihm nur einen Tyrannen sahen, welchen Namen Paul

keineswegs verdiente, der unter andern Einflüssen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Die Strenge, die er anwenden zu müssen glaubte, um die zu Thronveränderungen so geneigten Großen seines Reichs im Zaum zu halten, nahm in dem Verhältnisse zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung seiner Plane stieß. Es bildete sich daher unter den Großen eine Verschwörung. Man reizte Paul absichtlich gegen seine Söhne, und diese machte man glauben, daß der Vater sie in eine Festung sperren wolle. Es sei daher ihrer Selbsterhaltung wegen nothwendig, den bis zum Wahnsinn gemüthskranken Kaiser zu verhaften. Nach langem Widerstande und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er alle Rechte und Gewalt an seinen Vater wieder abtreten würde, sobald diesem Gott Gesundheit und Vernunft wieder geschenkt hätte, soll sich Alexander an Pauls Stelle die Regierung übernehmen zu wollen entschlossen haben. Unter den 21 Verschwornen waren die bedeutendsten Plato Subow, Catharinens letzter Günstling, Valerius Subow, Nicolaus Subow, die Generale Bennigsen, Duwarof und Pahlen. Von diesen blieb der Sage nach Valerius Subow d. 23. März 1801 Abends bei dem Kaiser. Die übrigen, Plato Subow an der Spitze, kamen durch eine verborgne Treppe, Nachts 11 Uhr, in das Vorzimmer des Kaisers, im Palast St. Michael. Der wachhabende Husar rief Verrath, ward aber sogleich niedergehauen; Paul, durch das Getümmel erweckt, lief an die Thüre, durch welche die Verschwornen eindrangen, und fragte, den Degen in der Hand, den Prinzen Subow, was er wolle? Dieser antwortete ihm: Paul Petrowitsch sei ein Verrückter, und unfähig der Regierung. Darauf drang Paul mit dem Degen auf den Prinzen ein, allein Nic. Subow lähmte ihm durch einen Schlag den Arm; nun ward Paul heftig ringend zu Boden geworfen und mit einer Schärpe erwürgt. Als die Großfürsten dies erfuhren, war ihr Schmerz grenzenlos. Alexander verwarf anfangs eine Krone, die man seinem Vater so grausam entrissen hatte. Endlich unterwarf er sich der durch Pauls wahnsinnigen Widerstand selbst herbeigeführten Nothwendigkeit. (Vergl. die Notice sur la mort de Paul I. Europäische Annalen 1817, 7. Bredow's Chronik d. 19. Jahrh. Bd. I. und Carr's Northern Summer ꝛc. London 1805). Was den unglücklichen Monarchen in sein Verderben stürzte, war der vorherrschende Zug seines Charakters, der Jähzorn, wodurch er nicht nur seinen Untergebnen, sondern auch oft seiner eignen Familie fürchterlich ward. In andern Augenblicken war er mild, wohlwollend, menschenfreundlich, suchte begangnes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches letztre ihn aber nicht abhielt, seine Neigung auch andern Frauenzimmern zu schenken, wie das Beispiel der Madame Chevalier zeigt. Die von ihm (vielleicht in satyrischer Absicht) erlassene Ausfoderung an alle Monarchen Europa's diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Meinungen zu bestätigen. Masson hat in seinen geheimen Memoiren über Rußland das Leben und die Handlungen Pauls gallsüchtig entstellt. Nach Georgel war Paul mäßig bei der Tafel und in seinen Vergnügungen, einfach in seiner Kleidung; er besaß, ohne eben Wissenschaften und Künste sehr zu lieben, viele Kenntnisse; er wußte einzelne Menschen richtig zu beurtheilen, und zeichnete sich in vertrauten Gesellschaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus. Auch in seinen

Briefen ſind Geiſt, Scharfſinn und ein edler Ausdruck zu bemerken. Eben ſo urtheilen über Paul, Kotzebue und die Frau von Schröder (Hofdame der Prinzeſſin von Würtemberg). K.

Paula (Franz von), ſ. Franz von Paula.

Paulicianer. Unter dem Schutze der Bergketten des Kaukaſus und Taurus, die in Armenien zuſammenſtoßen, gab es noch Ueberreſte der Manichäer (ſ. d. Art.) und Gnoſtiker, die ſich ſeit dem 8. Jahrh. nach einem Parteihaupte, Paulus, Paulicianer nannten, um den gefährlichen Verdacht des Manichäismus von ſich abzuwenden. Als Bilderſtürmer (ſ. d. Art.) wurden ſie von den griechiſchen Kaiſern, je nachdem dieſe dem Bilderdienſte, den die manichäiſche Denkart ganz verwarf, bald ungünſtig, bald günſtig waren, geduldet oder verfolgt. Doch mußten ſie, da ihre manichäiſche Ketzerei entdeckt wurde, im 9. Jahrh. harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andre in das Gebiet der Mohammedaner flüchteten, welchen ſie in den Kriegen gegen die Griechen beiſtanden. Die im 10. Jahrh. verſuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianiſcher Gemeinen, die der griechiſche Kaiſer Johannes Zimisces nach Thrazien verſetzte, gelang eben ſo wenig, als jene gewaltſame Unterdrückung; und da die Kreuzzüge Wege in das mittlere Europa öffneten, drangen zerſtreute Haufen dieſer Sekte theils zu Lande in die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Spanien vor. Unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen erſchienen ihre Abkömmlinge und Geiſtesverwandten nun in den europäiſchen Ländern. Ganz unzweifelhaft iſt der paulicianiſche Urſprung der Lehre jener, den alten Meſſalianern (ſ. d. Art.) ähnlichen, Betbrüder, die man wegen ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs: Bog milui (bulgariſch: Gott erbarme dich) Bogomilen nannte, und im 15. Jahrh. zu Konſtantinopel mit dem Feuertode beſtrafte. Ueber die Lehre der Paulicianer vergl. d. Art. Manichäer. E.

Pauliner oder Paulaner, ſ. Minimen.

Paulskirche, ſ. London.

Paulus, der berühmteſte und verdienteſte unter den Apoſteln. Geboren von jüdiſchen Eltern, welche zu Tarſus in Cilicien wohnten, und das römiſche Bürgerrecht auf ihn vererbten, ward er früh zu einer gelehrten Bildung hingeleitet, und zu Jeruſalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliel's, eines der berühmteſten Rabbinen im Zeitalter Jeſu, in das Studium der jüdiſchen Schriftauslegung und Sage eingeweiht; auch erwarb er ſich, wie ſeine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern und Philoſophen, und trieb daneben, nach der Sitte der jüdiſchen Lehrer, ein Handwerk, wahrſcheinlich Zeltſchneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er ſich in der Folge auf ſeinen Reiſen Unterhalt verſchaffte. Ausgezeichnet zum Lehramte vorbereitet, trat er zuerſt, wenige Jahre nach dem Tode Jeſu, als Anhänger der phariſäiſchen Sekte und Verfolger der neu entſtandnen Chriſtengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jeruſalem gebrauchte, öffentlich auf. Die Apoſtelgeſchichte hat mehrere Züge der Heftigkeit ſeines Eifers in dieſem traurigen Geſchäft aufbewahrt, das er unſtreitig mit voller Ueberzeugung und aus Anhänglichkeit an das alte Geſetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Chriſten auf dem Wege nach Da-

Digitized by Google

mark, als er durch eine außerordentliche Erscheinung (Apostelgesch. Cap. 9. und Cap. 22.) Veranlassung erhielt, das Christenthum anders anzusehen, und sich durch den Unterricht christlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieser Religion zu verschaffen. Diese plötzliche, augenscheinlich von Gott veranstaltete Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung seines Namens Saul in Paul, und widmete sich nun dem Berufe zum Apostel, den er in jener wunderbaren Erscheinung erkannt hatte, mit einer Begeisterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Klein-Asien, Griechenland und die Inseln des mittelländischen Meers wurden nun die Schauplätze seiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums. Wo er auf seinen Reisen hinkam, war er bemüht, Christengemeinden zu stiften, und die vorhandnen in ihrem Glauben zu befestigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem machte er sich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almosensammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Corinth, Galata und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Kanon des N. T. enthaltnen Sendschreiben, die er an diese und andre Gemeinden in den angesehensten Städten Griechenlands, Klein-Asiens und nach Rom schrieb, zeigen, in welchem Verhältnisse väterlicher Macht und Sorgfalt er mit ihnen stand. Dadurch, daß er auch Heiden, ohne sie zur Beobachtung des jüdischen Gesetzes zu nöthigen, in die Christenheit aufnahm, gab er seinem Wirkungskreise und dem Fortgange des Christenthums einen Umfang, zu dem die beschränktere Ansicht der übrigen Apostel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen lassen. Aber eben darum ward er ein Gegenstand des Hasses der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten, und zu Jerusalem war alles zu seinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als zwanzigjährigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Lehre Jesu um das J. 60 mit den von ihm gesammelten Unterstützungsgeldern für die gedrückten palästinensischen Christen, muthig, wie Jesus selbst bei seiner letzten Reise nach Jerusalem, sich gerade nach dieser Stadt begab. Hier ward er bald nach seiner Ankunft verhaftet, und als Staatsgefangner nach Cäsarea gebracht, wo ihn die römischen Statthalter Felix und Festus zwei Jahre lang gefangen hielten, und die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, mit der er sein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weisen zu Athen (wo Dionysius, der Areopagit, sein Anhänger ward), die Kraft und Gediegenheit seines geistvollen Vortrags. Weil er als römischer Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenschaft an den Kaiser appellirt hatte, schickte man ihn endlich nach Rom. Nach einer langen stürmischen Seefahrt und einem bei Malta ausgestandnen Schiffbruche kam er im Frühjahr 62 in diese Hauptstadt der Welt. Hier ward er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangner behandelt, und gewann mehrere, auch vornehme Römer für das Christenthum. Daß er im J. 64 wieder auf freien Fuß kam, ist erwiesen; was aber von seinen weitern Reisen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorder-Asien erzählt wird, nur Vermuthung. Im J. 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth auf's neue in Gefangenschaft, und starb den Märtyrertod. Das Leben keines Apostels ist so reich an merkwürdigen

Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beschwerden und außerordentlichen, traurigen Schicksalen, als die Geschichte dieses großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und starb, seltne Geistesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntnisse, tiefes Eindringen in das Wesen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeschicklichkeit, die mit systematischer Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht absprechen konnten. Und welchem Leser des neuen Testaments sollte die unbescholtne Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen seinen Worten und Thaten hervorleuchtete, unbekannt sein? Seine Sendschreiben, die er alle in griechischer Sprache abfaßte, sind Denkmäler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröstet, und den Weisen aller Zeit Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. E.

Pausanias, ein berühmter lacedämonischer Feldherr, des Kleombrotus Sohn und des Leonidas Neffe. Er wurde zum Vormund seines unmündigen Vetters Pistarchus (des Sohns des Leonidas) ernannt, und stand als solcher, während der Abwesenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perserheere in Griechenland einfiel, zog ihm Pausanias als Oberbefehlshaber des griechischen Bundesheers entgegen, täuschte den Feind durch einen verstellten Rückzug, und schlug ihn bei Platäa (479 vor Chr.) auf's Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter der persischen Partei, und ließ sie hinrichten. Aber diese Erfolge hatten seinen edlen Geist mit Stolz und Anmaßung erfüllt, und die lobenswerthe Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, war in Uebermuth und hochfahrenden Ungestüm übergegangen. So schrieb er sich allein den Sieg bei Platäa zu, und schenkte dem delphischen Apoll einen goldnen Dreifuß mit einer Inschrift, die nur seiner, als des Siegers bei diesem Orte, erwähnte. Sein Uebermuth stieg, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands neue Fortschritte machte, und die griechischen Städte, nach langem Kampfe auch Cypern, und endlich selbst Byzanz, den Schlüssel Kleinasiens, von den Persern befreite. Während Aristides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch ihre Leutseligkeit aller Herzen gewannen, mißhandelte er die Bundesgenossen, und betrachtete die Spartaner als das herrschende Volk unter den Griechen. Endlich trat er sogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, in der verrätherischen Absicht, sich zum Herrn von Griechenland zu machen, gab dem Xerxes mehrere zu Byzanz gefangen genommne vornehme Perser unentgeldlich zurück, entsagte selbst äußerlich den spartanischen Sitten, indem er mit persischem Aufwande lebte und sich persisch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griechischen Bundesgenossen sich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rücksicht auf seinen Rang und seine frühern Verdienste von jeder Anklage losgesprochen worden, als er sich, unter dem Vorwande, dem Feldzuge beizuwohnen, wieder nach Byzanz begab. Von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlassen, ging er nach Kolonä in Troas, und trat in neue Unterhand-

lungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen gesetzt, trotz aller Anklagen aber gegen das Versprechen, sich auf Erfodern jedesmal zu stellen, in Freiheit gesetzt. Sogleich trat er mit dem Perserkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu seiner Sicherheit mit Artabazus verabredet, daß dieser den jedesmaligen Ueberbringer eines Briefs von ihm umbringen lassen sollte. Ein gewisser Argilius, der zu einer gleichen Sendung bestimmt war, schöpfte Verdacht, öffnete den ihm anvertrauten Brief, fand seinen Argwohn bestätigt, und machte den Ephoren Anzeige davon. Um sich einen vollen Beweis zu verschaffen, befahlen sie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für sein Leben. Sobald Pausanias davon hörte, eilte er zu ihm. Es entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, das den verborgnen Ephoren des Pausanias ganze Schuld verhüllte. Sie kehrten mit dem Entschlusse nach Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. Pausanias, der auf dem Wege erfuhr, welches Schicksal ihm bevorstehe, nahm jetzt selbst zu den Füßen der Minerva Chalciökos seine Zuflucht. Aber seine Hoffnung, sich hier zu retten, täuschte ihn. Seine eigne Mutter trug den ersten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verschließen; diesem Beispiele folgte das Volk, und so mußte der Eingeschlossene vor Hunger verschmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel, und versöhnte die Göttin durch zwei bronzene Bildsäulen.

Pausanias, ein griechischer topographischer Schriftsteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derselbe Redner oder Grammatiker ist, dessen Philostratus unter diesem Namen erwähnt, so war er aus Cäsarea in Kappadozien gebürtig (um 170), und studirte unter den berühmten Herodes Atticus. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er starb. Seine Beschreibung Griechenlands, eine Art von Reisebeschreibung, in 10 Büchern, ist eine schätzbare Sammlung von Nachrichten für den Alterthumsforscher, in welcher der Verfasser alles, was er merkwürdig fand, verzeichnete und beschrieb: als Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemälde, Denkmäler aller Art u. s. w. Seine Schreibart ist im Ganzen nachlässig und gemein; auch ist das Werk voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beschriebnen Gegenständen in Beziehung stehen; dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung: Graeculorum omnium mendacissimus, zu belegen. Wo Pausanias als Augenzeuge spricht, ist er vollkommen glaubwürdig. Seine Beschreibungen von Syrien und Phönicien besitzen wir nicht mehr. — Ausgaben sind von Kuhn, Leipzig 1696, Fol.; Facius, Leipzig 1794—1797. 4. Voll. die neuste und beste aber von Sibelis angefangen, Leipzig 1822. 8. und deutsch von Goldhagen, 2te Auflage. Berlin 1798, 2 Bände, 8.

Pause, aus dem Griechischen, bedeutet die Ruhe, den Stillstand, vorzüglich in der Musik und Declamation, das Schweigen der Stimmen (sind es alle — Generalpause) an gewissen Stellen eines Tonstücks oder einer Rede; auch das Zeichen, welches diesen Stillstand und seine Dauer in der Musik anzeigt. Die Pausen von der kleinsten Dauer nennt man Sospiren, weil sie nur des Athmen- oder Kraftschöpfens wegen da sind.

Pausilipp, ein Berg bei Neapel, merkwürdig wegen einer

der größten und sehenswerthesten Grotten (la Grotta di Pausilippo). Durch den Fels geht nämlich von Neapel nach Puzzuolo ein 80—90 Fuß hoher, 24—30 Fuß breiter und ungefähr 1000 Schritte langer gepflasterter Weg in gerader Linie gehauen. In der tiefen Nacht des hohen und weiten, dennoch aber den Sonnenstrahlen unzugänglichen, Gewölbes dieser Bergkluft herrscht ein beständiges Leben und Wandeln einer der volkreichsten Landstraßen. Der starke Wiederhall an der Wölbung verdoppelt das betäubende Gepraſſel der Durchfahrt. (S. Darstell. aus Italien v. Domherrn Meyer, 1792). Es ist wahrscheinlich, daß diese Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viel Fabeln erzählte, schon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben wurde. Alphons I. (regiert 1442—1458) ließ sie erweitern, und nachher wurden sie breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der ganze Fels ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. In der Mitte der Höhle steht eine Kapelle für die Jungfrau Maria; über der Grotte sind Reste einer Wasserleitung, und des sogenannten Grabmals Virgils.

Pauw (Cornelius de), Kanonikus zu Xanten im Kleveschen, war 1739 zu Amsterdam geboren, und starb 1799. Er war ein Oheim des Anarchasis Clootz. Wie dieser, hatte er eine große Neigung für sonderbare Meinungen, aber besaß dabei unendlich mehr Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Sehr bekannt ist er durch seine: Recherches philosophiques sur les Grecs, und sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois, welche 1795 zu Paris (zusammen 7 Bde.) herausgekommen sind. Pauw stellte eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweiset wenig. Man sieht, daß er ein Vergnügen daran findet, allen Geschichtschreibern zu widersprechen, und die Völker, von denen er spricht, herabzusetzen. Man kann ihm viel Kenntniß, Verstand, Philosophie, unerwartete Verknüpfungen nicht absprechen, aber eben so wenig ist sein Hang zum Seltsamen zu verkennen. Indeß liest man ihn mit Vergnügen, weil sein Styl, bei einiger Rauhheit, doch sehr bündig, kräftig und beredt ist, und man bei ihm vieles findet, was man anderwärts vergebens suchen würde. Friedrich der Große hielt, wahrscheinlich wegen seiner philosophischen Grundsätze, viel auf ihn. Die Geistlichen feindeten ihn zwar eben deßhalb an, aber er gebot ihnen Achtung durch seine Tugenden.

Pavia (Ticinum), eine alte ansehnliche Stadt im Mailändischen, am Tessino, über den eine Brücke die Stadt mit der Vorstadt verbindet. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 22,000. Das sardinische Gebiet geht bis an die Thore der Vorstadt auf der Insel des Tessino, so daß selbst die Garten- und Feldfrüchte dem Grenzzoll unterworfen sind. Unter den Gebäuden verdienen ausgezeichnet zu werden: die Paläste Mezzabarba, Bellisomi und Botta und die neu erbaute Hauptkirche, wo die Lanze Rolands gezeigt wird. Die Universität soll Carl der Große gestiftet haben; Carl IV. verbesserte sie, und 1770 ist sie auf Vermittlung ihres Directors, des Grafen von Firmian, zweckmäßiger verbessert, und den 11. Nov. 1817 von neuem mit ihren 13 Collegien feierlich wieder eingerichtet worden. Das physikalische Museum, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Bibliothek sind noch jetzt ausgezeichnet, obgleich sie durch die Franzosen manchen Verlust erlitten haben. 1802 wurde den bei-

Digitized by Google

den Universitäten zu Pavia und Bologna die jährliche Summe von 666,000 Lire ausgesetzt. Die Citadelle ist nach alter Art erbaut. Pavia war ehemals die Residenz der Könige der Longobarden. Im Park von Certosa wurde 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Carl dem Großen, und 1525 König Franz I. von Frankreich vom Kaiser Carl V. gefangen. Zum Andenken an die letztre Begebenheit stand in dem berühmten Karthäuserkloster (Certosa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1795 von den Franzosen weggenommen wurde. Auch Otto der Große ließ sich hier 951 zum Könige von Italien krönen.

Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt, eine schweizerische Landschaft, welche südlich an den Genfersee, westlich an Frankreich, nördlich an Neufchatel und Freiburg und östlich an Freiburg und Bern grenzt, durch die schweizer Revolution ein eigner Kanton wurde, und 1798 auf 45 QM. 145,000 Einwohner zählte. Die Einkünfte betrugen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde diesen 1536 vom Kanton Bern entrissen, und als untergebnes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch sonst ein Einwohner, zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beschuldigt wurden: so entstanden öftre Unruhen, die während der französischen Revolution zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land ist mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut gebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Tabak und Schlachtvieh. Der Kanton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich aber nur 20,000 Centner liefert. Der Hauptreichthum des Landes ist der Obst- und Weinbau. Der Ryffwein und der Vin de la Côte sind berühmt. Die Manufakturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen ꝛc. blühen, außer zu Lausanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner sind Reformirte, die Landessprache die französische. Durch die Anordnungen von 1803 beruht die gesetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher seine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lausanne hält. Neun Mitglieder desselben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Gesetze sorgt, auch in der Zwischenzeit Verfügungen trifft, worüber sie aber dem großen Rathe Rechenschaft ablegen muß. Die Justiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Instanz die Justiztribunale jedes Districts und in höchster Instanz das Appellationsgericht zu Lausanne.

Pazzi. Diese florentinische Familie, welche zu den vornehmsten und reichsten Geschlechtern jenes Staats gehörte, ist vorzüglich durch ihre Verschwörung vom J. 1478, deren Opfer sie wurde, in der italienischen Geschichte berühmt geworden. Nicht bloß Eifersucht auf die Gewalt des mediceischen Hauses, sondern auch Eifersucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verschwörung, Franz Pazzi, zur Wuth gegen seinen Nebenbuhler, Julian von Medici, welcher sich heimlich mit Camilla Cafarelli vermählt hatte. Franz Pazzi, rachsüchtig, stolz, kühn und verwegen, wollte sich für diese Beleidigung und für so manche Zurücksetzung seines Geschlechts, durch die Vertilgung der Mediceer rächen. Bernhard Bandini, ebenfalls

von den Medici's gekränkt, und von gleichen Gefühlen beseelt, war sein erster Vertrauter, und da sie wußten, wie wenig die steigende Macht des Hauses Medici dem Papste Sixtus IV. gefiel, theilten sie dessen Sohne, Pazzi's Freunde, Hieronymus Riario, ihren Plan, die Brüder Lorenz und Julian von Medici zu ermorden, und eine andre Regierungsverfassung einzuführen, mit, und suchten durch ihn den Papst für sich zu gewinnen. Wirklich versprach ihnen der letztre Unterstützung, und der Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, Feind der Florentiner und des Lorenz von Medici, verband sich gleichfalls mit ihnen. Erst späterhin trat Jacob Pazzi, ein Oheim von Franz, und ein ordnungsliebender, verständiger Mann, auf Zureden des päpstlichen Generals, Joh. Bapt. Montesecco, der Verschwörung bei. Während einer Krankheit des Carl Manfredi, Grafen von Faenza, zogen die Verschwornen, ohne den Verdacht der Medici zu erregen, eine Menge Truppen zusammen, wodurch sie ihre Partei verstärkten. Als Sixtus IV. seinen Neffen, den jungen Kardinal Raphael Sansoni nach Florenz sendete, beschlossen sie, die beiden Medici bei den demselben zu Ehren angestellten Festen umzubringen. Zwei Gelegenheiten dieser Art schlugen fehl, weil Julian dabei nicht mit erschien, und nun bestimmte man den 26. April 1478, an dem in der Hauptkirche Santa Reparata großer Gottesdienst gehalten werden sollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, sollte das Zeichen sein, aber Montesecco weigerte sich, als die Zeit herannahte, den heiligen Ort zu entweihen. Jetzt übertrug man dies Geschäft dem Anton von Volterra und Stephan, einem Priester, zwei feigen Menschen. Schon waren Lorenz und eine Menge Volks in der Kirche versammelt, aber noch fehlte Julian, da begaben sich Franz Pazzi und Bandini zu ihm, überhäuften ihn mit Liebkosen, und beredeten ihn, dem Hochamte des Kardinals beizuwohnen. Auf dem Wege dahin unterhielten sie ihn auf das freundschaftlichste, und Franz Pazzi umarmte ihn mehrmals, um sich zu überzeugen, daß er nicht gepanzert sei. In der Kirche nahmen sie ihn in die Mitte; Anton von Volterra und Stephan stellten sich Lorenz zur Seite. Als nun das Glöckchen zum zweitenmale ertönte, durchbohrte Franz Pazzi den Julian mit solcher Wuth, daß er sich selbst am Schenkel verwundete. Bandini ermordete Julians Freund, Nori. Anton und Stephan griffen den Lorenz an, stießen fehl, und verwundeten ihn nur leicht am Halse. Er rettete sich in die Sacristei. Franz und Bandini, die ihm dahin folgen wollten, wurden zurück gestoßen. In dem Gedränge verloren viele Menschen das Leben. Der Kardinal konnte von den Geistlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geschützt werden. Bandini entfloh. Franz suchte vergebens das Volk aufzuwiegeln, und mußte sich, von dem Blutverlust erschöpft, nach Hause begeben. Salviati und Jacob Poggio hatten sich unterdessen an der Spitze von ungefähr 100 Peruginern nach dem Palaste begeben, um denselben zu besetzen; allein der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ahnete Verrath, rief schnell die Wache herbei und besetzte den obern Stock. Durch einen Zufall waren die Peruginer in dem Versammlungssaale, dessen Thüre von innen nicht geöffnet werden konnte, eingesperrt, und die Florentiner bemächtigten sich mit leichter Mühe des Erzbischofs und mehrerer Verschwornen, die theils

Digitized by Google

niedergehauen, theils an die Fenster aufgeknüpft, und dann hinab auf die Straße gestürzt wurden. Das wüthende Volk holte Franz Pazzi aus seiner Wohnung, schleppte ihn nackend durch die Gassen, und hing ihn nebst siebenzig Andern gleichfalls an den Fenstern des Palastes auf. Jacob Pazzi, der durch die Straßen ritt, und das Volk zu den Waffen und zur Freiheit rief, rettete sich, da auch er aus dem Palaste der Signoria mit Steinen geworfen wurde, und keinen Anhang fand, durch die Flucht, ward aber in den Apenninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert und nebst Renatus Pazzi gehangen. Das Volk holte seinen Leichnam nachher aus seiner Familiengruft, und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ward er still beerdigt, und noch einmal scharrte der Pöbel ihn aus, und warf ihn in den Arno. Bandini hatte sich nach Konstantinopel geflüchtet, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert, und nebst Anton von Volterra und Stephan, die sich in ein Kloster begeben hatten, hingerichtet. Napoleon Francesi und Wilhelm Pazzi, der unschuldig und ein Schwager Lorenzo's war, entgingen der Rache des Volks. Der letztre wurde aber, ungeachtet der Bitten seiner Gemahlin Bianca, auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt. Den erstern sah man nicht mehr. Die übrigen Pazzi wurden sämmtlich in die Gefängnisse von Volterra für immer eingesperrt. Montesecco ward enthauptet, und den Kardinal sandte Lorenz mit vielen Entschuldigungen nach Rom zurück. So endigte mit dem gänzlichen Untergang ihrer Theilnehmer eine Verschwörung, die aus Ehrsucht, Neid, Rache und Eifersucht unternommen, das Verderben der Mediceer herbeiführen sollte, aber im Gegentheil nur dazu diente, die Macht und das Ansehn derselben zu vergrößern.

Peculat ist überhaupt die Entwendung fremder, nicht im Eigenthum einer Privatperson befindlichen Sache. Es ist darunter begriffen: 1) das Peculat im engern Sinne, oder die Entwendung einer Sache, die im Eigenthume des Staats ist, wobei man unterscheidet, ob die Sache dem Entwender zur Aufbewahrung übergeben worden (z. B. Kassendiebstahl) oder nicht; 2) Kirchenraub (crimen sacrilegii), die Entwendung einer kirchlichen Sache oder einer res secularis an einem heiligen Orte, oder Diebstahl an geweihten Sachen oder Orten. Dabei ist zu bemerken, daß die strengen Strafen der Carolina (die sogenannte peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Carls V.) in Hinsicht auf das Sacrilegium seit dem westphälischen Frieden auf Protestanten nicht anwendbar sind, indem diese nur die äußere Heiligkeit der Sache annehmen.

Peculium (Sondergut, Eigengut), das Vermögen, welches der römische Sklav, abgesondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und besaß. In spätern Zeiten verstand man auch das Vermögen darunter, das ein Sohn als Soldat (pec. castrense), oder sonst, entweder vom Vater her (pec. profectitium) oder anderwärts (adventitium), durch Glück oder Verdienst erworben und erspart hatte.

Pedal heißt die Klaviatur einiger Saiteninstrumente, besonders der Orgel, welche getreten wird, Fußtasten. (Vergl. Orgel). Schon längst bediente man sich des Pedals, als Saiteninstruments, um es unter einen Klaviere zur Privatübung zu benutzen; seit Kurzem hat man auch angefangen, es zur Verstärkung des Tons mit dem Pianoforte zu verbinden. Doch heißen hier Pedal auch die mit den Füßen getretnen Züge oder Veränderungen.

Pedalharfe, s. Harfe.

Pedant ist der, welcher steif an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt, und mithin der Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln keinen Einfluß gestatten will. Pedanterie oder Pedantismus ist daher das ängstliche Hangen an gegebnen Formen oder Ansichten. Der, sagt Kant, dessen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, den Zwang der Schule (also Mangel der Freiheit im Selbstdenken) verräth, ist der Pedant, er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann sein. Dies und die Erfahrung, daß in dem Kreise der Gelehrten die Pedanterie am häufigsten anzutreffen ist, und namentlich unter Schulmännern und Sprachforschern, am leichtesten einheimisch wird, scheint uns der Grund zu sein, warum man jenen Ausdruck im Deutschen durch Schulfuchs übersetzt, und unter einem Pedanten vorzugsweise einen gelehrten Pedanten zu verstehen pflegt. Der angeführte Denker sagt sehr schonend von dem letztern, er sei noch der erträglichste Pedant, weil man doch etwas von ihm lernen könne, dahingegen die Peinlichkeit in Formalien (Pedanterie) bei jenen (d. i. bei Hofleuten und Soldaten) nicht allein nutzlos, sondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich werde, da es der Stolz eines Ignoranten sei. Gelehrter Pedant ist aber nicht nur der, welcher den Gegenstand seines Willens nur nach der strengen Regel betreibt (Formalist) sondern auch derjenige, der überhaupt alles nach den beschränkten Ansichten seines Fachs betrachtet, und zu formen sucht, auf andre Gegenstände und Wissenschaften von dem Standpunkte der seinigen vornehm und stolz herabsieht, oder in blinder, selbst gutmüthiger Eingenommenheit für die Gegenstände seines Wissens, die freie unbefangne Würdigung andrer verloren hat, so wie endlich auch derjenige, der seine Schulgelehrsamkeit auskramt, wo sie nicht hingehört, besonders in dem gesellschaftlichen Leben, und da, wo es nicht dem Wissen, sondern der eigentlichen Darstellung gilt. Einseitigkeit bis zum Kleinlichen und zur Geschmacklosigkeit, Aengstlichkeit bis zum Mechanismus, steife Bedächtigkeit im Handeln bis zur lächerlichen Unbeholfenheit in schwierigen und überraschenden Fällen, Stolz, Eitelkeit und festgewurzelte Vorurtheile gegen alles Fremdartige sind die gewöhnlichen Züge des Pedanten; dagegen Liberalität der Denkungsart, gesundes, vielseitiges Urtheil, Witz und Geschmack, Freiheit im Handeln und praktischer Takt ihm fremd sind. T.

Pedell. Diesen Namen führen die Boten bei den Universitätsgerichten, wahrscheinlich, weil sie dem Rector oder Prorector einer Universität, als solchem, auf dem Fuße folgen (von pes), ihm bei akademischen Feierlichkeiten das Zepter vortragen, und einer derselben immer bei ihm den Dienst in akademischen Verrichtungen hat. Sie besorgen die Vorladungen der Universitätsverwandten vor das akademische Gericht, sind bei den Verhaftungen derselben gegenwärtig, schlagen die Bekanntmachungen an das schwarze Bret ꝛc. Auch bei den höhern Regierungs- und Verwaltungsbehörden in manchen Ländern gibt es Unterbediente, welche Pedelle genannt werden, welche gewöhnlich die Aufwartung bei den Sitzungen haben, während die eigentlichen Boten zum Verschicken gebraucht werden.

Pegasus, das beflügelte Roß der Alten, welches Medusa gebar, nachdem Neptun (in Roßgestalt) auf einer blumigen Flur sich mit ihr vermischt hatte. Hesiodus erzählt, als Perseus die schwangere Medusa enthauptet habe, seien aus ihr hervorgesprungen Chry-

faor (ein Riese) und das Roß Pegasus (Andre sagen, es sei aus ihrem Blute entsprossen), so genannt von den Quellen (πηγαι, Quellroß) des Ozeans, an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt lassen einige Dichter den Pegasus von der Erde zu dem Sitze der Unsterblichen aufsteigen, wo er Donner und Blitz des Zeus trägt. Auf ihm reitend erlegte Bellerophon, nach Pindar, die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer und Amazonen. Bei den spätern ist die Fabel des Pegasus noch ausgeschmückter. Er ward nach Korinth an die Quellen der Pyrene versetzt, wo er wild umherschwärmte, und von Bellerophon erst mit Hülfe eines goldnen Zügels gebändigt wurde, den diesem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem er den Bellerophon, der sich mit ihm zu dem Sitze der Götter emporschwingen wollte, vom Zeus durch eine Bremse verfolgt, hinuntergeschleudert, flog er allein zum Olympus auf, und diente dem Zeus so lange als Donnerroß (nach Euripides), bis dieser ihn der bittenden Eos oder Hemera schenkte. Wir finden den Pegasus auch in die Mythe von den Musen verwebt. Durch seinen Hufschlag öffnete er auf dem Gipfel des Helikon den Musenquell, der nach ihm Hippokrene, d. i. Roßborn genannt wurde, und er ward Musenroß, Dichterroß, daher den Pegasus satteln oder reiten: dichten.

Pegnitzorden, also benannt von der Pegnitz, einem Fluß im Baireutischen, der durch Nürnberg fließt. Er heißt auch die pegnitzer Hirtengesellschaft, oder der gekrönte Blumenorden, wurde von Georg Philipp Harsdörffer und Joh. Klai 1644 zu Nürnberg, zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der „Reimkunst," gestiftet und anfangs wie ein Seminarium betrachtet, aus welchem der Palmorden seine Mitglieder wählen konnte. Aber bald vergaßen beide Gesellschaften den Zweck ihrer Stiftung, und ließen sich vom Geiste der Zeit, namentlich von Philipp von Zesen und seinen Anhängern, zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Erst bei der Feier ihrer hundertjährigen Stiftung versuchte man, der Gesellschaft eine ernstere Richtung zu geben, aber jetzt war es der alternden unmöglich, ihren zahlreichen jüngern Mitschwestern thätig nachzueifern, und die Kenntniß dessen, was sie ferner etwa geleistet hat, erstreckt sich nicht über die Grenzen ihres Orts hinaus. 1794 feierte sie ihr 150jähriges Jubiläum, und besteht noch, scheint aber immer mehr zu sinken. Die Zusammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge aber räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt, und von einem darin befindlichen Irrgarten der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen seiner Entfernung von der Stadt die Versammlungen zuletzt nicht mehr in demselben, sondern in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und ein Sinnbild; das Sinnbild des Ordens selbst ist eine Passionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schicksalen der Gesellschaft finden sich in Amarantes (Herdegen) historischer Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, Nürnberg 1744. 8. A—s.

Pegu, bis 1757 ein eignes Königreich auf der indischen Halbinsel jenseits des Ganges, zwischen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan; seitdem eine Provinz des birmanischen Kaiserreichs, welches aus der Vereinigung der vormaligen Königreiche Ava, Pegu,

Arrakan, Cassay und Martaban entstanden ist. Das Land ist meistens eine fruchtbare Ebene mit einem sehr warmen Klima. Das Pflanzenreich bringt Reiß, Zuckerrohr, Kardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und fast alle tropischen Gewächse in Menge hervor. Ein großer Reichthum des Landes besteht in dem Tiekholze, welches in unerschöpflichen Waldungen das ganze Tiefland von Pegu bis zu den Grenzgebirgen Arrakans bedeckt. Vor allem ist es wichtig zum Schiffbau. Der Baum ist ziemlich hoch, immer grün und hat ein Holz, das so hart als Eichenholz ist. Bombay, Madras und Kalkutta erhalten ihr Schiffszimmerholz aus Pegu, und die peguanischen Schiffszimmerleute gehören zu den geschicktesten dieser Meere. Man hat ferner: Pferde, Ochsen, Schafe; die Wälder sind voll Elephanten, Büffel und Tiger. Federvieh und Wildpret, besonders wilde Schweine, gibt es in Ueberfluß. Auch ist Pegu reich an Rubinen, Topasen, Sapphiren und Amethysten. Die Peguaner sind wohl gewachsen, und unterscheiden sich von ihren Oberherren, den Birmanen, durch ihre blässere Gesichtsfarbe und ihren Haarschnitt. Sie schneiden nämlich das Haar vorn rund, und scheeren es hinten von den Ohren bis zum Scheitel in einem halben Kreise weg. Sie sind Verehrer des Buddha, der hier Gaudma heißt. Die Priester haben in ihrer Kleidung, Lehre, Lebensregel, die größte Uebereinstimmung mit den Lama's der Chinesen und Tibetaner, sind aber sehr verschieden von den Braminenpriestern. Pegu, die Hauptstadt, wurde von Alombra, dem Stifter des birmanischen Reichs, nach der Eroberung 1757 fast gänzlich zerstört. Das an dessen Stelle erbaute Neu-Pegu, am Pegu, (17° 40′ N. Br.) nimt ohngefähr die Hälfte des Raumes des alten ein. Die gegenwärtigen Einwohner, etwa 7000, sind nur Priester und Arme. Die Straßen sind breit und mit Ziegeln von den Ruinen der alten Stadt gepflastert. Nur die kaiserlichen Gebäude und die Klöster sind von Steinen erbaut; das Volk darf kein gemauertes Haus haben, weil man besorgt, es könne solches bei einer Empörung zur Festung machen. Das merkwürdigste in Pegu ist der Tempel des Gaudma oder der Schomadu, ein Denkmal alter Baukunst, das bei der Zerstörung der Stadt verschont wurde. Dieses bewundernswürdige Gebäude steht auf zwei viereckigen Terrassen, eine über der andern. Die untere ist zehn Fuß über der Erde erhaben, die obere ist zwanzig Fuß hoch, mithin dreißig Fuß über der Erde. Jede Seite der untern war 1391 Fuß lang, der obern 684 Fuß. Die Mauern, welche die Terrassen umgeben, sind verfallen, und die Ebene der untern mit Schutt bedeckt. Man ersteigt die Terrassen auf steinernen Stufen; auf beiden Seiten stehen Wohnungen der Priester, fünf Fuß über der Erde. Der Schomadu selbst ist eine massive Pyramide von Backsteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; unten achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Basis ist 162 Fuß lang. Diese große Breite nimt schnell ab. Ein sechs Fuß hoher Rand umgibt die Basis der Pyramide, und auf diesem stehen 57 kleine Thürmchen rund um den Tempel herum; alle sind massiv, 27 Fuß hoch, und 40 Fuß unten im Umkreise. Dicht darüber steht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche Kegel enthält. Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude. Das Ganze krönt ein Ti oder durchbrochner eiserner Aufsatz, über welchem ein vergoldeter Wetterhahn befestigt ist. Der Ti hat 56 Fuß im Umfange und ist mit starken Ketten an der Spitze befestigt; unten hängen viele Glöckchen herab, die beim Winde ein beständiges Geklingel verursachen. Der ganze Ti

ist vergoldet. Die Höhe des Tempels von der Grundfläche an ist 261 Fuß und von der obern Terrasse 331 Fuß. In jedem Winkel der obern Terrasse steht ein 67 Fuß hoher Tempel, welcher im Kleinen dem großen Schomadutempel ähnlich ist. Das Alter des Schomadu wird auf 2300 Jahre angegeben.

Pehlvi, s. Persische Sprache.

Peipussee, liegt zwischen den russischen Statthalterschaften, Liefland, Esthland, Pskow und St. Petersburg, wenigstens hat er eine Länge von 12 und eine Breite von 8 deutschen Meilen. Er ist fischreich und tief, hängt oberwärts zusammen mit dem See von Pleskow durch eine Seeenge und mit dem Wirzsee durch den Fluß Eno; unterwärts verbindet das morastige Bett der Narowa, den See mit dem pernauer Meerbusen. Die Comptoristen zu Nowogrod und die lübecker Handelsherren, kannten diesen alten Wasserweg in den glänzenden Tagen der Hanse sehr gut. Seitdem nahm der Haupthandel der Russen nach der Ostsee und dem weißen Meer, eine veränderte Richtung durch die Zerstörung der Handels- und republikanischen Freiheit Nowogrod's, und die alte Wasserstraße ging immer mehr ein, weil Verstopfungen und Erhöhung des Bettes der Flüsse entstanden, deren sich in allem 90 in dies weitverbreitete Wasserbecken stürzen. Jetzt hat der Kaiser Alexander die Anlegung des sogenannten Alexanderkanals beschlossen, der mit einem Kostenanschlag von 6 Mill. Rubel den Peipussee und seine Zuwässerungen mit dem pernauischen Meerbusen in Schifffahrtsverbindung bringt. Er wird in einigen Jahren vollendet sein. Wie alle große und kleine russische Kanäle, im Innern des Reichs, wird dieser Kanal, der keiner Felsensprengung bedarf und überall genug Wasser erhalten kann, zugleich für die Landwirthschaft, Ab- und Zuwässerungen der Ebenen, welche er durchschneidet begünstigen und am Anlauf der Schleusen die Anlegung großer Mühlen für Land- oder Fabrikbedürfnisse anbieten. Dorpat, wird nun durch seine Lage am Alexanderkanal, zu einer Handelsstadt in diesem bisher noch sehr unbevölkerten Theile des Kaiserreichs sich künftig eignen. Ein steinerner Kaufhof mit 200,000 Rubel Kosten erbauet, wurde schon jetzt unentbehrlich befunden. So blüht alles riesenmäßig im größten Staat der Erde auf. Wir erinnern dabei, daß den ersten Schwung zur trefflichen innern Wasserverbindung des Reichs, der Graf Münnich, durch Anlegung des Ladogakanals, unter dem Kaiser Peter dem Großen gab. Jener Ausländer war in seinem Vaterlande Oldenburg als ein geschickter Deichgräber im Wasserbau bekannt. Dies veranlaßte dem Kaiser Peter den Großen ihn in seine Dienste zu nehmen, die er als Generalfeldmarschall beschloß. Er starb erst unter Catharina der Zweiten, und würde noch mehr Großes und Gutes für Rußland gewirkt haben, wenn die Hofintrigue diesen Mann nicht 20 Jahre lang in Sibirien als Staatsgefangnen gefesselt hätte. Erst der Kaiser Peter III. rief ihn aus Sibirien zurück, der dem Monarchen bei der Revolution, die seine Gemahlin auf den Thron hob, noch weise Rathschläge gab, die ihn wahrscheinlich gerettet haben würden, wenn der Kaiser solche zu befolgen, augenblickliche Entschlossenheit genug gehabt hätte. Der oldenburgische Prinz Georg, erster Gemahl der Grosfürstin Catharina Paulowna, empfahl als Generaldirector aller Wasserbauten des Reichs das Bedürfniß vermehrter Strom- und Meerverbindung des Innern zu befriedigen. Dieser Kanal war eine der Lieblingsideen des Prinzen Georg.

Peking (39° 54′ nördl. Br.), die Hauptstadt des chinesischen Reichs, in der Provinz Pe-tscheli, liegt 28 Meilen von der großen Mauer in einer großen fruchtbaren Ebene. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Residenz (Pe: Norden, King: Residenz), wie Nanking die südliche. Die hohen Mauern, welche die Stadt umgeben und mit Basteien und hohen Thürmen versehen sind, ragen so über alle Häuser hinaus, daß man diese von weitem nicht sieht. Die Stadt bildet ein längliches Viereck und besteht aus zwei Haupttheilen, welche die chinesische und die tatarische Stadt genannt werden. Die letztre wird von den Mantschu bewohnt, und enthält den kaiserlichen Residenzpalast. Peking übertrifft um ein Drittel den Umfang von London, und soll nach Macartney, über 2 Mill. Einw. haben; dagegen andre Reisende die Zahl der Einwohner, wahrscheinlich richtiger, nur auf 700,000 schätzen. Man findet hier 33 Tempel, mehrere öffentliche Altäre, als den Altar des Himmels und der Erde (auf jenem opfert der Regent im Sommer, auf diesem im Winter), den Altar des höchsten Königs, an dem die Chinesen das Neujahr feiern, Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes, des Ackerbaues, vier katholische Kirchen, verschiedne Klöster, zwei russisch-griechische Kirchen, vier Moscheen, ein Findlingshaus, sechs Begräbnißplätze der vorigen Chane und 26 Tribunäle und Gerichtshöfe. Die Straßen sind über hundert Fuß breit, oft eine Stunde lang und nicht durchgehends gepflastert, werden aber statt dessen in der trocknen Jahreszeit täglich mit Wasser besprengt, um den Staub zu löschen. Die Breite der Straßen und das Volksgewühl geben der Stadt ein eignes freundliches Ansehn, welches aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigern Häusern nichts als die Hinterseite sieht. Die Kramläden der Kaufleute, die nach der Gasse hinausgehen, beleben dafür die Ansicht. Statt der Kutschen sieht man eine große Menge Sänften, worin sich die Damen tragen lassen. Nicht das ganze Innere der Stadt ist mit Häusern bebaut, sondern man findet auch freies, zum Theil mit Erdfrüchten bestelltes Feld, besonders in der chinesischen Stadt. Das merkwürdigste Gebäude von Peking ist der kaiserliche Palast, dessen Pracht mehr in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten als in einer schönen Bauart besteht. Die Ringmauern des Palastes umgeben nicht nur die Wohnung des Monarchen, sondern eine eigne kleine Stadt, welche von den Hofbeamten, Offizieren und einer zahlreichen Menge von Künstlern, die sämmtlich im Dienste des Kaisers stehen, bewohnt werden. Der Palast soll 2 Stunden im Umfange haben und das Innere reich verziert sein. Die Gärten gewähren, nach den einstimmigen Aussagen aller Reisenden, einen zauberischen Anblick. Man findet darin künstliche Berge, die durch kleine mit Kanälen bewässerte Thäler getrennt sind. Diese Wässer vereinigen sich in Seen und großen Teichen, auf welchen prächtige Barken schwimmen, und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden besetzt sind. An den Ufern der Kanäle erheben sich Felsen in romantisch schönen Gruppen, welche die rohe wilde Natur täuschend nachahmen. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf liebliche, einsame Lusthäuser und Kiosks. Das Ganze gleicht einem Feenaufenthalte. An wissenschaftlichen Anstalten hat Peking eine astronomische und medizinische Gesellschaft, eine Akademie der Wissenschaften, die Expedition einer Hofzeitung, eine Sternwarte; auch ist jetzt eine Kuhpockenimpfungsanstalt daselbst. Die Polizei dieser gro-

ßen Stadt ist sehr gut, und man hört selten von Mord oder andern Verbrechen. Die Polizeisoldaten (20,000) führen lange Peitschen, wodurch sie das Volk im Zaum halten.

Pelagianismus ist diejenige theologische Denkart, welche die völlige Verderbniß der menschlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbsünde) leugnet, und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für zulänglich zur Ausübung der christlichen Tugend erklärt. Sie schließt den Glauben an einen göttlichen Beistand zur Besserung nicht aus, macht aber die Wirksamkeit dieses Beistandes von der eignen Thätigkeit des Menschen insofern abhängig, daß er nur bei denen etwas ausrichte, die von selbst zum Bessern streben. Diese Denkart entstand durch die Behauptungen des Pelagius, eines brittischen Mönchs, der sich im Anfange des 5. Jahrh. mit großem Ruhme der Wissenschaft und Unbescholtenheit des Wandels zu Rom aufhielt, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit seinem Freunde Cölestius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, von Augustinus (s. d. Art.) verketzert, und auf mehrern afrikanischen Synoden verurtheilt wurde. Pelagius wandte sich daher nach Jerusalem, und beschloß daselbst ohne weitere Anfechtung 420 sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Die philosophische Gründlichkeit und edle Freimüthigkeit seiner Schriften und seine persönliche, in einer Zeit des allgemeinen Sittenverderbnisses bewunderte Tugend verschaffte seiner an und für sich schon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlnen Meinung viele helldenkende Anhänger, und ohne jemals eine eigne ketzerische Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Ansicht auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 förmlich verdammt wurde, und die den orthodoxen Lehrsatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten nur etwas mildernden Semipelagianer (gestiftet durch Joh. Cassianus zu Marseille, † 435) eine bedeutende Stelle in der Kirchengeschichte ein. Ueber die verschiednen Gestalten und Namen, unter denen sich der Streit des augustinischen Rigorismus mit pelagianischen Synkretismus in der christlichen Kirche erneuert hat, vergl. d. Art. Gnade.

Pelagius, s. d. vorherg. Art.

Pelasger, der älteste Völkerstamm in Griechenland, der zuerst im Peloponnes wohnte, wohin er wahrscheinlich von der kleinasiatischen Küste aus über die einzelnen Inseln nach Thrazien und Thessalien gedrängt worden war. Sie lebten als nomadische Horden in keiner politischen Verbindung, verehrten einen rohen Stein als Bild der Gottheit, und waren als Barbaren in dem spätern Griechenlande in verhaßtem Andenken (s. Griechenland). Da die sumpfige bergige Halbinsel sie vor Anfällen andrer Horden sicherte: so vermehrten sie sich schnell, und gegen den korinthischen Busen zu setzten sich zwei Stämme fest, die sich früher als die übrigen von dem rohen wilden Zustande entfernten. Hier bildeten sich nun die Reiche Argos und Sicyon, wo Inachus und Phoroneus herrschten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenstaat, woher die Sage entstand, daß nach ihm jene arkadischen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Urstämmen des ältesten Griechenlands gegeben wurde. Von diesem arkadisch-pelasgischen Staate gingen verschiedne Kolonien aus, unter andern vorzüglich nach Nordthessalien, wo sie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern, dem Achäus, Phthius und Pelas-

gus die Namen Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis erhielten; ferner in das nachherige Böotien und Attika, so wie nach Epirus und Italien. Sie verloren sich durch Auswanderungen nach und nach aus Griechenland, oder vermischten sich mit andern Stämmen. Uebrigens bleibt, selbst nach den neuesten Untersuchungen der gelehrtesten Alterthumsforscher, manches in der Geschichte dieses Volkes dunkel, und es scheint, man muß den Namen Pelasger in mehr als einer Bedeutung nehmen.

Peleus, des Aeakus, Königs von Aegina, und der Endeïs Sohn, floh, weil er, obschon absichtlos, an seines Halbbruders Phokus Ermordung Theil genommen hatte (s. Aeakus), sammt dem Telamon nach Phthia zum Eurytion (des Aktor's Sohn), der ihn sühnte, ihm seine Tochter Antigone zur Gemahlin, und den dritten Theil seines Reichs zum Antheil gab. Bald darauf ging Peleus mit Eurythion nach Kalydon, um der Jagd des verderblichen Ebers beizuwohnen. Hier war er so unglücklich, durch einen auf das Ungeheuer geschleuderten Wurfspieß seinen Schwiegervater zu tödten. Er floh nach Iolkos zum Akastus, der ihn von dieser That reinigte. Akastus Gemahlin, Astydamia, entbrannte für ihn, und rächte sich, da Peleus ihre Neigung nicht erwiderte, dadurch, daß sie ihm ihre eigne Begierde andichtete, und ihn bei seiner Gattin und ihrem Gemahle deshalb verleumdete. Antigone erhing sich aus Verzweiflung über diese Nachricht; Akastus aber, um nicht das Gastrecht zu verletzen, stellte auf dem Berge Pelion eine Jagd an, wo Peleus den Tod der Rache finden sollte. Als er ihn hier so ermüdet hatte, daß er einschlummerte, ließ ihm Akastus sein Schwert verstecken und ihn binden, um ihn den wilden Thieren Preis zu geben. Aber Jupiter ließ durch Pluto seine Bande lösen, und als er erwachte, brachte Chiron, seiner Mutter Vater, ihm sein Schwert zurück. Mit Jason, den Dioskuren und einer Schaar muthiger Krieger überfiel er dann rächend Iolkos, trieb den Akastus in die Flucht und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Thessalien. Die Götter lohnten seine Keuschheit dadurch, daß sie ihm auf Themis Rath, die Nymphe Thetis zur Gemahlin gaben, deren Umarmung er nur durch Chiron's Hülfe erlangte. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert, und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaare reiche Geschenke brachten, verherrlicht. Neptun schenkte dem Peleus die unsterblichen Rosse, Chiron den gewaltigen Speer, welchen nachher Achilles mit vor Troja nahm. Viele alte Dichter besangen diese Vermählungsfeier, von deren Gesängen nur ein Nachhall in Catull's Epithalamium übrig ist. Ein späterer Dichter knüpfte schon an diese Vermählungsfeier das Schicksal von Troja (s. Eris). Peleus, der als Jüngling auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrschte nun zu Phthia über die Myrmidonen. Homer nennt ihnen einen weisen, mächtigen und beredten Mann. Von allen seinen mit Thetis erzeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter, den er in Gemeinschaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroklus erzog, und ungern nach Troja ziehen sah. Thetis verließ ihn, und kummervoll überlebte er seinen geliebten Sohn. Nach seinem Tode wurde er nebst Chiron von den Bewohnern der Stadt Pella in Macedonien göttlich verehrt, und Pindar macht ihn zu einem Richter in der Unterwelt.

Pelew- oder span. Palaos-Inseln, eine Gruppe von Eilanden in Australien zwischen den carolinischen und manilischen Inseln

(147—153° östl. L., 5—9° nördl. Br.) Alle sind lang und schmal, und nicht sehr erhaben über die Meeresfläche. Die wichtigste heißt Kurara und die Hauptstadt derselben Pelew; nach Hockin aber heißt die Insel Eriklithu und die Hauptstadt Kurura. Die spanischen Ansiedler auf den Philippinen, welche diese Inseln auf ihren Fahrten nach Amerika in der Ferne sehen mochten, nannten sie Palosinseln, weil die Palmen, welche auf ihnen in Menge wachsen, von ferne wie Masten (spanisch Palos) aussehen. Aber erst seit dem August 1783, wo auf dem Korallenriff an der westlichen Seite dieser Inseln das englisch-ostindische Compagnieschiff Antilope, Kapitän Wilson, scheiterte, wurden sie den Europäern genauer bekannt. Gastfrei wurden die Britten von dem Könige der Insel, Abba Thulle, der ihnen die Insel Orulong schenkte, und dessen Volke aufgenommen, und kehrten, von dem Prinzen Libu, zweitem Sohne des Königs, begleitet, auf einem neuerbauten Schiffe nach England zurück. Alle Inseln welche die Engländer sahen, waren reichlich mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebaut. Das Innere ist hie und da gebirgig, aber die Thäler sind ausgedehnt und sehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgends, kleine Quellen und Küstenbäche aber sehr häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen, Betelnüsse und der wilde Brotfruchtbaum. Yams werden mit besondrer Sorgfalt angebaut und liefern ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterhalte. Auch wachsen Pisang, Bananen, weniger häufig Orangen und Limonien. Zukkerrohr gedeiht hie und da, Bambusrohr im Ueberfluß. Getreidearten aber wurden bei der Ankunft der Engländer nirgends gefunden. Außer Ratten und einigen magern Katzen gab es keine vierfüßige Thiere. Von Vögeln fand man das gemeine Huhn häufig wild in den Wäldern. Die Einwohner suchten zwar die Eier desselben auf, lernten aber erst von den Engländern, daß das Fleisch dieser Thiere eine vortreffliche Nahrung gebe. Auch gab es wilde Tauben, eine Lieblingsspeise, die aber nur Personen von gewissem Range erlaubt war. Die Gewässer waren reich an größern und kleinern Fischarten. Häufig ist der Bachkrebs, die Schildkröte, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt, verschiedne Arten von Austern und Muscheln, besonders die Chama-Muscheln, welche die Insulaner oft durch Taucher fangen. Der König von Kurara herrschte mit unumschränkter Gewalt, und war mit den unabhängigen Beherrschern der übrigen Inseln in fortdauerndem Kampfe. Er hält bei allen wichtigen Angelegenheiten Rath mit den Rupacks, welche eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden scheinen. Einer begleitet den König immer, und wird stets von ihm zuerst um seinen Rath gefragt. Er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die übrigen Rupacks zwei hatten. Der Rang unter den Rupacks wird auch durch einen Orden bestimmt, dessen Zeichen ein um den Arm getragner Knochenring ist, welche Auszeichnung auch Wilson kurz vor seiner Abreise vom Könige erhielt. Der nächste nach dem Könige ist sein ältester Bruder; er ist Thronerbe und Anführer der bewaffneten Macht. Täglich hält der König eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu schlichten und Gesuche anzuhören. Er ist der allgemeine Grundherr; jeder Einwohner besaß ein Stück Land zu seinem Unterhalte, aber nur so lange, als er es anbauete; wählte er einen andern Wohnplatz: so fiel es an den König zurück, der es dann an einen andern verlieh. Die Bewohner der Pelew-Inseln sind ein starker, kräftiger Menschenschlag von mittler Größe und dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar ist lang,

besonders bei den Weibern, welche vorn und hinten kleine, ungefähr 11 Zoll lange, Schürzen tragen, die von den Fasern der Kokusnußschale gemacht und gelb gefärbt sind. Die Männer und Weiber sind tättowirt. Die Männer haben ein Ohr, die Weiber beide durchbohrt; jene tragen Kügelchen, letztre ein Blatt oder ein Ohrgehänge von Schildkrötenschale darin. Auch die Nasenwand ist durchbohrt. Im Schwimmen sind beide Geschlechter sehr geschickt, und die Männer sind gewandte Taucher. Die Lebensweise dieser Insulaner war sehr einfach. Ihre Fische essen sie theils geröstet, theils in Salzwasser gekocht, theils roh, oder mit Limonien- oder Pomeranzensaft begossen. Salz haben sie nicht, noch sonst eine andre Würze. Ihr gewöhnliches Getränk ist Kokossaft, selten Wasser. Ihre Häuser waren ungefähr drei Fuß über den Boden erhaben, um sie gegen Feuchtigkeit zu sichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren die Balken gelegt, welche das Dach von Bambusrohr und Palmblättern trugen, womit auch die Zwischenräume ausgefüllt waren. Im Innern war keine Abtheilung, in der Mitte ein kleiner Feuerheerd, wo man zum Abkochen der Yams, zur Abhaltung des Thaus bei Nacht und um die Muskitofliegen zu verjagen, Feuer anzündet. Die Oeffnungen des Hauses, die zugleich als Thüren und Fenster dienen, sind gleich über dem Boden und mit Laden und Bambusgeflecht versehen, um den Regen abzuhalten. Die öffentlichen Gebäude, zum Theil äußerlich mit künstlichem Schnitzwerke geziert, waren gegen 80 Fuß lang; hier wurden theils öffentliche Angelegenheiten ausgemacht, theils Feste gegeben. Zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen gehört ein aus Pisangblättern geflochtnes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Messer getragen wird. Die Kämme sind aus dem Holze des Pomeranzenbaums, die gewöhnlichen Messer aus Muschelschalen, oder aus Bambusrohr, die besten aus der Schale der Perlauster gemacht. Netze, Leinen und ähnliche Fischergeräthe werden von dem faserigen Ueberzuge der Kokusnüsse bereitet; die Matten aber, worauf man schläft, bestehen aus Pisangblättern. Letztre dienen ihnen auch statt Schüsseln, die Schale einer Kokusnuß ist ihr Trinkgeschirr. Sie verfertigen auch irdne Gefäße von bräunlicher Farbe, worin sie Fische und Yams kochen. Aus den Schildkrötenschalen machen sie Löffel, Ohrgehänge und Armbänder, Beile aus den härtesten Theilen der Chamamuschel. Ihre Hauptwaffe ist der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus sehr hartem Holze. Auch wissen sie sich des Wurfspießes mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen. Ihre größten Kanots können 25 bis 30 Menschen fassen, und haben dreieckige Segel von Matten. Die Pelew-Insulaner sind in einem hohen Grade fleißig, geschickt und gelehrig. Sie stehen mit dem Tage auf und baden sich, Männer und Weiber an besondern Orten. Die Männer arbeiten dann in ihren Pflanzungen, oder fällen Holz, bauen Häuser und Kanots, und verfertigen Geräthschaften, Waffen und dergleichen; die geschickten Arbeiter, z. B. Baumeister, Bearbeiter der Schildkrötenschale, Töpfer u. s. w. werden sehr geachtet. Jeder gewann durch das Tagewerk sich seinen Unterhalt, und selbst die Vornehmen gaben das Beispiel fleißiger Thätigkeit. Die Weiber mußten in den Yampflanzungen arbeiten, und das Unkraut auf den gepflasterten Straßen ausjäten. Sie verfertigen Matten, Körbchen, besorgen das Haus und verrichten das Geschäft des Tättowirens. Sie waren freundlich, aber vermieden im Allgemeinen den Verkehr mit den Engländern, und waren empfindlich, wenn in dem

Betragen gegen sie das Zartgefühl verletzt wurde. Vielweiberei ist erlaubt, doch hat gewöhnlich der Mann nur zwei Weiber, da jede Frau ein Haus haben muß. Der König hatte fünf, die aber auch nicht zusammen leben. Die schwangern Weiber werden mit besondrer Sorgfalt behandelt. Die Engländer bemerkten bei diesen Insulanern nichts, was einer religiösen Feierlichkeit geglichen hätte, aber manchen Aberglauben, z. B. Vorbedeutungen und Zeichendeuterei. Die Einwohner von Kurura zeigten sowol unter sich, als gegen die Fremden, welche an ihre Küsten verschlagen waren, die freundlichste Gemüthsart und die uneigennützigste Theilnahme. Sie achteten das Eigenthum im Verkehre unter einander, und was sie zu kleinen Diebereien gegen die Engländer reizte, war mehr kindische Neugier. Als die Engländer über das Tödten der Kriegsgefangnen ihren Unwillen bezeigten, suchten sie dies mit der Selbsterhaltung zu entschuldigen. Einige Jahre nach Wilson's Rückkehr nach England beschloß die ostindische Gesellschaft, Schiffe auszurüsten, um dem guten Abba Thulle die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, der fünf Monate nach seiner Ankunft in London an den Blattern starb, und wegen seiner Lernbegierde und seines edeln Herzens allgemein bedauert wurde, zu melden, und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Im Aug. 1790 segelten deshalb zwei Schiffe vom Bombay ab, und kamen glücklich auf den Pelew-Inseln an, wo sie der König von Karura und sein ganzes Volk mit herzlicher Freude empfing. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen der Insel Amollika, wo Ueberfluß an süßem Wasser war, und wo sie das Fort Abercrombie baueten. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getreidekörner, Gewehre und mancherlei nützliche Werkzeuge. Als 1798 ein andres englisches Schiff die Pelew-Inseln besuchte, hatte sich das zahme Vieh ungemein vermehrt; Getreide und andre neuangebaute Pflanzen gediehen üppig. Vergl. Georg Keate (Account of the Pelew-Islands, deutsch von Georg Forster, Hamburg 1789) und John Pearcote Hockin (a Supplement to the account of the Pelew-Islands, London 1803, 4; deutsch von Ehrmann, Weimar 1805).

Pelias, Sohn des Neptun, König von Jolkos in Thessalien, das er dem rechtmäßigen Beherrscher, seinem Bruder Aeson, entriß. Er wußte auch den Sohn desselben, Jason (s. d. Art.), der darauf Ansprüche machte, zu entfernen; kam aber bei dessen Rückkehr auf eine traurige Weise um, indem, nach einer Sage, seine eignen Töchter auf den hinterlistigen Rath der Medea (s. d. Art.), die ihn durch ihre Zaubermittel zu verjüngen versprach, ihn tödteten und den zerstückten Leichnam in einem Kessel kochten. Nach Andern tödtete ihn Medea selbst. Sein Sohn und Nachfolger Akastos feierte dem Todten zu Ehren prächtige Spiele oder Wettkämpfe, wobei mehrere von den berühmtesten Argonauten den Preis davon trugen.

Pelides, der Pelide, wird Achilles, als Sohn des Peleus (s. d. Art.) genannt.

Pelion, jetzt Sagari, ein hohes und berühmtes thessalisches Gebirge, das eine Menge Heilkräuter erzeugt. Auf einem von seinen Gipfeln stand ein Tempel des Zeus, und nahe dabei zeigte man die Grotte des berühmten Centauren Chiron, der hier vor Alters gewohnt haben sollte. In dem Kampfe der Titanen gegen die Götter

thürmten jene, wie die Dichter erzählen, den Ossa auf den Pelion, um so die Wohnungen der letztern zu erklimmen.

Pelisson-Fontanier (Paul), ein berühmter französischer Rechtsgelehrter und königl. Historiograph, geb. zu Beziers 1624, verlor seinen Vater früh, und wurde von seiner Mutter in der protestantischen Kirche erzogen. Er studirte zu Castres, Montauban und Toulouse, und lernte die Literatur der ältern und neuern Sprachen kennen. Seine erste Arbeit war eine Uebertragung des ersten Buchs der Institutionen, welche 1645 im Druck erschien. Bald darauf betrat er zu Castres die gerichtliche Laufbahn. Mehrere zu Paris herausgegebne Werke machten ihn vortheilhaft bekannt, und als er sich 1652 daselbst niederließ, nahm ihn die französische Akademie, deren Geschichte er geschrieben hatte, zu ihrem Mitgliede auf. Pelisson kaufte sich die Stelle eines königl. Sekretärs, und Fouquet wählte ihn zu seinem ersten Commis. 1660 ward er mit dem Patente als Staatsrath belohnt. Als Vertrauter Fouquet's mußte er aber auch dessen Unglück theilen, und saß mit ihm zugleich vier Jahre (seit 1661) in der Bastille. Hier verfaßte er für seinen Wohlthäter drei Denkschriften, welche wahre Meisterstücke von Vertheidigungen sind, und rettete ihn endlich auf eine eben so kluge als kühne Weise. Es kam nämlich darauf an, ihm Nachricht zu geben, daß gewisse Papiere, welche gefährliche Geheimnisse enthielten, verbrannt seien. Pelisson stellte sich, als wolle er dem Gerichte wichtige Anzeigen machen, und veranlaßte durch seine Aussagen eine Confrontation mit Fouquet. Als er hier dieselben Angaben wiederholte, und Fouquet betroffen schwieg, versetzte er: „Sie würden sich für überführt bekennen, wenn sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären.“ Aus diesen Worten errieth Fouquet Pelisson's Absicht, und ließ sich kein Geständniß entreißen. Pelisson's Freunden gelang es endlich, seine Befreiung zu bewirken, und er feierte sie jährlich durch die Loskaufung andrer Gefangnen. Der König entschädigte ihn für diese Gefangenschaft durch Pensionen und Aemter, und trug ihm auf, seine Geschichte zu schreiben. 1670 trat Pelisson zur katholischen Kirche über, wurde bald darauf Subdiakonus und erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint-Orens; 1671 hielt er seinen berühmten Panegyricus auf Ludwig XIV., bei Gelegenheit der Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Akademie. Noch in demselben Jahre wurde er Maitre des requêtes. In Verbindung mit zwei andern Akademikern setzte er alle zwei Jahre einen Preis von 300 Franken für den aus, der eine von den Thaten des Königs am besten preisen würde. Im J. 1672 folgte er dem Könige in's Feld. Zwar bewog die Montespan, die durch ihn einen Prozeß verloren hatte, den König, die Beschreibung seiner Geschichte Boileau und Racine zu übertragen, aber Pelisson erhielt dennoch Befehl sein Werk fortzusetzen. Für seinen Eifer zur Bekehrung der Calvinisten wurde er mit neuen geistlichen Würden belohnt, und beschäftigte sich mit einer Widerlegung ihrer Meinungen vom Abendmahle, als er 1693 starb. Seine Werke empfehlen sich durch eine leichte, gebildete, nur selten vernachlässigte Schreibart.

Pelopidas, des Hippokles Sohn, ein berühmter thebanischer Feldherr, Freund und Zeitgenosse des Epaminondas, der bis 364 vor Chr. lebte. Ihm gebührt der Ruhm, sein Vaterland von einer tyrannischen Partei und dem Joche der Lacedämonier befreit zu haben. Als er mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben worden war, hatte er sich nach Athen gewendet. Von heißer Freiheitsliebe beseelt,

begab er sich von hier aus mit wenigen Verschwornen heimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem festlichen Gelage versammelten Tyrannen, und gab das Zeichen zur Vertreibung der Lacedämonier, die sich mitten im Frieden des festen Schlosses zu Theben bemächtigt hatten. Als Theben darauf wieder sich erhob, diente er unter Epaminondas mit ausgezeichneter Tapferkeit, und trug viel zu dem großen Siege über die Lacedämonier bei Leuktra bei. Nachher war er Oberbefehlshaber in drei verschiednen Feldzügen gegen den Tyrannen zu Pherä in Thessalien, Alexander, welchen er persönlich haßte, weil er einst widerrechtlicher Weise von ihm in's Gefängniß gesetzt worden war, fand aber in dem letzten derselben seinen Tod, als er, den Tyrannen zu weit verfolgend, von den Feinden umringt worden war.

Peloponnesischer Krieg, einer der berühmtesten und hartnäckigsten in der alten Geschichte. Er dauerte 27 Jahre. Die außerordentliche Größe der Athener, die sie zur Unterdrückung ihrer Bundesgenossen reizte, gab die erste Veranlassung zu demselben. Ein Zwist zwischen Korinth und Korcyra, worin Athen dem letztern Hülfe leistete, ließ bald das Feuer, welches schon lange unter der Asche geglimmt hatte, ausbrechen, als bei einer zweiten Gelegenheit Athen sich neue Gewaltthätigkeiten gegen Korinth erlaubte. Letztres ließ Sparta, auf welches die übrigen Griechen schon längst hoffnungsvoll hingesehen hatten, durch Gesandte zum Kriege gegen das übermüthige Athen auffodern. Die Spartaner, auf die Macht der Athener eifersüchtig, rüsteten sich zum Kriege, obgleich ihre Macht gegen jene noch bei weitem zu schwach war, und sie zum Scheine Friedensvorschläge thaten, die aber, weil sie zu übertrieben und erniedrigend für die Athener waren, nicht erfüllt wurden. Der verderblichste aller Kriege in Griechenland brach nun aus (431 vor Chr.). Alle Völker des Peloponnes, außer den Argivern und Achäern, standen auf der Seite der Spartaner: dagegen die griechischen Städte auf den asiatischen Küsten, in Thrazien und am Hellespont u. m. es mit den Athenienfern hielten, die allerdings das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten; denn obgleich die Spartaner eine größere Landmacht aufzubringen im Stande waren, so fehlte es ihnen dagegen an Festungen, Geld und Flotten. Von ihrem Könige Archidamus geführt, brachen 60,000 Spartaner in Attika verwüstend ein; Perikles (s. d. Art.), an der Spitze der Athener, that dasselbe mit einer Flotte in dem Gebiete der Spartaner. Auf diese Weise wüthete der Krieg mehrere Jahre fort, bis nach und nach die Athenienser den Kürzern zogen. Eine Pest, welche selbst den Perikles hinraffte, gesellte sich dazu, und so fand man sich endlich nach 10 Jahren zum Frieden bewogen, welcher jedoch nicht lange dauerte. Die Athener begannen auf Alcibiades Rath eine Unternehmung gegen Syrakus, und da diese unglücklich ausfiel, und die Spartaner, durch Gesandte bewogen, ja selbst auf Zureden des unterdessen aus Athen verbannten und nach Sparta geflüchteten Alcibiades, den Syrakusern Hülfstruppen sendeten: so brach der Krieg wieder aus, und bald sah sich Athen zu Wasser und zu Lande überwunden. Der größte Theil der Inseln, die Städte am Hellespont und in Jonien gingen zu den Spartanern über; ja sie schlossen sogar mit den Persern ein Bündniß gegen Athen, welches nun den härtesten Kampf zu bestehen hatte. Muthig und standhaft rüstete es sich dazu, und obgleich dem Untergange nahe, wurde es doch dies Mal durch Alcibiades gerettet, der wieder aus Sparta heimlich entwichen war, und den persischen Satrapen Tissaphernes von Sparta's Bündnisse abwendig gemacht, sich

selbst aber wieder so viel Freunde in Athen erworben hatte, daß er zurückberufen und zum Feldherrn ernannt wurde. Er erfocht bald glänzende Siege über die Peloponneser, eroberte die Städte am Hellespont wieder, und die Athener, dadurch übermüthig gemacht, verwarfen nun abermals die Friedensanträge. Lysander, einer der erfahrensten und verschlagensten Feldherren, war es endlich, der für Sparta den Ausschlag gab, die Athenienser mit aller Macht angriff, und zuletzt Athen, vor welches er mit einer Flotte von 180 Schiffen rückte, demüthigte und stürzte. So endigte der merkwürdigste Krieg, den die Griechen jemals geführt haben, der sich über das ganze alte Griechenland erstreckte, in welchem so viele edle Geschlechter vertilgt, so viele Städte und Länder verwüstet, aber auch das ganze griechische Volk so geschwächt wurde, daß bald nachher allgemeine Knechtschaft oder Abhängigkeit als Folge eintrat. Thucydides und Xenophon sind die vorzüglichsten Geschichtschreiber dieses Kriegs.

Peloponnesus, s. Griechenland.

Pelops, des lydischen Königs Tantalus Sohn. Ein Mährchen, das Pindar als Gotteslästerung verwirft, erzählt, daß einst Tantalus in seiner Hauptstadt Sipylus die Götter bewirthete, und ihnen, um ihre Allwissenheit zu prüfen, die zerstückten Glieder seines geschlachteten Sohns Pelops vorsetzte. Zeus bemerkte den Betrug, und gebot, sie wieder in den Kessel zu werfen, aus welchem sodann Klotho den Knaben neubelebt hervorzog, und die eine Schulter, welche Demeter verzehrt hatte, mit einer elfenbeinern ersetzte. Nach Pindar entführte Poseidon bei jenem Gastmahle den schönen Knaben Pelops in die Wohnung des Zeus. Als Tantalus sich der Gemeinschaft der Götter unwerth gemacht hatte, ward auch Pelops zu den Menschen zurückgesandt. Er wanderte aus Lydien nach Griechenland, war unter den Bewerbern der schönen Hippodamia (s. d.) und gewann die Braut sammt dem Reiche. Nach ihm wurde die Halbinsel Peloponnesus genannt. Unter seinen Söhnen sind Atreus und Thyestes die bekanntesten; nach seinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Haine zu Olympia ward ihm ein eigner Tempel erbaut.

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren sie den Laren gleich (s. d. Art.), mit denen sie oft verwechselt werden. Aber nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dies waren die öffentlichen. Die berühmtesten derselben waren zu Rom die Schutzgötter des römischen Reichs, die sammt der Vesta und ihrem ewigen Feuer Aeneas nach Italien gebracht hatte. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherren und die Consuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten.

Pendel, Pendul (pendulum), heißt jeder an einem Faden, Drahte, Stabe oder dergl. so befestigte schwere Körper, daß er sich um einen unbeweglichen Punkt (Aufhängungspunkt), von welchem er herabhängt, frei bewegen kann. Dieser Punkt muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derselben vertikalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen soll. Bringt man es in eine seitwärts geneigte Lage, so daß sein Schwerpunkt nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei vertikalen Linie sich befindet, und überläßt es alsdann sich selbst: so bewegt es sich in einem Kreisbogen auch ohne den geringsten Stoß nach der vertikalen Richtung zu. Hat es diese letztre erreicht: so besitzt es eine Geschwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben

würde, wenn er von der Stelle an, von welcher das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem untersten Punkte des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Vertikallinie gleichfalls in einem Kreisbogen sich so hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Ist es um so viel gestiegen: so befindet es sich in gleichen Umständen, wie vorher, da es in eine seitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen von beiden Seiten der Vertikallinie wieder zurückfallen, und sich so beständig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Diese Bewegung heißt die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man sich den schweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen schweren Punkt, den Faden oder Drath aber, woran der Körper hängt, als eine bloße Linie vor, so ist dieses ein einfaches oder mathematisches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Draht oder Stange, und einem Gewichte, oder überhaupt einem schweren Körper daran, heißt ein zusammengesetztes oder physisches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt sich ohne Mathematik und bildliche Darstellung nicht deutlich machen; daher bemerken wir nur Folgendes: Ein auf obige Weise in Schwingung gesetztes Pendel würde nie aufhören, sich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Vertikallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umstände dasselbe nach und nach zur Ruhe brächten. Diese sind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerstand der Luft. Nie lassen sich beide gänzlich wegschaffen, wol aber durch sorgfältige Arbeit und durch linsenförmige Gestalt des Gewichts sehr vermindern. Die Zeiten der Schwingungen eines Pendels hängen von drei Umständen ab: nämlich 1) von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel ist, unter welchem der schwere Körper des Pendels sich von der Vertikallinie entfernt; 2) von der Länge des Pendels und 3) von der beschleunigenden Kraft der Schwere. Sind alle diese Umstände an zwei Pendeln vollkommen gleich, so verrichten sie gleichviel Schwingungen in gleicher Zeit. Ist aber auch nur ein Umstand bei beiden verschieden, so fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So schwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geschwinder als das längere. Hier findet das Gesetz Statt, daß sich die Längen der Pendel wie die Quadrate der Schwingungszeiten, mithin die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches vier Mal so lang ist als ein andres, zweimal langsamer schwingen, oder das vier Mal kürzere Pendel wird zwei Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Sekundenpendel muß in unsern Gegenden 3 Fuß 2 Zoll rheinländisch Maß haben. Darnach läßt sich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit bestimmen. Merkwürdig ist es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde seine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht sich der oben angeführte dritte Umstand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt. Die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich stark auf das Pendel, und dieses schlägt daher an gewissen Orten der Erde langsamer als an andern. Der Grund hiervon liegt theils in der Centrifugalkraft, die von der Umdrehung der Erde um die Axe herrührt, theils in der wirklichen Verminderung der Schwere. Diese Verminderung ist um desto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Ae-

quator liegt; gegen die Pole hin nimt sie dagegen immer ab. (Vergl. Erde und Gestalt der Erde). Wäre die Erde ein vollkommnes Sphäroid: so müßten die Meridiane vollkommne Ellipsen sein, und dann ließe sich aus der Länge des Sekundenpendels sogleich auf die Länge der Grade in verschiednen Breiten schließen; allein durch wirkliche Messungen hat sich gezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus man mit Grund schließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäßige Figur, sondern ein Ball sei, der sich hie und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelschwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf die Gestalt der Erde schließen. Außer der Reibung des Fadens und dem Widerstande der Luft gibt es noch andre Umstände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels hervorbringen. Dies sind die Abwechselungen zwischen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, so muß dies auch bei dem Pendel der Fall sein. Die Stange wird bei höherer Temperatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht das Pendel im Sommer langsamer als im Winter, und die gewöhnlichen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, wenn sie nicht in geheizten Zimmern stehen, und selbst in diesen bemerkt man, wenn sie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die rostförmigen Pendel, welche aus mehrern parallel mit einander verbundnen Stäben von verschiednen Metallen bestehen, weichen in ihrem Gange den Störungen am meisten aus, und haben daher vielen Beifall erhalten. Auf alle diese Umstände muß sorgfältig Rücksicht genommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen sollen. Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen. Huygens, der die schon von Galilei bearbeitete Lehre vom Pendel sehr erweiterte, benutzte es zuerst zu diesem Zwecke, und wurde dadurch der Erfinder der Pendeluhren (1656). (Vergl. den Art. Uhr).

Penelope, die als Muster der Treue und Häuslichkeit gepriesene Gattin des Ulysses. Sie war die Tochter des Ikarius und der Nymphe Paribôa, und Mutter des Telemachus. Als ihr nach Troja ausgezogner, und nach der Eroberung der Stadt herumirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben sich viele (nach Homer 108) Freier um sie; aber sie, die eben so klug und sittig als schön war, wußte sie alle in leerer Hoffnung hinzuhalten.

Diesen Betrug mit Andern erspähte sie schlaues Geistes.
Siehe, sie stellt' in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und sprach in unsrer Versammlung:
Jünglinge, werbend um mich, weil starb der edle Odysseus,
Wartet den Hochzeittag zu beschleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umsonst das Garn mir verderbe),
Für den Held Laertes ein Leichengewand, wenn dereinst ihn
Schrecklich erreicht die Stunde des langhinstreckenden Todes;
Daß nicht irgend im Volk der Achäerinnen eine mich tadle,
Läg' uneingekleidet der Mann von so großer Besitzung.
Jene sprach's, uns aber gewann sie die muthigen Herzen.
Jetzo saß sie des Tages und wirkt' ihr großes Gewebe;
Trennt' es sodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr' entging sie durch List und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr' ankam in der Horen Begleitung,

Und mit dem wechselnden Monde sich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt' es eine der Dienenden, welche sie wahrnahm,
Und wir fanden sie selbst, ihr schönes Geweb' auftrennend.
Also vollendete sie's, zwar ungern, aber genöthigt.

Endlich befreite sie Ulysses (s. d. Art.) von dem Ungestüme dieser Freier, als er mit seinem Sohne zurückkehrte.

Penn (William), geb. zu London 1644, war der Sohn des berühmten englischen Admirals gleiches Namens, der durch heldenmüthige Thaten und treuen Eifer für sein Vaterland großes Ansehn errungen, und sich selbst unter dem Kampfe der Parteien, die zu seiner Zeit England verwirrten, die allgemeine Achtung erhalten hatte. Der jüngere Penn, von dem wir reden, erhielt eine Erziehung, die ihn für eine große öffentliche Laufbahn in seinem Vaterlande vorbereiten sollte, besuchte die Universität Oxford, und kehrte als ein vielversprechender Jüngling in seine Familie zurück, die in ihm den einzigen Erben ihres ruhmbekränzten Namens und eines unermeßlichen Vermögens sah. Um seiner Hinneigung zu frommer Schwärmerei, und zu einem stillen anspruchslosen Leben zu begegnen, schickte ihn sein Vater nach Paris, damit er dort, fern von Umgebungen, die jenen Hang nährten, im Gewühle eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptstadt, Sinn für die sogenannte große Welt gewönne. Wirklich überließ er sich einige Zeit der Gewalt der neuen, reizenden Eindrücke, doch so, daß adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in sein Vaterland aber erwachte in aller Stärke seine fromme Begeisterung wieder, die durch die Predigt des bekannten Quäkers Thomas Loe schon in erster Jugend seinem Leben die bestimmende Richtung gegeben hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er schon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unversiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln Gefühlen und unklaren Vorstellungen erfüllt, reiste der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfassung näher kennen zu lernen. Schnell und für immer war er dieser Gemeine gewonnen, ja als eine ihrer Versammlungen von den Dienern der weltlichen Obrigkeit überfallen, und er mit den übrigen in's Gefängniß gebracht ward, befestigte selbst dieses Ereigniß seinen Entschluß. Es war im J. 1666, im 22. seines Alters, als er auf diese Weise, allen weltlichen Ansprüchen entsagend, mit der Partei des Georg Fox (s. Fox) sich innigst verband. Als er nun, aus dem Gefängnisse entlassen und heimgekehrt, ganz nach Sitte der Quäker lebte, bemächtigten sich Unwille und Zorn seines Vaters. Der fromme Sohn aber hielt sich ungescheut zu den verachteten Quäkern, und bewahrte den Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, so fest, daß er, so herzlich er auch seinen Aeltern zugethan war, doch lieber ihren Zorn ertrug; und als der Vater, nach allen vergeblichen Bemühungen, ihn auf einen andern Weg zu bringen, ihn endlich sogar aus dem Hause verstieß, ja ihn zu enterben drohte, sich lieber dieser Härte unterwarf, als den Pfad verließ, den er für den rechten und ihm vom Himmel angewiesenen ansah. Leichter noch duldete er den Spott seiner Jugendgenossen, ja des Pöbels, Drohungen und Strafen, durch die man ihn erschüttern wollte, und stellte treue Anhänglichkeit an seine Gemeine, und ein unbeflecktes Leben allen Verfolgungen entgegen. So große Standhaftigkeit besiegte endlich selbst die Härte seines Vaters, der ihn wieder aufnahm, und, je mehr er des Sohnes Gesinnung ehren

lernte, und endlich für dessen Ansichten gewonnen ward, ihm reichlich alles erlittne Unrecht zu vergelten suchte. Unterdessen hatte William unter den Quäkern selbst die ausgezeichnetste Achtung, ein grenzenloses Vertrauen und folgenreichen Einfluß gewonnen. Schon früh trat er als begeisterter Lehrer unter ihnen auf, und sie konnten es nicht bergen, wie ein Mann von solchem Geiste und so vorzüglicher Bildung das, was Fox und Andre begonnen, auf eine Weise, die allgemeine Theilnahme erwerben mußte, fortführen und die kleine verfolgte und gedrückte Heerde weiter ausbreiten und vertheidigen werde. Denn so wenig sie auch sonst auf weltliche Gelehrsamkeit einen Werth legten: so mußten sie dieselbe doch an einem Manne achten, der dieselbe nur zum Schutze ihrer, mit der Welt, namentlich mit den Gelehrten, Geistlichen und weltlichen Richtern überall zusammenstoßenden Ueberzeugung verwenden wollte. Von Schwärmerei selbst nicht ganz frei, mäßigte er doch die foxischen, zum Theil höchst trübsinnigen Schwärmereien und milderte ihre Strenge. Dann besaß er den Geist christlicher Duldung, und war bemüht, dieselbe, unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterscheidungslehren wenig Gewicht; nur das christliche Leben hielt er für das lebendige Christenthum und alles Wissen für viel geringer, als das Thun. Solche Grundsätze, die er mit hinreißender Beredtsamkeit predigte, machten ihn wohl geschickt, die Gemeine weit auszubreiten, und er wußte die Grundideen derselben von dem innern Lichte und der Belebung des Christus in uns damit in Einklang zu bringen. Sein Vater billigte noch sterbend sein frommes Streben, und hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen, der besten Anwendung desselben versichert. Auch hatte er noch vor seinem Ende den geliebten Sohn der Gnade und dem Schutze des Königs empfohlen, und starb mit der Hoffnung, daß, was er im Krieg und Frieden für das Vaterland gethan, den friedlichen und frommen Planen des Sohnes zur Begünstigung dienen werde. Wirklich nahmen der König und der muthmaßliche Thronerbe sich seiner an, und erwiesen ihm viel Gunst und Achtung, konnten aber nicht verhindern, daß er mehrmals in's Gefängniß geworfen ward, weil das englische Parlament für nöthig hielt, der Befestigung und weitern Ausbreitung einer Sekte, die sich mit allen Staatsverhältnissen zu entzweien und die innere Ruhe zu gefährden schien, kräftig entgegenzuwirken. Doch beugte ihn Gefangenschaft so wenig als Hohn und Spott; in der Stille seines Kerkers verfolgte er den Gedanken, seine Gemeine über den ganzen Erdboden zu verbreiten und in ihr endlich die einige christliche Kirche herzustellen. Mehrere Schriften, die zu dem Besten gehören, was aus der Quäkersekte hervorgegangen, verfaßte er im Gefängnisse. Als er wieder frei geworden, wußte er sein Vermögen für das, was ihm des Lebens höchste Angelegenheit war, zweckmäßig zu verwenden. Er gründete neue Gemeinen, vertheilte eine Menge von Erbauungsschriften, geläuterter und klarer abgefaßt, als Fox und seine Genossen sie mitgetheilt hatten; seinen Einfluß bei Hofe verwendete er, der Gemeine manche Begünstigung und Nachsicht gegen ihre Eigenheiten zu verschaffen, und die Könige Carl II. und Jacob II. waren ihm so geneigt, daß er endlich für jene die Befreiung von den Eidesleistungen erhielt, die ihren religiösen Grundsätzen entgegen sind. Doch konnte er eine freie Religionsübung noch nicht für sie gewinnen, und wurde selbst Veranlassung, daß die englische Kirche gegen ihn und seine Sekte zu heftigem Eifer entflammt ward. Denn in seinen Schriften focht er die kirchliche Dreieinigkeits-

und Genugthuungslehre, aus dem von ihm gewählten Standpunkte, mehr beredt als gründlich an, und zog dadurch sich harte Gefangenschaft, seinen Anhängern lange Verfolgungen zu, wobei manche Grausamkeiten gegen die Wehrlosen ausgeübt wurden. Von allen Seiten erhoben sich alle protestantischen Parteien gegen ihn, und beschuldigten ihn des heimlichen Papismus, den man selbst in seiner Predigt von der allgemeinen Duldung finden wollte. Er aber war unerschöpflich an Vertrauen zu seiner frommen Angelegenheit, und unermüdlich im Wohlthun. Als der sichtbare Mittelpunkt aller Quäker, ward er täglich und stündlich von ihnen heimgesucht; seinen Rath, seinen Trost, seine Hülfe nahmen Alle in Anspruch; sein Haus ward nie leer von Hülfesuchenden, und bei der größten Bereitwilligkeit, Aller Bedürfnisse zu befriedigen, bei einem Vermögen, was zu fürstlichem Wohlthun hinreichend schien, mußte er sich doch endlich überzeugen, daß er seiner thätigen Theilnahme eine Grenze setzen müsse, um nicht seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich zu verwirren. Aber auch dann that er unglaublich viel, und Hunderte verdankten ihm Unterstützung und Erhaltung. Größer noch ward sein Wirkungskreis seit 1681, da er, für eine von seinem Vater ihm hinterlassne ansehnliche Schuldforderung an die Regierung, von letztrer auf sein Ansuchen, einen großen Landstrich am Delaware, in Nordamerika, mit völligem Eigenthumsrechte, doch unter Hoheit der Krone Englands, erhielt. Den noch wilden und größtentheils unbebauten Boden des Landes hoffte er durch fleißigen Anbau bald zur höchsten Ergiebigkeit zu bringen, und so war seine erste Sorge, neue Anbauer aus Europa, mit allem Nöthigen reichlich versehen, dahin zu senden, und dort ein kleines, glückliches Volk zu vereinigen, in dessen Verfassung sich die Ansichten und Hoffnungen, die er vom menschlichen Verein gefaßt, erfüllen sollten. Denn unverkennbar war gleich anfangs eine fromme und menschenfreundliche Absicht, kein Handelsunternehmen, dabei vorwaltend. Vielleicht gedachte er dabei auch, den Quäkern, deren schon vorher viele nach Amerika ausgewandert waren, eine Freistätte zu gründen, wenn Haß und Verfolgung sie endlich aus England verdrängen wollten. Doch sollte sein Land, das bald darauf nach ihm Pensylvanien genannt ward, keineswegs bloß Quäker aufnehmen; vielmehr lud er, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß, Alle ein, die mit fleißiger Hand den vielversprechenden Boden bebauen und sich den Anordnungen unterwerfen wollten, die er dort einzuführen für nöthig erachtete. Da sollte der Geist der Duldung, dem er selbst huldigte, allenthalben kund werden, und aus allen Völkern und Religionsparteien ein Brudervolk sich sammeln, das Bild und Spiegel sei für das ganze Christenvolk, und der feste Kern, an den die ganze, große Christengemeine sich anschlösse. Der Name, welcher der Hauptstadt des Landes gegeben ward, Philadelphia, wies auf die Bruderliebe hin, die alle Genossen dieses kleinen Christenreichs, und, nach seiner Hoffnung, endlich den großen Bund aller Gemeinen, erfüllen, und ein neues glückliches Zeitalter auf Erden gründen sollte. Daß dieser Plan, für welchen er mit freudiger Begeisterung wirkte, nicht so ganz eitel war, bewies der Erfolg. Die zahlreichen Anbauer, die in Pensylvanien einwanderten, wuchsen schnell zu einem glücklichen Volke zusammen, die verschiedenartigsten Menschen vereinigten sich hier; selbst auf die Quäker ging der Geist einer größern Freiheit über, da sie von manchem Eigensinn und frömmelnden Grillen abließen, und, obwol noch immer von den übrigen Bewohnern sich unterscheidend, den bürgerlichen

Verhältnissen weniger als in Europa widerstrebten. Philadelphia, das aus einem kleinen Flecken sich schnell zu einer bedeutenden Stadt erhob, schien die unbestreitbarste Bestätigung der Grundsätze Penn's. Im J. 1681 hatte er den Besitz des Landes erhalten und viele Ansiedler hingesendet. 1682 reiste er selbst in die neue Pflanzung, traf dort die zweckmäßigsten Anstalten, und ordnete die Verfassung. Hier stellte er als Grundsatz auf, daß jeder, der einen allmächtigen Gott bekenne, und sich verpflichtet erkläre, unter gesetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöser Meinungen zu kränken oder in Anspruch zu nehmen, ein Bürger dieses Staats werden könne. Nachdem er die Angelegenheiten des Landes geordnet, kehrte er nach England zurück, wo er bemüht war, den Quäkern allgemeine Duldung und Religionsfreiheit zu erringen, und seine Zeit zwischen der Sorge für seine Gemeine und seine Pensylvanier theilte. Doch begünstigte das Parlament ihn nicht so bald. Jacob II. gewährte ihm endlich, was er so lange und unermüdlich gesucht, für seine Gemeine freie Religionsübung. Der Regierung Wilhelms III. war es vorbehalten, auch den Quäkern die Freiheit der Sicherheit fester zu begründen, welche die allgemeine Duldungsakte von 1689 ihnen, wie allen Nichtconformisten einräumte. Späterhin gerieth Penn in Untersuchung, weil ein Brief des vertriebnen Königs Jacob II. an ihn aufgefunden wurde, der ihn an die erzeigten Wohlthaten mahnte, und zur Vergeltung derselben auffoderte. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, so war die Gefahr, für einen Verräther an der bestehenden Regierung erklärt zu werden, um so größer. Er aber erschien, vertheidigte sich unerschrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe, und noch liebe, aber auf keine Weise an geheimen Versuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn zwar nicht strafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrießlichkeiten verwickelt, und begab sich, diesen ausweichend, 1699 noch einmal nach Amerika, wo er mehrere Jahre verweilte, und die Vollendung seines Plans für das immer herrlicher aufblühende Land förderte. Als er nach einigen Jahren in England wieder eintraf, lebte er still und zurückgezogen in seinem Hause zu London, sah wenige Menschen, und beschäftigte sich fast nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen und der Abfassung einiger quäkerischen Schriften. Darauf verehelichte er sich zum zweitenmal, und trat dann wieder mehr in's öffentliche Leben ein. Treu in seiner Sorge für die Ausbreitung der Quäkergemeinde reiste er auch nach Holland und Deutschland, und predigte in der Pfalz, wo schon vor ihm der bekannte Quäker Wilhelm Ames gelehrt hatte. Doch war hier sein Wirken vergebens, wiewol die Pfalzgräfin Elisabeth, Aebtissin zu Herford, ihn begünstigte. Bis in's Greisenalter blieb ihm die fromme Begeisterung für seinen frommen Zweck, und ohne Reue durfte er auf sein langes verdienstvolles Leben zurückblicken, das er 1713 beschloß. Seine neueste Lebensbeschreibung ist von Th. Clarkson. (Memoirs of the private and public life etc. London 1812. 2 Vols.) Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die sich ehedem die ältern Studenten gegen ihre jüngern erst angekommnen Brüder (die man Pennale, späterhin Füchse nannte) erlaubten. Diese mußten ihnen im ersten Jahre aufwarten, und dafür noch obenein allerlei Schimpf dulden. In den Jahren 1661 und 1663 suchte man in Deutschland durch Reichs- und Landesgesetze diesem Un-

fuge zu steuern. Dessen ungeachtet erhielten sich noch lange Spuren davon. Der Ursprung dieser Mißbräuche schrieb sich wahrscheinlich von den Stiftern her, wo jeder neue Kanonikus eine gewisse Summe erlegen mußte, wofür nachher ein Schmaus angestellt wurde; auf ähnliche Weise nachher die Füchse, wenn sie in den eigentlichen Burschenstand übergehen sollten.

Pennant (Thomas), geb. 1726 zu Downing in der englischen Grafschaft Flintshire, gest. 1798, studirte zu Oxford, machte in verschiednen Zeiten große Reisen im In- und Auslande, beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Forschungen in der Naturgeschichte, besonders in der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beschreibung mancher unbekannten Thiere erweiterte, ferner mit der Geschichte, Verfassung und den Rechten seines Vaterlandes, dessen naturhistorische und topographische Kenntniß er durch seine Reisen erweiterte. Auch wurde Schottland durch ihn erst genauer bekannt. Als Friedensrichter behauptete er den Ruf der Gerechtigkeit und vertheidigte in mehrern Schriften die Rechte der Armen. Seine vornehmsten Schriften sind: Indian Zoology 1769. fol. (deutsch von Forster); British Zoology, 4 Vol. (deutsch von Murr); Arctic Zoology, 2 Vol. und ein Supplement (deutsch von Hoffmann); Synopsis of quadrupeds; History of quadrupeds 2 Vol.; Genera of birds; Tour in Wales; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides etc.

Pension, Erziehungsanstalt, s. Institut.

Pensionär heißt: 1) ein Kostgänger, Zögling einer Erziehungsanstalt oder Pension; 2) einer, der vom Staate einen Gnadengehalt (Pension) bekommt. Groß-Pensionär war der Premierminister der Staaten von der Provinz Holland, welcher von diesen General-Advokat der Provinz genannt wurde. Er hatte keine entscheidende Stimme in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangnen Schreiben, verhandelte mit den fremden Gesandten und Ministern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, so wie für Alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegio der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirter an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieser ersten Magistratsperson war in Holland, und dadurch in den ganzen Niederlanden wichtig. Sein Amt währte eigentlich nur fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meisten Fällen die einmal getroffne Wahl auf neue fünf Jahre bestätigt wurde. Die Revolution hat dieser Stelle ein Ende gemacht. Im J. 1805 gab Napoleon der Republik einen Staatspensionär, als Director, s. d. Art. Schimmelpenninck.

Pensylvanien, einer der wichtigsten nordamerikanischen Freistaaten, grenzt gegen Norden an New-York und den Eriesee, gegen Süden an Delaware, Maryland und Virginien, gegen Osten an New-York und New-Jersey und gegen Westen an Ohio und Virginien. William Penn (s. d. Art.), von welchem es den Namen bekommen hat, erhielt es für seine Schuldforderung an den brittischen Staat, begab sich 1681 mit 2000 Kolonisten, meistens Quäkern, die von der englischen Geistlichkeit gedrückt wurden, dahin, und bewog 1682 die Eingebornen, ihm das Stück Land, welches er wünschte, käuflich zu überlassen. Er führte eine vollkommne Denk- und Religionsfreiheit

ein, wodurch die Menschenzahl schnell zunahm. Man zählte in diesem Staate, welcher 2140 Q. M. groß ist, über 1 Mill. Einwohner; nur ohngefähr der sechste Theil desselben ist angebaut. Das Land wird von vielen Flüssen bewässert, darunter die bekanntesten der Delaware mit dem Schuylkill, der Susquehannah mit dem Juniata und der Alleghany und Monongahela sind, welche beide letztern nach ihrem Zusammenflusse bei der pensylvanischen Stadt Pittsburgh den Namen Ohio erhalten. In Hinsicht der natürlichen Beschaffenheit des Bodens läßt sich dies Land in drei Theile theilen: in den Gebirgsstrich, in dem die blauen, endlosen und alleghanyschen Berge sich in verschiednen Richtungen hindurchziehen; in den ostwärts von den Gebirgen und in den westwärts von denselben befindlichen Strich, in welchen beiden letztern der Boden fruchtbar und vortrefflich ist. Die Gebirge machen fast den dritten Theil des Landes aus; erreichen aber nirgends die Schneelinie, und sind fast durchaus bewaldet. Sie sind noch lange nicht genug mineralogisch untersucht. In diesen Gebirgen ist das Klima heiter und beständig, der Winter kalt. Der ostwärts von den Gebirgen liegende Theil des Landes zeichnet sich durch plötzliche Abwechselungen des Wetters und durch die äußerst hohen, aber nur sehr kurze Zeit anhaltenden Grade der Hitze und Kälte aus. Die Abwechselung von Hitze und Kälte ist in jeder Jahreszeit so schnell, daß nicht selten in einem Tage Gewitter und Schnee auf einander folgen; daher das gelbe Fieber und andre Krankheiten häufig sind. Ganz anders ist das Klima auf der Westseite der Gebirge; dort ist es weder so heiß noch so kalt, noch die Abwechselung so häufig und so schnell, und das Klima überhaupt milder. Die Erzeugnisse sind: Vieh aller Art, Getreide, Küchengewächse, Flachs, Hanf, Holz, Eisen, Steinkohlen, Marmor, Quadersteine, Kalk und etwas Kupfer und Blei. Das Eisen, woran dieses Land einen großen Ueberfluß hat, ist von besondrer Güte, leicht flüssig und ungemein zähe, und wird weniger vom Roste und Schneewasser angegriffen, als das europäische, daher auch beim Schiffbau dem letztern vorgezogen. Die Erze liegen so leicht und in losem Gestein, das sie mit wenig Mühe und Kosten gefördert werden können. Ein Drittel der Einwohner machen die ursprünglichen Engländer und unter ihnen die Quäker den zahlreichsten Theil der Angesehenern aus. Ein andres Drittel ist deutschen Ursprungs (1816 an ½ Mill.) aus Schwaben, Elsaß, Franken, Westphalen und den Rheinländern. Das Hauptgeschäft der Deutschen ist der Ackerbau, den sie mit Fleiß und Sparsamkeit treiben; sie behalten ihre deutschen Einrichtungen, Sitten und Lebensweise bei, und pflanzen sie auf ihre Nachkommen fort. Sie halten sich gern zusammen, sonderlich die von einer Confession, sind nicht sehr gesellig, aber dienstfertig und gegen Reisende gastfrei und ehrlich. Die Erziehung und die Kultur des Geistes vernachlässigen sie; nicht alle können deutsch lesen, wenige schreiben und rechnen. Das dritte Drittel bilden Schweden, Niederländer und besonders Irländer, dazu Neger (gegen 800). Gewerke und Handel dieses Landes steigen immer mehr; besonders verfertigt man wollne und leinene Zeuge, Papier, Glas, Porzellan, Fayence und Seife. Auch fehlt es nicht an Anstalten zur Beförderung der Künste und Wissenschaften. Von den pensylvanischen Stapelwaaren ist Weizen und Weizenmehl die vornehmste. Der hiesige Weizen wird für den besten in Nordamerika gehalten. Auch sind noch Leinsamen, Stabholz, das sehr geschätzt wird, gepöckeltes Rind- und Schweinefleisch, Eisen in Stangen, doch auch vieles, sonderlich zu Gußwaaren verarbei-

tetes Eisen und seit Kurzem Schießpulver Gegenstände der Ausfuhr. Der Handel erstreckt sich bis China, Petersburg und in das mittelländische Meer; wird aber nicht bloß mit eignen, sondern auch mit vielen Erzeugnissen der übrigen Staaten und Westindiens getrieben. Der Handel hat hauptsächlich in Philadelphia (s. d. Art.), der Hauptstadt der Provinz seinen Sitz, und wird durch die daselbst befindlichen vier Banken und elf Assecuranzgesellschaften befördert. Unter den übrigen Orten sind besonders wegen ihres Gewerbfleißes bemerkenswerth: Germantown, Lancaster, Ephrata oder Dunkerstown, der Sitz der Dunkers, einer Separatistengemeine, und Bethlehem, der Hauptort der vereinigten mährischen Brüder in den nordamerikanischen Freistaaten. Was die Staatsverfassung Pensylvaniens betrifft, so beruht die gesetzgebende Gewalt auf der Generalversammlung, die aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten besteht, die ein Ober- und Unterhaus bilden. Die höchste vollziehende Gewalt hat der auf drei Jahre gewählte Gouverneur, der nicht unter 30 Jahre alt sein darf.

Pentaglotte, s. Pentapla.

Pentameter, Fünfmaß, ein Vers, der aus fünf Füßen zusammengesetzt ist. Diese Füße sind zwei Spondäen, die auch in Daktylen aufgelöst sein können, zwei Daktylen und ein Spondäus, welcher letztre so getrennt ist, daß seine erste Sylbe auf die zwei ersten Füße folgt, seine zweite aber den Vers schließt, wofür auch eine kurze Sylbe stehen kann. Demnach ist Folgendes das Schema des Pentameters:

Die alten Grammatiker, welche auf diese Weise den Pentameter zu einem fünffüßigen Verse machen, können dafür keinen andern Grund anführen, als daß es keinen einsylbigen Fuß gebe; denn für das Ohr und seinem Wesen nach ist der Pentameter, wie der Hexameter, ein sechstheiliger Vers, der in der dritten und sechsten Stelle eine lange oder in der letztern auch eine kurze Sylbe hat, bei welcher man eben so lange verweilt, als bei zwei langen Sylben. Dieses zweifache Verweilen gibt dem Verse etwas Sanftes und Liebliches, wodurch er sich merklich von dem majestätischen Hexameter unterscheidet. Ovid sagt daher, daß Amor ihn für seine Tändeleien geschaffen habe, indem er dem Hexameter zwei Sylben geraubt. Allein gebraucht würde der Pentameter eintönig und ermüdend sein; er kommt daher nie anders als wechselnd mit dem Hexameter vor, und zwar so, daß dieser ihm vorangeht. Das so aus Hexametern und Pentametern zusammengesetzte Versmaß nannten die Alten das elegische, und jede zwei Verse ein Distichon (s. Elegie und Distichon). Bekannt ist Schiller's Distichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, Pentaglotte, eine Bibel in fünf Sprachen.

Pentathlon, s. Gymnasium.

Pentateuch, s. Hebräische Sprache und Moses.

Pentheſilea, s. Amazonen.

Pentheus, Enkel des Kadmos und als König von Theben dessen Nachfolger. Durch seine Widersetzlichkeit gegen die Einführung des Bacchusdienstes zog er sich das traurige Schicksal zu, von den Bacchantinnen, worunter seine eigne Mutter und seine Schwester waren, im tollen Wahnsinne getödtet und zerrissen zu werden.

Pera, eine Vorstadt von Konstantinopel, auf der Nordseite des Hafens, welche mit der Vorstadt Galata zusammenhängt und von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und von abendländischen Christen bewohnt wird. Hier wohnen auch die fremden Gesandten und fast alle fremde Kaufleute, mit Ausnahme der Franzosen, die meistens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Katholiken haben hier fünf Kirchen und einen Erzbischof, wie auch einige Klöster. Auch befinden sich hier ein deutsches und ein französisches Seminarium für junge Leute aus Deutschland und Frankreich zur Besetzung der Dragomanstellen und eine türkische Schule für junge, dem Serail bestimmte, Leute. Im J. 1810 verlor diese Vorstadt durch Brand an 2500 Häuser. Hier herrscht europäische Lebensart, und die Kleidung der Einwohner ist ein Gemisch von griechischer und französischer Mode; daher heißt Pera bei den Türken das Schweinequartier.

Perdikkas. Diesen Namen führten mehrere Könige von Macedonien; der berühmteste, obgleich nicht wirklicher König, war der Feldherr Alexanders, ein vornehmer Macedonier, der ihn auf seinen Zügen nach Asien begleitete und in vorzüglichem Ansehn stand, auch Alexanders Vertrauen vor allen andern hatte. Ihm übergab dieser sterbend seinen Siegelring, das Symbol der königlichen Gewalt, und scheint ihn dadurch zu seinem Nachfolger haben bestimmen zu wollen. Auch besaß er wol Ehrgeiz genug um diese Würde zu wünschen; dennoch bewirkten die Gegner und Nebenbuhler, daß er bloß zu einem der Vormünder des Thronerben gewählt wurde. Uebrigens wußte er es doch dahin zu bringen, daß er den nächsten Platz nach dem Könige behauptete; als er aber höher strebte, und eben im Begriff war, seine mächtigen Nebenbuhler niederzukämpfen, entstanden Meutereien in seinem eignen Heere, die zum Theil sein Uebermuth erzeugt hatte, und führten seinen gewaltsamen Untergang herbei. Er wurde im dritten Jahre, nachdem er zum Vormund ernannt worden war, in Aegypten von seinen Kriegern ermordet.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer, der in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. nach Chr. lebte, und aus Paros in Pontus gebürtig war. Nach vielen Ausschweifungen mußte er endlich, weil man ihm die Erdrosselung seines Vaters Schuld gab, flüchtig werden. Er ging darauf nach Palästina, nahm das Christenthum an, und erwarb sich durch seinen schwärmerischen Eifer, der ihn auch in's Gefängniß brachte, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten erhielt er Unterstützung und Theilnahme, bis endlich der Präfekt von Syrien ihn wieder in Freiheit setzte. Nun begann er auf's neue seine Wanderungen, ward wegen seiner Verworfenheit von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, und versank in die niedrigsten Ausschweifungen. Allgemein verabscheut, wollte er wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er in ganz Griechenland bekannt, daß er sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde; ein Entschluß, den er auch wirklich im J. 168 nach Chr. Geb. vor einer ungeheuern Menschenmenge ausführte. Für uns hat dieser cynische und christliche Schwärmer durch Wieland's Roman ein erneutes Interesse erhalten.

Pergament ist ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf besondre Weise zubereitetes Hammel-, Kalb-, Ziegen-, Esel- oder Schweinsfell, welches seinen Namen von der Stadt Pergamus erhielt. Schon im hohen Alterthume schrieb man auf rohe, und nachher auch auf solche Thierhäute, die auf beiden Seiten gegerbt waren. In der

Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Die fehlerhaften Häute, welche zum Schreiben mit der Feder nicht taugen, werden mit Kalk überzogen, geglättet, und zu sogenannten Schreibtafeln zerschnitten. Schon zu David's Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle schrieben, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abschrift der Bibel geschrieben war, die ihm der Hohepriester Eleazar zuschickte. Dies Alles beweist, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, sondern daselbst nur verbessert und in so großer Menge verfertigt wurde, daß es den vorzüglichsten Handelszweig dieser Stadt ausmachte. Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergamente alle Farben zu geben, und auch ein gefärbtes durchsichtiges Pergament zu bereiten.

Pergolesi (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Tonsetzer, war 1704 in dem Städtchen Casoria in der Nähe von Neapel geboren, und trat 1717 in das nachmals aufgehobne Conservatorium dei poveri di Gesù Cristo zu Neapel, dem damals Gaetano Greco vorstand. Dieser große Meister hatte für seinen Zögling eine besondre Sorgfalt und weihte ihn früh in alle Geheimnisse seiner Kunst ein. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte sich Pergolesi schon durch verschiedne Compositionen ausgezeichnet, worin die Melodie den Künsteleien des Contrapunkts aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conservatorio getreten, als er durch das Studium der Gesangwerke Vinci's und Hasse's seine Manier völlig änderte, und eine neue Laufbahn betrat. Seine ersten Versuche gefielen jedoch nur wenig. In seiner ersten Oper fanden nur einige Arietten Beifall. Der Fürst von Stigliano, erster Stallmeister des Königs, urtheilte besser von den Talenten Pergolesi's, nahm ihn unter seinen Schutz und verschaffte ihm von 1730 bis 1734 für das Teatro nuovo Beschäftigung. In dieser Zeit setzte er auch die Serva Padrona für das Theater von San Bartolomeo. Aber sein Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenstände zu behandeln; mit Eifer ergriff er daher die Gelegenheit, sich zu Rom durch eine wichtigere Composition bekannt zu machen und schrieb 1735 die Olimpiade für das Theater Tordinone. Doch fiel diese Oper, welche zugleich mit Duni's Nerone erschien, ungerechter Weise durch, während letztre, nach des Verfassers eignem offnen Geständnisse von weit geringerm Werthe, allgemein gefiel. Pergolesi kehrte darauf nach Neapel zurück, componirte das Dixit und Laudate, welche wir von ihm besitzen, und wurde durch den vollständigsten Beifall für jene frühern falschen Urtheile entschädigt. Indeß nahm seine Gesundheit ab, und seine Freunde bewogen ihn, nach Torre del Greco, am Fuße des Vesuv, zu ziehen, wo, wie man glaubt, Brustkranke, wenn Heilung möglich ist, leicht und schnell genesen. Hier componirte Pergolesi sein berühmtes Stabat, die Cantate Orfeo und das Salve Regina, sein letztes Werk. Er starb 1737, als eben sein Ruf anfing, sich über Europa zu verbreiten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von seinen Werken; in Rom gab man seine Olimpiade auf's neue mit größter Pracht, und je gleichgültiger man anfangs dagegen gewesen, desto mehr bewunderte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Italiener hat ihn im musi-

kalischen Ausdruck niemand übertroffen; Einige nennen ihn den Dominichino in der Musik, aber sie werfen ihm die Wiederholungen, einen abgebrochnen Styl, und daß er zuweilen den Gesang der Wirkung der Begleitung aufgeopfert habe, vor. Außerdem scheint ihnen seine ganze Art etwas schwermüthig und melancholisch, welches vielleicht von seiner Körperschwäche herrührt.

Perikles, einer der berühmtesten Staatsmänner Griechenlands, in dessen Zeitalter um das Jahr 444 vor Chr. die Blüthezeit der griechischen Wissenschaft und Kunst fiel, war zu Athen geboren, und der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perser bekannten Feldherrn Xanthippus. Er empfing eine Erziehung, wie sie unter den vornehmen Athenienſern gewöhnlich war. Damon, Anaxagoras und Zeno von Elea waren seine Lehrer. Durch seine Familienverhältnisse mit den Aristokraten verbunden, hielt er sich, theils wegen der Eifersucht, womit der große Haufe diese Partei betrachtete, theils weil der erste Platz unter den Aristokraten bereits von Cimon eingenommen war, anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb sich nur um die Gunst der Volkspartei. Cimon zeigte sich glänzend und gesellig; er dagegen vermied alle Gastmähler und öffentlichen Vergnügungen, lebte eingezogen für sich, erschien nie anders öffentlich, als im Prytaneum und in der Volksversammlung, und benahm sich allenthalben mit Ernst und Würde. Da er nicht Mitglied des Areopagus war, so bemühte er sich, dessen Ansehn zu schwächen, und trieb seinen Freund Ephialtes an, das Volk eifersüchtig auf dieses Gericht zu machen, und ein Dekret zu bewirken, welches die meisten Streitigkeiten, andern Gerichtshöfen zur Untersuchung und Entscheidung übertrug. Seine Beredtsamkeit war so erhaben und mächtig, daß man von ihm sagte, er donnere und blitze in seinen Reden, und ihn den Olympier nannte. Mit großer Sorgfalt vermied er alles, was dem Volke mißfallen konnte. Die Geduld, mit welcher er Beleidigungen zu ertragen wußte, war seinem Emporsteigen günstig. Als ein Beispiel dieser Herrschaft über seine Gefühle erzählt man, daß, als ihn einst Abends ein gemeiner Bürger mit Schmähungen aus der Volksversammlung bis vor sein Haus begleitet, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden, und dem Mann nach Hause zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug sich indeß hierin mit vieler Mäßigung, und sprach von seinem großen Mitbürger mit der schuldigen Achtung. Die Verbannung seines Nebenbuhlers eröffnete seinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Cimon das Volk gespeist und gekleidet hatte, so setzte Perikles es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatze unterstützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 vor Chr. Geb. zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern ausbrach, gab sich Perikles in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten persönlichen Gefahren Preis, und fiel bald darauf glücklich mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Um dem Volke zu schmeicheln, das die Rückkehr des Cimon wünschte, bewirkte er selbst einne Volksbeschluß, wodurch derselbe zurückberufen wurde; insgeheim aber soll er mittelst seiner Schwester eine Uebereinkunft mit Cimon getroffen haben, welcher zufolge der Oberbefehl des Heers diesem, die Leitung der Staatsangelegenheiten aber ihm selbst überlassen sein sollte. Durch Cimon's Tod aber wurde er gleichsam Herr von Athen; denn wiewol die aristokratische Partei ihm den Thucydides, des Melesias

Sohn, einen Verwandten des Cimon, entgegenstellte, so war ihm dieser doch zu wenig gewachsen. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe," sagte daher dieser einst von Perikles, „so sagt er doch, daß er nie darniedergelegen, und überredet selbst die Zuschauer, daß sie ihm glauben." Von jetzt an beherrschte Perikles den Staat, ohne Herr zu heißen, und seine vornehmste Sorge war, die Aufmerksamkeit des Volks entweder durch Aussendung neuer Kolonien oder durch kriegerische Unternehmungen zu beschäftigen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, schmeichelte er der Eitelkeit der Athenienser, deren Stadt er verschönerte, und beschäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künstlern. Um die Kosten dieser großen Unternehmungen bestreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte diese Treulosigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieses Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, durch die Anstrengungen der Athenienser aber dieser Zweck erreicht wäre, die Verbündeten auch kein weiteres Recht hätten, nach der Verwendung dieses Geldes zu fragen. Seine persönliche Rechtschaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beispiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenossen der Megarenser in Attika ein. Perikles wußte diesen Angriff durch Bestechung des Vormundes des spartanischen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, setzte er die Summe von zehn Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienser begnügten sich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Nach ununterbrochen fortgesetzten Feindseligkeiten gegen Euböa machte er sich endlich zum Herrn dieser wichtigen Insel (447 vor Chr.); bald darauf schloß er einen Waffenstillstand mit den Spartanern auf dreißig Jahre. Die Macht des großen Haufens zu beschränken, die er bisher nur erweitert hatte, setzte er die Erneuerung eines alten Gesetzes durch, nach welchem nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen, für einen athenienſischen Bürger gelten sollte, und ließ dem gemäß 5000 Menschen, die bisher frei gewesen waren, als Sklaven verkaufen. Diese Handlung, die zugleich Perikles großen Einfluß beweist, hatte ohne Zweifel den Beifall der Mehrzahl, unter den Bürgern, deren Ansehn durch diese Verminderung ihrer Zahl stieg. Den Waffenstillstand mit den Spartanern benutzte Perikles, um die Samier zu bekriegen (440 v. Chr.), welche sich gegen die übermüthige Macht Athens sträubten. Zu diesem Kriege soll er zum Theil durch die Aspasia bewogen worden sein (s. Aspasia). Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher sie den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Insel, und der Wiederherstellung der demokratischen Regierung auf ihr. Die Samier empörten sich bald darauf von neuem, und vertrieben die athenienſische Besatzung, wurden aber durch eine Niederlage zur See und durch die Eroberung ihrer Stadt und Auslieferung ihrer Schiffe von Perikles wieder zur Unterwerfung gezwungen. Bei seiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebnen, welche seine Zuhörer so sehr begeisterte, daß sich die Frauen um ihn drängten und sein Haupt mit Kränzen schmückten. Als endlich Thucydides in dem Kampfe der Parteien zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Ansehn des Perikles noch überwiegender, bis endlich die Eifersucht der Athenienser erwachte, als die Hoffnungen verschwanden, die ihnen die Ereignisse vor Aus-

bruch des peloponnesischen Krieges eröffnet hatten. Einige seiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, sein verehrter Lehrer, wurde der Irreligion beschuldigt; Aspasia wurde öffentlich wegen ihres Verhältnisses zu Perikles angeklagt. Er selbst führte ihre Sache, und fühlte sich davon so ergriffen, daß er ohne Rücksicht auf seine Würde Thränen vergoß. Er bewirkte ihre Lossprechung; den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen seiner Feinde, daß er ihn unter seiner eignen Begleitung aus Attika führte. Als die Spartaner, welche sich der kleinern griechischen Staaten annahmen, ihre Foderungen, den diesen zugefügten Schaden zu ersetzen, unter Androhung eines Krieges auf den Weigerungsfall, nach Athen gelangen ließen, überredete Perikles die Athenienser, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des langen und verderblichen peloponnesischen Krieges, von welchem wir in einem eignen Artikel gesprochen haben. Einige behaupten, er habe dadurch seine Landsleute von außen beschäftigen und ihre Blicke von seiner Verwaltung und Herrschaft abziehen wollen, um so mehr, da seine Feinde sich täglich vermehrten; auch habe seine Geliebte Aspasia einen großen Haß gegen Sparta gehegt. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß Perikles, durch seine stolzen Begriffe von der Hoheit und Würde der athenienſischen Republik irre geleitet, darauf drang, nichts zu bewilligen, besonders da sein eignes Ansehn dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg im J. 431 begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienser die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben, und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Befestigung der Stadt und Ausrüstung der Flotte wenden sollten. Dem gemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, trotz des Murrens der Athenienser, das überlegne Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenossen ohne Widerstand bis Acharnä in Attika vorrücken, schickte aber zu derselben Zeit eine furchtbare Flotte nach den Küsten des Peloponnesus, nach Lokris und Aegina, welche die in Attika begangnen Plünderungen gedoppelt rächte. Nachdem aber die Peloponnesier sich zurückgezogen hatten, machte er selbst einen Einfall in das Gebiet der Megarenser, welche die Hauptursache des Krieges waren. Am Schlusse dieses Feldzuges hielt er mit hinreißender Beredtsamkeit auf die im Dienste des Vaterlands Gebliebnen eine Rede. Im nächsten Jahre brach die denkwürdige Pest in Athen aus, die so schreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles seines ganzen Muthes bedurfte, sich selbst und seine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, machte er eine große Rüstung und segelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter seinen Truppen hinderte ihn, etwas Wichtiges auszuführen. Perikles kehrte mit einer geringen Mannschaft zurück, und vermochte nicht den entmuthigten Athenienſern Vertrauen einzuflößen. Er verlor den Oberbefehl, und mußte, ohne daß ihm ein besondres Verbrechen wäre zur Last gelegt worden, eine ansehnliche Geldstrafe erlegen. Bald jedoch rief ihn mit gleichem Leichtsinne das Volk wieder an die Spitze der Geschäfte zurück, und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor besessen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn so vielfach beschäftigten, trafen ihn auch häusliche Sorgen, welche seinen Geist niederbeugten. Sein ältester Sohn Xanthippus, der in Zwiespalt mit ihm gelebt hatte, starb an der Pest; dieselbe Todesart raffte seine Schwester und viele seiner nächsten Verwandten und Freunde weg; zuletzt starb auch Paralus, sein einziger ihm noch übriger Sohn von seiner ersten Gattin. Dieser Unfall

zwang ihm Thränen ab. Ihn zu trösten, widerriefen die Athenienser sein eignes Gesetz gegen die halbbürtigen Kinder, und so trug er seinen mit der Aspasia gezeugten Sohn in die Bürgerliste ein. Aber seine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine schleichende Krankheit, die seinen Körper und seinen Geist aufzehrte. Er starb vor Chr. Geb. 429, im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges. Als er im Sterben lag, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm erschien, gedachten seine das Lager umringenden Freunde unter Wehklagen seiner großen Thaten; er aber raffte sich plötzlich auf und sagte ihnen: „In diesen Dingen sind mir Andre gleich, aber zu besonderm Ruhme rechne ich mir's an, daß nie ein Athenienser durch mich in Trauer versetzt worden." Athen verlor in ihm seinen ausgezeichnetsten Bürger, dem, wenn auch strenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzusprechen ist. Seine Erziehung hatte seinen Geist aufgehellt, und über die Vorurtheile seines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Uebergewicht über alle griechischen Staaten zu verschaffen, war sein Bestreben, und wirklich behauptete Athen, so lange er es beherrschte, nicht bloß in geistiger, sondern auch in politischer Rücksicht den ersten Rang. Ihm verdankte Athen seine schönsten Zierden: das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg, die großen Mauern, zahlreiche Statuen und andre Kunstwerke, von deren Vollkommenheit die vorhandnen Ueberreste uns einen Begriff geben. Die Blüthe der griechischen Kunst, das Zeitalter des Phidias (s. d. Art.), fiel mit Perikles Zeit zusammen. So ist mit Perikles Namen der Begriff der schönsten Periode für Athens Kunst, Wissenschaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, von welchem es herabstürzen mußte: so gebührt ihm auch das Lob, hauptsächlich dazu beigetragen zu haben, daß es in geistiger Hinsicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb.

Perikopen (griechisch) heißen die biblischen Stellen, welche bei dem öffentlichen Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derselben scheint in den ersten Jahrhunderten der Willkür der Geistlichen überlassen gewesen zu sein, im 4. Jahrh. wurde sie auf die kanonischen Schriften des alten und neuen Testaments beschränkt, und im sechsten von Papst Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionarium bestimmt, welches Carl der Große bei dem in seinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebnen Evangelien und Episteln, welche Luther beibehielt. Dieser sagt selbst, nur die Unwissenheit der Geistlichen seiner Zeit habe ihn dazu vermocht, weil es gerade über diese Texte die meisten Postillen gab. Die reformirte Kirche hingegen ließ ihren Predigern sogleich die Freiheit, sich ihre Texte bei öffentlichen Vorträgen auszuwählen; und auch in der lutherischen hat man neuerdings die Mängel jener alten Perikopen wol stark genug empfunden, um, wie schon gegen Ende des 18. Jahrh. in Dänemark, Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutschen Staaten, und auf Reinhard's Antrieb für die Jahre 1810 und 1811 auch im Königreich Sachsen geschehen ist, neu gewählte Reihefolgen biblischer Abschnitte oder Texte liturgisch vorzuschreiben. Ueberdies sind in Sachsen beim Wiedereintritt der alten Perikopen 1812 einige unzweckmäßige weggelassen und in der neuen sächsischen Agende fruchtbarere Texte an ihre Stelle gesetzt worden. Inwiefern der dem geistvollen und in der Bibelauslegung geübten Prediger allerdings lästige Peri-

Digitized by Google

kopenzwang, oder die kirchliche Vorschrift über bestimmte Texte zu predigen, überhaupt abzuschaffen sei, läßt sich schwer entscheiden. Noch gibt es Prediger genug, die diese, dem Geiste des Protestantismus allerdings angemessne Maßregel in Verlegenheit setzen oder zu Mißgriffen verleiden könnte, und unter allen zur Bewerkstelligung derselben geschehenen Vorschlägen scheint die Einrichtung, daß jeder Prediger jährlich oder halbjährlich von ihm selbst gewählte Texte den Ephorien und Consistorien zur Prüfung einreiche, und dann über die genehmigten, oder an der Stelle der verworfnen eingeschalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am besten zu begegnen. In der katholischen Kirche gelten die alten Perikopen als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehrere oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigten von den Bischöfen und ihren Vikarien ab. E.

Perillus, s. Phalaris.

Periode bedeutet einen Zeitkreis und den von demselben eingeschlossenen Zeitraum, daher wird ein größerer Zeitraum in mehrere Zeitabschnitte getheilt, welche ebenfalls Perioden heißen. So braucht das Wort der Astronom und Chronolog; jener um das Wiederkehren einer und derselben kreisförmigen Bewegung auszudrücken; dieser um einen Cyklus von mehrern Jahren zu bezeichnen (s. Cyklus). Der Astronom versteht daher unter dem periodischen Monate eine Zeit von 27 Tagen 7 Stunden 43′ 11″, nach welcher der Mond, indem er täglich etwa um 13 Grad am Himmel von Abend gegen Morgen fortrückt, wieder bei denselben Fixsternen ankommt. In der Chronologie konnten richtige Zeitkreise erst dann gefunden werden, als die Astronomie die wahre Bewegung der Weltkörper erkannt hatte. Daher ist die Chronologie der alten Völker sehr verworren. Die berühmtesten Perioden der Griechen waren: die 19jährige Mondsperiode des Meton von 6940 Tagen, nach welcher sie seit 432 vor Chr. ihre astronomischen Kalender verfertigten; verbessert durch die im J. 330 aufgestellte Periode des Kalippus, oder die Epoche des Alexander, welche 4 mal 19 oder 76 Jahre weniger einen Tag zusammenfaßte; die noch vollkommnere hipparchische Periode von 304 Jahren, welche das tropische Sonnenjahr nur um 6 Min. 16 Sek. zu lang angab. Die römische Zinsperiode, oder die Indictionscykel ist eine Periode von 16 Jahren, deren Ursprung nicht genau bekannt ist. (S. Römer Zinszahl). Die von Joseph Scaliger erdachte, sogenannte julianische Periode, ein Zeitkreis von 7980 julianischen Jahren, sollte die verschiednen Berechnungen des Jahres der Geburt Christi seit Erschaffung der Welt mit einander vergleichen. Sie ist nämlich ein Product der Zahlen 29, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Indictionscykel. Nach 28 mal 19, oder 532 Jahren kehren die Neumonde und Vollmonde in derselben Ordnung auf denselben Monats- und Wochentag des julianischen Kalenders zurück; und so erneuern sich zugleich die drei chronologischen Cykel, der 28jährige Sonnencykel, der 19jährige Mondscykel und der 15jährige Indictionscykel. Diese Periode heißt auch die große Osterperiode oder die victorinische, dionysische, auch diokletianische. Das Jahr der Geburt Christi in der julianischen Periode ist 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt nach Jahren vor und nach Christi Geburt zählt. In der Geschichte bezeichnen Perioden Zeitabschnitte, welche nach Begebenheiten, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Gestalt gaben, bestimmt werden. Die Universalgeschichte kann synchronistisch nur nach verständig abge-

grenzten Perioden, deren jede das richtig componirte Gemälde eines Zeitalters, oder die Darstellung des Charakteristischen eines gewissen Zeitraums sein soll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geschichte ethnographisch, dann chronologisch und annalistisch. Nach Jahrhunderten, und mit Abschnitten in jedem Jahrhunderte, ordneten den Stoff der Weltgeschichte Leonh. Offerhaus in seinem schätzbaren Compendium Historiae universalis. (c. Schröckhii, L. 1778. II. 8.), Bossuet, in seinem Discours sur l'histoire universelle u. A. m. Allein die historische Kunst gibt derjenigen Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geschichte sowol als die Specialgeschichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichtige folgenreiche Begebenheiten geschieden werden, vorträgt. Dieser Methode sind gefolgt: Voltaire in seinem Essai sur l'histoire générale, Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer und überhaupt die vorzüglichsten neuern Historiker. Die Kunst besteht in der richtigen Feststellung der Perioden nach universalhistorischen Blicken, und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgrenzung der Perioden der Universalgeschichte müssen diejenigen Zeitpunkte, auf welche gleichzeitig in mehrern Theilen der Erde Begebenheiten fallen, die einen neuen Zustand der Dinge herbeiführten, vorzugsweise als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menschen hervorgegangen sind. Denn große Männer sind die Leitsterne der Völker und Menschheit. Jahrhunderte erfreuen sich ihres Glanzes, und zahlreiche Geschlechter folgen den durch sie beleuchteten Bahnen. Der Gesichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit aber, in wiefern beide durch Religionsstifter und Gesetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthume, aus der Kunst und Wissenschaft, aus dem Handel und dem Nationalsinn der Völker erblühen, ist universalhistorisch wichtiger, als der Gesichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Universalgeschichte, deren Periodenbau biographisch angelegt wäre. Bredow hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Historiker in seiner Composition sich bald mehr, bald weniger zur biographischen Gestaltung seines Kunstwerks hingeneigt. Die gewöhnliche Periodenfolge in der Universalgeschichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geschichte. Nicht die Geburt Christi an sich, sondern der Ursprung der aus den Trümmern des römischen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangnen europäischen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geschichte. In letztrer scheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wissenschaftlichen Aufschwung der Geister gefolgte reifere Zustand des europäischen Gesammtlebens. Columbus und Cook setzten Europa in den Mittelpunkt der Welt; dies bezeichnet den Umfang und den Inhalt der neuern Geschichte. Folgende Abgrenzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebne eigenthümliche Gestaltung ist, stehe hier statt andrer, die aus den Geschichtswerken bekannt genug sind. Die Urzeit, oder die Geschichte der Erde vor den Fluthen, ist ein leeres Blatt in der Geschichte; doch ist die Erde selbst eine Hieroglyphe, welche die Physiker deuten und mit den mosaischen Urkunden zu vereinigen suchen. Die erste Periode beginnt daher seit den Fluthen, und umfaßt die mythisch-historischen Zeiten bis auf Moses und Kadmos, 1500 vor Chr. In der zweiten Periode, die 1000 Jahr umspannt, dämmert aus Sa-

gen der Heldenzeit das Licht der Geschichte auf. Mittel-Asien erleuchtet Zoroaster; über Europa geht das homerische Gestirn auf, und Solon's Gesetzgebung erhebt die Griechen zur Bildung und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erste Zeitalter der Europäer. Entscheidend für die Selbstständigkeit unsers Welttheils war der Brand von Sardes im J. 500, und entscheidend für das Staatenschicksal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieselbe Zeit entstand. Perikles und Sokrates geben ihrem Namen Zeitalter, welches das Jahr 300 von der vierten Periode scheidet. Denn im J. 301 brach Alexanders Universalmonarchie an einem Tage bei Ipsus in drei Welttheilen zusammen, und in Rom stellte das ogulnische Gesetz die bürgerliche Freiheit fest. Die Menschheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee des Wahren, Guten und Schönen erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Groß-Griechenland (500) an, bis zur Gründung der stoischen Schule um 300. So ward Europa das Herz der Weltgeschichte. In der vierten Periode (300 vor bis 14 n. Chr.) trat Rom auf Italiens, Karthago's und Griechenlands Nacken, und beherrschte die Welt. Cäsar lebte. Doch erst nach Augustus Tode (im J. 14 n. Chr. Geb.), unmittelbar nach Vollendung der römischen Weltherrschaft kam an die Stelle der Freiheit die Tyrannei eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menschheit schändete, erschien zugleich ihr Erlöser, Jesus Christus. So beginnt die fünfte Periode: von 14 bis 756 nach Chr. Geb. In dieser Zeit erschütterte Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila's, welche Gegensätze! Mohammed, die größte Erscheinung des Orients! Aber erst Pipin der Kleine entschied Roms Untergang, als Stadt der Cäsarn. Ihr Schatten weilte nur noch an dem Bosphorus; Rom ward nun die Stadt der Kirche. Eine neue Universalmonarchie begann: die der Meinung; zugleich vollendete der Orient eine dreifache Weltherrschaft: die der Waffen, der Meinung und des Wissens im Kalifate der Abassiden. Darum eröffnen Pipin, der Papst und Harun der Gerechte die sechste Periode von 756 bis 1096. Carl der Große erschüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des scholastischen Mittelalters die geistige Bildung der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geschieden. Aber mit der siebenten Periode, dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1096 bis 1315, wird Alles anders. Dort, im Sitze der Kalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffenbespotismus der Seldschucken, welchen der Mongole und der osmanische Türke nach Europa zu tragen sich erkühnen. Hier entfaltet sich die zarte Blume des Ritterthums und der romantischen Poesie. Zugleich blüht der Handel in Italien und Deutschland auf, und mit ihm die Freiheit der Städte, und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunst der Päpste siegt über die weltliche Macht, bis diese am Ende der Periode sich auf's neue zu erheben trachtet, unterstützt durch das römische Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieser Periode, von 1315 bis 1519, entzündet sich der Muth des europäischen Weltgeistes an dem Lichte der Kunst und Wissenschaft. Er waltet auf dem Weltmeere, doch trüben den Glanz dieser Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die arglistige Politik einzelner Fürsten; jenen fällt zum Opfer Griechenland, dieser Italien. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519 bis 1648, der Kampf des Rechts mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menschlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jesuitismus, und

das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenschaften der Könige. In diesem Kampfe wird Deutschlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drücken auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunkt die feste Haltung des Gleichgewichts verloren, die Last stehender Heere und Frankreichs Staatskunst. Darauf herrschen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648 bis 1740, französische Sprache, Sitten und Waffen. Gegen diese Herrschaft trit Großbritannien in die Schranken, und in Rußland erwacht, geweckt durch europäische Lichtfunken, der Geist des slavischen Volksthums. Doch Deutschland stellt sich auf's neue, ermuthigt durch Friedrich und Joseph, und durch geistigen Aufschwung, selbstständig zwischen den Westen und Norden. Dies ist das elfte Zeitalter, von 1740 bis 1790. Der Westen altert, der Norden übt unter Catharina übermüthig seine Jugendkraft, und dem eiteln, stolzen, überreifen Europa trit kühn und besonnen gegenüber das freie Amerika. Da wankt im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa. Frankreich verwildert. An das Steuerruder stellt sich der Britte; der Spanier ermannt sich; endlich hemmen nordische Kraft und deutsches Gemüth, und mächtiger als beide die Allgewalt der Idee, das gallische Unwesen, und ein neues Zeitalter dämmert vor unsern Augen. Der wiener Congreß ordnet zwar noch die Verhältnisse der Staaten nach den Berechnungen der alten Macht- und Convenienzpolitik; aber der heilige Bund und die in Aachen 1818 versammelten Monarchen stellen — in ihren Noten — das Völkerrecht der Vernunft und des Christenthums als den obersten leitenden Grundsatz der europäischen Staatskunst feierlich auf, während die protestantischen und andre ruhigen Völker einzig von den ihnen hier versprochnen, dort gegebnen zeitgemäßen Staatsgrundformen die Bürgschaft einer bessern Zukunft erwarten. In dieser Periodenfolge stehen als Heroen und Bildner oder Zerstörer ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, zwölf verschiedne Gruppen. 1) Noah, Abraham, Moses, Cekrops, Kadmus; 2) Zoroaster, Homer, Lykurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; 3) Leonidas, Miltiades, Themistokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Sophokles, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; 4) Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäsar, Cicero, Livius Agrippa, Hermann, Johannes, Augustus; 5) die Apostel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Constantin, Theodos, Arius, Athanasius, Theodorich, Mohammed, Carl Martell, Bonifaz, Pipin; 6) Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Kanut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; 7) Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig IX., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dschingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osman, Staufacher, Fürst, Melchthal, Wolfram von Eschenbach, Dante; 8) Cosmus und Laurentius die Mediceer, Bessarion, Leo X., Timur, Ismael Shah, Babur, Mohammed II., Iwan Wasiljewitsch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colombo, Maghellan, Cortez, Ferdinand der Katholische, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurentius, Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Correggio, Dürer; 9) Carl V., Franz I., Soliman, Moriz von Sachsen, Gustav Wasa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Ariost, Tasso, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Elisabeth, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolph, Ri-

chelieu, — Camoens, Baco, Shakspeare, Keppler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz; 10) Cromwell, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Shah, — Guericke, Huygens, Racine, Molière, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon, Penn; 11) Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Washington, Franklin, Catharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, — Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Buffon, Winckelmann, Lessing, Lavoisier, Herschel, Klopstock; 12) Mirabeau, Sieyes, Carnot, Toussaint, Moreau, Napoleon, — Pitt, Nelson, Wellington, Wilberforce, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Luise, — von Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, Kant, Forster, Gibbon, Johann von Müller, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jacobi, Alexander von Humboldt, Olbers, Heeren, Salzmann, Pestalozzi, Campe, Mozart, Haydn, u. A. m., — Mustapha Bairaktar, Kien Long Tamaahmah. — K.

Periode (griech. περιοδος, lat. periodus), in der Lehre vom Styl, eine Reihe in sich zusammenhängender und zu einem schönen Ganzen verbundner Sätze. Die Erklärung des Aristoteles, nach welcher sie eine in sich selbst beginnende und endende Rede wäre, ist augenscheinlich zu weit, indem dann schon jeder einfache Satz eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der Stammbedeutung des Worts (es bedeutet ursprünglich einen Umweg) sondern auch mit den genauern Erklärungen andrer alten Rhetoren, wie des Cicero und Quintilian, im Widerspruche steht. Diesen zufolge entsteht eine Periode durch Erweiterung zusammengesetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Bestimmung erfoderlichen Neben- und Zwischensätze beifügt, doch so, daß sich alle zu einem schön gegliederten Ganzen an einander reihen und verketten. Die allgemeinen logischen Verhältnisse der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald eine Vergleichung, bald ein Verhältniß von Ursache und Wirkung, Bedingung und Bedingtes, bald einen Gegensatz u. s. w. bezeichnen, so auch diese. Alle aber müssen sich durch grammatische und logische Richtigkeit dem Verstande, so wie durch einen gefälligen Rhythmus dem Schönheitssinn empfehlen. Je schwieriger es nun für sich schon ist, eine größere Anzahl in einander gereihter Vorstellungen mit einem Male zu übersehen, und je häufiger die oft so verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlassen kann, um so sorgfältiger hat man sich beim Bau derselben der Klarheit zu befleißigen, welche das erste Erforderniß jeder stylistischen Darstellung ist. Zu dem Ende muß zuvörderst alles ausgeschieden bleiben, was in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken steht. Denn alles, was als fremdartiger Theil sich eindrängt und so die Einheit verletzt, zerstreut die Aufmerksamkeit und erschwert dadurch das Verständniß. Zuviel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zusammengedrängt, ermüdet das Gedächtniß. Es ist daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinsicht ihrer Länge sich innerhalb gewisser Grenzen halte. Genaue Grenzlinien lassen sich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von vier Hexametern überschreiten dürfe, genügt eben so wenig, als die andre, daß sie gerade nur so lang sein dürfe, um ohne Erschöpfung der Stimme in einem Athen gesprochen werden zu können. Denn ist sie nur sonst richtig gebaut, so gewährt sie der Stimme Ruhepunkte genug; und

enthält sie nur gleichartige Vorstellungen, so wird es dem geübten Leser nicht schwer werden, zu folgen und sich beim Anfange des Nachsatzes die Ideenreihe des Vordersatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer, gedrängter Ausdruck gehört unstreitig zu den Vorzügen einer schönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode soll alles Müßige von sich entfernt halten; aber die Sparsamkeit darf nicht in Kargheit ausarten, und Wortgeiz ist eben so verwerflich, als Wortschwendung. Nur zu oft ist was man Präcision des Ausdrucks nennt, Künstelei, nicht selten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut sein, und mit dem Geiste unserer fügsamen Sprache sich wol vertragen, durch Aufnahme dieser oder jener fremden Eigenthümlichkeit unserer Prosa aufzuhelfen, und so derselben zu geben, was ihr an Kunst und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigne Selbstständigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geschieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung darüber vernachlässiget werden. Uebrigens lassen sich noch folgende Regeln für den Periodenbau aufstellen: 1) die Hauptvorstellung muß so gestellt sein, daß sie vor den übrigen hervortrete, während die Nebenvorstellungen sich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2) zwischen dem Vorder- und Nachsatze muß ein gewisses Ebenmaß Statt finden; 3) die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Bestimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft sein; 4) in der Anordnung der einzelnen Vorstellungen muß eine gewisse Stufenfolge, ein Fortschreiten von dem Unbestimmtern zu dem Bestimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern, Statt finden, so daß das Stärkste und Bedeutungsvollste bis zum Schlusse gespart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorstellungen dem Verstande zusagt, sie soll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derselben müssen daher nach musikalischen Gesetzen an einander gereiht werden, so daß sie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf das Gehör hervorbringen. Zuvörderst müssen demnach alle solche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weise beleidigen (Gesetz der Euphonie). Selbst- und Mitlauter müssen mit Berücksichtigung des Wohllauts gewählt und sorgfältig gemischt sein, und so auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen sich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei steht, da werde wenigstens dem härtern, mißfälligern Worte ein sanfteres, gefälligeres beigesellt. Vor allem aber werde durch verständige Mischung der Längen und Kürzen ein gewisses Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regellosigkeit und stets wiederkehrenden versartigen Gleichmaß, zwischen beiden die Mitte hält (Gesetz der Eurhythmie). Der Rhythmus oder Numerus ist für die Prosa das, was für die Poesie Versmaß ist (s. Prosa). Es lassen sich für denselben nur wenig allgemeine Regeln aufstellen, deren Anwendung auf besondre Fälle dem gesunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlassen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode gesagt worden ist, gilt auch mit Rücksicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachsatz nach mehrern und langen Vordersätzen beleidigt das Ohr eben so, wie ein Vordersatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachsätze sich anschließen. Der Anfang einer Periode soll die Aufmerksamkeit für sich gewinnen; darum sind für denselben solche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehrere vor-

anstehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erste Päon (—⏑⏑⏑), der Jonicus a majore (——⏑⏑), der dritte Epitrit (———⏑—) und einige andre. Der Schluß soll einen festen Ruhepunkt gewähren, und das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen sich daher für ihn vorzüglich: der vierte Päon (⏑⏑⏑—), der das umgekehrte Verhältniß des ersten Päons darstellt, der Amphibrach (⏑—⏑), der Antibacchius (———⏑), der Dactylus-Jambus (—⏑⏑—), der Ditrochäus (—⏑—⏑), dieser am besten in einem Worte, und der Dactylus-Trochäus (—⏑⏑—⏑), welcher jedoch seines hexametrischen Falles wegen mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr steht die eckige, schleppende entgegen. Bei keinem Volke ist der Periodenbau in solcher Vollendung ausgebildet worden, als bei den Griechen, was sie theils ihrem natürlichen Schönheitssinne, theils der häufigern Veranlassung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiste ihrer an Participien (s. d. Art.) und wohltönenden Endungen und Wörtern so reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und besaßen in Cicero keinen nachzuahmenden Periodenbildner, da er zu sehr gewohnt ist, die Ideen in langen Perioden einzuschachteln.

Perioden (in den Lebenserscheinungen). Wo Leben sich äußert, da erblickt man eine immerwährende Veränderung der Erscheinungen, welche zwar dem Grundwesen nach immer von einer innern Thätigkeit abhängen, von denen aber manche mehr, andre weniger von äußern Einwirkungen veranlaßt werden. Haben nun die äußern Umstände, welche auf den Organismus wirken, eine Regelmäßigkeit in ihrer Aufeinanderfolge: so wird man etwas Aehnliches auch in den Wirkungen im Organismus beobachten. Außerdem müssen aber die Veränderungen, welche von der Lebensthätigkeit selbst unmittelbar ausgehen, nach bestimmten Gesetzen erfolgen, welche es bewirken, daß die Erscheinungen innerhalb gewisser Zeit, Fristen auftreten, verschwinden und wiederkehren. Erscheinungen aber, von welchen man dies beobachtet, werden periodische genannt und der Zeitraum, innerhalb dessen sie auftreten, heißt Periode. Wenn wir in der äußern Natur solche periodische Erscheinungen im Wechsel von Tag und Nacht, im Mondswechsel, in dem Wechsel der Jahreszeiten deutlich wahrnehmen, und wenn wir zu vermuthen berechtigt sind, daß auch in größern Kreisen einzelne Perioden sich äußern: so wird man, weil die organischen Körper dem Erd- und Weltganzen untergeordnet sind, folgern müssen, daß entsprechende periodische Veränderungen auch in den einzelnen Organismen vor sich gehen. Die Erfahrung aber zeigt, daß dem Wechsel von Tag und Nacht, der des Wachens und des Schlafens entspricht, in Krankheiten scheinen die Abenderacerbationen und die Wechselfieberanfälle auf demselben Gesetze zu beruhen. Von dem Einflusse des Mondes leitet man gewöhnlich die Ebbe und Fluth des Meeres ab, etwas Aehnliches beobachtet man auch in den Säften des thierischen und vorzüglich des menschlichen Organismus, um den es sich hier vorzüglich handelt; die periodischen Veränderungen des Pulses und die periodisch zu manchen Tageszeiten vermehrten oder verminderten Absonderungen und Ausleerungen, deuten auf eine wahre Ebbe und Fluth in den thierischen Säften. Ferner sehen wir die mehrsten akuten Krankheiten in den Perioden der Mondesphasen verlaufen und sich an kritischen Tagen (dem siebenten, vierzehnten u. s. w.) entscheiden, endlich korrespondirt die weibliche Periode (Katamenien) dem Umlaufe

des Mondes, auf eine merkwürdige Weise. Auch pflegen viele Krankheiten in gewissen Mondsphasen vorzüglich heftigere und häufigere Anfälle zu machen. An den Einfluß des Wechsels der Jahreszeiten dürfen wir bloß erinnern, da er sich deutlich genug bald in größerer bald in geringerer Lebensthätigkeit und vorzüglich in den epidemischen Constitutionen zeigt, welche von den einzelnen Jahreszeiten abhängen. Der Einfluß der größern Kreise und Perioden, der sich über mehrere Jahre hinausdehnt, entzieht sich dem Blicke des Beobachters freilich oft und leicht, indessen beruht auf demselben die stationäre Krankheitsconstitution, welche sich oft viele Jahre erhält, wenigstens zum Theil; auch mögen manche Erscheinungen, welche der Geschichte angehören und immer wiederkehren hierher gehören. Von der Lebensthätigkeit des eignen Organismus aber hängen die an die verschiednen Lebensalter gebundnen Veränderungen ab, welche bekannt sind. (S. Lebensalter). Diese Verhältnisse aber müssen natürlich auch auf die oben erwähnten, von äußern periodischen Erscheinungen abhängenden, Veränderungen des Organismus einen großen Einfluß haben, und man sieht daher von selbst, wie die mannichfaltigen periodischen Erscheinungen des Organismus sowol im gesunden, als auch im kranken Zustande, theils von äußern Umständen, theils von den Gesetzen des Lebens selbst abhängen; auf beide Umstände muß man Rücksicht nehmen, wenn man irgend eine periodische Erscheinung gehörig würdigen und erklären will. Periodische Krankheiten sind solche, welche innerhalb eines gewissen Zeitraums regelmäßige Anfälle oder auch nur Verschlimmerungen haben. Es findet sich diese Eigenschaft sehr häufig und bei den verschiedensten Uebeln; ja es gibt kaum eine Krankheit, in welcher man sie bei manchen Individuen beobachtet hatte. Im Gegentheil aber wird man auch keine Krankheit finden, welche immer periodisch verliefe und man muß daher die Periodicität der Krankheiten immer als eine zufällige Eigenschaft ansehen, welche von den im vorhergehenden Artikel angedeuteten Umständen abhängt.

Peripatetische Philosophie. Diesen Namen erhielt die Philosophie des Aristoteles von der Sitte desselben, sie im Auf- und Abgehen (περιπατειν) vorzutragen. Die Philosophie ist dem Aristoteles (s. d. Art.) Wissenslehre. Das unmittelbare Wissen, aus welchem durch Demonstration das Mittelbare erkannt wird, beruht auf Erfahrung. Nach ihm geht, als vorbereitende Wissenschaft, die Logik als Organon aller Wissenschaft der Form nach voraus. Diese hat es entweder mit dem Scheine zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In seiner Physik stellte er sich den beiden damals herrschenden Systemen, dem Emanationssysteme, welches die Dinge aus dem göttlichen Wesen hervorgehen ließ, und dem atomistischen, welches sie aus dem Zusammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm ist der Himmel von vollkommnerer und göttlicherer Art, als die übrigen Körper. Im Mittelpunkte desselben befindet sich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Wesen von höherer Art, aber von gröberm Stoffe, bewegen sich, jedoch nicht durch eigne Kraft, sondern getrieben durch den ersten beweglichen Körper. Jede Veränderung setzt voraus Substrat (die Materie), Form und Beraubung, und findet Statt in Hinsicht des Subjects, der Quantität, Qualität und des Orts. Es gibt drei Arten von Substanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige.

Diese letztern, an sich unbeweglich und vergänglich, sind die Quelle und der Ursprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erstes, sich immer gleiches Wesen geben, das da wirkt ohne zu seinem Wirken eines andern Wesens zu bedürfen. Alles, was ist, kommt von ihm, es ist die vollkommenste Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirksamkeit dieses ersten, in der Beschauung seiner selbst unendlich glücklichen Bewegers erstreckt sich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperlosen und ewigen Substanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt, und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Die Seele ist Princip des Lebens und von dem Körper unzertrennlich. Was die ethischen Grundsätze des Aristoteles anbetrifft, so ist er oft, zum Theil durch Schuld seiner eignen ausgearteten Schule mißverstanden und für einen Anhänger des Lustprincips gehalten worden; ihm gilt aber als das Höchste die Glückseligkeit, welche aus tugendhaften Handlungen entspringt. Tugend ist ihm die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, insofern sie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die Mitte zwischen zwei fehlerhaften Aeußersten hält. So ist Tapferkeit nach ihm die erste aller Tugenden, ein Mittleres zwischen Feigheit und Verwegenheit. Die menschlichen Handlungen müssen unabhängig sein von äußern Bestimmungsgründen, wenn sie den Namen sittlicher Handlungen verdienen sollen; im entgegengesetzten Falle sind sie nur Erscheinungen, deren Gesetze für die Physik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den praktischen Philosophen. Selbstthätigkeit ist die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. Die Schule des Aristoteles (peripatetische Schule) erhielt sich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Augustus. Unter denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich Theophrast, der Verfasser mehrerer naturgeschichtlichen Werke, Strato von Lampsakus, dessen Ansichten wir nur zum Theil aus Bruchstücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, Dikäarch, von dem gleichfalls nur abgerissne Sätze auf uns gekommen sind, und Demetrius Phalereus (s. d. A.) genannt zu werden. Keine der philosophischen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß so lange behauptet, als diese. Bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundsätze bei philosophischen Untersuchungen zur Richtschnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Aristoteles einen untrüglichen Meister der Weisheit verehren. Mancherlei sind die Ursachen, die dazu beitrugen, den griechischen Denker in diesem Ansehn Jahrhunderte zu erhalten. Die Araber waren zwar nicht die ersten, die ihn in die neu-europäische Welt einführten, wol aber begründeten sie sein Ansehn fester. Der Scharfsinn und die tiefe Gründlichkeit, die in seinen Schriften herrschen, aber auch sein entscheidender, in witzigen Spitzfindigkeiten sich gefallender Ton, so wie die bestimmtere, von ihm zuerst in das Gebiet der Philosophie eingeführte Kunstsprache sagten ihnen mehr zu, als Platon's philosophische Zweifel und allegorienreiche Bildersprache. Aber schon vor ihnen finden wir ihn seit den arianischen Streitigkeiten in der christlichen Kirche benutzt, und je mehr die Ketzereien platonisirender Kirchenlehrer Platon's Einfluß schmälerten, um so mehr stieg das Ansehen des Aristoteles, zu dessen Befestigung die Commentarien des Boethius zu seiner Uebersetzung der aristotelischen Werke das Ihrige beitrugen. (S. Scholastiker, scholastische Philosophie).

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche sich in dem glücklichen oder unglücklichen Zustande der Hauptpersonen eines epischen oder dramatischen Gedichts, eines Romans u. s. f. ereignet, und ihn in den entgegengesetzten verwandelt: z. B. im Oberon der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und später ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schiller's Jungfrau von Orleans das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lionel, und dessen Folgen. Aristoteles führt Kap. XI. nach Hermann, als Beispiel die Scene im Oedip an, wo die Nachricht, welche den König von Furcht befreien und erfreuen soll, durch die Entdeckung seiner Herkunft das Gegentheil bewirkt. Hier geht die Peripetie aus der Agnition hervor (s. d. Art.). Dies gehört aber nicht nothwendig zu ihrem Wesen, sie kann auch ohne Agnition (ohne Verwandlung der Unkenntniß in Kenntniß des Standes der Herkunft u. s. f.) Statt finden. Ihre Hauptwirkung ist Ueberraschung, nämlich Rückwirkung der Ueberraschung des Handelnden auf den Zuschauer. Die Stärke dieser Wirkung auf die Menge verführt insonderheit die Theaterdichter oft zu einem Gebrauch der Peripetie, welcher höhern, dichterischen Zwecken widerstreitet. Vor allen beruhen die sogenannten Rettungsstücke auf einem undichterischen Gebrauch der Peripetie aus Unglück in Glück. Statt einer anziehenden Verwickelung der Begebenheiten und Angelegenheiten häuft der Poet Gefahr und Unglück auf die Häupter seiner Hauptpersonen ohne irgend einen andern Zweck, als den, uns mit ihrer Errettung zu überraschen.

Peristyl, peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt; auch eine Säulenhalle.

Perkinismus, die Anwendung einer eignen Heilmethode, welche in dem kunstgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallnen Nadeln besteht, und von einem Arzte, Namens Perkins, erfunden wurde. Dieser, in Nordamerika lebend, machte 1786 in einer Schrift seine Methode nebst einer Menge von Zeugnissen, die heilsame Anwendung derselben betreffend, bekannt. Das Mittel besteht in zwei Nadeln, welche oben abgerundet sind, etwa einen Viertelzoll im Durchmesser halten, nach unten spitz zugehen und ungefähr vier Zoll lang sind. Die eine dieser Nadeln ist von Messing, die andre von weißem, nicht magnetischem Eisen. Die Art der Anwendung ist folgende: man streicht mit der Spitze dieser Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulösen Theilen in kürzerm oder längerm Abstande; zuweilen soll der Schmerz leicht vertrieben werden, wenn man von dem schmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu streicht. Bisweilen muß dieses Streichen bis zu dem Punkte fortgesetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meisten wirksam gewesen ist, waren Schmerzen im Kopfe, im Gesichte, in den Zähnen, in der Brust, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rükken; ferner im Schnupfen, bei Brandschäden und Entzündung, auch bei Beschädigungen vom Blitze. Eine dänische Dame, die in Amerika Perkins Nadeln mit Nutzen hatte anwenden sehen, und 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Instrumente desselben nach Kopenhagen. Der Divisionschirurgus Herhold stellte hier zuerst Versuche damit an; bald folgten andre Aerzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Kopenhagen sehr viele solcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herhold's in dem arnemannischen Magazin

(1. B. 4. St.) und eine von ihm und D. Rafn 1788 herausgeg., von Tode in das Deutsche übers. Schrift machten diese Methode, die Versuche und ihren Erfolg auch in Deutschland allgemein bekannt. Das Ergebniß einer Menge angestellter Versuche war folgendes: Das Mittel wurde angewendet bei fixen und fliegenden, gichtischen und rheumatischen Schmerzen in äußern Theilen, z. B. dem Knie, der Hüfte, den Schultern und Achseln, den Armen, bei einem schmerzhaften Gliedschwamm, bei Steifigkeiten des Knies, bei chronischen Schmerzen, nach vorher erlittner Gewaltthätigkeit am Kopfe, bei einer schmerzhaften Geschwulst am Trochanter, bei Entzündung des Augenliedes, Kopfschmerzen, Zahnschmerzen und vielen andern dergleichen Zufällen. Gewöhnlich wurden die Kranken mit Nadeln von Messing und Eisen gestrichen, doch wurden auch welche von andern Metallen versucht. Es wurden gewöhnlich 400 Striche von dem leidenden Theile an unterwärts gemacht, hundert mit der messingnen, eben so viel mit der eisernen, und zweihundert mit beiden zugleich. Der Erfolg davon war im Ganzen genommen sehr verschieden. Manche Versuche gelangen sehr gut, andre nicht. Gewöhnlich wurde unter dem Streichen ein vermehrter Schmerz in dem leidenden Theile bis an die Stelle hin, wo man mit den Strichen aufhörte, empfunden. Leichtre und flüchtige Schmerzen wurden öfters durch eine einzige Anwendung der Nadeln vertrieben; bei andern mußte der Versuch wiederholt angestellt werden, ehe Linderung erfolgte. Gemeiniglich wurde, wenn der Schmerz wich, da, wo das Streichen aufgehört hatte, etwas Schmerz empfunden. Andern half das Mittel gar nichts, oder bewirkte sogar Vermehrung der Schmerzen. Nach gehobnen Schmerzen blieb oft eine besondre Empfindlichkeit des Theils zurück. In mehrern Fällen kehrten auch die Schmerzen zurück. Am meisten wurde bei flüchtigen Gicht- und rheumatischen Schmerzen, bei dem periodischen und bei dem halbseitigen Kopfweh dadurch ausgerichtet. Gegen Zahnschmerzen half das Mittel gewöhnlich nur kurze Zeit. Bei Gesunden bemerkte man folgende Wirkungen von den Nadeln: wenn man die Spitzen derselben nahe an die Zunge brachte, doch ohne sie zu berühren, so wurde ein saurer oder metallischer Geschmack verspürt. Reizbare Personen empfanden ein Kriebeln oder Stechen, wenn man die Spitze der Nadeln gegen verschiedne Stellen des Gesichts hielt, ohne jedoch die Haut selbst zu berühren. Ueber die Erklärung der Wirksamkeit des Perkinismus herrschen verschiedne Meinungen. Einige erklärten sie durch mechanischen Reiz. Daß die auf einzelne Punkte der gefühlvollen Haut eingeschränkte Wirkung einen ungleich stärkern Einfluß auf das Nervensystem haben müsse, als Mittel gleicher Art, die in derselben Zeit auf eine größere Oberfläche wirken, beweist der Eindruck des Tropfbades u. a. m. Einigermaßen kann also auch hier die Wirkung der mechanischen Berührung und die dadurch erregte Empfindung auf die Nerven der Haut in Rechnung kommen. Andre schrieben sie einer Leitung der Elektricität zu, welcher Meinung jedoch der Umstand schon widerspricht, daß man auch Versuche mit Nadeln von Holz und Elfenbein machte, die wenigstens nicht ganz unwirksam waren. Die Erklärungsart durch den Galvanismus ist nur wahrscheinlich, da die Wirkung der Nadeln erfolgt, ohne daß die Nadeln selbst mit einander in Berührung kommen. Ohne Zweifel erfolgt die Wirkung dieser Methode durch Aufregung und Vertheilung des thierisch-magnetischen Fluidums, und sie ist wahrscheinlich bloß eine besondre Anwendung des thierischen Magnetismus, wobei die

Nadel nur als Leiter der magnetischen Kraft in der Hand desjenigen wirkt, der sie auf den Körper des Kranken anwendet. So sehr dieses Mittel eine Zeit lang, besonders in Nordamerika, England, Dänemark und einem Theil von Norddeutschland Aufsehn machte: so ist es jetzt doch ziemlich wieder in Vergessenheit gekommen, weil die Ergebnisse den großen Erwartungen nicht entsprachen, die man sich davon machte. Auch möchte die hülfreiche Wirkung, die man sich allenfalls davon versprechen könnte, durch die viel kraftvollere Anwendung des thierischen Magnetismus nach der jetzigen Methode bei weitem übertroffen, und also dieses Mittel überhaupt entbehrlich gemacht werden. H.

Perlen und Perlenfischerei. Die Perlen sind ein Erzeugniß der Perlenmuttermuschel, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erdstriche lebt. Man findet sie in einigen Gegenden an den Felsen in der Meerestiefe in großer Menge beisammen. Solche Orte heißen Perlenbänke, wovon sich die berühmtesten bei der Insel Ceylon, auf der Küste von Japan und im persischen Meerbusen, bei der Insel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küsten von Java, Sumatra und an andern Orten wird diese Muschel gefunden. Die schönsten und kostbarsten Perlen aber sind die orientalischen. Ueber die eigentliche Natur der Perlen ist man ungewiß. Einige halten sie für unbefruchtete Eier der Muscheln, Andre für durch Krankheit verursachte Auswüchse oder Verhärtungen, welche dadurch entstehen, daß das in der Muschel lebende Thier die Oeffnungen, welche es durch das Einbohren gewisser Würmer erhalten hat, wieder auszufüllen und zu verstoßen sucht; noch Andre für verhärteten Schalensaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. Das Geschäft, die Perlenmuttermuschel aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der schwersten und gefahrvollsten, welches Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank, und lassen sich daselbst an einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müssen sie 8 bis 12 Klafter tief gehen, ehe sie die Muscheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund schweren Stein, der sie desto schneller in die Tiefe zieht. Nasenlöcher und Ohren sind ihnen mit Baumwolle verstopft; am Arme ist ein in Oel getauchter Schwamm befestigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Wasser einzuschluchen. Außerdem nimt jeder Taucher ein Messer mit, um Muscheln vom Felsen loszumachen, imgleichen ein Körbchen oder einen Netzbeutel, um sie einzusammeln. Wenn letztrer angefüllt ist, oder der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern kann, so bindet er schnell den Stein von den Füßen los, schüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit gesäumt, so ist er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andre Gefahren. Nicht selten verliert er sein Leben durch einen gefräßigen Haifisch, der ihn entweder ganz verschlingt oder schrecklich verstümmelt; seine Gesundheit aber leidet bei diesem beschwerlichen Geschäft unaufhörlich. Andre Taucher bedienen sich der Taucherglocke (s. d. Art.), die sie eine Zeit lang mit Luft zum Einathmen versorgt, so daß sie mit Hülfe derselben ziemlich lange unter dem Wasser verweilen können. Die auf diese Weise gefischten Perlenmuscheln schlägt man in Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Nicht in allen Muscheln finden sich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren ge-

wöhnlich 8 bis 12. Sind sie getrocknet, so schlägt man sie durch neun verschiedne Siebe von engern und weitern Zwischenräumen, sortirt sie und bringt sie in den Handel. Die Schönheit der Perlen setzt man in ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur und ihren hell durchsichtigen Glanz; und dies bestimmt auch ihren Preis. Die größten erreichen die Größe einer kleinen Wallnuß, sind aber äußerst selten. Die sogenannten Kirschperlen, welche von der Größe einer Kirsche sind, werden häufiger gefunden, sind aber auch noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, Baroqueperlen oder übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinern heißen Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andre fallen in's Schwarze, noch andre sind ganz schwarz. Im voigtländischen Kreise des Königr. Sachsen werden im Flusse Elster, von dessen Ursprunge an bis zum Städtchen Elsterberg, in einem Striche von mehrern Meilen, so wie in den in die Elster gehenden Bächen und Mühlgräben, Perlen von verschiedner Güte gefunden. Die hier seit 1621 eingerichtete Perlenfischerei wird für landesherrliche Rechnung von verpflichteten Perlensuchern betrieben, und die gefundnen Perlen werden nach Dresden geliefert. Der Ertrag hängt von verschiednen zufälligen Umständen ab. Bisweilen hat man eine bedeutende Anzahl guter Perlen gefunden, unter denen mehrere den orientalischen an Schönheit nicht nachstehen. Auch in Böhmen werden im Flusse Watawa im prachiner Kreise, und in dem Moldaustrome von Krumau an bis Frauenberg im budweiser Kreise, Perlen, bisweilen von vorzüglicher Schönheit, und die von Nichtkennern für orientalische bezahlt werden, gefunden. Die Perlenfischerei wird hier für Rechnung der Grundeigenthümer betrieben. Schon im Alterthume waren die Perlen ein Gegenstand des Putzes und des Luxus. Die größte Perle (ungefähr ½ Million Thaler an Werth) soll Kleopatra bei einem Gastmahl in Weinessig aufgelöst und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andre, la peregrina genannt, wurde dem Könige Philipp II. von Spanien überreicht. Sie war oval und hatte die Größe eines Taubeneies. Sie wurde gegen 80,000 Dukaten geschätzt. Als Medizin, wozu man sie wol sonst anwendete, wirken sie nicht mehr als jede andre Kalkerde. Linné hat die Entdekkung gemacht, wie man Perlen mittelst der gemeinen Flußmuschel künstlich erzeugen könne, und sie als ein Geheimniß im schwedischen Archiv niedergelegt; indeß muß dieses Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. Von der Perlmuschel benutzt man auch die Schalen, welche die Perlmutter liefern, zu mannichfaltigen Kunstsachen.

Permessus, ein den Musen geheiligter, auf dem Berge Helikon, in Böotien entspringender, und ihn rund umfließender Strom. Eine seiner Quellen hieß Aganippe.

Peron (François), Correspondent des franz. Instituts, Mitglied der medizinischen, der philomatischen Gesellschaft, und mehrerer andern, wurde geboren zu Cerilly, im Depart. des Allier, 1775. Sein Vater starb früh, und hinterließ kein Vermögen. In dem Collegium zu Cerilly, studirte der junge Peron vorzüglich die Klassiker, und man rieth ihm, den geistlichen Stand zu wählen. 1792 aber, begeistert von Vaterlands- und Freiheitsliebe, ging er nach Moulins und trat in die Schaar des Allier, die zur Rheinarmee und zwar nach

Landau kam. Nach der Belagerung dieser Stadt ward er in der Schlacht bei Kaiserslautern von den Preußen gefangen, und über Wesel nach Magdeburg geführt. Die Gefangenschaft war seiner Bildung nützlich. Sein Geld wurde ihm nicht abgenommen; er kaufte sich Bücher, gewann mehrere Leute, die ihm liehen, und so las er vorzüglich Geschichte und Reisen. Ende 1794 ward er ausgewechselt, und erhielt den Abschied, weil sein rechtes Auge durch eine Wunde unbrauchbar geworden war. 20 Jahr alt kam er wieder nach Hause, ward, auf sein Ansuchen, als Zögling in die medizinische Schule zu Paris aufgenommen, studirte drei Jahre Medizin, Zoologie und vergleichende Anatomie am Museum, und graduirte. Eine unglückliche Liebe bestimmte ihn, eine Anstellung bei der Entdeckungsreise nach dem Südmeere unter Baudin zu suchen, was ihm mit Hülfe Jussieu's und Lacépèdes, doch schwer gelang, weil alle Gelehrten-Stellen schon vergeben waren. Er wurde als Zoolog mitgeschickt, und erhielt Anweisungen zu seinen Arbeiten von Lacépède, Cuvier und Degerando. Am 19. Oct. 1800 segelte man auf drei Schiffen von Havre de Grace ab. Er schloß sich auf der Reise an Louis Freycinet, Henry Freycinet, Ransonnet und Mantbazin, Seeoffiziere, an Boulanger, Geographen, Leschenault, Botaniker, Bernier, Astronomen und Depuch, Mineralogen, vorzüglich aber an Lesueur, der sein Mitarbeiter und Freund wurde. Bernier und Depuch starben auf der Reise. Sogleich fing er meteorologische Beobachtungen an, die er auf der ganzen Reise von 6 zu 6 Stunden anstellte. Bald darauf entdeckte er, daß das Meerwasser je tiefer je kälter sei. Gegen den Aequator sahen sie bei finstrer Nacht Feuerbrände im Meere. Es waren die gallertartigen Thiere, welche Peron nachher als Pyrosoma beschrieb. Von nun an vereinigten sich Peron und Lesueur, dieser zu zeichnen, jener zu beschreiben. Nach 5 Monaten kam man nach Isle de France (Mauritius), wo mehrere Naturforscher wegen Baudin's unartiger Behandlung zurückblieben. Dann segelte man nach der Westspitze von Neuholland, und nach der Insel Timor, wo Peron seine Hauptentdeckung über die Weichthiere und Pflanzenthiere (eigentlich Medusen) zu machen Gelegenheit hatte, und wobei er sich unsäglichen Beschwerden und Gefahren im Meere aussetzte. Fast alle seine Kameraden wurden krank; er erhielt sich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betels. Von Timor ging es gerade nach dem Südkap von Diemensland. Man untersuchte die Ostküste, ging in die Baß-Enge, und folgte der Südküste von Neuholland. Bei der Ankunft im Hafen Jackson war alles krank, und nicht mehr als noch 4 Menschen waren im Stande, Dienste zu thun (Alles durch die Nachlässigkeit und Rohheit Baudin's). Peron machte sich mit dem Zustande der Kolonie bekannt. Darauf untersuchte man die Insel beim westlichen Eingang der Baß-Enge und folgte den Küsten von Neuholland, um in den Busen Carpentaria zu kommen. Ueberall drohte Gefahr in so unbekannten Meeren. Peron war immer voran, er stieg wiederholt an's Land, wagte sich unter die treulosen, unmenschlichen und meineidigen Wilden, sammelte eine zahllose Menge Thiere aus allen Klassen, beobachtete ihre Lebensart, und suchte auszumitteln, welche auf diesen unfruchtbaren Inseln und Küsten Reisenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel, und welche Hausthiere werden könnten. Da zwei Naturforscher zurückgeblieben, und zwei gestorben waren, so war er der Einzige, welcher alles für die Naturgeschichte that, und es ist bekannt, daß noch keine Seereise so viel geliefert hat, als diese. Als Baudin so

weit ging, daß er ihnen den Branntwein zum Einsetzen der Thiere verweigerte, sparte er sich seine Trinkportionen ab, und mehrere Gefährten mit ihm. Als er auf die Insel King mit Bailly, Lesueur, Leschenau und Guichenault abgestiegen war, trieb ein Windstoß das Schiff auf 14 Tage aus dem Gesicht. Sie arbeiteten aber fort, als wenn ihnen nichts bevorstände, und obgleich ohne Obdach, unter beständigem Regen und in fürchterlichem Winde, sammelte er doch 180 Weich- und Pflanzenthiere, und beobachtete die riesenhaften Robben (Phoça proboscidea). Auf Timor zurückgekommen, jagte er mit Lesueur allein ein Krokodill, von dem jetzt das Skelet zu Paris ist. Auf dem Rückwege verweilte man auf Isle de France 5 Monate, wo er die Fische und Weichthiere studirte, und noch viele neue entdeckte. Endlich, nach einer Abwesenheit von 3½ Jahren landete man zr l'Orient am 7. April 1804, und Peron kam nach Paris, wo er einige Monate zubrachte, um die Sammlungen zu ordnen, den Katalog zu verfertigen, und Alles in's Museum zu schaffen. Darauf ging er zu seiner Familie, um sich von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen, von der er siech zurückgekommen war. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, den Reisebericht und die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände mit seinem Freunde Lesueur zu liefern. L. Freycinet bekam den nautischen Theil zur Bearbeitung. Indessen war im Namen des Instituts, der Bericht über das Mitgebrachte abgestattet. Es fanden sich darunter über 100,000 Thiere, unter denen 2500 neue Species und mehrere neue Genera, so daß Peron und Lesueur allein mehr Thiere kennen gelehrt haben, als alle Naturforscher der letztern Zeiten zusammen. Der 1. Theil der Reise erschien 1807 in 4., mit prächtigen Kupfern. Von nun an war Peron's Ruhm entschieden. Der 2. Theil war 1811 zur Hälfte gedruckt, als Peron starb. Er ließ noch einzelne Abhandlungen, vorzüglich in den Annales du Muséum d'histoire naturelle drucken, oder las sie sonst in gelehrten Gesellschaften vor. So über Pyrosoma, über die Temperatur des Meers, die Geschlechtsschürze der Hottentottinnen, die versteinerten Zoophiten auf Timor, die Ruhr in heißen Ländern und den Gebrauch des Betels, die Erhaltung der Gesundheit zu Schiffe, die Stärke der Wilden, verglichen mit der der Europäer, die Wohnörter der Robben, Naturgeschichte der Medusen (leider unvollendet). Auch arbeitete er an einer Vergleichung der verschiednen Menschenarten, wozu er noch drei Reisen vor hatte, nach dem Norden, nach Indien und nach Amerika. Die Naturgeschichte der Völkerstämme auf Timor, mit Kupfern, ist herrlich; es fehlte aber an Unterstützung. Es liegen eine Menge Beschreibungen von Vögeln, Säugthieren, Amphibien und Fischen, vorzüglich von wirbellosen Thieren da, zu welchen letztern Lesueur über tausend Zeichnungen nach dem Leben gemacht hat. Die Thiere sind in Branntwein. Im Band VII. der Mém. de la Soc. d'émulation médicale ist eine Auseinandersetzung der einzelnen Abhandlungen Peron's. Seine Brustkrankheit wurde schlimmer. Er ging mit Lesueur nach Nizza, wo sie ihre Zeit wieder mit naturhistorischen Untersuchungen hinbrachten. Aber er kehrte nur kränker zurück. Als alle Hoffnung schwand, wollte er in seiner Vaterstadt sterben, wo ihm die Mutter kurz voran gegangen war. Seine Schwestern und sein Freund Lesueur pflegten ihn im Viehstall. Er starb 1810. Der 2. Theil der Fische, den Peron noch bis S. 231 besorgt hatte, erschien 1816, von L. Freycinet herausgegeben. Die Engländer beklagen sich, daß die Franzosen viele Entdeckungen für die ihri-

gen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß sie diesen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch seinen Tod befördert haben, obschon die Franzosen in Neuholland von den Engländern alle Unterstützung empfangen hatten, was Peron selbst nicht genug loben konnte.

Perouse, s. Laperouse (J. Fr., Graf de).

Perpendikel ist jede gerade Linie, an welcher ein Gewicht hängt, das vermöge seiner Schwere nach dem Mittelpunkte der Erde sich zuneigt, Senkschnur (s. Pendel), oder jede auf einer geraden Linie oder einer Ebene senkrecht (perpendikulär) stehende Linie, Perpendikulärlinie. Auch hört man bisweilen das Uhrpendel oder die sogenannte Unruhe ein Perpendikel nennen.

Perpetuum mobile, ein Ding, das sich immerfort und zwar von selbst bewegt. Da für uns kein Ding, das sich vom Anfange her immerwährend für sich bewegt habe, erkennbar (wiewol vorstellbar) ist: so versteht es sich von selbst, daß, wenn man die Frage aufwirft: „ob es möglich sei, durch Mechanik eine sich immerfort von selbst bewegende Maschine zu verfertigen," bloß von der Fortbewegung derselben die Rede sein könne. Lange Zeit sich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunstwerke haben wir; aber immerwährend fortwirkende dürfte schon der nöthige Anfang derselben unmöglich machen. Eine der vorzüglichsten Maschinen dieser Art befindet sich in dem corischen Museum zu London. Es ist eine, von Joh. Ferguson 1774 erfundne, mit einem Barometer versehne Uhr, deren Räder durch das Steigen und Fallen des Queckfilbers bewegt und im Gange erhalten werden.

Perrault. Unter vier Brüdern gleiches Namens, welche unter Ludwigs XIV. Regierung in Paris lebten, sind vorzüglich bekannt geworden Claude Perrault (geb. 1613, †. 1688), ein geschickter Arzt, Naturforscher und Architekt, nach dessen Zeichnungen auch die berühmte Façade des Louvre und das Observatorium zu Paris gebaut ist; noch mehr aber Charles Perrault (geb. 1633, gest. 1723), der ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber ohne Geschmack war. Seine Verse haben ihre Zeit nicht überlebt. Colbert war sein Gönner und gebrauchte ihn, nebst seinem Bruder, zur Gründung der französischen Kunstakademie, deren thätiges Mitglied und Bibliothekar er wurde. Sein Gedicht: le Siècle de Louis le Grand, welches er in der Akademie 1687 vorlas, erweckte den kritischen Streit über den Werth der Alten und Neuern. Er trat darauf mit seiner, in einen langen Dialog gekleideten Parallèle des anciens et des modernes (Paris 1688—1696, 4 Vols. 8.) hervor, in welcher er anmaßende Behauptung ausführte: die Neuern (worunter er vorzugsweise die Franzosen versteht) hätten die Kunst und Wissenschaft, die bei den Alten sich noch in einem der Kindheit nähern Zustande befunden, zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und dieselben in ihren Werken weit übertroffen; eine Ansicht, in welcher er an Boileau einen kräftigen Gegner, und späterhin an Fontenelle und Hudart de la Motte eifrige Anhänger fand. Nachher schrieb er les Hommes illustres de France, qui ont paru etc. pendant un siècle etc. (Paris 1696—1700, 2 Vols. Fol., mit Bildnissen, nachher 12.). Die Herausgabe der Contes de ma mère l'Oye (1697. Paris 8.), für deren Verfasser er selbst gehalten wird, hat ihm den Namen des Erfinders der französischen Feenmährchen (s. d. Art.) vielleicht mit Unrecht verschafft. Indessen sind die Erzählungen auch in vielen Uebersetzungen mit großem Beifall gelesen worden. — v.

Perron (Anquetil du), s. Anquetil.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis. In einer Gegend nördlich von der persischen Hauptstadt Schiras, findet man die Trümmer vieler alten Bauwerke, aus sehr verschiednen Zeitaltern. Es sind darunter die einzigen Ueberreste der altpersischen Baukunst, aus der blühendsten Zeit des mächtigen Volks. Andre Trümmer von Bauwerken mit Inschriften, sind aus der Zeit des neupersischen Reichs, das im 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung, aus dem frühern parthischen Reiche (s. d. Art. Parther) entstand. Diese spätern Ueberreste liegen ungefähr eine Meile von den Trümmern des eigentlichen Persepolis, und bestehen theils in Bildwerken, theils in Inschriften in der alten Pehlvi-Sprache, die in den Felsen gehauen sind; sie werden von den Arabern Nakschi Rustam, das Bild Rustam's, genannt, weil man sie auf die Thaten dieses altpersischen Helden bezog, da sie doch, nach de Sacy's befriedigender Deutung, auf die Könige aus dem neupersischen Stamm (Sassaniden, s. d. Art. Persien) sich beziehen. Viele arabische, neu-persische und andre Inschriften endlich wurden in dem Zeitalter nach Mohammed hier eingegraben. Die alt-persischen Denkmäler unterscheiden sich auffallend von allen übrigen Trümmern. Dazu gehören: die Ueberreste des eigentlichen Palastes von Persepolis, von den Arabern Tschilminar, oder die 40 (d. i. viele) Säulen genannt, mit zwei nicht weit davon befindlichen Grabmälern; dann 4 nach Nordosten bei Nakschi Rustam liegende ähnliche Grabmäler, die Gräber der Könige genannt, nebst den Trümmern einiger alten Bauwerke, und endlich zwischen Tschilminar und Nakschi Rustam viele einzelne Ueberreste von Säulen und unvollendeten Grabmälern. Sämmtliche Ueberreste sind in Chardin's Reise durch Persien und in Niebuhr's Reise nach Arabien abgebildet. Das Hauptdenkmal ist Tschilminar, offenbar die Ueberreste eines großen und herrlichen Gebäudes, welches, auf der hintern Seite von einem in Gestalt eines halben Mondes sich öffnenden Felsengebirge eingeschlossen, aus drei über einander sich erhebenden Absätzen besteht, und ganz aus dem schönsten grauen Marmor gebaut ist, dessen ungeheure Blöcke mit bewundernswürdiger Kunst ohne Kalk und Mörtel zusammengefügt sind. Von den untern führen zu den höhern Absätzen Marmortreppen, die so breit und bequem sind, daß zehn Reiter neben einander hinauf reiten könnten. Am Eingange des Porticus, wohin die Treppe zum ersten Absatz führt, sind an den noch übrigen Pilastern fabelhafte Thiere eingehauen, gleichsam als Wächter des Thores. Eine ähnliche Treppe führt zum zweiten Absatze, zu einem Säulengange, wovon man noch mehrere, gegen 50 Fuß hohe Säulen sieht, die so dick sind, daß deren eine kaum von drei Männern umspannt werden kann. Durch diesen Säulengang kommt man zu mehrern einzeln stehenden Gebäuden, wovon das größte noch auf demselben Absatze steht, die übrigen aber stehen weiter zurück und bilden den höhern dritten Absatz. Diese Gebäude enthalten eine Menge von Zimmern verschiedner Größe und scheinen eigentliche Wohnungen zu sein, in deren Innern man eine Menge von bildlichen Darstellungen findet. Darunter ist besonders eine merkwürdig, aus vielen menschlichen Gestalten bestehend, die einen feierlichen Aufzug vorzustellen scheinen und sich durch Trachten und Beizeichen mannichfaltig unterscheiden. Aehnliche Darstellungen sieht man in den hintern Gebäuden, wo theils Vornehme mit ihren Begleitern und Ehrenzeichen, theils Gefechte wilder und fabelhafter Thiere mit einander, oder mit

Menschen abgebildet sind. In der Felsenwand, aus deren Oeffnung das Gebäude hervor springt, sieht man zwei große Grabmäler. In ansehnlicher Höhe von der Erde ist in den Felsen selbst eine Façade eingehauen, hinter welcher sich eine viereckige Kammer befindet, worin man nur durch einen, mit Gewalt geöffneten Zugang kommen kann, da man zeither den alten Eingang noch nicht gefunden hat. Unten ist der Felsen senkrecht weggehauen, um das Denkmal ganz unzugänglich zu machen. Eben so sind die erwähnten Grabmäler zu Nakschi Rustam eingerichtet. Die Ergebnisse der neusten Untersuchungen, die man durch Vergleichung der Nachrichten der Alten gewonnen hat, (s. Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt [3. Aufl. Th. I. Abth. 1.] wo zugleich die Denkmäler selbst umständlich beschrieben werden) bestehen in Folgendem. Die Denkmäler von Persepolis sind echt persischen Ursprungs, die Grabmäler aber die Begräbnisse persischer Könige, und gehören zu den Gebäuden Tschilminar, mit welchen sie durch unterirdische Anlagen in Verbindung stehen. Obgleich aber die Gebäude aus dem persischen Alterthum sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Perser sie nicht selber erbaut haben, sondern sie durch Andre haben anlegen lassen, und der echt asiatische Charakter derselben begründet die Vermuthung, daß sie nach der Baukunst der Meder, welchen die Perser überhaupt ihre Kultur verdankten, unter der Leitung der Priesterkaste aufgeführt worden sind. Die Anlagen von Persepolis, welche die Alten den ersten persischen Herrschern, Cyrus und Cambyses, oder auch dem Darius und Xerxes zuschreiben, sind wahrscheinlich nicht von gleichem Alter und nicht nach gleichem Plane erbaut, was besonders von den Gebäuden auf dem dritten Absatze des Säulenpalastes gilt, sondern von mehrern persischen Königen gegründet worden. Persepolis war weder zum Tempel, deren die Perser als Anhänger der magischen Religion (s. Magie) überhaupt nicht hatten, noch zum eigentlichen Wohnsitz der Könige bestimmt, und wenn es auch, wie die meisten Hauptstädte Asiens, aus dem Hoflager der ersten Eroberer entstand: so hörte es doch bald auf, der erste Wohnsitz derselben zu sein, aber die Ideen von Vaterland, Herrschaft und Religion, welche sich daran knüpften, machten es zum Todtenwohnsitz der Könige, zum Heiligthum des Volks. Es war durch seine Einrichtung und seine Kunstwerke ein Sinnbild des Reichs und seiner Wohlfahrt unter einer, nach den Ansichten des Morgenlandes vollkommnen Herrschaft, wo alle Stände des Reichs, der König, die Großen und das Volk, ihre Pflichten und ihre Vorzüge in bildlichen Darstellungen vor Augen hatten; es war, wie die Alten es nannten, das Haupt des Reichs. Die überall und in verschiednen Stellungen vorkommende Gestalt des Königs, die sowol durch ihre Beizeichen als ihre hervorragende Größe sich auszeichnet, zeigt deutlich, daß diese Gebäude für den König bestimmt waren, und da die Lebensweise der persischen Könige nach strengen Vorschriften geordnet war, so läßt sich wol annehmen, daß diese Denkmäler einst eine vollständige Darstellung des Privatlebens der Könige nach den Vorschriften der Magier enthielten, welche dem König zeigte, wie er als Diener des Ormuzd (s. d. Art. Ahriman) zu dieser oder jener heiligen Verrichtung ging. Gleich nach dem Antritt ihrer Regierung verfügten sich die persischen Könige nach Persepolis, um sich mit dem Gewande des Cyrus bekleiden zu lassen, und zu gewissen Zeiten besuchten sie diesen Ort, um auf den Gipfeln der Berge feierliche Opfer zu bringen. Nach seinem Tode wurden

hier die Kleider, Geräthschaften und selbst der Schatz des Königs aufbewahrt, da das Grabmal des Königs als eine vollständige mit allen Bedürfnissen versehne Wohnung angesehen ward, weshalb nicht nur zahlreiche Wachen den Palast beschützen, sondern auch die angesehensten Hofbedienten bei dem Grabe bleiben, ja vielleicht selbst die Frauen des Verstorbnen dahin wandern mußten. Aus allem diesen erklärt sich, wie Alexander nach der Besiegung des Darius durch die Zerstörung des Palastes seine Rache befriedigen konnte. Die Baukunst zeigt sich in diesen Denkmälern, hinsichtlich des Mechanischen, in hoher Vollendung und keine Gegend der Erde, Aegypten vielleicht ausgenommen, hat solches Mauerwerk aufzuzeigen, als die Trümmer von Persepolis; der Charakter dieser Baukunst ist jedoch dem ägyptischen durchaus entgegengesetzt. Eben so viel mechanischer Fleiß und ängstliche Vollendung zeigt sich in den verzierenden Bildwerken. Die Inschriften auf diesen Denkmälern sind nach den neuern gelungnen Erklärungsversuchen in einer dreifachen Sprache, welche man unter dem allgemeinen Namen Keilschrift (s. d. Art.) begreift, und auch in dreierlei Sprachen verfaßt. Die älteste Schrift, ohne Zweifel Buchstabenschrift, ist nach der übereinstimmenden Meinung aller Erklärer in der Zendsprache, der heiligen Sprache der Magier, die Schriftzeichen der zweiten Art scheinen der Pehlvi-Sprache zu gehören, und die dritten sind vielleicht assyrisch oder babylonisch. Grotefend und Lichtenstein haben sich um die Erklärung dieser Schriftzeichen besonders verdient gemacht.

Perseus, Sohn der Danaë und des Zeus (vergl. Danaë). Polydektes, König von Seriphos, einer Insel des Archipelagus, der ihn mit seiner Mutter aufgenommen, wünschte bald, den jungen, nach Abenteuern verlangenden Helden von sich zu entfernen. Er gab vor, um des Oenomaus Tochter zu werben, und begehrte von seinen versammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautschatz. Perseus versprach, wenn es verlangt würde, selbst das Haupt der Gorgo (Medusa) zu liefern, und Polydektes nahm ihn beim Worte. Jenseit des Ozeans, hart an der Grenze der Nacht, wohnte das furchtbare, schlangenhaarige, mit Schlangen gegürtete Geschlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Medusa, sterblich war. Von Merkur und Minerva geleitet, begab sich Perseus zuerst zu den drei Gräen, an die westlichen Küsten des Ozeans, welche gemeinschaftlich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte sich der letztern, und versprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß sie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthschaften waren, deren er zu seinem Unternehmen bedurfte, die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aides unsichtbar machender Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und Perseus von den Nymphen was er begehrte. Nach Andern rüsteten ihn Merkur und Vulkan aus. Von ersterm und Minerva begleitet, gelangte er zu den Gorgonen, die er schlafend fand. Er stellte sich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, sah in den ehernen Schild, erblickte durch diesen das Haupt der Medusa, und hieb es ihr ab, worauf aus ihrem Blute Pegasus und Chrysaor hervorsprangen. Darauf steckte er das Haupt schnell in den Beutel und rettete sich vor den verfolgenden Schwestern durch des Aides Helm. Auf des Merkurs Flügelsohlen schwebte er jetzt, Abenteuer suchend, über die Länder hin. Er kam zum Könige Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, er werde die goldnen Aepfel seines Gartens durch einen Sohn

des Zevs verlieren; und als ihm dieser deshalb die Rechte der Gastfreundschaft versagte, verwandelte er ihn durch die versteinernde Kraft des Medusenhauptes in einen himmeltragenden Felsen. Wie er darauf die Andromeda befreite, ist im Art. Andromeda zu finden. Mit ihr zeugte er den Perses, welchen er bei seinem Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er seine Mutter an dem Altare der Minerva, wohin sie sich, mit seinem Pflegevater Diktys, wegen des Polydektes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Er versteinerte diesen nebst seinen Helfern, und nachdem er hierauf den Diktys zum König von Seriphos eingesetzt, gab er die Flügelsohlen, den Beutel und Helm dem Hermes zurück, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte des Schildes setzte, oder (nach Andern) an ihrem Brustharnisch befestigte. Dann ging er mit Danaë und Andromeda nach Argos, den Akrisius, seinen Großvater, zu besuchen. Dieser war, um dem Orakel (s. Danaë) auszuweichen, nach Thessalien geflohen, konnte jedoch seinem Schicksale nicht entfliehen, denn Perseus folgte ihm dahin, und tödtete ihn durch einen unglücklichen Wurf mit dem von ihm erfundnen Diskus. Das ihm zugefallne Erbreich Argos scheute er sich, dieses Umstandes wegen, in Besitz zu nehmen, und vertauschte es daher gegen des Megapenthes Herrschaft Tirynthus. Hier erbaute er Mycenä. Andromeda aber gebar ihm außer Perses noch den Alcäus, Sthenelus, Heleus, Nestor, Elektryon und eine Tochter Gorgophone. Perseus wurde nach seinem Tode als Heros verehrt und unter die Gestirne versetzt.

Persien (Geographie u. Geschichte von). Persien, ein Land in Asien, nach Olivier von 59,400 Q. M. mit 39 (22) Mill. Einw., zerfällt seit den neuesten politischen Veränderungen in drei Staaten: das eigentliche Persien (Westpersien) oder Iran, Kabulistan oder Afghanistan, und Beluchistan oder das Land der Beluchen. Die neuesten Nachrichten über die beiden letztern Staaten verdanken wir den Britten, welche an den Hof von Kabul 1808 eine Gesandtschaft und nach Beluchistan 1810 zwei Offiziere schickten. Jene Reise hat Elphinstone, diese Pottinger beschrieben; beide gehörten mit zu den Reisenden. Ueber Beluchistan s. d. bes. Art. Westpersien oder der Staat Iran (61° 30′—79° L. und 26°—41° N. B. = 22,000 Q. M.) gehört zu Westasien, und grenzt an den persischen Meerbusen, die asiatische Türkei, das russische Reich, das kaspische Meer, Kabulistan und Beluchistan. Persien ist in der Mitte eine Hochebene mit vielen Sandwüsten. Besonders sind die nördlichen Provinzen, wo der hohe Ararat sich erhebt, und die westlichen Gegenden gebirgig. Vom Tigris östlich läuft, beinahe parallel mit demselben, ein Granitgebirge, bei den Alten Zagros genannt, und mit demselben erstreckt sich gleichfalls parallel das Gebirge Orontes, heut zu Tage Elwind, welches sich in zwei Aeste theilt, wovon der eine sich auf der Westseite des kaspischen Meeres mit dem Alburs oder den kaspischen Bergen verbindet, welche eine Fortsetzung des Taurus sind. Die am kaspischen Meere gelegnen Gegenden sind niedriger als die Küsten am Ozean, werden aber von Gebirgen in Form eines Halbzirkels eingefaßt, welche Fortsetzungen des Taurus und Kaukasus sind, und einen viel steilern Abhang gegen das Meer hin, als auf der Landseite haben. Im südlichsten Theile von Persien oder Iran erhebt sich der Boden weniger schnell, als im nördlichen und westlichen Theile. Längs des persischen Meerbusens zieht sich ein schmaler Streif niedrigen Landes hin, der im

Sommer wegen der übermäßigen Hitze gar nicht bewohnbar ist. Je weiter man sich von dem Meere entfernt, desto näher kommt man den Gebirgen und desto kühler wird die Luft. Die am höchsten gelegnen nördlichen und westlichen Gegenden haben ein gemäßigtes, im Winter sogar kaltes Klima. Es ist auffallend, daß ein so weit ausgedehntes Land nicht einen einzigen Hauptfluß, selbst keinen bedeutenden Küsten- oder Nebenfluß hat, ob es gleich viele hohe Berge zählt. Man findet nur wenig Bäche und geringe Steppenflüßchen, die entweder sich im Sande verlieren, oder durch die Bewässerungskanäle verschlungen werden. Dagegen findet man mehrere Seen, wohin der Eriwan und der Bachtegan gehören. Alles Wasser führt hier Salz mit sich; alle Seen sind salzig; wo das Wasser im Winter stehen bleibt, da wird der Boden salzig. Weite Ebenen dehnen sich über dieses Land aus, die gewöhnlich im Winter unter Wasser stehen, und deren nackter Salzboden im Sommer glühend wird. Die Gebirge sind gänzlich von Bäumen entblößt, die Hügel sind dürre, trocken, und auch die Ebenen nur da angebaut, wo man sie bewässern kann. Aus Mangel an Bewässerung ist nur ein kleiner Theil angebaut, und der Ueberrest ist entweder ganz kahl, oder bringt im Sommer nur saftige, wenig ausdünstende Pflanzen hervor. Aber obgleich der größte Theil des Landes an Dürre und Trockenheit leidet, so fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Strichen, deren Boden sehr ergibig ist. Iran hat daher eine Menge der herrlichsten Produkte, als: schöne, sehr geschätzte Pferde, lebhafte Esel, Dromedare, Rindvieh, meistens fettschwänzige Schafe, Seide, Getreide, Reis, vortreffliche Hülsenfrüchte, Melonen, Sesam, Safran, Krapp, Hanf, Flachs, Tabak, Mohn, Süßholz, Zukkerrohr, köstlichen Wein, Baumwolle, Manna-Eschen, Adragant, Senesstauden, Galbanum, Assa fötida, Rhabarber, allerlei europäische Baumfrüchte, edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Kassien, Mastixbäume, Galläpfel; von Mineralien besonders viel Kupfer, auch Eisen, Stahl und Blei, viel Salpeter, Schwefel, Salz ꝛc. Die Einwohner, deren Zahl sehr verschieden angegeben wird, weil die Reisenden sie nach bloßen unsichern Muthmaßungen (Gardanne z. B. auf 20 Mill. schätzen), sind theils Tadschicks (ansäßige Perser), die aus einer Vermischung von Parsen, Arabern ꝛc. entstanden sind, Parsen und Armenier, theils Nomaden, wohin besonders die Kurden gehören. Diese Tadschicks (Neuperser) sind ein achtungswerthes Volk, stehen in Rücksicht der Bildung über den Osmanen und hegen eine große Liebe für Künste, Wissenschaften und Kunstgewerbe, ob sie gleich noch nicht den Grad von Kultur der gebildeten europäischen Völker erreicht haben. Sie bekennen sich zur mohammedanischen Religion und zwar zu der Sekte des Ali oder der Schiiten. Auch duldet man Christen, Juden und Parsen oder Feueranbeter. In der Färberei haben sie es weit gebracht; auch zeichnen sie sich in der Verfertigung von Seiden- und Wollenwaaren, Gold- und Silberstoffen aus. Sie verfertigen Schagrin und Saffian, bearbeiten das Gold und Silber mit vieler Geschicklichkeit, und liefern eine große Menge von Kupferwaaren und gute Säbelklingen. Den Ackerbau treiben sie mit vorzüglicher Anwendung der künstlichen Bewässerung. Der nicht unbedeutende Handel ist größtentheils Landhandel durch Karavanen, die nach Indien, der Türkei und Arabien gehen. Ueber das kaspische Meer treiben sie Handel mit Rußland. Der Seehandel am persischen Meerbusen ist sehr herabgesunken, und wird durch fremde Schiffe getrieben. Künste und Wissenschaften werden allgemein geachtet. Die Staatsverfassung

ist despotisch, und an der Spitze des Reichs steht ein unumschränkt gebietender Shah (jetzt Feth Ali). Die Provinzen werden von Khans verwaltet. Die nomadischen Völkerstämme genießen unter ihren Stammoberhäuptern eine Art von Unabhängigkeit, und bilden die Hauptstärke der nicht unbeträchtlichen Kriegesmacht, welche auf 100,000 Mann geschätzt wird und hauptsächlich aus Kavallerie besteht. Die Perser haben auch Artillerie; besonders hat sich um die Bildung der letztern, so wie überhaupt des Militärs der verstorbne Thronerbe Abas-Mirza verdient gemacht, der die Truppen durch europäische Offiziere nach europäischer Kriegskunst zu bilden suchte. Dieser Thronerbe war mit der Geschichte und den Sitten Europa's bekannt, kannte die Taktik, Mathematik und die englische Sprache, und versprach für Persien einst das zu werden, was Peter der Große für Rußland war. Eine Seemacht fehlt den Persern gänzlich, woran besonders der Mangel an Schiffsbauholz Schuld ist. Die vormalige Hauptstadt Persiens, Ispahan, sonst eine der ansehnlichsten Städte Asiens, ist jetzt fast nur eine ungeheure Masse von Ruinen. Die jetzige Hauptstadt des persischen Reichs ist Teheran, wo der Shah residirt. Tauris war die Residenz des oben angeführten Thronerben Abas Mirza. Kabulistan, (24°—37° N. B. und 76°—94° L. = 29,000 Q. M.) der zweite größtentheils aus Provinzen Persiens und einigen Theilen Hindostans gebildete Staat (sonst in den Geographien unter dem Namen Ostpersien angeführt) grenzt an Hindostan und, wenn man die Provinz Sind dazu rechnet, an den indischen Ozean, Beluchistan, Iran und die Bucharei. Es wird im Norden von einer Kette von Bergen begrenzt, die mit ewigem Schnee bedeckt ist. Diese Kette fängt nahe am Burramputer an, und läuft fast nordwestlich bis nach Kaschemir; bis dahin heißt sie bei den Eingebornen der benachbarten Länder Himalleh (woraus wol Imaus entstanden ist), welches nach den jetzigen Entdeckungen der Engländer das höchste Gebirge der Welt ist, und wozu der Dholagir gehört, welcher den Chimborasso noch um 6 bis 7000 Fuß an Höhe übertrifft. Von Kaschemir ist ihre Richtung bis zu der Spitze von Hindu-Kush fast nördlich von Kabulistan, und heißt auch, so wie die höchste Spitze, Hindu-Kush. Nördlicher noch als diese Gebirgsketten ist der Mus-Dagh, eine Gebirgskette, die im Norden vom östlichen Ende des Himallehgebirges anzufangen und mit diesem Gebirge bis zum 67° parallel zu laufen scheint. Auf der Westseite verbindet eine Gebirgskette den Mus-Dagh mit dem Hindu-Kush, welche auf den Charten Belur-Dagh genannt wird, und die Grenze zwischen dem unabhängigen und chinesischen Turkestan macht. Der Rücken des Hindu-Kush ist mit beständigem Schnee bedeckt. Die Seiten sind mit Wäldern versehen, und weiter unten wachsen alle Bäume und Früchte Europa's wild. Die Wälder auf den Bergen sind voll wilder Thiere, als: Tiger, Leoparden, Wölfe, Bären, Hyänen ꝛc. Von der höchsten Spitze des Hindu-Kush nimt die Höhe ab, und bald verliert sich diese Kette in eine Reihe von Bergen, die sich in der Länge von Kabul bis nach Herat erstrecken und Paropamisus heißen. Von den Hindu-Kush läuft südlich die Bergkette Salomons, mit welcher die Salzkette in Verbindung steht, wo man Salz so klar als Krystall und von solcher Härte erhält, daß man Schüsseln daraus macht. Die höchste Spitze der Salomonskette ist in der Gegend von Pishauer, der Suffaid-Koh, auch weißer Berg, weil er mit ewigem Schnee bedeckt ist. Den größten Theil von Kabulistan nehmen also Gebirge ein. Doch findet man auch zwischen diesen

Gebirgen schöne Thäler, worunter sich vorzüglich das Thal von Kaschemir durch seine Naturschönheiten auszeichnet. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar. Das Klima ist verschieden. Die niedrigen Gegenden sind heiß, die mittlern gemäßigt und die hohen kalt. Die Hitze kommt der in Hindostan nicht gleich, noch die Kälte der in England. Kabulistan hat wenig große Ströme. Der Indus gehört dahin, der immer schiffbar ist, und dessen Quelle man noch nicht kennt. Er nimt hier die beträchtlichen Flüsse Kama und Kabul auf, und nachdem sich die vereinigten Flüsse des Pendshab mit demselben vermischt haben, ergießt er sich in den indischen Ozean. In dem westlichen Theile des Landes fehlt es ganz an großen Strömen; die etwas beträchtlichern Flüsse, der Hirmend und der Farrahrud, fallen in den See von Sistan, und von dem Herat wird der größere Theil seiner Wassermasse in der Nähe der Stadt Herat zum Anbau verwendet. Die Erzeugnisse Kabulistans sind mannichfaltig, und bestehen in zahlreichen Pferden, worunter besonders die von Herat schön sind, Eseln, Mauleseln, Kameelen, Dromedaren, Büffeln, Rindvieh, Schafen mit Fettschwänzen, Gazellen, Bienen, Seidenwürmern, Reis, Mais, Weizen, Melonen, vielerlei Arten von Obst und edlen Südfrüchten, besonders Pistazien und Mandeln, Sesam, Senf, Assa foetida, Zuckerrohr, Ingwer, Färberröthe, Tabak, Baumwolle, Gold in Körnern, Silber, Blei, Eisen, Schwefel, Salz, Salpeter. Die Einwohner, elf bis zwölf Millionen, sind Afghanen, das herrschende Volk und in viele Stämme unter eignen Oberhäuptern getheilt, Tadschiks, Kisilbaschen, Tataren und Hindus. Die herrschende Religion ist die mohammedanische von der Sekte der Sunniten; die Tadschiks hingegen sind heftige Schiiten. Von den Hindus sind viele ihrer väterlichen Religion getreu geblieben. Die Afghanen leben meistens als Nomaden; Künste und Wissenschaften finden am meisten bei den Tadschiks Eingang. Man treibt Ackerbau und verfertigt Teppiche, schöne Shawls (in Kaschemir, s. d. Art.), Zitz und Musseline. Der Handel wird durch Karavanen, und vorzüglich mit Hindostan, Iran und Turkestan getrieben. Man führt aus: Pferde, Shawls, Tabak, Mandeln, Pistazien, Obst, Trauben, Granatäpfel, Teppiche, Zitz und Musseline. Die Regierungsform ist monarchisch, aber bei den Afghanen selbst findet eine Art von Lehnsverpflichtung Statt, da die verschiednen Häupter der Stämme in ihren Bezirken eine gewisse Oberherrschaft ausüben. Das Ganze steht unter einem gemeinschaftlichen Beherrscher, Shah oder Khan von Kabul genannt, dessen Einkünfte ungefähr 27 Mill. Gulden betragen. Seine Residenz ist die Stadt Kabul. Andre wichtige Städte sind Herat, Kandahar, Pishauer und Kaschemir; letztres die größte Stadt im ganzen Lande.

Die Geschichte Persiens trit erst mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit heraus; früher ist sie angewiß und fabelhaft. Als die erste wird von den Morgenländern angeführt die Dynastie der Mahabaden; auf sie folgte die Dynastie der Pishdadier (gleichzeitig mit unserm assyrischen Reiche). Den Pishdadiern folgten die Kajaniden, 718 Jahre. In die ungewisse Zeit vor Cyrus gehört Gustasp, der medische Kiarares oder dessen Zeitgenosse, unter welchem Zerdusht (Zoroaster) lebte. Mit Cyrus, 559 bis 529 vor Chr. Geb. (s. d. Art.), begannen die Zeiten des Glanzes in Westen. Er vereinigte Perser und Meder unter seinem Zepter, wodurch sie herrschendes Volk in Asien wurden; besiegte den Krösus, eroberte Babylon und unterwarf ganz Kleinasien. Ihm folgte sein Sohn Kambyses (529—522), der Tyrus, Cypern und

Aegypten bezwang. Nach diesem herrschte kurze Zeit ein Magier, der sich für des Kambyses Bruder Smerdis ausgab. Nach dem Sturze desselben erhielt Darius Hystaspis (s. d. Art.) durch's Loos oder seiner Gefährten Wahl die Krone (521—487). Er unterwarf das aufrührerische Babylon, Thrazien, Macedonien (512) und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenseits des Isters zu bezwingen, scheiterte. Die griechischen Kolonien in Kleinasien, welche das persische Joch abzuschütteln versuchten (501), bezwang er zwar, sein Rachekrieg gegen die europäischen Griechen aber schlug unglücklich für ihn aus. Aegypten war in Aufstand gegen ihn. Sein Sohn Xerxes (487—467) bezwang Aegypten auf's neue, scheiterte aber bei Marathon und Salamis mit seinem Angriffe auf Griechenland, und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortsetzen. Unter Artaxerxes Longimanus (bis 425) zeigten sich die ersten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten wurde zuerst nach hartem Kampfe bezwungen. Der griechische Krieg endigte 449 mit dem nachtheiligen cimonischen Frieden. Megabyzus erregte eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrschen den schwachen König. Die nächsten Regierungswechsel erfolgen schnell und gewaltsam. Xerxes II., der einzige ächte Sohn, wurde nach 45 Tagen von seinem unächten Bruder Sogdian, und dieser nach sechs Monaten von einem andern unächten Bruder Ochus getödtet, welcher letztre unter dem Namen Darius II. bis 404, unter dem Einflusse seiner Gemahlin Parysatis, regierte und mit mehrern Empörungen der Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perser eigne Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche sie sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriffe der Griechen und vom Untergange. Artaxerxes II. Memnon oder Mnemon (bis 361) stand gänzlich unter dem Einflusse seiner Mutter Parysatis. Sein Bruder Cyrus, von 10,000 Griechen unter Xenophon unterstützt, suchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes schlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Kleinasien aufzugeben, und den nachtheiligen antalcidischen Frieden (387) einzugehen. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnon's Sohn, befestigte seinen Thron durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten auf's neue (350); aber Bagoas, sein Verschnittner, vergiftete ihn seiner Grausamkeit wegen, brachte nach und nach auch seine sämmtlichen Söhne um, und gab die Krone an Darius Kodomannus, einen Prinzen von königlichem Geblüt, welcher, von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granikus, Issus und Gaugamela durch Bessus, Statthalter von Baktrien, das Leben verlor (330), worauf Alexander sich der ganzen persischen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexander's Tode (323) das macedonische Reich zerfiel, herrschten über Persien die Seleuciden (s. d. Art. Seleukus) bis 246. Ihnen folgten die Arsaciden, welche das Reich der Parther gründeten, das bis 229 nach Christus bestand. Damals bemächtigte sich Ardshir Babekan (Artaxerxes) der Herrschaft über Mittelasien, und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Sassaniden, welche 407 Jahre herrschten. Ardshir, Sassan's Sohn, regierte selbst von 218 bis 241. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter seinem Nachfolger Shapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mißhandlungen

in Shapur's Hände gab) und endigten erſt durch den Frieden des Königs Narſes mit Diokletian (303). Als Shapur II. der Große (309—380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er ſtrafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Darauf foderte er, wie einſt Ardſhir, vom Kaiſer von Konſtantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Conſtantin der Große, Conſtantinus II. und Julian widerſtanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der fünf ſtreitigen Provinzen und der Feſtung Niſibis. Shapur machte darauf auch in der Tartarei und Indien Eroberungen. Ohne entſcheidende Ereigniſſe, wechſelten nach Shapur's Tode Krieg und Frieden. Unter Artarerres II. (bis 383), Shapur III. (bis 388) und Vararanes IV. (bis 399) blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Perſien auf den Kampfplatz. Jezdejerd I. (bis 420), ein Freund der Chriſten, eroberte auch (412) Armenien. Im J. 420 kam Vararanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte ſiegreich gegen Theodoſius II., ſchlug die in ſein Gebiet eingefallnen Hunnen mit großem Verluſte zurück, und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte Vararanes VI. (bis 457) und Hormisdas III. Im J. 457 gelangte Firuz (Pheroſes) durch Hülfe der Hunnen zum Throne, bekriegte ſie aber nachher und verlor 483 gegen ſie Schlacht und Leben. Valens oder Balaſh (488—491) verlor ſogar einen Theil ſeines Reichs an ſie, und mußte ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Saſſaniden wieder Größe und Macht. Kobad (bis 531) überwand die Hunnen, und ob er gleich durch ihren Beiſtand 498 den verlornen Thron wieder erhielt: ſo führte er doch in der Folge, wie mit Athanaſius, ſo auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Juſtinian I. glücklich Krieg. Sein jüngſter Sohn und Nachfolger. Kosru Anuſhirwan (531—579) zeichnete ſich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erſtreckte ſich das perſiſche Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Grenze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Juſtin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen ſeines Bruders und ſeines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Kolchis, der griechiſchen Bedrückung müde, unterwarfen ſich ihm; da er ſie aber in das innere Perſien verpflanzen wollte, kehrten ſie unter die Herrſchaft des Juſtinian zurück, deſſen Waffen jetzt ſiegreich waren. Anuſhirwan ſtarb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas IV., 579—591), bis auf Kosru II. (bis 628), unter welchem die perſiſche Macht den höchſten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er ſeine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Lybien und Aethiopien, und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endete ſein Glück durch Kaiſer Heraklius ſiegreiche Waffen. Er verlor alle ſeine Eroberungen; ſein eigner Sohn Sirhes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Perſien ging nun in beſtändigen innern Unruhen ſeinem Untergange entgegen. Sirhes oder Kabad Shirujeh ward noch in demſelben Jahre wieder ermordet. Ihm folgte ſein ſiebenjähriger Sohn Ardſhir (Artaxerres) III., den 629 ſein Feldherr Sarbas (Sheheriar) ermordete. Dieſer ward, noch ehe er ſich des Throns bemächtigte, von den perſiſchen Großen geſtürzt, bis nach mehrern Umwälzungen, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß die Geſchichtſchreiber

Digitized by Google

die Namen verwirrt haben, der sechzehnjährige Jezdejerd III., ein Enkel Kosru's, 632 den Thron bestieg. Ihn bestürmte 636 der Kalif Omar. Persien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdejerd verlor 651 das Leben. Von der Eroberung Persiens durch die Kalifen beginnt die Geschichte des neupersischen Reichs. Die Herrschaft der Araber (s. Kalif) dauerte 585 Jahre, von 636—1220. Da theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils persische und türkische Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen, so blieb Persien getrennt. Unter den herrschenden Dynastien sind zu bemerken, im nördlichen und nordöstlichen Persien: 1) das türkische Haus der Thaheriden in Chorasan von 820 bis 872; 2) die persische Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte, und über Chorasan und Fars bis 902 herrschte; 3) die Samaniden, welche sich 874 unter Ahmed in der von Chorasan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmed's Sohn, Ismael, stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehn. Unter seinen Nachfolgern entstanden 4) die Gasnaviden, als 977 Sebektechin, ein türkischer Sklav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Chorasan, sich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte sich 999 auch Chorasan und 1012 Fars an und endigte so die Herrschaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Bujiden Irak Adschemi (1017) und breitete sich auch in Indien aus. Aber sein Sohn Masud verlor Irak Adschemi und Chorasan (1037—1044) durch die Seldschucken, und, durch innere Unruhen entkräftet, wurden (1182) die Gasnaviden unter Malik-shah eine Beute der Guriden; 5) die Sultane von Gur wurden 1150 durch Alaeddin Hosain mächtig, sanken aber nach einigen großen Regierungen theils durch die Fürsten Chowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6) die chowaresmischen Shahs, von 1097 bis 1230, durch Aziz, Statthalter der Seldschucken in Chowaresme, wo er sich unabhängig machte, gegründet. Tagash (1192) zerstörte das Reich der Seldschucken und nahm den Guriden Chorasan. Sein Sohn Mohammed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni, und brachte den größten Theil Persiens an sich. Plötzlich aber verlor er alles (1220) durch den Großchan der Mongolen, Dschingischan, und sein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch zehn Jahre die äußersten Anstrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen Gebirge um. Im westlichen und nordöstlichen Persien herrschten: 7) Mardawig, ein persischer Krieger, der 928 zu Dilem eine fürstliche Macht erhob, die sich bald selbst über Ispahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verschlungen wurde; 8) die Bujiden, die Söhne Buja's, eines armen Fischers, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil von Persien und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich meistens durch Tugenden und Liebe für wissenschaftliche Bildung aus, und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahim sich genöthigt sah, den Seldschucken zu weichen; 9) die Seldschucken, eine angeblich türkische Dynastie, von den Chinesen aus Turkestan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerst in Chorasan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmud's Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete sich über Mavaralnar, Aberbidshan, Armenien, Fars, Irak Adshemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Kalifen an ihre Stelle zum Emir el Omrah eingesetzt wurde. Seine Nachfolger

zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigste derselben, Malekshah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber sank das Reich, indem es sich in verschiednen Veränderungen in vier Reiche auflöste, die theils durch die chowaresmischen Shahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerstört wurden. Durch Dschingischan wurden die Tataren und Mongolen in Persien herrschend. Ihre Macht bestand von 1220 bis 1405. Die Provinzen Persiens, welche durch Dschingischan an die Mongolen gekommen, erhielt von diesem Eroberer dessen jüngster Sohn Tauli (1229), und nach diesem dessen Sohn Hulaku, beide anfangs als Statthalter der mongolischen Chans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte diese Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Er, oder erst sein Nachkomme, machte sich von der Oberherrschaft des Großchans unabhängig, und bildete eine besondre Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abusaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingischan's Familie, führten nur den Titel des Chans von Persien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze der neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemeisterte sich Persiens, die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfülleud. Aber mit dem Tode dieses großen Eroberers erlosch 1405 die Macht der Mongolen in Persien, und die Turkomanen machten sich zu Oberherren auf hundert Jahre. Diese nomadischen Stämme, welche seit 200 Jahren Persien geplündert hatten, eroberten unter Kara Jussuf und dessen Nachfolgern den größten Theil Persiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomanischen Stämmen unter Usong Hassan (1468), und vereinigten sich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sophi, der sich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte, und dessen Dynastie von 1505 bis 1722 herrschte. Ismael Sophi, dessen Ahnherr, Sheikh Sophi, von Ali abstammen wollte, nahm den Turkomanen vom sogenannten weißen Schöps Aderbidschan (1505—1508), und einen Theil von Armenien, erschlug ihre beiden Fürsten, und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Shirwan, Diarbekr, Georgien, Turkestan und Mavaralnar, ein Reich, das Aderbidschan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Shahs an, und führte die Sekte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523—1575), Ismael II. (1576—1577), Mohammed (1577—1586), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Aber der große Shah Abbas (1587—1629) stellte durch seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Mesopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Bassora, den Usbeken Chorasan, den Portugiesen Ormus und den Mongolen Kandahar, und demüthigte Georgien, das sich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumschränkte Herrschaft in Persien ein, versetzte seine Residenz nach Ispahan und verordnete die Wallfahrt nach Medsheb, um die nach Mekka unter den Persern abzuschaffen. Die folgenden Regenten, Shah Sefi (1629—1642) und Abbas II. (1642—1666), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen Kandahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Shah Soliman aber (1666—1694) versank das Reich in Kraftlosigkeit, und verfiel gänzlich unter dessen Sohne Hussein. Die

Afghanen in Kandahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte sich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnsinnig gewordne Mahmud wurde 1725 von Asharf gestürzt, dieser aber von Thamasp Kuli Chan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Russen und Türken Hussein's Sohn, Thamasp, auf den Thron setzte (1729). Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte ihn Kuli Chan ab, und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732) auf den Thron. Die den Russen und Türken abgetretnen Provinzen gewann er durch Schlachten und Vergleich wieder, und bestieg, als Abbas III. schon 1736 starb, unter dem Namen Shah Nadir selbst den Thron. Er erhob Persien durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem vorigen Ansehn, eroberte Baharein (1735) und Balkha (1736) vom Chan von Bochara, Kandahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindostan ein, und nöthigte den Groß-Mogul Mohammed, ihm einige Provinzen am Indus und seine meisten Schätze zu überlassen. Aber 1747 ward Nadir von den Anführern seiner Leibwache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich in neue Zerrüttungen. Vier verschiedne Reiche bildeten sich: 1) Chorasan und Sedshestan; 2) Kandahar oder die östlichen Provinzen; 3) Fars oder die westlichen Provinzen, und 4) Georgien. Letztres behielt meist seine eignen Fürsten, die sich endlich Rußland unterwarfen; in Kandahar und dem Osten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afghanen. Er siegte bei Panniput und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Residenz war Kabul. Ihm folgte 1753 Timur und diesem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es, nach langen und blutigen Kämpfen zwischen Verwandten und Statthaltern, dem Kurden Kerim Chan, der unter Nadir gedient hatte, und von niedriger Herkunft war, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er selbst nannte sich nie Chan, sondern nur Vekil (Regent). Er ließ sich 1755 zu Shiras nieder, machte diese Stadt zu seiner Residenz und starb 1779 (ein Wunder!) eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen traten nach seinem Tode ein. Seine Brüder wollten sich mit Uebergehung seiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Besitz desselben; nur in Mazenderan hatte sich ein Verschnittner, Aga Mohammed, ein Mann von altem Geschlecht und nicht gemeinen Eigenschaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn zog, starb an einem Sturz mit dem Pferde, und hinterließ das Zepter seinem Sohne Jafar. Dieser wurde von Aga Mohammed bei Yezde-Kast geschlagen und flüchtete nach Shiras. Hier kam er 1792 in einem Aufstande um, als Aga Mohammed die Stadt angriff. Vergebens suchte Jafar's Sohn, Luthf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen. Aga Mohammed blieb Sieger und ernannte zu seinem Nachfolger Babachan, seinen Neffen, welcher seit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Shah zu Teheran herrscht, um den Russen näher zu sein, welche ihm in Georgien und in den angrenzenden Provinzen die Spitze boten. An diese verlor Persien in dem letzten Frieden (1812) ganz Daghestan, die Chanschaften von Kuba, Shirwan, Baku, Salian, Talishah, Karaachb und Gandsha mit Entsagung aller Ansprüche auf Shularegi, Kharthli, Kachethi, Imerithi, Guria, Mingrelien und Abchasien, und mußte die russische Kriegsflagge auf dem kaspischen Meere gestatten (s. Rußland). Feth-Ali-

Shah scheint den Namen eines guten Regenten zu verdienen. Die neueste Geschichte von Persien ist Malcolm's History of Persia, Vol. II. Lond.

Persische Sprache und Literatur. Unter den Sprachen, welche in den persischen Provinzen üblich waren, die vormals das medische Reich bildeten, waren das Zend und das Pehlvi die bedeutendsten, jenes im Norden, dieses im Süden von Medien. Der Name Zend selbst ist pehlvisch, und bedeutet lebendig. In der Zendsprache schrieb Zoroaster seine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, so weit sie noch vorhanden sind, uns näher bekannt gemacht hat, unter dem Namen Zend avesta, d. h. das lebendige Wort. (W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der zoroasterschen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Avesta hingegen der Name der Sprache sei). Schon vor Anfang unsrer Zeitrechnung scheint sie gewaltsam verdrängt worden und erloschen zu sein, und gegenwärtig gibt es, selbst unter den Gebern, die sich noch jetzt zur Lehre Zoroaster's bekennen, sehr wenige, die ihrer kundig sind. Das Zend soll sowol im grammatischen Bau als in seinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanskrit und mit der deutschen Sprache haben. Das Pehlvi, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend in Niedermedien oder Parthien (in der Landessprache Pehlo oder Pehluwan) gesprochen wurde, gelangte zu einer großen Ausbildung, und ward unter den parthischen Königen Schrift- und höhere Gesellschaftssprache, mußte aber dem Parsi weichen, als der Sitz des Reichs in die südlichen Provinzen verlegt wurde, und die Sassaniden es sogar verboten. Nach unbestimmten Nachrichten soll es indeß noch jetzt von einem nomadischen Volke in Shirwan (den Puddar) gesprochen werden. Unter den Gebern sind auch nur Wenige, die es verstehen. Die Schriften Zoroaster's wurden früh in das Pehlvi übersetzt; außerdem sind noch verschiedne theologische und historische Schriften darin vorhanden, von denen vor kurzem Ouseley mehrere nach Europa gebracht hat. Das Pehlvi ist verwandt mit dem Chaldäischen. Unter den Sassaniden endlich wurde die sanfte, reiche und bildsame Sprache der Provinz Fars oder Farsistan, das Parsi, herrschende Sprache in Persien, aus welchem sich das Neupersische und aus beiden die rauhe kurdische Mundart bildeten. Das Parsi oder die unvermischte Sprache von Fars verräth einen gemeinschaftlichen Ursprung mit dem Sanskrit, ohne daß wir, mit Schlegel, das Sanskrit zur Mutter des Parsi, noch, mit Frank, das Parsi zur Mutter des Sankrit machen wollen, wiewol die letztre Meinung durch die größere Einfachheit des Parsi besser begründet zu sein scheint als die erstere. Ziemlich rein finden wir das Parsi noch im Ferdusi und einigen andern Schriftstellern aus dem ersten Jahrhunderte des Mohammedismus, jedoch nicht ganz unvermischt mit Arabischem. Diese Einmischung des Arabischen in das Parsi erfolgte seit der Eroberung Persiens durch die Araber, als die mohammedanische Religion in Persien herrschend, und die arabische Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perser wurde. Die Aufnahme nicht nur einzelner Wörter, sondern auch ganzer Phrasen geschah theils aus Bedürfniß, da im Parsi für viele neue Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch um sich zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entstand das Neupersische. Die arabischen Wörter aus welchen es gemischt ist, sind theils unverändert geblieben, theils nach persischer Weise verändert und gebeugt worden. Die Aehnlichkeit des Persischen mit dem Germanischen ist zwar nicht so groß, daß der Deutsche, wie Leibnitz

sagt, ganze persische Verse sogleich verstehen könne, aber sie ist unleugbar vorhanden. Sie beweist, ohne uns zu gewagten und, da sie unerweislich sind, unnützen Hypothesen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Asien stammende Germane mit dem alten Bewohner Persiens aus Einer Quelle schöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Celten, Slaven, Thrazier, von deren Sprache wir ebenfalls Spuren im Persischen vorfinden. Im grammatischen Bau ist das Persische an Einfachheit ganz der englischen Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zusammenzusetzen, der deutschen. Wir übergehen die Mundarten der persischen Sprache, und führen nur an, daß die ausgebildetste derselben, welche die Hof- und Gelehrtensprache geworden, Deri (Hofsprache, von Dar, Pforte), die gemeine Volkssprache aber Valaat heißt. Die Schrift der Perser ist die arabische, mit Hinzufügung von vier Buchstaben mit drei Punkten, welche die Araber nicht haben. Am häufigsten sind ihre Bücher in dem hängenden und gezognen Schriftzuge geschrieben, welcher Tälik heißt. Die persische Literatur, in deren Besitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlvi, außer den schon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverständlichen persepolitanischen Inschriften nichts mehr aufzuweisen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexander's entgangen war, wurde unter den Kalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten sich unter den geflüchteten Parsen oder Gebern. Die persische Bildung sank in den ersten Zeiten der arabischen Herrschaft; bis in's 10. Jahrh. findet sich keine Spur einer Literatur; erst unter den Abassiden blühten die Wissenschaften auch in Persien wieder auf, und schon war die arabische Literatur im Sinken, als die persische sich, von den Bujiden und Seldschucken begünstigt, erhob. Unter den Fürsten, welche Gelehrte und Dichter durch persönliche Gunst und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte des 10. Jahrh., die gaznavidischen Sultane, Mahmud Sebektechin und Keder Ben Ibrahim, und der seldschuckische Sultan Malekshah mit seinem Vezir Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Diese Blüthe der Literatur dauerte bis in's 13. Jahrh. auf Dschingischan. Timur im 14. und die Türken im 15. Jahrh. brachten sie immer mehr in Verfall, und im 16. erlosch sie fast ganz. Die Bedrückungen und Unruhen welchen Persien seitdem unaufhörlich ausgesetzt gewesen, haben das Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Bildung nicht erlaubt. Aber aus jenen frühern Zeiten besitzen die Perser zahlreiche und kostbare Schätze der Literatur, besonders in der Poesie, Geschichte, Geographie ꝛc. Unsere Uebersicht derselben kann nur sehr unvollkommen sein, und wir müssen uns großen Theils auf das beschränken, was von den Europäern bearbeitet worden ist. Der glänzendste Theil der persischen Literatur ist die Poesie. Hier nennen wir zuerst Rudegi, den Vater der neuen persischen Poesie, welcher Bidpais Fabeln poetisch übersetzte, und den epischen Dichter Ferdusi (s. d.) aus Thus, den Verfasser des Shahnameh, zu Anfang des 11. Jahrh.; ferner seine Zeitgenossen, die berühmten Lyriker Ansari (der erste Dichterkönig) und Ahmed Essedi aus Thus. Weiter sind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri oder Enweri aus Bednah in Chorasan, gestorben 1200, unübertroffen in der Kaside, nur dem Hafiz weichend in der Ode (Gasel) zwei seiner Gedichte stehen in den Asiatic Miscellanies, eins in den Fundgruben; Chakani, sein Zeitgenosse und Nebenbuhler; Chodscha Hafiz Schemseddin Mohammed, am bekanntesten unter

dem Namen: Hafiz (s. d.); Shahi, wahrscheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dschami, Hatefi, Emir Chosru, Senai, Shefali und viele andre Verfasser ganzer Divane, die in Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens aufgeführt sind. Auch zählt die persische Poesie unter ihren Lyrikern den türkischen Kaiser Selim I., den unglücklichen Shah Allum (s. Franklin's Life of Shah Allum), und den Shah Feth Ali. Als Lyriker, Mystiker und moralischer Dichter ist vor allen andern sowol im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Sadi (s. d.). Auch Feridedin Attar, ein Zeitgenosse Sadi's, schrieb eine sehr geschätzte Sammlung von Sittensprüchen unter dem Titel Pendnameh, und mehrere andre Dichterwerke. Für das vollkommenste Muster mystischer Schreibart gilt Dschelaleddin Rumi, aus Balkh in Chorasan, der eine eigne Sekte stiftete, und als frommer Sofi 1272 starb. Sein großes Werk, Kilat el Metnavi (Sammlung von Distichen), ist so schwer zu verstehen, daß eigne Wörterbücher dafür verfaßt worden sind. Einer der fruchtbarsten und zugleich angenehmsten Dichter Persiens ist Abdalrahman oder Abdurrahman ebn Achmed, bekannter unter seinem Beinamen Molla Dschami, den er von seinem Geburtsorte Dscham in Chorasan erhalten hatte. Er lebte von 1414 bis 1492, und hat gegen vierzig Werke hinterlassen. Wir nennen von demselben den Divan, aus dem einzelne Gedichte hin und wieder gedruckt sind, das Beharistan (Frühlingsgarten), woraus mehrere Fabeln und kurze Nachrichten von einigen persischen Dichtern in der zu Wien erschienenen Anthol. persic. mitgetheilt worden; die beiden erotischen Epen Jussuf we Zuleikha und Medschnun we Leila, deren ersteres wir nur aus Bruchstücken in den Asiatic Misc., letztres aber durch die Uebersezzung Chezy's (Paris 1807, 2 Bde., die von Hartmann in's Deutsche übertragen worden ist), näher kennen, (die Liebe des Jussuf und der Zuleikha, so wie des Medschnun und der Leila ist von unzählbaren persischen und türkischen Dichtern besungen worden. Am häufigsten davon kommt vor, und ist in Ostindien gedruckt worden das Gedicht Medschnun und Leila von Hatefi, einem geschätzten persischen Dichter.), und zwei kleine grammatische Werke, von denen das eine, ein Commentar zu der arabischen Grammatik Kasiah, zu Konstantinopel, das andre unter dem Titel Nisab Tedjnis alloghat, in Gladwin's Persian Moonshee und 1811 abgesondert zu London erschienen ist. Von den andern Werken könnten wir nur die Titel angeben. Unter die Dichter vom ersten Range gehört endlich noch Nizami oder Nisami, zu Ende des 16. Jahrh., dessen Werke aus fünf großen Gedichten bestehen, worunter drei epische sind, Chosru und Shirin, Leila und Medschnun und die Geschichte Alexander's (Iskander-nameh). Einige aus seinem Buche des Glücks gezogne Fabeln und Erzählungen sind im Original und in Uebersetzungen erschienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, so könnten wir noch Chosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirman, und Nani, von denen jeder fünf große Gedichte geschrieben; ferner Mir Ali aus Shirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleimann, jeder als Verfasser eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andre nennen. Statt dessen aber verweisen wir lieber auf das treffliche Werk Hammer's. Die Quellen zur Kenntniß der persischen Dichter sind, außer dem Beharistan des Dschami, und dem allgemeinen Werke Hadschi Chalfa's, ihre Lebensbeschreibungen des Persers Dauletshah, fortgesetzt von Sam Mirza, unter dem Titel: Teskiretelchoara, woraus sich einige Aus-

züge von S. de Sacy in den Notices et extraits des Manuscrits etc. finden, und das Ateshkede (Feuertempel) von Hadshi Lotfali Beg, mit dem Beinamen Azir. Nicht minder groß ist die Menge in Prosa geschriebner Fabeln, Mährchen und Erzählungen. Dahin gehört das Anwar Soheili, eine persische Uebersetzung der Fabeln der Bidpai, das Bahar Danush von Einajut Dollah (übersetzt von J. Scott unter dem Titel: Garden of knowledge, 1799 3 Bde.) das Tootinameh oder Erzählungen eines Papageien (persisch und englisch von Hadeley), die von Ouseley übersetzten Tales of Bakhtyar and the ten Veziers ꝛc. Andre dergleichen Werke sind von Scott für seine Tales, anecdotes and lettres, transl. from the Arabic an Persian, 1800 von Langlès für seine Contes, Sentences et Fables, tirées d'auteurs arabes et persans, 1788, und manche ähnliche Sammlungen benutzt worden. Für Geschichte, Geographie und Statistik besitzen die Perser große und wichtige Werke. Eine allgemeine Geschichte von Adam bis auf seine Zeit schrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkasim Beidavi) um 1276, unter dem Titel: Historische Perlenschnur. Den achten Theil dieses Werks, der die chinesische Geschichte enthält, hat Andr. Müller persisch und lateinisch herausgegeben. Turan Shah, der 1377 zu Hormuz starb, schrieb ein Shah Nameh, welches ausgezogen ist in Pedro Texeira Relaciones del origen, descendencia y succesion de los reyes de Persia y de Hormuz, Amb. 1610. Mirchond oder Mohammed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1741 blühte, schrieb ein großes Geschichtswerk unter dem Titel: Hortus puritatis in historia Prophetarum, Regum et Chalifarum, von dem, außer dem Bruchstück in Wilken's Grammatica persica, vier Abschnitte mitgetheilt worden: von Jenisch, in der Historia Regum Persarum, Viennae, persisch und lateinisch; von S. de Sacy in seinen Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, die Geschichte der Sassaniden, bloß französisch; von Wilken die Historia Samanidarum, Götting. 4. persisch und lateinisch; und von Jourdain die Geschichte der Dynastie der Ismaeliten in seiner Notice de l'histoire universelle de Mirkoud etc. Paris 1814, persisch und französisch. An Mirchond schließt sich dessen Sohn Chondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin, mit seinem Compendium historiae universalis Mahomedanae, welches noch Handschrift geblieben. Ein Gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der, außer einer türkischen nur noch in der persischen Uebersetzung des Balami vorhandnen, ursprünglich arabisch geschriebnen Geschichte der Völker und Könige von Mohammed Ebn Dshaffar Mahomed Ben Dsherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik (Medulla historiae) des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (gestorben 1351) aus der lateinischen Uebersetzung von Gaulmin und Galland. Von Mohammed Kasim Ferishta besitzen wir zwei wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow unter dem Titel: History of Hindostan, Lond. 1768, 3 Bde. 4., das andre J. Scott unter dem Titel: History of Dekkan, 1794, 2 Bde. 4. in englischen Uebersetzungen bekannt gemacht haben. Ebenfalls sehr belehrend für die Geschichte und Geographie Hindostan's ist das Tuzuki-Dshihan-Guir, von dem Kaiser Dshihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den Asiatic Misc. Auszüge geliefert hat; vor allen aber das Akbar-nameh von dem Vezir Abul Fazl (ermordet 1604), dem elegantesten Schriftsteller Hindostan's, der es auf Befehl des Kaisers Akbar schrieb. Die beiden ersten Theile dieses Werks enthalten eine Geschichte Akbar's und seiner Vorfahren, der dritte Theil aber, Ajin

Akbari betitelt, eine geographische, statistische, physische und historische Beschreibung Hindostan's, der mancherlei andre Nachrichten beigefügt sind. Von diesem dritten Theile haben Gladwin (unter dem Titel: Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar) und Langlès (in den Recherches asiatiques) Auszüge gegeben. Abul Fazl hat auch die dem Wishnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanskrit in's Persische übersetzt. Von den Jahrbüchern des Asem aus Kufa hat Ouseley einige Bruchstücke in seinen Orient. Collections mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken demselben Gelehrten ein Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt. Lond. 1709. 8. Noch unbearbeitet ist die persische Reichsgeschichte von Alomri nach alten historischen Quellen verfaßt. Viele Werke sind vorhanden über kürzere Zeitabschnitte, einzelne Dynastien und einzelne Fürsten. Das Tarich ali Mosaffer enthält eine Geschichte der sieben Regenten aus der Familie Mosaffer. Shah Babur hinterließ für die Kenntniß von Hindostan sehr wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim in's Persische übersetzt hat. Abul-Rizak schrieb ein Leben des Shah Rokh und seiner Nachfolger, ferner die Geschichte seiner Gesandtschaften nach China und Hindostan, welche letztre Langlès in seiner Collection portative de voyages etc. übersetzt geliefert hat. Mevana Abdallah Ibn Faziellah, mit dem Beinamen al Wasi, schrieb im 13. und 14. Jahrh. eine Geschichte Dschingischan's und seiner Nachfolger bis 1336. Sherifoddin oder Molla Sherifoddin Ali Yezdi (st. 1446) schrieb eine fabelhafte Biographie Timur's; franz. von Petit de la Croix, Paris 1724, dessen Sohn auch eine Histoire du Grand Genghizchan aus persischen Quellen lieferte. Eine Geschichte Nadir Shahs von Mirsa Mohammed Mahadi Chan aus Masenderan übersetzte W. Jones in's Französische, eine andre Geschichte desselben von Abdul Keraw aus Kashmir, unter dem Titel: Beyoni Vaki (nothwendige Erläuterung), übersetzte Gladwin, Kalkutta, 1788; Langlès aber hat dieses Verfassers Wallfahrt nach Mekka in seiner Collection im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraser eine History of Nadir-Shah. Hier mögen sich die Tuzukati Timur anschließen, welche Davy übersetzt und White herausgegeben hat unter dem Titel: Institutes political and military, written originally in the Mogul language by the great Timur, transl. into Persian by Abu Talib Alhusseini and thence into English, Oxford, 1783, 4. Von den geographischen Werken in persischer Sprache hat Ouseley ein Bruchstück aus den Heft Kleimat (die sieben Klima's) in seinen Orient. Coll. und einen Auszug aus der persischen Uebersetzung der arabisch geschriebnen Geographie Ibn Haukals bekannt gemacht. Ueber die Chronologie hat Grävius ein wichtiges persisches Werk herausgegeben, unter dem Titel: Epochae celebriores etc. Lond. 1650. Von den persischen Aerzten ist noch keiner bearbeitet worden; um sie indeß nicht ganz zu übergehen, nennen wir nur das kostbare Werk des Abulmansur Mowafin Ben Ali, welches sich zu Wien befindet. Auch die Geometrie und Astronomie studirten die Perser mit Eifer. Nasereddin aus Thus bearbeitete und Maimon Nashid commentirte den Euklides. Omar Chejan berechnete unter Malekshah (1072) das Sonnenjahr auf 365 Tage, 5 St., 48 Min., 48 Sec,, und unter den astronomischen Tafeln, welche Perser zu Verfassern haben, sind die auf Hulaku Ilekan's Befehl von Nasereddin angefertigten, und nach ihm benannten, jedoch erst fünf Jahre nach Ilekan's Tode (1269) beendigten, und die in der ersten Hälfte des 15.

Jahrh. unter Ulug-Beigh's thätiger Theilnahme von einer großen Anzahl von Aſtronomen verfertigten, welche Joh. Gravius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichſten. Hulaku Ilekan ſtiftete 1259 zu Maragha eine aſtronomiſche Akademie, und ließ eine Sternwarte bauen, über welche der genannte Naſereddin die Aufſicht erhielt. Ulugh Beigh ließ eine ähnliche zu Samarkand errichten. Ein perſiſcher Kalender, unter dem Titel: Ruznameh nauruz, iſt ebenfalls gedruckt erſchienen, Fol. Noch müſſen hier genannt werden: Beck's Ephemerides Persarum per totum annum. Vind. 1695, fol. und Welſch Tabulae aequinoctiales. Aug. Vind. 1676, 4. Die Werke über Mohammed, die mohammedaniſche Religion, die Legenden der Heiligen ꝛc. ſind unzählig, aber für uns von geringerm Intereſſe. Dagegen iſt von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verſtändlich und daher ungenießbar, der perſiſche Auszug aus den Veda's, betitelt: Oupnek'hat, den Aquetil du Perron lateiniſch herausgegeben hat, 2 Bde. 4., 1804. Die fünf Bücher Moſes finden ſich perſiſch, von einem Juden in Thus überſetzt, in Walton's Polyglotte; von den Evangelien iſt eine doppelte Ueberſetzung vorhanden, eine in derſelben Polyglotte, die andre von Whelok herausgegeben, London 1657, Fol. Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Roſenmüller gezeigt. Ihre eigne Sprache haben die Perſer mit großem Fleiße bearbeitet; das beweiſt die Menge der vorhandnen grammatiſchen und lexikographiſchen Werke. Nur für Anfänger iſt das kleine perſiſch-türkiſche Wörterbuch des Shahidi; berühmter iſt das von Ardeſhir, ferner das von Caſtellus bei dem ſeinigen zum Grunde gelegte Naëmet allah (Deliciae Dei); aber die beiden berühmteſten ſind das Ferhangi Dſhihanguir, und das Ferhangi Schuuri. Letztres wurde 1742, ein andres von Seid Ahmed 1804 zu Konſtantinopel gedruckt. Dieſe Ueberſicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der perſiſchen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da ſie (für den Orient, beſonders Indien, das, was für uns die franzöſiſche) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, ſondern auch an Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen, den verſchiednen indiſchen und andern Sprachen beſitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich ſind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung ſind wir jetzt reichlich verſehen. Wir nennen nur die wichtigſten. Die Grammatiken von Jones und Richardſon (der ältern zu geſchweigen) ſind jetzt übertroffen durch Gladwin's Persian Moonshee, beſonders aber durch Lumsden's Persian Grammar (2 B. Fol.). In Deutſchland hat die beſte Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern ſind die vollſtändigſten Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (2te Ausgabe, 4 Bde. Fol.); Richardson's Dictionary persian, arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins, London 1806, 2 Bde., 4. und Barretto's Persian and Arabic Dictionary, 2 Vols. 8. Einen Auszug aus Richardſon hat Hopkin 1810 in einem Octavbande geliefert. Ueber Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones Commentarien, in Ouſeley's Oriental Collections und Persian Miscellanies, in Gladwin's Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians, in den Fundgruben des Orients, in den reichhaltigen Werken J. v. Hammer's ꝛc. M.

Perſius. Aulus Perſius Flaccus, ein römiſcher Satyriker im Jahre Chriſti 34 zu Volterra (Volaterrä) in Etrurien geboren. Andre geben Ligurien als ſeine Heimath an. Seine Familie hatte ritterlichen Rang, und dem gemäß war auch ſeine Erziehung, die er zu

Rom vollendete. Mit mehrern der ausgezeichnetsten Personen damaliger Zeit in vertrautem Umgange, war er geliebt wegen seiner Bescheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem frühen Alter von 28 Jahren starb er. Der Stoiker Cornutus, einer seiner Lehrer, machte von ihm sechs Satyren bekannt, welche eine Gemälde der herrschenden Sitten seiner Zeit im Gegensatze mit dem Ideale des stoischen Weisen und altrömischer Sitte enthalten. Sie sind sämmtlich ausgezeichnet durch Ernst und Strenge, Kraft und Gedrungenheit. Ihre große Dunkelheit entspringt theils aus für uns unverständlichen Anspielungen, theils aus der abgerissnen Schreibart und übertriebnen Kürze. Gewöhnlich sind die Satyren des Persius dem Juvenal angehängt. Vorzüglich haben ihn Casaubonus (Leiden 1695), Reiz (Leipzig 1789. 8.), König (Göttingen, 1803), und Meister herausgegeben oder commentirt; in's Deutsche übersetzt haben ihn Fülleborn (Züllichau, 1793), Schindler (Leipzig, 1803), Nasser (Kiel, 1807), Passow (Leipzig, 1809) und Joh. Fr. Wagner (Leipzig 1811).

Personenrecht. Das Wort Person bezeichnet überhaupt ein Wesen, welches sich durch Vorstellungen und Gründe zu Handlungen bestimmen kann, oder welchem Willkür zukommt, der Sache entgegengesetzt, daher insbesondre der Mensch, und im juridischen Sinne der Mensch, als rechtsfähiges oder Rechte besitzendes Wesen, besonders in der bürgerlichen Gesellschaft gedacht wird. Der Mensch ist nämlich ein Vernunftwesen, dessen Charakter absolute (d. h. von allen äußern Bestimmungen unabhängige) Selbstständigkeit ist, und als solches, zur äußern Freiheit bestimmt, nach welcher er seine Kräfte zur Erreichung seiner Zwecke in der Sinnenwelt gebrauchen kann. Da aber auch andre mit ihm zur Gesellschaft verbundne Menschen zur Foderung der äußern Freiheit berechtigt sind, so entspringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Handlungsweise derselben, insoweit sie dadurch seine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge dessen jedes unabhängige Individuum des Staats selbstständig handelt, und sich nach vernünftigen Zwecken bestimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Andrer zu beschränken, heißt das Recht der Persönlichkeit, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen ist. Insofern nun diese bloß in persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen ihren Grund haben, werden sie Personenrechte, und der Begriff der Gesetze, durch welche diese Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt sind, das Personenrecht (jus personarum) genannt, und sind mit den persönlichen Rechten nicht zu verwechseln, welche, im Gegensatze des dinglichen Rechts, bloß gegen eine bestimmte Person in Beziehung auf Erfüllung von Verbindlichkeiten verfolgt werden können. Die auf die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse des Menschen sich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten entspringen 1) aus seinen natürlichen Eigenschaften, 2) aus seinen Familien- und 3) aus seinen bürgerlichen Verhältnissen. Das Personenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenstande, welche der Gesetzgeber mit dem Leben oder Dasein überhaupt, mit der Geburt, ob sie ehelich oder unehelich, mit dem Geschlecht, mit dem Alter, ob es mündig oder unmündig, mit der Verwandtschaft, ob sie durch's Blut, oder Geschlechtsverbindung entstanden, und mit dem bürgerlichen Stande, ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig sei, verknüpft hat. Hieher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der

Leibeigenschaft, dem Bürgerrecht und ähnliche. Das Personenrecht eines Volks beruht also auf seinen Sitten und Gebräuchen. Mr.

Personification (Personificirung), wird in der Poetik und Rhetorik die Darstellung eines leblosen Gegenstandes als Person genannt. Dies geschieht, indem man jenen Gegenständen Eigenschaften der Personen beilegt, und mithin sie wirken und sprechen läßt, wie Personen, oder sie behandelt und schildert wie Personen. Im ersten Falle ist die Personification eine ausgeführte poetische Schilderung, und kann z. B. dramatisch sein; im letztern Falle ist sie eine poetische oder rhetorische Figur, und heißt auch Prosopopöie. Nun könnte man schon diejenigen Figuren Personificationen nennen, in welchen man durch ein einziges Beiwort dem Gegenstande die Eigenschaften lebendiger Wesen beilegt, z. B. die wiedererwachende Natur, der zürnende Sturm, mithin die Metonymie, Metapher ꝛc.; aber im vorzüglichsten Sinne findet Personification Statt, wenn der Gegenstand selbst gleich einer selbstständigen Person angeredet, geschildert oder redend vorgestellt wird. Hieher gehört daher auch die Sermonication, die Darstellungsart, vermöge welcher leblose Gegenstände oder höhere Geister redend eingeführt werden; oft auch die Vision und die Allegorie. Der Grund dieser rhetorischen und poetischen Figur liegt in dem Wohlgefallen des Geistes an dem Lebendigen und Anschaulichen; denn dadurch, daß Dinge als Personen dargestellt werden, werden sie unsrer Einbildungskraft und unserm Gefühle menschlich nah gebracht.

Perspektiv, s. Fernrohr.

Perspektive nennt man die Wissenschaft oder Kunst, Gegenstände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie sie aus einem gegebnen Standpunkte nach ihrer Gestalt und Farbe gesehen werden. In sofern man nun vermittelst Lichtstrahlen sieht, welche in geraden Linien von den Gegenständen nach unserm Auge dringen, beruht die Perspektive auf der Optik. Inwiefern aber das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfodert, kann die Perspektive zur Geometrie gerechnet werden, wie es Kästner in seinen mathematischen Anfangsgründen (1. Abtheil. 1. Theil, S. 591) gethan hat. Der Theil der Perspektive, der die Gestalt der Gegenstände betrifft, unterscheidet sich indeß wesentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine mathematische oder Linear- und eine Farben- oder Luftperspektive. Beide sind den Malern, Baukünstlern, Bildhauern u. a. m. von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derselben kann ein Gemälde nie Wahrheit und Leben erhalten, ja es wird bei Vernachlässigung oder Verstoßen gegen diese Wissenschaft oftmals ein widriger Eindruck hervorgebracht. Sie allein lehrt die Kunst, Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darstellen, und selbst bei den einfachsten Lagen bedarf man ihrer. So lange daher die Perspektive unbekannt und ungeregelt war, mußte die Kunst in der Kindheit bleiben. In der neuern Zeit wurde diese Wissenschaft am meisten vervollkommnet; doch beweisen die Malereien von Herkulanum, daß die altgriechischen Maler wenigstens so viel davon wußten, als für die praktische Anwendung nöthig war. Auch wird zur Beurtheilung eines Bildes Kenntniß der Perspektive erfodert. Um einen Begriff von der Natur der Linearperspektive und von perspektivischen Zeichnungen zu erlangen, denke man sich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenstand auf den Erdboden hingestellt. Zwischen ihm und dem Auge befinde sich eine dünne, durchsich-

rige, senkrecht stehende Ebene, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten des Gegenstandes nach dem Auge dringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in derselben Punkte abschneiden, die ein treues, täuschendes Bild des Gegenstandes bestimmen, welches man die perspektivische Abbildung oder Projection nennt. Hat der Zeichner die Natur auf diese Weise vor sich, kann er sich auf sein Augenmaß verlassen, so darf er nur den schicklichen Standpunkt zur Beschauung auswählen, damit er deutlich und bequem, ohne das Auge zu verrücken, seinen darzustellenden Raum mit allen Gegenständen übersehen könne. Hier würde die Perspektive durch das Augenmaß, und mittelst gewisser praktischer Hülfsmittel leicht gefunden werden können. Wenn aber die Phantasie Bilder schaffen, oder einzelne Naturgegenstände schöner und glücklicher zusammenstellen will, um ihre Wirkung zu erhöhen, und man kein Original in der Natur vor sich hat: so muß eine Anordnung der Theile, eine Bestimmung der Umrisse nach mathematischen Gesetzen der Perspektive nothwendig vorausgehen, wenn das Ganze jene Wirkung hervorbringen soll, die die Natur auf unsere Sinne und auf unser Gemüth macht. Die Linearperspektive besteht also hauptsächlich in der Auflösung der Frage: wie jeder Punkt in der Natur in die perspektivische Proportion zu bringen sei, und ist mithin die mathematische Wissenschaft, welche uns lehrt, wie sich die Linien, welche die Gegenstände beschreiben, dem Auge des Sehenden nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht und nach der Entfernung der Gegenstände darstellen. Diese Wissenschaft setzt uns in den Stand, alles Uebrige, Bäume, Häuser, Paläste, Säulengänge, ganze Landschaften so zu zeichnen, wie sie in der Glastafel erscheinen würden, wenn sie in der Natur zu sehen wären. Es gibt mehrere sehr gute Anweisungen hierzu. Für Anfänger hat Valenciennes praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspektive, aus dem Französischen von Meynier mit 36 Kupfern, 1803, Hof bei Grau, entschiedne Vorzüge in Hinsicht der Deutlichkeit und Anschaulichkeit. Da es ohne Figuren nicht möglich ist, die Perspektive faßlich darzustellen, so stehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigsten Vorbegriffe, um ohne mathematische Constructionen, Beweise und Berechnungen den Nichtkenner mit den Kunstausdrücken bekannt zu machen. Auf einer Ebene, die man Grund- oder Bodenfläche nennen kann, stellen wir uns einen Gegenstand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unsern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite gesehen, erscheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den seine Grundfläche einnimt, ein besondrer Riß, Grundriß (ichnographischer Riß) zu fertigen sei, der sich von der aufrechtstehenden Seite oder dem Profile (orthographischer Riß) unterscheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenstand davon am deutlichsten und bequemsten mit unverrücktem Auge übersehen können, wenn wir dreimal so weit von ihm entfernt sind, als seine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenstande Statt findet, bezieht sich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landschaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Gesichtsfeld wählen, und nicht mehr Gegenstände in eine Zeichnung aufnehmen, als diesem Raume wirklich entsprechen. Hinter eine Fensterscheibe gestellt, kann man sogleich Versuche hierüber machen, und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Gesichtsstrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach der Gegend hinblickt. Stände nun zwischen dem Wür-

fel und unserm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menschen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel senkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt: so heißt in diesem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Distanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Distanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie auf der Tafel und eine Vertikallinie an, so theilen diese die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchschnittspunkt ist, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenstände, die nun rechts oder links der Vertikallinie stehen, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf sehen. Gesetzt nun, der Würfel wäre von durchsichtiger Materie, wir könnten also seine Grundfläche sehen, so finden wir, daß von unserm Fußpunkte nach den vier Ecken dieser Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in vier Punkten schneiden. Würden nun wieder von diesen Durchschnittspunkten Perpendikularlinien auf der Tafel gezogen, so schneiden sie die vier Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen und bestimmen sofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begrenzenden Flächen findet ein Aehnliches Statt. Diese Bemerkung führt von selbst auf die Construction, durch welche man die Grund- und Profilrisse der Gegenstände in die Projection bringt, und auf den Unterschied, welcher zwischen dem geometrischen Grundrisse und dem perspektivischen Statt findet. Da nun der geometrische Grundriß zum perspektivischen wird, wenn man ihn, anstatt dicht hinter der Tafel an's Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt, und nun ansieht: so begreift man leicht, wie die regelmäßigsten Figuren, z. B. Quadrate, Zirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipsen werden, und warum der geometrische Grundriß nöthig ist, um den perspektivischen auszumitteln. Wenn man recht aufmerksam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, so wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel gestellt, um so kleiner sich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge sendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und so umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel sind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel sind, ebenfalls; sie behalten also eine dem Originale ähnliche Gestalt; theilt man sie, so stehen selbst die Theile in der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel sind, so werden sich ihre Abbildungen, wenn man sie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn sie parallel unter sich sind, horizontal, gegen die Tafel über senkrecht stehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebene oder in der Vertikalebene des Beobachters (das sind die Ebnen, die man sich durch das Auge und die Horizontal- oder Vertikallinie gelegt denken kann) liegen, erscheinen in der Projection als eine Horizontale oder Vertikale; so wie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erscheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie, noch mit der Horizontale sind, sehen wir entweder ansteigen oder abfallen, je nachdem sie niedriger oder höher liegen als das Auge ꝛc. Diese und ähnliche Bemerkungen machen die verschiednen Arten der Constructio-

nen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, sie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung eines Gemäldes und zur Beurtheilung desselben aufzufinden. Wir haben gesehen, daß in dieser gewöhnlichen Perspektive das Auge in einer bestimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicher Weise erhalten da alle Linien und Winkel in der Absicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewissen Zeichnungen, z. B. bei militärischen Baurissen u. dergl., mehr auf das Maß als auf die täuschende Wirkung an. In diesem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenstande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenstande nach dem Auge dringenden Strahlen unter sich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, so ergibt sich darin ein rein mathematisch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportionirt sind. Man nennt diesen Zweig der mathematischen Perspektive die Militär- oder Cavalierperspektive. Auch für die Geographie ist die Stellung des Auges in einer Entfernung von der Erdkugel bei der sogenannten orthographischen Projection derselben angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes perspektivisches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptsächlich aber von der Halbkugel der Erde selbst. Eben so wichtig als die Linearperspektive ist dem Maler, besonders für die Haltung eines Gemäldes, die Luftperspektive, obschon sie nicht auf so demonstrirten Grundsätzen ruht, wie jene. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenstände, nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden, zurückwerfen, und zeigt, wie diese Gegenstände sich im Farbentone abstufen, nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, die sie vom Auge des Beschauers sondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, so sehen wir nur die allernächsten Gegenstände in ihrer wahren Farbe und ungeschwächten Beleuchtung. An den entferntern mischen sich, nach dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünsten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenstände umfließt, bis diese endlich am fernsten Horizont ganz in den bläulichen Luftton verdämmern, so daß wir nur noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verschmilzt. Das Verhältniß dieser Abstufung richtet sich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr diese mit Dünsten geschwängert ist, desto stärker, je reiner sie ist, desto sanfter und unmerklicher sind die Abstufungen der Haltung, in welcher die Gegenstände erscheinen. Bei der Luftperspektive schwächen sich die Tinten, wie bei der Linearperspektive die fliehenden Linien sich verkürzen. Besonders erhalten die beleuchteten Theile des Gegenstandes gebrochnere, schwebendere Farbentöne; der beschatteten Seite kommt oft der Wiederschein oder Reflex zur Hülfe. Ist der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, so lassen sich auch die Grade dieser Abstufungen bestimmen, denn sie erfolgen nach eben den Gesetzen, wie die Abstufung der Größe in der Linienperspective aus einem gegebnen Abstandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperspektive sich zwar berechnen, doch nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Linienperspektive: so muß der Künstler den Maßstab dafür im Auge haben, und erlangt ihn durch aufmerksames Beobachten dieser Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Wirkung der Luftperspektive in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erstens, daß jeder Gegenstand, nach Maßgabe seiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Be-

leuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf seiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verschiednen Lokaltöne sich in in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders ist, als die allgemeine Farbe der Luft und des sie durchströmenden Lichts, welche sich zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindet. Die Lokaltöne der Gegenstände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieser selbst mehr oder weniger gefärbt ist. Die Farbe der Luft ändert sich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beschaffenheit der im Luftraume aufgelöst schwebenden Dünste. Der Maler wählt für seinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in jenem Gemälde herrschen soll, am gemäßesten ist. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, so muß die Haltung doch immer nach denselben Gesetzen erfolgen, und dieselbe optische Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenstände, und die harmonische Verschmelzung aller Töne in einen Hauptton bewirken. Eine richtige Haltung ist zur Wahrheit und Schönheit eines Gemäldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuschenden Schein der Wirklichkeit und die reizende Harmonie der Natur. Bei der Landschaftsmalerei ist die Luftperspektive besonders nothwendig. Die altdeutsche und die altitalienische Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten sie fast ganz.

Perth, die Hauptstadt von Perthshire in Mittelschottland, in einer höchst reizenden Gegend, wo man in einiger Entfernung die Grampiangebirge sich erheben sieht, liegt am schiffbaren Tay, welcher mitten in der Stadt von Fahrzeugen wimmelt, und über welchen eine schöne, 600 Fuß lange, auf zehn Bogen ruhende steinerne Brücke führt, von der man eine vortreffliche Aussicht hat. Die Stadt eine der schönsten und, dem Range nach, die zweite in Schottland, hat 1800 Häuser mit 20,000 Einw., und besteht aus der ältern und neuern Stadt, wovon die letztre gegen Westen liegt. Es sind hier eine Akademie für mathematische und philosophische Wissenschaften, eine antiquarische Gesellschaft, zwei Bibliotheken und eine Handlungsschule. Beträchtlich sind die Leinwand- und Baumwollenfabriken und Twistspinnereien. Ferner unterhält man Bleichen, Lederfabriken, verfertigt viel Schusterarbeiten zur Ausfuhr, und treibt einen ansehnlichen Handel. Nicht unwichtig ist die Lachsfischerei im Tay. Man berechnet den Werth der jährl. Ausfuhr davon auf 14,000 Pf. St. Eine Meile von Perth liegt am Tay der alte Sitz der schottischen Könige, Scone, mit den Trümmern der Schlösser Macbeth's und Malcolms. Der alte Palast ist nicht mehr vorhanden; an seiner Stelle steht eine alte Burg, der Sitz der Grafen von Mansfield.

Pertinenzien, in juristischem Sinne, Zubehör, Nebensachen, heißt in Beziehung auf die Hauptsache (res principalis) alles das, durch dessen Entziehung die Hauptsache in ihrem Wesen unverändert bleibt. Man unterscheidet vier Arten von Pertinenzien: 1) wenn ein gewisses Recht oder eine gewisse Eigenschaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2) wenn Bäume, Gesträuche und andre Gewächse auf einem Grundstücke Wurzel geschlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen so fest einverleibt ist, daß sie sich von ihr, ohne Schaden des Ganzen, nicht wohl trennen läßt; 3) Sachen, welche zum beständigen Gebrauch bei einer andern angeschafft werden; 4) Sachen, welche die Gesetze ausdrücklich, aus gewissen Gründen,

für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes und dergleichen.

Perturbationen, die Störungen des Planetenlaufs, sind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe, welche durch ihre wechselseitige Schwerkraft (Gravitation) gegen einander hervorgebracht werden. Erst das von Newton entdeckte Gesetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommnes Licht. Dem zufolge ist alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, sondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, sondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter schwer. Nun wird bei den Planeten der regelmäßige Lauf in der elliptischen Bahn, nach den keplerischen Gesetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müssen also Abweichungen von diesen Gesetzen entstehen, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüssel zu diesem Räthsel und zugleich die physische Ursache desselben. Newton erklärte und bestimmte einen Theil dieser Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das Vorrücken der Nachtgleichen, das Schwanken der Erdachse. Vieles aber, wozu sehr feine, damals noch unentdeckte Kunstgriffe der Infinitesimalrechnung nöthig sind, mußte er unbestimmt lassen. Später beschäftigten sich Clairaut, d'Alembert und Euler mit diesem Gegenstande; aber auch ihre Auflösungen sind nur als Annäherungen anwendbar. Erst Laplace fand die Formel, die allgemein gültig ist und die genauesten Resultate gibt; die Berechnungen sind indeß noch nicht für alle Planeten ausgeführt.

Peru und Chili, zwei einst spanische Provinzen in Südamerika. Die erste Nachricht von dem goldreichen Peru hatte Balboa (s. d. Art.) erhalten und seinen Landsleuten gegeben. Im J. 1525 erschien Franz Pizarro (s. d. Art.) mit 112 Mann auf der Küste von Peru, und drang nach mehrern mißlungnen Versuchen und nachdem er sich verstärkt hatte, über Tumbez bis Caramalca vor, von wo aus er den Inka zu einer Unterredung einladen ließ, in welche dieser endlich willigte. Bei dieser Zusammenkunft trat ein Dominikaner auf, trug den Inka die christlichen Glaubenslehren vor, und schloß mit der Erklärung, daß der Papst dem Könige von Castilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geschenk gemacht habe. Der Inka blieb ungläubig, wofür er mit seiner Freiheit und 400 unschuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn seine Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Prozeß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangst das Christenthum annahm, ward er aus Gnade erdrosselt. Pizarro nahm darauf von Cusco und den unermeßlichen Schätzen dieser Stadt Besitz. Die Gräuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Carls V., der sogleich ein eignes Gesetzbuch für die amerikanischen Reiche verfassen, einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten ließ, und Blasco Nunnez Vela zu dessen Vorsitzer, und, mit dem Titel eines Unterkönigs, zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nunnez aber unterlag den keinem Gesetz gehorchenden Spaniern und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz seiner blutdürstigen Grausamkeit, bis er von Pedro de la Gasca, einem Geistlichen, überwunden und auf dem Blutgerüste bestraft wurde. Gasca ordnete das Reich, und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofs. Doch war so lange die Ruhe in Peru

von keinem Bestande, als die ersten Generationen des Mord- und Raubgesindels, das sich daselbst angesiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigsten Zustand herabgesunknen Peruaner aber äußerte sich gegen die Spanier von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufständen, die jedoch bald unterdrückt wurden. In den neuesten Zeiten, da in den spanischen Besitzungen Südamerikas allenthalben die Insurrection gegen das Mutterland ausgebrochen ist, entstanden auch in Peru Unruhen, und der südöstliche Theil desselben, die Provinz Potosi, welche nach der neuern Eintheilung zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata geschlagen worden war, entzog sich gänzlich der spanischen Herrschaft. (S. d. Art. Südamerikanische Revol. im IX. Bde. und in der neuen Folge d. W.). Das ehemalige Vicekönigreich Peru begreift jetzt, nachdem der nördliche Theil zu dem Vicekönigreiche Neu-Granada, und die südöstlichen Theile zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata gekommen sind, ein langes, in mehreren Gegenden schmales Küstenland, welches gegen 44,000 Q. M. groß ist, und gegen Norden an Neu-Granada, gegen Osten an Brasilien, gegen Süden an Rio de la Plata und Chili, und gegen Westen an die Südsee grenzt. Außer mehrern Küstenflüssen, die in die Südsee fließen, sind der Maranhon oder Amazonenfluß, welcher hier seinen Ursprung nimt, der Ukayali, ein Nebenfluß des Maranhon, und der Bogota zu bemerken. Nach der natürlichen Beschaffenheit kann man das Land in zwei verschiedne Theile theilen, nämlich in das niedrige Küstenland, welches eine Ebene bildet, mit einem heißen Klima, und wo den gänzlichen Mangel an Regen bloß die aus dem Meere aufsteigenden Dünste und der Thau etwas ersetzen und in den gebirgigen Theil, wo sich Bergreihen (Sierras) in einer Entfernung von 15 Meilen von der Küste hinziehen nnd allmälig zu den Andes emporsteigen, deren niedrige Absätze sie sind. Hier sind 8 bis 10,000 Fuß sich erhebende Hochebenen und zwischen den Andes unzählige Thäler. In dem Küstenstriche sind nur die Gegenden fruchtbar, welchen es nicht an Bewässerung fehlt, und welche an Bächen und Flüssen liegen. Fürchterliche Erdbeben richten hier zuweilen große Verwüstungen an. Auf den Sierras ist das Klima zwar rauher, aber auch gesunder. Die Erzeugnisse sind: europäische Hausthiere, Lama's, Vicugnas, Quanacos, Fische, Perlenmuscheln, Purpurschnecken, Cochenille, Seidenwürmer; Getreide, Wein, Tabak, Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Baumwolle, Chinarinde, peruanischer Balsam, Indigo, Ingwer, Zimmt, Bananas ꝛc. Vorzüglich reich ist Peru an Gold und Silber. Humboldt berechnet den jährlichen Werth des Gewinnes dieser edeln Metalle auf mehr als sechs Millionen Piaster. Auch hat man Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Edelsteine, Stein- und Seesalz, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Schwefel ꝛc. Die Einwohner (1,400,000) sind theils Spanier und Kreolen, theils Mestizen und Mulatten, theils Eingeborne oder Indianer, wovon ein Theil die katholische Religion angenommen hat, und unter dem Joche der Spanier schmachtet, ein andrer Theil in den Gebirgen unabhängig von der spanischen Herrschaft lebt. Die unterwürfigen Indianer werden als Unmündige angesehen, und können zu keiner Art von Staatsbedienungen gelangen. Diese werden bloß von Spaniern eingenommen, und zu den einträglichsten gelangt nicht einmal ein Kreole, geschweige ein Mestize. Ackerbau und Viehzucht werden äußerst nachlässig betrieben. Die Gewerbe beschränken sich auf einige Tuch-, Baumwollen-, Leder- und Goldfabriken in den Städten. Der Han-

del ist ziemlich lebhaft, theils zur See mit den übrigen spanischen amerikanischen Besitzungen, theils zu Lande mit Rio de la Plata. Der Vicekönig, welcher alle drei Jahre abgelöst wird, residirt in der Hauptstadt Lima (s. d. Art.). Das Generalkapitanat Chili (oder Chile) enthält 10,440 Q. M. und grenzt im Norden an Peru, im Nordosten an la Plata, im Osten und Süden an Patagonien und im Westen an den großen Ozean. Es ist ein schmales von den Cordilleras begrenztes Küstenland, zwar von mehrern Zügen der Anden durchschnitten, aber voll reizender und fruchtbarer Thäler und Ebenen. Das Klima ist gemäßigt. Die europäischen Getreidearten gedeihen eben sowol, als die Gewächse der wärmern Zone. Die Gebirge liefern verschiedne Metalle und Mineralien. Man rechnet jährlich 10,000 Mark Gold und 30,000 Mark Silber. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 750,000, unter denen der kriegerische Stamm der Araukaner noch in völliger Unabhängigkeit lebt. An der Spitze der Regierung stand ein Generalkapitän; die Audienz hatte abwechselnd zu St. Jago und Conception ihren Sitz. Jetzt ist Chili eine Republik. (Vergl. Südamerika).

Perücken, vom Spanischen Peluca, Haarhaube. Der Gebrauch fremder Haare findet sich schon im Alterthum. So erwähnt unleugbar Xenophon, daß Astyages (um die 50. Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehrere römische Kaiser Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben bestrichen und mit Goldstaub gepudert. Nach dieser Zeit findet sich von Perücken keine Spur bis in's 16. Jahrh., wo Herzog Johann zu Sachsen 1518 an seinen Amtmann, Arnold von Falkenstein in Koburg, schrieb: „er solle ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß nicht bemerkt werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es grauß und geel sei, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne." Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland von Perücken, von wo aus sie sich über die meisten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575—1589) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Aber unter Ludwig XIII. (von 1610—1643), wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbst Personen, die ihrer nicht nicht bedurften, trugen sie, der Mode wegen. Ihre Gestalt veränderte von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man sich aus Nicolai's gelehrter Schrift über die Perücken zur Genüge belehren kann. Die neuere Zeit hat diesen unnatürlichen Putz abgeschafft, und wem die Perücke Bedürfniß ist, der bemüht sich wenigstens, die Natur möglichst treu nachzuahmen.

Peruanische, oder Peruvianische Rinde, s. Chinarinde.

Peruanischer oder Peruvianischer Balsam, s. Balsam.

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il), der erste Stifter der nachmaligen römischen Malerschulen, war 1446 zu Citta della Pieve geboren, erhielt zu Perugia das Bürgerrecht (daher sein Beiname) und zeichnete sich früh durch seine Werke aus. Wahrscheinlich waren Bonsigli und Pietro della Francesca seine Lehrer. Seine Gemälde (urtheilt Fiorillo) haben viel Grazie; besonders gelingen ihm weibliche und jugendliche Vorstellungen; seine Wendungen sind

edel und sein Colorit lieblich. Eine gewisse Härte und Trockenheit der Formen, und Armuth in den Gewändern sind Mängel seiner Zeit, wovon er sich noch nicht losmachen konnte. An Erfindung ist er nicht reich. Seine Frescogemälde sind weicher und haben mehr Haltung als seine übrigen Werke, wie seine schönen Arbeiten zu Perugia, Rom, Bologna und Florenz beweisen. Unter seinen zahlreichen Schülern, die ihn zum Theil treu nachahmten, ist der berühmteste der große Raphael.

Pervigilien hießen die Feste, welche von den Alten gewissen Göttern, besonders der Ceres, Venus und dem Apoll zu Ehren Nachts gefeiert wurden.

Pescherähs, s. Feuerland.

Pest (Pestilenz), eine äußerst bösartige, schnell tödtende, und sich weit verbreitende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zustande besteht, der mit höchster Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft und gewissen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeschwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden ist. Die letztern Zufälle sind in dieser Verbindung die charakteristischen Zeichen der Pest, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerst bösartig, auch allgemein herrschend sein können, allein doch nicht Pest, sondern allenfalls nur pestartig genannt zu werden verdienen. Insofern aber jene Krankheit aus Asien und Afrika abstammt, und sich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimisch ist, nennt man sie, zum Unterschiede von andern pestartigen Krankheiten auch die orientalische (levantische) Pest. Der Verlauf dieser Krankheit stimmt im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meistens eine große Niedergeschlagenheit des Gemüths, äußerste Mattigkeit des Körpers, gelinder Frost mit darauf folgender Hitze die in ein innerliches unausstehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes; dazu kommen: Betäubung, starre, glanzlose oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Gesicht, häufige Angst, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irresein. Bei Manchen stellt sich Ekel und Erbrechen ein. Der Durst ist unauslöschlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache undeutlich. Im weitern Verlaufe der Krankheit wird das Gesicht oft lebhaftroth, das Athemholen schnell und ängstlich; zuweilen stellt sich gallichtes, grünes oder blutiges und schwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raserei über. Der Urin ist zuweilen trübe, schwarz, weißlich oder blutig. Auch entstehen Blutflüsse. Wo die Krankheit nicht schnell den Tod herbeiführt, zeigen sich bald anfangs schmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derselben, bisweilen auch in den Ohrendrüsen, unter den Kinnladen, unter den Achseln, am Halse; auch Karbunkeln, kleine weiße, schwarzgelbe, schwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schreck, die Angst, die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welche sich gleich beim ersten Eintritte der Pest der Kranken bemächtigen, vermehren das Gefährliche derselben. Die Allermeisten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, sterben an derselben. Bei Vielen trit der Tod schon den ersten Tag, oft schon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derselben ein; bei Andern verzögert er sich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei solchen Kranken, an welchen die Beulen und Karbunkeln sogleich und in größerer Anzahl zum Vorschein kommen, sich erheben, und in Eiterung versetzen, ist mehr Hoffnung zur Genesung, als bei denen,

wo dies nicht geschieht. Die Beulen und Karbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten sich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeschnitten. Ueber den Ursprung der Pest und die Ursachen ihrer Verbreitung sind die Meinungen, nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwissenschaft und Bildung, verschieden gewesen. In den ältesten Zeiten, wo man große und schreckliche Wirkungen, deren Ursachen nicht zu ergründen waren, Geistern und Dämonen zuschrieb, hielt man auch die Entstehung der Pest für das Werk derselben. Späterhin glaubte man, in gewissen Veränderungen der Luft, in giftigen Dünsten, die sich aus der Luft herabsenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Insekten, welche durch das Athemholen, durch Speisen oder durch die Einsaugung der Haut in den Körper kämen und das Blut verdürben, ihre Ursache zu finden. Die Aerzte suchten nach dem Zuschnitte ihrer Lehrmeinungen die Ursache bald im Uebermaße sulphurischer Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflösung desselben, u. s. w. Auch über das Dasein eines ansteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Pest für ansteckend, Andre für nicht ansteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrung gestützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Pest ist eine besondre, von allen andern unterschiedne Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo sie eigentlich zu Hause ist, sich von selbst erzeugen. Hitze, ungesunde Luft, schlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünstigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Wesen derselben scheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu bestehen, welche so plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Bestandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmasse, von ihrer Normalbeschaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu fest oder zu flüssig) erscheinen, und das Leben zerstört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervensystems eine Gegenwirkung zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht so rasch ist, entstehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberrest der schon herabgesetzten Lebenskraft bald erschöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der Pestkranken sowol im Gehirn, als in der Brust- und Bauchhöhle Ansammlungen von geronnenen oder zersetzten, flüssigen, schwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweisen. Die Beulen geben schlechtes, fauliges Eiter und erstrecken sich tief nach innen; die Karbunkeln sind Brandbeulen, welche schon den Anfang des Todes vorstellen und abgestorbne Theile enthalten, auch meistens tief nach innen sich fortpflanzen. Wo die Natur noch hinlängliche Kraft besitzt, da entstehen die Entzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung versetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn sie ausgeschnitten werden, besseres Eiter und sondern sich ab; das Fieber löst sich durch heftigen Schweiß; die Wiederherstellung gelingt nur mit ganzer Kraftanstrengung der Natur, durch welche die Menschen erschöpft, lange Zeit Gerippen ähnlich umherschleichen. Hat sich die Krankheit ausgebildet, so wird sie ansteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche sie von jeher, sowol in Asien, als in Europa angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Pestseuchen sich als natürliche Folgen des Beisammenseins großer Menschenmassen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsstrichen, schon in den ältesten Zeiten eingefunden. Zu den bekanntesten gehörte die von Thucydides meisterhaft geschilderte Pest, welche im dritten Jahre des pe-

loponnesischen Krieges (430 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte sich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derselben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menschenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am siebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Pest in dem belagerten Jerusalem, 72 nach Chr. Geb., hat Josephus geschildert. In Rom herrschte die Pest 77 unter Vespasian, unter Mark Aurel 170, wo sie fast ganz Europa und Asien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallienus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menschen gestorben sein sollen. Seit diesen Zeiten zog die Pest immer in Italien, Griechenland, Asien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Konstantinopel unter Justinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben sollen. Diese fürchterliche Pest setzte ihre Verwüstungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutschen Kriegsheere wurden in Italien von ihr ergriffen, und brachten sie 555 ꝛc. nach Deutschland, wo sie seit dieser Zeit an verschiednen Orten ausbrach, z. B. im J. 565 besonders in Trier, 583, 590, wo sie auch in Rom wüthete. Im 7. Jahrh. war sie in Sachsen. 823 war sie in ganz Deutschland, und 875—877 besonders in Sachsen und Meißen äußerst verheerend. Eben so 964. Im 11. Jahrh. brach sie wenigstens sechs Mal in Deutschland, meist nach oder mit Hungersnoth so heftig aus, daß man glaubte, die Gottheit wolle das ganze Menschengeschlecht vertilgen. Weil man sie übernatürlichen Einflüssen zuschrieb (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht, als wenn sie durch Vergiftung der Brunnen ꝛc. sie verursacht hätten), so dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung. Im 12. Jahrh. hielt sie wol über 25 Jahre in Deutschland an; im 13. brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten sie nach Europa und Deutschland. Im 14. durchwanderte sie mehrere Striche Deutschlands. So wüthete sie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000 Menschen starben, 1349 in Straßburg, 1357 in Köln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im 15. Jahrh. raffte sie z. B. 1406 in Sachsen, besonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menschen weg; in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wüthete sie in ganz Europa, z. B. in Paris, 1450 in Dresden, 1451 in Köln, in Mecklenburg, besonders in Rostock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachsen, und später in den Niederlanden, und war durch schreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit stellen uns die grausendsten Gemälde menschlicher Noth und Härte auf. Im 16. Jahrh. herrschte die Pest wieder in ganz Deutschland, 1504 in Sachsen, besonders in Leipzig, wo sie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete sich eine schon im 15. Jahrh. aus England nach Deutschland gebrachte pestartige Krankheit, der englische Schweiß durch die Seestädte in das Innere von Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet schon mehrere Anstalten getroffen, z. B. Pesthäuser errichtet wurden, so herrschte die Pest doch noch das 17. Jahrh. hindurch in Deutschland, namentlich in Sachsen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637

Digitized by Google

in Meißen; 1644 in Leipzig; 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachsen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäischen und asiatischen Türkei die Pest nie ganz aufhört, so kam sie durch den Handel im mittelländischen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutschland, so wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Grenzcordons und die Quarantänen (s. d. Art.) in den Seestädten wurden anfangs nicht so streng beobachtet; so wurde noch 1720 durch ein levantisches Schiff die Pest in Marseille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte sie sich über die türkischen Grenzländer und weiter ausgedehnt; ihr wurde aber bald durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erstern Geschichte der Pest in Sirmien). Zuletzt brach sie 1816 in der neapolitanischen Stadt Nola aus. Die ältesten Völker glaubten durch Opfer, die Christen durch Prozessionen und Gebete die Pest zu entfernen. Die alten Aerzte versuchten mancherlei Methoden; aus dieser Zeit schreiben sich viele schweißtreibende Mittel her. Durch die Forschungen und die Aufopferung vieler würdigen Aerzte ist man jetzt der Natur und Heilart dieser Krankheit näher gekommen, als ehemals, wo Mangel an Muth eben so hinderlich war, als Mangel an Kenntnissen. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Ansteckung, und wenn diese geschehen ist, möglichst baldige Ausschaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Kraft des arteriellen Blutsystems, Bekräftigung des Nervensystems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablösung der Brandbeulen, sind die Hauptzüge der Behandlung. Zum Schlusse erwähnen wir noch eines Mittels, welches als Vorbauungs- und Heilmittel neuerer Zeit zuerst von dem zu Alexandrien angestellten englischen Agenten und Generalconsul, Georg Baldwin empfohlen wurde. Dieser hatte während seines vieljährigen Aufenthalts im ottomannischen Reiche Gelegenheit genug, über die Pest Beobachtungen anzustellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Million Menschen, die in Ober- und Unterägypten an der Pest gestorben waren, nicht ein einziger Oelträger sich befunden hatte. Hieraus schloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Pest sei, und ermunterte zunächst den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufseher des Pestspitals zu Smyrna, Versuche mit diesem Mittel anzustellen, deren Erfolg seine Erwartung übertraf. Er theilte diese Entdeckung sofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei dessen Anwesenheit in Alexandrien im November 1795 mündlich mit, welcher sie bei seiner Zurückkunft 1797 nebst dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieses Mittels ist folgende: sogleich den ersten Tag, an dem man Pestzeichen an einer Person wahrnimt, wird der ganze Körper derselben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl stark und schnell eingerieben. Während dessen werden Fenster und Thüren des Zimmers sorgfältig verschlossen, und mit Wachholderbeeren und Zucker stark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein starker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag so lange fortgesetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Pestbeulen vorhanden, so müssen sie öfters mit Oel eingerieben werden, bis sie durch erweichende Umschläge zur Eiterung gebracht wer-

den können. Diese Einreibungen sollen auch ein sichres Vorbauungsmittel gegen die Pest sein. Außer Smyrna ist die vortreffliche Wirkung dieses Mittels in verschiednen Gegenden Aegyptens, in Konstantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch desselben in den türkischen und angrenzenden russischen und österreichischen Besitzungen immer allgemeiner wird. H.

Pestalozzi (Joh. Heinr.), als Freund der Menschheit und als Erzieher, durch Gesinnung, Wort und That, einer der edelsten Männer unsrer Zeit, geb. d. 12. Jan. 1745 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war; nach dessen frühem Tode ihn fromme Verwandte auf altväterliche, einfache Weise erzogen. Innige Religiosität, starkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen, und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten schon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen werde. Für seinen Geist hatten Sprachen den meisten Reiz; Neigung und Verhältnisse entschieden ihn für das Studium der Theologie, das er jedoch nachher, da ein Versuch zu predigen ihm fehlgeschlagen war, mit der Jurisprudenz vertauschte. Einige von ihm in den Druck gegebne Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung, und die Uebersetzung einiger Reden des Demosthenes waren Proben seines Fleißes und seiner Talente. Doch sollte die Gelehrsamkeit ihm nicht der Weg zum Ruhme werden. Rousseau's Emil hatte ihm die Unnatur des gelehrten Standes und der ganzen europäischen Bildung fühlbar gemacht, als eine schwere Krankheit, die er sich durch das Uebermaß des Studirens zugezogen, ihn bewog, sogleich nach seiner Genesung den größten Theil seiner, beim Studium des Rechts und der vaterländischen Geschichte mühsam aufgesetzten Auszüge und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entsagen, und ein Landmann zu werden. Bei einem Oekonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er sich die nöthige technische Kenntniß, und kaufte sich dann von seinem väterlichen Erbtheile ein wenig bebautes Stück Land bei Bern, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus, und fing nun auf diesem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 Jahren zu wirthschaften an. Seine Verheirathung mit Anna Schultheß, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Kattunfabrik, an deren Geschäften er thätigen Antheil nahm. In diesem ländlichen Verhältnisse lernte er das sittliche Elend des Volks aus eigner Anschauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlaßner Bettelkinder in sein Haus. Bald sah er sich von mehr als 50 solcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Versorger ward. Er bestrit dies große Unternehmen ganz aus eignen Mitteln; sein erhabner Zweck, die hülflosen Kleinen zu Menschen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und ob er gleich in Feldbau, Hauswirthschaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu diesem Zwecke betrieb, richtigen Ueberblick und große Ansichten hatte, fehlte ihm doch der Takt und die Anstelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in diesen Fächern von so bedeutender Wichtigkeit sind. Seine Gutmüthigkeit wurde verspottet, sein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menschen gemißbraucht, der Aufwand seines Haushalts kam begreiflicher Weise in Mißverhältniß mit seinem Erwerbe, nach und nach setzte der edle Mann bei der einfachsten Lebensweise den größten Theil seines Vermögens zu, und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in

seinem Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit sahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter diesem Ringen mit Schmach von außen und Noth im Hause kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschläge zur Rettung dieser vernachläßsigten Menschenklasse zur Reife, welche er in seinem originellen Volksromane: Lienhardt und Gertrud (zuerst 1781 in 4 Bänden) mit einer Kraft und Innigkeit, wie keiner vor und nach ihm, dargelegt hat. Die Beschreibung der Schule Glülfi's zu Bannal in diesem Buche enthält viele charakteristische Züge von Pestalozzi's damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieses wenig verstandnen Volksbuchs schrieb er bald darauf 1782 Christoph und Else, außerdem Abendstunden eines Einsiedlers in Iselin's Ephemeriden, worin er die erste Darstelluug von seiner Methode gibt, ein Schweizerblatt für das Volk 1782 und 1783, eine Abhandlung über Gesetzgebung und Kindermord und die gedankenreichen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts 1797. Dieses letztre Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo Pestalozzi's Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert und fast mit der Menschheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterstützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überstieg, und nur Sache des Staats sein konnte. Das Bewußtsein, mehr denn hundert elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menschen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ, und mit Unterstützung des neuen schweizerischen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerstörten der Krieg und die Ränke einer ihm ungünstigen Partei auch diese schnell aufblühende Anstalt, und mit Undank belohnt, ging Pestalozzi nach Burgdorf, um Schulmeister zu werden. Eine Sammelschule war hier bald eingerichtet, Pensionärs traten hinzu und machten die Annahme gleichgesinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung seiner Methode durch die Mütter, die Pestalozzi 1801 herausgab, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und die 1803 und 1804 zuerst erschienenen Elementarbücher, das Buch der Mütter und die Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse, fanden schon an vielen Orten empfängliche und zur Anwendung geneigte Leser. Neue Unannehmlichkeiten zog sich Pestalozzi jedoch in dieser Zeit durch seine lebhafte Theilnahme an den politischen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entschiedner Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als seinen Anwalt zum ersten Consul nach Paris sendete; und in seinen 1802 zu Bern erschienenen Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, brachte er Rügen und Vorschläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther besonders die Vornehmern wider ihn einnehmen mußten. Aber ob er gleich eben darum mit seiner Erziehungsanstalt sich selbst überlassen blieb, gelangte sie doch durch den Geist der Liebe und Ordnung, mit dem er sie beseelte, durch den Beitrit thätiger und geschickter Lehrer, die ganz in die Idee seiner Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit seiner Foderungen an die Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge zu schnellem Gedeihen und Ansehn. Aus Ursachen, die nicht öffentlich bekannt geworden sind,

zog Pestalozzi mit seiner Erziehungsanstalt im Anfange des J. 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung trat, und noch in demselben Jahre von da nach Yverdün, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit seinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt. Ueber den jetzigen Zustand dieses Instituts vergl. d. Art. Yverdün. Pestalozzi's Methode ist seit dem Anfange des 19. Jahrh. ein Gegenstand lebhafter pädagogischer Verhandlungen und Streitigkeiten geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logischer Bestimmtheit und systematischer Ordnung in seinen eignen Darstellungen derselben, theils in den überspannten Lobpreisungen seiner Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuversichtlichkeit seines Tones und die Geringschätzung, womit er und seine Vertheidiger von dem bisherigen Zustande der Pädagogik sprachen, beleidigen mußte, zu suchen ist. Was Pestalozzi sich hierbei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung seiner fast gänzlichen Unbekanntschaft mit der neuen Literatur und seiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er ist ein Gefühlsmensch, der den Reichthum seiner Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens instinktmäßig aus sich selbst geschöpft und besser in's Werk gesetzt hat, als er sie auszusprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einsicht, an Kraft und Fülle des Geistes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volke, in der Aufopferung seines ganzen Wesens für das wahre Wohl der Menschen, im kindlichen Sinne, der ihn auch im hohen Alter nicht verlassen hat, in der Begeisterung und ausharrenden Kraft des Wirkens stand er neben der Selbstsucht und der moralischen Erschlaffung der Zeitgenossen seines öffentlichen Auftretens fast einzig da. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen ist die Idee seiner Methode (vergl. d. Art. Methode), allen Unterricht auf sinnliche und geistige Anschauung zu bauen (vergl. d. Art. Anschauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menschen durch eine selbstthätige, lückenlos fortschreitende Uebung seiner Gesammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenständen zu bewerkstelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen u. s. w., sondern die Uebung der Kraft des Kindes an diesen Gegenständen ist nach Pestalozzi's Idee der Zweck des Elementarunterrichts, dessen Wesen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Rein menschlich und herzerhebend sind die Grundsätze und Ansichten, von denen er bei der neuesten und verständlichsten Schilderung seiner Methode in einer vor der Gesellschaft schweizerischer Erziehungsfreunde zu Lenzburg gehaltnen Rede ausgeht (abgedruckt in Pestalozzi's Wochenschrift für Menschenbildung, 3ter und 4ter Band, 1810 und 1812). Diese Rede, Niederers, seines geistvollen Mitarbeiters, Erwiederung auf den Bericht über die pestalozzische Erziehungsanstalt zu Yverdün an die Tagsatzung, welchen die zur Prüfung ernannten Commissarien nach einer fünftägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und schielend 1810 abgefaßt hatten, Gruner's Briefe aus Burgdorf 1806 und Johannsen's Kritik der pestalozzischen Methode 1804, muß man lesen, um ihn und sein Werk genauer kennen zu lernen. Noch sieht er es nicht für vollendet an, aber was er schon vollbracht hat, verdiente die Aufmerksamkeit und Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehrere kleinere deutsche Staaten und die Reichsstädte Bremen und Frankfurt

ihn geehrt und die Aufmunterung, welche die von seinen Gehülfen errichteten Institute in Neapel, Petersburg und Nord-Amerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben diese weitere Verbreitung der pestalozzischen Methode, wo sie richtig aufgefaßt und im Geiste ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt und die Nachwelt wird nicht vergessen, was das jetzt lebende Geschlecht diesem seltnen Manne verdankt. Seine persönliche Darstellung ist schlicht, wie sein Innres. Bei einer nicht großen, vom Alter schon gedrückten Figur, stets in nachlässiger, schwarzer Kleidung, kündigt sein gerades, derbes und rücksichtsloses Betragen, seine fast bäurische, züricher Mundart den freien, einfachen Schweizer an, der über seine Idee alles Andre in der Welt vergessen hat. Aus der leichten Röthe auf den gedrungnen Zügen seines faltenreichen Gesichts, aus der Lebhaftigkeit und Tiefe seiner freundlichen Augen leuchtet sein innres Feuer und seine Gutherzigkeit hervor. Jetzt sieht man in ihm leider nur noch den Schatten von dem, was er war. Die Unternehmung einer neuen Ausgabe seiner Werke, deren Ertrag er zum Fonds einer 1818 von ihm gestifteten Armenschule bestimmt hat, scheint der letzte Aufschwung seiner Kraft gewesen zu sein, und die Schwäche des Alters ihn der Leitung eines ihm an Gemüth wenig ähnlichen Jüngers Preis gegeben zu haben. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Anstalt, vergl. Hermes St. XVII. E.

Pesth, (Pestum, Pestinum), die schönste, größte und volksreichste Stadt Ungarns, liegt unter 36° 45′ 15″ O. L. und 47° 19′ 25″ N. B., 215 E. über der Meeresfläche (mithin 255 E. tiefer als Wien) am linken Ufer der Donau, Osten gegenüber auf einer sandigen Fläche von 2,481,600 Q. Kl. Gehalt oder etwa 3 St. Umfang, in Form eines unregelmäßigen Polygons, dessen an den Fluß gelehnte Linie eine Stunde mißt. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt, (Pesth bedeutet im Altungarischen soviel als „Osten" und weist auf Kalkbrennereien hin) doch hatten die Römer schon in dieser Gegend eine Kolonie (Transacincum) und unter Geysa I. wird zuerst des Pesther Zolls gedacht. Im J. 1241 als die Mongolen den zweiten großen Einfall in Ungarn machten und solches nach Bela's IV. (er sammelte sein Heer zu Pesth) Niederlage am Sajo überschwemmten, war Pesth eine ansehnliche von deutschen Einwohnern besetzte Stadt und wurde ein Raub jener Weltstürmer, doch erhob es sich bald nach deren Abzug und theilte allen Jammer, welcher nach Erlöschung des arpadischen Mannsstamms (1307) das Reich durch die ausländischen Kronpretendenten, durch die Streifzüge der Hussiten und später durch das Kreuzheer des Dósa traf. Indeß gewann es an Flor durch die immittelst gegen über sich erhebende nachmalige Residenz Ofen, (sie wurde unter Bela IV. als Mons novus Pesthiensis errichtet und bekam daher ihren deutschen Namen, welchen sie denn der benachbarten und später mit ihr vereinigte ältern Stadt Buda oder Etzelburg mittheilte). Durch die Erstarkung des ganzen Reichs unter den großen Königen Carl I. Ludwig I. und Matthias Corvinus, und besonders durch die häufigen Reichsversammlungen, welche auf der nahen großen Ebene des Rákos gehalten wurden und oft Heerlager von 80—100,000 M. herbeigezogen. Nach der Niederlage bei Mohács (1526) sank die Stadt unter dem 160jährigen Joche der Türken und verderblichen Theil habend an den vielen Belagerungen Ofens, zum schmutzigen Schutthaufen herab, bis sie mit dieser Festung 1686 wieder zur christlichen Freiheit und bald durch neue Ansiedler (meistens Deutsche und

Raizen), durch ihre vortreffliche merkantile Lage, durch das Commerz der Türkenkriege, durch Restauration ihres Privilegiums eine k. Frei- und Tavernikalstadt ꝛc. so empor kam, daß sie schon 1723—24 der Sitz der höchsten Justizbehörden des Reichs wurde. Ihr Flor nahm zu unter Carl VI. welcher daselbst 1727 die prächtige Invalidenkaserne erbaute; mehr noch unter Maria Theresia, welche hier 1751 große Heerschau hielt, und nach Aufhebung der Jesuiten die Universität von Tyrnau 1780 nach Ofen verlegte; am mehrsten aber unter Joseph II., dessen Falkenauge Pesth für den Centralpunkt Ungarns erkannte (er pflegte es alljährlich mehrmals zu besuchen) und auch für solches die Bahn zu freier Ansiedlung durch sein Toleranzedikt brach. Er verlegte 1784 die Universität von Ofen nach Pesth, baute da das Generalseminarium, das große Lagerspital, das ungeheure Neu-Gebäude und eröffnete der Stadt durch den letzten Türkenkrieg eine so reiche Nahrungsquelle, daß sie 1790 schon gegen 2500 Häuser zählte. Der von Joseph gegebne Impuls des Wachsthums dauerte (wie so manche wohlthätige Folge seiner verkannten Thatkraft) nach seinem Tode fort und 1810 waren 2900, jetzt über 4000 Häuser, welche noch jährlich auf 50—60 zunehmen. Dermalen wohnen da, mit Einschluß des gegen 10,000 M. betragenden Militärs, über 60,000 Menschen (worunter gegen 5000 Lutheraner, 1500 Reformirte, 1200 Griechen und Raizen, an 6000 Juden, die übrigen Katholiken), welche mit den häufigen Fremden jährlich an 60,000 Kl. Brennholz, über 200,000 Ctr. Mehl, über 250,000 E. Wein, über 18,000 Stück Rindvieh und wöchentlich 250 Kälber und eben soviel Schweine consumiren. Man rechnet 133 Geistl. und gegen 3000 Adlichen. Die Stadt noch 1754 ohne Vorstädte und mit Morästen und Sandebenen umgeben, zerfällt jetzt in 5 Haupttheile: 1. die innere Stadt (159 Joch à 1200 Q. Kl.), gegen 700 meistens solide Häuser, 51 enge und winklige Gassen und unansehnliche Plätze, über 12,000 Einw.; 2. die Leopold- oder neue Stadt, 249 Joch, an 400 meist neue und schöne Häuser, 30 Gassen und der schöne neue Marktplatz 100 Kl. breit und 93 Kl. lang, gegen 6000 Einw.; 3. die Theresienstadt, 692¾ Joch, 33 Gassen an 1200 Häuser, über 16,000 Einw.; 4. die Josephstadt, 72¼ Joch, 52 Gassen, über 1200 Häuser, an 11,000 Einw.; 5. die Franzstadt, 346 Joch, 17 Gassen, über 500 Häuser, über 4000 Einw., welche 4 Aussenstädte, regelmäßige und breite Straßen und Verbindungsgassen haben und durch ihre weitschichtige, häufig auf's Erdgeschoß beschränkte Bauart und durch die immitten liegenden großen Hofräume und Gärten an die Jugend der sich in freie Ebene ausdehnender Stadt und an die Nähe des Orients erinnern. Thore, Ringmauern und Wall der alten Stadt sind im Verfolg der Vergrößerung und Verschönerung weggerissen und resp. überbaut, planirt und die innere Stadt mit der Leopoldstadt zusammengeflossen, die drei andern Aussenstädte aber davon durch die sehr breite Landstraße getrennt, über welche queerdurch vier große Heerwege in alle diesseits der Donau liegenden Theile des Reichs führen, als: die waizner Straße in die Berg-Comitate nach Schemnitz, Kremnitz ꝛc.; die hatvaner Straße nach Oberungarn, Tokai, Kaschau ꝛc. und der polnischen Grenze, die füllöer Straße nach Szolnok, Debreczyn und Siebenbürgen; die soroksarer Straße nach Theresiopol, Szegedin ꝛc. in's Banat und Slavonien. Auf das rechte Donauufer führt eine Schiffbrücke von 46 Pontons, 240 Kl. lang, 4 Kl. 4 F. breit und verbindet von Anfang März bis Anfang Decembers (im Winter wird die Verbindung durch Kähne oder durch die Eis-

decke des Stroms unterhalten) Pesth mit Ofen. Die Wichtigkeit der Passage erhellt daraus, daß der Brückenzoll (NB. alle Adelige des Reichs und alle Bürger beider Städte sind für Person und Geschirr zollfrei) für 52,500 fl. w. W. excl. der dem Pachter zur Last fallenden 40—50,000 fl. w. W. betragenden Erhaltungs- und Einrichtungskosten, für Rechnung beider Städte verpachtet ist, und die Erbauung einer steinernen Brücke kann nicht ausbleiben. (In ganz Ungarn gibt es außerdem noch über die Donau eine Schiffbrücke von Neusaz nach Peterwardein). Kirchen, keine von sonderlicher Bauart, noch imposant, (was auch die Jugend der Stadt bekundet) sind 15 vorhanden, nämlich: 11 Katholische, 2 Griechische, 1 Lutherische und 1 Reformirte (diese im Aufbau begriffen); ferner: 1 Serviten-, 1 Franziskaner-, 1 Piaristenkloster und 1 der englischen Fräulein, 2 große und 5 kleine Synagogen. Hauptgebäude sind: in der innern Stadt, die große Kaserne von Carl VI. aus deutschen Reichshülfsgeldern gegen die Türken, aus Zuschüssen ungar. Bischöfe und aus den Redemtionsgeldern der Cumenier und Jazyger, 1727 erbaut, 370 Kl. Umfang, 4 Stockwerke hoch, mit einer Front von 47 Fenstern, 4 geräumigen Höfen und 1 Kirche. Es wohnen die Invaliden, mit ihren Familien gegen 3000, welche jährlich innerhalb der Kaserne 6000 Eimer Wein und überhaupt in der Stadt über 2½ Million fl. w. W. verzehren, und 1 Bataillon der Garnison darinn. In der Leopoldstadt, das Josephinische oder Neugebäude, aus 4 Quarrées bestehend, welche einen Platz umschließen, der um 180 Q. Kl. größer ist als der oberwähnte neue Marktplatz. Kaiser Joseph hinterließ den Bau unvollendet und die Bestimmung als Räthsel; jetzt dient das Gebäude zur Kaserne für das 5. Artillerieregiment, 2300 M., und als Haupt-Geschütz und Munitionsdepot für ganz Ungarn. Ferner: das neue Theater, dessen Bau 1808 nach dem Plan des k. k. Hofbaumeisters Amon zu Wien, durch die Verschönerungs-Commission, begann und obgleich nur halb voller t, (nämlich Bühne und Zubehör) über 600,000 fl. w. W. kostete und keinem der wiener Schauspielhäuser an grendioser Anlage etwas nachgibt. Es faßt bequem 3000 Zuschauer. Die gegen 40 Schauspieler, über 100 Statisten und Choristen, Musiker ꝛc. zählende Gesellschaft, spielt in Pesth alltäglich und versieht zugleich das kleinere Theater in Ofen. Die Theater werden für Rechnung beider Städte (Pesth à ⅔, Ofen à ⅓) an Cavaliere für 9—12,000 fl. w. W. verpachtet, ist seit Ostern 1820 von einer Gesellschaft Actionnäre unentgeltlich übernommen worden, welche trotz eines aufgeopferten Fonds von mehr als 100,000 fl. w. W., doch nicht vermögen, es über den Charakter der Mittelmäßigkeit zu erheben und dem auf allen scenischen Unternehmungen lastenden Fluche unsrer Zeit zu entziehen; doch ist die Verschönerungs-Commission im Begriff, die unvollendete Hälfte des Gebäudes, gegen die Donau zu, aufzuführen und namentlich die schöne Säulenreihe herzustellen, welche bereits in deutschen Almanachen figurirt hat. Außerdem hat die Leopoldstadt noch die schönsten und größten Privatgebäude, zumal am Donauufer und am neuen Marktplatz, in ihr besonders offenbart sich die jährliche Verschönerung und Vergrößerung der Stadt, wo hingegen in den 3 andern Aussenstädten die ältern und neuern Bauten den Mittelstand halten und vorhandne Lücken ergänzen. Die Universität, eine der reich fundirtesten der Welt (sie hatte im J. 1818, 339,139 fl. w. W. Einnahme und 149,643 fl. Ausgabe), hat 43 besetzte Lehrstühle und 7 Adjuncten, 6 Theologische, 5 Juridische, 11 Medicinische, 12 Philosophische und über 1000 Auditoren, meistens Inländer,

Digitized by Google

doch auch Griechen, Polen und Italiener. Mit ihr verbundne Institute sind: die Bibliothek (über 60,000 Nummern, täglich Vor- und Nachmittags zugänglich); das Naturalien-, Münz- und Physikalische-Kabinet, mit einem chemischen Laboratorium; das anatomisch-pathologische Kabinet (ausgezeichnet durch eine Sammlung von Wachspräparaten); der botanische Garten, 3260 Q. Kl., mit mehr als 10,000 Gewächsen; die Sternwarte auf dem Blocksberge bei Ofen; die Thierarzneischule; das dreifache Universitätsspital, mit einem Klinicum verbunden. Leider getrennt von der Universität ist: das Nationalmuseum, begründet durch die reiche Schenkung des verstorbnen Grafen von Szécsényi, welcher seine große Bibliothek und ein vollständiges ungarisches Münzkabinet dazu hergab und durch Antrag auf dem Landtage 1808, die reichsständische Fundation und einen anfänglich großen Eifer zur Beförderung in allen Theilen des Reichs veranlaßte. Das in der Idee echt nationale Institut, welches bereits 1818 durch einen Tom. Acta literaria in's literärische Leben getreten, hat ein eignes ansehnliches Haus und Garten auf der Landstraße, zum Chef den Erzherzog Palatin Joseph, 1 Director, 3 Custoden, 2 Adjuncten und bewahrt in seinen auf Landeskunde und heimische Produkten zunächst bezweckten Sammlungen, schätzbare römische im Lande gefundne Alterthümer und ein vollständiges Naturalienkabinet (worinnen ein im saroser Comitat gefallner Meteorstein von 132 Pfd. und die aus dem Bette der Theiß gegrabnen Thierknochen sich auszeichnen. Das Gymnasium der Piaristen, von 1 Director und 6 Professoren versehen, zählt über 800 Schüler, die städtische Normalschule, ebenfalls im Piaristenkloster, über 400, die andern 8 katholischen Pfarrschulen über 1600. Noch existiren 2 griechische Trivialschulen, 1 reformirte dergl. und 1 lutherische Schule mit 6 Lehrern (dabei eine besondre Mädchenschule) und mit 160 Scholaren, deren obere Klassen zum Range eines Gymnasiums vorzuschreiten beginnen. Die katholische Mädchenschule der englischen Fräulein hat über 400 Zöglinge und 40 Pensionarien, und auf die andern privat-weiblichen Erziehungsinstitute, kann man über 200 rechnen. Landesstellen, welche ihren Sitz haben, sind: die Septemviral-Tafel, das höchste und letzte Appellationsgericht, dessen ursprünglich 7, jetzt 20 Glieder, worunter 4 Geistliche, 7 Magnaten und 9 Adelige, unter Vorsitz des Reichspalatins oder des Judex Curiae, nach angehörter Relation von der königl. Tafel in letzter Instanz entscheiden, also wahre Urthelssprecher sind und, insofern sie bei ihren Sentenzen Macht haben, vorkommende Lücken der Gesetzgebung zu ergänzen, eine permanente Gesetzcommission bilden. Ferner: die königl. Tafel, theils erste Instanz, theils Appellationsgericht von 22 Beisitzern, worunter 2 Geistliche, 2 Magnaten und 8 referirende Räthe, unter Vorsitz des königl. Personals d. h. Personalis Praesentiae Regiae in Judiciis locum teneus. Die Septemviraltafel hält alljährlich 3, die königl. Tafel 4 fixirte Sessionen oder Termine (wie etwa in Sachsen die Hofgerichte) von mehr wöchentlicher Dauer, in welchen sie ihre Urthel fällen, publiciren und andre eigentliche judicielle Acte verrichten. Beide Behörden vermehren sowol durch ihr aus den angesehensten Männern des Reichs bestehendes Hauptpersonal, als durch ihr Kanzleiwesen und noch mehr durch die ihnen adjurirten jungen Juristen, sie heißen Juraten, vereinigen die Qualität verpflichteter Notarien und Auscultanten, und bilden eine durch Esprit de Corps verbundnes und seiner Jugend fröhliches Seminar der Themis von 3—400 Köpfen, desgleichen durch die bei ihnen beschäftigten Landesadvokaten und Fiskale (über 200 an der

Zahl), am mehrsten aber durch die persönliche Anwesenheit der Prozeßparteien, besonders des viel und gern prozessirenden ungarischen Adels aus allen Theilen des Reichs, das geschäftliche Leben und die Nahrung der Stadt. Gleichen Effekt bewährt auch die, hier ihren Sitz habende Comitatsbehörde der reichsgesetzlich vereinten pesther, pöliser und solther Gespannschaft (welche 190 Q. M. und an 400,000 Einw., mithin über ⅓ des Königreichs Sachsen und noch einmal so viel, als das Großherzogthum Weimar besessen), nicht sowohl durch ihr starkes amtlich beschäftigtes Personal, als durch die monatliche und durch die General-Congregation der Stände der ganzen Gespannschaft. Jurisdiction und Administration in allen Theilen der Stadt handhabt der Stadt-Magistrat aus 1 Bürgermeister, 1 Stadtrichter und 12 Räthen (unter diesen 1 Stadthauptmann), bestehend und hat um und neben sich einen äußern Rath von 106 sogenannten Wahlbürgern, welche das Interesse der Commune (3484 Bürger) wahren und alle drei Jahre neue Magistratsbeamte wählen oder die alten bestätigen, welche Restauration auch beim Comitate Statt findet, und wie in ganz Ungarn, auch hier ein Palladium constitutioneller Freiheit und ein sicherer Wall gegen Bureaukratie ist. Landesstellen von Bedeutung sind noch hier: das Directoriat der königl. Rechts-Angelegenheiten unter Direction des Kronfiscals, das Provinzial-Commissariat; königl. Behörden sind das Hofkammer-Transports-Commissariat und königl. Salz-Inspektorat, das Haupt-Salz-Transportamt, das Dreißigst-Amt, das Tabaks-Apalto, das Postamt ꝛc. und leider ein Versetzamt und 9 Lotto-Collecturen. Eine eigne Behörde ist die Verschönerungs-Commission, originirend noch von Kaiser Joseph II., aber erst seit 1804 durch Heimfall eines ansehnlichen Privatvermögens an das städtische Aerarium besser fundirt, nachher durch mächtige Fonds verstärkt und überhaupt durch den jetzigen Reichspalatin (Erzh. Joseph) organisirt und in nützliches Leben gerufen. Sie bewährt ihre, im Namen ausgesprochne Tendenz durch Oberaufsicht über Privatbauten und durch öffentliche, theils halb, theils ganz vollendete Bauten, z. B. das Theater, das Kai an der Donau, Anlegung des Stadtwäldchens ꝛc. und steht unter Leitung des Palatins. Militär-Anstalten nächst dem, was die, über 9000 Mann starke Garnison erfodert, zu deren Bequartierung ausser den königl. Kasernen, die Stadt über 60,000 fl. W. W. jährlich aufwenden muß, sind das Schiffsamts-Commando, das Militärfuhrwesen, ein Transport-Sammelhaus, das große Lagerspital ꝛc. Die Bürgermiliz, vom letzten Türkenkriege sich herschreibend und im Verfolg der Zeit in eine Landwehranstalt übergegangen, zählt 3 Bataill. Infanterie und 1 Schwadron Reiterei (zusammen über 2500 M.) und leidet, wie andre dergl. Waffen, am Roste des Friedens. Das durch fromme Privatstiftung entstandne Bürgerspital zu St. Rochus verpflegt jährlich 7 bis 800 Kruke; Griechen und Juden haben ihre eignen Spitäler und der pesther Frauenverein für Wohlthätigkeit (Anno 1817 von der verstorbnen Erzherz. Hermine gestiftet und bis jetzt mit Segen von edlen Frauen fortgeführt) hat eine besondre Kuranstalt für arme Staarblinde errichtet. Da es der großen Stadt leider an öffentlichen Armenverpflegungs- und Arbeits-Anstalten fehlt: so tritt der genannte Privatverein möglichst in's Mittel, hilft, wo und so viel er kann und hat nebst mehrern Arbeitsstuben und 1 Armenküche für 90 bis 100 Personen, auch eine Armenschule in Gang gebracht. Der Handel der Stadt: ist so groß und lebhaft, daß sie unter den Do-

nauſtädten nur von Wien, ſonſt in der öſterreichiſchen Monarchie von keiner Stadt übertroffen wird. Vier Jahrmärkte, eigentlich Meſſen, im März, Juni, Auguſt und November, durch die Tage Joſephi, Medardi, Johanni Enthauptung und Leopoldi bedingt, welche jedesmal 14 Tage, 1 Woche für den Groß- und Produktenhandel, 1 Woche für den Detail-Verkehr dauern, ziehen dann oft gegen 20,000 Fremde und Inländer mit Waarenvorräthen von 16 bis 17 Mil. fl. W. W. Werth herbei und geben im Durchſchnitt jedesmal einen Verkehr von 8 bis 10 Mill. fl. w. W. Wiener Großhändler und Fabrikanten von daher und den andern öſterreich. Erblanden, Griechen, Juden, Türken, mit Einheimiſchen und Inländern machen hier bedeutende Geſchäfte in Fabrik- und Kolonialwaaren, wie in Landesprodukten, namentlich Getreide, Wein, Vieh, Wolle, Taback, Honig, Wachs, Häute, Knoppern, Bauholz ꝛc. Die Zufuhr auf der Donau iſt ſtark und bequem (bisweilen kommen zu einem Markt allein 50 bis 60,000 Eimer Wein, zu Waſſer und alljährlich rechnet man die Zahl der anlandenden Fahrzeuge (alle ohne Segel) gegen 8000; und zu Lande zählt man während eines Markts 14 bis 15000 Wagen, ja oft zu einem lebhaften Wochenmarkt über 1000. Am lebendigſten war der Verkehr von 1805 bis 1811, wo die Continentalſperre den Kolonialwaarenhandel von Theſſalonich und Brody aus durch Ungarn leitete; doch ſeit dem leidet der Handel an den heilloſen Folgen der Scala von 1811, durch die drückenden Ausfuhrzölle und durch den redundirenden Verfall alles Commerzes auf dem Continente. Dennoch iſt die Stadt, wie das ganze Reich, im ſtillen, ökonomiſchen und merkantilen Wachsthum und hat ſeit 24 Jahren, jährlich um 1000, an Volksmenge zugenommen. Sie hat (nach dem peſther Addreßbuch von 1822) 23 Großhändler und ein Gremium von mehr, als 100 Kaufleuten, benebſt 43 jüdiſchen Großhändlern und 35 jüdiſchen Produktenhändlern, während dem noch viele begüterte Bürger und Handwerker mit Fabrikaten und Produkten anſehnlichen Handel treiben. 36 Gaſthöfe, 24 Kaffeeſieder, gegen 800 cataſtrirte Weinſchenkhäuſer bezeichnen die Richtung des Hauptconſumo; 3 Buchdruckereien und 7 Buchhandlungen genügen dem literariſchen Bedarf und 37 Aerzte, 29 Wundärzte, 9 Apotheken und 51 Hebammen dem medeciniſchen. Das veränderliche und windige Klima iſt wegen der nahen ofener Gebirge und des Donauſtroms doch ſehr geſund. Jährlich über 2100 Geborne und 1800 Todte (worunter im Durchſchnitt 10 Selbſtmörder) mithin der 33ſte ſtirbt. Merkantiliſcher, beamtlicher und literariſcher Handel und Wandel machen die Stadt zur reichſten, liberalſten und civiliſirteſten Ungarns, erheben ſie über das nahe Ofen und das dem Weltverkehr doch nähere Preßburg und ſtellen ſie mit den andern Städten des Reichs auſſer allen Vergleich; ob ſie gleich wie das ganze Land der Magyaren vielfältig in's Orientaliſche ſchillert. Die aus einheimiſchen und eingewanderten Deutſchen, aus Ungarn und Slowaken, Griechen, Raizen und Türken beſtehenden Einwohner ſind weit weniger als andern Orts im Reiche durch Religion und Nationaleigenheiten zerklüftet und die ſo mannifaltigen Sitten und Sprachen walten in friedlicher Miſchung neben und durch einander, doch herrſcht im Mittelſtand die deutſche und im amtlichen und literariſchen Verkehr die lateiniſche Sprache vor. Es wird viel und (bei der Menge der Eheloſen und jüngern Leute) locker gelebt und obgleich in Ungarn am theuerſten doch gegen andre ungariſche Städte wohlfeil. Nur Miethe und Luxusartikel ſind theuer; die Gelegenheiten zu öf-

Digitized by Google

fentlichen Zerstreuungen sind selten und selbst die wenigen Vergnügungsorte des Publikums nicht frequent. Dahin gehören nächst einigen unbedeutenden öffentlichen Gärten innerhalb der Stadt das Stadtwäldchen einen vom verstorbnen Primas und Kardinal Bathyany angelegte und seit 1809 durch die Verschönerungskommission aus Moor und Sand hervorgehobene und wachsende Anlage auf einem Terrain von 334 Joch eine Viertelstunde von der Theresienstadt, wohin doppelte Alleen zwischen gleichzeitig neu-angelegten aus den Sandebenen wundersam emporgrünende Wein- und Obstgärten führen. (Der Pesth umgebende Sand ist eine Oberschicht von Torf- und Moorgrund und quelligen Kies- und Thonlagern und daher zu allem Anbau tauglich). Die Margarethen-Insel immitten der Wasserstadt Ofens und dem nördlichen Ende Pesths gelegen, durch ihren jetzigen Eigenthümer den Palatin Erzh. Joseph zu einem reizenden Garten umgeschaffen (ehedem größer und als Lustort der alten Könige berühmt, nachher durch Wasserfluthen und Türken zerstört) ist nur dem gebildeten Publikum zugänglich; aber allen offen ist der Baron v. Orczy'sche Garten, eine Viertelstunde südöstlich von der Stadt gelegen und im englischen Geschmack angelegt. In der Stadt fehlt es ganz an öffentlichen Promenaden und Landlust muß stundenweit und nomadisch im ofener Gebürge gesucht werden. Zu dem 22,634,000 Q. Kl. haltenden Stadtgebiete gehören noch zwei Donauinseln, als die Stadtinsel und das Badhäusel (also benannt von warmen Quellen), und diesen gegenüber ein Hausenfang. Ferner: der Steinbruch, doppelt wichtig, als ein seit 1724 cultivirtes Weingebirg, welches jährlich 20—30,000 Eimer sehr guten und durch Farbe und Geschmack den Rhein- und Frankenweinen sich nähernden Wein, liefert und als unerschöpfliche Fundgrube eines vortrefflichen Sandsteins, welcher der jungen Stadt in ihrem Wachsthum zu statten kommt und durch die in ihm sichtbare Konchylien den ehemaligen Meeresgrund bekundet. Dort ist auch die durch die ehemaligen Reichstage berühmte Ebene Rákos. Unweit des Stadtwäldchens befindet sich das seit einigen Jahren vom Dr. Rumbach errichtete Eisenbad, wozu eisenhaltiger Torfmoor das Wasser hergibt, durch Effekt bewährt und gut hergestellt. In der Stadt hat man seit Kurzem eine wohleingerichtete Badeanstalt mit Donauwasser. Schließlich sei bemerkt, daß im lebhaften Verkehr der Stadt, geschickte Handwerker, fast aller Art, ihre Rechnung finden, was die Einwanderung und Einbürgerung vieler Ausländer, namentlich Deutscher, zur Folge hat; doch nicht bloß für technische Kultur, sondern überhaupt für alle Civilisation ist Pesth die östlichste Werkstatt von Bedeutung und reift mit dem ganzen Reiche einem Zeitpunkte entgegen, wo diese gottgeseegneten Länder einst die ihnen gebührende Rolle spielen werden. Die neueste Monographie von Pesth hat geliefert, F. Schams, Pesth 1821, bei Hartleben 8. vollständig und gut ausgestattet.

Petarde, ein Sprenggeschütz, das heißt, ein metallnes Geschütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um sie mittelst derselben zu sprengen; daher petardiren, das Sprenggeschütz anwenden, und Petardier, ein Feuerwerker. Unter chinesischen Petarden versteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann.

Petechien (auch Peteschen, Flecken, lateinisch petechiae, lenticulae, Linsen, der Aehnlichkeit wegen genannt), sind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menschen. Sie gehören eigentlich zu den

Exanthemen oder fieberhaften Hautausschlägen, stellen sich in verschiedner Größe ein, als bloße Punkte bis zu der Größe von kleinen Linsen, erscheinen meistens in unzähliger Menge, machen aber keine Erhabenheit, sondern sind ganz flach, entweder hellroth, oder mißfarbig, dunkel, bräunlich und blau. Das Fieber, bei welchem die Petechien erscheinen, gehört in die Klasse des Nervenfiebers, und zwar in die Unterart desselben, wo das Nervensystem der Haut der ursprünglich ergriffne Theil ist, und die Krankheit meistens von einem ansteckenden Stoffe herrührt, auch in vielen Fällen denselben wieder erzeugt, daher die epidemisch herrschenden Nervenfieber meistens solche Petechialfieber, oder sogenannte Fleckfieber sind. Diese Petechialfieber können in sehr verschiednem Grade und Charakter vorkommen. Als Fieber beginnen sie alle gewöhnlich mit Frost, auf welchen Hitze folgt; als Nervenfieber haben sie das Besondre, daß das Gemeingefühl gleich anfangs sehr ergriffen ist, ein ausgezeichnetes Gefühl von Müdigkeit der Glieder sich bemerklich macht, und daß schon bei dem ersten Anfalle sonderbare und besonders lebhafte Träume die Uebespannung der Phantasie, baldiges Delirium, und überhaupt den angegriffnen Zustand des Nervensystems andeuten. Um deßwillen ist auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet, und allezeit für besonders gefährlich gehalten worden. Die Meinungen über die Flecke sind meistens sehr verschieden gewesen. Die ältern Aerzte haben sie von einer besondern Schärfe im Blute, oder vielmehr im Blutwasser, angesehen, welche von salzig-schwefligen und schleimigen, der Verderbniß unterworfnen Stoffen im Körper herrührten, die aus demselben ausgeschafft werden sollten, anstatt dessen aber sich dem Blute beigemischt hätten. Andre haben sie für die Folge einer im Körper selbst erzeugten und auf die Haut abgesetzten Schärfe angesehen, haben sie daher für die Krankheit heilsam entscheidend gehalten, und durch hitzige schweißtreibende Mittel hervorzubringen gesucht. Späterhin setzten manche Aerzte diese Fieber überhaupt ohne Unterschied in die Klasse der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten, oder unter die asthenischen Fieber, und hielten die Flecken für ein zufällig erscheinendes Zeichen, wovon die Veranlassung größere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeschlossne Luft, zurückgehaltne Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemische Beschaffenheit der Luft, sei, und sie beständen demnach in einer bloß passiven Ausschwitzung des Blutes unter der Oberhaut. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Flecken von einem aktiven und zwar entzündlichen Zustand in der Haut entstehen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervensystem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Herd der Krankheit zu suchen sei, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervensystem gestört und angegriffen wird. Der Charakter dieses Petechialfiebers ist entweder echt entzündlich, oder putrid (faulicht); im ersten Falle sind die Flecken hellroth, im andern aber mißfarbig, blau, zuweilen schwarz. Beide können von Ansteckung entstehen; das Letztre entwickelt sich aber unter günstigen Umständen von selbst und erzeugt jedesmal einen ansteckenden Stoff. Weil bei Heeren, in Lazarethen und Hospitälern vorzüglich viele Ursachen zur Erzeugung dieses Fiebers mit putridem Charakter vereint wirken, und dieses daher gewöhnlich entsteht: so benennt man es auch bloß mit dem Namen Hospitalfieber (s. d. A.). Das Petechialfieber ist nicht immer von gleicher Gefahr. Die Zufälle sind zwar jedesmal be-

denklich, weil das wichtigste System, das Nervensystem, ursprünglich ergriffen und daher sehr gestört ist; allein dessen ungeachtet hat das echt entzündliche, von Ansteckung entstandne, wenn es nur richtig behandelt wird, nicht mehr Gefahr bei sich, als jedes andre einfache entzündliche Fieber. Dagegen ist das von selbst entstandne und das, welches den putriden Charakter angenommen hat, von weit größerer Gefahr, weil die Kräfte schon im Sinken sind, die Beschaffenheit des Blutes schon fehlerhaft ist, und daher zur Unterhaltung der Nervenkraft nicht nur untauglich wird, sondern auch durch Absetzung schädlicher Stoffe noch mehr Zerrüttung hervorbringt. Die Dauer des Petechialfiebers ist meistens 21 Tage. Die Petechien erscheinen zuweilen bald, zuweilen erst nach den ersten acht Tagen, und verschwinden allmälig wieder, indem sie immer blässer werden. Eine ähnliche Erscheinung hat man den Petechien zur Seite gesetzt, welche jedoch einen sehr verschiednen Grund hat. Dies ist die Blutfleckenkrankheit. Hier erscheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge solcher platten, meistens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linsen. Damit ist gewöhnlich viel Abgang von schwarzem flüssigen Blute aus dem Munde, oder mit dem Stuhlgange verbunden, übrigens aber kein Fieber und kein bedeutendes Uebelbefinden; die Flecken erscheinen schnell, stehen aber lange; die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, ist aber weder epidemisch, noch ansteckend. Man hat sie zuweilen chronische Petechien genannt, und für den nämlichen Zustand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wol mit Unrecht, da sie mit jenen nichts gemein haben, als die geringe Aehnlichkeit der äußern Erscheinung der Flecken. H.

Peter I. Alexiewitsch, der Große, Zaar und Kaiser von Rußland, geb. zu Moskau am 30. Mai alten Styls (11. Juni n. St.) 1672, war das erste Kind des Zaaren Alexei Michailowitsch von seiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Narischkin. Mit einer blühenden, kräftigen Gesundheit, einem richtigen Verstande und einer schnellen Fassungskraft begabt, zog er schon als Kind aller Aufmerksamkeit auf sich, und Zaar Alexei wollte ihn daher mit Uebergehung seiner zwei ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geistesschwachen, auch fast blinden Iwan, zum Zaar ernennen. Doch die geistvolle und herrschsüchtige Zaarewna Sophia, Alexeis Tochter aus seiner ersten Ehe, wußte jede Verfügung zu Gunsten ihres Halbbruders zu verhindern. Als aber Alexeis Nachfolger, Feodor III. (1676—1682), seinen noch unmündigen Halbbruder, mit Vorbeigehung Iwan's, wirklich zum Thronfolger ernannt hatte: so wurde Peter, nach Feodor's Tode von der allgemeinen Versammlung der weltlichen und geistlichen Reichsbeamten zum Zaar ausgerufen, und selbst das Corps der Strelitzen schwor ihm den Eid der Treue. Zwar wußte Sophia die letztern durch das Vorgeben, daß Iwan von Peter umgebracht umgebracht und selbst ihre Auflösung beschlossen sei, zum Aufruhr zu reizen, und die aufgebrachte Rotte ermordete viele Unschuldige, die zu dem Geschlechte der Narischkin gehörten; als aber Iwan sich endlich zeigte, riefen die Strelitzen: „Du bist unser Zaar!“ — „Ich will es,“ antwortete der Zitternde, „nur vergönnt, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!“ Peter ward also mit Iwan zugleich gekrönt (26. Juni 1682), und Sophia mußte sich damit begnügen, nur mittelbar zu herrschen. Noch einmal empörten sich die Strelitzen; Peter flüchtete sich mit seiner Mutter

zu dem Altare im Kloster Troizkoi; dies hielt die Wuth der Mörder auf. Unterdessen war die zaarische Reiterei herbeigeeilt, die Aufrührer wurden überwältigt und dreißig von ihnen enthauptet. Allein Sophia griff, spielend mit der Schwäche Iwan's und Peter's Jugend, in ihren Anmaßungen immer weiter um sich, so daß man endlich unter den Ukasen ihren Namen neben denen der beiden Czare, und ihr Bild, mit Krone, Zepter und der Ueberschrift: „Beherrscherin von Groß- und Klein-Rußland," auf der Rückseite der Münzen sah. Den schwachsinnigen Iwan machten die Reize seiner ihm von Sophien gegebnen Gemahlin für alles blind, was um ihn her vorging; Peter hingegen entwickelte im Stillen seinen männlichen kriegerischen Geist. Er hatte nämlich in den Dörfern Preobraschenskoi und Semenowski zwei Compagnien Krieger aus Jünglingen von seinem Alter gebildet, unter denen er selbst den Dienst eines Gemeinen verrichtete. Ihr Hauptmann war ein junger Mann, der in der Folge an Peters Entschlüssen und Thaten einen großen Antheil hatte — der Genfer Lefort, (s. Fort, Franz Jacob le). Sophia betrachtete das Soldatenspiel als recht geeignet, den verhaßten Halbbruder von Staatsgeschäften abzulenken, und hörte mit heimlichem Vergnügen von den Ausschweifungen, welchen Peter mit seinen Lieblingen sich oft überließ. Doch sie irrte; der feurige, gebildete Lefort war der glücklichste Lehrer des wißbegierigen Zaars, in welchem schon durch den frühern Unterricht des wackern Nikitia Moisnewitsch Sotow (eines versuchten Diplomatikers) und Franz Timmermann's (eines deutschen Mathematikers), so wie durch seiner edeln Mutter Sittenlehren, ein guter Grund zur wahren Bildung seines Geistes und Charakters gelegt worden war. Sophia selbst bemerkte bald Peters höhere Anlagen, als er das erste Mal (im Anfange 1688) mit Würde in dem geheimen Rathe erschien. Darauf verband ihn seine Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (1689), das Werk seiner klugen Mutter, noch näher mit dem Volke, indem sie ihn zugleich von den bisherigen Orgien abzog. Endlich überzeugte sich Sophia von Peters Herrscherkraft, als ihr Liebling, der von ihr und Iwan mit Ehren überhäufte Oberfeldherr, Gholizün, nach seiner Rückkehr aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Pforte, vor Peters Thür abgewiesen wurde. Wenige Monate darauf verlangte sie bei einem gottesdienstlichen Umgange, dem die Zaare selbst gewöhnlich beiwohnten, als Regentin zugegen zu sein. Peter widersetzte sich vergebens, und da ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, seine Gemahlin, Mutter und Schwester umbringen lassen wolle: so begab er sich mit den Seinigen in das feste Kloster Troitzkoi. Hier rief er zu seinem Schutze den General Gordon (einen Schotten) nebst den Truppen herbei. Sogleich begaben sich Gordon und alle ausländische Offiziere nach Troitzkoi, wo Peter einstweilen von seinen Spielcompagnien bewacht war. Bald sah der muthige Zaar Tausende zum Schutze seiner Person herzueilen. Nun versuchte Sophia sich mit ihm auszusöhnen, und wollte zuletzt in Person nach Troitzkoi eilen; doch auf dem Wege erfuhr sie Peters Willen, sie nicht zu sehen, und daß sie seine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tscheglowskoy, erkaufen könne. Selbst Iwan ließ sie ermahnen, dem Bruder sich zu unterwerfen. Sie weigerte sich daher nicht länger, den Schleier zu nehmen. Peter hielt hierauf in Moskau seinen feierlichen Einzug, und umarmte vor allem Volke Iwan, der den Titel Zaar behielt, die eigentliche Gewalt aber gern in der kräf-

Digitized by Google

tigern Hand des Bruders ließ. Die Bildung eines stehenden Heers nach europäischer Taktik war jetzt Peters erstes Ziel. Lefort und Gordon wurden die Lehrmeister des neuen Heers, in welches ein großer Theil der, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde. Bald sah sich Peter von 20,000 Mann geübter Truppen umgeben, wovon die beiden zu Garderegimentern erhobnen preobraschenskischen und semenowischen Compagnien den Kern bildeten. Zugleich beschäftigte ihn die Errichtung einer Seemacht. Zwar hatte sein Vater Alexei, um auf dem kaspischen Meere mit Persien Handel zu treiben, durch holländische Zimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen lassen, das auch wirklich von Degenow an der Wolga ausgelaufen und in Astrachan angekommen war, allein es war von den donischen Kosacken verbrannt worden, und von der zerstreuten Mannschaft kamen nur zwei Holländer, unter welchen der Constabel Karsten Brand war, nach Moskau zurück. Dieser ward jetzt Peters erster Schiffsbaumeister, und im J. 1693 fuhr letztrer auf seinem eignen Schiffe, St. Peter nach Archangel, das schon ein bedeutender Handelsort war, um dort Tuch für sein Heer zu erhandeln; ja er segelte sogar bis Ponoj auf der lappländischen Küste. 1694 lief er schon mit mehrern russischen Schiffen in Archangel ein, und ernannte den Fürsten Romanodowski zum Admiral der künftigen Flotte. Als das Wichtigste zur Bildung seines Volks erkannte er den Handel; daher warf er seine Blicke nach der Ostsee und dem schwarzen Meere; hier waren die Mündungen der großen Ströme seines Reichs. Mit der Pforte ohnehin im Kriege, wandte er sich zuerst nach dem Ausflusse des Don; dort wollte er Asow erobern, um sich einen Stapelplatz am schwarzen Meere zu verschaffen. Im Juli 1695 begann er den Angriff zu Lande, sah sich aber genöthigt, den Sturm auf die starke Festung in eine Blokade zu verwandeln. Unterdessen eilte er nach Moskau zurück, umarmte seinen sterbenden Bruder Iwan, und verschaffte seinem Volke, das durch eine schlechte Ernte Noth litt, Getreidezufuhr auf russischen Schiffen aus Riga und Danzig. Zu gleicher Zeit ließ er aus Oesterreich, Brandenburg und Holland gute Ingenieurs und Artilleristen kommen, und brachte größere Einheit in die Kriegsmacht, zu deren Oberbefehlshaber er den Bojaren Alexei Semenowitsch zum Schein ernannte, deren Seele aber Gordon, Lefort und Golowin blieben. Der neu angelegte Schiffswerft zu Woronesch am Don lieferte ihm schon 1696 eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brandern, mit welcher er die türkische Flotte im Angesichte von Asow schlug. Nun ließ er die Festung, die von jeder Hülfe zur See her abgeschnitten war, mit aller Kraft belagern; und nach zwei Monaten, (29. Juli) zogen die Russen in Asow ein. Um diesen Schlüssel zum schwarzen Meere zu behaupten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsschiffen an. Zugleich übertrug er dem Ingenieur Oberst Brokel, einem Deutschen, die Herstellung eines Kanals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und sendete eine Anzahl junger Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffsbau, und nach Deutschland, um die Kriegszucht zu erlernen. Nachdem er mit vielem persönlichen Muthe (2. Febr. 1697) eine Verschwörung der Strelitzen und mehrerer Großen gegen sein Leben unterdrückt hatte, machte er selbst eine Reise in das Ausland, übergab indessen dem Fürsten Romadanowski und drei Bojaren die Regierung, und trat, nachdem er zur Sicherung der innern Ruhe die Strelitzen im Lande vertheilt hatte, nicht als Zaar, sondern als

Mitglied einer Gesandtschaft, welche nach alt-russischer Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reise an (April 1697). Durch Esthland, Liefland (damals beide schwedisch), Brandenburg, Hannover und Westphalen begab er sich nach Amsterdam, wo er unerkannt als holländischer Schiffszimmermann zu arbeiten anfing. „Ich bin hier (schrieb er an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seewesen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen zurückzukehren, und dann die Feinde des Namens Jesu zu besiegen, und die Christen zu befreien!" Von Amsterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er in vaterländischer Tracht unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liste der Werkleute sich eintragen ließ. Hier bewohnte er sieben Wochen lang ein Häuschen, bereitete sich selbst sein Lager und seine Speisen, führte den Briefwechsel mit seinen Ministern, und arbeitete zugleich mit seinem Zimmermannsbeile an Mast und Kiel. Dann ging er wieder nach Amsterdam und ließ ein Kriegsschiff von 60 Kanonen unter seiner Aufsicht bauen, das er nach Archangel schickte. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; Alles ließ er sich erklären und in Vielem, selbst in chirurgischen Operationen, übte er sich selbst. Die Bitte der holländischen Juden um Aufnahme in seinem Lande wies er aus Gründen zurück. Seine Liebe für das Seewesen vermochte ihn, der Einladung des Königs Wilhelm III. nach London zu folgen. In englischer Schiffertracht wohnte er am königlichen Schiffbauhofe und äußerte oft, wenn er nicht Zaar von Rußland wäre, möchte er wol englischer Admiral sein. Ueber 500 Personen (Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andre Künstler) nahm er in seine Dienste. Bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom der Universität Oxford, ging er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte, durch Holland über Dresden nach Wien. Als er aber im Begriff war, Italien zu besuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Er eilte daher durch Polen (wo er mit König August II. von Polen wichtige Verabredungen nahm) nach Moskau zurück (4. Sept. 1698), und hielt, da der Aufruhr durch Gordon schon gestillt war, ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Octobers sah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so ließ er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten und 130 Verschworne daran henken, unter denen 3, die eine Bittschrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenstern ihrer Zelle, mit der Bittschrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden verbannt; das Heer der Strelitzen aber aufgehoben, und der letzte Rest derselben in Astrachan 1705 vollends abgeschafft. Persönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht, auch seine Gemahlin Eudoxia, die seine Liebeshändel nicht ertragen wollte, der Theilnahme an jener Empörung zu beschuldigen; er verbannte sie nach Susdal in ein Kloster, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung seiner Getreuen aber stiftete er (30. Aug. 1698 den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerst. Der Tod seines Lefort und Gordon's versenkte ihn in tiefen Schmerz; nun ward Menschikow, durch Geist und Thätigkeit aus dem Staube emporgehoben, sein Liebling. Das Corps der Strelitzen ersetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2

Dragonerregimenter (zusammen 32,029 Mann), die binnen 3 Monaten geübt und marschfertig waren. Nur Verdienst und Dienstalter wurden bei Besetzung der Offizierstellen berücksichtigt. Mit ausdauernder Thätigkeit widmete Peter sich zugleich den innern Angelegenheiten seines Reichs, dessen neue Schöpfung allmälig aus seinem Geiste hervortrat. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutsche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verschwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reisen in's Ausland ward gewissermaßen Bedingung seiner Gunst, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt und neue kirchliche Einrichtungen durchgesetzt. So ließ er z. B., als im J. 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau starb, diese Würde, die fast der päpstlichen gleich war, unbesetzt. Der im Frieden von Carlowitz zwischen der Pforte und Oesterreich verabredete zweijährige Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte ward (1700) auf 30 Jahre verlängert, aber zugleich an Schweden der Krieg erklärt. Patkul (s. d. Art.) hatte nämlich die mit dem Könige August von Polen getroffnen Verabredungen zur Reife gebracht, und alle Freundschaftsbezeigungen des jungen Carl's XII. von Schweden konnten Peter von seinem Plane nicht ablenken. Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es in Peters Manifest) habe Schweden seine Nachbarn beraubt, und selbst dem russischen Reiche die Provinzen Ingermannland und Karelien entrissen; es sei daher die höchste Zeit, die zu sehr wachsende Macht Schwedens zu brechen, daß sie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde. Hierauf ward Ingermannland von den Russen besetzt, und Narwa angegriffen. Da flog Schwedens junger, königlicher Held (vergl. Carl XII.) herbei; und 38,000 Russen wurden von 8000 Schweden bei Narwa, 30. Nov. 1700, geschlagen. Dieser Unfall erschütterte Peters große Seele nicht. „Ich weiß es wohl," sagte er, „die Schweden werden uns noch manchmal schlagen; aber wir lernen! Die Zeit wird kommen, wo wir sie wieder schlagen werden. Diese Schlacht soll, denk' ich, die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen, zu lernen, was sie nicht wissen!" Rasch wurden neue Truppen gebildet, Geschütz angeschafft, und viele kühne Fremde versammelten sich um den Zaar. Der Sieg der Russen vom 1. Jan. 1702 am Embachstrome über die Schweden ward die erste Grundlage ihrer künftigen Triumphe. Nöteburg (von Peter in Schlüsselburg umgetauft) wurde genommen und Marienburg, unter dessen nach Rußland geschleppten Einwohnern sich das Waisenmädchen Catharina befand (s. d. Art.). Nach gehaltnem Triumpheinzuge in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woronesch eilte Peter wieder auf den Kampfplatz an der Ostsee, wo Menschikow einstweilen die neuen Werfte an dem Einfluß der Olonza in den Ladogasee durch Befestigungen gesichert hatte. Zu diesem Zwecke wurde Nyenschanz, eine Festung an der Newamündung, von Peter am 1. Mai erobert. Vier Tage darauf nahm er, der als Bombardierkapitän diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei schwedische Kriegsschiffe an der Mündung der Newa; der Admiral, Golowin, hing ihm dafür den Andreasorden um. Da man Nyenschanz zu fern von der See und nicht sicher genug fand, so beschloß Peter, auf der Insel Ljust-Eland eine neue Festung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Hier ließ er sich ein kleines hölzernes Haus nach holländischer Einrichtung bauen, und leitete von da aus sein neues Werk. Am 27. Mai 1703 wurde der

Digitized by Google

Grund zu der Festung gelegt, welche der Zaar St. Petersburg nannte. Unter der Aufsicht des italienischen Baumeisters, Obersten Andrei-Tresin, begann der Bau; und bald sah man 40,000 Menschen aus allen Theilen des Reichs daran beschäftigt. Während des Festungsbaues beschloß er auch die Anlage einer Stadt, als Hauptstapelort zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Nach vier Monaten stand die Festung St. Petersburg da, und Peter ernannte den Obersten Rönne zum ersten Commandanten. Allmälig erhob sich auch die Stadt. Viele von den Herbeigekommnen siedelten sich, den langen Heimweg scheuend, dort an, wo sie ihrem Zaar ohnehin willkommner waren, während sie die Häuser der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotnen Freistätte, wo sie neuen Boden für sich zum Eigenthume fanden, so daß zwei Jahre später (1705) außer Wasili-Ostrow, wo die ersten Privathäuser gebaut wurden, auch die St. petersburgische Insel und die Admiralitätsseite angebaut waren, (vergl. St. Petersburg). Auf diese Weise erhielt Peter bald Künstler, Handwerker aller Arten und Matrosen. Im November 1703 führte er selbst das erste Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt; der Schiffer und die Mannschaft wurden kaiserlich belohnt, und den beiden ersten Schiffen, welche nach ihm einlaufen würden, ebenfalls Belohnungen ausgesetzt. In der Nähe stieg zum Schutze Petersburgs, unter Menschikow's Leitung, die Festung Kronslot aus der See empor. Mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeischaffung der Baumaterialien verknüpft waren, und eben so viele Menschen verloren ihr Leben; doch schon im März des folgenden Jahrs donnerten die Kanonen von den Wällen von Kronslot. Indeß wendeten Oesterreich, Holland und England Alles an, um Peters Bündniß mit August von Polen zu zernichten. Carl ließ seinen großen Gegner im Herzen von Liefland stehen, und zog nach Sachsen, um Peters Bundesgenossen zur Thronentsagung zu zwingen. Dagegen verschaffte Peter durch die Umprägung der Kopeken in Rubel (die bis dahin nur eine eingebildete Münze waren) seinen Finanzen einen neuen Zuschuß, und begann seine neuen Operationen mit der Vernichtung einer schwedischen Flotille von 13 Fahrzeugen auf dem Peipussee, welche so vollkommen gelang, daß der schwedische Viceadmiral Löschert mit dem letzten dieser Schiffe voll Verzweiflung sich und alle Mannschaft in die Luft sprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval geschlagen, und die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert (4. Mai bis 20. Aug. 1704). Auch wurde ein schwedischer Angriff auf St. Petersburg vereitelt; aber die Russen wurden dagegen bei Gemauerthofen in Kurland und bei Fraustadt geschlagen, wofür sie sich jedoch durch den Sieg bei Kalisch rächten. Da erhielt Peter die Nachricht vom Abschlusse des altranstädter Friedens (24. Sept. 1706) und zog sich, weil er nicht für gut fand, den mit 43,000 Mann heranziehenden Carl in Polen abzuwarten, mit seiner alles im Rücken liegende Land verheerenden Armee zurück. Im geheimen Bunde mit dem Kosackenhettmann Mazeppa, rückte Carl ihm nach bis in die Nähe von Smolensk; von dort wendete er sich aber nach der Ukraine, um die Kosacken für sich zu gewinnen und den General Löwenhaupt zu erwarten, der jedoch, von Peter bei Liesna geschlagen, seinem Könige nur wenige Trümmer seines Heeres zuführen konnte. Jetzt vereinigte sich Mazeppa öffentlich mit Carl, und eben war dieser mit der Belagerung der festen Stadt Pul-

tawa beſchäftigt, als Peter mit 70,000 Mann zum Entſatz herbeieilte, und unter den Mauern von Pultawa das ſchwediſche Heer in der Schlacht vom 8. Juli 1709 vernichtete. Der nun zum Generallieutnant bei der Landarmee und zum Contre-Admiral auf der Flotte beförderte Zaar ſchrieb vom Schlachtfelde aus dem Admiral Apraxin in St. Petersburg: „Unſern Feind hat Phaeton's Schickſal getroffen, und feſt gelegt iſt endlich der Grundſtein unſerer Newaſtadt!" Die Rückkehr Königs Auguſt von Polen in dieſes Land, und ein neues Bündniß mit demſelben, welchem Dänemark und Preußen ſich anſchloſſen, ſo wie die Belagerung des feſten Riga waren die Folgen jener entſcheidenden Schlacht. Nun eilte Peter nach ſeiner geliebten Newaſtadt, wo er die Verbindung des Ladogaſees mit der Wolga anordnete und mit Frankreich, Italien und den Hanſeſtädten Handelsverträge ſchloß. Nachdem er hierauf ſeinen Triumph in Moskau gefeiert, einen Zwiſt mit England geſchlichtet, und die Armee (welche aus 33 Regimentern Fußvolk, 24 Regimentern Reiterei und 58,000 Mann Beſatzungstruppen beſtehen ſollte) neu organiſirt hatte, begann er den Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kexholm, Reval wurden 1710 erobert, und mit dieſen Plätzen ganz Liefland und Karelien. Als nun auch nach und nach ſteinerne Paläſte ſich in Petersburg erhoben, da beſchloß er hier die künftige Reſidenz aufzuſchlagen, und feierte daſelbſt (4. Nov. 1710) die Vermählung ſeiner Nichte Anna (Iwan's zweiter Tochter) mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland. Unterdeſſen hatten ihm die Türken, auf ihres Schützlings, Carl's XII., Andringen, den Krieg erklärt. Sofort errichtete Peter zur Leitung der Reichsgeſchäfte den dirigirenden Senat, und nachdem er, um die Geiſtlichkeit und das Volk für ſich zu gewinnen, den Biſthümern und Klöſtern die früher eingezognen Güter größtentheils zurückgegeben hatte, zog er mit ſeinem Heere durch die mit ihm verbündete Moldau, und befand ſich endlich am Pruth, dem Lager des Großvezirs Mehemet gegenüber. Hier litt ſein Heer an den nothwendigſten Bedürfniſſen drückenden Mangel. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm verbündete Fürſt der Wallachei abfiel, und die verſprochne Zufuhr von Lebensmitteln verſagte. Deſſen ungeachtet ging Peter über den Fluß dem Feinde entgegen; doch deſſen Uebermacht und die ihn umgebenden Schwärme der Tataren nöthigten ihn zum Rückzuge. Ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeſchlagen, allein ſein vom Hunger erſchöpftes Heer war von einem zahlreichen Feinde eingeſchloſſen. Peter ſah im letzten Kampfe nur Gefangenſchaft oder Tod vor ſich. Aus dieſer Noth rettete ihn ſeine neue Gemahlin Catharina (1707 ſchon heimlich mit ihm getraut und am 6. März 1711 zur rechtmäßigen Gemahlin erklärt), welche, unterſtützt von dem Feldmarſchall Scheremetew, dem Großvezier Friedensvorſchläge that. Eine große Summe Geldes und Juwelen nebſt Verheißungen mehrerer Schätze (dies alles ohne Peters Vorwiſſen), ſollen Scheremetev's Brief an den Großvezier begleitet haben. Dagegen ſchrieb Peter, am glücklichen Erfolge dieſer Sendung eben ſo, wie an dem der Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat nach Moskau: „Sollte meine Perſon in die Gewalt des Feindes fallen, ſo ſollt ihr mich nicht mehr für den Zaar, euern Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenſchaft etwa von mir, und wäre es ſogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, ſo ſollt ihr den Würdigſten unter euch

zu meinem Nachfolger erwählen!" Doch am 23. Juli 1711 kam der huſher Friede, ungeachtet des Widerſpruchs des Grafen Poniatowski, der Carls XII. Stelle vertrat, zu Stande, in welchem Peter gegen die Aufopferung Aſow's u. ſ. w. (vergl. Rußland und Osmaniſche Pforte) ſeine, des Heers und des Reichs Rettung erkaufte. (Es iſt ſchwer alle Motive anzugeben, welche den Grosvezier zur Bewilligung des Friedens beſtimmten. „Wer ſoll," fragte er z. B. den ſchwediſchen Abgeordneten, der den Friedensabſchluß auf alle Weiſe zu hintertreiben ſuchte, mit großer Feinheit: „Wer ſoll dann das Moskowiter-Land regieren, wenn ich den Zaar gefangen nehme?") Der Fürſt der Moldau, Kantemir, deſſen Auslieferung Peter für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Zaar, in deſſen Penſion er 12 Jahre ſpäter ſtarb. So verlor Peter die kaum errungne Herrſchaft am ſchwarzen Meere wieder. Er wandte daher ſeine Thätigkeit ganz auf die Fortſetzung des Kriegs gegen die Schweden in Pommern. Zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ging er noch im Herbſte 1711 in das Carlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung ſeines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er Leibnitz, der, um ihn zu ſehen, ſich dort befand, das Verſprechen gab, in ſeinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anſtellen zu laſſen (vergl. Leibnitz). Nachdem er ſich mit dem Kronprinzen von Preußen und den däniſchen Miniſtern über den weitern Feldzug beredet hatte, ging er nach Moskau zurück, wo er (19. Febr. 1712) ſeine öffentliche Vermählung mit Catharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geſchah zwei Monate ſpäter. Darauf ging er im Juni 1712 mit ſeiner Gemahlin abermals nach Carlsbad, und nach dreiwöchentlichem Gebrauche dieſer Heilquelle zum Heere nach Holſtein, wo der ſchwediſche General Steenbock glücklich gegen die Dänen focht. Als er dieſen in Tönningen eingeſperrt hatte, begab er ſich nach Petersburg, um dort die Eroberung des ſchwediſchen Finnlands einzuleiten, welcher Plan im J. 1713 auch ſo glücklich ausgeführt wurde, daß die Ruſſen bis über Abo nach Tawaſthus vordrangen, während die Schweden in Tönningen ſich hatten ergeben müſſen. Nur die von Preußen vorgeſchlagne und von Menſchikow eingegangne Neutraliſirung Pommerns ſtörte ſeine Plane, wofür aber auch der Liebling ſo bitter büßen mußte, daß kaum der Zaarin Fürſprache ihn noch vom gänzlichen Falle rettete. Mit immer größerm Eifer ſuchte Peter die ruſſiſche Seemacht in Aufnahme bringen; doch mußte er ſich gefallen laſſen, daß das Admiralitätscollegium ihm ſeinen Wunſch nach Beförderung zum Viceadmiral verſagte: „denn er habe zur See ſich noch nicht ſo ausgezeichnet, daß man ihn ältern Offizieren vorziehen könne." Er rüſtete ſich alſo, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seeſieg bei Twermünde errungen, und durch die darauf erfolgte Einnahme der Feſtung Nyſlot die Eroberung von Finnland vollendet hatte: da begrüßte ihn bei ſeinem Triumpheinzuge in St. Petersburg der Vicezaar, Romadonowski, der ſitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmiral!" Bei dieſem frohen Anlaß ſtiftete er ſeiner Catharina zu Ehren, an ihrem Namenstage (25. Nov. 1714) den Orden der heiligen Catharina „zum Andenken der Gegenwart Catharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo ſie bei den gefährlichſten Umſtänden nicht als ein Weib, ſondern mit männlicher Unerſchrockenheit ſich erwieſen habe."

Doch richtete er auch seinen Blick auf den innern Zustand seines Reichs. Aufmerksam gemacht auf die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen gegen die niedern Stände, setzte er eine Commission zur Untersuchung aller Beschwerden nieder; eine Menge Staatsbeamten vom ersten bis zum dritten Range mußten nach Sibirien wandern, und eine scharfe Verordnung gegen künftige Bedrückungen beendigte die Untersuchung. Nur die Aufhebung der Leibeigenschaft schien ihm noch nicht rathsam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermannlands half er dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern aus dem Innern Rußlands dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsfehde zwischen den Roskolnick's (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Roskolnick mit dem Tode bestrafen lassen, der sich durch die versuchte Ermordung des Zaar's die Märtyrerkrone hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten seine Abneigung gegen Moskau und befestigten den Entschluß in ihm, Petersburg zur ersten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle seine Handelsverordnungen und die harten Befehle ab, die er zur Vergrößerung und Verschönerung der neuen Hauptstadt gab. Mitten unter diesen Entwürfen erhielt er die Nachricht, daß Carl XII. zurückgekommen und in Stralsund sei. Allein da dieser eigensinnige Fürst die Neutralität Pommerns verwarf, und England wie Holland beleidigte, so bereitete er dadurch selbst dem Zaar neue und leichte Triumphe. Stralsund ward von den Preußen und Dänen, ohne Peter's Hülfe, erobert (23. Dec. 1715); doch hätte der Zaar sich in der ersten Aufwallung des Zorns fast auf Carl's Seite geneigt, als man seinen Truppen die Mitbesetzung der Festung verweigert, und sie sogar mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Indeß verabredete er, noch ehe er zur Befestigung seiner Gesundheit nach Pyrmont reiste, wo er auch Leibnitz wieder sah, mit dem Könige von Dänemark eine Landung auf Schonen, zu deren Ausführung er nachher nach Kopenhagen ging. Vier Flotten, eine russische, dänische, englische und holländische hatten sich, 80 Segel stark, vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der schwedischen Flotte, die in der Ostsee kreuzte, die Spitze zu bieten. Einmüthig wurde dem Zaar der Oberbefehl über diese vier Flotten übertragen, und er geleitete hundert im Sunde liegende Kauffartheischiffe vor der schwedischen Flotte vorüber. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der russischen Generale, und weil der König von Dänemark deshalb mißtrauisch wurde: so verließ Peter Dänemark und besetzte Mecklenburg, das er gern eingetauscht hätte. Wegen dieser und andrer Plane unternahm er gegen das Ende des J. 1716 eine politische Reise nach Holland und Frankreich. In Amsterdam zogen ihn außer dem See- und Handlungswesen jetzt auch alle andre Gegenstände des Wissens und der Kunst an. Seine Gemahlin, die ihn nach ihrer Entbindung in Amsterdam besuchte (Febr. 1717), blieb im Haag zurück, als Peter zu Anfang Aprils über Brabant sich nach Paris begab. In dieser unermeßlichen Stadt besuchte er alle Kunstwerkstätten, Kunstsammlungen, Anstalten für das Kriegswesen, für die Erziehung, höhere Bildung und Industrie ꝛc. Mit Beweisen von Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er 1717 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Frankreich für sich und Preußen abgeschlossen hatte, wiewol sein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen, und seine Absicht auf Mecklenburg nicht erreicht wurde. Nach vier Monaten kam er (21.

Oct. 1717) nach Petersburg zurück. Hier hielt er ein hartes Strafgericht, als neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen ihm vorgelegt wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonsky, ließ er erschießen und viele Anklagen gegen Andre durch Kriegsgerichte untersuchen. Hierauf ging er nach Moskau, um seinen einzigen 1695 gebornen Sohn Alexei zu richten. Dieser unglückliche Prinz wurde durch das Gutachten der hohen Reichsbeamten zum Tode verurtheilt. Die Eröffnung des von dem harten Czar bestätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er soll an den Folgen des heftigen Schreckens darüber gestorben sein (7. Juli 1718); Büsching hat (in seinem Magazin für Hist. und Geogr. Bd. IX.) zuerst die Nachricht mitgetheilt, daß der Gen. Adam Weide auf Peters I. Befehl dem Prinzen den Kopf mit einem Beile abgehauen habe. Bei seinem prachtvollen Leichenbegängnisse zerfloß Peter in Thränen; aber viele in Alexeis Schuld verwickelte Personen wurden grausam hingerichtet, und eine Denkmünze sagte dem Volke, daß auf solche Weise die Majestät des Thrones gerettet sei. (Man sehe über Alexei einen besondern Artikel in der neuen Folge des Werks: Band XI. und XII. 1. Liefer.). Mit gleicher Strenge verfuhr Peter wider die Großen, die sein Volk bedrückten, und verschonte selbst seine Lieblinge Menschikow und Apraxin nicht. Durch Regierungscollegien und eine Gesetzcommission suchte er eine festere Justiz zu begründen. Zur Grundlage des neuen Gesetzbuches bestimmte er seines Vaters Alexei Codex, die Uloschenie. Noch wurde ein Commerzcollegium errichtet, und der Handelsstand überhaupt sehr ausgezeichnet. Die Verschönerung Petersburgs, die Anlegung eines Naturalienkabinets, die Aufmunterung der bildenden Künste und die Veredlung des gesellschaftlichen Tons, zugleich Belustigungen für den Hof und das Volk, durch öffentliche Spiele, Maskeraden ꝛc. (worunter seine Papstwahl, um den römischen Oberhirten lächerlich zu machen, sich auszeichnete) gehörten zu seinen Erholungen. Schon seit dem Mai 1717 fanden zwischen russischen und schwedischen Bevollmächtigten Friedensannäherungen Statt (besonders da man russischer Seits nicht abgeneigt schien, Carl XII. in seinen Absichten auf Norwegen zu unterstützen), als dieser, der schon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall seinen Tod fand. „Ach, Carl, mein Bruder, wie jammerst du mich" rief Peter, als er hiervon die Nachricht erhielt. Als hierauf Schweden, durch England und innern Parteienhaß irre geleitet, die Unterhandlungen verzögerte und neue Rüstungen begann, so ließ Peter seine Truppen fast auf allen Punkten der schwedischen Küste landen und einen Verwüstungskrieg führen, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Ulrike Eleonore Bitten und Versprechungen (vielleicht auch durch die Erscheinung der englischen Flotte bewogen) zog Peter nach dieser fürchtlichen Rache seine Flotte zurück; aber unterdessen hatte die Eifersucht über Rußlands anwachsende Macht Polen, Preußen und Dänemark mit Schweden versöhnt. Doch Peter bot allen die Stirn. Er behauptete seine Würde gegen Oesterreich, mit welchem er in Zwist gerathen war. Die Jesuiten vertrieb er aus seinem Reiche, weil sie sich in Händel mischten, die sie nichts angingen. Zugleich rüstete er sich gegen England; alle englische Kaufleute in Rußland wurden 1719 mit der Drohung, ihre Waaren (gegen 50 Millionen an Werth) zu confisciren, verhaftet. Doch das Härteste sollte Peter in dieser Zeit selbst erfahren. Es starben nämlich sein Waffengefährte, der Feldmarschall Sche-

remetew und (25. April a. St.) sein Thronerbe, Peter Petrowitsch, den Catharina ihm (8. Nov. 1717) geboren hatte. Drei Tage und drei Nächte war der Czar nach dem Tode seines Sohns einsam, ohne Speise und Trank geblieben; man fing an für sein Leben zu fürchten. Aber er ermannte sich, und eine seiner nächsten Regierungshandlungen war die Errichtung der heiligsten dirigirenden Synode, womit er die Hierarchie gänzlich zu Boden stürzte (1721). Vergl. Griechische Kirche. Schweden, dessen König, Friedrich von Hessen, unter Frankreichs Vermittelung neue Anträge gemacht hatte, während er mit Hülfe einer englischen Flotte auf Finnland einen Angriff beschloß, ward aufs neue (1720) verheert; doch unterhandelte Peter, indem er sich zu rüsten fortfuhr, und den Bau des Hafens von Royerwick anordnete. Endlich bewirkte ein dritter Verheerungszug an der schwedischen Küste (1721), welchen Peter trotz der englischen Flotte von 23 Linienschiffen vollführte, den Abschluß des nystädter Friedens (30. Aug. a. St. 1721), worin Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kerholmslehn an Rußland abgetreten wurden; der Herzog von Holstein aber, welchem er zur Wiedererlangung Schleswigs zu verhelfen sein Wort gegeben, wurde ein Opfer der Politik. So war der nordische Kampf nach 21 Kriegsjahren, ohne Peters Hülfsquellen zu erschöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer gegründet. Peter feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von welcher nur Mörder und nicht zu bessernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Foderungen der Krone bis zum J. 1717. Darauf baten ihn der Senat und die heilige Synode im Namen des Volks, „den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen„ anzunehmen. Nach vielen Einwendungen des Zaars wurde am Tage des großen Friedenfestes (22. Oct. 1721) die neue Kaiserwürde ausgerufen, welche Preußen, Holland und Schweden sogleich, die übrigen Mächte erst später anerkannten. Bei der in Moskau am 28. Jan. 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte er seine zwölfjährige, dem Herzog von Holstein verlobte Tochter Elisabeth für volljährig. Damit aber seine große Schöpfung nicht unter schwachen oder unfähigen Regenten wieder zerfiele, gab er (5. Febr. 1722) das Gesetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, zur Thronfolge zu rufen, wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, sobald er den schon bestimmten Thronfolger für untüchtig erkenne.“ Auf dieses Gesetz ließ er seine Unterthanen feierlich vereiden. Eine darauf folgende Prüfung des Adels, seines Ursprungs und seiner Würdigkeit, hatte großen Einfluß auf die neue Einrichtung der Gerichte, nach welcher künftig kein wirklicher Senator in den verschiednen Gerichtshöfen und kein Gerichtspräsident im Senate sitzen konnte. Zum Controleur seiner Geschäftsführung erhielt der Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angestellt wurde. Hiermit verband Peter eine neue Rangordnung. Darauf unternahm er den längst beschlossnen Zug nach Persien (15. Mai 1722), um den Handel der Russen auf dem kaspischen Meere zu sichern. Bereits in den J. 1715, 1716 und 1719 hatte er dieses Meer und seine Küsten von erfahrnen Seeoffizieren untersuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten lassen. In dem ersten Jahre des Kriegs nahm er aber bloß Derbent, und ließ die Festung Swiätoi-Kreſt (zum heiligen Kreuze) und mehrere befestigte Dörfer anlegen, welche mit den donischen Kosackenfamilien bevölkert wurden. Die innern Unruhen in

Persien bewogen den Schach nachzugeben, und im Vertrage vom 12. Sept. 1723 (welchem auch die Pforte d. 8. Juli 1724 sich anschloß) die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad an Rußland abzutreten. Doch mußte Peter seinen großen Plan, in Georgien das Christenthum zu erneuern und an der Mündung des Flusses Kur eine Handelsstadt anzulegen, von wo der Handel bis nach Astrachan fortgesetzt werden sollte, wenigstens vor der Hand aufgeben. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde (schon am 26. Dec. 1722) ward er zu neuen Untersuchungen gegen untreue Staatsbeamte veranlaßt. Der Vizekanzler Schafirow, einer seiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menschikow mußte 200,000 Rubel in den Fiscus zahlen, verlor viele Einkünfte, und mußte selbst an seinem Leibe den strafenden Arm seines Herrn empfinden, wozu sich Peter seiner Dubina (eines Handstocks aus dickem spanischen Rohr) bediente; viele Andre wurden durch Degradation, Geld- oder Leibesstrafe gezüchtigt. Hierauf führte Peter noch einmal (12. Juli 1724) seine Flotte gegen Schweden, um seiner Verwendung für den Herzog von Holstein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben; und als dieser einen Jahrgehalt von 25,000 Thalern und die Versicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten, segelte Peter nach Kronstadt zurück. Hier feierte er durch ein glänzendes Fest die Schöpfung seiner Flotte, welche jetzt aus 41 Kriegsschiffen bestand und mit 2106 Kanonen und 14,960 Matrosen besetzt war. Die Verhütung der Ueberschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladoga-Kanals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (1. Febr. 1725), an welcher Leibnitzens Rathschläge so großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzcommission, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, die Verbesserung des Mönchswesens, die Verbannung der Kapuziner aus Rußland, und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden, beschäftigten den großen Monarchen in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Während derselben verlobte er auch seine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holstein (24. Nov. 1724), nachdem er früher schon (18. Mai) aus Achtung und Dankbarkeit seiner Gemahlin Catharina die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, vielleicht in der Absicht, daß diese vereint mit Anna nach seinem Tode Rußland beherrschen sollte. Auch ließ er dem hinterbliebnen Sohne des unglücklichen Alexei eine Erziehung geben, wie sie einem künftigen Kaiser Rußlands gebührte. Aber schon längst fühlte er mit den Schmerzen, die seit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie) ihm verursachte, die Abnahme seiner Kräfte; daher sein Trübsinn, der sich oft in starken Ausbrüchen des Unmuths äußerte. Einem solchen Ausbruche ist wol zum Theil seine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, ersten Kammerherrn und Lieblings der Kaiserin Catharina, zuzuschreiben, als deren Ursache er entdeckte Dienstvergehen, Bestechungen ꝛc. angab. Im Spätherbste 1724 war er im Begriff, sich nach Systerbeck zur Besichtigung der daselbst angelegten Eisenhämmer und Gewehrfabrik zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matrosen besetzt, auf einer Untiefe stranden sah. Als eine gesendete Schaluppe das Boot nicht zu lösen vermochte, ließ er sich selbst hinbringen, und da sein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, sprang er, seines

Uebels nicht gedenkend, in das Wasser, wadete bis an das gestrandete Boot und half es lösen. „Die Arbeiter meines Münnich" (am Ladoga-Kanal), sagte er zur Kaiserin, „haben mich geheilt; ich hoffe es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einschiffe, und zu Moskau in Golowkins Garten ans Land trete." Um dies zu befördern, mußten unaufhörlich 25,000 Mann arbeiten. Aber die Erkältung, die er sich bei Ladoga zugezogen hatte, machte seinen Zustand bald gefährlich. Auf alte Weise feierte er noch das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapst wählen und verordnete die Wegreißung überflüssiger Kapellen und Wegschaffung der Bilder. Dies war seine letzte Verfügung. Eine chirurgische Operation blieb ohne Erfolg. Der Schmerz raubte ihm oft die Besinnung. In hellen Augenblicken tröstete ihn der geistliche Zuspruch des Erzbischofs Theophanes von Pleskow. In einem solchen Augenblicke gewährte er auf Catharinens Bitten auch Menschikow volle Verzeihung. Er wollte seine geliebte Tochter Anna sprechen; sie kam, aber der Kaiser war schon sprachlos. Der große Mann verschied (8. Febr. 1725) in den Armen seiner Gemahlin, die ihn seit drei Nächten nicht verlassen hatte. Sie warf sich neben die entseelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!" Peter hatte 53 Jahre gelebt, und hätte noch 40 Jahre, nach dem Urtheile seiner Aerzte leben können, wenn er sein Uebel nicht so lange verschwiegen hätte. „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient," sagt Herder, so ist's Peter Alexiewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter seines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, schuf und lenkte, dort anregte, lohnte und strafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er selbst, nie durch ihn ein Andrer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in seiner kleinsten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte." Am Säcularfeste der Thronbesteigung Peters ward sein Denkmal von Falconet, Peter zu Pferde einen Granitfels hinaufsprengend, mit ausgestreckter Rechte, und mit der Inschrift: **Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII,** aufgedeckt. S. v. Halem's Leben Peters des Großen. K.

Peter II., Kaiser von Rußland, Peter des Großen Enkel und Sohn des unglücklichen Alexei (s. d. Art. in der neuen Folge des Werks B. XI. Lief. 1.) bestieg, kraft eines Testaments von Catharina I. welches besonders durch Menschikow veranlaßt worden war, der unter dem jungen und schwachen Fürsten seinen Einfluß gesicherter glaubte, als wenn der Zepter an Catharinens Tochter, die Herzogin Anna von Holstein überging, 17. Mai 1727, im 13. Jahre seines Alters den Thron. In demselben Testamente hatte Menschikow auch die Anordnung mit einzuschalten gewußt, daß Peter des Fürsten jüngste Tochter Maria zur Gemahlin nehmen sollte, und die Hoffnungen des ehrgeizigen Mannes gingen so weit, auch für seinen Sohn die Schwester des Kaisers, Natalie, zur Gemahlin zu begehren. Diese vielfachen und allzugroßen Anmaßungen mißfielen aber dem jungen Herrscher, der an der Familie der Dolgoruckys, den Feinden Menschikows, getreuliche Helfer zu dem Sturz des allmächtigen Verwesers fand. Menschikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt und Peter stand eben im Begriff einer Prinzessin aus dem Hause der Dolgorucky die Hand zu reichen, als er den 29. Jan. 1730 noch nicht 16 Jahr alt, an den Blattern starb, worauf Anna Iwanowna, Herzogin von Hol-

ſtein den Thron beſtieg, Menſchikow zurückgerufen und die Dolgorucky's dagegen in die Verbannung geſchickt wurden. (Vergl. die Art. Anna Iwanowna, Menſchikow und Dolgorucki).

Peter III. (Fedrowitſch), Kaiſer von Rußland. Da ſchon mit Peter II. der romanowſche Mannsſtamm ausgeſtorben war, ernannte die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peters I. mit Catharina I. kraft der Thronfolge-Ordnung ihres Vaters, deſſen Enkel, den Herzog Carl Peter Ulrich von Holſtein-Gottorp, entſproſſen aus der Ehe ihrer Schweſter Anna Petrowna mit dem Herzoge Carl Friedrich von Holſtein, zum Großfürſten und Thronfolger von Rußland (18. Nov. 1742), und vermählte ihn, 1. Sept. 1745, mit der Prinzeſſin Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt, die bei ihrem Uebergange zur griechiſchen Kirche (9. Juli 1744), die Namen Catharina Alexiewna angenommen hatte. Als Eliſabeth (5. Jan. 1762) ſtarb, beſtieg er unter dem Namen Peter III. den Thron. Sein erſter Schritt als Kaiſer, war gänzliche Ausſöhnung mit Friedrich II. von Preußen, den Eliſabeth, im Bunde mit Oeſterreich und Frankreich, bisher mit vielem Nachdruck bekriegt hatte; denn er bewunderte den großen König und war wirklich ſein Freund. Er ſchloß daher mit Preußen ein Friedensbündniß, indem er das eroberte Königreich Preußen zurückgab und ſein Heer zu Friedrichs Heere ſtoßen ließ. Auch rief er die unter Eliſabeth verbannten Miniſter Leſtocq und Münnich, ſo wie den Herzog von Kurland, Biron, aus Sibirien zurück. Zugleich ſchaffte er die Angeberei des ſogenannten Wortrufens ab, oder die furchtbare Aechtung eines Jeden, der nüchtern oder trunken gegen die griechiſche Kirche, den Monarchen oder den Staat etwas geſprochen. Hierauf beſchloß er eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von ſeinem Vater (1713) verlornen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, und ſo manche ſeinem Hauſe zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deshalb das in Pommern befindliche ruſſiſche Heer ins Mecklenburgiſche vorgerückt, und ſchon wollte Peter in Perſon ſich an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen, als plötzlich eine längſt vorbereitete Verſchwörung ausbrach, die ihm nach einer neunmonatlichen Regierung Thron und Leben koſtete. Er hatte nämlich durch ſeine Vorliebe für die Holſteiner, durch ſeine Verſuche, die preußiſche Kriegszucht bei den Ruſſen einzuführen, durch ſeine Verordnungen wider die Bärte der Geiſtlichen und die Bilder, endlich durch Beſchränkungen der Großen, alle Stände des Reichs wider ſich aufgereizt. Die Revolution brach in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 aus (ſ. d. Art. Catharina II.); noch in derſelben Nacht ward Peter des Throns verluſtig erklärt, und Catharina von den Garden, der Geiſtlichkeit und den Großen zur Kaiſerin ausgerufen. Peter befand ſich, während dies in Petersburg vorging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm ſein getreuer Münnich, an der Spitze der ihm treu gebliebnen Regimenter nach Petersburg zu ziehen, und ſich der Empörer zu bemächtigen. Zitternd und unentſchloſſen zog Peter dieſem mannhaften Schritte die Unterwerfung vor. Am folgenden Tage (10. Juli) entſagte er feierlich der Krone, doch rettete er damit ſein Leben nicht, denn Catharina's Umgebung wünſchte des abgeſetzten Kaiſers Tod, um ihrer eignen Sicherheit willen. Dieſer erfolgte, wie man ſagt, auf eine gewaltthätige Weiſe, am 14. Juli 1762.

Petersburg (St.), iſt nebſt Stockholm die nördlichſte Reſi-

denz in Europa, in dem Gouvernement gleiches Namens, das ehemalige Ingermannland, und kann mit Recht die Königin aller Residenzen genannt werden; denn sie wetteifert unstreitig mit den schönsten und prächtigsten Städten der Welt. Ihr Anblick in der Ferne erregt schon die größten Erwartungen, die aber, je tiefer man in die Stadt eindringt, noch mehr übertroffen werden; denn man wandert von einer regelmäßigen breiten Straße in die andre, sieht sich dabei von den prächtigsten Palästen, Kirchen und vergoldeten Thürmen und andern massiven, zum Theil von kolossaler Größe aufgeführten Gebäuden umgeben, so daß das umherirrende Auge anfangs nicht weiß, wo es ruhen soll, indem es überall nur große Meisterwerke der Baukunst zu bewundern findet. Diese Bewunderung geht für einen Fremden in Erstaunen über, hat er das zufällige Glück an einem heitern Frühlings- oder Sommermorgen aus dem kaiserl. Sommergarten an die daselbst majestätisch vorbeiströmende Newa zu treten. Da öffnet sich seinen Blicken auf einmal eine ganz neue Welt. Er glaubt nicht mehr in einer von Menschenhänden gebauten Stadt zu sein, sondern daß irgend ein Zauberer ihn plötzlich in eine Feenstadt versetzt habe, worin sich Wunder auf Wunder häufen. Denn alle Gegenstände in der Nähe und Ferne vereinigen sich hier auf das seltsamste, den in Betrachtungen versunknen Zuschauer in seinen Zauberideen zu bestärken, worunter der Anblick der mancherlei Schiffe und Gondeln auf der Newa, die wenigstens ½ Viertelstunde breit ist, die darübergehenden Schiffsbrükken, die an ihren beiden Ufern nahe und fern liegenden prachtvollsten Paläste, von Gold glänzenden Kirchen und Thürme, Inseln und Gärten ihm fast die Augen verblenden. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger ist jede Seite der Newa mit einem herrlichen breiten eine Stunde weit gehenden Kay versehen. Dies im Allgemeinen, und nun zu dem Einzelnen. Petersburg ist nach Moskwa zugleich die zweite Hauptstadt des russischen Reichs und liegt einige Meilen von dem Ausflusse der Newa in die Ostsee. Keine Stadt hat sich vielleicht schneller zu einer solchen Größe und Pracht erhoben als diese. Der Czar Peter der Große legte 1703 den Grund zu dieser Stadt, indem er zuerst auf einer Insel der Newa eine Festung anlegte, um sich einigermaßen gegen die angrenzenden feindlich gesinnten Schweden zu sichern. Um diesen Bau selbst zu leiten, ließ sich Peter gegenüber ein kleines einfaches hölzernes Haus bauen, das noch jetzt dasteht und zu dessen längerer Erhaltung man es mit einem steinernen Gebäude umgeben hat. Darauf folgten bald andre öffentliche und Privatgebäude, zu deren Theilnahme der kluge Czar den da herumwohnenden Adel und die in Moskwa, Nowogorod und andern Städten reiche Kaufmannschaft zu gewinnen wußte, so daß in kurzer Zeit daraus eine ansehnliche Stadt entstand, die nun unter dem fortstrebenden eifrigen Bemühen der folgenden Regenten und Regentinnen, besonders unter Catharina II. und dem Kaiser Alexander I. zu einer fast unnachahmlichen Vollkommenheit gediehen ist. Die umliegende Gegend dieser Stadt ist flach und eben, und ihr Boden hie und da morastig. Sie ist überall offen, ohne Mauern und nur hie und da mit einem Graben umgeben, enthält bei einem Umfange von fast 4 Meilen gegen 10,000 Häuser, worunter in den Vorstädten sich auch viele hölzerne befinden und zählt ungefähr 280,000 Einwohner, unter welchen sich jedoch gewiß der 5te bis 6te Theil Ausländer annehmen läßt; von welchen bei weitem der größte Theil Deutsche sind, indem man sicherlich ihre sämmtliche Anzahl von 40,000 nicht zu hoch schätzt; auch ist keine Nation mit der Russischen durch

Heirathen und andre Verbindungen mehr verschmolzen als die Deutsche. Es wird ebenfalls keine andre Nation zu Staats- und Kriegsdiensten mehr befördert und zugelassen, als eben dieselbe. Nach den Deutschen behaupten die Engländer, Franzosen, Italiener, Schweden aber die Mehrzahl. Außerdem findet man hier Menschen aus allen Ländern und Welttheilen, nur mit Ausschluß der Juden, die nicht geduldet werden. Die Newa, welche diese herrliche Kaiserstadt von Osten nach Westen durchströmt, trennt sie in zwei Theile, von welchem der südliche, oder die Landseite beträchtlich größer und volkreicher ist. Die Nordseite ist von einem Arm der Newa in zwei Theile zerschnitten, welcher mitten in der Stadt sich von dem Hauptstrom scheidet und seinen Lauf nach Nord-West nimt. Die Haupteintheilung der Stadt ist folgende: 1) die Admiralitätsseite; 2) der Stückhof; 3) die moskow'sche Seite; 4) die Jämskoy; 5) die wasilioſtrowsche; 6) die petersburgische; und 7) die wiburgische Seite, nach der Stadt Wiburg in Finnland also benannt. Diese Hauptabtheilungen zerfallen wieder in viele Unterabtheilungen oder Distrikte, von denen ein jeder in's besondre unter einem polizeilichen Gerichtshofe steht, dessen oberster Richter gewöhnlich ein aus dem Militär getretner Major ist (denn die ganze Polizei hat eine militärische Verfassung), der freilich oft mit den Landesgesetzen unbekannt, sich aus den vielen sich durchkreuzenden Ukasen nicht anders als durch ein en willkürlichen Machtspruch herauszuhelfen weiß, welchem noch bisweilen, wenn eine oder die andre Partei Unzufriedenheit blicken läßt, durch einen derben Faustschlag oder Fußtrit zu mehrerer Bekräftigung das Siegel aufgedrückt wird. Aber diese kleinen Polizeianstalten vereinigen sich im Mittelpunkte der Stadt, wo die erste Polizeiinstanz ist, an deren Spitze jedesmal ein General mit dem Titel: Excellenz steht. — Die Admiralitätsseite enthält unstreitig den schönsten Theil der Stadt; ihr zur Rechten breitet sich ebenfalls längst der Newa der ungeheuere kaiserliche Winterpalast aus, dessen Zimmer rings um mit Statüen und mythologischen Figuren geziert sind, und an welchen Catharina II. einen kleinern Palast, Eremitage genannt, angefügt hat. Dieses Gebäude enthält Kunstwerke der seltensten Art, vorzüglich eine Menge der schönsten Originalgemälde von großen Meistern, die größtentheils von der kunstliebenden Catharina angeschafft wurden. Ferner befindet sich in der Eremitage ein Garten, worin, wie auf der Insel der Göttin Kalypso, ein ewiger Frühling herrscht. Verfolgt man seinen Weg einige hundert Schritte weiter durch die prachtvolle Straße, große Million genannt, so stößt man auf das Marmorpalais von kolossaler Größe, das auf einer Grundlage von Granit erbaut ist, und von Catharina ihrem Liebling dem Grafen Orlow geschenkt wurde, der sich dessen aber nur kurze Zeit erfreute. Von der andern Seite der Admiralität, die von der Landseite mit einem Graben und Wall umgeben ist, der zum öffentlichen Spaziergang dient und von den schönsten Linden beschattet wird, befinden sich viele der prächtigsten Gebäude. Hier fällt besonders die ganz von Marmor erbaute Isaakskirche in die Augen, das Wunder aller Kirchen, an Größe sowol als an äußerer und innerer Pracht; der Hereintretende in die Kirche wird von einem heiligen Schauer ergriffen. Unfern davon erblickt man mit Erstaunen den erst neuerlich mit ungeheuern Kosten aufgeführten Palast des Fürsten Labanow, ein Riesenwerk, selbst für Petersburg. Weiter hin, nahe an der Newa, prangt auf einem sehr geräumigen Platze die berühmte

von Falconet gegossne Statüe Peters des Großen, die einen imposanten Anblick gewährt; die ungeheure Felsenmasse, die der Statüe zum Fußgestelle dient, die allein die Höhe eines kleinen Hauses hat, ist mit einem großen Kostenaufwand, 30 Werst weit aus Finnland, herbeigeschafft worden. Auf einer Seite des Felsens steht mit goldnen Buchstaben: Catharina Secunda und auf der andern Petro primo 1782. Außerdem gibt es noch eine unzählige Menge sehr merkwürdiger Gebäude und Anstalten, von denen wir wegen des beschränkten Raums nur die allermerkwürdigsten herausheben wollen, als: die Akademie der Wissenschaften, worinnen sich eine sehr ansehnliche Bibliothek der seltensten Werke, ferner: ein sehr vollständiges Naturalienkabinet und eine Sternwarte, an deren Spitze der berühmte Schubert steht, sich befinden. Unfern von hier zieht die erst seit 1816 vollendete neue Börse die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich; ein eben so massives als prachtvolles Gebäude, das mit einer Colonade von 44 Säulen umgeben ist. Weiter unten sieht man das Landkadettencorps, die älteste und größte militärische Anstalt, die ehemals den geistreichen Schriftsteller, General Klinger, zum Chef hatte und dessen Hauptgebäude, in welchem gegen 4000 Menschen wohnen, allein ½ Stunde im Umfange hat. Noch weiter hin stößt man auf die Akademie der schönen Künste, von außerordentlicher Größe, und welche außer 3—400 Zöglingen, die auf Kosten der Krone unterhalten und unterrichtet werden, alles in sich faßt, was zu einem solchen Institut gehört. Ferner sind noch merkwürdig: das See- Berg- und Ingenieurkadettenkorps, die alle 3 den Zwecken, wonach sie benannt sind, wohl entsprechen. Alle diese bisher angeführten und blos der Jugend gewidmeten Erziehungsinstitute werden auf kaiserl. Kosten unterhalten und liegen auf Wasselei-Ostrow (Basils Insel), wohin man von der Landseite Petersburgs auf einer sehr bequemen über die Newa gelegten Schiffsbrücke gelangt. Außerdem gibt es noch in andern Theilen der Stadt sehr viel ähnliche Institute, unter welchen das große kaiserliche Gymnasium vorzüglich verdient erwähnt zu werden. Ferner gibt es noch eine beträchtliche Zahl wohlthätiger Anstalten andrer Art, als: Hospitäler für's Militär und Privatpersonen, das schöne Irrenhaus an der apuchowschen Brücke, das Blinden- und Taubstummeninstitut, verschiedne medizinische und chirurgische Anstalten, und endlich noch das große Findelhaus, in dessen Mauern gegen 5000 Kinder gesäugt, ernährt und erzogen werden, und wo jede Gebährende, sie sei verehlicht oder nicht, frei mit der besten Pflege ihre Wochen halten, und dann ihr Kind mit sich fortnehmen oder zur Erziehung zurücklassen kann, ohne daß sie um ihren Namen und Stand gefragt wird, wenn sie diese nicht selbst zu erkennen gibt. Mit dieser Anstalt ist noch das große Leihhaus (Lombard) verbunden, worin auch auf unbewegliche Güter dargeliehen wird. Man kann leicht selbst ermessen, welche ungeheure Summen alle diese Anstalten dem Kaiser kosten. Eben so viel als der großmüthige Monarch für die männliche Jugend thut, verdankt dessen edeldenkender Mutter, der Kaiserin Maria Feodorowna, die weibliche, indem sie, wie bekannt ist, den größten Theil ihrer Einkünfte auf verschiedne von ihr errichtete Fräuleininstitute und auf Pflege vieler Kranken in den Hospitälern verwendet. Außerdem gibt es noch auf verschiednen Punkten der Stadt eine Menge Privatinstitute, die von gelehrten Deutschen oder Franzosen unterhalten werden. Unter allen diesen Anstalten ragt aber die deutsche Petrischule, die mit der protestantischen Kirche gleiches Namens verbunden ist, hervor, die

wegen ihrer vortrefflichen Einrichtung allen übrigen zum Muster dienen kann. Sie enthält die geschicktesten Lehrer mit einem Director. Als solcher hat sich zuletzt besonders der Kollegienrath Weise, ein vielseitiger Gelehrter, ausgezeichnet. Nicht nur deutsche Eltern, sondern auch russische, schicken ihre Kinder dahin oder geben sie den Lehrern in Pension. Diese Schule ist nicht kaiserlich; denn sie hat ihren eignen Fond, ist aber von dem Kaiser durch eine besondre Ukase unter kaiserlichen Schutz genommen worden; es werden darin nicht nur männliche sondern auch weibliche Zöglinge unterrichtet; auch ist es bekannt, daß sie dem Staate die besten und geschicktesten Menschen zugezogen hat, und darum steht sie in großem Rufe. In allen diesen Lehranstalten werden hauptsächlich nicht nur in der Residenz, sondern auch in allen Gymnasien des russischen Reichs, die neuern Sprachen berücksichtigt, als: russisch, deutsch, französisch, auch hie und da englisch und für die 3 ersten Sprachen sind überall auf allen öffentlichen Schulen Lehrer angestellt, die sie auf einen ausdrücklichen kaiserlichen Befehl lehren müssen. Auch griechisch und lateinisch werden öffentlich gelehrt, allein diese Sprachen finden wenig geistigen Boden; hingegen zeigt der junge Russe zu jenen, und noch mehr zum Tanzen, zur Musik und Malerei desto mehr Natur und Fertigkeit. — Unter den Palästen verdienen noch auf andern Punkten der Stadt Erwähnung: der prachtvolle, vom Kaiser Paul erbaute, an den großen herrlichen Sommergarten anstoßende, michailowsche Palast, dessen Bau 4 Millionen Rubel gekostet hat. Fast am Ende der Stadt dehnt sich der taurische Palast mit seinen wunderschönen Gärten aus, der von Potemkin erbaut und bewohnt, und während seiner Abwesenheit von Catharina vergrößert und verschönert wurde. Außerdem gibt es in Petersburg noch unzählig viel andre ebenfalls schöne Paläste, die von reichen Fürsten, Grafen und andern Herrn bewohnt werden. Alle diese Paläste, wie auch die meisten Häuser, sind, statt der Ziegeln, mit dünnen schwarz oder grün lakirten eisernen Platten gedacht. Die einige Meilen von der Stadt entfernten Lustschlösser oder Sommerresidenzen verdienen ebenfalls Jedermanns Bewunderung, theils wegen der Kunst, als auch wegen der Schönheiten der Natur, von welcher sie umgeben sind. Czarskoe-Selo (Kaiserhof) Catharinens ehemaliger Lieblingsaufenthalt, fand vor 40 Jahren der Prinz Heinrich von Preußen bei einem Besuche, den er dieser Monarchin ablegte, so schön und herrlich, daß er auf ihre Frage: wie ihm dies Lustschloß gefallen habe, ganz lakonisch antwortete: es hat nur einen Fehler; und welchen? — daß es kein Futteral hat. Vor einigen Jahren wurde dieses herrliche Schloß mit dem darin errichteten Lyceum ein Raub der Flamme. Von einer andern Seite, einige Meilen von der Stadt, liegt Pawlowsky mit seinen schönen Gärten und herrlich angebauten Umgebungen, welches der gewöhnliche Sommeraufenthalt der verwittweten Kaiserin ist. Der Weg nach dem Lustschlosse Peterhof, das an der See dem Hafen Kronstadt gegenüber liegt, ist gleich nach dem Austritte aus der Stadt einer der reizendsten, indem er sich einige Werst lang durch kleine Lustwälder und Gärten mit den herrlichsten Anlagen und Wasserpartien hindurch zieht, die außerdem mit den schönsten Lusthäusern und Tempeln aller Art ausgeschmückt sind, so daß man an einem schönen Morgen wähnt, sich in dem idealisirten Elysium zu befinden. Dieses schöne auf einer beträchtlichen Höhe gelegne Lustschloß enthält mit seinen Umgebungen alles, was man bewundernswürdig nennen kann, worunter jedoch die starken und wasserreichen

hohen Springbrunnen am meiſten imponiren. Die Gärten, Luſthaine und die ſchönſten Alleen an der See ſind ſo weitläufig, daß man ſich füglich darin verlieren kann. Das in Rußland ſo ſehr gefeierte Peter-Pauls-Feſt, wird jedes Jahr hier den 29. Juni mit großem Pomp und Ergötzlichkeiten aller Art begangen, die nach dem tilſiter Frieden 1807 ihren höchſten Punkt erreichten, wo dieſe Feierlichkeiten dem franzöſiſchen Geſandten, General Savary, zu Ehren auf die koſtſpieligſte Weiſe verherrlicht wurden. Eine wundervolle Illumination und ein großes, theils auf der See, theils auf dem Lande abgebranntes Feuerwerk beſchloſſen dies merkwürdige Feſt, wovon die halbe Stadt Zeuge geweſen war. Kamennoy-Oſtrow (Steininſel) iſt der gewöhnliche Sommerſitz Alexanders. Außerdem liegen noch andre Luſtſchlöſſer und Landhäuſer in der umliegenden Gegend von Petersburg, die reichen Familien zugehören und der Stadt zur wahren Zierde gereichen. Wenn man in den kleinſten Städten Rußlands oft 9—10 Kirchen und bisweilen noch mehrere findet, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn man deren in Petersburg faſt gegen 100 mit noch weit mehrern Thürmen zählt, welche zur Verſchönerung der Stadt außerordentlich viel beitragen. Es herrſcht darunter eine große Mannichfaltigkeit hinſichtlich der Größe, Form und Schönheit; allein alle verſchwinden gegen die oben erwähnte Iſaakskirche, und gegen die im großen Proſpekt gelegne erſt vor Kurzem neu aufgeführte kaſan'ſche Kirche, mit einem ſchönen hohen Thurm, nach der heiligen Mutter Gottes von Kaſan alſo benannt. Ob ſie gleich nicht von Marmor erbaut iſt, ſo ſtreitet ſie doch in Hinſicht des Koloſſalen und Wundervollen mit ihr um den Vorzug. Das Schiff und die Kuppel der Kirche werden von 56 Granitſäulen mit Capitälern von Bronze getragen; der Fußboden iſt von ganz verſchiedenartigen Marmor; die Stufen zum Chor ſind von Porphyr und mit einer ſilbernen Gallerie umgeben; unter den vielen ſchönen darin befindlichen Gemälden der Heiligen flößt beſonders das der Mutter Gottes, heiliges Erſtaunen ein. Der Raum geſtattet nicht noch andre prächtige Kirchen und Thürme und ihrer vielen Glocken zu erwähnen. Unter den Thürmen ragen jedoch der Feſtungsthurm jenſeits und der Admiralitätsthurm dieſſeits der Newa wegen ihrer ausgezeichneten Höhe und Schönheit bedeutend hervor. Beide ſind pyramidalförmig gebaut, deren größere Hälfte mit Platten des feinſten Goldes belegt ſind, ſo daß das Auge, bei den darauffallenden Sonnenſtrahlen, ihren Glanz nicht lange ertragen kann; ſie gewähren beide die ſchönſte Anſicht, wenn man ſich mitten auf der Newa befindet; der faſt überall ſichtbare Admiralitätsthurm, von welchen viele ſchnurgerade Hauptſtraßen tief in die Stadt und aus der Stadt herauslaufen, dient noch außerdem den Unbekannten zum Wegweiſer. In allen dieſen Kirchen wird fleißiger Gottesdienſt gehalten, der ſich mehrentheils nur auf Meſſeleſen beſchränkt, die in den Hauptkirchen mit außerordentlichen Ceremonien ausgeführt werden; hingegen ſind die Predigten deſto ſeltner. Orgeln und andre Muſik findet man in keiner ruſſiſchen Kirche, aber deſto mehr wird der ſentimentale Andächtige durch ein vollſtändiges Sängerchor angezogen. Hier findet keine Rangordnung Statt; der Fürſt ſteht neben dem Bauer, der General unter Soldaten, wo ein jeder, ohne Rückſicht auf die Umſtehenden, ſo oft er will, das Kreuz über ſich ſchlägt und auf die Kniee fällt, indem er den Boden oft mit der Stirne berührt, wobei er gleich dem Zöllner, ſein Hospodin pomiluy (Gott ſei mir gnädig) wol einige hundertmal hermurmelt.

Sitze findet man in keiner Kirche; alles steht unter einander herum, kömmt und geht, wenn's beliebt. Unter den Kirchen fremder Nationen, zeichnet sich besonders die katholische Kirche aus, in welcher abwechselnd deutscher, französischer und polnischer Gottesdienst gehalten wird; sie ist ganz nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut. Die deutschen Protestanten haben außer der oben erwähnten Petrikirche, noch 3 große Kirchen, mit welchen allen deutsche Schulen verbunden sind; eine davon, die Catharinenkirche genannt, liegt auf Wassily-Ostrow, welcher der wegen seines Schicksals bekannt gewordne Consistorialrath Buße über 20 Jahre lang als Prediger mit vielem Ruhme vorgestanden. So haben ebenfalls die Schweden, Holländer, Armenier ꝛc. ihre eignen Kirchen; denn die Toleranz ist hier allgemein, und beschämt hierdurch manchen andern Staat. Unter den Klöstern verdienen besonders einer Erwähnung: 1) das ganz am Ende der Stadt gelegne Alexander-Newsky-Kloster, welches in einem silbernen Grabmal die Gebeine des heiligen Alexanders enthält, der als damaliger Regent und Großfürst mit Aufopferung seiner selbst einen bedeutenden Sieg über die Schweden erfocht, und deswegen von der dankbaren Nation unter die Heiligen versetzt wurde; auch ist dieses Kloster der Aufenthalt des Metropoliten; 2) das sogenannte Smolneskloster an einem andern Ende der Stadt, deswegen berühmt und bekannt, weil die wohlthätige Kaiserin Mutter ein großes Fräuleininstitut darin angelegt hat und unterhält. Wir erwähnen nun noch kürzlich einiger andern öffentlichen Gebäude; als des Kostinnoy Dwor, das heißt, der ganze weite Platz, worauf die Gebäude stehen, die den Markt formiren, wo alles Erdenkliche eben so zu kaufen ist, als im Palais-Royal zu Paris; nur nicht so prächtig zur Schau gelegt als da. Die Eleganz und der nächtliche Glanz von Lampen und Lichtern fehlt hier nämlich gänzlich. Das 2 Stockwerk hohe mit Magazinen und Läden versehne Hauptgebäude hat wenigstens ½ Stunde in Umfang und gleicht mit seinen Nebengebäuden einer kleinen Stadt. Ferner ist noch merkwürdig die große Stückgießerei auf dem Stückhofe, wo Kanonen von allen Kalibern gegossen werden. Ebendaselbst sieht man in einem kleinen niedrigen Hause durch ein Gitter die Schlacht bei Pultawa in Mosaikarbeit, ein seltnes Kunstwerk. Vierzehn Werst von der Stadt liegt an der Newa eine große kaiserliche Porzellanfabrik, wo das feinste Porzellan gemacht wird, das dem französischen nichts nachgibt, aber viel theurer ist als dieses. Ob nun gleich in und außer der Stadt noch eine große Menge andrer Fabriken aller Art gefunden werden, so will doch das Fabrikwesen daselbst keinen festen Fuß fassen. Die besten Fabriken im ganzen Reiche, die alle an verschiedne Unternehmer verpachtet sind, sind die Branntweinsfabriken, denn sie geben der Krone 100 Millionen Rubel jährlichen Pacht. — Zu den öffentlichen Merkwürdigkeiten gehören noch das große Senatsgebäude, das der heiligen Synode, die Reichsbank, einige Buchdruckereien, der Ostrog oder Zuchthaus, dem es nie an Bewohnern fehlt, der arme Sünderplatz, wo die Knute gegeben wird. Ferner die Schiffswerfte, wo sogar Dreidecker von 80 Kanonen von Stapel gelassen werden. An ihrer Seite längs der Newa herunter zieht sich der Galeerenhof, eine der schönsten Straßen, die blos von Engländern bewohnt wird; auch befindet sich daselbst ihre Kirche. An russischen, französischen und deutschen Buchhandlungen und Privatdruckereien ist hier eben so wenig Mangel als anderwärts, wo in einigen die neuesten ausländischen Journale und Zeitungen immer zu finden sind; auch ist die Censur in

Digitized by Google

Absicht philosophischer und politischer Schriften weit nachgiebiger, als in gewissen deutschen Staaten; nur hinsichtlich der Religionsverhältnisse ist sie sehr strenge. Der Handel in's Ausland ist wegen der Schifffahrt von der größten Wichtigkeit; denn aus allen Ländern Europa's wie auch aus Amerika kommen Schiffe an und gehen dahin ab; sieht man z. B. im Sommer Apfelsinenschaalen auf den Straßen umher zerstreut liegen, so ist das ein Zeichen, daß Schiffsladungen aus Portugal, diese und andre Früchte ähnlicher Art, die alsdann spottwohlfeil sind, gebracht haben. Den Handel in's Innere hingegen, nach Sibirien und China hat die moskowische Kaufmannschaft fast ausschließend allein. In beiden Städten gibt es viele Millionäre unter den russischen und deutschen Kaufleuten. Die Theuerung der Wohnungen, der Lebensmittel besonders des Fleisches, da erst aus der so sehr entfernten Ukraine die Ochsen dahin getrieben werden, ist hier freilich größer, und muß es sein, weil der größte Theil dieser Artikel, worunter auch viel Obst und Melonen, aus den mittlern und südlichen entfernten Gegenden herbeigeschafft werden müssen. Fische hingegen, von denen im Winter auf dem Fischmarkte ganze Berge erfrorner aufgehäuft werden, sind sehr wohlfeil. Man trinkt auch außer den französischen Weinen, griechische und moldauische. Die unfern von der Stadt wohnenden deutschen Kolonisten versorgen ihre Bewohner mit einer delikaten Tischbutter. Für Vergnügungen aller Art, die durch die Liebe zur Geselligkeit und durch freiwillige Ausübung der Gastfreiheit sehr befördert werden, ist in Petersburg reichlich gesorgt; dazu bieten eine willige Hand: 1) das große prächtige Opernhaus, worin russische, deutsche und französische Vorstellungen abwechseln; auch gibt es noch andre Theater. 2) Die verschiednen Clubs, als: der musikalische Club, wo durch die vollständigsten und herrlichsten Conzerte die ganze Sentimentalität des Zuhörers in Anspruch genommen wird; denn die Musik wird unter allen schönen Künsten hier vorzüglich geschätzt; der Tanzclub; der große Bürgerclub, wozu mehr als 1000 Mitglieder gezählt werden; der amerikanische und englische Club und noch andre Clubs, die alle von der vortrefflichsten Einrichtung sind und ihren Zwecken vollkommen entsprechen. Alles gesellt sich hier weit leichter, auch in Privatgesellschaften, als irgend anders wo. 3) Im Winter die Schlitten- und im Sommer die Wasserfahrten auf der Newa nach den verschiednen Inseln und Gärten, aus welchen man oft, im Vorbeifahren, durch die schöne Hornmusik überrascht wird, die in der Ferne einer gedämpften Orgel gleicht. Da viele Straßen mit Kanälen, die ebenfalls schöne Kayen zu ihrer Seite haben, durchzogen sind, unter welchen die Fontenka, der berühmteste und so breit und wasserreich ist, daß er beladne Barken und kleine Schiffe trägt, so können diejenigen, die an einem solchen Kanale wohnen, die Wasserfahrten von ihrem Hause selbst antreten. 4) Gibt es für diejenigen, die keinen Theil an den Clubs haben, große Kaffee- und Speisehäuser mit Billards, auch Orgeln, Gesang und der von braunen Zigeunerinnen nicht uninteressant aufgeführte Zigeunertanz, der blos pantominisch und wol geeignet ist längst schlummernde Leidenschaften wieder in's Blut zurückzutreiben. Das Straßengetümmel hat hier eine ganz andre Gestalt als in andern großen Städten. Die prächtigen und glänzenden mit der größten Schnelligkeit dahinrollenden Equipagen mit ihren bärtigen Kutschern und 12 jährigen Knaben von Vorreitern, die unaufhörlich ihr „Padi“ (aus dem Wege) vor sich her kreischen, das immerwährende Ausrufen von

Obst und andern Waaren, das Gewimmel des gemeinen zum Theil berauschten Haufens, die sich bisweilen Demonstrationen mit Faustschlägen macht, ziehen die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Das Klima ist freilich im Winter nicht sehr behaglich, da in der Regel die gewöhnliche Kälte bei 18, 20 bis 22 Grad stehen bleibt; jedoch geschieht das nur gewöhnlich von der Mitte des Dec. bis zu Ende Jan. Nicht alle Winter steigt die Kälte zu 26—28, noch seltner zu 30 Grad. Die Schlittenfahrt dauert gewöhnlich alle Winter 5 Monate; aber dabei werden doch auch manche Winter in ihrer Mitte mit einem 14tägigen Thau- und Regenwetter unterbrochen. Die schönste Sommerzeit, die hier unter dem 60sten Grade eben so warm und angenehm ist als in Sachsen, dauert in der Regel 3 Monate. Noch ist zu bemerken daß die übertriebne Zahl an Kirchen-, Kron- und Ritterfesten, an welchen nicht gearbeitet wird, der Nation fast die Hälfte des Jahrs rauben. Wer nun von dieser merkwürdigen Stadt noch genauere Nachricht zu haben wünscht, dem sei Storch's Gemälde empfohlen.

Petersgroschen oder Peterspfennig wurde eine Abgabe genannt, die England vom achten Jahrhundert an bis auf Heinrich VIII. (gest. 1547) an den Papst entrichtete. Der angelsächsische König Ina soll sie 725 dem Papste zuerst in der Absicht zugestanden haben, daß davon eine Pflanzschule englischer Geistlicher zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht und überstieg im 13. Jahrh. das Geldeinkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. E.

Petion (Alexandre), s. Hayti.

Petion (Jerome) de Villeneuve, geb. zu Chartres im J. 1759, war daselbst Advokat, und wurde von seiner Vaterstadt 1789 zum Abgeordneten des dritten Standes bei der Nationalversammlung gewählt. Gut gebildet, in blühender Jugendkraft, einnehmend und freundlich, dabei geachtet als ein rechtlicher Mann und ausgezeichnet durch das Talent der Beredtsamkeit, erlangte er bald einen gewissen Ruf. Dies und sein unternehmender Charakter, der sich aber in Gefahren nicht bewährte, zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königlichen Sitzung am 23. Juni 1789 erklärte er sich gegen den vom Könige versuchten Machtgebrauch. Hierauf gab er sich der Partei Orleans hin, und ward Mitglied des ersten Sicherheitsausschusses. Sein republikanischer Eifer ward immer stürmischer Er bestritt die Meinungen der Gegner mit einer Art von Wuth, und blieb öfters, wenn er sich des Rednerstuhls bemächtigt hatte, einer der Letzten im Saale. 1791 schloß er sich Condorcet, Guadet und Brissot an, und stimmte für des letztern System einer Republik so eifrig, daß er selbst eine Sendung nach England übernahm, um mit einigen brittischen Revolutionsmännern zu überlegen, wie man in beiden Ländern gewisse Plane am besten ausführen könnte. Als Präsidenten des pariser Criminalgerichts ernannte ihn die Nationalversammlung zu einem der drei Commissäre, welche den entflohnen König von Varennes zurückführen mußten (23. Juni 1791), wobei er sich gegen den unglücklichen Monarchen nicht mit der Achtung und Schonung betrug, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commissäre, beobachteten. Darauf ward er (14. Nov.) an Bailly's Stelle zum Maire von Paris gewählt. Der Posten war so gefahrvoll als wichtig. Petion verwaltete ihn aber durchaus pflichtwidrig, indem er die aufrührischen Bewegungen des jacobinischen Pöbels eher be-

günstigte, als unterdrückte. Er selbst gehörte damals zu den heftigen Jacobinern. Ja, seine Anschlagszettel sollen den Aufstand der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau am 20. Juni 1792 veranlaßt haben. Das Volk stürmte gegen die Tuilerien, mit dem Geschrei: Fort mit dem Veto! Petion, der dem Aufruhr als Maire Einhalt thun mußte, war selbst gegen das Veto. Die Unterredung, welche der König deshalb mit ihm hatte, ließ er drucken, um das Volk zu reizen. Die Departementsverwaltung von Paris entsetzte ihn daher den 6. Juli auf kurze Zeit seines Amts. Aber die Nationalversammlung hob diesen vom Könige genehmigten Beschluß schon den 13. Juli wieder auf, nachdem Petion vor den Schranken in einer langen Rede sich nicht sowol vertheidigt, als eine Menge Schmähungen gegen den Hof und dessen Anhänger ausgestoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfest. Der König war mit seiner Familie zugegen und wurde beschimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geschrieben: Es lebe Petion! Am folgenden 3. Aug. erschien er vor der Nationalversammlung, und verlangte im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widersprachen einige Sectionen diesem Gesuche. Jetzt wirkte er in'sgeheim. Als der Aufstand am 9. und 10. Aug. den Thron umstürzte, hatte er die Vorsicht gebraucht, sich im Palaste, wohin er vom Könige berufen worden war, einzufinden, und sich nachher in seinem eignen Hause von Aufrührern, die unter seinem Befehle standen, bewachen zu lassen. Gleichwol erklärte er im November durch die Journale, daß er, als ein geheimer Oberer, nicht wenig dazu beigetragen habe, den 10. Aug. herbeizuführen. Als der Convent zusammentrat, war Petion der erste Präsident desselben. Nach Mercier's Behauptung waren einige Mitglieder anfangs der Meinung, Petion zum Dictator vorzuschlagen. Doch hatte er keinen Antheil an den Mordscenen im September. Er mißbilligte sie vielmehr, that aber, wozu ihn sein Amt verpflichtete, keinen wirksamen Schritt, um sie aufzuhalten. Hierauf dekretirte er, als Präsident des Convents, 21. Sept. 1792 die Aufhebung des Königthums, und bildete, 11. Oct., mit Brissot, Danton, Barrere, Sieyes, Thomas Payne, Vergniaud und Gensonné den Ausschuß, welcher die Verfassungsform der Republik entwerfen sollte; auch ward er, 18. Oct., wieder zum Maire von Paris gewählt. Mit leidenschaftlicher Erbitterung sprach er jetzt fast täglich auf der Tribune gegen den König, dessen Prozeß er dadurch beschleunigte. Aber zugleich trat er gegen Robespierre öffentlich auf. Er ließ den 10. Nov. eine Rede und einen Brief erscheinen, der viel Geschichtliches über das J. 1792, insbesondre über Robespierre, Marat, Brissot, und ihn selbst enthält. Im Jan. 1793 stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für dessen Recht an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Darauf arbeitete er sehr thätig in dem am 26. März 1793 errichteten allgemeinen Vertheidigungsausschuß, zu dessen Mitgliedern auch Sieyes, Cambacerès und Robespierre gehörten. Hier ward sein Kampf mit Robespierre, vorzüglich seit dem 10. April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entscheidende Stimme im Ausschuß führen und das Schreckenssystem mildern. Aber Robespierre und Danton siegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinsky, der Petion als Mitwisser von Dumouriez's Planen angab, um eine Untersuchungscommission gegen ihn niederzusetzen. Man dekretirte hierauf seine Anklage den 2. Juni, und den 28. Juli 1793

ward Petion, vor Kurzem noch der Abgott des pariser Volks, nebst Buzot, Lanjuinais und vierzehn Andern, die, wie er, der Aufsicht der Gendarmen sich entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent sprach aber erst den 3. Oct. gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte auf seiner Flucht lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn und Buzot im Juli 1794 Hungers gestorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefressen, in den Ebenen des Departements der Gironde bei St. Emilion. Englische Schriftsteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbestechlichen Petion. Verschieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau v. Genlis und Bertrand de Moleville. Unstreitig war er ein von Leidenschaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem sein Einfluß auf's Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufzuhalten, und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenschaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befestigen zu können.

Petitorienklage, auch Petitorium, ist eine gerichtliche Klage, durch welche man in den Besitz eines Eigenthums gesetzt zu werden verlangt. Sie ist der Possessorienklage (Possessorium) entgegengesetzt, wo man verlangt, in dem bisherigen Besitze einer Sache erhalten zu werden.

Petrarca (Francesco), ein ruhmwürdiger italienischer Dichter und Gelehrter, die Zierde des 14. Jahrh., war von verbannten florentinischen Aeltern zu Arezzo in Toscana 1304, den 4. Juli geboren, und erwuchs zu Ancisa in Val d'Arno, Pisa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpstliche Residenz war. Er studirte die Rechte zu Montpellier 1318, und zu Bologna 1322, doch nur seinem Vater zu gefallen; denn er glaubte, die juristische Praxis mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht vereinigen zu können. Vielmehr liebte er das Studium der alten Klassiker, obwol ihm sein Vater manchen in's Feuer warf. 1326 kehrte er nach Avignon zurück, und trat in den geistlichen Stand, da er nach dem Tode seiner Aeltern nicht mehr gebunden war. Sein Genie, sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit verschafften ihm bald einen Namen. Durch einige Pfründen, die er bekam, nicht sehr gebunden, folgte er seinem Genius, der ihn zu einem freien, den Wissenschaften gewidmeten Leben antrieb. Sein Aufenthalt war abwechselnd zu Avignon, Carpi, Parma, Selvapiana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluse und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er auch viele Reisen. 1333 bereiste er als Jüngling die Rheingegenden, und besuchte mehrere französische, flandrische und deutsche Städte. Wir lesen seine anziehenden Reiseberichte, z. B. über Köln, in seinen freundschaftlichen Briefen (Epistolae familiares). Dann ist er auch Spanien umfahren und hat England gesehn, worüber sich jedoch keine weitern Nachrichten finden. Seine spätern Reisen waren Geschäftsreisen und Botschaften in Staatsgeschäften, nach Neapel, Venedig, Avignon, (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. So konnte es ihm an Freunden und Gönnern in und außer Italien nicht fehlen. Geistliche und weltliche Große, die ihn kannten, schätzten ihn ungemein, und überhäuften ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens; besonders auch der deutsche Kaiser Carl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh, und Briefe mit ihm wechselte. An ihn schrieb Petrarca Briefe voll patriotischer Wünsche und oft mit schonungsloser Freimüthigkeit; denn er liebte

Digitized by Google

sein Vaterland glühend. Da er frei von bindenden Aemtern blieb, so konnte er sich desto ausgebreitetere Verdienste um die Wissenschaften erwerben. Er machte durch seine Schriften seine eigne Gelehrsamkeit gemeinnützig, und eröffnete andern die Quellen derselben, die Schriften der Klassiker. So zog er Cicero's Briefe an seine Freunde aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuscriptensammlung an, und beförderte mit Boccaccio das Studium der griechischen Sprache in Italien, die er selbst erst später und nur unvollkommen erlernte. Darum gebührt ihm unter den Wiederherstellern der alten Literatur eine der ersten Stellen. Die alten Philosophen, Historiker und Dichter, so viel er deren kannte, hatte er mit Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem damaligen Mangel an Hülfsmitteln entsprangen, studirt; und er besaß bessere philosophische Einsichten, ausgebreitetere Geschichtskenntnisse und einen feinern Geschmack, als alle seine Zeitgenossen. Besonders zog ihn die praktische Philosophie an. Auch suchte er in seinen Schriften Lebensweisheit zu verbreiten, die er in einer sehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte. Hieher gehört z. B. die Schrift: De remediis utriusque fortunae, worin er von dem, was in glücklichen Lagen gefahrvoll, und was in traurigen tröstlich ist, sehr lehrreich und anziehend spricht. Nicht minder erforschte er die alte Geschichte, deren Quellen tief vergraben lagen. Vorzüglich aufmerksam war er auf die alten römischen Denkmäler, für deren Erhaltung er kräftig sprach; deshalb begann er auch eine Sammlung von Kaisermünzen. Seine historischen Schriften zeigen von großer Belesenheit. Auch schrieb er eine Anleitung zu einer Reise in's gelobte Land. Zwar trägt sein Latein, in welchem er diese Werke schrieb, die Spuren seiner Zeit; aber welcher Billige wollte ihm dies nicht verzeihen? Nicht minder als Philosophie und Historie, liebte er Poesie. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Zu Vorbildern hatte er die Alten und Neuern: Virgil und die Provenzaldichter. (Dante scheint er nicht nach seinem ganzen Werthe gewürdigt zu haben.) So ward er, selbst reich an Phantasie und gern in der Einsamkeit schwärmend, Dichter. Seine lateinischen Gedichte sind zwar nicht musterhaft, wie die der Alten, aber für seine Zeit vortrefflich und erregten großes Aufsehn. Es sind Eklogen, poetische Briefe und ein Heldengedicht, Afrika, das seinen Lieblingshelden Scipio feiert. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetischen Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Kapitol am ersten Ostertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing. Mit Unrecht zog er es allen seinen übrigen Gedichten vor. Doch ehrte ihn seine ganze Nation mit Begeisterung. Sein Ruf durchdrang Italien und die benachbarten Länder, und ihn priesen die folgenden Jahrhunderte. Indeß dankte er diese allgemeine Schätzung vorzüglich seinen schönen italienischen Gedichten (besonders von 1327—1354), durch die er seine Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was ihn bewog, in seiner Muttersprache zu dichten, war ein schönes Weib, Laura (s. d. Art.). Der feurige Jüngling Petrarca war eben von der Universität Bologna nach Avignon zurückgekommen. An einem frühen Morgen der Charwoche 1327 ging er, seiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara, zu beten. Da erschien auch voll jugendlicher Anmuth und Würde, in gleicher Absicht, Donna Laura. Ihr herrliches idealisches Wesen entzückte ihn. Sein ganzes Wesen war ergriffen von der glühendsten Liebe, welche um so mehr zunahm, da er in der Folge nicht allein an Laura's

Gestalt hing, sondern auch von ihrem Geiste gefesselt ward. Laura war auch ihm gewogen, weil sie seinen Werth, seine Treue und seine Huldigungen zu schätzen wußte. Aber nie vergab sie ihrer Würde und Keuschheit etwas. Sie hielt ihn stets in seinen Schranken; nur dann, wenn Mitleid mit seiner Sehnsucht sie ergriff, konnte sie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht versagen. Oft wollte er sich zwar mit Gewalt losreißen, weil er wohl einsah, wie sehr diese Schwärmerei seine geistige Thätigkeit hindre. Aber er fühlte auch, wie diese Leidenschaft ihn befeuert habe, immer höher zu streben, um ihre Huld zu verdienen, und ihn von andern Verirrungen abgehalten habe, wie sie ihn himmlischer gesinnt mache (s. die Canzone: Gentil mia Donna). Er begab sich auf Reisen und in's Gewühl der Welt, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten (s. Carm. lat. I. 7 und die meisterhafte Canzone: Di pensier in pensier). Er versuchte seine Glut in der Einsamkeit zu kühlen, aber da ward seine Sehnsuchtsflamme größer, und strömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thals Vaucluse oder Valchiusa, wo er sich größtentheils aufhielt, wiederhallten (s. Epist. 116. und die Sonette und Canzonen). Hier in Vaucluse, unweit Avignon (in welcher Stadt Laura wohnte), kämpfte er mit seiner Leidenschaft, zugleich ernstlich studirend. So liebte er in der Phantasie zu leben und in der Einsamkeit zu schwärmen. Der tiefste Schmerz ergriff ihn, als er in Verona, wo er eben war (8. April 1348), die Nachricht von Laura's Tode erhielt. Aber auch nach ihrem Tode hörte er nicht auf sie zu feiern. Nur im Alter äußerte er, daß er seiner Jugendschwärmerei sich schäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgesinnten gefielen, nicht geschrieben haben möchte. Doch tadelte er nicht sowol seine Liebe, als ihre zu große Heftigkeit. Die meiste eigne Auskunft über seine Schwärmerei finden wir gerade in den Schriften von ihm, die am wenigsten bekannt sind, in seinen lateinischen Briefen, in seinem Aufsatze, den er: mein Geheimniß, oder von der Geringschätzung des Irdischen, überschrieben hat (ein psychologisches Meisterstück, dialogisch), und in seinem Gedichte: Triumph des Todes. In jenen entschuldigt er seine Leidenschaft mit der himmlischen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit seiner Liebe und den Wirkungen derselben zur Veredlung seines Gemüths. In diesem dichtet er, wie ihm die schon verewigte Laura erscheint, und ihm zu seinem Entzücken freundlich die Hand reicht, wie sie endlich gesteht: mein Herz war nie von dir geschieden; und wie sie durch Zurückhaltung seine Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anschauen seinen Schmerz gelindert habe (vergl. auch das Sonett: Dolci durezze e placide ripulse). Wir freuen uns nach einem halben Jahrtausend dieser Liebe; denn sie war die Quelle jener bewunderten Sonette, Canzonen und Sestinen, in welchen er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnsucht und alle zarte Gedanken und Regungen einer poetischen, glühenden Liebe in den süßesten Klängen einer reinen, anmuthigen und wohllautenden Sprache, und in den zartesten Formen der Poesie verewigt hat. Er ist der Meister aller erotischen Dichter. Zwar könnte man an mehrern seiner Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren seines Zeitalters, frostige Gedanken mit Anspielungen, falschen Witz, geschmackwidrige Wortspiele und sonderbare Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derselben wird immer zu den vollendeten Meisterwerken der lyrischen Poesie gerechnet werden. In Uebersetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters

niemals ganz kennen lernen; doch beſitzen wir einzelne Gedichte von Gries und A. W. Schlegel und die ſämmtlichen von K. Förſter in zum Theil gelungnen Ueberſetzungen. Die Originale (die viele ſchwer verſtändliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Geſualdo, Caſtelvetro, Velutello, Taſſoni u. A.) ſind über 200 Mal herausgegeben worden. Seine lateiniſchen Werke ſind gedruckt zu Baſel 1496 und 1581 und oft einzeln. Wie in der Liebe, ſo war Petrarca auch in der Freundſchaft unwandelbar. Dies bezeugen uns die Sammlungen von Briefen, die wir ihr verdanken, und die auch in hiſtoriſcher Hinſicht ſehr leſenswerth ſind. Machen gefühlvolle Liebe und treue Freundſchaft uns den großen Mann als Menſchen werth, ſo muß die Kenntniß ſeiner Religioſität dieſe Achtung noch vermehren. Er war ein frommer Mann, ein Freund der heiligen Schriften (deren Werth er jedoch erſt im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewiſſenhaftem Wandel. Man erſieht dies z. B. aus ſeinem Teſtamente. Auch ehrte ſein Herz, was ſein Zeitalter für heilig hielt. Darum faſtete er gewiſſenhaft, vermachte einen Theil ſeines Vermögens den Kirchen, verehrte die Heiligen, inſonderheit die heilige Jungfrau (auf die er eine ſchöne Canzone voll Demuth und Andacht dichtete) und die Reliquien. Rechnen wir zu jenen Zügen ſeines Geiſtes noch die Dankbarkeit gegen ſeine Lehrer, ſeine Anhänglichkeit an ſeine Gönner, und ſeine Gefälligkeit gegen Jeden, dem er dienen konnte: ſo werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß auch ſein Aeußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, ſehr gewandt in ſeiner Jugend, auch höchſt elegant in ſeiner Kleidung (ſ. var. epist. IX.) und ſpielte die Laute. Bewundern müſſen wir den großen Mann, der mit ſo vielumfaſſenden Talenten, ſo viel Fleiß und Gemeinnützigkeit verband; zumal wenn wir bedenken, wie groß für jenes Zeitalter das Verdienſt ſeiner literariſchen Arbeiten iſt, und wie groß ſeine Thätigkeit geweſen ſein muß, da er bei ſo vielem Leſen, ſo vielen Reiſen und anderm Zeitverluſte ſo viel geſchrieben hat. Er ſtarb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18. Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entſchlafen in ſeiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch geſtützt. Sein Leichnam wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigeſetzt, obwol er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Seine koſtbare Bücherſammlung hatte er der Republik Venedig vermacht. Es iſt aber nichts davon mehr vorhanden. Die Quellen ſeiner Lebensbeſchreibung ſind meiſt ſeine eignen Schriften: ſeine Briefe, ſein ſogenanntes Geheimniß, und ſeine eigenthümliche Zuſchrift an die Nachwelt über ſein Leben und ſeinen Charakter. Von ſeinen Biographen ſind die vorzüglichſten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura), Tiraboſchi, Baldelli, Wismayr und einige Andre. F.

Petrefakten, ſ. Organiſche Ueberreſte.

Petrobruſianer, ſ. Sekten.

Petronius. Dieſer wegen ſeiner Schlüpfrigkeit berüchtigte römiſche Schriftſteller, mit ſeinem vollen Namen Titus Petronius Arbiter, ein geborner Marſeiller, lebte zu Nero's Zeit und an deſſen Hofe. Einige Zeit lang war er der Begünſtigte des Kaiſers, und ſoll von ihm als Anordner (arbiter) ſeiner üppigen Feſte und Luſtbarkeiten gebraucht worden ſein. Allein auch er, wie viele Andre, fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhniſchen Grauſamkeit des Tyrannen,

auf deſſen Befehl er ſich ſelbſt den Tod geben mußte. Wer die ausſchweifenden Sitten und die Verderbtheit der damaligen Römer kennen lernen will, der kann dies durch die Bruchſtücke einer Schrift, Satyrikon (nämlich libri) betitelt, worin er in Proſa und Verſen jene Schändlichkeiten ſchildert, und welche für die Sittengeſchichte allerdings Werth hat. Andre vermuthen aus mehrern Anſpielungen einen andern Verfaſſer, der unter Commodus (185) einige Zeit lang in Neapel lebte. Die beſte kritiſche Ausgabe hat Peter Burmann geliefert, Leiden 1741, 2 Vol. 4.; eine neuere Anton, nach der burmann'ſchen Recenſion, Leipzig 1782, 8. Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundnen Supplemente hält man für unecht. S.

Petrus, der Apoſtel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläiſcher Fiſcher aus Bethſaida. Durch ſeinen Bruder Andreas, den Jeſus gleich beim Antritte ſeines Lehramts unter ſeine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit dieſem göttlichen Lehrer bekannt. Merkwürdig iſt der ſchnelle Entſchluß, der ihn bewog, Jeſu, auf deſſen Wort er eben den reichſten Fiſchzug gethan hatte, mit Zurücklaſſung aller ſeiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erſchien er immer im Gefolge und als einer der innigſten Vertrauten Jeſu, der ihn wegen der Feſtigkeit ſeines Glaubens Kephas (griechiſch Petros, Fels) nannte, und durch beſondre Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papiſten behaupteten, ihm eine Obergewalt über die Apoſtel zu verleihen, welche auch Petrus ſelbſt ſich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jeſus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Uebereilungen, zu denen ſein heftiges Temperament ihn hinriß, und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der ſtrafende Blick des Herrn, den er in das Haus des Hohenprieſters von fern begleitet, und daſelbſt aus Furcht verleugnet hatte. Die Reue über dieſen Fehltritt läuterte und befeſtigte ſein an ſich edles und von Liebe zu Jeſu glühendes Herz; ſein Eifer und ſeine Geiſtesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer ſeiner Mitapoſtel. Dies war der Fall am Pfingfeſte nach der Himmelfahrt Jeſu, wo er den Muth hatte, das Evangelium zuerſt öffentlich zu verkündigen, und durch ſeine kraftvolle Rede mehrere Tauſende gewann; ferner bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Ueberhaupt hatte ſein Wort und Gutachten bei der Chriſtengemeinde großes Gewicht, und auf ſein Vorhalten faßten die Apoſtel und Aelteſten auf der erſten Synode zu Jeruſalem den Beſchluß, daß das moſaiſche Geſetz für Chriſten aus dem Heidenthume entbehrlich ſei. Wahrſcheinlich durchreiſte Petrus mehrere Gegenden des mittlern und weſtlichen Aſiens als Lehrer des Chriſtenthums; daß er aber auch nach Rom gekommen, und dort im J. 67 gekreuzigt worden ſei, berichtet nur die in der römiſchen Kirche geltende Sage, auf welche der Papſt ſeine Würde als Nachfolger dieſes Apoſtels gründet. Die im Kanon des neuen Teſtaments enthaltnen zwei Lehrſchreiben Petri ſind in griechiſcher Sprache abgefaßt, und an chriſtliche Gemeinden in Klein-Aſien gerichtet. In Schreibart und Darſtellung der Lehre tragen ſie ganz den Charakter ſeines feurigen, von Gedanken zu Gedanken eilenden, im Ausdrucke wenig ſorgfältigen, aber kräftigen und phantaſiereichen Geiſtes. E.

Petrus Lombardus, ſ. Lombardus.

Peutinger (Conr.), ein berühmter Gelehrter, war 1465 zu Augsburg geboren, ſtudirte auf den vorzüglichſten Univerſitäten Italiens, und kehrte als Doctor beider Rechte in ſeine Vaterſtadt zurück,

wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Als Abgeordneter von Augsburg wohnte er den häufigen Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden, begab sich nach dem Tode dieses Kaisers, 1519, nach Brügge, um Carl V. zu bewillkommnen, und war seiner Vaterstadt sehr nützlich; wie er ihr denn unter andern das Recht auswirkte, Münzen zu prägen. Er starb 1547, geistig und körperlich entkräftet. Seine ansehnliche Bibliothek blieb eine Zeit lang bei seiner Familie, und kam endlich an die Jesuiten von Augsburg. Vorzüglich hat sich sein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Karte. Diese von unbekannter Hand unter Theodosius dem Großen gezeichnete Karte gibt die Militärstraßen durch den größten Theil des weströmischen Reichs an. Conrad Celtes hatte sie in einem Kloster Deutschlands aufgefunden und Peutinger übergeben, der sie herauszugeben gedachte. Nach seinem Tode aber verschwand sie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welser 1591 zu Venedig Bruchstücke derselben bekannt, unter dem Titel: **Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca.** Erst im 18. Jahrh. entdeckte man sie ganz unter Peutinger's Handschriften, und nun gab sie 1753 Franz Christoph von Scheyb mit Anmerkungen und Erläuterungen zu Wien schön gedruckt in Folio heraus, wo die Handschrift gegenwärtig in der kaiserl. Bibliothek ist. Aus den Schriftzügen und Figuren sieht man, daß sie nicht das Original ist, sondern in das 14. Jahrh. gehört. Peutinger selbst hat mehrere schätzbare Werke, z. B. über alte Inschriften, über den Verfall des römischen Reichs ꝛc., herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden sind.

Peyrouse (la), s. Laperouse.

Pfahlbauer, ein schutzverwandter Bauer, der bloß als innerhalb der Gerichtspfähle des Dorfes wohnhaft angesehen wird. Pfahlbürger, in alten Zeiten diejenigen, welche, um sich dem Gehorsam ihres rechtmäßigen Grundherrn zu entziehen, sich in den Schutz irgend einer mächtigen Reichs- oder Freistadt begaben, und das Bürgerrecht daselbst annahmen, obgleich sie deshalb ihren Wohnort nicht veränderten. Da hieraus viele Streitigkeiten und Fehden entstanden, so kamen theils die Städte selbst unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen, theils wurde dieses auch durch die goldne Bulle und andre Reichsgesetze verboten. Woher die Benennung rühre, ist zweifelhaft. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß, weil solche Bürger nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht sie erlangt hatten, sie als Vorstädter, die hinter den Pfählen der Städte wohnen, angesehen wurden; daher man sie oft auch für bloße Hintersassen gehalten hat. Pfahlgericht, auch Zaungericht heißt in manchen Orten diejenige Gerichtsbarkeit, welche bloß auf den Bezirk oder den Hof eines gewissen Orts, oder auch auf gewisse Personen eingeschränkt ist. Pfahlhecke (Pfahlgraben, Teufelsmauer) heißt die ehemals von den Römern in Deutschland aufgerichtete Landwehr, welche aus tief eingegrabnen Pfählen und dazwischen geflochtnem Buschwerke und Hecken bestand. Zur Sicherheit gegen die Deutschen hatte zuerst Kaiser Hadrian dergleichen Vorkehrungen treffen lassen; aber Kaiser Probus ließ noch eine Mauer mit Thürmen an dieser Pfahlhecke aufführen, die ihres ungeheuern Umfangs, ihrer Höhe und Dicke wegen, Teufelsmauer genannt wurde. Sie fängt auf der Höhe unterhalb Frankfurt an, zieht sich über die nürnberger Straße nach Ingolstadt ꝛc., und reicht bis an den Neckar.

Pfalz (von palatium, Palast) nannte man die Schlösser der

deutſchen Kaiſer oder Könige, in welchen ſie, bevor ſie eine feſte Reſidenz hatten, ſich abwechſelnd aufhielten, ferner auch das damit verbundne Gebiet; und weil in dieſen königlichen Schlöſſern, beſonders in Abweſenheit des Kaiſers, von fürſtlichen oder gräflichen Perſonen (Pfalzgrafen) Gericht gehalten wurde, auch ein königlicher oder kaiſerlicher Gerichtshof. Nach der Gründung der bleibenden Reichsgerichte hörten die letztern auf, und nur einige beſchränkte Rechte blieben mit dem Titel der Pfalzgrafen (ſ. d.) zurück.

Pfalzen. Dieſen Namen führten vormals zwei von einander getrennte Provinzen Deutſchlands, wovon man die eine die Oberpfalz, die andre die Unterpfalz oder die Pfalzgrafſchaft am oder bei Rhein nannte. Die Oberpfalz war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergiſchen Gebiete begrenzt und enthielt 130 Q. M. Amberg war die Hauptſtadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober- und Unterpfalz zuſammen; nachdem aber in dem genannten Jahre der unglückliche Kurfürſt Friedrich V., nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden, kam die Oberpfalz an Baiern, und verblieb demſelben auch im weſtphäliſchen Frieden, jedoch mit der Bedingung, daß ſie nach Abgang der männlichen baierſchen Kurlinie an Pfalz heimfallen ſolle. Jetzt gehört ein Theil der Oberpfalz zum Regen- der andre zum Mainkreiſe des Königreichs Baiern. Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine (75 Q. M. mit 305,000 Einw.) lag auf beiden Seiten des Rheins und war begrenzt von Mainz, Katzenellenbogen, Würtemberg, Baden, dem Elſaß, Lothringen und Trier, gehörte, nebſt verſchiednen andern Fürſtenthümern und Grafſchaften, dem Kurfürſt von der Pfalz und iſt trotz der wiederholten Mißhandlungen und Verwüſtungen, denen ſie zu verſchiednen Zeiten ausgeſetzt war, eins der fruchtbarſten und einträglichſten Länder Deutſchlands. Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Landesgeſchichte. Die Pfalzgrafen am Rheine hatten ſchon im 11. Jahrh. die Pfalzgrafſchaft und die damit verbundnen Länder erblich erhalten, und gehörten zu den vornehmſten Reichsfürſten. Nachdem Pfalzgraf Herrmann II. ohne Erben verſtorben war, gab Kaiſer Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 ſeinem Bruder Conrad. Heinrich von Braunſchweig, älteſter Sohn Heinrichs des Löwen, vermählte ſich mit deſſen Tochter, Agnes, und bekam vom Kaiſer Heinrich VI. die Anwartſchaft auf die Länder ſeines Schwiegervaters, nach deſſen Tode er auch zum Beſitz gelangte. Weil er es aber mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer Otto IV. gegen Kaiſer Friedrich II. hielt, ſo erklärte ihn dieſer 1215 in die Acht, und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, welcher jedoch zum völligen Beſitze derſelben nicht gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter, Agnes, und auf dieſe Weiſe kam die ganze Pfalz an das baierſche Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfangs gemeinſchaftlich. Im J. 1256 aber theilten ſie ſich ſo, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern bekam. Jener hinterließ zwei Prinzen, Rudolph und Ludwig, von denen erſterer die Kurwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbaiern, wurde Kaiſer und erbte hernach auch Niederbaiern. Weil ſein Bruder Rudolph es mit ſeinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Oeſterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich ſich aber nachher mit deſſen Söhnen, und ließ ihnen die pfälziſchen Lande nebſt einem Stücke von Baiern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden iſt. Ru-

dolphs drei Söhne, Adolph, Rudolph II. und Rupert I. folgten einander; letzterm folgte Rupert II., Adolphs Sohn. Rupert III., sein Sohn und Nachfolger, wurde im J. 1400 Kaiser, und hinterließ vier Prinzen, welche sich in die väterlichen Lande also theilten, daß der älteste, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Kur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald wieder aus. Auch Ludwigs des Bärtigen Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher sich zur evangelischen Religion bekannt und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der simmerschen Linie, welcher die reformirte Religion annahm. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., welcher sich 1619 verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotne Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, welche vom Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn, Carl Ludwig, bekam zwar durch den westphälischen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, die achte Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im kurfürstlichen Collegio gehabt, und das Erztruchsessenamt blieben bei Baiern. Doch wurde festgesetzt, daß wenn der baiersche Mannsstamm verlöschen würde, Pfalz wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Sein Sohn Carl beschloß 1685 die simmer'sche Linie. Die Kur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an seinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das neuburg'sche Haus stammt von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab, dessen Sohn Alexander zwei Prinzen hatte, Ludwig und Rupert. Der Letztre ist der Stammvater der veldenz'schen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, ist der Stammvater aller, seit Erlöschung der veldenz'schen Linie, 1694, lebenden Pfalzgrafen. Von seinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Carl, stiftete der jüngste die birkenfeld'sche Linie, der mittlere die neuzweibrück'sche, der älteste aber hatte zwei Prinzen, Wolfgang Wilhelm und August. Der älteste wurde der Stammvater des neuburg'schen, der andre des sulzbach'schen Hauses; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpoltstein seinen Sitz bekam, überlebte alle seine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Kurfürsten simmer'scher Linie, Carl, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, beerbte, folgte sein Sohn, Johann Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwig, 1694 dessen Land bekam; auch im spanischen Erbfolgekriege, da der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern geächtet war, 1706 die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälzischen Hauses wieder erhielt. Allein dies dauerte nur bis 1714, wo durch den zwischen Carl VI. und Ludwig XIV. geschlossnen Frieden der Kurfürst von Baiern alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Kurfürst Johann Wilhelm 1716 ohne Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Carl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben starb, worauf die Kur an die sulzbach'sche Linie kam, indem auf Carl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach seinem Vater Johann Christian Joseph 1733 gefolgt war, und schon 1728 von seiner Mutter das Marquisat Bergen op Zoom geerbt hatte,

Digitized by Google

nun alle kurpfälzischen wie auch die jülich'schen und berg'schen Lande übergingen. Als zu Ende des J. 1777 der baiersche Mannsstamm mit Kurfürst Maximilian III. sich endigte, so wurden auch die baierschen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oesterreich kam. Kurpfalz trat, wie im westphälischen Frieden bestimmt worden, wieder in seine alte Kurstelle, die fünfte im kurfürstlichen Collegio, und in sein altes Erztruchsessenamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig abtrat. Nach Carl Theodors unbeerbtem Tode folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph. Allein der lüneviller Frieden von 1801 zog eine neue Epoche für die Rheinpfalz herbei. Maximilian Joseph mußte sie zu Gunsten andrer Fürsten abtreten. Bis zu gedachtem Frieden bestand die Pfalz aus 19 Oberämtern und den drei Hauptstädten Mannheim, Heidelberg und Frankenthal. Von diesen wurden die auf der linken Seite des Rheins liegenden an Frankreich abgetreten; auf der rechten Seite dieses Flusses erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Mannheim; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Otzburg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach, dann Nassau das Amt Kaub. Die pariser Frieden 1814 und 1815 brachten auch die jenseits des Rheins gelegnen pfälzischen Lande an Deutschland wieder zurück, davon Baiern den größten Theil und das Uebrige Hessen-Darmstadt und Preußen erhielten. Der badensche Antheil an der Pfalz, wozu auch die mediatisirten leiningenisch-pfälzischen Oberämter gehören, sind dem Neckar-, Main- und Tauberkreise zugewiesen; der darmstädtische Theil der Pfalz bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und der neuen Rheinprovinz; der baiersche Antheil gehört zum Rheinkreise des Königreichs Baiern und der preußische Antheil ist zu der Provinz Niederrhein geschlagen. Die fernere Geschichte s. man unter d. A. Baiern.

Pfalzgraf, s. Comes palatinus und Pfalz.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von seinem Schuldner zur Sicherheit seiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält; und Pfandrecht ist ein Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache seines Schuldners zur Sicherheit seiner Foderung unter der Bedingung erhält, sie nach Abtragung der Schuld wieder zurückzugeben, oder sie zur Tilgung derselben zu gebrauchen, kann, wenn jene nicht auf die vorgeschriebne Art getilgt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Besitz der verpfändeten Sache gesetzt, so nennt man sie, wenn sie beweglich ist, Pfand im engern Sinne des Worts, oder Faustpfand; wird sie ihm aber nicht übergeben, Hypothek. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbne und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andre Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn sie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig sind, und auf eine rechtsgültige Weise verpfändet werden können. Aber Gegenstände, die gesetzlich dem Verkehr entzogen sind, sich im Prozesse befinden, und solche, deren Verkauf durch das Gesetz oder ein Testament untersagt ist, desgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltne Grundstück der Frau ꝛc., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültigkeit erhalten, wenn sie mit Wissen und Willen des Eigenthümers geschah, oder seine Genehmigung hinzukam, wenn der Verpfänder in

der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andre Art Eigenthümer derſelben wurde ꝛc. Da der Pfandgeber ſein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Zubehörungen und Nutzungen behält: ſo muß er alle Laſten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat das Recht, ein allgemeines Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts, und nur in den durch das Geſetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder ſonſt zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinſicht auf ſeinen Entſtehungsgrund, Umfang, ſeine Wirkung und Glaubwürdigkeit verſchiedne Namen. Erſtreckt es ſich auf das ſämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei ſogar das zukünftige eingeſchloſſen wird: ſo heißt es eine Generalhypothek; iſt es aber auf ausdrücklich beſtimmte und bekannte Theile deſſelben eingeſchränkt, eine Specialhypothek. Im erſtern Falle kann ſich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzeln verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachſen, die Verpfändung des ſämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewiſſer Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften ſoll, und ohne richterliche Beſtätigung, keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Teſtament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine geſetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt. Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter oder einem Notarius und zwei männlichen Zeugen, beſtelltes und mit einer öffentlichen Urkunde (Pfandbrief) beglaubigtes Pfandrecht iſt ein öffentliches (gerichtliches); ein Pfandrecht, dem die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber ſtets dem öffentlichen nachſteht. Zu dem nothwendigen gehört das geſetzliche oder ſtillſchweigende, welches durch unmittelbare Vorſchrift der Geſetze, unter gewiſſen Vorausſetzungen, dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er ſich daſſelbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es iſt in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines geſetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte beſtellt worden ſind, auch wenn ſie Caution geleiſtet haben, als: Caſſirer, Rentmeiſter, Verwalter, Kriegszahlmeiſter ꝛc., und die mit ihm Verträge abgeſchloſſen haben, und dadurch deſſen Schuldner geworden ſind, ſo wie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückſtändiger Abgaben. Ein geſetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautſchatzes und des übrigen, ſeiner Verwaltung überlaſſnen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnſinnige und alle, welchen Vormünder oder Curatoren beſtellt werden, auf das Vermögen derſelben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andre Art erworbnen Vermögens; Gemeinen, Kirchen, Schulen, Univerſitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorſteher und Schuldner ꝛc. Ein ſpecielles geſetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erſtreckt ſich das geſetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rückſicht ihrer Form gültig ſein ſoll, ſo müſſen die verpfändeten beweglichen Sachen, und ſind es Schuldforderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Beſitze übergeben werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft,

Digitized by Google

ſo iſt die Uebergabe deſelben keineswegs erfoderlich, wenn ſie nur von dem Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit ſie liegen, beſtätigt wird, und ſind es Lehngüter, der Lehnsherr ſeine Einwilligung dazu gegeben hat. Die Wirkungen des Pfandrechts beſtehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allem Zubehör ſo lange zu beſitzen, bis er wegen ſeiner Foderung befriedigt iſt, und, wenn dieſe Befriedigung nach einer dazu feſtgeſetzten Friſt nicht erfolgt, ſie nach Befinden der Umſtände gerichtlich oder außergerichtlich, und, ſind es mehrere Pfandſtücke, nach eigner Wahl zu verkaufen, und ſich nicht nur wegen des dargeliehnen Kapitals, ſondern auch wegen der Zinſen und Unkoſten von dem daraus gelöſten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Anſprüche geſichert zu ſein, iſt das beſte Mittel, ſie öffentlich verſteigern zu laſſen. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meiſten dinglichen Rechte, untheilbar iſt, nicht theilweiſe und unter dem Werthe geſchehen, und beſteht das Pfand in mehrern Stücken, ſo dürfen nur ſo viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet ſich ein Ueberſchuß über die Schuldſumme, ſo muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld weniger, ſo kann er ſich wegen des Reſtes an den Schuldner oder Bürgen halten. Wenn ſich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er ſie an Zahlungs Statt annehmen, oder ſich, im Fall er ſie nicht beſitzt, durch Anſtellung der hypothekariſchen Klage in den Beſitz derſelben ſetzen laſſen. Der Gläubiger hat auch gewiſſe Verbindlichkeiten in Rückſicht der verpfändeten Sache; denn er muß ſie ſorgfältig, wie ſein Eigenthum, aufbewahren, nach Abtragung der Schuld mit allen gezognen Nuzzungen zurückgeben, und den mit Vorſatz oder Nachläſſigkeit verurſachten Schaden erſetzen. Hat er ſeine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, ſo kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anſtellen. Da das Pfandrecht nur ein ſubſidiariſches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, ſo wird es aufgehoben: 1) wenn dieſe Foderung durch Zahlung, Ausgleichung, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Erlaſſung der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner ſein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2) wenn der Gläubiger aus einer in den Geſetzen gebilligten Urſache das Pfand veräußert hat; 3) wenn die zum Pfande dienende Sache zu Grunde geht, oder eine ſolche Veränderung erleidet, daß ſie nicht wieder in ihre vorige Form gebracht werden kann; 4) wenn das Grundſtück wegen Schulden verſteigert wird, da in dieſem Falle der Gläubiger aus der Verkaufsſumme ſeine Befriedigung erhält; 5) wenn die Zeit verfloſſen iſt, auf welche das Pfandrecht dauern ſollte; wohin auch gehört, wenn ſich der Gläubiger ſeines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umſtänden verſchieden iſt; 6) wenn derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an demſelben hatte; trit daher die Zeit des Widerrufs ein, ſo geht das Eigenthum des Pfandſtellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. Da die Schuld die Hauptſache iſt, ſo kann ſie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nuzzungen des Pfandſtücks anſtatt der Zinſen, die er von dem dargeliehnen Kapital zu fodern hat, überlaſſen (antichretiſcher Vertrag); oder die Betheiligten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall

die Schuld nicht zur bestimmten Zeit getilgt wurde, das Pfand für seine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlösungsrecht verlieren solle (commissorischer Vertrag). Bei Entstehung eines Concurses werden die hypothekarischen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erste Klasse kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befriedigt. Beim Zusammentreffen mehrerer Pfandrechte an derselben Sache erhält das der Zeit nach frühere den Vorzug; doch gehen solche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewiesen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber besondre, von den Gesetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten, obgleich frühern, vorgehen. Dergleichen Pfandrecht haben, außer den oben angeführten Fällen des gesetzlichen Pfandrechts; diejenigen, welche schon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derselben hatten; diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorschossen, und sich daran ein Pfandrecht vorbehielten; die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten, und deshalb an derselben ein Pfandrecht erhielten u. s. w. Uebrigens war dieses, von den Römern entlehnte Recht denselben in den ältesten Zeiten bekannt, da schon die Gesetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Das Hypothekenwesen, einer der wichtigsten Gegenstände der Civilgesetzgebung, hat vorzüglich in den preußischen Staaten durch das allgemeine Landrecht eine treffliche Einrichtung erhalten. Bemerkenswerth ist das in mehrern preußischen Provinzen eingeführte System der in Circulation gesetzten Pfandbriefe, wodurch der Kredit der Grundbesitzer eine überaus feste Stütze erhalten hat. Nach demselben haften die Rittergutsbesitzer, Alle sämmtlich für Einen, für ihre hypothekarischen Schulden. (Vergl. die Art. Kreditsystem des Adels, Hypothekarische Kreditinstitute und Hypothekenwesen). M.

Pfandhaus, s. Leihhaus.

Pfändung ist die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand und andre Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verschaffen. Obgleich die Selbsthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, so haben sie doch die Gesetze in einigen Fällen verstattet, wenn sie anders hier nicht als eine Art von Ahndung oder Strafe anzusehen ist. Es ist nämlich erlaubt, die Sachen derjenigen zu pfänden, welche uns in unserm Besitze, und in den auf ihrem Grund und Boden uns zustehenden Gerechtsamen stören, unser Eigenthum auf irgend eine Art beschädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangne Verjährung unterbrechen wollen. Man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unserm Grundstücke, oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Eben so findet diese Selbsthülfe gegen Fuhrleute Statt, welche den Zoll umfahren, um sich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Doch muß die Pfändung auf frischer That, und zwar auf dem beschädigten Grundstücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Gewaltthätigkeit, und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden; auch darf man nur so viel an Werth pfänden, als der verursachte Schaden ungefähr beträgt. Die Pfändung findet nicht Statt, wenn die Sache schon streitig und vor Gericht anhängig ist; auch ist es verboten, sich dieses Rechts gegen Po-

sten und Staffeten, wenn sie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß sie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er sich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geschehne Pfändung dem Eigenthümer derselben mit Bestimmung der Größe des Schadenersatzes unverzüglich anzeigen, und kann sich durch eine Privatvergütung mit ihm abfinden. Weigert sich dieser den Schaden zu ersetzen, so ist jener verbunden, dem ordentlichen Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen ist, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und, wenn es besondre Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf sie derselbe verkauft, und nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren, und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten, das Uebrige dem Eigenthümer zustellt. Im Fall das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Besitzes durch die Pfändung beabsichtigt: so bedarf es keiner Anzeige derselben; und führt der Gepfändete keine Klage, so ist es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Eigenthums des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Verpfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbsthülfe. Mr.

Pfeffel (Gottlieb Conr.), als deutscher Fabel- und Epigrammendichter berühmt, geb. zu Kolmar im Elsaß 1736, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seiner Mutter erzogen, und besuchte bis 1750 das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt. Damals nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen, zu sich, um ihn für die Akademie vorzubereiten. In seinem 15. Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daselbst die Rechte zu studiren. Die veränderte Luft und Lebensordnung hatten jedoch einen so nachtheiligen Einfluß auf seine von Natur schwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Augenkrankheit Halle verließ und zu seinem Bruder nach Dresden ging. Hier schienen seine Augen sich zu bessern; als er aber 1754 in sein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verluste seines Gesichts endigten. Ueber ein halbes Jahrhundert lebte der edle Mann in Blindheit und trug sein hartes Loos mit weiser Gelassenheit. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborne Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgezeichneten Wirkungskreis zu schaffen. Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einsamkeit zu ihr zurück. Da mehrere seiner Gedichte ohne sein Wissen 1759 in der straßburger Wochenschrift, der Sammler, abgedruckt worden, so entschloß er sich 1760, eine Ausgabe seiner Gedichte zu besorgen. So unvollkommen auch diese Jugendversuche waren, so erregten sie doch damals Aufmerksamkeit, und Pfeffel fand sich aufgemuntert, auf der betretnen Laufbahn weiter zu gehen. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich, unter dem Namen einer Kriegsschule, ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar. Dieser Anstalt, die viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er nebst dem Hofrath Lerse seine ganze Kraft, bis die Revolution in Frank-

reich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er seine Muße zu literarischen Beschäftigungen. 1803 ward er Präsident des neuerrichteten evangelischen Consistoriums in Kolmar, und starb, nachdem er noch den 9. Theil seiner poetischen Versuche herausgegeben hatte, am 1. Mai 1809. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört, daß er schon 1763 hessendarmstädtischer Hofrath, 1777 Mitglied der helvetischen Gesellschaft, 1782 Bürger von Biel, 1783 Mitglied des großen Raths dieser Stadt, und 1788 Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Berlin wurde. Im Allgemeinen zeichnen sich seine Poesien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitre Laune, echte Lebensweisheit und leichte Versification aus. Am glücklichsten war er in der Fabel, Erzählung und in dem Sinngedichte; seine dramatischen Werke, größtentheils nach französischen Mustern bearbeitet, sind meist vergessen, trefflich aber dagegen seine prosaischen Versuche. Als Mensch war er durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tief gefühlte Religiosität, und seinen Gleichmuth bei allen Wechseln des Schicksals höchst achtungswerth.

Pfeffersbad, im Bezirk Sargans, Kant. St. Gallen, in der Schweiz, der eine Stunde entfernten Benediktiner-Abtei Pfeffers gehörig, liegt tief, zwischen Felsen eingeschlossen. Das Badehaus gleicht einem langen Klostergebäude, aus welchem, nebst einer für die Katholiken bestimmten Kapelle, der ganze Kurort besteht. Es ist so in den Schlund hineingebaut, daß es mit der tosenden Tamina denselben ganz ausfüllt, und jeder Schritt, den man außer dem Hause thun will, führt bergan. Die Felsen sind 6—700 Fuß hoch, nackt bis zum Gipfel, auf dem sich nur einige spärliche Buchen und Fichten wiegen. Das Wasser ward 1240 entdeckt und ist seitdem stark besucht worden. Die Quellen sind warm, haben 99 Grad Fahrenheit und sind alkalisch-erdig. Das Wasser ist hell und klar, hat weder Geruch noch Geschmack, und läßt sich viele Jahre aufbewahren. Man verschickt es auch in Flaschen. Man fängt beim Baden mit 1 Stunde an und setzt täglich 1 Stunde hinzu, bis man zuletzt 11—12 Stunden im Wasser sitzen bleibt, wodurch ein Ausschlag hervorgetrieben wird, der dann von selbst wieder heilt. Die Spaziergänge sind sehr einförmig, kaum über 20—30 Schritt in die Länge, wie z. B. die Kanzel, das Weltende ꝛc. und überall von Felsen ummauert. (Vergl. die umständliche Nachricht in Mosch's Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende).

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich, und zwar in der Herbstmesse, die Bestätigung ihrer Zoll- und andrer Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der besten nürnberger Kunstpfeifer (daher der Name) erschienen die Abgeordneten jener Städte nach einander vor sitzendem Gerichte, und übergaben dem Schultheiße des heiligen römischen Reichs und Stadtgerichts einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handschuhe und ein weißes Stäbchen, und foderten dabei ihre Zollfreiheit ab. (S. Göthe: Aus meinem Leben, B. I. S. 39 ff.)

Pferd. Dieses edle und nützliche Thier wurde schon früh von dem Menschen gezähmt und in ein Hausthier umgeschaffen. Wilde Pferde finden sich nach Pennant um den Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Sibirien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die

zahmen, mausefahl, dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogne Stirn. Sie leben in Heerden bei einander, und scheuen den Menschen ungemein. Sie stellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Südamerika ꝛc. Durch die Pflege des Menschen hat das ursprünglich eselähnliche, mausefahle und langhaarige Pferd der Wüste sich zu einem der schönsten und edelsten Thiere ausgebildet. Das von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörige Pferd ist jetzt fast über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt sowol unter der Linie, als innerhalb der Wendekreise fort; aber Klima, Boden und Nahrung zeigen den sichtbarsten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewisse Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabische Race; die Beschaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menschen verschaffen ihr den ersten Rang. Das arabische Pferd ist mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig, stolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre schönsten Pferde eigne Stammregister. Nächst den arabischen werden die berberischen Pferde (aus den afrikanischen Küstenländern am mittelländischen Meere) am meisten geachtet. Sie zeichnen sich durch den kleinen, wohlgebildeten Kopf, durch den langen, aber schön gebognen Hals, durch die dünne Mähne und den schlanken Körper aus, und sind von mittler Größe. Auf diese folgen die spanischen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Brust, rundes Kreuz, einen stolzen und kühnen Gang, und sind mehrentheils schwarz und an der Stirn weiß. Hiernächst folgt die englische Race, die in neuern Zeiten durch arabische und berberische Hengste sehr veredelt worden ist. Das englische Pferd ist von mittler Größe, hat einen kleinen Kopf, kleine steife Ohren, einen langgestreckten Leib, dünne Beine, und ist von sehr verschiednen Farben. Durch Sicherheit und Schnelligkeit ist es vor andern ausgezeichnet. Die englischen Renner übertreffen die berberischen um das Doppelte. (S. Englische Pferde). Nach den englischen Pferden pflegt man die neapolitanischen und venetianischen zu setzen. Die erstern zeichnen sich besonders durch starken vollkommnen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf und durch stolzen Anstand aus, weshalb sie sich gut zu Parade- und Kutschpferden eignen. Dabei aber sind sie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäischen Pferden sind insonderheit die aus der Ukraine, die Polacken, die dänischen, holstein'schen, friesländischen und mecklenburg'schen merkwürdig; doch stehen sie den angeführten Racen nach. In Hinsicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde ein. Zu erstern nimt man die vorzüglichsten; bei den letztern sind Gesundheit und Stärke die Haupteigenschaften. Besondre Berücksichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am sichersten aus der Beschaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieses Mittel nicht über das zehnte Jahr hinaus. Brauchbar bleibt das Pferd ungefähr bis zu seinem zwanzigsten Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter ist auf das Doppelte anzuschlagen. (Vergl. d. Art. Englische Pferde).

Pfingsten, das auf den funfzigsten Tag nach Ostern fallende, und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heiligen Geistes über

die Jünger Jesu, welches zu den hohen christlichen Festen gehört. Der Name Pfingsten ist aus dem griechischen Worte Pentecoste, der Funfzigste entstanden. Die schon im 3. Jahrh. aufgekommne Feier dieses Festes wurde 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien festgesetzt.

Pfinzing (Melchior), s. Theurdank.

Pflanzen. Wir bezeichnen mit dem Namen Pflanzen alle Gewächse, von dem höchsten Baum bis zum geringsten Schimmel, und nennen den Inbegriff derselben das Pflanzenreich, die Wissenschaft aber, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäftigt, Botanik (s. d. Art.). Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organisirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie bestehen, wie alle organisirten Körper, aus festen und flüssigen Theilen. Zu jenen rechnet man das Zellgewebe, die verschiednen Gefäße, die Fibern und das Mark; zu diesen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüssigkeiten und die Luft. Von den Fibern, dem Mark und Zellgewebe ist in eignen Artikeln die Rede. Die Gefäße sind Saft- oder Luftgefäße. Die Luftgefäße enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüssigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Ihre Bestimmung ist verschieden. Einige führen den aufgenommnen, und auf eine gewisse Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende; andre schaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße sind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße; die abführenden sind theils die Markgefäße, theils die Wassergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewisse Nebengefäße, wahrscheinlich von ähnlicher Bestimmung. Die zuführenden Gefäße liegen bald dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen fast nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort, und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüssigen Bestandtheile der Pflanzen sind diejenigen, welche sich in den genannten Gefäßen bewegen. Sie sind doppelter Art: tropfbarflüssige und elastischflüssige. Die tropfbaren Flüssigkeiten scheinen bei den Pflanzen die Stelle des Blutes zu vertreten, und in ihren Verrichtungen mit demselben verglichen werden zu können. Sie sind wahrscheinlich, wie das Blut der Thiere, mit organischen Theilen geschwängert, woraus sich die festen Theile bilden. In physiologischer Hinsicht findet sich zwischen Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zusammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andre Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Diese Lebenskraft erhält in den Pflanzen eben sowol, wie in den thierischen Körpern, bei allen Abwechselungen und Veränderungen, denen sie unterworfen sind, die eigenthümliche Form des Individuums, und sie ist es, durch welche die chemische Verwandtschaft der Grundstoffe, woraus die organisirten Körper bestehen, bei diesen anders als bei den unorganischen modificirt wird. Hört sie auf, so stirbt der organische Körper, und seine Bestandtheile unterwerfen sich ungehindert den allgemeinen Verwandtschaftsgesetzen der leblosen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuschreiben dürfe, ist zweifelhaft; denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei ihnen entdeckt, und die Erscheinungen an gewissen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen scheinen, lassen sich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, ist den Pflanzen nicht abzusprechen.

Mehrere äußern unter gewiſſen Umſtänden eine Bewegung einzelner Theile, die der thieriſchen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Urſache davon einſah. Malpighi ſcheint geglaubt zu haben, daß der Grund davon in einer Bewegung der Gefäße liege. Hales ſuchte ihn in der Wärme der äußern Luft; ſpätere Naturforſcher nahmen mechaniſche Gründe an, indem ſie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen betrachteten. Allein die Unſtatthaftigkeit dieſer Erklärungsarten iſt leicht zu entdecken, und es ſcheint richtiger zu ſein, die Reizbarkeit der Gefäße als die Urſache des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Dieſe Meinung wird dadurch beſtätigt, daß der Saft zu ſteigen aufhört, wenn man durch ſtarke elektriſche Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgeſtumpft hat. Worin aber dieſe Reizbarkeit beſtehe, und was ſie verurſache, iſt bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daſein kennt man, und hat durch Verſuche gefunden, daß ſie ſich durch gewiſſe künſtliche Mittel eben ſowol erhöhen als ſchwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem ſcheint auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzenſäfte im Winter nicht? Erſt bei einem gewiſſen Wärmegrade ſteigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen ſogleich einen Stillſtand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze ſchwächt, wie es ſcheint, allmälig jene Reizbarkeit, und ſtumpft ſie ſo ab, daß die Säfte ſich nach und nach immer langſamer bewegen, und im Herbſte ſtill zu ſtehen anfangen. Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derſelben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zuſammen. Erſterer ſcheint zu erfolgen, wenn ſie anhaltend und heftig in Thätigkeit geweſen. Man bemerkt ihn beſonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verſchiednen Graden. Die Neigung der Pflanzen, ſich nach dem Lichte zu drehen, wird bei ſolchen leicht ſichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen ſich nach dieſer Seite hinwenden. Ein andrer wichtiger Gegenſtand in der Phyſiologie der Pflanzen iſt das Athmen derſelben. Es beſteht in einem Einſaugen und Aushauchen, welches man beſonders an den Blättern wahrnimt. Legt man ein friſches Blatt in ein Glas mit Brunnenwaſſer, und ſetzt es den Sonnenſtrahlen aus, ſo erſcheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmälig nach der Oberfläche aufſteigen und dort zerplatzen. Fängt man ſie auf, ſo zeigt ſich, daß ſie aus Sauerſtoffgas beſtehen. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt ſich dieſe Erſcheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angeſtellten Verſuche haben zu ſehr verſchiednen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerſtoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengeſäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben geſunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von ſich; daſſelbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen eben ſo gut, wie die Thiere, den Grundſtoff der Lebensluft (Sauerſtoff) einſaugen, und Kohlenſäure von ſich geben müſſen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, ſondern es ſteigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünſten auf, deren Maſſe im Ganzen ſehr beträchtlich iſt. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünſtet. Wir gehen jetzt auf den Geruch, Geſchmack und die Farbe der Pflanzen über. Was den Geruch der Pflanzen betrifft, ſo zeigen die neuern Fortſchritte der

Chemie, daß die Grundlage deſſelben nicht, (wie man von einer ſo flüchtigen, ausdehnbaren, faſt unwägbaren, völlig unſichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Subſtanz hätte glauben ſollen) gasartig ſei, und daher auch nicht zu den nähern Beſtandtheilen der Pflanzen gerechnet werden dürfe. Fourcroy zeigte das Nichtdaſein eines eignen Riechſtoffs. Riechbarkeit iſt den Körpern eben ſo weſentlich wie die Schwere, ſie richtet ſich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigſten Körper am ſtärkſten riechen. Der Geſchmack der Pflanzen ſcheint auf dem Verhältniſſe der Grundſtoffe und auf dem Grade der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgeſetzt iſt, wobei jedoch auch das Sonnenlicht bedeutend mitwirkt. Von der Farbe der Pflanzen gilt daſſelbe, was von ihrem Geruche geſagt worden. Schon Ariſtoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier und Andre ſtellten mehrere Verſuche in dieſer Hinſicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort ſtellte, erſt auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogne Pflanzen, die er nach und nach an's Licht brachte, aus dem Weißen in's Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche ſich vermehrten und ſo ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzognen Blüthen iſt die Veränderung in der Farbe nur gering. Daß die Wärme dabei keinen Einfluß hat, hat Bonnet durch Verſuche gezeigt; aber nach van Mons und Vaſalli wirken Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weiſe. Die Urſache dieſer merkwürdigen Erſcheinung iſt jetzt bekannt. Man weiß, daß die überſaure Kochſalzſäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerſtoff verbindet ſich mit der Subſtanz der Pflanzen, und die überſaure Kochſalzſäure verändert ſich in Salzſäure. Hiedurch wird die grüne Farbe zerſtört, und die Pflanze zeigt ſich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerſtoff, den ſie einathmen, heller; dunkler aber, wenn ſie ihn verlieren. Das verſchiedne Verhältniß des Sauerſtoffs zu ihren übrigen Beſtandtheilen gibt die verſchiednen Abſtufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerſtoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird aber eine mit Sauerſtoff geſättigte Pflanze dem Sonnenlichte ausgeſetzt, ſo verbindet ſich der Lichtſtoff mit dem Sauerſtoffe; dieſer entweicht und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens ſcheint der Farbeſtoff im Zellgewebe ſeinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen iſt ohne Farbe. Ob zu dieſen Eigenſchaften noch die Wärme komme, iſt zweifelhaft. Wir gehen, ohne bei den Gründen dafür und dawider zu verweilen, auf die eigentlich chemiſche Analyſe der Pflanzen über. Alle vegetabiliſchen Subſtanzen haben drei urſprüngliche Grundſtoffe: Waſſerſtoff, Kohlenſtoff und Sauerſtoff. Ihr verſchiednes Verhältniß begründet die Verſchiedenheit der vegetabiliſchen Subſtanzen unter einander. Von dieſen aus den drei genannten Grundſtoffen zuſammengeſetzten Subſtanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterſchieden: 1) den Extractivſtoff oder ausziehbaren Theil; 2) den Schleim oder Gummi; 3) den Zuckerſtoff; 4) das weſentliche Salz oder die Säure; 5) das fette oder fixe Oel; 6) das flüchtige oder weſentliche Oel; 7) den Kampher; 8) das Harz; 9) den Balſam; 10) das Gummiharz; 11) das elaſtiſche Gummi oder Harz; 12) die Stärke oder das Stärkenmehl; 13) den Gluten oder Kleber; 14) das Holz oder den fibröſen Theil; 15) den Gerbeſtoff

oder Tannin. Mehrere dieser Substanzen sind der Umbildung in einander fähig. So geht der unschmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Diese Umwandlungen geschehen durch Feuer, Wasser, Luft, Säuern, Alkalien, welche mehr oder weniger das Gleichgewicht der Grundstoffe ändern. Auf diese Art wechseln die nähern Bestandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geschmack, ihre Farbe, Consistenz und Geruch mittelst unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältnisse ihrer Grundstoffe. Die Bildung der verschiednen Substanzen in den Gewächsen ist also die Folge wahrer chemischer Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu bestimmen, wie die genannten ursprünglichen Grundstoffe durch Licht und Wärme absorbirt und unter einander durch den vegetabilischen Organismus so verbunden werden, daß sie die verschiednen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zusammengesetzt sind, und welche sich bei ihrer letztern Analyse wieder in jene Grundstoffe auflösen: das ist das Problem der Vegetation, dessen Lösung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Untersuchungen der Chemiker zusammentreffen müssen. Die Art und Weise, wie die Pflanzen wachsen, d. h. wie die sie nährenden Theile in das Wesen der Pflanzen übergehen, wird so angegeben: das Wasser und der Kohlenstoff lösen sich in ihre Bestandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein, und bilden so die festen Theile der Pflanzen. Der Wasserstoff verläßt daher den Sauerstoff, um sich mit dem Kohlenstoffe zu verbinden, woraus Oel, Harz und dergleichen entstehen. Zugleich entwickelt sich der Sauerstoff aus dem Wasser und der Kohlensäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmestoffe als Sauerstoffgas weg. Durch diese Stoffe geschieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder das eigentliche Wachsthum selbst, obgleich wir die Art und Weise nicht völlig einsehen. Von der Befruchtung und damit verbundnen Fortpflanzung der Gewächse, so wie von den Befruchtungswerkzeugen, ist schon unter dem Artikel Befruchtung das Allgemeine gesagt worden. Bei den mehrsten Pflanzen sind beide Geschlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen sind sie getrennt. Jene nennt man, wiewol etwas uneigentlich, Zwitterblumen, diese männliche oder weibliche. Die beiden letztern stehen entweder auf Einem oder auf zwei verschiednen Stämmen. Bei den sogenannten Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichtesten von Statten; auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat sie keine sonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt sind, und der eine Stamm nur männliche, der andre nur weibliche Blüthen trägt, erfolgt sie nur, wenn beide Geschlechter nahe genug stehen, daß der Samenstaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Insekten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder er bildet sich zwar zu einer Frucht, die aber des Keimens nicht fähig ist. Auf den Zeugungstheilen der Gewächse beruht die von Linné gemachte Eintheilung derselben oder das Sexualsystem, das ungeachtet seiner Mängel unter allen je entworfnen Pflanzensystemen doch die deutlichste Uebersicht gewährt, und unter den künstlichen, zur schnellen Auffindung eines Pflanzennamens dienlichen Systemen den Vorzug verdient. Linné theilte alle Gewächse in 24 Klassen. Die 23 ersten Klassen begreifen die Pflanzen mit sichtbaren Blüthen, die Phanerogamen. Davon sind die 13 ersten nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge, benannt und heißen: 1) Monandria mit 1

Staubgefäße; 2) Diandria mit 2; 3) Triandria mit 3; 4) Tetrandria mit 4; 5) Pentandria mit 5; 6) Hexandria mit 6; 7) Heptandria mit 7; 8) Octandria mit 8; 9) Enneandria mit 9; 10) Decandria mit 10; 11) Dodecandria mit 12 bis 19: 12) Isocandria mit 20; 13) Polyandria mit mehr als zwanzig Staubgefäßen. In allen dieſen dreizehn Klaſſen werden die Ordnungen (Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geſchlechtstheile, d. h. der Staubwege beſtimmt, z. B. Monogynia, mit einem Staubwege; Digynia, mit zwei Staubwegen; Trigynia, Tetragynia u. ſ. w. Die 14. und 15. Klaſſe werden nicht bloß nach der Zahl, ſondern mehr nach der verſchiednen Lage der Staubfäden beſtimmt. Sie heißen: 14) Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal vier Staubgefäße ſind, deren zwei längere (gleichſam mächtigere) Staubfäden haben; 15) Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal ſechs Staubgefäße befindlich, deren vier mit längern Staubfäden verſehen ſind. Jede dieſer beiden Klaſſen enthält nur zwei Ordnungen, welche in der 14. danach beſtimmt werden, ob der Samen in der Samenkapſel offen da liegt (Gymnospermia), oder ob er bedeckt iſt (Angiospermia); in der 15. aber nach der Form der Samenbehältniſſe, welche entweder Schötchen (Siliculosa) oder Schoten (Siliquosa) ſind. Bei der 16., 17. und 18. Klaſſe liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen ſie vereinigt ſind, zum Grunde; 16) Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in einem Haufen; 17) Diadelphia, zweibrüdrige, wenn ſie in zwei Haufen beiſammen ſtehen; 18) Polyadelphia, vielbrüdrige. Die Ordnungen werden in dieſen Klaſſen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße beſtimmt: monandria, diandria, triandria u. ſ. w. 19) Syngenesia, zuſammengewachſene. Faſt alle hieher gehörigen Blumen ſind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinſchaftlichen Blumenboden zuſammengeſetzt. Dieſe Klaſſe hat ſechs Ordnungen: a. Polygamia aequalis, wenn die zuſammengeſetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen beſteht; Polygamia superflua, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſowol fruchtbare weibliche als Zwitterblüthen ſind; c. Polygamia frustranea, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſich zwar Zwitter- und weibliche Blümchen beiſammen finden, erſtere aber nur fruchtbar und ſamenbringend ſind; d. Polygamia necessaria, wo der umgekehrte Fall Statt findet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem ſie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Samen tragen; e. Polygamia segregata, wenn die Blümchen, woraus die zuſammengeſetzte Blume beſteht, von einander durch beſondre Kelche abgeſondert ſind; f. Monogamia, einehige, die keine zuſammengeſetzte, ſondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachſen ſind. 20) Gynandria, weibermännige oder eiferſüchtige, in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachſen ſind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt: Monandria, Diandria ꝛc.; 21) Monoecia, einhäuſige, wo die Geſchlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich ſind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt, ſondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria, unter den einhäuſigen. Bei letztern iſt ein unvollkommner Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße ſtehen; 22) Dioecia, zweihäuſige oder Gewächſe mit ganz getrennten Geſchlechtern, d. h. bei denen auf einem Stamme

bloß männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen sind. Die Ordnungen sind wie bei der 21. Klasse; 23) Polygamia, Gewächse mit vermengten Geschlechtern, d. h. es sind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, sondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die drei Ordnungen dieser Klasse heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf einem, zwei oder drei Stämmen Statt findet; 24) Cryptogamia. In diese Klasse setzte Linné alle Gewächse, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil später entdeckt worden sind, die aber auch da, wo man sie nicht kennt, gewiß nicht fehlen. Sie enthält vier Ordnungen, nämlich: Farnkräuter, Moose, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geschlechtstheile Linné nicht zu bestimmen vermochte, und die er deshalb in einem Anhange beschrieb, sind jetzt in die Klassen, wohin sie gehören, vertheilt worden. Neuere Botaniker haben die 24 Klassen Linné's auf 20 gebracht. Gegen diese, auf die Geschlechtsverschiedenheit der Pflanzen gegründete Eintheilung, das sogenannte Sexualsystem, haben neuerlich Schelver (Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen, Heidelb. 1812 und Fortsetzung der Kritik Carlsruhe 1814) und besonders Henschel (Ueber die Sexualität der Pflanzen, Breslau 1820) Angriffe gemacht, die Aufsehen erregt haben. Sie gehen von dem Grundsatze aus, da das Thier vor der Pflanze im Ganzen, wie in den Theilen den Vorzug der Individualität voraus haben, aus welcher als Gipfel und Schlußstein die thierische Erzeugung hervortreten, hingegen bei der Pflanze Gleichartigkeit des Ganzen, wie der Theile, mit dem Dasein eines Geschlechts unverträglich sei: so müsse man die dafür beigebrachten Erfahrungsbeweise einer neuen Prüfung unterwerfen. Henschel hat dies unternommen; allein seinen Beobachtungen ist von Treviranus (die Lehre vom Geschlechte der Pflanzen, Bremen 1822) größtentheils widersprochen worden. Dagegen hat K. Sprengel Henschel's Ansichten seine volle Zustimmung gegeben. Diesem künstlichen Systeme steht das natürliche gegenüber, das sich auf die Anwesenheit oder Abwesenheit der Hauptorgane gründet, weil sich die Pflanzen hauptsächlich dadurch unterscheiden. Einem solchen System ist auch Oken (Naturgeschichte für Schulen, Leipzig 1821) gefolgt, der die Pflanzen in 4 großen Hauptklassen theilt: Markpflanzen, Stockpflanzen, Blüthenpflanzen, Fruchtpflanzen. Allerdings gewährt nur ein solches natürliches System die Einsicht in die große und schöne Ordnung des Pflanzenreichs. (Vergl. auch d. Art. Botanik in der neuen Folge d. W.). Wir schließen diesen Artikel mit einer kurzen Erwähnung der Pflanzenkrankheiten. Diese entstehen entweder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erstern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden sich in Blätter verwandeln) und die Entzündung; zu letztern die Auszehrung, der Rost, der Brand und der Keimtod.

Pflanzen-Anatomie. Die genauere Kenntniß von dem Bau der Pflanzen verdanken wir dem Fleiße deutscher und einiger französischen Naturforscher. Unter den Deutschen werden Sprengel's, Kiefer's, Moldenhawer's, Link's und Treviranus Schriften am meisten gerühmt. Von den Franzosen können wir, ungeachtet mancher durch ihn verbreiteten Irrthümer, Mirbel als den fleißigsten Pflanzen-Anatomen nennen. Richard hat den innern Bau der Samen mit großer Genauigkeit untersucht. Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Uebersicht des Baues der Gewächse. I. Allgemeiner Bau der Ge-

wächse. Die erste Urform, welche bei der ersten Entstehung auch des niedrigsten Gewächses hervortritt, ist die Kugel- oder Blasenform, welche wir schon in dem Bildungssafte, der aus dem Baste der Bäume ausschwitzt, vorgebildet finden. Treten diese Blasen zusammen, so machen sie ein Gewebe von Zellen, welches allgemein im ganzen Gewächsreich verbreitet ist. Die Wände dieser Zellen sind völlig undurchbohrt, so daß eine Zelle mit der andern keine Gemeinschaft hat; aber die darin enthaltnen Säfte schwitzen eben so organisch durch, wie dies beim thierischen Körper der Fall ist. Wo die an einander tretenden Bläschen sich nicht überall berühren, da lassen sie Zwischengänge, welche, besonders beim Nadelholze saftführend sind. Doch fehlen diese Zwischenräume dem Zellgewebe sehr häufig; denn die Bläschen, die das letztere bilden, werden so gleichmäßig wechselsweise angezogen, daß vollkommen vier-, fünf- oder sechseckige Räume entstehen. Das Zellgewebe, die allgemeine Niederlage der Säfte, dient gewiß nicht zum Aufsteigen der Nahrungsflüssigkeit, sondern zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Säfte. Daher findet man in ihm auch Behälter der eigenthümlichen öligen und harzigen Säfte. Diese, bisweilen den übrigen Zellen gleich, nur stärker angeschwollen, sind oft eigne Kanäle oder vielmehr ähnliche Zwischenräume der Zellen, wie wir sie in der Rinde des Nadelholzes, im Schöllkraut und in allen milchgebenden Pflanzen finden. Das Zellgewebe steht in vollkommnern Pflanzen mit der Luft in einer merkwürdigen Gemeinschaft. Von den Farrenkräutern aufwärts wird es nach der Oberfläche zu unregelmäßiger und voller Lücken, die, mit Luft erfüllt, durch eigens organisirte Oeffnungen mit der Atmosphäre in Verbindung stehen. Diese Spaltöffnungen trifft man meistentheils da, wo eine grüne Oberfläche die Pflanzen bedeckt, am häufigsten jedoch auf der untern Fläche der Blätter. Sie sind mehr oder weniger oval, gewöhnlich von einem drüsigen Ringe umgeben, und haben unter sich bisweilen Fältchen, die sie offen erhalten. Wir schreiben ihnen die Bestimmung zu, einzusaugen und auszuhauchen, aber bloß Luftstoffe, nicht tropfbare Flüssigkeiten. Die zweite Urform ist die geradlinige, Faser- oder eigentlich Röhrenform. Starke Vergrößerungen zeigen uns die Fasern als wirkliche Röhren mit Säften erfüllt, aber nicht fortlaufend, sondern hie und da sich zuspitzend und blind endigend, z. B. im Baste der Bäume, auch im Splint und in den Nerven und Rippen der Blätter. Ihre Uranfänge erscheinen schon im schleimigen Bildungssafte, wo sie, den Nadeln oder Spießchen gleich, sich in Bündeln gleichsam krystallisiren. Diese Röhren haben die zartesten Häute und den kleinsten Durchmesser unter allen Urformen; dennoch sind sie außerordentlich dehnbar und zähe. Sie sind es, die man als Flachs spinnt, die man aus Hanf, Nesseln, aus dem Papiermaulbeerbaum ꝛc. verarbeitet. Ihre Hauptbestimmung scheint die Führung der aufsteigenden Säfte zu sein. Die dritte Urform nennen wir die Schraubenform, weil sie ursprünglich aus schraubenförmig gewundnen Fasern besteht, welche die Wände cylindrischer Kanäle ausmachen. Diese Form kommt von den Farrenkräutern aufwärts bei vollkommnern Pflanzen, von den Saftröhren umgeben, in Bündeln oder einzeln vor. Im Stamm der gewöhnlichen Bäume macht sie größtentheils den Splint und das Holz aus. Bei den Palmen, den Gräsern ꝛc. stehen die Schraubenbündel zerstreut im Zellgewebe. Die Schraubengänge gehen durch alle Theile. Durch den Blattstiel dringen sie mit den Saftröhren in die Blattnerven, durch den Blüthenstiel in die Co-

rollenblätter, in die Staubfäden, in den Fruchtknoten, in die Pistille, und durch den Keimgang selbst bis in die Samen. So lange sie ursprünglich sind, haben sie keine andre Wand, als die von jenen gewundnen Fasern gebildet wird. Aber man findet sie nicht immer in jener ursprünglichen Form. Sie erscheinen oft als Ringgefäße, oft als Treppengänge, oft als punktirte Kanäle. Endlich gibt es Uebergänge von dieser zur Zellform, besonders in Nadelhölzern. Hier erscheinen gestreckte Zellen mit regelmäßigen geränderten Löchern durchbohrt, ja im Taxus sogar Zellen mit schraubenförmig gewundnen Fächern, welche wahrscheinlich die Stelle der hier nicht vorhandnen Schraubengänge vertreten. Das Geschäft dieser dritten Urform scheint die Bildung und Fortführung der Luftarten, der Dünste und der Luftstoffe zu sein, die sich aus den Säften der Pflanzen entwikkeln. II. Besondrer Bau der einzelnen Pflanzentheile. Wir fangen mit der Wurzel an. Die Oberfläche der zartesten Würzelchen zeigt sich mit sehr feinen Härchen umgeben, und die Spitzen sind mit einem schwammigen Mützchen bedeckt, wodurch, wie durch jene Härchen, die Einsaugung der Erdfeuchtigkeit erfolgt. Uebrigens durchzieht der Länge nach die Mitte der Wurzel ein Bündel von Saftröhren und Schraubengängen, ohne daß eine Markhöhle da wäre. Der Stamm besteht bei allen Pflanzen, die mit zwei Samenlappen aufgehen, aus concentrischen Schichten, deren äußerste die Rinde, die zweite der Bast, die dritte der Splint und die vierte das Holz ist, welches in jüngern Trieben das Mark einschließt. Durch den Stamm setzen außerdem strahlenförmig die Rindengallen sich bis in das Mark fort, und bilden die sogenannten Spiegelfasern oder das Quergefüge des Holzes. Ungeachtet also der Bast hauptsächlich aus Saftröhren, Splint und Holz, aus diesen und Schraubengängen besteht, so gehört doch die Zellform auch zur Zusammensetzung dieser drei Schichten. Das Wachsthum des Holzes erfolgt von innen nach außen, so daß die dem Mittelpunkt zunächst stehenden Schichten die ältesten sind. Zwar findet man in diesen, so lange noch Mark da ist, ursprüngliche Schraubengänge, ja sogar eine grüne Schicht der letztern pflegt das Mark zu umgeben. Allein das ist das Wesen der ursprünglichen Schraubengänge, daß sie sich nicht, oder erst sehr spät verändern. Was den Bau der Blätter betrifft, so ist dieser ganz einfach damit erklärt, wenn wir sagen, daß die Theile des Stammes hier neben einander in einer ebnen Fläche liegen, die dort in einander eingewickelt waren. Die Saftröhren und Schraubengänge treten in den Nerven und Adern des Blattes immer mehr aus einander. Das zwischen ihnen liegende Zellgewebe drängt sich nach der obern Fläche zu dichter zusammen, und ist hier gewöhnlich von einem firnißartigen Ueberzuge bedeckt. Nach der untern wird es lockerer, und bekommt jene Luftlücken, denen die Spaltöffnungen den Zutritt der Luftstoffe gewähren. Bei den Blumen ist der Kelch meistens von gleichem Bau mit den Blättern, die Corolle hingegen besteht aus dem zartesten Zellgewebe, dessen innere Fläche sich in den feinsten Wärzchen oder Hügelchen erhebt. Die Schraubengänge ziehen sich einzeln und von einem sehr geringen Durchmesser durch den untern Theil der Corollenblätter, und von Spaltöffnungen ist keine Spur zu entdecken. Daß die Staubfäden einen ähnlichen Bau haben, ist schon vorher bemerkt; aber die Antheren weichen in Rücksicht ihrer Einrichtung von allen übrigen Theilen ab. Ganz zellig, enthalten sie vom Anfang an eine Menge eigenthümlich gebildeter Körper, die man Pollen nennt, und die in der

Familie derselben Gestalten darstellen. Die Oberfläche der weiblichen Narbe ist mit den zartesten Härchen besetzt, welche, ohne sichtbare Oeffnung, dennoch auf gleiche organische Weise die befruchtende Masse aufnehmen, als die Wurzelhärchen die Erdfeuchtigkeit. Der Fruchtknoten endlich enthält vor der Befruchtung bloße Bläschen mit Bildungssaft angefüllt. Nach geschehner Befruchtung zeigt sich zuerst das künftige Pflänzchen, einem Pünktchen gleich, welches in jenem Safte schwimmt, den man nun Keimflüssigkeit nennt. Von der letztern ernährt, schwillt das Pflänzchen entweder stärker an, entwickelt sich mit seinen Theilen, und besonders werden die Samenlappen, oder die Kotyledonen sichtbar; oder, wenn die Keimflüssigkeit nicht verbraucht wird, so gerinnt sie zum Eiweißkörper, und das Pflänzchen bleibt bei den sogenannten Monokotyledonen unentwickelt.

Pflanzenbutter nennt man in den Apotheken diejenigen, aus verschiednen Samenkörnern durch eine einfache Pressung gewonnenen Oele, welche ihrer dicken und schmierigen Beschaffenheit halber, mehr der Butter als dem gemeinen Oele gleichen. Dahin gehören besonders die Kakaobutter und der Muskatbalsam.

Pflanzenthiere oder Zoophyten, s. Thier.

Pflicht, Pflichten. Von der Pflicht des Menschen reden wir, und Pflicht erkennen wir nur da, wo die sinnliche und beschränkte Natur des Einzelnen etwas andres fodert, als die Vernunft, die im Geiste der Menschheit spricht, und das Gesetz der Menschheit in sich enthält. Darum schreiben wir auch den Thieren keine Pflichten zu, denn sie sind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Wesen dagegen, welches nicht bloß ein sinnliches ist, sondern die Fähigkeit hat, seine Natur und die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin seine Würde, sich selbst und seine Handlungen nach einem freierkannten Gesetze zu bestimmen (Autonomie). Dieses Gesetz geht daher nicht, wie das Gesetz der äußern Natur, auf ein Müssen, dem nicht auszuweichen ist, sondern auf ein Sollen, auf eine innere Nothwendigkeit, welche nur dem Vernünftigen, als solchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche unterlassen oder gethan werden können, und die wir insofern willkürlich nennen. Was die Vernunft als Geist der Menschheit fodert, ist das Gute; in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen aber, gegen die Vernunft, beruht der Same alles Bösen. Nun ist aber der Mensch nur da seiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe und Begierden durch Vernunft beherrscht werden, und er wird erst dadurch wahrhaft sittlich frei, und immer unabhängiger von dem Aeußern. Jene innere oder sittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunftmäßige zu thun, denn auch das Thun und Lassen selbst, wozu das freie Vernunftwesen und eine innere Nothwendigkeit treibt, nennen wir Pflicht. Alle Pflicht beruht also darauf, daß das Vernunftwesen sich innerlich widersprechen würde, wenn es sich als sich selbstbestimmendes Vernunftwesen, und die Vernunft als seine Würde erkennte, und doch in dem Einwirken auf die umgebende Welt diese Würde dadurch verleugnete, daß es einem andern Gesetze huldigte, und sich den Antrieben der sinnlichen Natur überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigkeit menschlicher Handlungen sich der Vollkommenheit nähert; je mehr also die Vernunft die Triebe der sinnlichen Natur sich unterworfen hat; desto geringer wird der Streit zwischen Pflicht und Neigung. Daher ist ebenfalls auch bei dem höchsten Grade sittlicher Vollkommenheit, welchen Menschen erreichen, von Pflicht und Gesetz nicht die Rede. Denn das Gute wird

hier zu einem freien Triebe der sittlichen Natur erhoben, die sich nicht nöthigt, das Vernunftwidrige zu vermeiden; und das Vernunftmäßige gilt nicht als eine Foderung, sondern als das, was ihre edelste Neigung befriedigt. Hieraus wird auch klar, daß der Mensch im strengen Sinne die Pflicht nicht üben soll, um der Pflicht willen, wie sich viele ausgedrückt haben, sondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streite mit seinen Neigungen begriffne Mensch durch Pflichtübung erlangt, und welche in der Uebereinstimmung des Menschen mit der Idee der Menschheit, somit auch in der höchsten Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst besteht. Der beharrliche Zustand der Pflichtübung oder der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit ist Tugend; und der Wille, der die Pflicht will, ist ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, lassen sich mannichfaltig eintheilen. Die gewöhnlichste Eintheilung ist die in Tugendpflichten und Rechtspflichten (nach Andern: innere, oder Gewissenspflichten, und äußere oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menschen auf das äußere Verhältniß derselben zu einander: so gibt es Handlungen, in deren Hinsicht Jeder nur von sich selbst abhängt, bei denen nur sein Gewissen befragt und auf seine Gesinnung gesehen wird, und Verbindlichkeiten, deren Erfüllung von Andern, auch mit äußerm Zwange, gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen des naturgemäßen Lebens des Menschen in geselligen Verhältnissen sind, andre entgegengesetzte dieselben aufheben. Ersteres sind die Tugendpflichten, von denen die Tugendlehre oder Pflichtlehre im engern Sinne; letzteres die Rechtspflichten (s. d. A.) oder Verbindlichkeiten, von welchen vorzugsweise die Rechtslehre oder das Naturrecht handeln. Sonst theilt man die Pflichten ein: in unbedingte, welche keine Einschränkung gestatten, und bedingte, welche eine solche zulassen. Da aber das Sittengesetz unbedingt gebietet, so kann es in diesem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derselben war die in vollkommne und unvollkommne; aber die Bedeutung dieser Worte wird verschieden genommen. Gewöhnlich nannte man vollkommne solche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten allgemeine, die für alle Menschen, und besondre, die nur für bestimmte Verhältnisse gelten. Die sehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verschiedenheit der Gegenstände des Handelns beruht, nämlich in Pflichten gegen sich selbst, gegen andre Menschen, und gegen Gott ist neuerlich sehr bestritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß diese Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere ausschließt. T.

Pflichttheil. Im Allgemeinen kann Jeder, dem Vererbung durch Testamente erlaubt ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man fast in allen Gesetzgebungen auf nahe Verwandte Rücksicht genommen, und durch ihr Verhältniß zu dem Erblasser das Recht desselben zum Wohle der Familien beschränkt. Das römische Recht, welches die Richtschnur aller neuern Rechte geworden ist, verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß, und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der Pflichttheil (die legitima, nämlich portio hereditatis) genant, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche mithin den Pflichttheil fodern können, und daher auch nothwendige Erben, zuweilen auch

Notherben heißen, sind nach dem römischen Rechte: 1) alle Descendenten (oder Verwandte niedersteigender Linie), ohne Unterschied des Grades und Geschlechtes, auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Descendenten insofern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können, und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermanglung dieser 2) die Adscendenten (oder Verwandte aufsteigender Linie), ohne Unterschied, ob sie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar sind. Nur ist auch hier wieder die Vererbungsart ohne Testament der Maßstab. 3) Die Geschwister des Testators, welche aber hier den letztern nachstehen, und nur dann auf den Pflichttheil Anspruch machen können, wenn ihnen eine ehrlose Person im Testamente vorgezogen worden ist, und wenn sie vollbürtig sind, oder wenigstens mit dem Testator Einen Vater haben. Dieser Pflichttheil besteht, nach römischem Rechte, wenn vier oder weniger die ihn fodern können, vorhanden sind, im dritten Theile, sind mehr als vier vorhanden, in der Hälfte dessen, was ohne Testament auf jeden dieser Verwandten kommen würde (Intestatportion). Sind die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die allgemeinen nächsten Intestaterben (dieses ist der Fall bei Descendenten): so kommt es auf eins heraus, ob man den Pflichttheil als Theil der Intestatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel erben, so treten letztere in die Stelle ihrer Aeltern; so daß diejenigen, welche von demselben Sohne oder derselben Tochter abstammen, zusammen nur für eine Person gerechnet werden. Wenn lauter Enkel und keine Kinder vorhanden sind, so kommt es darauf an, ob sie von einem oder von verschiednen Stämmen herrühren; im erstern Falle wird ihr Antheil nach Köpfen bestimmt, im zweiten Falle werden sie allemal nur als Stellvertreter ihres eignen Adscendenten behandelt, und dann entscheidet die Zahl der Adscendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittelung des Pflichttheils ist ferner auf den Vermögenszustand zur Zeit des Todes des Testators zu sehen. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden. Der Pflichttheil darf ferner durch nichts beschwert oder vermindert werden, und jede Beschwerung wird als nichtig angesehen. Zu den Beschwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Testator einen Zweck, oder eine Bedingung festsetzt, zu und unter welchen der Pflichttheil gegeben werden soll. Der Pflichttheil fällt endlich weg, wenn Personen rechtmäßiger Weise, d. h. unter den im Gesetze vorgeschriebnen Bedingungen und gültigen Ursachen, enterbt oder übergangen werden. Denn ist keine rechtmäßige Ursache vorhanden, so kann auch das Testament von denen, die den Pflichttheil zu fodern haben, umgestoßen werden. In Hinsicht dieser Ursachen, so wie in Rücksicht der Größe des Pflichttheils, finden in den besondern Gesetzgebungen viele Abweichungen von diesen allgemeinen Bestimmungen Statt.

Pflug, das vornehmste Ackerwerkzeug, womit der Erdboden aufgerissen und umgewendet wird. Man unterscheidet den gemeinen, und den künstlichen oder verbesserten Pflug, deren Beschreibung wir jedoch hier übergehen. Durch das Pflügen wird der Acker zur Aufnahme der Saat geschickt gemacht. Es geschieht zur Wintersaat, wo möglich, viermal, zur Sommersaat nur zweimal.

Pforr (Joh. Georg), ein berühmter Thiermaler, war 1745 zu Upsen in Niedersachsen geboren, und trat als Zögling in die hessische

Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er ohne weitere Anleitung Pferde, und erregte dadurch so viele Aufmerksamkeit, daß er von dem Minister v. Weitz als Maler in der Porzellanfabrik zu Cassel angestellt wurde. Diese Art Arbeit gefiel ihm jedoch so wenig, daß er nach einigen Jahren zu seinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Cassel eröffnet wurde, wanderte er, ein 32jähriger Mann, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Ausstellung 1778 den ersten Preis, und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem dortigen Gallerieinspector Tischbein hatte er einen Freund, und in dessen Schwester eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ sich häuslich zu Frankfurt am Main nieder, wo er in allgemeiner Achtung lebte, und 1798 an einer Brustkrankheit starb, die er sich früher als Bergmann zugezogen hatte. Pforr war ein Mann der Natur und Wahrheit, menschenfreundlich, dienstfertig, höchst gefühlvoll und unverbrüchlich rechtschaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge seines Charakters: Wahrheit und schöne Natur. Er ist der deutsche Wouwermanns, und unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte, und dann gleich ausführte, sind in warmer, lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemalt. Er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und höchster Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, führte diese gern in bunten Tuschen aus, und besaß die Kunst, solche Blätter mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Einzelheiten, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergessen wurden. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorf's Anleitung, Campagnepferde abzurichten. Zu einem Hefte der vorzüglichsten Pferderacen hatte er bei seinem Tode elf Platten vollendet. Außerdem gibt es noch einzelne Blätter von ihm.

Pfortader, der Stamm einer Vene, welcher aus mehrern zurückführenden Adern im Unterleibe gebildet wird, dann in die Leber geht, sich in derselben wieder in Aeste und Zweige vertheilt und das Material zur Gallebereitung liefert. Pfortadersystem, alle Venen welche sich in den Stamm der Pfortader vereinigen; die vorzüglichsten sind die Gekrösvenen, die Milzvene, Nierenvenen und Magenvenen. Dieses Adersystem hat einen wichtigen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen, indem alles Blut von den Eingeweiden des Unterleibes in den Stamm der Pfortader, und aus derselben in die Leber überströmt. Diese bereitet die Galle daraus, und das übrigbleibende Blut sammelt sich wieder in Zweige, Aeste und einen Stamm, welcher sich mit der untern Hohlader vereinigt. Der Rückfluß des Blutes aus dem Unterleibe hängt also von der Thätigkeit der Leber ab. Verrichtet diese ihr Amt zu langsam und zu schwach, so wird auch das Pfortaderblut langsamer verbraucht, die Entleerung dieser Adern geht weniger vor sich, und das Blut häuft sich in den zum Pfortadersystem gehörigen Adern so an, daß sich diese übermäßig ausdehnen, Knoten bilden und endlich das Blut austrit, woher die sogenannte Hämorrhoidalkrankheit ihren Ursprung hat.

Pforte (Hohe), s. Osmanisches Reich.

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt im Großherzogthum Baden, im Murg- und Pfinzkreise, am Eingange des Schwarzwaldes, an der Vereinigung der Flüsse Nagold und Würm mit der schiffbaren Enz, in einem Thale, hat drei Vorstädte, 25 Straßen, ein al-

tes Schloß, 650 Häuser und 5600 Einw. Es sind hier ein adeliges Fräuleinstift, ein Hospital, ein Irren- und Siechhaus, ein Waisen- und Zuchthaus und ein Pädagogium; 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14 Karat halten dürfen, wozu eine eigne fürstliche Controlle aufgestellt ist. Man kann den Werth der verkauften Waaren jährlich auf 600,000 Gulden anschlagen. An tausend Menschen finden darin ihren Unterhalt. Ferner sind hier eine Tuchfabrik, welche besonders feine Tücher und Kasimir verfertigt; eine bedeutende Leinwandbleiche; ein Eisenhammerwerk, das jährlich 5000 Centner Stab- und Zaineisen liefert; eine Uhrenfabrik, eine chemische Fabrik, ein Kupferhammerwerk, eine Saffiangerberei und eine türkische Garnfärberei. Der sehr wichtige Holzhandel geht mittelst des Neckars und Rheins bis nach Holland. Der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel sind gleichfalls nicht unbeträchtlich, wozu besonders die Lage der Stadt an der Heerstraße von Frankreich in das südliche Deutschland günstig ist. Pforzheim ist auch der Geburtsort Reuchlin's, welcher hier 1455 geboren wurde. Muth, und eine besondre Anhänglichkeit an ihren Fürsten zeichnete stets die Bewohner dieser Stadt aus, und sie legten davon einen Beweis ab, wie man ihn in der Geschichte nicht größer findet. Unter Anführung ihres Bürgermeisters Deimling folgten nämlich 400 Bürger ihrem tapfern Markgrafen, Georg Friedrich, als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derselbe d. 6. Mai 1622 mit 20,000 Mann gegen die große Uebermacht der Kaiserlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl gesiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zersprangen und Zerstörung unter sie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entschloß sich dazu auf dringendes Bitten der Seinigen; aber diese Rettung ward nur dadurch möglich, daß jene 400 Treuen sich für die Uebrigen aufopferten, indem sie das feindliche Heer so lange aufhielten, bis die Ihrigen entronnen waren, und sie selbst den Tod fanden.

Pfropfen (Impfen) heißt in der Gärtnerei, das abgeschnittne Reis eines Baumes dem Stamme eines andern so einfügen, daß es mit demselben zusammenwächst. Es gibt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder spaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einsetzen will, in der Mitte mit einem Messer, und steckt das gehörig zugeschnittne Pfropfreis so ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man löst auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab, und steckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiser, denen man drei bis fünf Augen lassen kann, werden im November, oder, bevor die Knospen anschwellen, im Frühling abgeschnitten; im ersten Fall muß man sie im Keller aufbewahren, damit sie nicht trocknen, aber auch sie vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und gesunde Zweige von lebhaftem Wuchse. Es geschieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung sowol als die Art der Bäume zu berücksichtigen sind. Die zu pfropfenden Stämme können 1 bis 2 Zoll im Durchmesser haben; ob man sie höher oder tiefer pfropft, ist gleichgültig, doch soll es sichrer sein, die Stämme einige Zoll über der Erde abzuschneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte; denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten des Spaltes muß glatt durchschnitten und nicht gefasert sein, weil dies das Verwachsen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde

des Stammes zu beiden Seiten des Spaltes anschließen, außerdem kann es nicht wachsen. Ist der Stamm einigermaßen stark, so hält er das Pfropfreis von selbst fest, und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumsalbe die nicht aufspringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringe. Das Pfropfreis schießt noch in demselben Jahre ansehnlich. Bei schwachen Stämmen genügt ein Pfropfreis, bei starken kann man zwei bis vier einsetzen. Ueber das Copuliren, eine eigne Art des Pfropfens, s. d. Art.

Pfund, ein Gewicht, dessen Schwere nicht überall und in allen Fällen gleich ist. Das gewöhnliche Pfund (Kramerpfund) hält meistens 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfund Fleischergewicht ist schwerer. So haben auch die Tuchmacher schwerere Pfunde. Im Apothekergewicht hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht ein Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark; daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch jetzt gleichbedeutend braucht. Das schwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Wasser, in diesem Falle besonders Schiffspfund, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Celle hält ein schweres Pfund (oder ein Pfund schwer) 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300 und an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewisse bestimmte Anzahl von allerlei Dingen zu bestimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rücksicht genommen wird, so z. B. von einer gewissen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewisse Anzahl Münzen ein bestimmtes Gewicht haben müssen und da man die Münzsorten, besonders die kleinern, ehemals häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, so viel Schillinge ꝛc. als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge ꝛc. nicht immer gleich war, so ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge ꝛc. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnet man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, also 240 Pfennige auf ein Pfund. In dieser Bedeutung ist das Pfund noch in mehrern Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein Pfund Flämisch (in Holland, Flandern und in den niedersächsischen Seestädten) hält in Hamburg 20 Schillinge flämisch oder 120 Schillinge Lübisch, d. h. $2\frac{1}{2}$ Thaler. Im Würtembergischen ist ein Pfund 20 Schillinge oder 120 Pfennige. Ein Pfund schwarzer Münze, wonach in Baiern die Grundzinsen und gerichtlichen Geldstrafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder $5\frac{5}{7}$ Gulden weißer Münze. Ein Pfund Pfennige eben dieser schwarzen Münze hat 8 Schillinge, 32 Groschen oder $1\frac{1}{7}$ Gulden weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund $7\frac{1}{2}$ Batzen, in Unterwalden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groschen. Die französischen Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groschen; die italienischen Pfunde, Lire, sind nach den Orten und Ländern verschieden; die englischen Pfunde, Pfund Sterling, sind die schwersten, und gelten, je nachdem der Cours ist, 6 Thaler, und darüber. In weiterer Bedeutung ist Pfund auch eine Menge von 240 Stücken; an einigen Orten auch ein Flächenmaß, z. B. im Oesterreichischen.

Pfyfer (Ludwig), geb. zu Luzern, 1715, trat früh in französische Kriegsdienste, ward 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwig-Ordens, wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 rühmlich bei, und ward 1748 Maréchal de Camp (Generalmajor). Seine Vater-

ſtadt ernannte ihn zum Mitgliede des großen und 1752 zum Mitgliede des innern Raths. 1763 ward er Generallieutenant und Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando deſſelben nieder, blieb jedoch in franzöſiſchen Dienſten und ſtarb 1802. In der Künſtlerwelt hat er ſich ein bleibendes Andenken erworben als Erfinder der in erhabner Arbeit in Wachs modellirten topographiſchen Abbildung eines Theils der innern Schweiz. Ihre geometriſche Genauigkeit in allen Geſtalten der Felſen und Berge, die Treue in den geringſten Fußſteigen und Hütten, und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewunderung. Reiſende die von Luzern aus, wo dieſes Kunſterzeugniß noch jetzt geſehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereiſen wollen, können zuvor an dieſem Werke jeden Fußpfad, jede Naturmerkwürdigkeit, die ſie zu beobachten haben, kennen lernen, und ſchon der flüchtige Anblick gewährt einen großen Genuß.

Phädon, ein Schüler des Sokrates, und der Stifter der eliſchen Philoſophenſchule. Seinen Namen führt auch der Dialog des Platon, welcher Sokrates letzte Unterhaltungen mit ſeinen Schülern im Gefängniſſe, beſonders über die Unſterblichkeit der Seele, enthält. Denſelben Titel hat Mendelsſohn ſeinem Geſpräche über denſelben Gegenſtand gegeben.

Phädra, Tochter des kretenſiſchen Königs Minos und der Paſiphaë, Schweſter der Ariadne und Gemahlin des Theſeus. Als ſie einſt zufällig ihren Stiefſohn, Hippolytos, den ſie noch nicht geſehen und den ſie nicht als Theſeus Sohn erkannte, fand, verliebte ſie ſich heftig in den ſchönen Jüngling. Dieſer erwiederte ihre Leidenſchaft nicht, weshalb ſie den Geliebten, aus Rache, eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beſchuldigte. Dieſer ſprach über ſeinen Sohn den Fluch aus, und Poſeidon ließ denſelben durch einen baldigen gewaltſamen Tod des Hippolytos in Erfüllung gehen. Als Hippolytos Tod in Athen bekannt wurde, bekannte Phädra ihre Schuld und erhängte ſich. Nach Andern ward ſie vom Theſeus ermordet. Zwei der berühmteſten tragiſchen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra als die Hauptperſon verloren gegangner Tragödien. Daſſelbe hat Racine gethan, deſſen Phädra Schiller überſetzt hat. S.

Phädrus, ein lateiniſcher Fabeldichter, gebürtig aus Thrazien. Wahrſcheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sklav nach Rom gebracht. Hier kam er in die Dienſte des Kaiſers Auguſtus, der ihn freiließ. Von ſeinem Leben iſt nichts weiter bekannt, als daß er unter der Regierung des Tiberius durch die Ungerechtigkeit und Tyrannei Sejan's, ſehr litt, wahrſcheinlich in mäßigen Umſtänden lebte und in hohem Alter ſtarb. Er verfaßte fünf Bücher Fabeln, in jambiſchen Verſen, die ſich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, ſo wie durch Einfachheit und treffende lehrreiche Gedanken vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus Aeſop, miſchte jedoch auch eigne Geſchichten und Erzählungen ein. Das Werk des Phädrus wird im Alterthume nirgends erwähnt, und Seneca ſagt ſogar, die Römer beſäßen keine äſopiſchen Fabeln. Den Neuern blieben ſie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abſchrift in der Bibliothek von St. Remi zu Rheims, und ſchickte ſie ſeinem Bruder Peter, welcher ſie bekannt machte. Die ſchätzbarſten Ausgaben ſind von Burmann, Amſt. 1698, 8. (oder 1745) und Leiden 1727, 4; die vollſtändigſte von Schwabe, Braunſchw. 1806.

Christ erregte zuerst Zweifel gegen die Echtheit der phädrischen Fabeln. Mehrere neuere Philologen halten sie für untergeschoben, und aus späterer Zeit. Gewisser ist dies in Hinsicht der unter Phädrus Namen von Janelli und Cassito herausgegebnen, aber schon dem gelehrten Burmann aus Perotti's Handschrift durch Dorville bekannten 32 neuern Fabeln, welche seit 1812 mehrmals abgedruckt worden sind.

Phäeton, ein Sohn des Helios (Phöbus) und der Klymene, und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb seiner Mutter, und um einigen Zweiflern zu beweisen, daß Helios wirklich sein Vater sei, bat er diesen, ihm einen Wunsch zu gewähren. Unvorsichtigerweise gab Phöbus das Versprechen unbedingt, und schwor beim Styx, sein Wort auf keinen Fall zurück zu nehmen. Phaeton verlangte nun, auf einen Tag, an seines Vaters Stelle, den Sonnenwagen zu besteigen, und ließ sich, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, nicht davon abbringen. Kaum aber hatte er den Platz eingenommen und die Zügel ergriffen, als die Sonnenrosse, den schwachen Lenker verachtend, von der Bahn abschweiften und alles entzündeten. Die Aethiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geschwärzt, und als der Wagen auch zur Rechten über die Erde hinausfuhr, schmetterte Zeus den unbesonnenen Führer mit seinem Donner in den Eridanus. Dort fanden ihn seine Schwestern entseelt, und betrauerten ihn. Auch der Sonnengott selbst führte den Namen Phaeton (der Leuchtende). In der neuern Zeit gab man diesen Namen gewissen hohen, offnen leichten Wagen.

Phaläna, Nachtschmetterlinge, Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Phalanx, bei den Griechen ein Truppencorps, das mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck gestellt durch die Heftigkeit seines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausschlag gab. Es bestand anfangs aus 4000 Mann, wurde aber nachher verdoppelt und vervierfacht. Die Verdoppelung geschah zuerst durch Philipp von Macedonien, daher man den Doppelphalanx auch den macedonischen nennt. Gewöhnlich standen die Phalangiten 16 Mann hoch; die hintern Reihen, welche mit ihren Spießen den Feind nicht mehr erreichen konnten, legten dieselben auf die Schultern ihrer Vordermänner und bildeten dadurch eine Mauer gegen die fliegenden Geschosse der Gegner. Immer ist der Phalanx in der alten Kriegsgeschichte wegen seiner Unüberwindlichkeit berühmt gewesen.

Phalaris. Dieser durch seine Grausamkeit berüchtigte Fürst war aus Astypalea auf Kreta gebürtig, wurde von dort verbannt, kam nach Sicilien, wußte sich hier um das J. 571 vor Chr. der Herrschaft von Agrigent zu bemächtigen, und suchte durch Härte und Strenge die erworbne Gewalt zu behaupten. Das unerhörteste Beispiel seiner Grausamkeit war die Strafe des ehernen Stiers, welchen der Athenienser Perillus verfertigt hatte. In den hohlen Leib des Stiers wurde der zu Bestrafende eingeschlossen und durch untergelegtes Feuer langsam gebraten. Das Angstgeschrei des Unglücklichen ahmte durch einen künstlichen Mechanismus das Gebrüll des Stiers nach. Phalaris soll durch eine Art tyrannischer Gerechtigkeit den Erfinder dieses Stiers zuerst darin haben hinrichten lassen. Nach einer ungefähr sechzehnjährigen Regierung kam er in einem Volksaufstande um. Die unter dem Namen des Phalaris vorhandnen Briefe sind unecht, wie

Bentley gegen Boyle unleugbar bewiesen hat. Die neueste Ausgabe derselben ist von Valkenaer, Gröningen 1777, 4.

Phanerogamen, s. Pflanzen.

Phänomen (Erscheinung) nennen wir jedes Ereigniß, welches wir mittelst unsrer Sinne in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen, besonders eine Luft- und Lichterscheinung. Alle Phänomene sind ein Gegenstand der Naturlehre, welche sie zu erklären sucht. Dazu ist erfoderlich, daß sie sorgfältig beobachtet, von Täuschungen unterschieden und mit andern Erscheinungen verglichen werden. Erst dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Ursachen der Phänomene und durch diese auf die allgemeinen Gesetze führen, nach welchen die Natur wirkt. Wo dies nicht möglich ist, sucht man sich durch Vermuthungen zu helfen.

Phantasie, Phantastisch. Sonst pflegte man in der Seelenlehre die Ausdrücke Phantasie und Einbildungskraft fast gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man sie im gemeinen Leben noch täglich verwechselt. Mit den Fortschritten der Psychologie in der neuern Zeit hat man angefangen, die verschiednen Gestalten oder Beziehungen, in welchen die Einbildungskraft erscheint, genauer zu unterscheiden (s. d. Art. Einbildungskraft) und nennt die Einbildungskraft, insofern sie das Gegebne, Gegenwärtige oder Abwesende vorstellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne; insofern sie namentlich das Abwesende vorstellt, reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die productive (hervorbringende, schöpferische) Einbildungskraft aber nennen wir Phantasie. Das Schaffen in der Phantasie ist jedoch kein ursprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantasie einen in der Natur gar nicht vorhandnen Stoff vorstellen, oder in ihren Bildungen die sinnlichen Grundformen der Natur und der Grundverhältnisse des Lebens überspringen und verändern könnte. Es hängt daher die Phantasie auch von der Wirksamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer stellt sie das Sichtbare, Hörbare ꝛc., und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann mithin durch seine Phantasie nicht farbige Gestalten, der geborne Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Ja, bilden wir uns eine Phantasiewelt so schön und mannichfaltig aus, wie sie immer in der Wirklichkeit gefunden werden mag: so wird das Sinnliche an ihr sich doch auf Farben, Töne, das Geistige auf die innern Veränderungen unsrer Seele und unsre Verhältnisse zur Welt beziehen. Sehr richtig sagt daher Kant in seiner Anthropologie: „wir können uns für ein vernünftiges Wesen keine andre Gestalt als schicklich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder Gott darstellen will, jederzeit einen Menschen. Jede andre Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich seiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht vereinigen lassen (als Flügel, Krallen, Hufe ꝛc.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Eben so bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unserer Pflanzen- und Thierwelt stehen, wenn wir die selbst geschaffne Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen.“ Die Stoffe und Grundformen der körperlichen und geistigen Natur werden mithin der Phantasie von der Natur gegeben; von ihr wird die Phantasie in ihrem Wirken angeregt. Aber nur die nachbildende Einbildungskraft hält sich näher an die Erfahrung; die Phantasie erhebt sich über die Erfahrung. Sie äußert sich nämlich: 1) als Combinationsvermögen, indem sie gegebne Formen, mehr oder weniger

willkürlich, oder originell, zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenstand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt sie, wo man dem Gedanken mehr leidend überlassen ist, und die Vorstellungen sich nach dem Naturgesetz der Vergesellschaftung gleichsam von selbst zusammenfinden, besonders wenn die erregte Nerventhätigkeit auch ohne Anregung der Sinnesorgane Bewegungen in der Seele hervorbringt. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft sich oft auch reproductiv äußert), und der durch geistige Getränke bewirkte Rausch, das sogenannte Phantasiren der Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantasie sich so unumschränkt überläßt, daß er nur seinen Einbildungen nachhängt, und sie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, sind solche Zustände (s. Phantasmen). In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbstbewußtsein aufgehoben, wie bei den Geisteskrankheiten höherer Grade, oder im starken Rausche, bei welchem eine unumschränkte Herrschaft der Einbildungskraft und Verwechselung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintrit. Mit Willkür und Bewußtsein äußert sich die Phantasie, wenn sie entweder zu einem bestimmten Zwecke Vorstellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung solcher Gegenstände, welche den sogenannten nützlichen Künsten angehören, z. B. gewisser Maschinen), oder ohne einen solchen Zweck zu haben, sich gleichsam den Eingebungen eines höhern Geistes überläßt, und nach diesen ein anschauliches Ganze bildet. Dort wird sie noch durch den Verstand (das Vermögen der Zwecke) beherrscht; hier wirkt sie herrschend in dem Chore der Geisteskräfte, und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poesie das Dichtungsvermögen genannt. Sie ist aber auch 2) das Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes und der Zeit, der Gestalt, Dauer, des Grades, der Zahl ꝛc.), welche Vorstellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher sie auch reine Anschauungen heißen, und die Einbildungskraft, insofern sie Quelle derselben ist, transcendental genannt wird. Ohne diese Anschauungen wären die Combinationen der Phantasie unmöglich, daher sie im vorzüglichen Sinne productiv ist. Wir bleiben jedoch bei der Phantasie, die diesen Namen vorzugsweise führt, noch einen Augenblick stehen, um ihr Wirken genauer kennen zu lernen. Die Phantasie schließt sich noch an die gegebnen Gegenstände näher an, wenn sie dieselben in der Vorstellung vergrößert, verkleinert oder wiederholt vorstellt. Hieraus erklärt sich wol der Hang vieler Menschen von großer Einbildungskraft zu übertriebnen Lügen, welche oft unwillkürlich sind; eben so, wie die Phantasie durch Neigungen und Abneigungen (z. B. Neid) angeregt, auch absichtlich oder unabsichtlich gewisse Gegenstände verkleinert. Mehr entfernt sich die Phantasie von den Sinnesanschauungen, wenn sie die Gegenstände selbst, oder ihre Theile in andrer Ordnung zusammenstellt, oder wenn sie Theile verschiedner Gegenstände in ein Bild faßt, und ihre Eigenschaften und Verhältnisse vertauscht. Dieses Wirken wird a) bloß durch die Gesetze der Gedankenassociation bestimmt (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, so wie deren Beziehungen auf das individuelle Subject), und so wirkt die Phantasie meistens im Traume des Schlafenden, wie des Wachenden. Die Seele spielt mit den durch die Sinnenwelt veranlaßten Anschauungen, unbekümmert um deren Gegenstände — daher nennt man eben das Wirken der Phantasie ein Spiel mit Bildern; — aber je lebhafter die Phantasie ihre Bilder entwirft und je mehr das

Bewußtſeyn der wirklichen Welt und ſeiner ſelbſt mangelt, wie im eigentlichen Traume und bei dem in ſeine Gedanken ganz vertieften Menſchen, deſto leichter vertreten ſie die Stelle der wirklichen Gegenſtände, und man glaubt, das Eingebildete auch äußerlich zu ſchauen. Im Traume iſt jeder dieſer Täuſchung unterworfen, weil dieſer Zuſtand die Vergleichung der angeſchauten Bilder mit den Gegenſtänden nicht zuläßt; wer aber ohne Rauſch im Wachen alſo träumt, daß er die Bilder ſeiner Seele für wirkliche Dinge hält und dieſe nach ſeinen Einbildungen behandelt, zeigt dadurch eine den Verſtand überwiegende Phantaſie, und wird darum Phantaſt genannt. Der wahre Dichter iſt dies nicht, denn er behält bei allem Glauben an die poetiſche Wirklichkeit ſeiner Phantaſieerzeugniſſe immer das Bewußtſein ihrer Verſchiedenheit von den wirklichen Gegenſtänden. Indeſſen ſetzt dieſes ſchon einen hohen Grad überwiegender Phantaſie voraus, und man pflegt im täglichen Leben gewöhnlich ſchon den einen Phantaſten zu nennen, der ſeine Einbildungen in die wirklichen Gegenſtände hineinträgt, daß heißt, ſie im Geiſte vergrößert, ausſchmückt, in beliebige Verhältniſſe ſtellt, und nach dieſen eingebildeten Vorſtellungen handelt. So iſt mancher Menſch, oft nur in Beziehung einiger ihn auf irgend eine Weiſe anziehender Gegenſtände, Phantaſt (oder phantaſtiſch), und der Dichter hat in ſeinem äußern Leben größtentheils eine Neigung dazu, es zu ſein. Eins jedoch unterſcheidet hauptſächlich den Dichter, als ſolchen, von den Träumenden, Phantaſten und Geiſtesverrückten: nämlich die ideale Bedeutſamkeit, Klarheit, Einheit und Originalität ſeiner Bildungen, welche b) nicht aus dem bloßen Geſetze der Gedankenaſſociation zu erklären iſt. Der in reicher Anſchauung gebildete Geiſt iſt es, welcher, ergriffen von der Idee, die er in ſich gefunden, dieſe ſelbſtthätig zum Principe oder Mittelpunkte ſeiner Bildungen macht, welchem ſich das Einzelne leicht und organiſch anſchließt. Wie kommt es aber, daß man einige Kunſtwerke, vorzüglich Dichtungen, dennoch phantaſtiſch nennt? Im Allgemeinen heißt phantaſtiſch überhaupt, was der Phantaſie angehört, eine vorherrſchende Phantaſie beurkundet, einer Phantaſiewelt angemeſſner iſt, als der Wirklichkeit, z. B. eine phantaſtiſche Kleidung, welche in die gewöhnliche Welt nicht paſſen will. Aber iſt dies der Sinn, wenn man von phantaſtiſchen Dichtungen, Erzählungen ꝛc. redet? Spielt nicht jede Poeſie im Reiche der Phantaſie, und iſt vermittelſt ihrer hervorgebracht? Allerdings. Allein die Phantaſie ſticht in Stoff und Behandlung mehr oder weniger hervor; daher hört man ſo oft von einem phantaſtiſchen Stoffe, oder einer phantaſtiſchen Behandlung reden, und nennt ein ſolches Erzeugniß ſelbſt vorzugsweiſe phantaſtiſch. Das Antike z. B. iſt weniger phantaſtiſch als das Romantiſche; ja zum Begriffe des Romantiſchen gehört das Merkmal des Phantaſtiſchen weſentlich; Dante's, Arioſto's und Taſſo's Gedichte ſind es im hohen Grade. Ferner die Poeſien einer Nation (z. B. der ſpaniſchen) ſind es mehr als die einer andern (z. B. der engliſchen) weil in einigen Nationen die Phantaſie glühender und daher vorherrſchend iſt. Gewiſſe Dichtungsarten und Kunſtwerke ſind ihrem Weſen nach phantaſtiſch, z. B. das Mährchen, die Arabeske. Ja es gibt Dichtungen und Tonſtücke, welche man wegen des freien ungebundnen Ganges, den in ihnen die Phantaſie nimt, ſelbſt Phantaſien nennt (z. B. Jean Paul's Phantaſie in der Neujahrsnacht); denn das umfaſſende Reich der Kunſt geſtattet jeder Kraft, die von dem poetiſchen Geiſte ausgeht, ihre freie Aeußerung und ihr Gebiet,

Digitized by Google

auch die Laune des Genius darf ſich in ihr, aber nur als Laune des Genius, zeigen, welche ſelbſt in dem freieſten und kühnſten Schwunge das Geſetz der Schwere und der Form ungezwungen und aus eignem Triebe beobachtet. Ein ſolches Werk hat daher vorzüglich die Eigenſchaft, daß es tief in die Individualität des Künſtlers blicken läßt, und ein ſinnreicher Kritiker ſagt von der muſikaliſchen Phantaſie: „wenn die Phantaſie der eigentliche Culminationspunkt des aus ſich ſchaffenden Genius iſt, der hier ſein eignes Seelengemälde zeichnet, und die Form der Kunſt zum bloßen Reflexionsſpiegel ſeines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortritt: ſo muß dem Kunſtfreunde ein ſolches Werk um ſo ſchätzbarer ſein, je reiner ſich in ihm der Genius des Schöpfers ſelbſt, und ohne fremde Beihülfe, ohne Zwang irgend einer aufgegebnen Form darſtellen kann. Die Phantaſie iſt der Monolog des Künſtlers, indem er das Eigne, Selbſtempfundne rein ausſpricht, während er ſich zu den gegebnen Formen, zum Oratorium, zur Oper ꝛc. nur dialogiſirend verhalten, das heißt, nur das geben kann, wozu ihm die gegebnen Formen veranlaſſen. Wenn er begrenzt durch aufgeſtellte Kunſtformen, nur immer nach dieſen zu ſprechen, ſich auf dieſe Art mit Fremdem zu vermiſchen, und Fremdes in ſeine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird: ſo ſind im Gegentheil in der freien Phantaſie alle Feſſeln zerbrochen, und der Genius des Künſtlers iſt in ſein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingeſetzt, als Schöpfer, als Herrſcher im Reiche der Klänge. Benutzte jeder Künſtler dieſen Wink, oder richtiger, gewöhnte ſich der Genius der meiſten Künſtler minder an die Formen, und verſtände ſich auf ſeine eigne Geiſtesemancipation im Reiche der Freiheit: ſo würde jede Phantaſie, vorausgeſetzt, der Künſtler ſei wirklich der Selbſtſchaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbſtſchilderung, und der hellſte Blick in ſein ſchaffendes Innere ſein, aus dem man ſein Walten und Wirken beſchauen, ſich gleichſam in ſeine Gedankenwerkſtätte ſchleichen könnte. So wirkt nun die Phantaſie mit ihrer zauberiſchen Macht eben ſowol in dem regelloſen Traume, als in den kunſtreichen Labyrinthen des Genius, ſie ſchmückt und verſchönert das Leben des Geiſtesgeſunden durch Kunſt und hohe Ideale, ſo wie ſie es zu einer Quelle mannichfachen Elends für den Geiſteskranken macht, indem ſie überſpannte Wünſche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Sie erhebt in den Himmel, ſie erniedrigt in den Abgrund des Laſters, wo ſie der niedern Sinnlichkeit dient; ſie iſt die Brücke von der Erde zum Himmel, der farbige Regenbogen, auf welchem die Götter in das Leben der Menſchen ſchreiten, und ſchön ſingt Arndt (in ſeinen Gedichten S. 86) von ihr:

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen;
Bin die Gemeinſchaft
Des hohen Olympus
Und des grünen Gefilds ꝛc.

Es iſt zu bewundern, daß wir die Phantaſie nicht in der Reihe mythiſcher Geſtalten der Griechen und Römer antreffen; denn der Phantaſus iſt nach Ovids Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur derjenige, welcher lebloſe Dinge zeigt

oder darstellt. Wie weit diese Vorstellung von der aufgestellten Idee der Phantasie entfernt sei, wird Jeder leicht einsehen. T.

Phantasmagorie, die Kunst Scheinbilder, z. B. menschliche Gestalten, durch täuschende Mittel, z. B. Hohlspiegel, erscheinen zu lassen.

Phantasmen, Erscheinungen (aus dem Griechischen von phaino, ich erscheine), sind Bilder, welche der Seele ohne einen äußern Gegenstand, bloß durch die Einbildung, so lebhaft vorgestellt werden, daß sie dieselben außer sich zu sehen glaubt. Die Seele erhält die Vorstellung von der Außenwelt mittelst der äußern Sinne, als demjenigen Theile des Nervensystems, welcher der Außenwelt zugekehrt ist, um die Eindrücke der äußern Gegenstände aufzunehmen. Die Seele kann aber auch Vorstellungen erhalten, die zunächst von keinem äußern Gegenstande herrühren, indem sie entweder eigenmächtig schon gehabte Vorstellungen wieder zurückruft, und sie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nerventhätigkeit im Gehirne Thätigkeiten und Bewegungen entstehen, welche gewisse Vorstellungen und Bilder in der Seele erregen. Dies ist die Einbildungskraft der Seele, das Vermögen der innern Bildung, von Vorstellungen, daher Einbildung. So wie nämlich die Anschauungen von den äußern Sinnen abhängig sind, so ist die Einbildung an gewisse Gesetze der innern Thätigkeit des Gehirns gebunden, und je nachdem diese (willkürlich von der Seele, oder unwillkürlich durch Erregung der Nerventhätigkeit) aufgeregt werden, entstehen innere Bilder ohne äußern Gegenstand. Hiervon rührt auch die Reihefolge der Bilder her, indem nach gewissen Gesetzen eine Hirnthätigkeit die andre, und demnach ein Bild immer ein verwandtes hervorruft, welches die Gesetze der Ideenverbindung bestimmen. Bei gesundem Zustande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geistes erlangen nun zwar die Bilder der Phantasie nie den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele sie mit wirklichen Anschauungen verwechseln könnte; allein durch krankhaften Zustand des Körpers, oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geistes können auch im wachenden Zustande Bilder der Phantasie so lebhaft werden, daß sie die Stärke der Anschauungen erlangen, und einen wirklichen Gegenstand vorzustellen scheinen; so daß die durch das Bewußtsein schwer, oder, wenn dieses gestört ist, gar nicht von jenen unterschieden werden. Dieses sind alsdann die Phantasmen oder Erscheinungen. Sie sind theils willkürlich erregt, theils erfolgen sie unwillkürlich. Die Seele kann durch ungeregelte Thätigkeit, durch Hinwendung aller Kraft auf die Einbildung, diese so sehr erhöhen, daß sie einen Gegenstand wirklich außer sich zu sehen glaubt, der doch nicht da ist. Auch Leidenschaften, Affekten, angestrengte Thätigkeit der Seele, können sie in einen solchen angestrengten Zustand versetzen. So hat man Beispiele, daß nach einem sehr unruhvollen Tage ein überspannter Mensch Abends nach dem Schlafengehn das Gesicht eines Menschen auf seinem Kopfkissen neben sich liegen sah, das zuweilen Aehnlichkeit mit einem Bekannten, zuweilen auch nicht hatte, das er mit vollem Bewußtsein und deutlich sah, und welches nur allmälig immer blässer ward und endlich verschwand. Man hat die glaubwürdige Erzählung von einem alten Anatomen, welcher, nachdem er sich den ganzen Tag mit anhaltender Anstrengung bis in die Nacht mit dem Seciren eines todten Körpers beschäftigt hatte, eine wirkliche Gestalt auf seinem Stuhle sitzen sah. Personen, welche an einen abwesenden Freund und Geliebten mit großer Sehnsucht und Anstren-

gung ihrer Phantasie dachten, sahen diesen plötzlich in wirklicher Gestalt vor sich. Haller erzählt in seiner Physiologie, daß Cardanus im wachenden Zustande Alles gesehen habe, was er zu sehen wünschte, doch wären die Bilder vor seinen Augen auf- und niedergestiegen. Jemand, der unter den Ruinen eines alten Klosters herumging, und mit großem Eifer einmal eine Nonne zu sehen wünschte, sah auf einmal eine in vollem Ornate vor sich stehen (Reil über die Fieber). Durch öftere Gewohnheit entsteht bei manchen Personen eine Fertigkeit, solche Phantasmen willkürlich hervorzurufen; auch geräth die Phantasie zuweilen in eine krankhaft erhöhte Stimmung, daß sie öfters, auch ohne willkürlich erregt zu sein, erscheinen; so daß solche Personen geneigt werden, sie für wirklich bestehend, für Erscheinungen Abwesender, Gestorbner, für Geister oder für wirkliche, schon geschehne oder noch zukünftige Begebenheiten, wenigstens für Anzeigen derselben zu halten. So hielt Tasso, in den letzten Jahren seines Lebens, eine Gestalt, die ihm öfters erschienen, für einen Geist. Einer seiner Freunde, der Ritter Manso, suchte ihn zu überreden, daß diese Erscheinung eine Täuschung seiner Phantasie sei; allein Tasso bat ihn, einer solcher Zusammenkunft beizuwohnen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Manso kam, und mitten in der Unterredung heftete Tasso auf einmal seinen Blick auf ein Fenster, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geist bei seinem Namen. Hier ist der freundschaftliche Geist, sagte er zu Manso, der sich mit mir unterhalten will; gib Acht, und überzeuge dich, daß Alles Wahrheit sei, was ich gesagt habe. Manso sah und hörte nichts, Tasso aber sprach mit großem Ernste zu dem Geiste, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geist Abschied und endigte dadurch die Unterredung (Reil's Fieberlehre, 4r Band). Es können aber auch bloß von körperlichen Ursachen, ohne Ueberspannung des Gemüths und der Phantasie, solche Phantasmen entstehen, wobei der Mensch seine völlige Besonnenheit und das Bewußtsein hat, daß die Bilder nicht wirklich sind. So erzählt Bonnet (analytische Versuche über die Seelenkräfte, Bremen 1770) von seinem Großvater, einem Manne von übrigens vollkommner Gesundheit, Aufrichtigkeit und guter Beurtheilungskraft, daß er mitten im Wachen, ohne den geringsten äußern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Manns- und Frauenspersonen, von Vögeln, Wagen, Gebäuden u. a. m. vor sich gesehen habe. Er habe diese Figuren sehr deutlich verschiedne Bewegungen machen, sich nähern, entfernen, größer und kleiner werden, verschwinden und wieder erscheinen sehen. Er habe auch recht gut gewußt, daß diese Gestalten keine äußere Gegenstände seien. Aehnliche Beobachtungen machte Nicolai an sich selbst. Er war schon etwas kränklich, durch mancherlei unangenehme Begegnisse mißmuthig gestimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Ansetzen von Blutigeln übergangen. Als ihn im Febr. 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung versetzt hatten, stand plötzlich die Gestalt eines Verstorbnen vor ihm. Noch denselben Tag erschienen verschiedne andre wandelnde Gestalten. In den folgenden Tagen sah er die Gestalt des Verstorbnen nicht mehr; hingegen kamen viele andre größtentheils unbekannte Personen zum Vorschein. Die bekannten waren meistens lebende, aber entfernt wohnende Personen. Diese Erscheinungen kamen ohne seinen Willen, und er war durch die größte Anstrengung nicht im Stande, das Bild dieser oder jener Person mit Willkür hervorzubringen. Sie erschienen bei Tage

und bei Nacht, in fremden Häusern weniger, auf der offnen Straße selten. Zuweilen verschwanden sie durch das Verschließen der Augen, und waren in der nämlichen Gestalt da, wenn er die Augen wieder öffnete. Meistens waren es menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts, die zuweilen Geschäfte mit einander zu haben schienen, meistens aber ohne Verkehr durch einander gingen. Sie erschienen in Lebensgröße, mit verschiednen Färbungen der unbedeckten Theile, in Kleidern von allerlei Farben, die jedoch blässer als an wirklichen Personen waren. Mit der Zeit kamen die Erscheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen sie auch an zu reden, theils unter sich, theils redeten sie den Kranken an. Am 20. April wurden ihm Blutigel angelegt. Das Zimmer wimmelte von menschlichen Gestalten aller Art, die sich unter einander drängten. Dies dauerte ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Gestalten anfingen, sich langsamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmälig blässer zu werden, ohne daß die bestimmte Figur der Gestalten wäre verändert worden. Späterhin waren sie alle ganz weiß und bewegten sich wenig; allmälig wurden auch die Umrisse der Gestalten unbestimmter, und sie zerflossen endlich gleichsam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang noch einzelne Stücke zu sehen, die nach und nach auch vergingen. Eine Täuschung des Gehörsinns begegnete auch Mendelssohn, da er im J. 1772 durch anhaltende Geistesanstrengungen in eine Nervenkrankheit verfiel, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dies am Tage doch vorgekommen, so fiel er am Abend in einen unvollkommnen kataleptischen Zustand, indem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen mit einem hohen Accent ausgesprochnen oder sonst laut geredeten Worte und Sylben, die er am Tage gehört hatte, so heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gellten. Bei Kranken, deren Bewußtsein gestört oder ganz unterdrückt ist, in Fiebern, oder in manchen Arten des Wahnsinns, kommen ebenfalls Phantasmen vor, welche alsdann Delirien, Fieberphantasien heißen, und wegen ihrer Lebhaftigkeit von den Kranken für wirklich gehalten werden. Vergl. d. Art. Irresein. H.

Phantastisch, s. Phantasie.

Phantasus, ein Sohn des Schlafs, der in Träumen nur leblose Dinge darstellte. S. Morpheus.

Phaon, s. Sappho.

Pharisäer nannten sich die Glieder einer Sekte oder theologischen Schule unter den Juden, die zur Zeit der Makkabäer entstanden zu sein scheint, und neben den Gesetzbüchern Mosis noch eine Menge für mündliche Sagen von Moses her ausgegebner Lehren und Satzungen mit den Glossen spätrer Ausleger (nach dem Exil) als Erkenntnißquelle der jüdischen Religion betrachteten, und mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das mosaische Gesetz selbst beobachten zu müssen glaubten. Von den Sadducäern unterschieden sie sich durch den Eifer für diese Sagen und durch den Glauben an die Auferstehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeist ihrer Religionsansicht und ihr Ehrgeiz machte sie zu Heuchlern, die bei einer schlaffen Moral das höchste Wesen durch äußere Werkheiligkeit und mönchische Büßungen zu gewinnen meinten, und sich durch das Ansehn vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das sie sich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunst des Volks zu befestigen wußten. Sie zählten die bedeutendsten Gesetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Personen aus allen Ständen, ja selbst Wei-

ber, zu ihrer einem Ordensverbande ähnlichen Verbindung Zutrit erhielten: so gewannen sie einen politischen Einfluß, der unter den Makkabäern und Hasmonäern mehrere Male über das Schicksal des jüdischen Staats entschied, und den Ueberrest von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jesu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der pharisäische Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud geheiligt. Der Ausdruck Pharisäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Testamente auftretenden Pharisäer erinnert. E.

Pharmaceutik, s. Apothekerkunst.

Pharmacie ist die Kenntniß der Arzneimittel, ihrer Bereitung und Mischung. Pharmakologie, Lehre von den Arzneimitteln und ihrer Zubereitung. Bei den Griechen hieß pharmakon sowol Arznei, als Gift; ein Beweis, daß sie jedes Arzneimittel, zu stark oder falsch angewendet, für eben so schädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meistens aus derjenigen Klasse waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden. In der That waren die Mittel, welche sie eigentlich unter die Arzneimittel rechneten, meistens heftig wirkende, vor denen sie selbst eine gewisse Scheu hatten. So lange als möglich suchten sie mit diätetischen Vorschriften und Mitteln auszulangen; nur chronischen und hartnäckigen Krankheiten setzten sie jene pharmaca entgegen. (Vergl. d. Art. Apothekerkunst). Die Pharmacie ist eigentlich nur ein Theil der Apothekerkunst, und beschäftigt sich bloß mit der Kenntniß der einfachen Naturerzeugnisse, insofern sie durch besondre Bearbeitung zu Arzneimitteln geschickt gemacht werden sollen, und mit der Chemie nur insofern, als verschiedne chemische Operationen zu dieser Bearbeitung nöthig sind. Pharmakopöe (welches eigentlich die Bereitung der Arzneien, Arzneibereitungskunst bedeutet) nennt man vorzüglich eine Vorschrift zur Zubereitung und Verfertigung der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern verschiedne gehabt, je nachdem der Stand der Bildung und Aufklärung in der Arzneikunst und denjenigen Wissenschaften war, aus denen die Pharmacie zusammengesetzt ist. Noch jetzt hat jedes einzelne Land, und in Deutschland beinahe jeder einzelne Theil desselben eine andre Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern ist nicht einmal eine Pharmakopöe gesetzlich bestimmt, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müssen. Hieraus entstehen bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieser, ein Andrer nach einer andern Vorschrift. Der Eine hat eine alte, der Andre eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zusammengesetzte oder künstlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig gehalten werden, die nach verschiednen Pharmakopöen auch verschieden bearbeitet werden: so können die Aerzte niemals wissen, von welchem Gehalte und welcher Stärke die Mittel sind, die sie verordnen. H.

Pharsalus, s. d. Art. Cäsar und Pompejus. — Pharsalia, s. Lucanus.

Pharus, Pharos (Leuchtthurm), ist ein an den Seeküsten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, auf dessen oberm und offnem Theile des Nachts ein Feuer unterhalten wird, oder eine große Laterne aufgehängt ist, worin ein starkes Licht von Fackeln oder dergleichen angezündet wird, damit die Schiffe in der Ferne ihren Lauf darnach richten können. (Vergl. die Art. Baake und Fanal). Der Name rührt von der Insel Pharos vor Alexandrien her, welche den

Digitized by Google

Hafen dieser Stadt deckte. Auf dem östlichen Vorgebirge dieser Insel ließ Ptolemäus Philadelphus (ungefähr 300 vor Chr.) durch den Knidier Sostratus einen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufbauen, welcher aus acht gewölbten Stockwerken bestand, und nahe an 600 Fuß hoch war. Auf dem Gipfel desselben wurde des Nachts ein Feuer unterhalten, dessen Schein man 300 Stadien weit wahrnehmen konnte. Auch war er selbst am Tage wegen der blendenden Weiße des Marmors weit sichtbar, und wurde wegen seiner großen Pracht zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt.

Phasen heißen die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiednen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, so daß sie uns bald rund, bald oval, bald sichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erscheinen. Ueber die Mondphasen sehe man den eignen Artikel.

Phelloplastik (von dem griechischen φελλος, Kork), heißt die von einem römischen Künstler, in den Jahren von 1780—1790 erfundne Kunst, aus geschnittnem Kork die Werke der Architektur in verkleinerten Nachbildungen darzustellen. Die Arbeiten desselben kamen auch nach Deutschland (Gotha, Cassel, Leipzig, Darmstadt ꝛc.) und gaben Herrn Mey (s. d. Art.) Veranlassung, sich gleichfalls in dieser ungemein anmuthigen Kunst zu versuchen, der dieselbe zu noch höherer Vollkommenheit gebracht, und auch auf Werke der gothischen Baukunst ausgedehnt hat. Die Korkmodelle haben vor den Nachbildungen in Holz, Thon, Stein oder Pappe den Vortheil der größern Wohlfeilheit, weil ihre Bearbeitung mit geringern Schwierigkeiten verbunden ist, und weil das Korkholz von Natur die Farbe der von der Zeit gebräunten Baudenkmäler hat, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, welche Farbe den andern Modellmaterialien erst durch Kunst gegeben werden muß.

Phidias aus Athen, der große Meister in der Plastik, der in Griechenlands glücklicher Zeit die hohen Ideale einer Pallas-Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Phidias bildete, nach Böttiger, drei Pallasstatuen, welche sich alle zu Pausanias Zeit noch auf der Burg von Athen befanden. Die eine kolossale Bildsäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathonischen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeschützerin), und sie war als schirmende Vorstreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys, nach Parrhasius Zeichnungen, den Centaurenstreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue stand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieser Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn sie um das Vorgebirge Sunium herumschifften, noch ihren Helmbusch und die Spitze ihrer Lanze schauten. Die zweite berühmteste bildete er aus Elfenbein und Gold, sie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, und maß mit der Basis ungefähr 39 pariser Fuß. Er nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu, und legte der Statue ein aus Gold getriebnes oder gegossnes Gewand so kunstreich an, daß es auch an- und ausgezogen, ganz abgenommen, und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor eingesetzt, und nach der damals noch herrschenden alten Sitte wahrscheinlich bemalt. Sie trug den Schuppenpanzer (die Aegis) umgürtet, den Speer in die Höhe, den Schild herabhaltend. Auf ihrer rechten Hand stand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfen-

Digitized by Google

bein mit goldnem Gewande 4 Cubitos hoch. Die einzelnen Theile der Statue, so wie die Basis, waren noch durch Reliefs künstlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte Phidias sich selbst und den Perikles auf dem Schilde angebracht). Die ausführliche Beschreibung, aus welcher wir hier das Nöthigste entlehnt haben, lese man in Böttiger's Andeutungen über die Archäologie, S. 86. u. ff. Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweise die schöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft, und auf die Burg von Athen geschenkt. Der olympische Jupiter des Phidias stellte die ruhige Majestät des Himmelskönigs höchst vollendet dar, und wurde daher sonst zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier sitzend, auf einem Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in kolossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebnem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei des Künstlers Bruder, Panänus, ihm geholfen haben soll. Auf der rechten, vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit sie den Oelkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthete vielfarbige Zepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechischen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore, II.), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt worden sei, und nach ihm Wieland (über die Ideale). Höchst ergreifend war der Anblick des Gottes, und noch mehr wurde der Ausdruck dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden. (Vergl. Völkels, Siebenkees und Tölke's Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia). Neuere haben dem Künstler wegen der vielen Verzierungen seiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersstatue. Glücklich und einsichtsvoll scheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er sagt: Phidias ging bei allen seinen kolossalen Schöpfungen von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabne Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigern Beschauung in fortschreitender Annäherung (denn jedes Relief hatte verschiedne Maßstäbe und Augenpunkte) durch die kunstreichste Ausführung anziehen, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse. So war der Künstler bis in's Kleinste groß, ja er setzte wetteifernd mit der Natur seinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchster Vollkommenheit zu bilden, und jede seiner Statuen war eine Welt von Kunst. Daher setzt auch Böttiger des Phidias eigenthümlichsten Charakter darein, mit der zartesten Ausführung im Einzelnen die größte Erhabenheit des Kolossalen zu paaren, und auf verschiedne Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in

Bereitschaft zu haben, — wie dieß vorzüglich beim olympischen Jupiter mit den mannichfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei (welche letztre ebenfalls Panänus besorgt hatte) der Fall war. — Auch der Statue der Nemesis zu Rhamnus, welche man fälschlich Phidias Lieblinge, Argorakritus, zuschrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte sie aus einem parischen Marmorblocke, welchen die Perser zum Denkmal ihrer Siege bestimmt hatten. Von Phidias an rechnet man gewöhnlich den hohen oder erhabnen Styl, und die neuern Alterthumskenner behaupten, nach ihm habe die griechische Kunst wieder zu sinken angefangen. (S. d. Art. Bildner der Alten). Phidias war aber nicht allein Bildhauer, sondern auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichsten und kunstreichsten Stadt in Griechenland; während seiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köstlichere Tempel, Säulengänge und Kunstwerke, als Rom in sieben Jahrhunderten, obgleich Weltherrscherin, sich verschaffen konnte. Alles regte sich wetteifernd die Stadt der Pallas zu verschönern. Die ausgesuchtesten Stoffe und zu diesen die fertigsten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufsicht und Anordnung bei diesen Werken erhielt Phidias, und die Bildwerke, welche dieselben (z. B. das Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm selbst, theils im Geiste und nach den Ideen des großen Meisters gearbeitet. So sehr Phidias von den kunstsinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde (er blühte um die 84ste Olympiade, ungefähr 444 J. vor Chr. Geb.), so sehr mußte er die Launen seiner Mitbürger erfahren, als seines Gönners Ansehn sank. Er starb im Kerker; über die nähere Ursache dieses Todes herrscht Dunkel.

Philadelphia, die Hauptstadt in Pensylvanien, die größte in den vereinigten Staaten, bis 1801 der Sitz des Congresses, liegt in der niedrigen Gabel des Delaware und Schuylkill, ungefähr 30 Meilen vom atlantischen Ozean. Man hält deßhalb und wegen der oft plötzlichen Abwechselung strenger Kälte und Hitze die Luft um Philadelphia für ungesund, und das gelbe Fieber brach hier schon mehrmals aus, jedoch nur in diesen niedrig belegnen Gassen. Die Stadt ist gerade und breit gebaut, und liegt in einer angenehmen und sehr angebauten Gegend, hat 15,000 Häuser und über 120,000 Einw., worunter 20,000 Deutsche und eben so viel Franzosen. Der berühmte Wilhelm Penn, ein Quäker, ging 1683 aus England in diesen Welttheil, kaufte auf eine rechtmäßige Art von den Wilden ein großes Stück Land, und legte darauf den Grund zu dieser Stadt. Die Marktplätze und Hauptstraßen darin sind sehr geräumig und breit; die breiteste darunter mißt 113 Fuß. Der größte Theil der Stadt ist gut gepflastert, und hat bequeme Seitengänge. Die Rhede ist vortrefflich, und daher der Handel sehr wichtig. Jährlich laufen über 1800 Schiffe aus und ein, und die Ausfuhr beträgt an Werth über 18 Millionen Dollars. Nur Neu-York und Boston übertreffen in der Tonnenzahl der ein- und auslaufenden Schiffe Philadelphia; und Baltimore kommt ihm am nächsten. Außer mehrern wichtigen Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerften, in denen man dauerhafte Schiffe bauet, besitzt Philadelphia auch viele Schulen, wovon die medizinische 1780 zu einer Universität erhoben wurde; dann mehrere wohlthätige Gesellschaften, eine öffentliche Bibliothek von 100,000 Bänden, über 150 Buchdruckerpressen, einen bedeutenden Buchhandel, vier Wechselbänke, die 1791 errichtete Staatsbank, die pensylvanische Bank, 11 Assecuranz-Compagnien, ein Han-

Digitized by Google

delscollegium, die Münze des Freistaats und andre Anstalten mehr. Auch hat sich daselbst eine deutsche Gesellschaft gebildet. Philadelphia ist der Hauptsitz der Quäker, welche hier besondre Vorrechte erhalten und mehrere Anstalten der Menschenliebe gegründet haben, z. B. ein Hospital, ein Arbeitshaus, das mehr als 6000 Arme ernährt und beschäftigt. Auch sind die von ihnen eingerichteten Gefängnisse musterhaft. Merkwürdig sind noch außer der Menge öffentlicher Gebäude, 59 Kirchen und Bethäuser von vielerlei Religionssekten, unter welchen jedoch die Presbyterianer und Englisch-Bischöflichen, nach ihnen aber die Methodisten und Katholiken die Mehrzahl ausmachen; einige darunter haben auch gute Orgeln und elegante Glockenthürme. Außer den Schweden und mährischen Brüdern, haben die Juden auch eine Synagoge. Nicht zu übergehen sind noch folgende gelehrte und wohlthätige Anstalten, die hier sehr zahlreich sind, und von den Einwohnern sehr in Ehren gehalten werden. Die allgemeine philadelphische Bibliothek wurde 1742 von dem berühmten Doktor Franklin angelegt, deren Bänderzahl jetzt bis auf 22,000 herangewachsen ist. Das Gebäude davor, auf dessen Fronte die Statue des Dr. Franklin von weißem Marmor steht, ist eins der geschmackvollsten der Stadt; außerdem enthält es noch ein Museum und einen philosophischen Apparat, dessen Gesellschaft ebenfalls eine Bibliothek von 4000 Bänden besitzt. Die Societät zur Beförderung des Ackerbaues wurde 1785 gestiftet, hat ein schönes Mineralienkabinet und eine beträchtliche Sammlung von Ackerbaugeräthen. Das Athenaeum wurde 1815 gegründet, hat eine Bibliothek von 2000 Bänden, ein Mineralien- und Metallkabinet, und auf ihren Tischen findet man immer alle Zeitungen der Freistaaten, wie auch eine zahlreiche Sammlung von europäischen und amerikanischen Magazinen. Die naturhistorische Akademie besteht seit 1812, hat eine Bibliothek von 2000 Bänden und eine schöne Sammlung über Naturgeschichte. Das älteste Seminarium rührt noch von Penn her, mit der Benennung „der Freunde öffentliche Schulen" wozu ihrer viele gehören, die von den Interessen beträchtlicher Kapitalien, die dieser Societät gehören, unterhalten werden. Die Sternwarte ist dieser Anstalt einverleibt, und besitzt ebenfalls einen großen Apparat. Das öffentliche Krankenhaus, welches aus vielen Gebäuden besteht, ist eins der wohlthätigsten Einrichtungen dieser Art. Die Zahl der darin sich befindlichen Kranken dreht sich gewöhnlich um 200, worunter 80—90 Mondsüchtige; dazu gehört noch ein schätzbares anatomisches Museum und eine Bibliothek von 4500 Bänden. Für das berühmte Gemälde von West, wo Christus die Kranken heilt, ist seit 1817 ein eignes schönes Haus erbaut worden. Endlich ist noch zu bemerken die schon erwähnte Universität, deren Einrichtung ganz in's Große geht. Ihre Verwaltung ist einer Gesellschaft von 24 gelehrten und wackern Männern anvertraut, die allein die Macht haben, die Professoren für alle Zweige der Wissenschaften anzustellen. Die medizinische Fakultät zählt allein 7 Professoren für ihre verschiednen Eintheilungen. Mit dieser Universität sind noch viele andre nützliche und wohlthätige Anstalten verbunden, als: die Akademie der Künste, Freischulen für arme Kinder ꝛc. Ueberhaupt ist die Tendenz der Regierung der Freistaaten, für die Menschheit wohlthätig und nützlich zu wirken. Die zur Abschaffung der Negersklaven vereinigte Gesellschaft setzt ihre Bemühungen fort. Obgleich diese Stadt unter dem 40sten Grade folglich mit Madrid und Neapel in derselben Breite liegt, so ist dennoch die Winterkälte daselbst em-

pfindlicher und anhaltender als hier, auch wechselt Kälte und Hitze daſelbſt ſchneller ab. (S. Penn und Penſylvanien).

Philanthropinismus wird das pädagogiſche Syſtem genannt, welches Baſedow und ſeine Freunde aus den freiſinnigen Erziehungsregeln Locke's und Rouſſeau's in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. anzubauen, und mit den ſchon von Amos Comenius empfohlnen didaktiſchen Mitteln in Anwendung zu bringen ſuchten. Baſedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geiſtigen Entartung ſeiner Zeitgenoſſen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iſelin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des geſunden Menſchenverſtandes, und mit der Begeiſterung und Zuverſicht pädagogiſcher Reformatoren zu Felde zogen, und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungskunſt begründeten, unter deren Einfluſſe ein großer Theil der jetzt lebenden Deutſchen aufgewachſen iſt. Die Grundſätze dieſer Männer, die ſich am liebſten Philanthropen (Menſchenfreunde) nennen ließen, ſind folgende. Die Natur muß trotz des Widerſpruches der conventionellen Unſitte die Regel, und Philanthropie (Menſchenliebe) der Zweck aller Erziehung ſein. Darum laß die Kraft des Kindes, das von Natur gut iſt, ſich frei entwickeln und an Gegenſtänden der ſinnlichen Anſchauung (Naturkunde, Technologie) ſich üben, bis es reich genug an Vorſtellungen iſt, um die Symbolik der Worte (klaſſiſche Autoren, Religionslehren) zu verſtehen, und leite ſeine Erziehung ſo, daß es zum körperlich und geiſtig geſunden, im Gebrauche ſeiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wiſſens orientirten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menſchen heranreife. Um der Menſchheit auf dieſem Wege zu helfen, hatte Baſedow (ſ. d. Art.) die Errichtung einer Pflanz- und Muſterſchule für Lehrer, welche ſein Evangelium in allen Ländern verbreiten und nach ſeinen Grundſätzen Weltbürger erziehen ſollten, entworfen, und ſie unter dem Titel Philanthropin als eine Werkſtätte der Menſchenfreundſchaft angekündigt; die von empfänglichen Zeitgenoſſen dazu geſammelten Gelder reichten aber nur zur Stiftung einer Erziehungsanſtalt hin, die 1774 unter dem wohlthätigen Schutze des Herzogs von Deſſau, Philanthropin genannt wurde. Nach dem Vorbilde dieſer Muſteranſtalt, welche ihre Zöglinge körperlich ſtärkte aber geiſtig zerſtreute, und ſich wegen Mangels an Ausdauer ihres Stifters, und wegen des ſchnellen Wechſels ihrer Vorſteher 1793 ſchon wieder auflöſte, entſtanden mehrere Philanthropine (ſ. d. Art. Inſtitut), von denen nur die ſalzmann'ſche Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal das 19. Jahrh. erlebt, und ſich bis jetzt erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortſchritte machte, iſt weniger dem heftigen Widerſpruche der Humaniſten, die ſich als Angeklagte behandelt ſahen (ſ. d. Art. Human), als den Schwächen der philanthropiſchen Grundſätze und Methoden ſelbſt, ſo wie dem Mißverhältniſſe, in welchem ihre pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten ſtanden, zuzuſchreiben. Denn wie ſehr auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die praktiſche, ja faſt nur ökonomiſch-merkantiliſche Richtung der Weltleute, und die (unter dem Namen der berliniſchen oder nicolaiſchen, bekannte) Verſtandeskultur und Aufklärung ausging, ſich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des irdiſchen Le-

bens gefallen mochte; so wurden doch die erfahrnen Pädagogen und ernsthaften Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß Philanthropinismus, welcher der Jugend Alles leicht und angenehm machen wollte, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördern, und bei einiger Consequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen könne. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht gezogen, im Studium des klassischen Alterthums und besonders im Sprachunterrichte sind sie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geschäftsleute, Lehrer, Hausväter und Mütter, die aus der philanthropinistischen Familien- und Institutserziehung hervorgingen, würden bei schärferer Prüfung ihres geistigen und sittlichen Gehaltes wol eher gegen, als für den Philanthropinismus beweisen. Allein ungeachtet dieser Verirrungen, die der Philantropinismus durch die weit verbreiteten Schriften seiner Tonangeber (z. B. Basedow's Elementarwerk, Campe's Fragmente über Aufklärung und das Revisionswerk, Trapp's Pädagogik, Salzmann's menschliches Elend und Himmel auf Erden und die Unzahl von Kinder- und Volksbüchern, in denen die ernsten Wissenschaften wol nicht gemeinnützlich dargestellt wurden, und durch seine, als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den drei letzten Jahrzehenden des 18. Jahrh., wo er in der Mode war, und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, veranlaßt und genährt hat, ist ihm doch auch manches Rühmliche nachzusagen. Hieher gehört der Sonnenstrahl der Erbarmung und Hülfe, welchen er in die Nacht der Barbarei der Landschulen warf (vergl. die Art. Landschulen und Rochow), die Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterrichte, und vor Allem seine rastlose Sorgfalt für das in hohem Grade vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend, ferner das Verdienst durch Wiedererweckung der Gymnastik (welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Dessau betrieben) der Jugend das zweckmäßigste Mittel der Kraftübung verschafft, die Kinderstuben, durch seine durchdringenden Strafreden gegen tausend Mißbräuche der frühesten Erziehung, aus Marterkammern in heitere Wohnsitze der Gesundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüftet und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geschlecht von der Schnürbrust, und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken, Zopf- und Pudertand befreit zu haben. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studir- und Arbeitsstube in die Reihen der Helden führte; und tausend Vorurtheile, die das Lebeu verfinsterten, die Geschäfte erschwerten und die Geselligkeit in steife Formen einzwängten, sind durch ihn verschwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die übeln Folgen seiner Mißgriffe längst verschwunden sein werden, doch immer noch eingestehen, daß er es gut mit der Menschheit gemeint, und ihr wichtige Dienste geleistet hat. E.

Philemon und Baucis, ein wegen seiner noch im hohen Alter treuen Liebe im griechischen Alterthume berühmt gewordnes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einst Jupiter und Merkur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte Niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene schon betagten Ehegatten nahmen sie gastfreundlich auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Hierauf nah-

men die reisenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als dieselben hinter sich blickten, sahen sie ihr Dorf überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auch erlaubte ihnen Jupiter, jede Bitte zu thun; allein die bescheidnen und zufriednen Eheleute baten bloß um die Begünstigung, als Diener seines Tempels einst zu gleicher Zeit zu sterben. So wurden sie auch endlich, in einem hohen Alter, als sie einst vor des Tempels Thüre saßen, Philemon in eine Eiche, seine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmälig ihre Verwandlung und nahmen, so lange sie sich sehen und sprechen konnten, den zärtlichsten Abschied von einander. Lange standen sie noch als heilig gehaltne Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, vor der Revolution Pensionär des Königs von Frankreich, und des italienischen Theaters zu Paris, ist als einer der größten Schachspieler und zugleich als Componist berühmt. Als Kapellknabe hatte er den Kapellmeister Campra zum Lehrer, und ließ schon im elften Jahre seine erste Motette vor dem Hofe aufführen. Seine in der Musik gemachten Fortschritte, und noch mehr seine Geschicklichkeit im Schachspielen, bewogen ihn 1745 eine Reise nach Holland, England, auch durch einen Theil von Deutschland zu machen. In Berlin spielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meister mit verbundnen Augen, und gewann sie in kurzer Zeit. Seit seiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) widmete er sich ganz der Musik; anfangs mit wenig Glücke. Nach und nach aber erhielten seine Operncompositionen größern Beifall, und einige derselben, z. B. der Hufschmid, der Soldat als Zauberer, Tom Jones ꝛc., wurden auch auf deutschen Theatern mit Beifall gehört. Seine Arien arbeitete er in einer freien Manier, nicht nach dem gewöhnlichen italienischen Leisten. Reichthum an Einfällen und eine angenehme Melodie zeichnen seine Compositionen aus, dagegen man oft das Allzuspielende in seinen Gemälden tadelt. Als Schachspieler hat er einen entschiednen Ruf; er reiste jährlich nach London auf Kosten des dortigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war, und wählte es endlich zu seinem beständigen Aufenthalte. Er starb daselbst den 31. Aug. 1795. Bis an das Ende seines Lebens behielt er sein außerordentliches Gedächtniß. Noch zwei Monate vor seinem Tode spielte er mit verbundnen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann sie beide.

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, lebte in der Mitte des 4. Jahrh. vor Chr. Er war in seinen jüngern Jahren als Geissel nach Theben gekommen, und hatte das Glück, in dem Hause des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In einem Alter von 22 Jahren (361 vor Chr. Geb.) bestieg er den macedonischen Thron, den er in seiner Grundfeste erschüttert, und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denselben zu befestigen, und zu einem noch nie erlangten Ansehn zu erheben, indem er sich von einem Theile seiner Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Bald bekriegte er selbst ruhige Völkerschaften, und suchte, nachdem er in Thessalien und Thrazien bedeutende Fortschritte gemacht hatte, allmälig seine Herrschaft über ganz Griechenland auszubreiten. Hierzu gab es nie einen günstigern Zeitpunkt als jetzt, wo die einzelnen griechischen Staaten, anstatt sich gegen einen so furchtbaren Nachbar zu vereinigen, unter einander uneins waren.

Philipps List verstand es trefflich, diese Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenser, welche den Schatz des delphischen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, säumte er nicht, diese schöne Gelegenheit zur Befriedigung seiner Herrschsucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenser war bald vollendet; aber das treulose Betragen Philipps gegen seine Bundesgenossen öffnete den Griechen die Augen. Mehrere Staaten vereinigten sich mit den Athenienſern, fest entschlossen sich den ehrgeizigen Absichten des macedonischen Königs zu widersetzen; andre hingegen erniedrigten sich zur schimpflichsten Schmeichelei gegen den schlauen Eroberer. Noch verzögerte eine gefahrliche Wunde, die er bei der Rückkehr von seinem Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten sollte, bis endlich der große Sieg bei Chäronea (338 vor Chr. Geb.) das Schicksal derselben entschied. Philipp versammelte die Abgesandten der griechischen Staaten zu Korinth, und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch als er eben im Begriffe war, sich zum Oberbefehlshaber gegen die Perser erwählen zu lassen, ward er in seinem 47sten Jahre von Pausanias, einem jungen Macedonier, der von den Persern bestochen war, ermordet. Dieser Fürst, der Schöpfer des unüberwindlichen macedonischen Phalanx (s. d.), verband mit den größten Feldherrntalenten die Unerschrockenheit des tapfersten Soldaten in seinem Heere. Aber freilich waren Ehrgeiz und Herrschsucht die Grundzüge seines Charakters, die ihn oft zu den ungerechtesten Handlungen verleiteten.

Philipp II., König von Spanien, Sohn Kaiser Carls V. und Isabellens von Portugal, der Kluge von spanischen Schriftstellern, der Dämon des Südens von seinen Zeitgenossen genannt, war 1527 zu Valladolid geboren. Von Natur kalt, ernst und zurückhaltend, dabei scharfsinnig und regsam, ward er in Spanien von eifrigen Geistlichen sorgfältig, aber bigott erzogen. Sein Vater vermählte ihn im 16ten Jahre mit Maria, Tochter des Königs von Portugal, und überließ ihm, als er nach Deutschland ging, die Verwaltung Spaniens, indem er ihm den Herzog von Alba zum Rathgeber beiordnete. Im J. 1547 berief ihn Carl zu sich. Auf dieser Reise zeigte sich Philipp mit großer Würde, und machte auf die Personen, die ihm vorgestellt wurden, einen günstigen Eindruck. Er traf den Kaiser zu Brüssel. Die niederländischen Stände nahmen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeugungen auf. Allein Philipp zeigte eine Härte des Gemüths und eine ausschließliche Anhänglichkeit an seine spanischen Umgebungen, wodurch er bei seinen niederländischen Unterthanen einen dauernden Widerwillen erregte. Sein Vater wünschte, ihm 1550 auf dem Reichstage zu Regensburg die kaiserliche Thronfolge zu verschaffen. Doch Philipps kaltes und stolzes Benehmen war den Deutschen so zuwider, daß schon sein Erscheinen als ein Hinderniß betrachtet, und er nach Spanien zurückgesandt wurde. Als Maria von England den Thron bestiegen hatte, suchte der staatskluge Carl, sie zur Gemahlin für seinen Sohn, welcher Wittwer geworden war, zu erhalten, und Philipp, obgleich elf Jahre jünger als Maria, der es auch an allen persönlichen Reizen fehlte, willigte sogleich ein; doch traf das Parlament solche Maßregeln, daß Philipp an der Ausübung der höchsten Gewalt in England keinen Antheil erhielt. Die Heirath wurde 1554 feierlich vollzogen. Um den Mangel einnehmender Sitten zu ersetzen, befliß sich Philipp einer außerordentlichen Freigebigkeit

gegen den englischen Adel. Marias Neigung für die Wiederherstellung der katholischen Religion entsprach völlig seiner eignen Gemüthsart; er hatte aber Einsicht genug, zu begreifen, daß seine Gemahlin durch ihre übereilte Gewaltsamkeit sich und ihre Religion gleich verhaßt machen würde, daher empfahl er gemäßigtere und mildere Maßregeln, was ihm die Gunst des Volks zuwandte. Allein dennoch weigerte sich das Parlament, dem Kaiser gegen Frankreich Hülfe zu leisten und Philipp als Gemahl der Königin krönen zu lassen. Da er in England also wenig Vergnügen fand, und ihm die zudringliche Zärtlichkeit seiner Gemahlin lästig war, begab er sich nach Flandern, von woher er nur selten auf Marias sehnsuchtsvolle Briefe antwortete. Im J. 1555 entsagte Carl V. der Regierung, und Philipp bestieg den damals ersten Thron in Europa. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geschickte Staatsmänner, 30 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte, reiche Kolonien und gewerbfleißige Provinzen hatten Spaniens Macht um das Doppelte erhöht. Philipp empfing in Gegenwart der Generalstaaten von seinem Vater auf das Feierlichste die Oberherrschaft der Niederlande. Wenige Wochen nachher übernahm er auch die Regierung von Spanien. Carl begab sich in ein spanisches Kloster, wo er, wie man sagt, noch durch die Vernachlässigung seines Sohnes bei der unregelmäßigen Auszahlung des mäßigen Jahrgeldes, welches er sich vorbehalten hatte, leiden mußte. Philipps erste Regenten-Handlung war die Abschließung eines Waffenstillstandes mit Frankreich 1556. Indessen wurden die Franzosen durch den Papst Paul IV. verleitet, diesen Waffenstillstand noch in demselben Jahre zu brechen. Da nun Paul erklärte, Philipp habe das Königreich Neapel, ein Lehn des heiligen Stuhls, verwirkt, so sah sich dieser genöthigt, seinen Feldherrn, den Herzog von Alba, gegen das Oberhaupt der Kirche zu senden, welcher den Papst zu einem Waffenstillstand nöthigte. Philipp ging hierauf nach England, und bewog seine Gemahlin Maria durch die Drohung, nie wieder einen Fuß in ihr Königreich zu setzen, daß sie den Krieg gegen Frankreich erklärte. Ein bedeutendes Corps englischer Truppen stieß zu dem Heere unter dem Herzog Philibert von Savoyen und dem Grafen von Egmont, welches St. Quentin in der Picardie belagerte. Die Franzosen, welche unter Montmorency herbeieilten, wurden (10. Aug. 1557) gänzlich geschlagen. Philipp hatte während der Schlacht (Heldenmuth war ihm nicht eigen) gebetet. Nach der Schlacht kam er zum Heere. Er zeigte diesmal eine ungewöhnliche Freude, und äußerte sie durch das Gelübde, zu Ehren des heiligen Laurentius (an dessen Tage die Schlacht geliefert worden war) eine Kirche, ein Kloster und einen Palast zu bauen. Das Escurial ist das jenem Siege errichtete Denkmal. Uebrigens wußte Philipp keinen großen Vortheil davon zu ziehen. Statt auf Paris loszugehen, begnügte er sich mit der Wegnahme von St. Quentin, Ham und Chatelet. Ja, aus abergläubischer Furchtsamkeit schloß er mit dem Papste einen Frieden, der für Spanien demüthigender war, als für den Besiegten. Auf der andern Seite eroberten die Franzosen Calais. Der Schmerz darüber beschleunigte Marie's Tod, 1558. Sogleich bewarb sich Philipp um die Hand ihrer Nachfolgerin Elisabeth, deren Beschützer er gewesen war, als ihr Leben durch die eifersüchtige Bigotterie ihrer Schwester gefährdet wurde. Sie war indessen mit Philipps Gemüthsart und der Abneigung der englischen Nation gegen ihn zu gut bekannt, um auf seine Anträge zu hören. Endlich machte 1559 der Friede von

Cateau-Cambresis dem langen Kampfe der spanischen und französischen Monarchie unter solchen Bedingungen ein Ende, die im Ganzen für Spanien vortheilhaft waren. Ein Friedensartikel betraf die Vermählung Philipps mit der Prinzessin Elisabeth von Frankreich, welche früher seinem Sohne Don Carlos bestimmt gewesen war. Im Laufe dieses Jahres kehrte Philipp nach Spanien zurück, und ließ seine natürliche Schwester Margaretha, Herzogin von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden. Seine Ankunft feierte die spanische Inquisition mit einem Auto da Fe, und sein ehrerbietiges Betragen bei der Verbrennung seiner Unterthanen wird von den Geschichtschreibern der Nation sehr gepriesen. Bald darauf nahmen die Unruhen in den Niederlanden ihren Anfang. Die Fortschritte der Reformation in jenen Ländern hatten schon Carl V. beunruhigt; vergebens hatte er sie durch Strenge beschränken wollen, und sich endlich veranlaßt gesehen, ein nachsichtigeres System anzunehmen. Allein Philipp, ohne Zuneigung gegen diesen Theil seiner Unterthanen, und eben so herrschsüchtig als abergläubisch, war entschlossen, mit Gewalt die Einheit des Glaubens und des Gehorsams in Kirche und Staat, gegen allen Widerspruch und jedes Vorrecht der Provinzen zu behaupten. Daher stiftete er dort zur Unterdrückung der Ketzerei einen Gerichtshof der Inquisition, nach dem Muster des spanischen, und hielt zur Unterdrückung des Widerstandes ein Heer ausländischer Truppen. Die oberste Gewalt war nur dem Namen nach in die Hände der Herzogin von Parma gelegt, und wurde in der That von dem Kardinal Granvella, einem in politischer und religiöser Rücksicht gleich eigenwilligen Manne, ausgeübt. Nachdem Philipp die Beschwerden des höhern Adels über dessen Betragen lange unbeachtet gelassen, fand er es endlich doch rathsam, ihn zurückzurufen. Seine Nachfolger Viglius und Barlaimont waren indeß nicht gemäßigter, und Philipp schlug es schlechterdings ab, die Strenge der Inquisition zu mildern, indem er behauptete: „es sei besser, ohne Unterthanen, als Beherrscher von Ketzern zu sein.“ Der Widerstand unter Leitung des Prinzen von Oranien und der Grafen von Egmont und Horn ward aber so heftig, daß er doch auf einige Zeit nachgab. Unterdessen machte er mit Catharina von Medicis und ihrem Sohne Carl IX. von Frankreich einen Plan zur völligen Ausrottung der Protestanten. Als dieser Entwurf gereift war, begann die Verfolgung mit einer so unerträglichen Strenge, daß sich (1565) Personen aller Stände, Katholiken sowol als Protestanten, zur Aufhebung des Inquisitionsgerichts verbanden. Als der König auf ihre Bitten nicht achtete, entstanden Unruhen unter dem Volke, zu deren Unterdrückung militärische Gewalt herbeigerufen ward. Endlich (1567) erschien der blutdürstige Herzog von Alba (s. d. Art.) mit einem großen Heere alter Truppen, um die Strafentwürfe des spanischen Hofes zu vollziehen. Sofort ward ein Blutrath errichtet, der die Grafen Egmont und Horn (1568) nebst einer Menge andrer Personen niedrigen Standes zum Tode verurtheilte. Wilhelm von Oranien (s. d. Art.) rettete sich durch die Flucht. Noch mehr erbitterte ein neues Steuersystem alle niederländischen Provinzen. Philipp blieb bei allem Unglück, das seine Politik verursachte, kalt und unbiegsam, und ein tragischer Vorfall in seiner eignen Familie vermehrte noch die Düsterheit seines Charakters. Don Carlos (s. d. Art.), sein ältester Sohn aus der ersten Ehe, machte sich des Hochverraths verdächtig, und starb 1568 im Gefängnisse. Zwei Monate nachher starb auch die schwangere Köni-

gin, die schöne tugendhafte Elisabeth. Zu gleicher Zeit hatten sich die Mauren in Granada empört, weil man ihre Kinder mit Gewalt zu Christen machen wollte. Als 1570 dieser Aufruhr gestillt war, vermählte sich Philipp zum vierten Male, und zwar mit der Erzherzogin Anna von Oesterreich. Im folgenden Jahre erkämpfte seine Flotte, nebst den Bundesgenossen, unter Don Juan von Oesterreich, Philipps natürlichem Bruder, einen großen Sieg über die Türken bei Lepanto. In den Niederlanden aber hatten die Grausamkeiten Alba's einen solchen Widerstand aufgeregt, daß jener Feldherr nichts mehr ausrichten konnte, und deßhalb zurückberufen ward. Sein Nachfolger Requesens starb. Nun erhielt Don Juan von Oesterreich die Regierung, mit der Vollmacht, einige Bewilligungen, mit Ausschluß der Gewissensfreiheit, zuzugestehen. Allein die Angelegenheiten wurden immer verwickelter; die Stände verbündeten sich zu Utrecht, 23. Jan. 1579, gegen die spanische Herrschaft, und beschlossen, einen fremden Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Don Juan, der nur wenig ausrichten konnte, starb 1578. Ihm folgte der Prinz Alessandro Farnese von Parma. Dieser berühmte Feldherr war so glücklich, die belgischen Niederlande wieder unter spanische Hoheit zurückzubringen. Damals ward der Thron von Portugal durch den Tod des Königs Sebastian erledigt, und Philipp, der von mütterlicher Seite Ansprüche darauf machte, rüstete sich, sein Recht mit Gewalt zu verfolgen. Ob nun gleich der Herzog von Alba sich Philipps Unwillen zugezogen hatte, so war doch das Vertrauen des Königs zu seinen Fähigkeiten so groß, daß er ihm, ohne ihn zu begnadigen, und ohne ihn vor sich zu lassen, den Oberbefehl des gegen Portugal bestimmten Heers übertrug. Alba vertrieb hierauf den Don Antonio, der zum Könige ausgerufen war, und Philipp kam im April 1581 selbst in dieses Reich, wo ihm die Stände huldigten. Er blieb hier über ein Jahr, ohne großes Vergnügen über seine Erwerbung, da er, von seinen neuen Unterthanen mit zahllosen Bitten bestürmt, denselben nicht genügen konnte, und dennoch ihre Gunst zu gewinnen wünschte. Bald darauf befreite ihn die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien 1584 von einem geschwornen Feinde, und gab zu unanständigen Freudensbezeugungen am spanischen Hofe Veranlassung; allein Wilhelms Sohn, Moritz, war ein noch furchtbarerer Gegner. Unterdessen hatten schon längst Beschwerden zwischen dem spanischen und englischen Hofe obgewaltet. Jeder hatte in den Besitzungen des Andern Unruhen angefacht, und beide betrachteten sich als entschiedne Feinde. Als endlich Elisabeth durch die den vereinten Staaten der Niederlande bevorstehende Gefahr ihre Krone und die protestantische Religion bedroht sah, ging sie mit ihnen ein offnes Bündniß ein. Zugleich sandte sie Sir Francis Drake mit einer Flotte aus, um die spanischen Besitzungen in Amerika anzugreifen. Dagegen rächte sich Philipp nicht nur durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit welchem Lande er vom Papste belehnt war, sondern beschloß auch, England selbst zu erobern, oder wenigstens Elisabeth zu entthronen und das Papstthum wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke rüstete er eine mächtige Flotte aus, um ein Heer erfahrner Truppen, das sich mit einem Heere des Herzogs von Parma in den Niederlanden, 30,000 Mann stark, vereinigen sollte, überzuschiffen. Diese Armada, welche Philipp die unüberwindliche nannte, lief am 29sten Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon aus. Sie bestand aus 150 großen Kriegsschiffen, die mit 20,000 Soldaten, 7000 Matrosen, einem Großinquisitor, 150 Do-

minikanern und 3000 Kanonen besetzt waren. Die Holländer schlossen jedoch mit 44 Schiffen das Heer des Herzogs von Parma zu Nieuport ein, während die unüberwindliche Flotte unter dem Befehl des Herzogs von Medina Sidonia auf der Höhe von Dünkirchen, in der Nacht vom 7. auf den 8. August von den Engländern mit Brandern angegriffen und zerstreuet, die getrennten Abtheilungen aber darauf in fünf einzelnen Gefechten geschlagen wurden. Schon wollte der Herzog nach Spanien zurückkehren, als ein schrecklicher Sturm seine Flotte theils zerstreute, theils vernichtete; ungefähr 60 Schiffe und 6000 Menschen kamen nach Spanien zurück. Als er vor Philipp erschien, dankte ihm dieser, daß er an dem Vaterlande nicht verzweifelt sei. „Des Herrn Wille geschehe," setzte er kalt hinzu. „Ich hatte meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente." Für die spanische Monarchie war dieser Unfall ein Todesstoß. Dasselbe System, bürgerliche Unruhen bei seinen Nachbarn anzustiften, verbunden mit dem Eifer für die katholische Religion, verleitete Philipp, der berüchtigten Ligue gegen Heinrich IV. in Frankreich beizustehen. Er sandte dem Herzoge von Mayenne, dem Anführer der Ligue, ein Truppencorps zu Hülfe, und befahl dem Herzoge von Parma, nach Paris zu marschiren, wo Mayenne von Heinrich IV. eingeschlossen war. Vergebens stellte der Herzog von Parma dem Könige vor, daß dadurch seine Angelegenheiten in den Niederlanden leiden würden. Philipp bestand hartnäckig auf seinem Willen, indem er, wie man behaup tet, die Absicht hatte, seine Lieblingstochter Clara Eugenia (deren Mutter Elisabeth war) auf Frankreichs Thron zu erheben. Zweimal zog der Herzog von Parma nach Frankreich, um Heinrichs IV. Thronbesteigung zu hindern. Er starb an den Folgen der Beschwerlichkeiten seiner Feldzüge. Selbst nach Heinrichs Uebertritt zur katholischen Kirche fuhr Philipp in seinen Feindseligkeiten fort, und wandte seinen Einfluß in Rom dazu an, die Lossprechung des Königs von Frankreich vom Banne zu verzögern. Dieses Verfahren hatte eine Kriegserklärung Heinrichs IV. zur Folge. Der Krieg ward mit wechselndem Glücke geführt. Zu gleicher Zeit dauerte auch der mit England fort, und außer mehrern Verlusten in den amerikanischen Kolonien, erlitt Spanien einen harten Unfall durch die von Lord Howard und dem Grafen von Esser bewerkstelligte Einnahme von Cadix, und durch Zerstörung der in diesem Hafen befindlichen Schiffe. Unterdessen hatte in den Niederlanden Prinz Moriz von Oranien die Oberhand gewonnen und die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen erklärt. Philipp ernannte jetzt 1596 den Kardinal und Erbherzog Albrecht zum Statthalter in Belgien, mit der Absicht, ihm dieses Land als Brautschatz der Infantin Clara Eugenia zu übergeben, und dadurch den langen blutigen Zwist mit seinen Unterthanen beizulegen. Denn wiederholte Unfälle und Kränklichkeit hatten Philipps Muth gebeugt, und er dachte ernsthaft daran, die Ruhe in seinem Königreiche wieder herzustellen. Also ward im J. 1597 der Friede zu Vervins mit Frankreich geschlossen, durch welchen eine Anzahl genommner Städte diesem Reiche zurückgegeben wurden. Philipp lebte nur bis zum nächsten Jahre. Er litt an einer unmerklich um sich greifenden Krankheit, denn Gicht, Wassersucht und ein auszehrendes Fieber marterten ihn zwei Jahre hindurch. Indessen behielt er bis zum letzten Augenblicke seine Besin-

nung und Thätigkeit. Er ließ sich von Madrid nach dem Escurial bringen; hier ward seine Krankheit doppelt schmerzhaft. Geschwüre an der Brust und an den Knien, Folgen früherer Ausschweifungen, marterten ihn Tag und Nacht. Aus ihrem giftigen Eiter entstanden Schaaren von Läusen, die man durch nichts tilgen konnte. So lag er länger als funfzig Tage auf dem Rücken, blieb aber unerschütterlich gelassen und starkmüthig. Bis zum letzten Augenblicke verrichtete er mit größter Pünktlichkeit die Gebräuche seiner Kirche, und ermahnte seinen Sohn Philipp und seine Tochter Isabella (Clara Eugenia) zum Eifer im katholischen Glauben. Er starb den 13ten Sept. 1598. Philipp war von mittler Größe und gut gewachsen; seine Stirn war breit, seine Augen blau, der Blick ernst und kalt und jede Miene unveränderlich. Durch stolze Pracht, Freigebigkeit, rastlose angestrengte Thätigkeit und rechtliche Führung des Regiments, so lange es nicht seinen Willen galt, machte er Eindruck auf die Gemüther; allein vor ihm floh die Freude, und das Element seines Daseins war Schrecken. Und doch zitterte er, dessen durchdringender Blick alle Theile seines großen Reichs in Furcht setzte, vor seinem Großinquisitor! Sein grenzenloser Ehrgeiz, Starrsinn und finstrer Aberglaube machten seine Regierung zu einer Periode des Kriegs und Hasses, und erschöpften die ungeheuern Hülfsquellen seines Reichs, ohne daß er eine seiner großen Absichten erreichte. Sein Geistesdespotismus bewirkte einen Stillstand und ein Erschlaffen aller geistigen Thätigkeit, das bald zu einem verderblichen Rückschreiten werden mußte. Und in der That schreibt sich der Verfall Spaniens von seiner Regierung her. Vergl. Watson's History of the reign of Philipp II. Lond. 1777. 2 Voll. 4.

Philipp II. August, König von Frankreich, geb. 1165, bestieg den Thron nach seines Vaters, Ludwigs VII., Tode, 1180, und ergriff, ungeachtet er noch unter der Vormundschaft des Grafen von Flandern stand, die Zügel der Regierung mit vieler Kraft. Zuerst verbannte er die Possenreißer und Komödianten von seinem Hofe. Um aber die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Industrie und ihre Kunstgriffe im Besitze großer Reichthümer waren, zu beschönigen, wurden sie verschiedner Gräuelthaten beschuldigt; man zog ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König rathsam, sie zurückzurufen und ihrem Wucher Grenzen zu setzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte Philipp durch zweckmäßige Verordnungen und Waffengewalt. Die Uneinigkeiten zwischen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern (dessen Nichte Isabelle der König heirathete), und die Jugend Philipp Augusts ließen den König von England, Heinrich II., von einer Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs viele Vortheile hoffen; aber an Philipps Thätigkeit scheiterten diese Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafschaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerspruchs des Grafen. Als der Papst wegen der Einnahme von Jerusalem durch Saladin 1187 einen Kreuzzug anordnete, so nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz. Allein ihr Streit brach auf's neue aus. Der päpstliche Legat bedrohte deßwegen den König von Frankreich mit dem Interdicte; doch Philipp gestand dem Papste das Recht nicht zu, sich in die Händel zwischen ihm und seinen Vasallen zu mischen. Er nöthigte hierauf den König von England zu einem

Vergleich, und verband sich mit Heinrichs II. Nachfolger, Richard I., zu einem gemeinschaftlichen Zuge nach dem gelobten Lande. Philipp schiffte sich 1190 mit seinen Truppen in Genua ein, und traf mit Richard in Sicilien zusammen. Aber schon hier geriethen beide in neue Streitigkeiten, nach deren Beilegung Philipp zur Belagerung von Acre schrit (s. Kreuzzüge). Als Eifersucht die beiden Könige auf's neue entzweit hatte, kehrte Philipp 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterstützung ein Truppencorps in Palästina. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich zum zweiten Male, mit Ingelburga, der Schwester des Königs von Dänemark, gegen die er aber seit der Brautnacht einen solchen Widerwillen faßte, daß er sich von ihr trennte. Unterdessen war Richard auf seiner Rückreise vom Herzog Leopold von Oesterreich gefangen genommen worden. Philipp benutzte dieses Ereigniß und trat mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in seinen Usurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünstigt wurde, sich dem Versuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widersetzte. Dieses Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den sich beide Könige geschworen hatten, während der Dauer des heiligen Kriegs einander nicht zu beunruhigen. Philipp war eben mit Ausführung seines Plans beschäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenschaft, mit einem Heere in Frankreich erschien. Der Krieg wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und bis zu Richards Tode 1199 fortgesetzt. Während desselben hatte sich die Königin Ingelburga in ein Kloster begeben, Philipp aber unter dem Vorwande einer entfernten Verwandtschaft eine Scheidung von seinen Bischöfen erlangt, und sich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meran, vermählt. Auf des Königs von Dänemark Beschwerden erklärte Papst Cölestin diese Ehe für nichtig, und da Philipp sich nicht fügen wollte, that ihn Cölestins Nachfolger, Innocenz III., in den Bann. Der König gab daher nach, verstieß seine neue Gemahlin, und erlaubte Ingelburga, als seine Gemahlin mit dem königlichen Titel auf einem fern gelegnen Schlosse zu leben. In den letzten Jahren seiner Regierung lebte er mit ihr in Eintracht. Philipp entzweite sich jetzt mit seinem frühern Bundesgenossen, dem Könige von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwischen Philipps Sohn, Ludwig, und Johanns Nichte, Blanca von Castilien, eine Heirath vorschlug; bald aber zog sich Johann durch die Ermordung Arthurs von Bretagne, seines Neffen (1202), einen solchen Haß zu, daß Philipp ihn als seinen Vasallen vor die Pärskammer lud, und da jener nicht erschien, ihn aller seiner Länder in Frankreich für verlustig erklärte. Also gelang es ihm, bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie, nach einer 300jährigen Trennung, mit seiner Krone wieder zu vereinigen. Auch unterwarf er Touraine, Anjou und Maine, so daß von allen Besitzungen in Frankreich den Engländern allein Guyenne blieb. Hierauf nahm Philipp an dem Kreuzzuge gegen die Albigenser Theil, um bei der Schwäche seiner Vasallen sein Ansehn auszudehnen. 1213 rüstete er sich, um England zu erobern. Innocenz hatte nämlich bei seinen Streitigkeiten mit Johann, wegen des Erzbisthums von Canterbury, den englischen Thron für erledigt erklärt, und Philipp die Besitznahme desselben angetragen; allein Johann versöhnte sich mit dem Papste, indem er

ſich demſelben als ſeinem Lehnsherrn unterwarf; der Papſt ſchickte daher an Philipp den Befehl, von ſeinen Abſichten auf ein Königreich abzuſtehen, das dem heiligen Stuhl angehöre. Philipp achtete jedoch nicht darauf. Nun verband ſich Johann 1214 mit dem Kaiſer Otto IV. gegen Frankreich, und die engliſche Flotte erfocht den vollſtändigſten Sieg; ſie nahm 300 Schiffe, verſenkte 100 und nöthigte die Franzoſen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Dagegen ſiegte Philipp zu Lande 1214 bei Bovines in Flandern über das weit ſtärkere verbündete Heer; dennoch ſchloß er einen Waffenſtillſtand. Als in der Zwiſchenzeit die Engländer ſelbſt ihren König verließen und eine Partei den franzöſiſchen Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Philipp zwar dem Anſcheine nach dieſes Anerbieten, unterſtützte jedoch ſeinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte. Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes fingen die Feindſeligkeiten mit England auf's neue an, wurden aber durch einen abermaligen Waffenſtillſtand beendigt. Bald darauf ſtarb Philipp im J. 1223, nachdem er 43 Jahre regiert hatte, in einem 59jährigen Alter. Mit Recht wird er für einen der ausgezeichnetſten Fürſten unter den erſten Capetingern gehalten. Er war groß als Feldherr und Regent, vermehrte das Gebiet von Frankreich und erhob zuerſt die königliche Gewalt, weßhalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er vervollkommnete das Militärſyſtem, begünſtigte die Wiſſenſchaften, legte nützliche Gebäude, Landſtraßen, Befeſtigungen an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparſamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. Unter ihm bildeten die zwölf Pärs von Frankreich einen beſondern Stand; auch kamen die Appellationen von den Gerichten der Vaſallen an den König auf. In ſeinem Betragen war er gefällig und einnehmend, nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, aber deſto ungewiſſenhafter in ſeiner Politik.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, ſ. Burgunder.

Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, ſ. Frankreich.

Philipp III., Philipp IV., Philipp V. von Spanien, ſ. Spanien.

Philippi, eine der vornehmſten Städte Macedoniens, von Philipp wegen der daſelbſt befindlichen Goldbergwerke erbaut, jetzt ein Dorf, Feliba. Hier wurde die berühmte Schlacht geliefert, in welcher Antonius und Octavius die Republikaner unter Caſſius und Brutus beſiegten. Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber ſtehen die Ruinen der Stadt. Paulus errichtete hier eine Chriſtengemeinde, und ſchrieb an dieſelbe den bekannten Brief an die Philipper.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demoſthenes gegen Philipp von Macedonien (ſ. Demoſthenes). Nach ihnen nennt man noch jetzt eine heftige donnernde Rede eine Philippica.

Philippinen. Die philippiniſchen oder maniliſchen (auch luzoniſchen) Inſeln (5—19° n. Br. und 135—145° ö. L.) ſind von dem großen Ozeane und vom chineſiſchen Meere umgeben. Der Flächeninhalt der größern (Mindanao dazugerechnet) beträgt 6500 Q. M. Sie ſind voller Gebirge, zwiſchen welchen ſich reiche

und fruchtbare Thäler ausbreiten; unter den Bergen werfen 10 Feuer aus, worunter besonders der Mayon auf Luzon am meisten wüthet. Schrecklich war der Ausbruch eines Vulkans in der Provinz Camarines auf Luzon den 1. Febr. 1814, wodurch 5 volkreiche Städte gänzlich zerstört wurden und 1200 Menschen umkamen. Die Anzahl der zu dieser Gruppe gehörigen Inseln wird bald auf 1200, bald auf 1500 angegeben. Sie haben 3 Mill. Einw., von denen 1,911,000 unter Spaniens Schutz leben. Die größte derselben ist Luzon. Von den übrigen bemerken wir Mindanao und Paragoa (von welchen beiden die Spanier nur einen kleinen Theil besitzen), ferner Samar, Leyte, Mindoro, Buglaso, Panay und Zebu. Die größern Inseln sind im Innern noch sehr unbekannt. An Seen und Flüssen fehlt es nicht, welche dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben. Die große Feuchtigkeit auf den Inseln mäßigt die Hitze und erzeugt eine fast beispiellose Fruchtbarkeit, aber sie wird auch Ursache häufiger Krankheiten. Ohne diesen Nachtheil des Klima's würden diese Inseln der reizendste Aufenthalt der Welt sein. Reiß, Kakao, Kokos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüsse, treffliche Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und eine große Menge andrer wohlschmeckenden Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine angenehme und hinlängliche Nahrung. Wild wachsen hier Hanfbäume, die trefflichste Baumwolle, Indigo, Färbehölzer, Sandelholz, Kampeschenholzbäume, Kassienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Kampherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak, Ebenholz, Eisenholz. Man hat eine Menge eßbarer Vögel, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirsche, Ziegen, Pferde, unzählige Arten von Affen. In den Wäldern erzeugen zahllose Schwärme von Bienen so viel Honig und Wachs, daß letztres hier gemeiner als Talg ist. Das Meer enthält einen großen Reichthum von Fischen und Schalthieren; auch erzeugt es Ambra und Perlen. Ohne Zweifel sind die Gebirge reich an Metallen; denn man findet Gold in den Flüssen, und Eisen zu Tage liegen, aber die Trägheit der Spanier vernachlässigt den Bergbau. In den ältesten Zeiten waren die Philippinen den Chinesen unterthan, die sie verließen. Vor 1521 besetzten die Malaien Mindanao und wohnten daselbst unter arabischen Fürsten, welche auch Sultane von Salangan hießen; diese errichteten auch zu Suluh eine besondre Herrschaft. Die Spanier entdeckten die Inseln 1521 durch Magelhaens und landeten zuerst auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 auf's neue, eroberten Zebu, Manilla (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten sie diese Eroberungen noch mehr aus, verloren sie aber auch zum Theil wieder. 1571 fingen sie an, auf der Südostseite der Insel Manilla oder Luçon die Stadt Manilla zu erbauen, welche mit den Vorstädten, unter denen die von 10,000 Chinesen bewohnte Vorstadt Pariana zu bemerken ist, 88,000 Einwohner zählt. Darunter sind 3000 Spanier, welche die Regierung und den besten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künstler sind Chinesen; den Feldbau besorgen vornehmlich die Eingebornen. Außer dem spanischen Statthalter hat zu Manilla ein Erzbischof seinen Sitz, unter welchem die drei Bischöfe zu Neu-Segovia, Caceres und Jesusstadt stehen. Die Stadt ist schön, aber wegen der häufigen Erdbeben meist nur aus Holz erbauet, stark befestigt und hat einen guten Hafen. Von hier aus werden die Erzeugnisse und Waaren

Asiens nach dem spanischen Amerika gebracht. Jährlich segelte im Julius eine Galione von Manillo nach Acapulco in Meriko, woselbst sie die Gewürze, Nesseltücher, gemalte Leinwand, Seidenzeuge und Goldarbeiten Asiens gegen europäische Waaren, amerikanische Cochenille und baares Geld verhandelt. Der größre Theil dieser Ladung gehörte chinesischen, armenischen, holländischen, französischen und englischen Kaufleuten, die unter malaiischer Flagge handeln; denn von fremden Nationen dürfen nur Malaien, Armenier und die Portugiesen aus Goa nach Manilla handeln. Jetzt handelt eine Gesellschaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manillen nach Spanien. Die Ureinwohner unterscheiden sich nach zwei sehr verschiednen Racen. Die eine besteht aus malaiischen, die andre aus negerartigen Stämmen. Die Neger, von den Eingebornen Actas, von den Spaniern Negrito's del Monte genannt, bewohnen die innern, unzugänglichen, unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küsten von Guinea in Afrika, nur daß sie kleiner an Gestalt sind. Offenbar sind sie ein Volk mit den Papuas auf Neu-Guinea und mehrern Inseln des großen Ozeans. Sie leben ohne gesellschaftliche Ordnung einzeln in den Schluchten der Gebirge, und vermeiden den Umgang mit den Malaien. Sie scheinen die Ureinwohner der Philippinen zu sein. Die malaiischen Stämme waren bereits an den Küsten verbreitet, als die Spanier die Inseln entdeckten. Sie hatten eine gewisse Stufe der Bildung erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfassung, die, wie bei allen malaiischen Stämmen, eine Aehnlichkeit mit dem Lehnswesen der Europäer hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Die Spanier bemühten sich, auf diesen Inseln das Christenthum einzuführen, und wirklich hat ein Theil der Bewohner die katholische Religion angenommen. Außer den negerartigen und malaiischen Stämmen finden sich auch noch hier Spanier, Mestizen, Creolen und Chinesen. 1762 eroberten die Engländer Manilla und nahmen die nach Acapulco bestimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inseln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben sich die Engländer auf Bonwut niedergelassen. In Spanien besteht seit 1785 eine eigne manilische Handelsgesellschaft.

Philister, oder Philistäer, ein wahrscheinlich ägyptischer Volksstamm, von welchem Palästina, vorher Kanaan, den Namen erhielt, und welcher in den südwestlichen Ebenen desselben an der Seeküste wohnte. Sie waren stets im Kampfe mit den Israeliten, und unterjochten sie nach Josua's Tode auf einige Zeit. — In der Studentensprache heißt Philister ein gemeiner Spießbürger oder spießbürgerlich gesinnter Mensch.

Philo, ein gelehrter jüdischer Schriftsteller im ersten Jahrh. nach Chr., unter der Regierung des Kaisers Caligula. Er war zu Alexandria geboren, erhielt daselbst Erziehung und Unterricht, und zeichnete sich bald durch seine Fortschritte in der Beredtsamkeit, Philosophie und Kenntniß der heiligen Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, dessen Philosophie damals in Alexandria im höchsten Ansehen stand, machte er sich auf das Innigste vertraut, und eignete sich seine Lehre so vollkommen an, daß man allgemein zu sagen pflegte, Philo platonisire. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptischen Nachbarn entlehnt; damit waren platonische und pythagoräische

Lehrsätze, als verborgner und symbolischer Sinn ihres eignen Gesetzes, zu ihnen gekommen. So konnten sie, ohne den Schein zu haben, als verdankten sie heidnischen Philosophen etwas, einen willkürlichen Gebrauch von ihren Systemen machen. Diese Systeme wurden ebenfalls durch mancherlei orientalische Philosopheme, besonders in Rücksicht auf die göttliche Natur, verfälscht. Philo studirte diese in Alexandria wohl aufgenommne Philosophie mit Eifer, und mischte, entweder weil er die jüdische Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchstäblichen Sinn des mosaischen Gesetzes zu unschmackhaft fand, platonische Sätze in die heiligen Lehren, und schrieb sie Moses zu. Wahrscheinlich folgte er darin dem Beispiele der Essener und Therapeuten, von denen er stets mit großer Achtung spricht, wiewol er ihre Lebensweise nicht annahm. Dabei vervollkommnete er sich in der Beredtsamkeit, und erwarb sich Kenntnisse der öffentlichen Angelegenheiten, und sein Ruf darin war so groß, daß er von seinen Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, um die Juden gegen Apions und Andrer verleumderische Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ die Gesandtschaft nicht vor sich, und Philo war sogar in nicht geringer Lebensgefahr. Er faßte daher eine von großer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zeugende Rechtfertigung der Juden schriftlich ab, welche nach Caligula's Tode im Senate vorgelesen wurde. Ungewiß und unglaubwürdig sind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christlichen Glauben angenommen, diesem aber, gewisser Kränkungen wegen, nachher wieder entsagt habe. Die auf uns gekommnen Schriften Philo's sind mehrmals, zuletzt und am vollständigsten von Mangey, London 1742, 2 Foliobände, nach ihm von Pfeiffer, Erlangen 1785 u. ff., 5 Octavbände, herausgegeben worden. Sie beweisen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrsamkeit und vielem Fleiße war, der die griechische Philosophie und Literatur genau kannte, und sind sehr wichtig für den, der den damaligen Zustand der Philosophie in Alexandrien kennen lernen will. — Außerdem kennen wir noch mehrere Schriftsteller gleiches Namens. Dahin gehört Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, und Sanchoniathon's phönizische Geschichte in Griechische übersetzte, wovon wir noch einige Bruchstücke besitzen; ferner Philo von Byzanz, der im zweiten und dritten Jahrhunderte lebte, und als der Verfasser eines Werks über die Kriegsmaschinen, über die sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. genannt wird.

Philoktet, des Pöas und der Demonassa Sohn, berühmt als Bogenschütze. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei einem Opfer auf der Insel Chrysa aber ward er von einer tempelhütenden Schlange, welcher er sich nahte, in den Fuß gebissen. Zwar setzte er die Reise dennoch fort, aber die Wunde ward immer bösartiger, und wegen ihres übeln Geruchs allen so unleidlich, daß man ihn, auf Ulysses Rath, nach Lemnos zurückbrachte, wo er neun Jahre lang in hülfloser Einsamkeit mühselig sein Leben fristete. Indeß konnte, nach der Weissagung des Helenus, Troja nicht erobert werden ohne die Pfeile des Herkules, welche dieser dem Philoktet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er sich verbrannte, geschenkt hatte;

daher sah man sich endlich genöthigt, zu ihm zurückzukehren. Ulysses und Neoptolemus (nach Andern Diomedes oder Pyrrhus) übernahmen die Sendung, und dem Letztern, der ihm auch Genesung verhieß, gelang es, nach langer Weigerung, den gekränkten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen. Wirklich heilte Machaon (nach Andern Aesculap, oder Podalirus) seine Wunde; eine Menge Trojaner, darunter auch Paris, wurden durch Philoktet's Pfeile getödtet und bald darauf die Stadt erobert. Nachher finden wir ihn in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet wurde. Die tragische Geschichte des Philoktet hat Sophokles in seinem nach dem Helden benannten und noch vorhandnen Trauerspiele dramatisch bearbeitet.

Philologie, I. Geschichtlicher Ursprung und Entwicklung derselben. Dieses griechische Wort, ähnlich der Benennung Philosophie gebildet, bedeutet ursprünglich das Streben nach Bildung oder Liebe derselben, und die allgemeine, ästhetische und philosophische Bildung selbst (φιλολογος daher, wer nach dieser Bildung strebt oder sie besitzt) insbesondre aber, insofern sich dieses Streben auf Sprache und Literatur gründet, Sprachbildung und Studium der Literatur. Philolog hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wissen wir durch Sueton, daß Eratosthenes (270—290 vor Chr. Geb.) zuerst so genannt wird, der als Astronom und Geograph berühmt, und zugleich Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek war; nach ihm führen mehrere durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer diesen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung in objectiver Hinsicht eine Literatur, in subjectiver eine Sprachkenntniß erfodert; so ist es begreiflich, warum erst nach Erschöpfung der geistigen Zeugungskraft in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denkmale dieses Geistes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrsamkeit sich bildete, ferner warum diese vorzüglich von der Grammatik ausging, deren, so wie der Lexicographie, Kritik und Hermeneutik Ursprung hier zu suchen ist (s. Alexandrinisches Zeitalter), und warum die Philologie später sogar auf jene beschränkt wurde. Früher wurde der Sinn und Geist des Alterthums, später nur der Buchstabe verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche zuerst diesen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhistorie, und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, ferner Grammatik, Hermeneutik, die grammatische und ästhetische Kritik, Rhetorik, Metrik und andre Wissenschaften. Sie waren die Mittelspersonen, durch welche uns namentlich die wichtigsten Denkmale der griechischen Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden sind, indem sie den Bau und Wortvorrath der griechischen Sprache, die Aechtheit einzelner Werke und Stellen der griechischen Literatur sorgfältig zu untersuchen begannen, größre Sammlungen und Auszüge griechischer Schriften veranstalteten, die mannichfaltigsten Kenntnisse, welche zum Verständnisse des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und Manches, was uns heute ein unauflösliches Räthsel bleiben würde, durch Erläuterungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften, der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen zu dieser Philologie findet Creuzer (in seiner geistreichen und gelehrten Schrift über das akademische Studium des Alterthums

u. ſ. w., Heidelberg 1807, 8.) ſchon in dem Zeitalter der Piſiſtratiden, deren Verdienſte um die Sammlung der homeriſchen Gedichte bekannt ſind, in der Anlegung von Bücherſammlungen ſeit Piſiſtratus, in dem Forſchungsgeiſte der Sophiſten, und Ariſtoteles vielſeitiger Gelehrſamkeit und literariſcher Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den erſten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (ſeit 332 vor Chr.), den Sammelplatz der Literaturſchätze, und den Vereinigungspunkt derer, die ſie brauchten. Auch in Kleinaſien, wo ſich Pergamus auszeichnete, deſſen Könige, namentlich Attalus II., (ſtarb 153 vor Chr. Geb.) Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenlande, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, beſonders zu Syrakus, bildeten ſich Literatoren und Philologen in jenem engern Sinne. Scholiaſten und Lexikographen finden ſich unter den Griechen noch bis in's 15. Jahrh., ſo wie ſich nie im oſtrömiſchen Reiche das Anſehn der griechiſchen Literatur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 vor Chr.) Das philologiſche oder grammatiſche Studium umfaßte, nach Cicero's Erklärung, auch die Behandlung der griechiſchen Dichter, Kenntniß der Geſchichte, Worterklärung und die richtige Ausſprache. Doch nicht bloß die griechiſche, ſondern auch die römiſche Sprache und das römiſche Alterthum wurden durch M. Terentius Varro, einen berühmten Polyhiſtor und Polygraphen (116 bis 27 vor Chr.), M. Verrius Flaccus (unter Auguſt), Aſinius Pollio und Andre ein Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen, und die Grundſätze der griechiſchen Grammatik wurden auf die lateiniſche angewendet. Lucius Plotius lehrte lateiniſche Grammatik zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfaſſendern Sinne Philologen. Die anſehnlichſten Bibliotheken wurden als Beute nach Rom geführt. Die römiſche Literatur ſtrebte der griechiſchen nach. Erklärer der römiſchen Schriftſteller (wie Aſconius Pedianus über Cicero's Reden, Aelius Donatus über Terenz u. A.) traten dann (ſeit 50 nach Chr.) auf, von denen viele Vorleſungen über die römiſchen Klaſſiker hielten. Donatus (354 nach Chr.) und Priſcianus (524 nach Chr.) wurden die Hauptlehrer der lateiniſchen Grammatik. Wie das Chriſtenthum das Heidenthum verdrängte, ſo wurde auch das Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums und ſeiner Literatur vorzüglich durch die frühern chriſtlichen Lehrer unterdrückt, welche Alles, was mit dem Heidenthume in Verbindung ſtand, für verderblich und ſchädlich hielten, und dadurch zum Verfalle der Wiſſenſchaften ungemein beitrugen. Hierzu kam das Eindringen der noch rohen Germanier in die Länder des römiſchen Reichs, durch welche viele literariſche Denkmale und Denkmale, namentlich die von den Kaiſern zur Erziehung und Bildung der höhern Stände geſtifteten Schulen (in welchen die zu dem encyklopädiſchen Unterrichte ſeit den Alexandrinern gerechneten Kenntniſſe gelehrt worden waren) zu Grunde gingen. Allein die Geiſtlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Aemter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen. Dies brachte die Kultur der weltlichen Wiſſenſchaften in die Hände der Geiſtlichkeit, welche dieſelben auch bis zu einer beſſern und günſtigern Zeit aufbewahrte, und mit den Abteien, Stiftern und Klöſtern Schulen verband, in denen die ſogenannte Encyklopädie, die in den ſieben freien Künſten (ſ. d. Art.

Kunſt) beſtand, gelehrt wurde. Zu dieſem Unterrichte bediente man ſich hauptſächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 nach Chr. Geb.) und des Caſſiodorus (ſtarb 563), die ebenfalls ſchon in den kaiſerl. Schulen im Gebrauche geweſen waren. Doch findet man erſt im 6. Jahrh. ſolche geiſtliche Schulen, in welchen die Reſte gelehrter Bildung ſich flüchteten, zuerſt in Frankreich, ſpäter in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächſt auf die Zwecke der Theologie beſchränkt. Die lateiniſche Sprache nahm daher auch, beſonders da ſie faſt nur geſchrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an klaſſiſcher Bildung, ſo wie der Einfluß kirchlicher und religiöſer Vorſtellungen und das Aufſtreben der neuern europäiſchen Sprachen ſich zeigte. So erzeugte ſich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung ward die Stiftung des Benediktinerordens durch Benedikt von Nurſia (ſtarb 544), in deſſen Regel befohlen wird, in jedem Kloſter dieſes Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuſchreiben und Bücherſammlungen anzulegen. Die Schulanſtalten, welche Karl der Große und ſeine gelehrten Freunde ſtifteten, führten auf das Studium der lateiniſchen Sprache zurück. Aber erſt ſeit dem 10. Jahrh. wurde durch häufigeres Leſen und Abſchreiben der alten Klaſſiker Geſchmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeigeführt. Hierin beſteht beſonders das Verdienſt der Congregation von Clugny, und ſpäterhin des Ordens der Ciſterzienſer und Karthäuſer (ſeit dem 12. Jahrh.) — Die arabiſche Literatur und Sprache gewann ſeit dem 7. Jahrh. viel Verbreitung und Anſehn. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griechiſche Literatur wieder aufgefriſcht. Ihre eigne Sprache erhielt ſchon ſeit dem 7. Jahrh. eine gelehrte Behandlung. Im 11. und 12. Jahrh. thaten ſich viele große Männer durch tieferes Studium der klaſſiſchen Literatur hervor, namentlich in Italien (wo ſeit dem 12. Jahrh. mehrere Univerſitäten geſtiftet wurden), in Frankreich und England. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und deſſen Schüler Anſelm aus Aoſta; der gelehrte Gerbert (Papſt Sylveſter II., ſtarb 1003), Biſchof Abbo von Fleury (ſtarb 1004) und Bruno von Köln (ſtarb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philoſophie, dieſe auf Plato und Ariſtoteles zurück. Männer, wie Abälard (ſtarb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, Roger Bacon und Andre verſtanden griechiſch, und ſchrieben ein beſſeres Latein. Aber ſie hatten mit der unwiſſenden und intoleranten Geiſtlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem (im 13. Jahrh.) das Studium der römiſchen Klaſſiker und die beſſere Latinität wiederum faſt ganz verſchwanden. Im 13. und 14. Jahrh. finden wir einige Anſtalten, durch welche die hauptſächlich zum Behufe des Bekehrungsgeſchäfts nothwendige Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, namentlich der hebräiſchen und arabiſchen, unterſtützt wurde; auch beförderte der Umgang der Chriſten mit den Mohammedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge dieſe Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieſer Sprache blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14. Jahrh. aber erwachte wieder der Genius des klaſſiſchen Alterthums, zuerſt in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium und eine geſchmackvollere Erklärung der klaſſiſchen Sprachen und ihrer Literatur ſich faſt über alle Theile Europa's verbreitete. Italien wurde der erſte Sammelplatz wahrer Philologen.

Zwei seiner größten Nationalschriftsteller, Petrarca und Boccaccio, voll Feuer für die Werke des klassischen Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römischen und griechischen Literatur. Besonders waren es Cicero und Virgil, welche des Erstern Aufmerksamkeit auf sich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordnen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm selbst bei seinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in seiner Vaterstadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römische, und für die griechische Literatur zuerst Leontius Pilatus, darauf Manuel Chrysoloras (1397) als Lehrer angestellt wurden. Durch Letztern, so wie durch Agyropylus und immer mehrere ausgewanderte Griechen, die sich, als der Fall des oströmischen Reichs sie vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechische Sprachlehre in Umlauf gebracht, und dadurch ein tieferes Verständniß der griechischen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, selbst in denen, welche keine Universität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörsäle. Ihr Enthusiasmus, sagt Eichhorn, theilte sich ihren Zuhörern mit, und durch diese wurde es (von 1400 — 1450) Ton der Republiken und fürstlichen Häuser in Italien, die klassische Literatur in Schutz zu nehmen, und durch das Studium derselben einen reinen Geschmack wieder herzustellen. Ja dieses Studium wurde zur Nationalangelegenheit erhoben. Der lebhafteste Eifer für dieselbe herrschte im 15. Jahrh. unter allen Ständen Italiens, und gründete überall philologische Vereine. Auch wurden seit Petrarca und Boccaccio, welche selbst Werke der griechischen und römischen Literatur sammelten und durch Abschriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt, und die literarischen Klösterschätze gemeinnütziger gemacht. In Florenz stiftete Cosmus von Medicis (1429) die platonische Akademie; sein Enkel Lorenz sammelte die reichsten Schätze der Literatur und Kunst, und zog die größten Gelehrten in jene Musenstadt; eben so war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona ein della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für klassische Literatur enthusiastisch wirksamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunst wirkte hier vorzüglich im Dienste der klassischen Literatur. Schnell vervielfältigten sich jetzt die Werke der klassischen Autoren; Sammlungen und Commentare erschienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigentliche gelehrte Gestalt angenommen; denn das gemeinsame Zusammenwirken der Sprachkenner wurde durch sie erst möglich gemacht, oder wenigstens erleichtert, und die Musterwerke des Geistes, so wie die Untersuchungen über dieselben, waren dem Zufalle weniger ausgesetzt, als bei der mangelhaften schriftlichen Verbreitung. Die schönste Frucht dieser Kultur offenbarte sich aber darin, daß das Lesen der Klassiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, sondern die Bildung des Geistes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten, und eine reinere römische Schreibart, worauf man vielleicht nur zu hohen Werth legte, bezeugen, wie sehr man diesen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieser Periode einen Leonardo Bruni (geb. 1370, starb 1444), Poggius Bracciolini (geb. 1380, starb 1459),

Lorenzo Valla (1407—1457), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon. Lätus, Marsilius Ficinus (geb. 1433, st. 1499) und Angelo Poliziano (1454 — 1492). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der klassischen Literatur zunächst nach Frankreich verbreitet. Wir finden im 15. Jahrh. Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Uebersetzungen der römischen Klassiker in's Französische. — In England verbreitete sich eine gründlichere Philologie erst seit dem Ende des 15. Jahrh. durch einige in Italien gebildete Gelehrte. — In Deutschland wurde dieselbe hauptsächlich von den Niederlanden aus verbreitet, und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Nieder-Deutschland vorbereitet. Die ersten Philologen des spät berühmten Deutschlands bildeten sich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442 — 1485), C. Celtes (1459—1508) und Joh. Reuchlin (1454—1521): erstrer ein Schüler des Thomas von Kempten; der zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Gesellschaften in Deutschland, letztrer durch die Wiedererweckung der hebräischen Philologie berühmt. Das im 16. Jahrh. in dem gebildeten Europa überall verbreitete philologische Studium zeigte den günstigsten Einfluß nicht nur auf allgemeine Kultur, so wie auf Philosophie, sondern auch auf alle speziellen und positiven Wissenschaften. Ohne diesen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und seine Freunde unternahmen, nicht zu Stande gekommen sein. Und eben dieser Einfluß war es wieder, welcher den Einfluß für Philologie und das Ansehn der klassischen Literatur unterstützte und erhielt. Ja dieses Studium ward die Grundlage der neuen europäischen Bildung. In diesem Jahrh. finden wir noch einen der ersten Humanisten (denn Humaniora wurden seit dem Mittelalter die Wissenschaften, die in das klassische Alterthum einführen, und Humanisten ihre Priester, wenn auch nicht mit Recht, ausschließend genannt), der insbesondre auf Deutschland den größten Einfluß äußerte, und das Studium der griechischen Literatur vorzüglich förderte, Desiderius Erasmus (1467—1536, s. d. Art.) in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16. Jahrh. aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dort dieselbe fast ausschließlich in Beziehung auf Kunstgeschichte und Alterthümer bearbeitet), war Holland die Schule der größten Philologen, die sich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedre Kritik und grammatische Erklärung großes Verdienst erwarben, und späterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot (Grotius) (1583—1645), der als Exeget Muster war, und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Justus Lipsius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinsius, die Gronove, Burmanne, einen Perizonius, Lamb. Bos, Siegebert Havercamp, Drakenborch, Oudendorp, Hemsterhuis, Wesseling, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Ruhnken, Wyttenbach und Andre. Auch die orientalische Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientalisten Erpen (1584 — 1624), Leusden, Hadr. Reland, den in dieser Wissenschaft Epoche machenden Albert Schultens (1686 — 1750) u. A. Die Verdienste der Engländer um die klassische Philologie, besonders seit dem 17. Jahrh., bezeugen die Namen eines Th. Creech, Barnes, Joh. Hudson, Baxter, Clarke,

Thom. Gattacker, Thom. Gale, Joh. Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Robert Wood, Zach. Pearce, Middleton, Potter, Heath, Warton, Musgrave, Thyrwhitt, Joh. Toup, des genialen Kritikers Rich. Bentley und Rich. Porson. Aber auch die orientalische Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearson, Castell, Lowth, Kennicot, beweisen, und die empirische Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig steht, während das Studium der klassischen Philologie etwas gesunken ist. In Frankreich fand die Philologie, besonders vom Anfange des 16. bis zum 17. Jahrh. viele Gönner und Freunde; hier wurde sie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, seltner selbstständig bearbeitet. Beispiele sind Wilh. Budé oder Budäus (1467 — 1540) und nach ihm Jac. Cujacius, Brissonius, später Dionys. Gothofredus (st. 1622) u. A. Zu den um die klassische Philologie verdientesten Franzosen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehrten Buchdrucker Rob. und Henr. Stephanus (Etienne), die großen Polyhistoren Jul. Cäs. Scaliger (della Scala eigentlich aus Verona), dessen Sohn, Joseph Justus Scaliger, welcher mit bewundernswürdiger Belesenheit und philologischer Kenntniß ausgezeichneten Scharfsinn verband, ferner Hadr. Turnebus (Tournebeuf), Claudius Salmasius (Claude de Saumaise), Isaac Casaubonus, Vigerius (Vigier), du Fresne, Faber (le Fevre), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der klassischen Literatur bei den Franzosen sehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher sie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen strebten, ohne ihren Nationalcharakter verleugnen zu können. In neuern Zeiten sind die philologischen Studien sehr vernachlässigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Villoison, la Rochelle, Boissonade anzuführen. Dagegen ist es eine mit der Eitelkeit dieser Nation zusammenhängende Erscheinung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Hardouin, de la Motte) auftreten sehen. Im 17. Jahrh. fand die orientalische Philologie bei den Franzosen Freunde, Bochart, d' Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A.; besonders aber die zu unsrer Zeit berühmten Silvestre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen ist den Franzosen bei der großen Ausbreitung der ihrigen, und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß gewesen. Spanier und Portugiesen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um so größer dagegen ist die Zahl der Deutschen, die mit Gründlichkeit und Vielseitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswissenschaft ausgemessen haben. Wir nennen aus dem 16. Jahrh. nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griechischen Literatur, den Lexikographen Bas. Faber, und den gelehrten Forscher des Alterthums, Joh. Georg Grävius (Gräve); aus dem 17. Jahrh., in welchem die Philologie weniger begünstigt wurde, den gelehrten Casp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18ten einen Ludolph Küster, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Frisch, Hederich; darauf, seit der Mitte dieses Jahrh., Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geschmackvollern philologischen Schule, mit welcher die Blüthe der selbstständigen Philologie unter den Deutschen be-

ginnt, die durch die geistreichen Ansichten eines Winkelmann, Lessing und Herder über das Alterthum und dessen neu entdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben scheint; ferner seine Nachfolger Ernesti, Reiske, Heusinger, Duker, Wesseling, Trendelenburg, Fischer, Reiz, Brunck, und die im 19. Jahrh. größtentheils noch lebenden Philologen Heyne, Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Schweighäuser, Herrmann, Heindorf, Schäfer, Jac. Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Becker, Voß und viele Andre. Die orientalische Philologie, namentlich die hebräische Literatur und Sprache, wurde im 16. Jahrh. von Buxdorf, im 17ten von Glaß, Pfeifer, im 18ten und 19ten von Danz, Gocceji, Michaelis, Dathe, Hezel, Schnurrer, Tychsen, Eichhorn, Paulus, v. Hammer, Vater, Gesenius und mehrern Andern gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieses philologischen Fleißes zeigt sich besonders deutlich in der Theologie; denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutschen seit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17. Jahrh. Jablonski, Herrmann von der Hardt, Reineccius, Simon; im 18. Jahrh. Semler, Ernesti, Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Nösselt, Knapp, Paulus, die Rosenmüller, de Wette u. s. w. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus allen Quellen entwickelt und als gelehrte Wissenschaft ausgebildet, welchen Charakter sie noch jetzt bei den Deutschen trägt. Die Geschichtsforschung und Erdbeschreibung wurde durch sie auf die mannichfaltigste Weise befördert und erweitert, und kein Fach der Wissenschaften und Künste blieb ohne ihre Unterstützung, so wie man umgekehrt das Studium der klassischen Literatur durch antiquarische und archäologische Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Beckmann, Voß). Wir fügen diesem kurzen Abrisse der Geschichte der Philologie die geordnete Uebersicht des oben genannten trefflichen Creuzer bei, welche von dem Wiederaufleben der klassischen Literatur im 14. und 15. Jahrh. ausgeht. Zwar, sagt dieser, gab es keine Zeit, wo eine bestimmte Richtung Aller nach Einer Seite hin sichtbar wäre, jedoch lassen sich verschiedne Perioden unterscheiden, nach dem in jeder herrschenden Grundtriebe des philologischen Strebens. Und da zeigt sich zuerst der noch unbestimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des klassischen Alterthums erschien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangnen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugnisse alter bildender Kunst, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derselben Andacht, wie denn überhaupt in der Gesinnung und Stimmung die Humanisten dieser Zeit von den bildenden Künstlern sich noch nicht so sehr trennten, als oftmals nachher geschah. Beide, gleich begeistert durch den Anblick jener großen Productionen, suchten das Gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wissens regte sich der unbestimmte, unschuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtlosigkeit der Nachahmung gestattete noch keine gesetzmäßige Unterscheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erscheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden seines Wesens. Diese Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in dieser Rücksicht sind hier Poggius, Angelus Politianus und Marsilius Ficinus; Letztrer als Wiederherstellter alter Philosophie. Es folgt die Periode

des Realismus, bei vorherrschendem Princip der Polyhistorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfassender, realer Gelehrtheit bei jedem Versuche, Werke des Alterthums gründlich herzustellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materiellen Anhäufens die organische Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, im reichen Vorrathe des Wissens zu schwelgen, als der dienende Geist sich selbstgefällig in dem Spiegel seiner Gelehrsamkeit beschaute. Repräsentanten für diese Periode, und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben, sind die Scaliger, Claude Saumaise, Gerh. und Johannes Vossius, Casp. Barth u. A. Was diese großen Polyhistoren gewirkt hatten, ward erst recht einleuchtend, aber auch erst recht brauchbar durch die kritischen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verstandes nennen können. Das jetzt herrschende Princip einer heilsam sondernden und sichtenden Kritik trat ins Mittel, und schied den ungeheuern, durch die Allbelesenheit jener Männer gewonnenen Stoff. (Daher auch die encyklopädistischen Bestrebungen in der Philologie.) Es prüfte schärfer den formalen Werth der Werke des Alterthums, unterschied genauer das Unächte von dem Aechten. Eine tiefre Sprachkunde, und ein steter Blick auf den Contexr gab größre Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit des Geschmacks waren jetzt mehr noch, als die Masse des Wissens, Foderungen an den Philologen. In dieser Richtung der Wissenschaft zeichnen sich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und besonnene Tib. Hemsterhuis, und mit dem besten Erfolge gingen auf diesem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfassende und produktive Kritiker Ludw. Casp. Valkenaer, und unter den jetzt Lebenden mehrere Philologen auch unsers deutschen Vaterlandes (z. B. der um die tiefre Begründung der griechischen Sprachlehre und Metrik so verdiente, scharfsinnige Philolog und Kritiker G. Herrmann). Die fortdauernde Herrschaft des kritischen Princips zeigt allenthalben seine gedeihlichen Folgen, wiewol nun wieder in dem Bestreben der Einzelnen manche Verschiedenheit der Richtung sichtbar wird, z. B. in der Conjecturialkritik so rasche Sinn eines Reiske und Brunck einerseits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die steifsinnige Anhänglichkeit an's Urkundliche in Joh. Fr. Fischer. Eine Periode der herrschenden Vernunft würde diejenige heißen können, in welcher der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit und Gesinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erschiene. In unsrer Zeit ist diese Periode durch Wolf, Schleiermacher, Voß und Creuzer selbst eingeleitet worden. Mit der hier mitgetheilten Uebersicht stimmt auch eine andre ziemlich überein, welche Ast in seinem Grundrisse der Philologie (Landshut 1808, 8.) mittheilt. Er unterscheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie drei Perioden: 1) die der ächten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in seinem gesammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Musterwerke der klassischen Schriftsteller sich im Geiste des Alterthums zu bilden suchte. Sie umfaßt

das 14., 15. und 16. Jahrh.: 2) die des materialiſtiſchen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17. Jahrh.; 3) die des formellen Studiums, im 18. Jahrh. Aber dieſer Schriftſteller iſt ungerecht, wenn er die Fortſchritte der Philologie am Ende des 18ten und im gegenwärtigen erſten Viertel des 19ten Jahrh. durch den Namen des formellen Studiums zu charakteriſiren gedenkt. Wir haben mit Abſicht einen Abriß der Geſchichte der Philologie vorausgeſchickt, weil die Idee der Philologie ſich ganz allmälig, und erſt in unſerm wiſſenſchaftlichen Zeitalter zu einem umfaſſendern und beſtimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet hat. II. Genauerer Begriff der Philologie. Es iſt bemerkt worden, daß die Sprachen der Griechen und Römer zuerſt eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielten; damit hängt zuſammen, daß bei ihnen zuerſt von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organiſchen Ganzen von Schriften, in welchem ſich die allſeitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menſchliche Weiſe offenbart, die Rede ſein kann, und dies iſt der Grund, warum ſelbſt ſpäterhin, als auch die orientaliſchen und alle neuern Sprachen grammatiſche Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts beachtend, die Sprachwiſſenſchaften überhaupt, oder die Linguiſtik philologiſche Wiſſenſchaften oder Philologie nannte, und daher ebenfalls von orientaliſcher Philologie ſprach, dennoch das Studium und die Wiſſenſchaft der griechiſchen und römiſchen Literatur vorzugsweiſe Philologie nannte, ſo wie das griechiſche und römiſche Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit, und entfernt ſich zu ſehr von dem Ausdrucke, wenn man die Philologie geradezu als Alterthumswiſſenſchaft bezeichnet, wie Wolf in ſeiner meiſterhaften Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft (Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft, herausgegeben von Fr. Aug. Wolf und Philipp Buttmann, 1. B. 1. St. Berl. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswiſſenſchaft zu denjenigen Theilen unſers Wiſſens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verſchiednen Behandlungsarten, und wechſelnden Namen, ſchwankende Gränzen und unbeſtimmten Umfang verrathen. Denn man verwechſelt hierbei das Weſentliche der Philologie mit dem, was nur mit derſelben in genauer Verbindung ſteht, oder als Hülfswiſſenſchaft zum Verſtändniſſe der alten Literatur und der Klaſſiker dient. Die gelehrte Kenntniß der Sprachen und Literatur des klaſſiſchen Alterthums iſt ein Theil der Alterthumswiſſenſchaft, aber auch zugleich der Schlüſſel und das Organ derſelben. Jene Sprachen nämlich ſind ſelbſt eine Art von Denkmälern, die auf's ſorgfältigſte durchforſcht werden müſſen, um an ihnen die organiſch fortgehende Bildung eines von Natur wohl ausgeſtatteten Volks wahrzunehmen. Die alte Literatur aber, als das in Schriften ausgeſprochne Leben jener Völker, macht den geiſtigſten und anziehendſten Theil des Alterthums aus, mithin auch die Philologie den wichtigſten Theil der Alterthumswiſſenſchaft. Sie iſt aber ein Schlüſſel und Organ derſelben, inſofern die gelehrte Kenntniß jener Sprachen, welche einen Haupttheil der Philologie ausmacht, in dieſes Leben einführt, und auch die Werke der Kunſt des Alterthums zum nähern Verſtändniſſe bringt, ſo wie umgekehrt die Wiſſenſchaft der Kunſtdenkmäler des Alterthums, und die Kenntniß der Ueberreſte alter Kunſt (die Archäologie im eigentlichen Sinne) das Verſtändniß der klaſſiſchen Literatur vielfach beför-

Digitized by Google

dert. Es findet also unter den Theilen der Alterthumswissenschaft eine durchgehende Wechselwirkung Statt. Die Philologie (als gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des Alterthums) umfaßt aber: 1) die Grammatik dieser Sprachen, in welcher, zufolge Wolf's idealischer Schilderung, zuerst, nach einer philosophischen Erklärung der allgemeinen Grundsätze der Sprache aus den Gesetzen des Denkens, die Theorie der griechischen und lateinischen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Diese Untersuchungen also sind von der einen Seite philosophischer, von der andern historischer Art. So wird aus der Grammatik eine Geschichte der Sprache und sie selbst eine sichere Grundlegung der Auslegungskunst und Kritik. 2) Hermeneutik (Auslegungskunst und Wissenschaft), die Kunst, die Gedanken eines Schriftstellers im Einzelnen und Ganzen mit nothwendiger Einsicht aufzufinden und darzulegen, wozu die Gesetze der grammatischen, rhetorischen und historischen Auslegung anleiten. Was aber nicht durch Anleitung gewonnen werden kann, und nur aus dem Genie des Auslegungskünstlers hervorgeht, ist die Gewandtheit des Geistes, in die Eigenthümlichkeit der Sprache, Denkart, Redegattung und in die Individualität seines Autors einzudringen, und nicht nur mit ihm übereinstimmend zu denken, sondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches Wolf das Verstehen in höherer Bedeutung nennt. Dies setzt aber 3) die philologische Kritik und Verbesserungskunst voraus, mit welcher eine mannichfaltige gelehrte Kritik (welche die Wahrheit des Geschriebnen zu beurtheilen hat) und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrags Anspruch machen, die rhetorische oder ästhetische (die den ästhetischen Werth bestimmt) zu verbinden ist. Die philologische Kritik erforscht das Alter, die Echtheit und Authentie der schriftlichen Werke, und beurtheilt ihre originale Richtigkeit, oder bald zufälligen, bald vorsetzlichen Verderbnisse. Da sie sich entweder auf handschriftliche Urkunden stützt, oder aus innern Beweggründen etwas aufklärt: so entsteht daraus eine niedere oder beurkundende, und eine höhere oder errathende Kritik. Die aus beiden Gattungen zusammengesetzte Kritik leitet den Forschenden oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend ist, als deren andre Wissenschaften sich rühmen. 4) Grundsätze der prosaischen und metrischen Composition oder Theorie der Schreibart und der Metrik. Die Fertigkeit des Philologen, in den alten Sprachen, wenigstens in der lateinischen, zu schreiben, ist nicht bloß eine subsidiarische, sondern zugleich ein Mittel, wodurch hermeneutische und kritische Gewandtheit erlangt wird, und das uns mit der charakteristischen Denkweise der Alten am innigsten vertraut macht. Denn nur der Schreibende bemächtigt sich der fremden Sprache ganz; auch ist Wolf der Meinung, daß man nicht nur von Gegenständen, welche die Alten behandelt, sondern auch über neuere lateinisch schreiben könne. „Verstände," sagt er, „sich Jedermann darauf, mit seinem Gefühle das zu unterscheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie ist, und was Zeitgeschmack oder persönliche Eigenheit gewisser Schriftsteller war: so möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenstände für einen von unsern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu schreiben, vielleicht gar aus den verschiedensten Schriften eines längern Zeitraums sich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre, wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunst, nach ihren ursprünglichen Mustern, oft in derselben Steinart mit neuem Geiste

darzustellen." Als Wissenschaft der alten Literatur gehört zur Philologie ferner die Geschichte und Literatur der Griechen und Römer, welche sich aus der Völkergeschichte herausheben muß. Diese betrifft sowol die wissenschaftliche und poetische Ausbildung überhaupt, als insbesondre die Schriftsteller und ihre Werke, und zwar die vorhandne Literatur nach ihrem ganzen Umfange. Hierzu müssen noch mehrere Bruchstücke vieler verlornen Schriftsteller gesammelt werden. Doch sind durch die Auswahl der besten griechischen Schriftsteller, welche alexandrinische und pergamenische Philologen machten, vornemlich auserkohrne Meisterwerke auf die Nachwelt gekommen. Den Vorrath der vollständigen und in Bruchstücken erhaltnen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausschluß der nicht hieher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Gesammtzahl der lateinischen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptschriften sind, welche der alten Bildung und nachher der unsrigen die bestimmtesten Richtungen gegeben haben. Alle diese beschriebnen Wissenschaften und Kenntnisse nun bilden die Philologie, die mithin keine einzelne Wissenschaft, im strengen Sinne des Worts, sondern ein Inbegriff mehrerer Wissenschaften und Kenntnisse ist, durch welche das klassische Alterthum in seinen schriftlichen Geisteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden soll. Da sich nun in diesen Werken der Geist des Alterthums am reinsten abspiegelt: so haben die neuern Bearbeiter dieser Wissenschaft und die, welche (wie Wolf, Ast, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie selbst überhaupt das Studium oder die Wissenschaft des klassischen Alterthums, in einem gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswissenschaften der Philologie werden aus obigem Grunde, nämlich wegen Wechselwirkung aller Theile der Alterthumswissenschaft, alle übrigen Theile der letztern sein, mithin a) alte Erdkunde, welche Wolf in mythische Geographie (auch Uranographie) und historische Geographie nebst Chorographie und Topographie eintheilt; b) die allgemeine Geschichte der Völkerschaften des Alterthums selbst, nebst Chronologie und historischer Kritik als deren Hülfsmitteln; c) die sich hier anschließenden griechischen und römischen Antiquitäten (s. d. Art.), oder Geschichte der einzelnen Zustände, Verfassung und Sitten der vornehmsten Völker Griechenlands und der Römer; d) Mythologie oder religiöse Sagenkunde der Griechen und Römer; e) Geschichte der Philosophie und der übrigen Wissenschaften der Griechen und Römer; f) Geschichte der Kunst des Alterthums und der einzelnen Künste insbesondre, mit Einschluß der Poesie; g) Archäologie oder Wissenschaft der noch vorhandnen Kunstwerke und Denkmäler der Alten, wozu auch die Epigraphik oder Inschriftenkunde beider Völker und die Numismatik oder Münzkunde in Beziehung auf dieselben gehört; h) Geschichte der Alterthumswissenschaft; und endlich i) Aesthetik (insbesondre Poetik) und philosophische Kritik zur Würdigung der alten Schriftsteller. Allein nicht durch den Umfang der Wissenschaften, welche die Philologie unter sich enthält, sondern durch die Verbindung derselben zu einem nothwendigen und wahrhaft menschlichen Zwecke, und durch diesen Zweck selbst wird der Begriff der Philologie und deren Würde erst vollständig bestimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswissenschaft überhaupt auf. Diese ist, nach Wolf, der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zu-

ſtande der Griechen und Römer, mit ihrer Bildung, ihren Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkmalen ſo bekannt machen, daß wir geſchickt werden, die von ihnen auf uns gekommnen Werke gründlich zu verſtehen, und mit Einſicht in ihren Inhalt und Geiſt, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des ſpätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke ſind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phraſe ausdrückt: „ein guter Grieche oder Lateiner werden," gewiſſe andre Wiſſenſchaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbeſſern, welchen Nutzen die Philologie insbeſondre der Theologie und Jurisprudenz leiſtet. Ein höherer Zweck findet Statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften, welche als die ſchönſten Denkmale des Geiſtes auch auf unſre Bildung einwirken, für ſich ſelbſt betrachtet wird. Uebungen des Denkens, ſagt Wolf ſehr ſchön, an Sprachen, die das Höchſte und Tiefſte, was im Menſchen liegt, zuſammenfaſſen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abſtracten Unterſuchungen, und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßige Behandlung der ſchriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beſchäftigt und wiſſenſchaftlich und künſtleriſch angeſtrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieſes Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswiſſenſchaft vorzugsweiſe die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit in einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verſchafft? Dieſe Kenntniß iſt um ſo wichtiger, weil nur im alten Griechenlande ſich findet, was wir anderswo faſt überall vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menſchlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unverſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt zum Nachtheile Vieler, und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwickelung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten allmälig einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen entwickelten, daß ſie unter ihren Ueberreſten neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltnen Eigenſchaft zugleich die erſten bewundernswürdigſten Meiſter von idealen Spekulationen aufgeſtellt haben. Dieſes alſo iſt der höchſte Zweck humaniſtiſcher Studien; die Beförderung letztrer durch bloß untergeordnete Zwecke dagegen, ſo wie vornehmlich das endloſe Beſtreben, in allem Geſchichtlichen des Alterthums, ſo wie in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zuſammenzutragen, ohne ſich feſter allgemeiner Grundſätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiſte, der alles Einzelne zu einem harmoniſchen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu faſſen, iſt der gründ-

lichen Bearbeitung derſelben höchſt nachtheilig. Letztres bildet nur Buchſtabengelehrſamkeit. Aber, ſagt Aſt in ſeinem trefflichen Grundriſſe der Philologie, nicht um der todten Gelehrſamkeit und des mechaniſchen Wiſſens willen, noch wegen der Sprachkenntniſſe ſtudirt der Philolog die Werke der klaſſiſchen Schriftſteller, ſondern um eine wahre und lebendige Anſchauung und Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums zu erlangen, welches uns in ſo Vielem Muſter bleiben wird. Der Philolog ſoll nicht bloß Sprachmeiſter oder Antiquar ſein, ſondern auch Philoſoph und Aeſthetiker; er ſoll ja den ihm gegebnen Buchſtaben nicht bloß in ſeine Beſtandtheile zerlegen können, ſondern auch den Geiſt erforſchen, welcher den Buchſtaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchſtaben zu ergründen, und die Form zu würdigen, in welcher der Buchſtabe zur Offenbarung des Geiſtes ſich dargeſtellt hat. Ohne dieſes höhere wiſſenſchaftliche Leben iſt die Philologie entweder bloßer Formalismus, oder bloßer Materialismus; jenes als einſeitiges Sprachſtudium betrachtet, dieſes als bloße antiquariſche Gelehrſamkeit. Die Form vom Inhalte oder Stoffe getrennt iſt ein leeres, gehalt- und bedeutungsloſes Weſen, der Stoff aber ohne Form ein regelloſes, chaotiſches Unding. Das bloße Sprachſtudium, welches die Sprache nicht als Organ des Geiſtes erkennt und deutet, ſondern ſie in ihrer atomiſtiſchen Einzelnheit als ein nicht höher Beziehbares betrachtet und behandelt, iſt daher eben ſo, wie die einſeitige antiquariſche Gelehrſamkeit, nichtig und gehaltlos. Erſt beide in ihrer Verbindung zu einem Zwecke erzeugen ein Weſenhaftes, gleichwie nur die Harmonie des Stoffes und der Form ein Ding zu bilden fähig iſt. Was iſt aber das Letzte und Höchſte, das den Stoff und die Form zur lebendigen Einheit verbindet, über beiden ſchwebend, beide beherrſchend? Der Geiſt, das ewige Bildungsprincip des Lebens. Auf dieſes letzte und höchſte Princip der Wiſſenſchaft, auf ihren Geiſt und ihre Idee muß alſo, wer die Wiſſenſchaft nicht handwerksmäßig und bloß techniſch, wie eine Profeſſion, ſondern wiſſenſchaftlich treiben will, die Fülle des Stoffes, als die materielle Seite der Wiſſenſchaft, zugleich mit ihren mannichfaltigen Formen der Darſtellung und Behandlung beziehen. Philologie, fügen wir mit Creuzer hinzu, verdient alsdann dieſen Namen, wenn in ihr der Fleiß der Forſchung, die Fülle des Wiſſens, die Schärfe und Conſequenz des kritiſchen Urtheils nur dem Vorſatze dienen, das Bild einer göttlichen Menſchheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, im wiſſenſchaftlichen Streben, in Schrift und Rede nach allen Kräften wieder herzuſtellen und der Betrachtung aller Zeiten zur Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung iſt, in ſofern Sprache und Literatur des klaſſiſchen Alterthums, ſo wie dieſes ſelbſt, nicht bloß hiſtoriſch gefaßt, ſondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplariſch angeſehen wird, indem die Schriften der Alten, in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muſter alles Denkens und aller Rede ſein können und eben deßwegen klaſſiſch heißen, ſo große Anſprüche daher auch die Philologie in dem Kreiſe der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf: ſo werden doch auch oft die Anſprüche der Philologie übertrieben, und die Ueberſchätzung des Alterthums und ſeiner Werke zeigt uns einen befangnen Sinn und einſeitig beſchränkten Geſchmack. Ja dieſer Pedantismus iſt unter den Philologen von Profeſſion bis auf unſre Zeit ſo einheimiſch geweſen, daß man den Titel eines Philologen und

eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptsächlich in der geistlosen Absonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreise und Zwecke der Alterthumswissenschaft; ein andrer, aber nicht minder verbreiteter in dem falschen Begriffe von Klassicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entspringenden Ueberschätzung desselben, verbunden mit Herabsetzung der neuern Bildung und Literatur. Viele verstehen unter dem Klassischen nur die Correctheit und Klarheit des Styles, welche sie freilich in einer todten, d. h., nicht mehr fortschreitenden Sprache, deren Regeln sie nach den Schriftstellern selbst, die sie klassisch nennen, geformt und von ihnen abstrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müssen. Auch sind uns die Alten nicht Muster in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrschte auch bei ihren Darstellungen die Neigung zur äußern Schönheit, oder zur vollkommnen Gestaltung: so blüht doch jedem Lande und Volke seine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unsre Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geist des Alterthums, nicht bloß den Buchstaben, mit Freiheit auffassen, und die klassische Bildung als eine edle Form der Menschheit zu würdigen wissen. Eine solche erhöhte und vollendete Bildung zeigen diejenigen auch wirklich, welche durch das klassische Alterthum, wie der bildende Künstler durch die Herrlichkeit der sichtbaren Natur, zu selbstthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt werden; sie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne diese Bildung immer etwas fehlt, was er, um seine Wissenschaft zu vollenden, empfindlich vermissen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologische Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen eben sowol, als durch die philosophische, poetische und gesellige Bildung derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbstthätigkeit, Geist und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung sind, oft im großen Nachtheile steht. Nur der, sagt Wolf, verdient Tadel, welcher das Einzelne über seinen Werth erhebt, in Hinsicht auf Literatur, Kunst oder Geschichte. Auch die Ueberreste der alten Literatur sind nicht von gleichem Gehalte. Sie fodern und leiden eine zwiefache Ansicht und Behandlung: als Denkmäler und Zeugnisse vergangner Zustände, in welcher Rücksicht auch die unbedeutendsten Stücke einen geschichtlichen Werth haben, und als ästhetisch-schöne Werke; und es würde den Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Klassische und Schöne ausheben wollte, welche Denkart mehr selbstsüchtig und vornehm, als wahr und liberal ist. Die unduldsamsten und engbrüstigsten der Philologen sind daher diejenigen, die sich aus der klassischen Literatur einen Lieblingsautor aussuchen, auf dessen Behandlung sie sich beschränken, oder nach welchem sie alles Antike und Moderne messen (z. B. den Cicero, wegen seines eleganten Lateins, der oft geschwätzigen Weitschweifigkeit nicht zu gedenken; den Horaz, wegen der sogenannten Lebensphilosophie, oder um einige Weidsprüche desselben gelegentlich in Stammbücher zu schreiben). Daher auch Wolf richtig bemerkt: „der Gesichtspunkt von Seiten der Klassicität einzelner Schriftsteller und Werke ihrer Gattung darf bei dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten, als der rein historische, der die Erscheinungen in ihrer organi-

schen Entwickelung aufnimt, wodurch man allein sich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei und andern schiefen Urtheilen sichert.“ Dem philologischen Pedantismus steht gegenwärtig die Oberflächlichkeit der sogenannten Schöngeister (was man sonst so nannte, bezeichnet unsre Ansicht sehr gut) entgegen, welche entweder durch Uebersetzungen, die nach Wolf's Ausdruck nur halbe Bekanntschaften machen, den Geist des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueste Literatur unbedingt und keck über die alte erheben; ferner die Unwissenheit derer, welche als Gelehrte besondrer Facultätswissenschaften sich der philologischen Studien entschlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der klassischen Sprachen gesagt worden ist, und fragen einen Jeden, ob nicht eben die gründlichsten Gelehrten aller Facultäten durch philologische Studien gebildet, und von dem Geiste des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten nichts mehr zu lernen finden, so haben sie auch vergessen, wie viel sich aus ihnen (in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unser Geist aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen kann ꝛc.) noch lernen ließe. Indessen wird trotz ihrer Verachtung der philologischen Studien, so lange Männern von tiefer Einsicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademischen Unterrichts unterworfen ist, und die gelehrte Kultur nicht in ihrer Wurzel erstickt werden soll, die Philologie stets den ersten Gegenstand der gelehrten Erziehung ausmachen.

Philomele, Tochter Pandions, Königs von Athen, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der gemeinen Sage heirathete Prokne, Schwester der Philomele, den thrazischen Fürsten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reiste Tereus nach Athen. Prokne bewog ihn, ihre Schwester Philomele mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie, und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund; worauf beide aus Rache den Itys schlachteten, und dem Vater auftischten. Indem dieser, die Ueberbleibsel erkennend, sie verfolgte, riefen sie die Götter um Erbarmen an, und alle wurden verwandelt. Prokne entfloh als Nachtigall in die Wälder, über Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgestoßnem Gezirp, wegen der verstümmelten Zunge, winselte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein suchendes Pu (oder Wo). Die Nachtigall ward mit beständiger, die Schwalbe mit halber Schlaflosigkeit gestraft. Eine spätere Verwechselung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Prokne zur Schwalbe.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geb. zu Megalopolis in Arkadien im J. 253 vor Chr. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Kassander, ein edler Mantinäer. Zwei akademische Philosophen wurden seine Lehrer, und flößten ihm die hohen Grundsätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, sondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegerischer Ruhm war seine Leidenschaft, und alle seine Jugendübungen waren schon dahin gerichtet. Kaum konnte er die Waffen tragen, als er sich muthig zu denen von seinen Landsleuten gesellte, welche Einfälle in das spartanische Gebiet machten. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Philopömen, der vergeblich ihn wieder zu ver-

treiben gesucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Messene mit der äußersten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, stieß Philopömen mit der Reiterei seines Vaterlandes zu ihm, und that sich rühmlich hervor in der Schlacht von Sellasia, in welcher die Spartaner gänzlich geschlagen wurden. Antigonus trug ihm seine Dienste an; aber Philopömen trat nur auf einige Jahre als Freiwilliger in jene treffliche Kriegsschule, um an einem innern Kriege auf Kreta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück, und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei, welche unter seiner Führung durch ganz Griechenland furchtbar ward. In einer Schlacht mit den Aetoliern und Eleaten erlegte er mit eigner Hand den Anführer der eleatischen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Dies Alles war jedoch nur das Vorspiel der großen Erfolge, die er als Oberfeldherr des achäischen Bundes, wozu er im J. 210 vor Chr. ernannt wurde, erringen sollte. Nachdem er das Kriegswesen der Achäer umgeschaffen, führte er sie in's Feld gegen Machanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaja ausgezogen war. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander. Nach einem harten Kampfe tödtete Philopömen in persönlichem Gefechte den Machanidas und gewann einen vollständigen Sieg. Diese That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphischen Tempel. Als die Achäer dem Nabis, einem spätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieser Gythium belagerte, wollte Philopömen ihn zur See angreifen, mußte aber seine Kühnheit mit einer Niederlage bezahlen. Er rächte sich durch einen Ueberfall des feindlichen Lagers, zog sodann gegen Sparta, stieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verlust bei. Bald nachher wurde Nabis ermordet, Sparta von den Aetoliern eingenommen und geplündert. Die Einwohner hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Philopömen mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäischen Bunde zu bewegen. Dieses höchst glorreiche Ereigniß fand im J. 191 vor Chr. Statt. Das Volk wollte dem Wiederhersteller der Ruhe seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von 120 Talenten beweisen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelöst worden waren; aber Philopömen's Uneigennützigkeit schlug es aus. Die Eintracht war indeß von kurzer Dauer. Mißvergnügte reizten den Unwillen der Spartaner gegen die ehemals von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutze der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte sie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf, und bat die Römer um Beistand. Philopömen kündigte als Feldherr der Achäer Sparta den Krieg an. Der römische Consul Fulvius suchte umsonst den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geschickten Gesandten kamen mit unbestimmten Antworten zurück. Philopömen ging indeß auf Sparta los, und foderte die Auslieferung der Unruhestifter. Wirklich begaben sich diese in Begleitung der vornehmsten Spartaner in's achäische Lager; aber als hier die Klagen untersucht werden sollten, kam es unvermuthet zwischen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. Dreiundsiebenzig Lacedämonier wurden dabei zu Gefangnen gemacht, und von Philopömen nach einer kurzen, offenbar parteiischen Untersuchung hingerichtet. Dadurch geschreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Philopömen mit derselben

Strenge behandelte, als wäre sie mit Sturm genommen worden. Er befahl, ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlassen, die Vertriebnen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit gesetzten Sklaven zu verjagen, und statt der Gesetze Lykurg's die Gesetze Achaja's anzunehmen. Die Römer, an welche sich die Lacedämonier wandten, erklärten diese Bedingungen zwar für unbillig und grausam, fügten jedoch hinzu, daß sie kein Recht hätten, sie umzustoßen. Als aber bald nachher der römische Senat das mächtige Achaja demüthigen wollte, schickte er eine Gesandtschaft an die Achäer, um sie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; Philopömen bewirkte zwar die Zurückweisung des Gesuchs, dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Versammlung Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war diese Angelegenheit geordnet, als Messene sich gegen den Bund empörte. Philopömen, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, zog gegen die Aufrührer, schlug sie anfangs zurück, sah sich aber bald mit solcher Ueberlegenheit angegriffen, daß er nicht länger wiederstehen konnte. Von den Seinigen getrennt, und von seinem Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände. Er wurde gebunden nach Messene gebracht, wo sein Anblick die meisten Einwohner, die unter ihm gefochten und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Diesen Eindruck zu vernichten, ließ ihn die Obrigkeit in einen unterirdischen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß seine Truppen sich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das ist mir genug, ich sterbe zufrieden!“ So starb einer der größten Helden und Feldherrn Griechenlands, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite setzten. Er lebte und starb seinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäische Feldherr Lykortas. Philopömen's Asche wurde feierlich in seiner Vaterstadt Megalopolis bestattet. Die meisten Städte Griechenlands errichteten dem Helden Bildsäulen mit Inschriften, und Megalopolis brachte an seinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philosophie. I. Begriff und Zweck derselben. So verschieden auch, am meisten unter den Philosophen selbst, der Begriff der Philosophie bestimmt zu werden pflegt, indem die Philosophie etwas ist, was durch das Philosophiren hervorgebracht werden soll, das Philosophiren aber in einem selbstthätigen Denken besteht, wodurch die Menschen so sehr von einander abweichen, daß sie in die entgegengesetztesten Ansichten und Meinungen aus einander gehen: so lassen sich doch alle vernünftigen Ansichten über die Philosophie dahin vereinigen, daß sie eine Wissenschaft ist, welche nicht nur die höchsten und wichtigsten Gegenstände hat (Gott, Welt, Mensch und deren wahres Verhältniß überhaupt), sondern auch die höchste für Menschen erreichbare Erkenntniß dieser Gegenstände bezweckt. In ersterer Hinsicht nannte sie schon Cicero eine Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen; viele Neuere nannten sie bald Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, bald Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, Andre Wissenschaft der Ideen, insofern man glaubt, durch diese das Wesen der Dinge zu erkennen, und weil sich alle Ideen in der Idee des Absoluten schließen und von ihr auslaufen, die Wissenschaft des Absoluten (wie in der schelling'schen Schule). In letztrer Hinsicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche diese erhabensten Gegenstände erkannt werden mögen, und auf

diese Möglichkeit selbst reflectirt: Vernunftwissenschaft; nach Kant: Vernunftwissenschaft aus Begriffen; nach Fichte: Wissenschaftslehre, oder Wissenschaft des Wissens; nach Andern: Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit. Philosophiren heißt daher: über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken, und die gefundnen Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen. Letztres fodert der Begriff der Wissenschaft, die ihrer Form nach nur durch System vollendet wird. Es sind aber, wenn hier von höchsten Gegenständen die Rede ist, keineswegs alle einzelne, in der Erfahrung gegebne oder erst hervorzubringende Dinge gemeint, welche diesem oder jenem Menschen die höchsten scheinen, sondern das, was unbedingt, als das alles Wissen und Sein (die Welt) bedingende Wesen von der Menschenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgesetzt werden muß. Hierdurch unterscheidet sich die Philosophie eben sowol von den empirischen Wissenschaften, welche es mit gewissen Erfahrungsgegenständen, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt, oder des Anschaulichen, zu thun hat, ja auch von der Logik, welche letztrer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenstoffes in Begriffen handelt, und von vielen nur als Vorbereitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie angesehen wird, in welcher diese Gesetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darstellung und Mittheilung der Ideen schon in ihrer Anwendung erscheinen. Philosophie ist insofern keine Wissenschaft aus Begriffen, sondern Wissenschaft der in Begriffen systematisch entwickelten Ideen, Vernunftwissenschaft durch oder mittelst der Begriffe, und Philosophiren ist sonach Ideen in Begriffen (discursiv) entwickeln. Sie wird ferner als höchste Wissenschaft, welche jeder andern Wissenschaft ihre Principien gibt, (indem das Höchste jeder besondern Wissenschaft durch das Höchste, welches die Philosophie erkennt, und durch den Zusammenhang, welchen der Philosoph durch das Absolute unter den Gegenständen der Welt erblickt, bedingt, und kein einzelner besondrer Gegenstand ihre Aufgabe ist) ja auch insofern, als sie die Gesetze aller wissenschaftlichen Form in ihrem Ursprunge faßt und aufstellt, Wissenschaft schlechthin, oder Wissenschaft aller Wissenschaften genannt, und kein Bedürfniß als das rein humane, durch selbstthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, ist ihr wahrer Quell. Darum ist sie auch Vorbild jeder andern Wissenschaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philosophisch (philosophische Betrachtung, Behandlung) das, was sich über die Erfahrung erhebt, und durch Ideen bestimmt wird. Und eben darum wird auch das philosophische Studium dem Studium der besondern Wissenschaften vorausgeschickt. Die große Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt, und an deren Verwirklichung die ganze philosophirende Menschheit arbeitet, ist der Grund des bescheidnen Namens, welchen jene Wissenschaft, und diejenigen, welche sie bearbeiten, in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort Philosophie seiner Grundbedeutung nach, die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und somit der Philosoph derjenige ist, der die Wahrheit liebt und die Weisheit sucht; kein Allwissender, aber auch kein solcher, der sich weniger bescheiden, als egoistisch oder ideenscheu auf die oft so sehr gerühmte Selbsterkenntniß beschränkt, und der Philosophie die übersinnliche Welt abschneidet. Das Mittelalter nannte diese Wissenschaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Ge-

gensatze der Theologie, oder der Offenbarung selbst, d. h. der christlichen Religion, deren unmittelbarer Ursprung der Gottheit beigelegt wurde. Der jene Weisheit Suchende nun strebt, jene höchsten Gegenstände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von seiner eignen Bestimmung überzeugt zu werden; er sucht also vornehmlich das Absolute in seiner Offenbarung, das Verhältniß des Absoluten zum Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seins; ferner das Verhältniß des Geistes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven zum Objectiven zu erforschen und zu erklären. Dieses sind die Gegensätze, welche die Philosophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären versucht hat. Die nach dem Talente und der verschiednen Ausbildung der Philosophirenden verschiednen Lösungen bilden die verschiednen philosophischen Ansichten und Systeme, deren Folge und Zusammenhang die Geschichte der Philosophie zeigt. In diesen Versuchen, die Idee der Philosophie zu verwirklichen, so wie überhaupt durch die Beschäftigung mit Philosophie bildet sich zugleich der erkennende Geist des Menschen zur höchsten ihm erreichbaren Vollendung aus, und nimt eine Richtnng auf das Uebersinnliche, die seinem ganzen Leben eine höhere Gestalt geben muß. Freilich findet dieß nur Statt bei demjenigen Philosophen, der mit Wahrheitsliebe, Geist und hohem Eifer nach einem sich selbst begreifenden und begründenden d. i. dem philosophischen Wissen, auf dem durch die Vernunft selbst angedeuteten Wege strebt; denn die lebendige, mit Ernst und Eifer für das Höchste erworbne Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menschen und dessen Gesinnung sein. Die Weisheit, als die höchste Frucht der Philosophie, ist daher auch nicht auf das Wissen beschränkt; sie umfaßt Wissen und Handeln, in ihr sehen wir das Handeln durch das höhere Wissen bestimmt und fest begründet, und das Wissen in das Handeln übergehen. Wo dies nicht ist, da ist die Philosophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Systeme, der Form der Wissenschaft, das Wesen sucht, und, an diese gefesselt, die Freiheit verliert. Aber alle Philosophie zerfällt ohne System, und die Freiheit des Denkenden kann sich leicht in ungebundne Willkür, und wo sie dem Gefühle allein huldigt, in Mysticismus verlieren. Dem Bestreben, die Philosophie als Wissenschaft im Systeme aufzustellen, stellt sich immer das polemisirende Streben entgegen, die Fesseln des Systems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entspringt, sich das Feld der Forschung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus ist (s. die Art. Dogmatismus, Skepticismus und Kritik). II. Eintheitheilung der Philosophie. Die Philosophie im weitern Sinne theilt man in reinphilosophische Wissenschaften (die Philosophie im engern und eigentlichen Sinne), und in die angewandte Philosophie. Jene ist Entwickelung der reinen Vernunfterkenntnisse (der Ideen) durch Begriffe; diese wendet sie und die gefundnen Gesetze des Geistes auf Gegenstände, die in der Erfahrung gegeben sind, an. (Zu den letztern gehört z. B. die Erfahrungsseelenlehre, die Pädagogik, Politik ꝛc., wovon die besondern Artikel.) Die Philosophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik und Dialektik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philosophie), Physik (späterhin Metaphysik), die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seins, und Ethik, die Wissenschaft von der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen, eingetheilt. In den neuer Zeiten ist

die Eintheilung der Philoſophie in theoretiſche und praktiſche die allgemeinſte geweſen. Die theoretiſche oder ſpeculative Philoſophie, ſo wurde der Begriff ehemals beſtimmt, ſolle die höchſten Wahrheiten über Gott und die Welt, Natur und Geiſt überhaupt vortragen; die praktiſche die Anwendung lehren. Man ſah aber bald, wie wenig der letztre Begriff den unter der praktiſchen Philoſophie verſtandnen Wiſſenſchaften angemeſſen ſei, und beſtimmte die praktiſche Philoſophie als die Wiſſenſchaft von dem Handeln oder von der moraliſchen Natur des Menſchen insbeſondre. Einige nennen daher die theoretiſche Philoſophie die erklärende Philoſophie, inſofern ſie das zum Gegenſtande hat, was ohne unſer Zuthun iſt, und was wir durch das Erkennen finden; die praktiſche die befehlende oder rathende, inſofern ſie Vorſchriften ertheilt für das, was durch Freiheit bewirkt werden ſoll. Die ſpäter entſtandne Aeſthetik (ſ. d. Art.) hat man bald zu der theoretiſchen, bald zu der praktiſchen Philoſophie gerechnet. Wo die Philoſophie ſich bloß auf die Erkenntniß der menſchlichen Geiſtesthätigkeit beſchränkt, da iſt die theoretiſche Philoſophie Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Vorſtellens und Erkennens, welche man die theoretiſche Thätigkeit nennt (die Aeſthetik hat man dann als Geſchmackslehre, oder vielmehr als Wiſſenſchaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hieher gezogen); die praktiſche Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Handelns, oder von dem geſetzlichen Handeln. Dieſe Anſicht aber verliert ſich oft in Formalismus, indem man die Gegenſtände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Geſetze derſelben nachgedacht wird. Wenigſtens iſt die Wiſſenſchaft über die Geſetze und Kritereien der Erkenntniß, richtig vorgeſtellt, das, was Kant als Kritik wollte, mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretiſche Philoſophie, als dieſe ſelbſt. Diejenigen nun, welche letztre auf die zuletzt angegebne Weiſe beſtimmen, rechnen die Logik und Metaphyſik zur theoretiſchen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht oder die philoſophiſche Rechtslehre, (wovon Staats- und Völkerrecht, ſo wie die Politik nur angewandte Wiſſenſchaften ſind) zur praktiſchen Philoſophie. (Von dieſen Wiſſenſchaften ſiehe die beſondern Artikel). Endlich kann man auch die Philoſophie nach der Dreizahl der höchſten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretiſche, praktiſche und äſthetiſche Philoſophie eintheilen. Eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht der philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ihrem innern Zuſammenhange ſtellt die Encyklopädie der Philoſophie auf. Die neueſten Lehrbücher derſelben ſind von Pölitz (Leipzig 1813) und Gottl. Ernſt Schulze (Gött. 1814 N. A. 1817). III. Geſchichte der Philoſophie iſt die pragmatiſche Erzählung von den wichtigſten Verſuchen, die Idee der Philoſophie zu verwirklichen, oder, nach Tennemann, die pragmatiſche Darſtellung der allmälig fortſchreitenden Bildung der Philoſophie als Wiſſenſchaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigſten Theile der Bildungsgeſchichte des Menſchen, ſondern auch insbeſondre in Hinſicht ihres Einfluſſes auf die Ausbildung und Leitung des philoſophiſchen Talents großen Werth. Letztres darum, weil durch ſie die wichtigſten Aufgaben der Philoſophie, nach ihrer wahren Bedeutung, ſo wie nach ihrem Umfange und Zuſammenhange hervortreten, die wichtigſten Begriffe der Philoſophie und die Vorausſetzungen der philoſophiſchen Syſteme von mehrern Seiten beleuchtet erſcheinen, und weil die Ueberſicht der Bahnen und Irrwege, welche der philoſophirende Geiſt durchlaufen, das Ziel, ſo wie den Weg dazu, warnend andeutet. Gewöhn-

lich theilt man die Geschichte der Philosophie in die alte, mittlere und neuere. Die erstere Periode beginnt mit den Griechen. Denn obschon die Anlage zum Philosophiren an kein besondres Volk gebunden, sondern eine ursprünglich menschliche ist, weßhalb auch jedes Volk, dessen religiöse Anschauung in Nachdenken, dessen Gefühl in Zweifel übergeht, wodurch der Forschungsgeist erweckt wird, sich Philosopheme bildet: so wurde doch die Philosophie als Wissenschaft zuerst bei den Griechen mit Bewußtsein bestrebt, und eigenthümlich ausgebildet. Die Philosopheme der Morgenländer aber können in einer solchen Geschichte nur als Einleitung, und weil sich viele morgenländische Philosopheme in die griechische Philosophie verpflanzten, mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang angeführt werden. Tennemann charakterisirt die erste Periode (die der griechischen und römischen Philosophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit aus Principien. Sie bildet ein in sich vollendetes Ganze, welches die Keime aller spätern Philosophien gewissermaßen in sich trägt. Der griechische Geist erhob sich durch Poesie zur Philosophie. Die Theogonien, Kosmogonien und Gnomen leiteten die Philosophie ein, und knüpften sie an die Religion an. In dem ersten Abschnitte dieser Periode, gleichsam dem Jugendalter der Philosophie, in welchem das Nachdenken noch unsystematisch und von der Poesie noch wenig getrennt war, suchte sie die Frage über den Ursprung der Natur, und den Grundstoff der Welt, a) in der ionischen Schule, die mit Thales (610 vor Chr.) beginnt, durch Nachdenken über die Natur, dann b) durch die Formen der Anschauung, wie Pythagoras und seine Schule (die italische), ferner c) durch dialektische Entgegensetzung von Verstand und Erfahrung, in der eleatischen Schule, und d) durch Vereinigung beider in der atomistischen zu lösen. Der Sophistik, welche die sittliche Ueberzeugung zu zerstören drohte, stellte sich e) Sokrates (um 422) entgegen, und leitete das Interesse der Untersuchung zunächst auf die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen, worin ihm viele seiner Schüler folgten. Die Philosophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erst durch seine Schüler, besonders Plato und Aristoteles, in systematischer Gestalt sichtbar wurde. Der zweite Abschnitt dieser Periode beginnt a) mit Plato (seine Schule die akademische) und b) Aristoteles (seine Schule, die peripatetische) charakterisirt sich durch ein systematisches Streben, alle Gegenstände der Philosophie zu umfassen. Plato legte den Grund zu einer systematischen Philosophie, Aristoteles bildete das System einer Philosophie aus, jener folgte mehr der lebendigen Vernunftanschauung, dieser dem verständigen Nachdenken. Neben die akademische und peripatetische Schule stellten sich c) die stoische (von Zeno gestiftet), und d) die epikurische im Gegensatze auf. Alle diese Systeme bekämpfte die (von Pyrrho gestiftete) skeptische Schule. Die übrigen sokratischen Schulen, e) die cyrenaische, megarische, cynische, elische und eretrische, folgten der einseitigen praktischen Richtung ihres Meisters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. Wir sehen hier (sagt Schulze von diesem Abschnitte) den philosophischen Geist mit männlicher Bedachtsamkeit die Lösung der philosophischen Aufgaben und die philosophische Ergründung aller für die Menschheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen. Daher hatten auch in diesem Abschnitte die Nachforschungen nach der Realität der menschlichen Erkenntniß eine so große Wichtigkeit. In dem dritten Abschnitte endlich zeigt sich der philosophirende Geist, wie er, mit den Schwächen des Alters behaf-

Digitized by Google

tet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampfe ermüdet, auf Vereinigung der streitenden Parteien sinnt (bei den Eklektikern), oder sich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Mysticismus wirft (bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius Saccas 193 vor Chr. war). Die Römer aber verbreiteten und pflegten nur die empfangne Philosophie. (Vergl. über diese Periode den Artikel Griechische Literatur, und die Artikel über einzelne Philosophen). 2) Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters (800—1500 nach Chr.), oder der Scholastik, zeigt das Streben der Vernunft nach philosophischer Erkenntniß, unter dem Einflusse eines über die Vernunft erhabnen, durch die christliche Offenbarung gegebnen Princips, oder im Dienste der Kirche. Von ihr s. d. Art. Scholastische Philosophie. Die Araber, deren literarische Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechische Philosophie und einzelne religiöse Philosopheme. 3) Die dritte Periode, welche vom 15. Jahrh. beginnt, charakterisirt Tennemann durch ein freieres, selbstständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den Gründen, und Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnisse. Man bekämpfte zuerst die Scholastik durch Erinnerung an die alte griechische Philosophie in ihrer ursprünglichen Reinheit; nach diesem Kampfe, in welchem man die angemaßte Auctorität besiegte, traten neue Ansichten auf, welche sich systematisch zu begründen strebten. Einige bauten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengesetzt, suchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philosophie anfangen, sie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialektisches Raisonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging, und das subjective Bewußtsein und Denken als die Grundlage der Philosophie aufstellte, wodurch die idealistische Richtung der neuern Philosophie begründet wurde. Spinoza und Leibniz verfolgten auf entgegengesetzten Seiten, jener materialistisch, dieser idealistisch, den betretnen Weg des Nachdenkens. Der Geist des letztern erlosch in dem Formalismus der wolf'schen Schule, und in einer eklektischen Popularphilosophie. Die hume'sche Skeptik bahnte der kant'schen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieser Kritik aber beginnt man den dritten Abschnitt der neuern Philosophie, weil Kant vornehmlich in Deutschland, wo seit Ende des 18. Jahrh. die Philosophie blühte, durch seine Kritik eine große Umwälzung bewirkte. (S. d. Art. Kant und Kritik). Unbefriedigt durch die Kritik traten bald nach ihrem Erscheinen die neuern Systeme der Wissenschaftslehre von Fichte und der Idealitätslehre oder der Philosophie des Absoluten von Schelling auf. Gegen sie kämpfte vorzüglich die Mystik Jacobi's und seiner Schüler. Die Aufgabe mehrerer neuerer Bearbeiter der Philosophie ist, durch weiter fortgesetzte Kritik die Wissenschaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (s. d. Art. Deutsche Philosophie), die einzelnen Theile der Philosophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden, und in einen organischen Zusammenhang zu bringen. T.

Philtrum, s. Liebestränke.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langem engen Halse und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verschiednen Verrichtungen, besonders zur Digestion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflasche. In der Befestigungskunst gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen,

Digitized by Google

welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen sind, die bei Bestürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, bei den Alten einer von den Flüssen der Unterwelt, welcher Feuerströme fortwälzte, und glühende Felsenstücke forttrieb. An seinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griechischen), überhaupt wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte; daher bekanntlich eins von den vier Haupttemperamenten, welches durch Kälte, Gelassenheit und Neigung zur Ruhe charakterisirt wird, phlegmatisches Temperament oder Phlegma heißt. (S. Temperament). In der Chemie heißt Phlegma die wässerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geschmack, welche durch Kunst aus den Körpern gezogen wird, und dem geistigen Wesen derselben entgegengesetzt ist.

Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie.

Phöbus (rein, hell), ein Beiname Apolls, und als dieser mit dem Sonnengotte vermischt wurde, des Helios.

Phocion, ein athenienſischer Feldherr, und einer der tugendhaftesten Charaktere des Alterthums, war von niedrer Abkunft, empfing aber eine gute Erziehung, und sog unter Plato und andern Philosophen jene erhabnen Grundsätze ein, die sein ganzes Leben leiteten. Ernst und streng in seinem Aeußern, war er von Gesinnung sanft und wohlwollend. Seine Beredtsamkeit zeichnete sich durch Klarheit und Kürze aus, und seine Meinung äußerte er in den Volksversammlungen frei und rücksichtslos. Zuerst diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienst, aber heftig und ungleich von Charakter, gewann seine Achtung, und mäßigte seinen Ungestüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos (377 vor Chr.) bei, und trieb nachher mit vieler Klugheit die Steuern von den Inseln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien sandten die Athenienser Phocion mit einiger Mannschaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer sich ihm sämmtlich anschließen würden. Durch Philipps Bestechungen aber ward dies verhindert und Phocion genöthigt, seine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind schloß ihn ein, und machte sich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall, und wurde zurückgeschlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung aber brach Phocion los und gewann einen vollständigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Lust zu fechten hatten, freigestellt, sich zu entfernen, nach dem Siege gab er die Gefangnen los, um sie der Wuth des athenienſischen Volks zu entziehen. So hatte er gleich einsichtsvoll, tapfer und menschlich gehandelt. Den Plutarch, der sich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Fretria und verließ die Insel, nachdem er sich vor künftigen Angriffen der Macedonier gesichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienser beschlossen hatten, den von Philipp bedrohten Städten des Hellespont Hülfe zu leisten, diese aber sich weigerten, den Chares, wegen seines räuberischen Charakters, mit der Flotte zuzulassen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeschickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur ihre Stadt, sondern nöthigte endlich Philipp, sich von dem Hellespont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieser glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden. Seine Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe waren so allgemein anerkannt, daß er fünfundvierzig Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte stets die einfachste Lebensweise, und bestellte mit eigner Hand sein kleines Landgut. Als die Einwohner

von Megara sich mit den Athenienſern zu verbinden wünſchten, unterſtützte Phocion eifrig dieſe Maßregel, begab ſich mit vielen Freiwilligen dahin und ſtellte die Mauern der Stadt her. Aber bald darauf erſchien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche; die Schlacht bei Chäronäa bewies die Richtigkeit ſeines Urtheils. Eben ſo wenig achteten die Athenienſer ſeines Raths, an der von Philipp berufnen Verſammlung der griechiſchen Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis ſie die Abſicht des Königs wüßten. Die Athenienſer fanden ſich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu ſtellen. Als ſie damit zögerten, drang Phocion darauf, ſich der Nothwendigkeit der Umſtände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demoſthenes und deſſen Anhängern mit Jubel vernommen, aber Phocion erinnerte ſie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden ſeien. In demſelben Sinne widerrieth er, ſich neuen Zufällen Preis zu geben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte dieſe Meinung. Als nach der Zerſtörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der ſo heftig gegen ihn ſprechenden Redner foderte, übernahm Phocion den Auftrag, durch Fürſprache des Königs Zorn zu beſänftigen, mit dem erwünſchteſten Erfolge. Alexander hatte ihn ſehr lieb gewonnen, und überſchickte ihm ein Geſchenk von hundert Talenten, welches er genügſam mit den Seinen ausſchlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Waſſertragen beſchäftigt, während ſeine Gattin Brot buck. Um indeß Alexanders Gunſt nicht von ſich zu weiſen, bat er um die Freilaſſung einiger ſeiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienſer abermals den Plan, Griechenland von dem macedoniſchen Joche zu befreien. Phocion, unerſchütterlich in ſeinen Anſichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er ſie nicht abwenden konnte, ſelbſt die Führung eines Heers. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienſer, gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohte Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligſt entflohen. In dieſer dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater, welcher ſein Lager in dem Gebiete von Theben hatte, abgeſandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen, die Zuſage, daß man einen Vertrag ſchließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demoſthenes und Hyperides ſollten ausgeliefert, eine ariſtokratiſche Regierung eingeführt und eine macedoniſche Beſatzung in Munychia gelegt werden. Lange ſträubte ſich Phocion gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden ging das Beſtreben Phocion's, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptſächlich dahin, den ſchwerlaſtenden Druck zu mildern, und ſein ganzes Anſehn bei den Macedoniern zum Vortheile ſeines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Gleichwol beſchuldigte man ihn in der Folge, gegen das Beſte Athens gehandelt und es an die Feinde verrathen zu haben. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab ſich zu Polyſperchon, welcher in Phocis ſtand. Hier erſchien bald darauf eine Geſandtſchaft der Athenienſer, welche Phocion's und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrte. Polyſperchon bewilligte dies Geſuch, und ſo wurden die Angeklagten als Gefangne nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der ſie der Verrätherei für ſchuldig erkannte und den Athenienſern zur Beſtrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksverſammlung ge-

halten, und verurtheilte Phocion, nebst mehrern seiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Phocion's Ruhe und Gelassenheit blieb unerschüttert. „Sage meinem Sohne," antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Athenienſern mir angethane Unrecht vergeſſen ſolle." Schon hatten die meiſten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte ſich, unentgeltlich mehr herbeizuſchaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und ſagte ſcherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umſonſt ſterben." Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen; Freunde aber ließen ihn nach Eleuſis bringen, und dort im Hauſe einer Megarenſerin verbrennen. Als bald nachher die Athenienſer ihr Unrecht einſahen, errichteten ſie Phocion Ehrenſäulen, begruben ſeine Gebeine auf öffentliche Koſten und beſtraften ſeine Ankläger. Nicht leicht hat ein Mann in ſeinem öffentlichen und Privatleben den Beinamen des Guten mit größerm Rechte verdient als er. Sein Patriotismus hätte ſich in günſtigern Zeiten vielleicht glänzender zeigen können, nicht ſeine Tugend und Uneigennützigkeit, welche in den ſchwierigſten Umſtänden die Prüfung beſtand.

Phocis, eine griechiſche Landſchaft, welche gegen Norden an Theſſalien, gegen Oſten an Lokris und Böotien, gegen Süden an die Bai von Korinth und gegen Weſten an Doris und die ozoliſchen Lokrer grenzte. Die Hauptflüſſe waren der Cephiſſus und Pliſtos, das Hauptgebirge der Parnaß. Phocis war das Vaterland der Hellenen. Parnaſſus, des Poſeidon Sohn, erbaute noch vor der deukalioniſchen Fluth, Delphi und gab dem Gebirge ſeinen Namen. Als die genannte Fluth Delphi verheert hatte, erbauten die geretteten Einwohner auf dem Parnaß die Stadt Lykorea, wo jetzt Deukalion regierte. Die Nachkommen deſſelben verbreiteten ſich gegen Norden, und verdrängten die dort wohnenden Pelasger. Jetzt kam der Name Hellenen auf. Mehrere kleine Königreiche entſtanden. Unter andern brachte ein Sohn des Aegeus, Phokus, eine äginetiſche Kolonie hieher, und von ihm erhielt das ganze Land den Namen Phocis. Später wurde die Verfaſſung wahrſcheinlich demokratiſch. Die Phöcenſer waren ein fleißiges Volk und lebten vornehmlich vom Ackerbau. Sie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Dieſe bewieſen ſie in den Kriegen gegen die Theſſalier, ferner in dem perſiſchen und peloponneſiſchen Kriege, an welchem letztern ſie als Bundesgenoſſen der Spartaner Theil nahmen. Sie wurden die Urſache des für Griechenland ſo verderblichen heiligen Kriegs, und theilten 338 v. Chr. nach der Schlacht bei Chäronea das allgemeine Schickſal der Griechen. (Vergl. Griechenland).

Phönix, ein ägyptiſcher Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, von dem man erzählte, daß er nur alle 500 Jahre, beim Tode ſeines Vaters, aus Arabien nach Aegypten komme, ſeinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daſelbſt begrabe. Nach Andern bereitet er ſich ſelbſt, wenn ſein Tod herannaht, ein Neſt von Myrrhen und köſtlichem Kraut, und verbrennt ſich in demſelben, geht aber alsbald verjüngt aus ſeiner Aſche wieder hervor.

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein ſchmales Küſtenland am Mittelmeere, von Arabus am Eleutherus an bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch ſüdlicher im Gebiete von Paläſtina einige Küſtenſtädte dazu gehört haben,

Digitized by Google

weshalb Ptolemäus die Südgrenze bis zum Chorseus ausdehnte. Dieses nicht viel über 200 Q. M. große Ländchen war sandig und von den holztragenden Gebirgsketten des Libanon und Anti-Libanon durchschnitten, hatte in seiner blühendsten Zeit eine Menge wichtiger und berühmter Städte, bildete aber nie einen einzigen Staat. Die älteste hieß Sidon (jetzt Saëd), berühmt wegen ihrer künstlichen Arbeiten, besonders in Glas. Eine Tochter derselben war Tyrus, am berühmtesten durch ihre Purpurfärbereien. Diese Stadt bekam den Namen Alt-Tyrus, als auf einer davor gelegnen Insel das später bekannte Tyrus entstand, das Alexander bei seiner Belagerung zur Halbinsel machte. Byblus war durch den Adonisdienst berühmt (jetzt Dschibili oder Esbile); Ako, in spätern Zeiten Ptolemais, nachher Acre; Berytus, späterhin durch eine Rechtsschule berühmt. Diese und andre Städte waren anfangs als Kolonien von der Mutterstadt abhängig, wurden später unabhängig, und bildeten in ihrer blühendsten Zeit (von 1000 bis 600 vor Chr.) einen Städtebund, an dessen Spitze jedoch Tyrus stand. Das Urvolk der Phönizier lebte wahrscheinlich anfangs nomadisch am arabischen und persischen Meerbusen, begab sich sodann nach Palästina, und zog von dort, schon lange vor der Ankunft der Israeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in seine nachherigen Wohnsitze, deren Küstenlage und Holzreichthum auf Fischfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünstigt, wurden nach und nach die Phönizier ein seefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Daß dies schon sehr früh geschehen sei, darauf leiten die vorhandnen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moses der erstgeborne Sohn Kanaans. Die schon um 1500 unter Agenor nach Klein-Asien, Kreta, Libyen und Griechenland ausgewanderten Kolonien verbreiteten mancherlei Kenntnisse; Kadmus wenigstens, des erstern Sohn, brachte Ideen von bürgerlicher Verfassung und Buchstabenschrift nach Hellas. Bei der Niederlassung der Juden in Palästina (um 1440), mit denen sie das Bedürfniß der Erzeugnisse Palästina's vorzüglich verband, heißt Sidon die große Stadt; bei Homer ist es vor allen Städten der Erde berühmt wegen seiner künstlichen Arbeiten. Schon im 12. Jahrh. vor Chr. legten sie Kolonien in Afrika an; Utica ward um 1170 gestiftet, und um Salomon's Zeit war die Fahrt nach Tarschisch, der Südwestküste Spaniens, schon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phönizischen Handels und Verkehrs erhalten. Mehrere sichere, nahe gelegne Häfen mußten daher den Sidoniern sehr willkommen sein. Deswegen bauten sie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuser, und auf einem nahen Felsen eine Burg, Zor. Nach und nach siedelten sich hier mehrere an, und glauben wir mit Josephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 gestiftet sei: so muß man annehmen, es sei um diese Zeit eine große Kolonie dahin gekommen, welche die Feste erst zur Stadt erhoben habe. In Kurzem aber wuchs die kleine Stadt so bedeutend, daß sie seit dem J. 1000 bis ungefähr 600 vor Christo das Haupt des phönizischen Städtebundes wurde, wie es bisher Sidon gewesen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man suchte sich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden, so wie durch Bündnisse zu sichern. Erst bei Annäherung der asiatischen Eroberer, welche die

Reichthümer Phöniziens reizten, hören wir von Kriegen der Tyrier, und diese führten sie mit Miethstruppen. Um das J. 1000 schloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundschafts- und Handelsbündnisse. Itobal, um das J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Jesabel. Er erbaute mehrere Städte in Phönice, und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (888) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Karthago. (S. Karthago und Dido). Die nahe Insel Cypern mußte damals schon den Tyriern unterworfen sein, denn Pygmalion erbaute hier Karpasia. In der nächsten Zeit muß Tyrus seine Herrschaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben; denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab, und riefen die Assyrer zu Hülfe. Doch unterwarf sich Eluläus wieder und Salmanassar schloß Frieden. Gleich darauf empörten sich Sidon und viele andre Städte der Tyrier, unterwarfen sich dem Salmanassar, und gaben ihm ihre Schiffe. Aber zwölf tyrische Schiffe zerstreuten die sechzig feindlichen, und nach fünf Jahren mußten die Assyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt sich Tyrus noch an hundert Jahre, den Israeliten überlegen. Indeß scheint Sidon sich wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig gewesen zu sein. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieser zerstörte Sidon und eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung, das seitdem seine ehemalige Größe nie wieder erreichte. Die meisten Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen nach der Inselstadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptstadt des Welthandels wurde. Auf Itobal, der bei dieser Belagerung blieb, folgte Baal, wahrscheinlich als babylonischer Vasall. Nach dessen Tode regierten sieben Jahre lang vom Volk erwählte Suffeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babylonischer Hoheit auf. Zu Cyrus Zeit kam Tyrus (555) und wahrscheinlich ganz Phönizien unter persische Herrschaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramnestus, werden als des Xerxes erfahrenste Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt (um 481 vor Chr.). Sidon war um diese Zeit die reichste Stadt Phöniziens, und stand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Memnon und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, schlug (361), unterstützt von Griechen und Mentor, das persische Heer. Ochus aber erschien selbst mit einer furchtbaren Macht, und als durch Tennes Verrätherei ihm die stark befestigte Stadt (350 v. Chr.) in die Hände fiel, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung sich selbst und alle ihre Güter. Andre Sidonier, welche damals abwesend waren, bauten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Issus nach Phönizien kam, unterwarf sich Sidon ohne Belagerung, und empfing von ihm statt des Strato den Abdolonymus aus königlichem Geschlechte, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus wurde erst nach siebenmonatlicher Belagerung, da die Hülfe der Karthaginenser ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sklaven verkauft. Zwar baute Alexander die Stadt wieder auf; sie erlangte aber ihr voriges Ansehn nie wieder, und kam unter die Herrschaft der Seleu-

Digitized by Google

ciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 vor Chr. die Römer davon Besitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schicksal Syriens. Den Kreuzfahrern war (1099 nach Chr.) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Aegypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben; so auch die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Reste von Syrien an sich gerissen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptischen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schicksal. Wichtiger als in ihren innern Begebenheiten sind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schiffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten sie sich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten sie ihre Fahrten bis zu weit entlegnen Küsten und Inseln aus. Die Erzeugnisse des einen Landes vertauschten sie mit Vortheil in dem andern; überdies erfanden sie die Bereitung der Wolle, des Glases, die Purpurfärberei, und verfertigten allerlei kunstreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier besonders auf dem mittelländischen Meere handeln. Cypern war ihr nächster Landungsplatz. Von da kamen sie nach Griechenland und den griechischen Inseln; Rhodus und Kreta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen selbst ein seefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete sich der phönizische Handel nach der nordafrikanischen Küste. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten sie Kolonien an, mit deren Hülfe sie bis in's Innere von Afrika handelten, und mit denen sie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigsten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden sie Gold, Silber, auch Eisen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tartessus angelegten Kolonien ward am berühmtesten die Hafenstadt Gades (Cadix), das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im atlantischen Ozean. Die Phönizier schifften nördlich nach den Kassiteriden, Zinninseln (den sorlingischen und britannischen Inselreihen) und in dem nördlichen, schon sumpfenden Ozean bis zur Mündung des Rhenus. Auch an der Westküste von Libyen sollen sie Inseln, Madera, Insulae fortunatae (die kanarischen) besucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabischen Meerbusen nach Ophir und auf dem persischen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umschiffung Afrika's ist ungewiß. Sie handelten auch mit den ihnen durch Karavanen aus dem Innern von Asien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauschhandel; denn die ersten Münzen sollen die Numidier, nicht die Phönizier geprägt haben. Erfinder oder doch Beförderer und Vervollkommner des Schiffbaues waren sie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel, und folgten bei Nacht der Leitung der Gestirne. Außerdem wird ihnen die Erfindung der Buchstabenschrift und der Rechenkunst zugeschrieben, wie man überhaupt mehr astronomische und mechanische Kenntnisse bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir lesen. Dagegen scheint ihnen Dichtkunst und höhere geistige Bildung fremd geblieben zu sein. Von ihren eignen Schriften ist uns nichts aufbehalten. Ihre Sprache gehört zu den semitischen Sprachen und zwar zu dem kananitischen Stamme, und ihre Erklärung ist sehr dunkel. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienst und Menschenopfern. Ihr höchster Landesgott wird von den Griechen Kronos, von den

Hebräern Baal oder Beel genannt, auch Adonis (Herr), dessen Dienst auch nach Griechenland und Aegypten (Osiris) überging; ihre höchste weibliche Gottheit Baaltis (Isis) oder Astarte, Astaroth, nach den Griechen auch der Name der Aphrodite. In Tyrus wurde auch Melkarth (Herkules) als örtliche Gottheit verehrt, und sein Dienst von da nach allen Orten hin verbreitet. Außerdem verehrten sie die Kabiren, und hatten ihre eigenthümlichen Mysterien. Der Charakter dieses Handelsvolks war übrigens im Alterthume nicht im besten Rufe.

Phorcus, oder Phorcys, Sohn des Pontus und der Gäa, oder, nach Andern, Neptuns und der Nymphe Thesea, Vater wunderbarer Meergestalten, z. B. der Gräen, Gorgonen und des hesperischen Drachen, nach Einigen auch der Scylla und der Thoosa, welche Ungeheuer er mit seiner Schwester Ceto zeugte.

Phosphor (Lichtträger). Man bezeichnet mit diesem Namen Körper, welche im Dunkeln ein sanftes, weißes oder farbiges Licht entwickeln, ohne dadurch eine Temperaturerhöhung zu erregen oder in Flamme auszubrechen. Nur der durch Leuchten Phosphorsäure bildende Phosphor, der sich schon bei mittler Temperatur entflammt, macht hievon eine Ausnahme. Die hieher gehörigen Körper lassen sich unter folgende Klassen bringen: 1) Körper, welche in Folge einer Oxidation Phosphore wurden. Diese Gattung macht eigentlich nur der Phosphor aus, welcher sich als Phosphorsäure im ganzen Thier- und Pflanzenreiche und in einigen Mineralien findet, seit 1669 durch Brandt bekannt ist, bei niedriger Temperatur leuchtet und sich dabei in phosphorische Säure verwandelt. Da sich derselbe aber durch Reibung, und selbst in mittlerer Temperatur entflammt: so könnten hieher mit gleichem Rechte alle Verbrennungsakte, besonders die dem Stahle entlockten Funken, der Pyrophor, die Selbstentzündungen, die Oxydation des Schwefels, das siedende Oel und einige Dämpfe u. s. w. gerechnet werden. Wahrscheinlich gehört hieher das Leuchten faulender organischer Körper, z. B. der Meerfische, der Austern, des Kalbfleisches, wobei sich Pyrophor und Schwefel entwickeln, welche verbrennen. Auf diese Weise entstehen wahrscheinlich die Irrwische. Vielleicht gehört auch das faulende Holz zum Theil hieher. 2) Körper, welche sowol das Sonnenlicht, als auch das terrestrische Feuer einsaugen, und es im Dunkeln sichtbar wieder ausströmen. Hieher gehören verschiedne Erd- und Steinarten und einige organische Körper, als das frische Tannenholz, auch einige thierische Stoffe. 3) Körper, welche in Folge einer elektrischen Entladung oder aus nicht hinlänglich bekannten Ursachen Licht entwickeln. Hieher gehören die zahlreichen phosphorescirenden Insekten, das Johanniswürmchen, der Feuerwurm, der Laternenträger u. s. w.; ferner die Augen der zum Katzengeschlecht gehörigen Thiere, das Fell derselben, wenn es gestrichen wird, u. s. w. Vielleicht gehört auch die Phosphorescenz einiger Blumen hieher.

Phosphorus, s. Lucifer.

Photius, Patriarch von Konstantinopel im 9. Jahrh., und Urheber der Trennung der griechischen und römischen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrtesten und gebildetsten Mannes seiner Zeit, und stieg daher schnell zu den höchsten Würden. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er an den Kalifen von Bagdad geschickt. Nachher ward er unter Kaiser Michael III. Staatssekretär. Als

Digitized by Google

solcher trat er in vertraute Freundschaft mit dem Cäsar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiser bewog, Photius, der noch ein Laie war, zu dieser Würde zu erheben. In dem Zeitraume von sechs Tagen ging er durch die ganze für priesterliche Orden erfoderliche Stufenfolge hindurch, und am Tage der Salbung (858) ward er vom Bischof Gregor von Syrakus, den der römische Bischof kürzlich entsetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Um eine vollkommne Bestätigung seiner Würde zu erlangen, schickte Photius Gesandte an den Papst Nicolaus I., und ließ ihn ersuchen, durch seine Legaten zur Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche mitzuwirken. Dem gemäß wohnten zwei päpstliche Legaten der 861 zu Konstantinopel gehaltnen Kirchenversammlung bei, in welcher die Absetzung des Ignatius bestätigt wurde. Auf die Vorstellungen von Ignatius Freunden aber verwarf der Papst, dem das durch diese Appellationen an den römischen Sitz zugestandne Uebergewicht schmeichelte, die Beschlüsse seiner Legaten, und sprach in einem 862 zu Rom gehaltnen Concilium die Absetzung des Photius zugleich mit der Wiedereinsetzung des Ignatius aus. Um sich zu rächen, hielt jener eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel, welche den Papst absetzte und excommunicirte, und zugleich die römische Kirche der Ketzerei heftig beschuldigte. Als aber im J. 867 der Kaiser Michael von Basilius ermordet worden, und dieser den Thron bestiegen hatte, ward Ignatius wieder eingesetzt, und Photius in ein Kloster verwiesen. Im J. 869 bestätigte ein Concilium diese Verfügung und sprach die Absetzung und das Anathema gegen Photius aus. Als aber bei den folgenden Streitigkeiten, wegen der Gerichtsbarkeit über die neubekehrten Bulgaren, Ignatius, der die Rechte seines Sitzes aufrecht erhielt, mit dem römischen Hofe zerfiel, kehrte Photius, diesen Umstand benutzend, nach Konstantinopel zurück, wußte sich in die Gunst des Kaisers zu setzen, und nahm, durch den Tod des Ignatius begünstigt, im J. 878 seine Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papst Johannes VIII. gab seine Genehmigung, und ein im J. 879 im Beisein päpstlicher Legaten gehaltnes Concilium bestätigte diese Ernennung. Der Papst hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerspruch dem römischen Sitz überlassen werden; da er sich hierin getäuscht sah, widerrief er die Handlungen seiner Legaten und bestätigte den früher gegen Photius ausgesprochnen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Basil's Sohn, Leo, 886 den Thron bestiegen hatte, ward Photius auf's neue abgesetzt und nach Armenien in ein Kloster verbannt, wo er 891 starb. Hätten sich jetzt die Päpste mit mehr Mäßigung benommen, so würde die Streitigkeit beider Kirchen durch Photius Tod beendigt gewesen sein. Da sie aber darauf bestanden, die von jenem ordinirten Priester und Bischöfe nicht anzuerkennen, so stieg die Erbitterung immer höher, und die einmal begonnene Spaltung ward bleibend. Wenn auch Photius in seinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, so hat ihm doch die Gelehrsamkeit viel zu verdanken. Sein Werk, Myriobiblon (Rothomagi, 1643, Fol.), das er während seiner Gesandtschaft nach Bagdad, wahrscheinlich zum Theil aus dem Gedächtnisse, verfaßte, verbreitet sich über 280 Schriftsteller im Fache der Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Theologie u. s. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren sein würden. Die Behand-

Digitized by Google

lung ist ohne Ordnung und sehr ungleich. Einige sind regelmäßig abgekürzt, andre bloß ausgeschrieben. Sein Nomokanon, eine Sammlung von Kanons, kanonischen Briefen und kaiserlichen Gesetzen über kirchliche Gegenstände, ist von großer Wichtigkeit. Auch sein Lexikon ist schätzbar (zuerst herausgegeben von Hermann, Leipz. 1808). Außerdem besitzen wir von ihm Briefe, zwei Homilien und verschiedne andre zum Theil noch ungedruckte Werke.

Photometer, Lichtmesser, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu bestimmen. Schon Huygens versuchte ein solches, aber weder er noch Bouguer kamen damit zu Stande. Erst dem Grafen Rumford ist es gelungen, eine Vorkehrung dieser Art zu erfinden, die genaue und richtige Bestimmungen liefert. Dadurch ist eine eigne Wissenschaft begründet, die Photometrie, welche einen Zweig der optischen Wissenschaften ausmacht. Sie lehrt die Stärke und die Wirkungen des Lichts durch Vergleichung bestimmen und messen.

Phraseologie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher von den Redensarten (Phrasen) einer Sprache handelt. Wie eine jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Wortfügung u. s. w. hat, so hat sie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören, und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Diese lehrt die Phraseologie kennen. Wir finden sie theils mit unsern gewöhnlichen Wörterbüchern verbunden, theils in besondern phraseologischen Wörterbüchern enthalten.

Phrygien. Den Namen Phrygier scheinen die ältesten Bewohner Kleinasiens geführt zu haben; denn nicht bloß die Trojaner, sondern auch die Mysier und Lydier werden Phrygier genannt. Das Gebiet von Troas hieß späterhin Kleinphrygien. Im persischen Zeitalter war Phrygien, als die mittelste, von allen übrigen Provinzen Kleinasiens umgrenzt und auch da noch die größte unter ihnen. Später war es eingetheilt in Groß- und Klein-Phrygien und Phrygia epiktetos (das hinzuerworbne), der nordwestliche Theil des eigentlichen Phrygiens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die vorzüglichsten Städte Phrygiens waren Apamea, Laodicea und Kolossa. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh gebildet; Ackerbau und Viehzucht blühte bei ihnen. Die Geschichte Phrygiens ist ganz mythisch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehrere Könige genannt, unter denen der mit Eselsohren begabte Midas der bekannteste ist. Mit Adrastus starb um 560 vor Chr. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydischen Reichs; mit diesem kam es an Persien, machte hier eine eigne Satrapie aus und kam zuletzt mit Lydien unter die römische Herrschaft. In der Musik der Alten war die phrygische Tonart von heftigem kriegerischem Charakter. Jetzt versteht man darunter mehr eine weiche, klagende Tonart. (Vergl. Ton, Tonart.)

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, aus Thespiä in Böotien gebürtig. Arm kam sie nach Athen, wo sie anfangs mit Kapern handelte; dann aber, als ihre Reize sich entfalteten, diese zu einem bequemern und einträglichern Erwerbe benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verewigte (s. Praxiteles),

dieser durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliäa, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus angeklagt hatte, ein günstiges Urtheil abgewann. Diese Begebenheit war entscheidend für ihren Ruhm; sie verhüllte ihre Schönheit, und verlieh ihre Gunstbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dieß vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vergl. Anadyomene.) Phryne, nach Andern jedoch die gleichberühmte Lais, hatte gewettet, den wegen seiner Enthaltsamkeit und Strenge berühmten Philosophen Xenokrates zu besiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und sie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst im Alter fehlte es ihr nicht an Anbetern, da man eine Ehre darein setzte, sich ihrer Gunst rühmen zu können.

Phryxus, s. Argonauten, Athamas und Helle.

Phthiotis, s. Thessalien.

Phthisis, s. Schwindsucht.

Physik, s. Naturlehre.

Physikotheologie wurde sonst durch natürliche Theologie übersetzt, und der geoffenbarten gegenübergestellt. Nun ist zwar die Theologie an sich weder eine natürliche, von der Natur selbst angeborne, noch eine geoffenbarte, oder auf übernatürliche Weise im Menschen gewirkte, sondern durch Glauben, Forschen, Studium, Fleiß und Eifer zu erwerben; es beziehen sich aber jene Ausdrücke mehr auf den Inhalt der Theologie selbst, und auf die Grundsätze, nach welchen man denselben ableiten und behandeln zu müssen glaubt, und gründen sich auf die Ausdrücke: natürliche und geoffenbarte Religion. Wie nun der Mensch, in dem nur menschliches, geistiges Leben entwickelt ist, durch sein innerstes Bewußtsein, durch sein Gefühl und seine Vernunft auch zum Bewußtsein Gottes, zu religiösen Empfindungen und zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten unleugbar gelangen kann; wie es in dieser Hinsicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil sie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menschen sich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterstützung zu erhalten: so kann es auch eine Theologie geben, welche natürliche oder Physikotheologie genannt wird, inwiefern sie wesentlich die Erforschung, Begründung, Entwickelung und übereinstimmende Anordnung jener religiösen Wahrheiten beabsichtigt. So haben auch wol fromme und gelehrte Christen sie gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Physikotheologie als Gegensatz der geoffenbarten Theologie aufstellen zu wollen. Denn es war demüthigen und bescheidnen Forschern einleuchtend genug, wie der Mensch bei den herrlichsten, von Gott ihm verliehnen Kräften, und der Fähigkeit, die erhabensten Anschauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu erlangen, doch aus eigner Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Ansprüche seines Geistes und Herzens vollkommen befriedigte, und unter allen Lebensverhältnissen mit einem Trost und Muth, einer Zuversicht und Freudigkeit, wie keine der mannichfachen Philosophien je gewährt hat, erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menschheit, das Bedürfniß

einer Offenbarung, und die geschichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derselben, konnte demnach durch eine echte Physikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgestoßen werden, und diese demnach auch nicht über die Theologie des Christenthums sich erheben wollen, so wenig als die eine mit der andern je wahrhaft in Widerstreit kommen kann, außer wenn man einem Widerstreite des Menschlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in jenen Zeiten, da ein sogenannter Naturalismus sich übermüthig der Offenbarung des Christenthums gegenüberstellte, und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Physikotheologie sich selbst als einen Gegensatz gegen die christliche Theologie geltend machen wollen, und so eine böse Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die, ohne jene unverkennbare, seit Jahrhunderten fortdauernde, Einwirkung der Offenbarung auf alle menschliche Erkenntniß und unsre früheste Bildung zu berücksichtigen, sich aller Offenbarung überhebt, und mit der Ueberzeugung, der Mensch könne und müsse Alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich ist, auch ohne das göttliche Licht aus eigner Kraft und Vernunft sich aneignen, alle Lehren und Erkenntnisse derselben für Früchte der eignen Kraft und Vernunft ausgibt; dahingegen jedes Geheimniß, was die Offenbarung zwar als sichere und beglaubigte, aber keineswegs mit menschlicher Kurzsichtigkeit völlig zu durchschauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwol bleibt dieser natürlichen Theologie die Natur selber ein großes Geheimniß, während sie das Werden und Erhalten derselben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Mensch selber, das Verhältniß seines eignen geistigen und körperlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in vielem ein Räthsel, während sie die genügendsten Aufschlüsse über Gott und göttliche Dinge, und des Menschen höchste Bedürfnisse, mittheilen zu können sich eitel überredet. In einem beschränktern und gewöhnlichern Sinne bezeichnet die Physikotheologie diejenige Religionswissenschaft, welche von der Welt zum höchsten Wesen, als dem Ursprung aller natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, aufsteigen will, oder den Versuch der Vernunft, aus den Zwecken und der weisen Einrichtung der Natur auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu schließen. Daher der physikotheologische Beweis derjenige, der hieraus geführt wird.

Physiognomie, Physiognomik. Physiognomie nennt man das Ansehn eines Menschen, oder sein ganzes Aeußere (besonders das Gesicht), insofern es eine natürliche und bleibende Beschaffenheit (φύσις) des Geistes ausdrückt, und Physiognomik die Kunst, in dem Ansehn des Menschen, besonders aus dem Gesicht und aus gewissen gleichförmigen Aeußerungen desselben eine bleibende Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Daß das Innere sich in dem Aeußern, nach Naturgesetzen, unter welchen beide mit einander verbunden sind, ausdrücke, ist kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unsern Blicken eröffnet ist, findet Wechselwirkung zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen Geist und Materie Statt, und das Band zwischen beiden ist die Form (Bildung). Die vollkommenste Wechselwirkung aber zeigt sich in den höchsten Erscheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verschiedne dem lebendigen Naturforscher verständliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchses oder des Löwen z. B. drückt

jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja man stellt diese Thiere sogar als Bilder der angezeigten Eigenschaften auf, und diese Thiersymbolik ist nicht willkürlich, sondern reicht bis in die ältesten Zeiten, und ist überall verbreitet, wie der Glaube an die ursprüngliche Einheit des Geistigen und Natürlichen. Da nun insbesondre das Gesicht, als der vordere Theil des Kopfes, an welchem die edelsten Organe der Weltauffassung und Natureinwirkung sich vereinigen, diesen Ausdruck zeigt, so legt man auch den Thieren eine Physiognomie im weitern Sinne, als einen Ausdruck des Gesammtcharakters einer Thierklasse, bei. Hierauf beruhten schon Bapt. della Porta's Untersuchungen über die menschliche Physiognomie (starb 1615), welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Am ausdrucksvollsten und ausdrucksfähigsten aber ist das menschliche Gesicht, weshalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geist, mit Freiheit und Bewußtsein ausgerüstet, sich in mannichfaltige Charaktere gestaltet und in seiner erkennbaren, allseitigen Beziehung auf die Welt mittelst des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zustände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Gesichts frei von allen Bedeckungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner sehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriff der Physiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beschaffenheit des Geistes ausdrücke, d. h. eine solche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder zwar auch von Freiheit abhängig, aber durch Gewohnheit unwillkürlich und fest, oder wie man sich ausdrückt, zur andern Natur geworden ist. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entsteht eine bestimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweise. Wie der Körper die Geisteswirksamkeit bedinge, und wie diese Denk- und Sinnesweisen auf das Aeußere einwirken, ist eben so unerklärlich, als die Wechselwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztre aber, Einschränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, sich einprägen und ihren bestimmten Ausdruck haben, ist nicht zu bezweifeln, und man kann sich wol im einzelnen Falle irren, wenn man Jemanden ein kluges oder dummes Gesicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Gesichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eignen stehenden Ausdruck haben u. s. w. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plastischen und mimischen Kunst, so wie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beschauer bei Unterscheidung von Würde und Gemeinheit u. s. w. Ferner schließt der Begriff der Physiognomie die zufälligen oder ganz physischen Veränderungen und Bewegungen aus, und fodert bloß bleibende Beschaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beschaffenheiten der Seele so entsprechen, daß sie als deren Zeichen angesehen werden können. Hieher rechnet Kant in seiner Anthropologie, in Hinsicht des Gesichts, mit Recht: 1) die Gesichtsbildung, in deren Profil hauptsächlich das Charakteristische sich zeigt. Die Gesichtsbildung scheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geistesart zu bezeichnen. Der Mensch kann dieser Anlage zwar entwachsen,

Digitized by Google

aber ihrem Einflusse nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbach's Untersuchungen über die Physiognomien der verschiednen Völker der Erde. Auch können, namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung steht und das „Menschlichste am menschlichen Haupte ist," viele Beobachtungen Gall's hieher bezogen werden, so wie die Bemerkungen der Kunstkenner über die Werke der Bildhauerkunst und Malerei, z. B. Böttiger's über den Jupiter des Phidias; 2) die Gesichtszüge; 3) Mienen oder in Bewegung gesetzte Gesichtszüge, insofern sie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Gesichtsgeberdungen sind. Uebrigens sind auch andre Aeußerungen des Menschen charakteristisch, jedoch in verschiednen Graden, z. B. der Gang, die Stimme und Sprache, welche mehr als Alles den Geist verstehen läßt, (Phinognomik) — Schrift u. s. w. Auf diese charakteristischen Aeußerungen gründet sich nun die Physiognomik, von welcher Kant und Mehrere behaupten, daß sie nicht zur Wissenschaft werden könne, „weil der Eigenthümer einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjekts hindeutet, nicht durch Beschreifung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann; wo die Menschengestalt im Allgemeinen nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondre, innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird." Indessen kann man doch den Inbegriff der (jetzt noch zerstreuten) Regeln so nennen, nach welchen man die Geistesart der Menschen, oder gewisse Klassen der Geistesbeschaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich sichtbare Abbildungen unterstützen müssen. Die Anwendung dieser Gesetze aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen sehr beschränkt, und kann bei voreiligen Schlüssen leicht gehässig werden. Letztres ist der Grund, warum die Physiognomik Lavater's so bald vergessen worden ist, obgleich sie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Physiognomik enthält. Verstellung der Menschen, Krankheiten und andre Umstände verändern die äußre Gestalt, und lassen die verschiednen Erfahrungen oft verwischen. Darum aber müssen auch diese Einschränkungen in einer solchen Theorie aufgeführt, und muß in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geistesbeschaffenheit am leichtesten sich im Aeußern offenbart und erkennen lasse. Dies sind nämlich Eigenschaften des Temperaments und die Gefühlsweise eines Menschen; weniger leicht kann auf Gesinnung und geistige Beschaffenheit geschlossen werden. Sehr scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat neuerlich Joh. Jac. Wagner in seinem Buche über die Natur der Dinge, Leipzig 1803 (von S. 551 an) aufgestellt.

Physiokratisches System, Physiokraten, Oekonomistisches System, Oekonomisten. Dieses berühmte staatswirthschaftliche System, welches eine Reihe von Jahren hindurch die Blicke von ganz Europa auf sich gezogen, ward zuerst in Frankreich von einem geistreichen, spekulativen Kopfe, Franz Quesnoy, Leibarzt Ludwigs XV., auf die Bahn gebracht. Dieser hatte auf den Reisen, welche er mit dem Könige im Lande machte, Gelegenheit, von dem großen Verfall sich zu überzeugen, worin sich in Frankreich damals der Landbau befand, und entdeckte einen Hauptgrund dieses

Verfalls in der Befolgung der unter Colbert's Ministerium eingeführten Grundsätze des Merkantil-Systems (s. d. Art.), welches den städtischen Gewerbfleiß vorzugsweise begünstigte auf Kosten des ländlichen. Kaum hatte Quesnoy seine neuen Ansichten öffentlich dargelegt (Tableau économique avec son explication 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou Constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain, Paris 1767; verbessert Iverdun 1768, 6 Bde.); so bemühten sich mehrere scharfsinnige Schriftsteller gleichsam um die Wette, die vom Erfinder bloß hingeworfnen Ideen zu entwickeln und ausführlicher darzustellen. Es bildete sich eine eigne Schule von staatswirthschaftlichen Philosophen unter dem Namen der Physiokraten oder Oekonomisten. Unter den Franzosen waren es vorzüglich du Pont, Baudeau, le Trosne, de la Rivière und der ältere Mirabeau, unter den Deutschen Iselin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz und Krug, welche zur Verbreitung dieses Systems beitrugen. In der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV. war dasselbe in Frankreich ganz ohne Einfluß; erst unter Ludwig XVI. kamen verschiedne seiner Anhänger, unter andern der Minister Turgot, in die Verwaltung. Nachher sank das Ansehn dieser Schule wieder, bis sie zur Zeit der Revolution mehrere Jahre hindurch ein entschiednes Uebergewicht in der Nationalversammlung behauptete. In Deutschland ist das physiokratische System praktisch einzuführen zuerst versucht worden vom letztverstorbnen Großherzoge von Baden, welcher selbst manche Schriften darüber herausgegeben; aber sein Versuch mußte schon deshalb mißlingen, weil er bloß mit einigen Dörfern angestellt wurde. Auch die Brüder Joseph II., römischer Kaiser, und Leopold, Großherzog von Toscana, waren dem Systeme im Ganzen ergeben; nur die vom demselben empfohlne Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande hat Joseph ganz und Leopold theilweise beschränkt. Die Hauptgrundsätze dieses Systems sind folgende: 1) Die Erde ist die einzige Quelle aller Werthschaffung und alles Reichthums; nur die Arbeit, welche mittelst Benutzung und Verstärkung der im Pflanzen- und Thierreiche schöpferisch wirkenden Naturkräfte verwandt wird, bringt etwas Neues hervor. 2) Alle Staatsbürger sind daher in drei Klassen zu vertheilen, nämlich in a. Landeigenthümer, b. produktive Staatsbürger, solche, welche den Boden bauen und benutzen, also Pächter, Landwirthe ꝛc., c. unproduktive oder sterile Staatsbürger, alle übrigen, also Gelehrte, Künstler, Handwerker, Kaufleute ꝛc., weil sie sämmtlich mit Erzeugnissen der Erde ernährt werden müssen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 3) Da dem Systeme zufolge aller Reichthum bloß aus dem Boden hervorgeht, so darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom Grund und Boden, Statt finden und diese Abgabe, welche in der Sprache der Schule Impôt unique heißt, muß auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. Die Unhaltbarkeit dieses staatswirthschaftlichen Systems erhellt aus folgenden Sätzen: 1) Der Reichthum besteht nicht in den rohen Erzeugnissen allein, sondern in Dingen, welche menschliche Bedürfnisse zu befriedigen vermögen, und daher einen Werth haben. Die Erde ist zwar die Mutter aller unsrer Sachbedürfnisse, aber wir erhalten ihre Gaben nur als Grundstoff zur weitern Veredlung; wenige Erzeugnisse des Bodens lassen sich ohne weitere Bereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche auf die Ver-

Digitized by Google

edlung solcher Erzeugnisse verwandt, ihre Brauchbarkeit vermehrt, ist auf dieselbe Weise produktiv als die Arbeit, welche auf den Boden verwandt wird. 2) Die Natur ist nicht bloß wirksam bei der Erzielung von rohen Produkten, sondern auch dem Kaufmann und Fabrikanten leistet sie Hülfe. Das Wasser, welches die Mühle treibt, das Feuer in den Dampfmaschinen und selbst das Genie des Künstlers, das Talent des Manufaktur-Unternehmers, was ist es anders als Natur, welche mit produciren hilft. So wie sich der Grundeigenthümer ein Stück des Bodens zuzueignen und damit zu wuchern versteht, indem er sich etwas für die Benutzung der Produktion, welche sein Grundstück enthält, als Rente bezahlen läßt, so weiß auch der Manufakturist sich eine Naturkraft zuzueignen und ihre Anwendung oft lange Zeit als Geheimniß zu verwahren, so daß er davon noch weit höhern Gewinn zu ziehen vermag als der Grundherr von seinem Acker. Dabei ist auch 3) der Schluß falsch, daß keine andre Abgabe, als die von der Grundrente Statt finden dürfe. Sollte der ganze Steuerbetrag von dem Grundertrage aufkommen, so würde zwar in einem ganz abgesonderten, geschloßnen Handelsstaat durch die Preiserhöhung der rohen Erzeunisse auch der übrige Theil der Nation einen Beitrag dazu entrichten, aber der Landwirth und die Grundbesitzer würden doch immer den Vorschuß zu leisten haben, was für sie ausnehmend drückend wäre. In einem Staate aber, welcher aus seinem Verkehr mit den Nachbarn nicht herausgerissen werden kann, muß der gänzliche Verfall der Landwirthschaft die Folge davon sein, wenn sämmtliche Staatsabgaben auf den Grundertrag gelegt werden, weil alsdann die übrigen Volksklassen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugnissen, des hohen Preises wegen, nicht[] im Inlande kaufen, sondern lieber vom Auslande beziehen werden. Eine, alle sonstige Abgaben ausschließende, einzige Grundsteuer ist durchaus chimärisch, und selbst der reichste Segen der Natur würde die Nachtheile einer solchen Steueranlage nicht auszugleichen vermögen. (Vergl. Abgaben, Grundsteuer.) Trotz dieser wesentlichen Mängel des physiokratischen Systems, welches der ältere Mirabeau nicht mit Unrecht einen prächtigen Palast ohne Treppe genannt hat, läßt sich nicht leugnen, daß die Verbreitung desselben der Wissenschaft der Nationalökonomie wahrhaft beförderlich gewesen, indem dadurch die Fehler des Merkantilsystems in ihr volles Licht gestellt und die heilsamen Wirkungen deutlich gezeigt worden, welche überall aus der Freiheit der Gewerbe für den Nationalwohlstand hervorgehen. K. M.

Physiologie, der Wortbedeutung nach, die Lehre von der Natur; wir verstehen darunter insbesondre die Lehre von der körperlichen Natur des Menschen, obgleich die Schuldefinitionen dieses Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philosophie und der medicinischen Wissenschaften verschieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Platner sie für die Lehre von der Natur, oder dem Inbegriff gewisser Kräfte und Ursachen, durch welche das Leben und seine Aeußerungen in dem Menschen bewirkt werden; Haller für die belebte Anatomie; Meckel für die Lehre von den Verrichtungen des Menschen und seiner Theile im gesunden Zustande; die naturphilosophischen Aerzte für die Wissenschaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menschlichen Organismus; und da der vollkommenste Zustand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Gesund-

heit in sich schließt, so ist auch in dieser Erklärung der Zustand der Gesundheit eingeschlossen. Die Physiologie ist der Grund aller wissenschaftlichen Medicin, ihre Geschichte ist folglich eins mit der Geschichte der Medicin. Die Kenntnisse der ersten Zeit in der Physiologie waren nur mangelhafte Bruchstücke, einzelne Materialien und Hypothesen. Hippokrates selbst hatte nur unvollkommne Kenntnisse von der Organisation des menschlichen Körpers, und einseitige Begriffe von dem Ursprunge des Lebens. Plato macht schon deswegen Epoche, weil er umfassende Ideen von den Verhältnissen des Universums, von dem Ausdrucke der gesammten Natur in dem Körper und Leben des Menschen, von dem Ursprunge des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben selbst, in die Physiologie verwebte. Galen, mit mehrern Kenntnissen in der Anatomie versehen, setzte ein für die damalige Zeit schon weitläufiges Gebäude der Physiologie zusammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Funktionen in Lebens-, thierische und natürliche Verrichtungen her, die sich bis auf unsre Zeiten im Ansehn erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die bessere Bearbeitung der Anatomie (s. d. Art.) ein geläutertes Studium der Physiologie vor; doch blieb auch diese lange nur eine feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey verbreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menschlichen Organismus, allein sie hatte auch zur Folge, daß die nachfolgenden Physiologen alle Thätigkeiten in demselben, und das Leben selbst nach Grundsätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlaufe des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf eine geistige Ursache des Lebens und seiner Aeußerungen, indem er die Seele als das Princip derselben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue Epoche in der Physiologie, indem er die Theorie von der Reizbarkeit der thierischen Faser aufstellte, welche von Physiologen nach ihm unter verschiednen Modifikationen zur Lehre von der Lebenkraft umgearbeitet wurde, und in welcher endlich selbst Brown's Lehre ihre Wurzel hatte, indem dieser das Leben und seine Erscheinungen aus der Reizbarkeit des gesammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte) und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt herleitete. Unterdessen hatten allmälig die Fortschritte der neuern Chemie und die Philosophie Kant's eine andre Gestaltung der Physiologie verbreitet; die erstern, indem sie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunstvolle Versuche darstellen und näher kennen lehrten, und folglich auch mehr Licht über den Einfluß der von außen in ihn aufgenommnen und auf ihn wirkenden Stoffe der Nahrungsmittel, der Atmosphäre u. s. w. verbreiteten; die letztre, indem sie durch gründliche Kritik dessen, was die Vernunft zu leisten oder nicht zu leisten vermag, alle leeren und nicht zu erweisenden Hypothesen verbannte, eine bessere Art der Naturforschung überhaupt einführte, gewisse aus der Grundeinrichtung des Geistes entspringende Sätze als die Richtung für alle Untersuchungen der Natur aufstellte. Hieraus entstanden richtigere Begriffe über Organisation und Organismus. Schelling leitete von dem Leben selbst, als dem Urquell alles Seins, nicht nur die ganze Natur, sondern den Geist, die Vernunft selbst ab, und betrachtete somit Alles, was ist, Geist, Mensch, Natur, Organisation, das Weltall selbst, als die Offenbarung dieses höchsten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Verschiedenheiten.

Digitized by Google

Wir versuchen es, dem Leser in möglichster Kürze eine Ansicht des wesentlichen Inhalts der Physiologie von ihrem jetzigen Standpunkte aus zu geben. Der Mensch ist in zwiefacher Rücksicht zu betrachten: als Naturwesen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geisterwelt angehöriges Wesen. Als Naturwesen unterliegt der Mensch den allgemeinen Naturgesetzen, die das große Weltall regieren, und sich in allen Theilen desselben, so auch im Erdorganismus in unzähligen Abstufungen wiederholen. Nach diesen Naturgesetzen sehen wir organischen Wesen von ihres Gleichen entstehen, sich selbst erhalten, wachsen, blühen, dann wieder zurückgehen, welken und absterben. Der Mensch steht zwar als organisches Wesen auf der höchsten Stufe, die Naturgesetze aber regieren und bestimmen unabänderlich sein irdisches Leben. Die allgemeine Kraft, die nach unabänderlichen Gesetzen das Weltall, die Erde, die organischen Wesen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, ist das ursprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben aller der Erde angehörigen organischen Wesen, in unzähligen Abstufungen sich darstellt. Es ist dasselbe Leben, das auf der untersten Stufe der Erdwesen sich als Krystallisirung im Wachsthume des Minerals und Metalls offenbart, das schon in höherer, aber noch stiller Thätigkeit im Wachsthume der Pflanzen seinen Kreis durchläuft; dasselbe Leben, das auf noch höhern Stufen in der Thierwelt einen freiern und weitern Kreis durchgeht, sich in viel mannichfaltigern Abstufungen offenbart, das endlich im Menschen sich auf der höchsten Stufe in den mannichfaltigsten Erscheinungen darstellt. Indem also das an sich ewige und unendliche Leben in zeitliche und ewige Beschränkung von verschiednen Graden sich darstellt, erscheint es als eben so verschiedne körperliche Form in den Erdorganismen, durchläuft in denselben einen gewissen Kreis, in welchem es seine an sich ewige und unendlich freie Thätigkeit auf beschränkte, d. h. zeitliche und endliche Weise offenbar werden läßt, und dadurch die verschiednen Perioden der organischen Wesen in Entstehung, Wachsthum, Blüthe (als den höchsten Punkt der Lebensäußerung) entwickelt. Diese Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens, und die Entwickelung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen inwohnende Lebensidee Naturkraft. Es ist folglich dieselbe Naturkraft, die sich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verschiednen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niedern oder höhern Stufe sich offenbart. Daher sehen wir im Menschenleben alle Erscheinungen des gesammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Krystallisation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animalisation des Thierreichs in ihren verschiednen Stufen im menschlichen Organismus wieder. Eben so finden wir die Erscheinungen der Natur verähnlicht in demselben wieder, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menschenlebens; die tägliche Bewegung der Erde um sich selbst, die Wechsel ihres Lebens im Licht und in der Finsterniß, im Wachen und Schlaf; der Atmosphäre mit ihrem ätherischen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelektrizismus in der animalischen Elektrizitätsspannung; den Charakter der Erdoberfläche und des Klima's in dem physischen Charakter der Menschen u. s. w. Insofern nun die Idee des Lebens auf der Erde sich auf der höchsten Stufe offenbaren sollte,

Digitized by Google

mußte auch der ihr sich gleich bildende Organismus am zusammengesetzesten erscheinen, um einen organischen Körper darzustellen, der in seiner Formbildung und in Behauptung seiner Individualität die Stufenfolge der Idee des Lebens, in dem Umlaufe von Entstehung und Bildung, in den Entwickelungen des Wachsthums und der Lebensperioden, die stets in ununterbrochner Thätigkeit begriffne Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts selbst die Ewigkeit und Unendlichkeit der Lebensidee, als Ausfluß des ursprünglichen, absoluten und ewigen Lebens, offenbarte. Daher stellt der menschliche Körper eine Form dar, welche der höhern Foderung der Vernunft, den Regeln der Schönheit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entspricht; ist mit einer Reihe von Organen versehen, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung seiner Individualität und seiner Gattung, — mit Organen, welche zur Bewegung, zum Wechselverkehr mit der Außenwelt, — ferner mit Organen, welche zur Wahrnehmung der Gegenstände außer ihm, so wie seines eignen Körpers dienen. (S. d. Art. Organ.) Wie nun der Mensch einer Seits der Erde als Naturwesen angehört, so ist der menschliche Geist durch Vernunft und Freiheit von der Naturwelt getrennt, und dieser völlige Gegensatz wird durch das Bewußtsein bewirkt, wodurch er die in ihm sich spiegelnden Bilder der Außenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterscheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menschlichen Organismus in den Gegensatz zur Außenwelt bringen, sind daher auch zum Theil die Vermittelungsorgane zwischen Körper und Seele, und ihr Mittelpunkt, wo alle aus- und einwirkenden Strahlen zusammentreffen, ist als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derselben anzusehen, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Organismus (insoweit er derselben unterworfen ist, und zum Wechselverkehr mit der Außenwelt und andern menschlichen Geistern gehört) ausgeht. Denn unbeschadet der ursprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geistes ist derselbe doch durch seine innige Verbindung mit dem organischen Körper (gleichsam Versenkung in denselben) einer Beschränkung während des irdischen Lebens unterworfen, so daß er die unwandelbaren Gesetze der Naturkraft nicht ändern kann, und die Willkür seiner Einwirkungen nicht bis auf diejenigen Organe erstreckt, welche bloß dem Naturleben unterworfen, und zur Erhaltung des ganzen menschlichen Organismus bestimmt, mithin auch ununterbrochen, wie es die Lebensidee, oder die ihnen einwohnende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele thätig sind. Hiernach besteht der menschliche Organismus in einer Verbindung von Organen, die in einer sich unaufhörlich umschlingenden und wiederholenden Kette von Thätigkeiten einander unter- und nebengeordnet, einander erregend und wieder beschränkend wirken, in denen man jedoch gewisse zusammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Systeme nennt. Dasjenige System, welches ausschließlich zur Erhaltung des Organismus bestimmt ist, nennt man das Reproduktionssystem, zugleich die Wurzel und der Boden des ganzen, aus dem alle verschiednen Systeme construirt werden, insofern nämlich alle organische Masse hierhin gehört. Diejenige Reihe von Organen, welche gebildet sind, um zur Bewegung im Raume, sowol im Organismus selbst, als in Betreff der Außenwelt, nämlich der Ortsbewegung zu dienen, benennt man das System der Irritabili-

tät; die Reihe von Organen, welche das eigentlich höhere animalische Leben ausdrücken und realisiren, daher auch die Naturkraft auf ihrer höchsten Stufe enthalten, die Wahrnehmung der Außenwelt und die Wechselwirkung mit ihr bewirken, ist das System der Sensibilität, das sich in zwei Regionen absondert; die niedre, welche zur Mittheilung der höhern Naturkraft sich in das Reproduktionssystem versenkt, und dessen Thätigkeit, der Idee des Lebens angemessen, beherrscht, und die höhere, welche der Willkür des Geistes unterworfen ist, und die Thätigkeiten derselben vermittelt. Die Verrichtung des reproduktiven Systems ist, den Organismus in seiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwickelung desselben nach den Perioden seines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur drückt sich das Leben in stetem Wechsel und in unaufhörlicher Veränderung der Masse aus, was nichts anders ist, als ein stetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenszirkel der verschiednen nichtorganischen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Masse zurückfallen. Hier wird dieser stete Gegensatz, dieser ununterbrochne Wechsel von Verbindung und Auflösung, von Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch rastlose Thätigkeit offenbarende Oxygen, — die irdische Nachbildung des himmlischen Aethers — vermittelt. Alles, was von der untersten Stufe der todten Masse zur höhern Lebensform der ersten Naturkörper steigen und einen bestimmten, aber nur kurzen Lebenszirkel durchlaufen soll, muß vom Oxygen durchdrungen, und sein voriges Sein dadurch in ein andres verwandelt werden. So ist auch im lebenden Organismus kein Stillstand, sondern eine stete, rastlose Thätigkeit, beständiger Wechsel von Stoff. Das ganze Leben des Organismus besteht aus unzähligen kleinen Lebenszirkeln der einfachen Stoffe, der zusammengesetzten ersten organischen Formen, der einzelnen Organe und Systeme in immer höhern Stufen, und daher in immer weitern Lebenszirkeln. Dieser stete Wechsel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer steten Aufnahme von neuem, dem organischen Leben zu übergebenden Stoff, und einer Ab- und Ausscheidung des verbrauchten Stoffs, der seine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demselben fremd, von ihm entfernt wird. Diese aufgenommenen Stoffe müssen eine Reihe von Veränderungen durchgehen, bis sie zu der Stufe des animalischen Lebens geschickt sind, um in das lebendige organische Verhältniß einzugehen. Zu diesen Verrichtungen sind eine Reihe von Organen bestimmt, deren Form, innerer Bau und eigenthümliches Leben ihrem Zwecke entsprechen. Dies sind die Organe der Ingestion und Digestion: Mund, Schlund, Magen und Darmkanal, die einsaugenden Adern vom Darmkanal aus, welche in ihrem Fortgange Drüsen, dann zusammenlaufende Kanäle bilden, die sich endlich in einen einzigen sammeln. (S. weiter hierüber die Art. Verdauung, Assimilation, Ernährung.) Bis hieher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organischen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verschiednen des organischen Lebens fähigen Stoffe, aus denen der Organismus besteht, aber in völliger Indifferenz (gleichsam schlafend, durch den höhern Gegensatz noch nicht zum Leben geweckt) enthaltend. Jetzt wird diese Masse durch Verbindung mit dem ätherischen Leben zum höhern organischen Leben geweiht; sie wird zum Blut.

Digitized by Google

Dies geschieht in den Lungen (s. d. Art.), von welchen das Blut in der linken Herzkammer sich sammelt. Jetzt ist das Blut eine mit Leben begabte Flüssigkeit, alle Qualitäten desselben treten aus einander, mit dem ätherischen Princip, als dem Ausdruck höhern Lebens, zu reger Thätigkeit bestimmt, flieht es, vom Mittelpunkte sich verbreitend, in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben vertheilend. Dadurch wird das Arteriensystem in seinen Verzweigungen bis zum feinsten Aederchen gebildet. Jetzt ist dieser belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ ist davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den spezifischen Lebenscharakter mit, den es besitzt, und so durchläuft nun jeder einzelne Stoff seinen Lebenszirkel. Ein Theil dieses Blutes verwandelt sich, mittelst der innigen Verbindung mit dem ätherischen Orygen als gerinnbare Faser in die erste organische Form, das Zellgewebe (eine Art organischer Krystallisation), setzt sich an die Stelle des Gleichen an, und verbindet sich mit ihm zu dem nämlichen Organ, um entweder, wenn es noch in der Entwickelung und Ausbildung begriffen ist, diese zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu ersetzen, wodurch denn die verschiednen Gestalten und Zusammensetzungen der Bestandtheile des Körpers gebildet und erhalten werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen, und verschiedne eigenthümliche Gewebe oder organische Systeme bilden, aus denen alle festen Theile des menschlichen Organismus bestehen, als: das eigentliche Zell- oder Fasergewebe, die verschiednen Häute, Drüsen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskeln, Adern, das Haargefäßsystem, die Nerven mit dem Gehirn. Diese einzelnen Bestandtheile bilden durch mannichfache Verbindungen die zusammengesetzten Organe, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens ist, und in deren Verbindung ihre besondre Thätigkeit oder Function gegründet ist. Ein andrer Theil des Blutes ist bestimmt zur Verwandlung in besondre Flüssigkeiten; dies ist die Function der Absonderungen, denen gewisse Organe gewidmet sind. Hieher gehört die Absonderung der Speichelsäfte in den Speicheldrüsen, der Magensäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüsten, des Samens in den Hoden, des wässerigen Dunstes in den serösen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organischen Stoffe ihren engen Lebenszirkel durchlaufen haben, so erlischt die Lebensidee in ihnen, sie sterben ab, und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, sondern der organischen besondern Form beraubt, aufgelöst, in Kanäle aufgenommen und fortgeschafft. Dies geschieht durch die einsaugenden lymphatischen Adern, und durch die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m., (s. diese Artikel). Das System der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organischen Lebensform gebildeten Faser aus dem Blute, und besteht aus der Muskelfaser, welche das Vermögen besitzt, durch Zusammenziehung sich zu verkürzen. Ganze Bündel dieser Fasern bilden die Muskeln. Letztre sind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüssigkeiten bestimmt, wie das Herz und die Arterien (selbst die Venen und Lymphadern sind mit Muskelfasern, obwol in der untersten Stufe der Irritabilität, versehen), theils breite Muskeln, welche an das Knochensystem sich anschließen, und zur willkürlichen Bewegung dienen

(s. Muskel). Das System der Sensibilität wird von der zur höchsten organischen Lebensform gebildeten Masse als Mark dargestellt, und bildet das gesammte Nervensystem (s. Nerven). Diese verschiednen Systeme sind sowol in Rücksicht ihrer realen Erscheinungen, als in Rücksicht ihrer Thätigkeiten und Functionen in größern und kleinern Zirkeln auf mannichfaltige Weise mit einander verbunden, und finden sich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So sehen wir z. B. allenthalben die einfache organische Faser als Zellgewebe, Haut ꝛc., Gefäße, die Blut zu- und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten, und ihr besondres Geschäft ordnen. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des gesammten Organismus werden durch die in dem Nervensystem real dargestellte, gleichsam verkörperte Lebensidee, der Idee des menschlichen Organismus gemäß, geleitet, und in Harmonie zu dem allgemeinen Zwecke desselben gesetzt, so daß keines mehr, länger, oder zu andrer Zeit, als diese Idee erfodert, thätig ist. Diese Harmonie ist also die ungestörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr besteht demnach auch der normale Zustand, welchen wir Gesundheit nennen. In die Reihe dieser Harmonie der Functionen des Organismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, insoweit diese von dem Organismus bestimmt werden, und insoweit sie auf diesen bestimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher steht als das organische Leben, indem das letztre den unwandelbaren Gesetzen des Naturlebens folgt, das erstere aber durch Vernunft und Freiheit sich selbst bestimmt: so stehen doch auch beide durch ihre innige Verbindung in einer gegenseitigen Wechselwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele, einmal durch das ihr zunächst angehörige Cerebralsystem, indem durch die Sinnesanschauungen die Seele den Stoff zu Vorstellungen erhält, den sie durch ihre Thätigkeit weiter verarbeitet; dann aber ist auch das dem organischen Leben zunächst angehörige Nervensystem der Reproduction ungeachtet der in demselben als Hemmungspunkte sich darstellenden Knoten (Ganglien, s. d. Art. Gangliensystem), doch nicht so gänzlich von dem höhern Cerebralsystem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwischen beiden Statt finden sollte. Denn eine dunkle Vorstellung von den Vorgängen des organischen Lebens erhält die Seele durch dieses System der Nerven in dem Gemeingefühl, und insofern dieses auf den Willen erregend wirkt, um gewisse Bedürfnisse des Organismus zu befriedigen, entstehen die Triebe und Instinkte. Endlich scheint eine fortwährende stille Einwirkung des organischen Lebens auf das höhere Nervensystem, auf das Gehirn und das Organ der Seele Statt zu finden, welche theils durch die stete Erneuerung des organischen Stoffes des Cerebralsystems aus dem Blutsysteme, theils auch durch die Nervenverbindung von besondern Organen vermittelt wird. Durch beide Umstände scheint das Temperament und die Abwechselung in der Stimmung des Gemüths begründet zu werden. Die Seele dagegen wirkt auf den Organismus schon durch viele willkürliche Handlungen, die auf das organische Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundne Erregung der Thätigkeit ihres Organs, welches, indem es unter den Gesetzen des organischen Lebens steht, auch eine Hinleitung der Naturkraft zu sich, und Ableitung derselben von andern Organen, zur Folge hat; endlich durch die unmittelbare Ein-

Digitized by Google

wirkung bestimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf bestimmte Organe, nämlich der Phantasie, der Leidenschaften und der Affekten (s. d. Art. Physiognomik, Pathognomik, Mimik ꝛc.). Alle diese hier nur berührten Gegenstände werden in der Physiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Physik, der Anatomie des Menschen, und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, und durch Erfahrungen über krankhafte Abweichungen, wodurch manches im gesunden Zustande schlummernde Verhältniß erst offenbar wird, z. B. die innigere Wechselwirkung zwischen Organismus und der Außenwelt, zwischen Körper und Seele, noch deutlicher gemacht. H.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, s. Botanik und Pflanzen.

Piano heißt in der Musik schwach, mit schwachem Tone. Ein noch höherer Grad der Schwäche des Tons wird durch Pianissimo bezeichnet. Demnach sollte bei dem Vortrage der Tonstücke, insbesondre aber bei dem Vortrage der Ripienstimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen Forte und Pianissimo gehörig unterschiede. In Tonstücken, in welchen keine Solostimme zu begleiten ist, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingespielten Orchestern diese Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Solostimme, sie bestehe nun in einer Sing- oder Instrumentalstimme, macht es die Schwäche derselben nothwendig, von dieser Regel abzuweichen und das Piano schwächer oder gar dem Pianissimo gleich vorzutragen, damit die Hauptstimme durch die Begleitung nicht zu sehr bedeckt werde. Seltner sind die Fälle, wo das Piano stärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechsel des Piano und Forte ist die größte Uebereinstimmung aller Instrumentisten erforderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Pianoforte, s. Fortepiano.

Piaristen, Väter der frommen Schulen (in Polen Piaren), heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch ein viertes beobachtet, vermöge dessen er sich dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend in Volksschulen und Gymnasien widmet. Dieser Orden wurde im Anfange des 17. Jahrh. von Joseph Calasanza, († 1648) einem spanischen Edelmanne, zu Rom gestiftet, 1621 unter dem Titel des Ordens der regulirten Kleriker und Armen der Mutter Gottes zu den frommen Schulen (scholarum piarum, daher der Name Piaristen) vom Papst bestätiget, und 1690 für seine gemeinnützigen Bemühungen durch die wichtigsten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die Piaristen sind regulirte Weltgeistliche, wie die Jesuiten, mit denen sie nicht nur die Tracht, sondern auch den Zweck zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, gemein haben und daher seit ihrer Entstehung Nebenbuhler derselben. Sie verbreiteten sich bald in den Ländern der katholischen Christenheit, besonders in den österreichischen Staaten, und wurden bei einer der jesuitischen ähnlichen Ordensverfassung zahlreich und kraftvoll, ohne sich den Vorwurf der Herrschsucht und Einmischung in politische Händel zuzuziehen, wie diese. Vielmehr verdanken sie ihren unleugbaren Verdiensten um das Schulwesen die ungestörte Fortdauer und Blüthe ihres Ordens. Noch jetzt stehen viele Gymnasien und Volksschulen in Ungarn und Polen

unter der Leitung der Piariſten; auch in Böhmen, Mähren, Schleſien und Oeſterreich haben ſie noch anſehnliche Collegien. Nur ihre Ordensverfaſſung iſt, ſo weit ſie in das öffentliche Schulweſen eingreift, den Zwecken des Staats angepaßt worden. E.

Piaſter, eigentlich eine ſpaniſche Silbermünze, welche acht Silberrealen (daher er auch Peso de a ocho, Stück von achten heißt) oder etwas mehr als einen deutſchen Conventionsthaler (1⅓ Thlr.) gilt. Zuerſt wurde ſie bloß in Spanien, jetzt aber auch in verſchiednen andern Ländern Europa's, namentlich in Italien, geſchlagen. Auch gibt es türkiſche Piaſter, welche etwa 4 ggr. gelten.

Piazzi (Giuſeppe), einer der ausgezeichnetſten unter den jetzt lebenden Aſtronomen, wurde 1746 zu Ponte, im Veltelin geboren. Er trat 1764 in den Orden der Theatiner und wurde 1770 erſt in Malta, 1781 aber in Palermo als Profeſſor der Aſtronomie angeſtellt. 1787 begab er ſich nach Paris wo er mit Lalande vereint, mehrere wichtige Beobachtungen anſtellte und hierauf nach England reiſte, ſich dort einige, von den beſten Meiſtern verfertigte, Inſtrumente anzuſchaffen. Bei ſeiner Rückkehr nach Palermo, 1789, ließ er daſelbſt das prachtvolle Obſervatorium erbauen, auf welchem er ſeitdem ſo viele Beobachtungen anſtellte und Entdeckungen machte. Unter dem Titel: „Della specola astronomica de' registudj di Palermo" gab er 1792—94 eine Beſchreibung der palermitaniſchen Sternwarte und der darauf befindlichen Inſtrumente heraus. Den 1. Jan. 1801 entdeckte er den Planeten Ceres, wodurch dann ſpäter die von Olbers (ſ. d. Art.) gemachte Entdeckung der Planeten Juno, Pallas und Veſta, herbeigeführt wurde. Im J. 1814 gab er noch ein genaues Verzeichniß von 7500 Sternen heraus, wofür er die von Lalande für Aſtronomen ausgeſetzte Preis-Medaille erhielt, und 1816 den erſten Band ſeiner „Storia dell' astronomica di Sicilia." Zugleich beſchäftigte er ſich auch mit der Vollendung ſeines Werkes über die Anfangsgründe der Aſtronomie. Außerdem hat man noch einen Codice metrico für Sicilien, von ihm. Piazzi iſt ſchon ſeit geraumer Zeit Mitglied der pariſer Akademie.

Picard (Louis Benoit), einer der fruchtbarſten und geiſtreichſten der jetzt lebenden franzöſiſchen Luſtſpieldichter und Mitglied der franz. Akademie, wurde 1769 zu Paris geboren. Seine Bekanntſchaft mit Andrieux, mit welchem er ſich literariſch verband, und der ihn bei ſeinen erſten Arbeiten mit Rath und That unterſtützte, bahnte ihm den für Anfänger immer ſchwierigen Weg zur Aufnahme ſeiner Stücke, und das erſte von ihm, auf dem damaligen Theater von Monſieur gegebnes Luſtſpiel (le Badinage dangereux) fand ſo viel Beifall, daß der junge Dichter nun muthig weiter ſchreiten konnte. Schnell folgten ſich jetzt ſeine faſt ſtets günſtig aufgenommnen Arbeiten und der junge Mann widmete von nun an nicht allein ſeine Feder faſt gänzlich einem Fache in welchem ihm das Glück ſo wohl wollte, ſondern betrat auch ſelbſt, nebſt ſeinem jüngern Bruder, auf dem damaligen Theater Louvois (Odeon) die Bretter, um auch hier, als ausübender Künſtler, ſich die Gunſt des Publikums zu erwerben. Im J. 1801 übernahm er die Direction dieſer Bühne und fuhr fort als Dirigent, Schauſpieler und Dichter, mit gleicher Thätigkeit zu wirken. Ob er nun ſchon ſo vielfach beſchäftigt, in dieſer Zeit ſeine vorzüglichſten Sachen lieferte, ſo zog er ſich doch 1806 inſofern vom Theater zurück, daß er nicht mehr ſelbſt auftrat und bald darauf auch von der Direction der Bühne Odeon, indem ihm die damalige Regierung die Admini-

Digitized by Google

stration der Oper übergab, welche Function ihn dann so beschäftigte, daß er, so lange er ihr vorstand, nichts mehr an eignen Werken für die Bühne lieferte. Erst 1816 als er die Verwaltung der Oper niederlegte und von neuem die Direction des Theaters Odeon übernahm, begann auch seine schriftstellerische Thätigkeit wieder, die er dann auch bis jetzt, wenn gleich nicht mit der frühern Schnelligkeit im Produciren, fortsetzt. Uebrigens gerieth er bei Gelegenheit der zweiten Uebernahme des Odeontheaters mit einem andern Unternehmer (Düval) in einen Aufsehen erregenden Streit, der einige Zeitlang in Druckschriften fortgesetzt, zuletzt aber durch Vergleich beigelegt wurde. Als 1818 das Theater Odeon ein Raub der Flammen wurde, verlegte Picard einstweilen seine Bühne in das Theater Favart; später aber erhielt er, da das Odeon von neuem und schöner wieder aufgebaut war, die Erlaubniß auch Trauerspiele neben den Lustspielen aufführen zu dürfen, wodurch denn dies Theater zum völligen Rival des alten Théâtre français geworden ist, und durch seine dermaligen Kunstleistungen bewies, wie geeignet der Leiter derselben zum Vorstand einer solchen Anstalt ist. Picard hat im ganzen über 70 größere und kleinere Stücke geschrieben, von denen mehrere durch Iffland, Theodor Hell u. a. auch in's Deutsche übertragen worden sind; auch hat man einige Romane und versifizirte Dichtungen von ihm, die meist gleichfalls in Frankreich mit Beifall aufgenommen wurden.

Picarden, s. Adamiten.

Picart (Bernard), ein ausgezeichneter Kupferstecher Frankreichs, wurde 1663 in Paris geboren. Sein Vater war der unter dem Namen: le Romain, gleichfalls als Kupferstecher berühmte Etienne Picart, von welchem sich viele Arbeiten in der großen Kupfersammlung, die unter der Benennung: „Cabinet du Roi" bekannt ist, finden. Der junge Picart zeichnete sich bald durch seine Geschicklichkeit, sowol im Zeichnen, als im Stich aus und studirte, unter Sebastian le Clerc, Perspektive und Architektur. In der Composition war van Schuppen sein Vorbild. Vorzüglich groß war seine Gewandtheit in der Nachahmung der Manier andrer Meister und seine Rembrandt, Guido Reni u. A. nachgebildeten Arbeiten täuschten oft die gründlichsten Kenner. Er selbst nannte dies Beginnen, wodurch er sich nicht selten einen bedeutenden Verdienst erwarb, immer nur seine „unschuldigen Betrügereien." Da er ein eifriger Protestant war, so verließ er, nachdem er sich bereits einen großen Ruf als Künstler erworben, mit seinem Vater sein, gegen seine Glaubensverwandten unduldsames Vaterland und begab sich nach Holland, wo er reichliche Beschäftigung durch die dortigen Buchhändler erhielt, die sein Talent zur Verzierung ihrer Verlagswerke häufig in Anspruch nahmen. Die Menge der immer bei ihm bestellten Arbeiten machte aber, daß er zuletzt nicht mehr den Fleiß, wie früher, auf Anfertigung derselben verwendete, wodurch denn sein Künstlerruf schon bei seinem Leben litt und bereits damals Kenner nur noch seine ältern Arbeiten schätzten. Zu dem Besten, was er lieferte, gehören die Bildnisse von seinem Vater, von Roger de Pilar und vom Prinzen Eugen; ferner sein Kindermord und die Poussin, und Lesueur nachgestochne Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt, desgleichen eines arkadischen Schäfers, der Kalliope und Terpsychore. Am bekanntesten wurde er aber durch die trefflich gearbeiteten Kupfer zu dem in Amsterdam von 1723–43 in 11 Bänden in Folio erschienenen „Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations." (Die Kupfer zu einer in Paris spä-

ter herausgekommnen neuen Auflage dieſes Werks, ſind bei weitem weniger ſchön). Im Ganzen ſind Picart's Figuren ſauber und elegant und meiſt mit vielem Geiſt gezeichnet; dem Ausdruck der Köpfe ſcharete er aber oft durch zu viele Punkte und ſeine Gewänder ſind in ihder Drappirung zuweilen ſteif. Er ſtarb 1733 in einem Alter von 60 Jahren zu Amſterdam.

Piccini (Nicolo), geb. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von ſeinem Vater, einem Muſiker, dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Aber die ganze Seele des Knaben war einzig auf Muſik gerichtet. Der Biſchof von Bari, bei dem er einſt zum Beſuche war, behorchte ihn, als er, in der Meinung, allein zu ſein, auf dem Klaviere verſchiedne Arien nach dem Gehöre ſpielte; die Richtigkeit des Geſanges ſowol als der Begleitung überraſchten ihn, er ahnete ein ſeltnes Talent und bewog den Vater, ſeinen Sohn das Conſervatorio di Santo-Onofrio beſuchen zu laſſen, an deſſen Spitze damals der berühmte Leo ſtand. 1742 trat er hier ein, und wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, deſſen trockner und geiſtloſer Unterricht ihn zu dem Entſchluß brachte, für ſich allein und nach eigner Einſicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweiſung Pſalmen, Motetten, Opernarien und endlich eine ganze Meſſe. Davon hörte Leo, ließ ſich die Partitur bringen, blätterte ſie durch, und gab Befehl, ſie zu probiren. Umſonſt bat Piccini, ihm dieſe Beſchämung zu erſparen; er mußte ſelbſt die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus. Leo tadelte ihn ernſt, daß er ſeine ausgezeichneten Talente den Launen ſeiner ungeregelten Phantaſie habe überlaſſen wollen, ſtatt ſie durch ein gründliches Studium ſeiner Kunſt auszubilden. Piccini ſchob die Schuld auf ſeinen Lehrer; Leo wurde ſanfter, ſchloß ihn in ſeine Arme, und befahl ihm, alle Morgen zu ihm zu kommen, um von ihm ſelbſt unterrichtet zu werden. Wenige Monate darauf ſtarb Leo, und der berühmte Durante nahm nach ſeiner Rückkehr aus Sachſen den Platz wieder ein, auf den ihm Leo gefolgt war. Durante gewann Piccini bald vor allen lieb. Nach zwölfjährigen Studien trat dieſer 1754 aus dem Conſervatorio, ausgeſtattet mit allen Kenntniſſen in der Muſik, und einem Feuer, einer Gluth der Phantaſie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, ſich zu äußern. Der Prinz von Vintimille brachte ihn bei dem Vorſteher des Theaters der Florentiner in Vorſchlag. Der Künſtler ſetzte die Oper **Le donne dispettose**. Sie ward mit Beifall aufgenommen, und Piccini componirte im nächſten Jahre **Le gelosie** und dann **Il curioso del proprio danno**. Letztre wurde, was kaum je geſchehen, vier Jahre hinter einander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte ſich Piccini's Genie, und erhob ſich zur ernſthaften Gattung in der Zenobia, die er 1756 für das Theater von San Carlo componirte. Sein Name verbreitete ſich nach Rom; er wurde 1758 dahin berufen, um den **Alessandro nell' Indie** zu componiren. 1760 erſchien ſeine berühmte Oper **Cecchina** oder **La buona figliuola**, die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernſthaften Gattung durch ſeine Olimpiade den glänzendſten Beifall. Drei große Meiſter waren ihm in der Muſik vorangegangen: Pergoleſi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf ſie. Das Duett erſcheint hier zuerſt frei von Pedantismus und Scholaſtik, in einer neuen muſikaliſchen Form, der man ſeitdem

allgemein gefolgt ist. Piccini war jetzt der gepriesenste und bewundertste Componist Italiens. Funfzehn Jahre fuhr er so fort, für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publikums. Endlich aber trat ihm Anfossi als Nebenbuhler entgegen, und eine Oper von Piccini fiel zu Rom durch. Ein so neuer Unfall wirkte so heftig auf seine Seele, daß er schnell nach Neapel abreiste und krank daselbst ankam. Von einer schweren Krankheit genesen, beschloß er, sich fortan den Theatern in Neapel ganz zu widmen. Seine nächste Arbeit war die komische Oper: die Reisenden, welche 1775 mit immer neuem Beifall gehört wurde. Um diese Zeit ließ der französische Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwig XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. Piccini, der damals in seiner Vaterstadt des höchsten Ansehns genoß, und bereits außer unzähligen einzelnen Musikstücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmusiken, 133 Opern componirt hatte, folgte unter sehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe nach Paris, und kam 1776 mit seiner Gattin (er hatte sich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet), und seinem ältesten, achtzehnjährigen Sohne daselbst an. Die nächste Schwierigkeit, welche sich ihm entgegenstellte, war seine völlige Unbekanntschaft mit der französischen Sprache. Marmontel übernahm es, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung desselben gelang es ihm, in Jahresfrist die Composition des Roland von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue und größere Widerwärtigkeiten drohten ihm jetzt. Gluck und dessen zahlreiche Anhänger waren ihm entgegen; der Roland war von ihnen im voraus verurtheilt; sein Fall schien unvermeidlich. Piccini selbst war darauf gefaßt. Um so mehr überraschte ihn der glückliche Erfolg. Piccini kam bei Hofe in Gunst. Er gab der Königin sogar wöchentlich zweimal Musikunterricht. Mit Gluck söhnte er sich aus; aber wenn gleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, so dauerte darum der Krieg zwischen ihren Anhängern (Gluckisten und Picciniſten) nicht minder fort. Man beschloß, ihn mit Gluck in Parallele zu stellen, und übertrug in dieser Absicht Beiden, nicht dasselbe Gedicht, sondern denselben Gegenstand, Iphigenie in Tauris. Piccini wurde in diesem Wettkampfe überwunden. Bald nachher verließ Gluck Frankreich, und Sacchini erschien. Es entstanden neue Rivalitäten. Piccini fuhr inzwischen in seinen Compositionen fort. Auf seinen Atys folgte (1783) Dido, die man allgemein für sein Meisterwerk hielt, und andre mehr. Dabei stand er seit 1782 der Singschule vor. Als er aber in Folge der Revolution, seinen Gehalt verloren, ging er nach Italien zurück. Im Sept. 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihn auf das Schmeichelhafteste empfing, ihm ein Jahrgeld bewilligte, und sogleich mehrere Werke übertrug. Man gab den Alessandro wieder auf dem großen Theater von San Carlo mit demselben Beifalle, den er bei seiner ersten Erscheinung erhalten hatte. Für die Fasten 1792 setzte Piccini das Oratorium Jonathan, in drei Akten, und für das Theater die komische Oper: La serva onorata. Bald aber änderte sich Piccini's günstige Lage. Er war unvorsichtig genug, revolutionäre Gesinnungen zu äußern, und zog sich dadurch alle Arten von Verfolgungen und Unfällen zu. Diese seine traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm Beschäftigung in Venedig verschaffte. Er erhielt Pässe dahin, und benutzte diese Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde wirkten ihm für seine Einrichtung

die Summe von 5000 Franken und einen Jahrgehalt von 2400 Franken aus. Die überstandnen Unruhen und Kümmernisse hatten aber seine Kräfte erschöpft, und er starb zu Passy den 7ten Mai 1800. Sein Sohn Louis hat ebenfalls eine bedeutende Zahl Opern für das Theater Feydeau in Paris und die Opera buffa componirt, die mit Beifall gehört worden sind.

Piccolomini. Dies Geschlecht, welches aus Rom stammt, aber nachher in Siena sich niederließ, gehört unter die ältesten Geschlechter Italiens. Berühmt aber wurde es durch die Männer, die es hervorbrachte. Die vorzüglichsten unter ihnen waren: 1) Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war einer der gelehrtesten Päpste (er schrieb das Leben Kaiser Friedrichs III. und eine Geschichte Böhmens, und war ein glücklicher lateinischer Dichter) und für sein Zeitalter ein sehr wichtiger Mann, der als Sekretär auf dem baseler Concilio die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigte, als Papst aber alle seine vorher zur Schmälerung des päpstlichen Ansehns gethanen Aeußerungen widerrief. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europäischen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so sehr verfolgte, daß er sogar einige selbst zusammengebrachte Truppen in eigner Person anführen wollte, wurde durch seinen Tod (1464) vereitelt. Nächst ihm verdient 2) Octavio Piccolomini bemerkt zu werden, der sich durch seine Verdienste die Würde eines deutschen Reichsfürsten erwarb. Er war 1599 geboren, und trat sehr jung in Kriegsdienste. Nachdem er anfangs in Mailand unter den spanischen Truppen gedient hatte, kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland, und focht mit vieler Tapferkeit. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment, auf welches Gustav Adolph im Getümmel der Schlacht stieß, und durch das er fiel, befehligt haben. 1634 ward er von dem Herzoge Wallenstein, der sich gegen seinen eignen Kaiser wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die salzburgischen Pässe zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebnen Obersten abzusetzen. Aber Piccolomini und mehrere andre Generale, auf welche Wallenstein sein Vertrauen setzte, gaben insgeheim von seinen Plänen dem Kaiser Nachricht, ja Piccolomini ging heimlich selbst nach Wien, erhielt nebst einigen andern Offizieren, Gallas, Altringer, Marabas, den kaiserl. Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen, und half ihn auch durch verrätherische List ausführen. Dafür bekam er nach Wallenstein's Tode auch von dessen Gütern einen Theil. Nach der Schlacht bei Nördlingen (7. Sept. 1634), in welcher die Schweden auf einige Zeit sehr geschwächt worden waren, drang er mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. 1635 ward er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt, erreichte Namur und befreite die Niederlande von den Franzosen. Darauf kämpfte er gegen die Holländer weniger glücklich. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Höxter 1640, die Gefangennehmung des schwedischen Obersten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz 1641 nach einem viertägigen Kampfe, der Entsatz der Stadt Freiberg in Sachsen, welche die Schweden einige Monate

belagert hatten (1643), bewogen den König von Spanien, Philipp IV., sich ihn von dem Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch als spanischer General gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden glücklich, und erhielt den Orden des goldnen Vließes; aber sehr vermißte ihn der Kaiser, als 1648 die Schweden von neuem siegreich fochten. Piccolomini wurde daher zurückberufen, und zum Marschall ernannt. Der noch in demselben Jahre abgeschlossne westphälische Friede setzte jedoch seinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen ward er 1649 als kaiserlicher Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf zur Belohnung seiner Thaten, ungeachtet mehrerer Hindernisse, in den Reichsfürstenstand erhoben, so wie ihm schon vorher der König von Spanien das von seinen Vorfahren besessne Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. Piccolomini starb jedoch schon 1656 zu Wien, mit dem Ruhme, unter den Feldherrn der deutschen Kaiser auf eine ehrenvolle Stelle Anspruch machen zu dürfen. Nur verdunkelte diesen Ruhm sein grausamer Befehl gegen die 1640 gefangnen Hessen und Lüneburger. Da er kinderlos verheirathet war, so folgten ihm die Nachkommen seines Bruders Aeneas in seinen Gütern, und nahmen auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegrü (Charles), französischer General in der Revolutionszeit, wurde 1761 zu Arbois in der Franche-Comté, von unbemittelten Eltern, geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in einem Minimenkloster seiner Vaterstadt, dann kam er in das Collegium zu Brienne, wo er sich bald in den mathematischen Wissenschaften so auszeichnete, daß ihm noch als Schüler die Repetitionsstunden in seiner Klasse übertragen wurden. Napoleon Buonaparte, damals gleichfalls zu Brienne seine ersten Studien treibend, war hier auf diese Art gewissermaßen sein Schüler. Aus diesem Aufenthalt im Minimenkloster zu Arbois und in dem, jenen Mönchen zustehenden Collegium zu Brienne, hat man später die falsche Behauptung aufgestellt, Pichegrü sei in seiner Jugend selbst Mitglied des genannten Ordens gewesen; dies war jedoch keineswegs der Fall und er trat im Gegentheil, noch sehr jung, freiwillig in das erste Artillerieregiment ein, wo er bald zum Sergeant ernannt wurde und mit Charles Villers in Bekanntschaft kam, welcher damals als Lieutenant in demselben Corps diente und auf Pichegrü's weitere Ausbildung großen Einfluß hatte. In den letzten Jahren des amerikanischen Kriegs wurde Pichegrü auch dahin mit eingeschifft und fand dadurch Gelegenheit, sich mit dem Seedienst bekannt zu machen. In sein Vaterland und zu seinem Regimente zurückgekehrt, ward er zum Sergeant-Major und hierauf zum Compagnie-Adjudanten ernannt, und er stand eben im Begriff, trotz seiner bürgerlichen Geburt den Grad eines Offiziers zu erhalten, als die Revolution ausbrach, deren Grundsätze er, wie alle hellen Köpfe seiner Zeit, mit Freuden erfaßte. Sein Aufenthalt war damals in Besançon, wo sich, wie fast in allen andern Städten des Reichs ein Club gebildet hatte, an dessen Spitze er mit stand. Die Ankunft eines Bataillons Nationalgarden aus Gard verschaffte ihm hier auf einmal einen größern militärischen Wirkungskreis. Es fehlte nämlich dem weder an Subordination noch Disciplin gewöhnten Haufen an einem tüchtigen Führer, und die besançonner Clubisten, Pichegrü's Talente kennend, schlugen ihn vor. So stand er auf einmal in einem bedeutenden Grade, und seine erste Sorge war, den zügellosen Haufen,

Digitized by Google

wo jeder befehlen, keiner gehorchen wollte, zur Ordnung zu bringen. Mit Kraft und Geschick vollendete er diese herkulische Arbeit und als das Ganze einiges militärisches Ansehn gewonnen, führte er sein neugeschaffnes Bataillon zur Rheinarmee, woselbst er sich bald so auszeichnete, daß er in den Generalstab kam (1792), Obrist, Brigadegeneral und endlich Divisionsgeneral wurde (1793). Unterdeß war in Frankreich die Schreckenszeit ausgebrochen, und Cüstine, Houchard, Biron u. A., hatten unter dem Beil der Guillotine geendet. Damals gehörte, wegen des Mißtrauens der Machthaber in Paris, fast mehr Muth dazu den Oberbefehl einer Armee anzunehmen, als eine feindliche Batterie zu stürmen; denn blutige Verfolgung war das Loos fast eines Jeden, der den Kommandostab hielt; dennoch übernahm Pichegrü die Leitung der nach dem Verlust der weißenburger Linien beinah aufgelösten Armee, stellte in kurzer Zeit die Mannszucht her und führte die entmuthigten Truppen zu einer Reihe der glänzendsten Siege. Um den zahlreichen und besser disciplinirten Feinden, die besonders durch eine treffliche Kavallerie unterstützt wurden, mit Erfolg wiederstehen zu können, führte er das System der Tirailleur-Angriffe bei den Franzosen ein, und indem er zugleich sich auf's glücklichste bei seinen Attaquen der reitenden Artillerie bediente, gelang es ihm, die Taktik seiner Gegner zu lähmen. Hoche kommandirte zu jener Zeit den rechten Flügel der Armee im Elsaß. Mit diesem General zusammen, der das Oberkommando erhielt, aber nur Pichegrü's durchdachtem Plane folgte, obgleich er sich später die Ehre des Sieges allein zuschreiben wollte, stürmte Pichegrü am 23. Dec. 1793 die Linien von Hagenau, entsetzte Landau und nahm Lauterburg. Diese schnellen und glücklichen Erfolge erwarben ihm in Paris die ausgezeichnetsten Lobsprüche, und selbst Robespierre und Collot-d'Herbois bezeigten ihm ihre Zufriedenheit. Nachdem Hoche im folgenden Jahre (1794) entlassen worden war, übertrug man ihm den Oberbefehl über die Nord-Sambre- und Maasarmee, die gleichfalls durch manche Unfälle ihrer Auflösung nahe gebracht war, und auch hier stellte Pichegrü bald Ordnung und Zucht wieder her. Nach dem von dem Wohlfahrtsausschuß unbedachtsam befohlnen und unglücklich ausfallenden Angriff auf das feindliche Centrum, unter dem Befehle des Prinzen von Koburg ließ der General auf eigne Gefahr eine Abtheilung seines Heers nach Westflandern vorrücken und hierdurch den Feind in den Flanken nehmend, erfocht er vom 26. bis 29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcastel und Menin, wodurch Clairfayt zu einem eiligen Rückzug gezwungen ward. Den 18. Mai schlug er die vereinigte Armee der Prinzen Koburg und York zwischen Menin und Courtray, und um Clairfayt aus seiner festen Stellung bei Thiel zu holen, wandte er sich nun nach Ypern, in dessen Nähe er den österreichischen General den 12. und 13. Juni schlug. Hierdurch fiel ganz Westflandern den Franzosen in die Hände, und als bald darauf Jourdan den Sieg bei Fleurus erfocht, ging Pichegrü über die Schelde, schnit dadurch Clairfayt von der englischen Armee ab, nahm Brügge, Ostende, Gent und Oudenarde weg und ließ Nieuport, Sluys, Condé, Valenciennes und Quesnoy, theils belagern, theils einschließen. Er selbst rückte hierauf nach Mecheln vor, schlug den 16. und 17. Juli die vereinigten Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im September die Engländer über die Maas zurück und eroberte nach einer Belagerung von 3 Wochen das bis dahin unbezwinglich gehaltne Herzogenbusch. Den 19. Oct. schlug er die Engländer noch einmal

bei Puhlach, schloß Grave ein und besetzte Hulst, Axel, Sas de Gand und Nimwegen. Dem grausamen Befehle des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben und die Garnisonen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn sie sich nicht sofort ergeben, über die Klinge springen zu lassen, wich Pichegrü, menschlicher gesinnt, durch List aus und ging hierauf am 2. Jan. 1795 mit einem Heere, das fast nichts mehr hatte, wie seinen Muth, über die gefrorne Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinsel und das Fort St. Andreas mit Sturm und schloß Breda ein. So war Holland unterworfen, die Armee dieses Landes ging aus einander, die Engländer schifften sich ein, der Erbstatthalter floh nach England und Pichegrü zog triumphirend in Dortrecht und Amsterdam ein. Jetzt übertrug ihm auch der Convent den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, zugleich behielt er aber auch noch das Commando der Nordarmee unter Moreau und der Maasarmee unter Jourdan; im April 1795 ward er aber zurückberufen, um das Commando der Hauptstadt zu übernehmen, wo die Terroristen ihre letzten Anstrengungen machten, um sich ihre blutige Gewalt ferner zu erhalten. Nachdem er auch hier die Ordnung wieder hergestellt und die Aufstände der Vorstädte zur Ruhe gebracht hatte — wofür man ihn damals im Convente als Retter des Vaterlandes pries — kehrte er zur Rheinarmee zurück, wo indeß seine bis hierher so glänzende Laufbahn plötzlich eine andre Wendung nahm. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihm die Idee gegeben, die republikanische Form tauge nicht für Frankreich, und die Bourbons, stets auf alles aufmerksam, was zu ihrem Vortheil ausschlagen konnte, benutzten diese Stimmung des Feldherrn. Durch Fauche-Borel (s. d. Art. in der neuen Folge des W.), der stets der Sache des vertriebnen Königsstammes anhing, wurden die Negotiationen im Namen des Prinzen Condé eröffnet, und Pichegrü war schwach genug den Lockungen Gehör zu geben. An Versprechungen ließ man es übrigens nicht fehlen; reiche Dotationen an Ländereien und Renten wurden in der Ferne gezeigt und unvergängliche Ehre dazu. Bald ward jedoch das Geheimniß der französischen Regierung verrathen. Schon Pichegrü's, als General, ganz geändertes Benehmen erregte Verdacht; denn statt wie sonst, jeden Vortheil des Augenblicks über den Feind benutzend, zog er sich oft verrätherisch zurück, wo er hätte vordringen sollen, und als endlich Herr von Montgaillard, bis dahin ein Mittelsmann in den Verhandlungen der Bourbons mit dem General und Aufbewahrer der deshalb geführten Correspondenz, auf die Seite der Republik trat und die in Händen habenden Papiere auslieferte, da sah das Directorium die Abtrünnigkeit Pichegrü's stark genug ein und rief ihn, zu schwach für den Augenblick, um ihn sogleich zu gebührender Rechenschaft ziehen zu können, unter dem Vorwande, ihm den Gesandtschaftsposten nach Schweden anvertrauen zu wollen, vom Commando zurück (1796). Den Antrag mit dem Gesandtschaftsposten schlug Pichegrü zwar aus, doch war er befangen genug, den Sturm, der sich gegen ihn erhob, nicht zu sehen, und statt sich zu retten weil es noch Zeit war, zog er sich in die erkaufte Abtei Belleveaux bei Arbois zurück, wo er in Dunkelheit und beschränkter Lage (denn seine Vermögensumstände waren so gering, daß er sein ganzes Heergeräth und seine Pferde verkaufen mußte, um nur einigermaßen subsistiren zu können) bis im März 1797 lebte, als um welche Zeit ihn die Wähler seines Departements (der obern Saone) zum Volksrepräsentanten in dem gesetzgebenden Corps ernannten. Auch jetzt hätte ihn noch ein ruhiges Be-

Digitized by Google

nehmen und Treue für die Sache der Nation retten können; denn noch erfreute er sich seiner frühern glänzenden Dienste wegen eines großen Anhanges, sowol im Heere wie im Volk; seine Idee, den Bourbons wieder auf den Thron zu helfen, verfolgte ihn aber auch hier, wo man ihm sogar zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert ernannte, und nicht lange, so machte er sich abermals durch die, offenbar in der Absicht, die republikanische Partei zu stürzen, in Betreff einer neuen Organisirung der pariser Nationalgarden gegebnen Vorschläge, verdächtig, worauf denn das Directorium, einverstanden mit dem Rath der Alten, in der Stille unter Augerau's Befehl, Truppen von der italienischen Armee kommen ließ, mit deren Hülfe dann am 4. Sept. 1797 (18. Fructidor des Jahres VII.) der Plan der Royalisten vereitelt und Pichegrü, den Ludwig XVIII. durch ein Schreiben d. d. Riegel, den 24. Mai 1796, und später noch durch ein andres, von Mühlheim aus, unter dem 9. Juni desselben Jahres, den vollen Gebrauch seiner Gewalt und Rechte übertragen hatte, nebst seinen Verbundnen, den Saalinspectoren, verhaftet und nach dem Tempel geschafft wurde. Jetzt machte das Directorium die theils durch Montgaillard erhaltne, theils von der Rheinarmee unter Moreau in des feindlichen Generals Klinglin erbeutetem Gepäck gefundne Correspondenz Pichegrü's mit den ausgewanderten Bourbons (namentlich mit Condé) bekannt und verurtheilte ihn nebst 20 Mitschuldigen zur Deportation nach Cayenne. In mit eisernem Gittern versehnen Wagen wurden die Gefangnen über Blois nach Rochefort geschafft, woselbst sie eingeschifft werden sollten, und am erstgenanntem Orte fehlte nur wenig, daß Pichegrü von einigen Anhängern befreit worden wäre. Endlich in Cayenne angelangt, transportirte man die Verwiesenen in die ungesunden Einöden von Sinamari, wo bald die Mehrzahl an den dort herrschenden Sumpffiebern starb, Pichegrü aber noch mit sieben Andern (darunter Willot, Delarne, Barthelemy, Aubri und Ramel), nach einem achtmonatlichen Aufenthalte, so glücklich war, auf einem leichten Kahne, den Wellen des Meers trotzend, nach Paramaribo, dem Hauptort der holländischen Niederlassung in Surinam, zu entkommen. Von hier begaben sich die Flüchtlinge nach England, woselbst Pichegrü, der sich nun als ein offner Anhänger der Sache der Bourbons zeigte, den besten Empfang erhielt und angewiesen wurde, sich zur österreichisch-russischen Armee nach Deutschland zu begeben, die damals unter Korsakow gegen Frankreich focht. Da indeß die Absichten der Verbündeten scheiterten und Korsakow, den Pichegrü noch kurz vor der Schlacht bei Zürch nützliche Rathschläge mitgetheilt hatte, diese nicht befolgte und hierauf geschlagen wurde, Oesterreich auch zum Frieden gezwungen ward, so kehrte er nach England zurück, wo ihn sowol die Minister als die Prinzen der französischen Königsfamilie häufig bei ihren Unternehmungen zu Rathe zogen. Bekanntlich schmeichelten sich die letztern eine Zeit lang, Buonaparte werde als ein zweiter Monk handeln und die Vertriebnen auf den Thron zurückführen; da indeß diese Hoffnung immer mehr schwand, so faßte man den Plan, den ersten Consul aus dem Wege zu schaffen und zu Werkzeugen hierzu gab sich, außer Pichegrü, besonders der eifrige Chef der Chouans und Erfinder der Höllenmaschine, Georges Cadoudal her, mit welchem, nicht zu seinem Ruhme, Pichegrü eine innige Bekanntschaft in London angeknüpft hatte. Durch den bekannten englischen Schiffskapitän Wright, im Jan. 1804, nebst noch mehrern ehemaligen Insurgentenchefs der Vendée an die französische Küste

gebracht, begaben sich die Verschwornen, des festen Vorsatzes voll, den ersten Consul zu tödten, verkleidet nach Paris, in der Hoffnung sowol daselbst eine Partei für sich, als an Moreau einen Theilnehmer und Unterstützer ihrer Pläne zu finden. Moreau's stets schwächlich hin- und herschwankender Charakter zeigte sich indeß auch hier; er konnte keinen Entschluß fassen, und zögerte und zögerte, bis die von Fouché geleitete Polizei das Geheimniß entdeckte und Georges plötzlich arretirt ward. Einige Tage gelang es Pichegrü noch, sich, von Haus zu Haus irrend, den Augen der Verfolger zu entziehen, endlich ward er durch einen gewissen Leblanc, ein Kaufmann, zu welchem er sich geflüchtet hatte, verrathen. In der Nacht des 28. Febr. 1804 ward er in seinem Zimmer, nach einem verzweiflungsvollen Widerstande durch Gendarmen gefangen und gebunden vor den Staatsrath Real geführt, der ihn sogleich verhörte, durchaus aber nichts über Moreau von ihm erfahren konnte. Hierauf in den Tempel gesetzt, ward der Prozeß gegen ihn, Georges und Moreau eingeleitet; ehe aber noch die Sache zur Entscheidung kam, fand man ihn eines Morgens erwürgt in seinem Gefängnisse (d. 5. April 1804). Eine Menge Gerüchte sind seitdem dieses schnellen Todes wegen in's Publikum gekommen und man hat nicht verfehlt, dem ersten Consul die Abscheulichkeit zuzuschreiben, er habe den Unglücklichen heimlich im Gefängnisse foltern und dann ermorden lassen, was eine um so unzweckmäßigere, unüberlegtere und übereilte Grausamkeit würde gewesen sein, da schon das allergewöhnlichste Gerichtsverfahren hinreichte um Pichegrü zum Tode zu verurtheilen, indem laut seinem eignen Geständnisse das Factum feststand, daß es sein und seiner Mitschuldigen Absicht gewesen war, das damalige Oberhaupt des Staates gewaltsam bei Seite zu schaffen. Wahrscheinlicher ist, daß Pichegrü in der Verzweiflung alle seine eben so unbedachten, als jeden Falls unmoralischen Absichten scheitern zu sehen, sich selbst mittelst des um seinen Hals gefundnen seidnen Tuches den Tod gab und der hingegen mehrmals gemachte Einwurf, als könnte ein Mann von seinem Muth nicht die Feigheit haben sich durch Selbstmord seinem bevorstehenden Schicksale zu entziehen, ist in jeder Beziehung zu unhaltbar, als daß daraus etwas zum Nachtheil der damaligen Regierung Frankreichs gefolgert werden dürfte; auch würde man gewiß jetzt, nach dem Sturz derselben, und wo die neue Regierung sich sogar bemüht hat, das Andenken Pichegrü's, als eines ihrer Anhänger in den Zeiten der Verbannung, durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu ehren, nicht verfehlt haben, die Sache actenmäßig festzustellen, wenn dies nur einigermaßen möglich gewesen wäre. Uebrigens ward Pichegrü's Leiche gleich den Tag nach seinem Tode öffentlich ausgestellt und niemand hat an derselben die Spuren der angeblich dem Verstorbnen wiederfahrnen Tortur bemerkt. Pichegrü's Privatcharakter betreffend, so verdient derselbe das größte Lob. Uneigennützig in einem hohen Grade, lehnte er stets die Geschenke ab, welche ihm oftmals geboten wurden und seine Menschlichkeit gegen Gefangne bewies sich bei mehr wie einer Gelegenheit. Als er nach Cayenne deportirt wurde war er so arm, daß seine Freunde seine wenigen Effekten und unter andern auch seine Uniform und seinen Degen verkaufen mußten, um ihm nur einiges Reisegeld zu verschaffen. Verheirathet war Pichegrü nie; dennoch meldete sich aber nach der Restauration eine Abenteuererin, die unter dem Vorgeben, eine natürliche Tochter von ihm zu sein, sich eine Pension von der Regierung zu erschleichen wußte; durch einen Bruder von

Pichegrü ward aber der Betrug entdeckt und die auf die Chatoulle des Königs angewiesne Rente zurückgenommen. Gleich nach Pichegrü's Tode und nachdem von mehrern Aerzten gerichtliche Gutachten abgegeben worden waren, daß er sich erdrosselt habe, erschien auch noch von Montgaillard ein Mémoire concernant la trahison de Pichegru dans les années 3, 4 et 5 (1795, 1796 u. 1797), das über des Generals damaliges Benehmen, in Betreff seiner Unterhandlungen mit der vertriebnen Königsfamilie, vielfache Aufschlüsse gibt.

Pichler oder auch Pickler (Johann Anton und Johann, Vater und Sohn), beide Steinschneider, haben sich durch ihre Geschicklichkeit in ihrer Kunst großen Ruf erworben. Der Vater, Johann Anton, wurde 1700 zu Brixen in Tyrol geboren und anfänglich dem Handelsstande bestimmt. Bald zog ihn seine Neigung aber zu der Kunst, in welcher er später glänzen sollte, und ohne Anleitung und Unterricht begann er zu arbeiten. Später empfing er jedoch durch einen gewissen Ziegler, einen Böhmen, einige Anweisungen, und hierauf sich nach Neapel begebend, gewann er daselbst sein Brod dadurch, daß er für Goldschmiede Verzierungen und Namen auf goldne und silberne Gefäße stach. So lernte ihn ein Offizier kennen, der sich des keimenden Talentes annahm, ihn ermunterte, seine Kunst mehr auf Steine anzuwenden und ihm die dazu nöthigen Werkzeuge schenkte. Pickler machte jetzt so schnelle Fortschritte, daß bald der Hof auf ihn aufmerksam wurde und sowol die königliche Familie selbst, als die Großen des Hofes ihn mit Arbeit überhäuften. Eine Zeitlang begab sich Pickler hierauf wieder nach Deutschland, wo er sich verheirathete, dann abermals einige Jahre in Neapel lebte und sich endlich 1743 für immer in Rom niederließ, woselbst er 1779 starb, den Ruhm hinterlassend, der Erste gewesen zu sein, welcher die seit den Tagen des Alterthums ganz gesunkne Kunst des Steinschneidens wieder zu einer bis dahin unbekannten Höhe hob. Mehrere seiner Arbeiten reihen sich würdig an die schönsten Muster dieses Faches aus dem Alterthum, und man nennt unter andern einen Steinring, den der berühmte Metastasio besaß, und auf welchem Pickler einen Centaur gestochen hatte, als ganz vorzüglich gelungen; eben so auch eine von ihm geschnittne Camee, einen Homerskopf darstellend. Noch größern Ruhm erwarb sich aber sein Sohn, Johann von Pickler oder Pichler, geboren 1734 zu Neapel. Das emsig betriebne Studium der Antiken und die Anleitungen seines Vaters brachten den jungen Pickler bald zu einer Vollkommenheit in seiner Kunst, die alles bis dahin in neuern Zeiten Aufgestellte übertraf, und sein als Camee geschnittner Herkules im Kampf mit dem nemeischen Löwen, sein nach Hero's Thurm schwimmender Leander, sein Achill, der die Leiche des Hector schleift, sind Meisterwerke, die von allen Kennern geschätzt werden. In Rom, wo Pickler lebte, ward er dem Kaiser Joseph II. bekannt, dessen Bildniß er, während der Monarch speiste, in einen Siegelring stach und nachher in einer Camee ausführte. Das Anerbieten, den Kaiser nach Wien zu begleiten, woselbst ihm derselbe ein anständiges Auskommen sichern wollte, lehnte Pickler jedoch ab, und Joseph ernannte ihn nun zu seinen Hof-Graveur und erhob ihn in den Adelstand. Eben so wies der Künstler auch die ihm von England aus gemachten Anträge, dahin zu kommen, zurück, obschon er anfangs auf die Sache einging und bereits bis Mailand gereist war. Er starb in Rom 1791, woselbst J. G. de Rossi eine kurze Lebensbeschreibung von ihm herausgab, die später von Boulard und Millin in's Französische übersetzt, und in

Digitized by Google

dem Magazin encyclop. mit erläuternden Noten von Düfourny abgedruckt ist. Eine, von Christoph Heveston in Marmor gearbeitete Büste von ihm ward im Pantheon aufgestellt. Außer der Kunst des Steinschneidens zeichnete sich Pichler, der Sohn, auch noch als Pastellmaler aus. Die noch von ihm ausgearbeitete Sammlung von Kupferstichen nach den besten im Vatikan sich befindenden Gemälden Raphaels, und seine Auswahl von Abdrücken geschnittner Steine und Cameen, erwarben sich gleichfalls den allgemeinsten Beifall der Kenner. Zwei Stiefbrüder von dem jüngern Pickler, Anton und Johann, wovon der eine in Rom, der andre in Wien sich niederließ, zeichneten sich ebenfalls in der Steinschneiderkunst aus.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Pictet (Marcus August), geboren 1752 zu Genf, woselbst seine Familie zu den ältesten und angesehensten gehört, ward früh der Schüler und Freund des berühmten Saussüre, den er auch auf mehrern seiner Reisen begleitete und dessen Stelle er als Professor der Philosophie (1786) und später als Präsident der Akademie zur Beförderung der Künste erhielt. So ganz den Wissenschaften lebend, nahm Pictet an den politischen Unruhen, welche seine Vaterstadt erschütterten nur wenig, und dann auch nur gemeiniglich als Vermittler, Antheil, und er gehörte zu den von der Republik Erwählten, die im Jahre 1798 den Auftrag erhielten, die Unterhandlungen wegen der Einverleibung von Genf mit der französischen Republik zu leiten. Nach Beendigung dieses Geschäftes war er einer von den Funfzehn, welche den ehrenvollen Auftrag bekamen, das Schuldenwesen der Stadt zu ordnen und den Fond zur Unterhaltung des öffentlichen protestantischen Gottesdienstes zu verwalten. Im J. 1802 trat er in's Tribunat und 1803 wurde er Sekretär dieses Gerichtshofes und hier zeichnete er sich besonders durch seine gehaltvollen und durchdachten Anträge über die Erweiterung der Handelsfreiheiten, und über Verbesserung und neue Anlegung von Chausseen und Kanälen aus. Auch stimmte er in jener Zeit mit für die Errichtung des Consulats in Frankreich, dann für dessen lebenslängliche Dauer. Als später 1807 das Tribunat aufgehoben wurde, ernannte ihn Napoleon zu einem der funfzehn General-Inspektoren der sogenannten kaiserlichen Universität, d. h. der Gesammtheit des Nationalunterrichts, und auch hier bewies sich Pictet eben so thätig, als einsichtsvoll. Von 1796 an gab er in Verbindung mit seinem Bruder Charles Pictet und dem jetzigen Maire von Genf, Maurice, die Bibliothèque britannique heraus, eine Zeitschrift, die sich ihres gewählten und nützlichen Inhaltes wegen seitdem eines ununterbrochnen Beifalls erfreut, seit 1816 aber ihren Namen in den passendern „Bibliothèque universelle" verändert hat. 1803 unternahm Pictet eine Reise nach Großbritannien, deren Beschreibung in Briefen an die Mitherausgeber der ehemaligen Bibliothèque britannique erst in dieser Zeitschrift erschien, später aber auch unter dem Titel: „Voyage de trois mois en Angleterre, en Ecosse et en Islande" besonders abgedruckt ausgegeben wurde. Außerdem hat man von ihm noch mehrere eigne Werke und Denkschriften über verschiedne, meist in das Gebiet der Physik, Mathematik und Oekonomie einschlagende Gegenstände, die ihm die Aufnahme in die mehrsten und bedeutendsten gelehrten Gesellschaften Europa's verschafften.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen seiner Schönheit von der

Digitized by Google

Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), seine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Canens, zerfloß vor Gram in den Aether. Er wurde mit einem Spechtkopfe abgebildet, und stand den Augurien vor.

Piemont, Fürstenthum in Italien und Hauptprovinz der sardinischen Staaten, von welchen es die Franzosen 1798 getrennt, und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten (S. Sardinische Monarchie). Durch den Sturz der napoleonischen Herrschaft (1814) kam der König von Sardinien wieder zum Besitze dieses Landes, mit welchem gegenwärtig auch die Grafschaft Nizza und die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat vereinigt sind. Das Ganze ist in 26 Provinzen eingetheilt. Piemont im engern Sinne, grenzt gegen Norden an Wallis und Savoyen, gegen Westen an Frankreich, gegen Süden an Nizza und Genua, und gegen Osten an die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat. Nach diesem Umfange kann man die Größe auf 310 Q. M. mit 1,400,000 Einw. schätzen, mit dem sardin. Mailand, Nizza und Montferrat aber auf 560 Q.M. mit 2,220,000 Einw. Piemont hat seinen Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge liegt; denn gegen Wallis sind die penninischen Alpen (wo die hohen Berge Montrosa und der große Bernhard) und gegen Savoyen und Frankreich sind die grajischen und cottischen Alpen mit dem hohen Montblanc, kleinen Bernhard, Mont-Cenis und Monte-Viso, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen sich zu beiden Seiten alle Flüsse des Landes, als die Doria, Stura und Sesia auf der linken, und die Vraita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen Süden an der Grenze von Nizza und Genua erstrecken sich die Meeralpen. Daher ist Piemont auf der Nord- und Westseite von den höchsten Alpen eingeschlossen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von diesen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen sich niedrige Berge und endlich Hügel, welche sich in Ebenen verlaufen. Die Mitte des Landes, wo der Po fließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechseln, sind die fruchtbarsten und schönsten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- und Obstbau blühen, und Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Mais, Reiß, Hanf, Kastanien, Obst, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern italienischen Lande so stark und so gut betrieben, als in Piemont, wo jährlich für 22 Millionen Lire Seide gewonnen wird, welche meistens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat Piemont hinreichend; die nördlichen, westlichen, südlichen Grenzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuführen und auf den Flüssen zufließen können. Die Einwohner sind fleißig und erwerbsam, und bekennen sich zur katholischen Religion, bis auf ungefähr 20,000 Waldenser, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen bewohnen, und sich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. (Man sehe hierüber die, auch für den Nicht-Oekonomen höchst anziehenden „Briefe über Italien." Aus dem Französischen des Lullin de Chateauvieux, von Hirzel, Leipzig 1821). Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Seidenbau, beschäftigen sich die Einwohner auch mit Fabriken und Manufakturen, besonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tausend ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler, herum, und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Va-

Digitized by Google

terland zurück. Die Hauptstadt Piemonts und des ganzen sardinischen Staates heißt Turin. Man vergl. übrigens den Art. Sardinische Monarchie.

Pierinnen, Pieriden, heißen die Musen, entweder von dem Berge Pieros, in Thessalien, der ihnen geheiligt war, oder von ihrem Siege über die neun Töchter des macedonischen Königs Pieros, welche, weil sie es wagten, mit den Musen zu wetteifern, zur Strafe in Elstern verwandelt wurden.

Pierrot, eine komische Maske auf dem französischen Theater, die aus dem Harlekin und Polichinell zusammengesetzt, und wie dieser gekleidet, wie jener launig und witzig ist.

Pietisten, Frömmler, war ein Spottname, den die Anhänger der alten Manier im akademischen Vortrage der Theologie einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche seit 1689 angefangen hatten, ascetische Vorlesungen über das neue Testament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studirende und Bürger zu halten, und sich einer besonders andächtigen und eingezognen Lebensweise befleißigten. Die Idee einer solchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Freunde und Lehrer Spener, dem deutschen Fenelon her, der schon als Prediger in Frankfurt am Main besondre Andachtsversammlungen zur erbaulichen Anwendung der Bibel und der christlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzusprechen, seit 1670 in seinem Hause gehalten, und durch seine Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutherischen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dies Bedürfniß mußte damals jeder Helldenkende empfinden. Die Theologie der Lutherischen war in Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff festzustellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in den Formen eines steifen Dogmatismus erstarrt, und für die Gemeinen fast ungenießbar geworden. Nur in der Polemik zeigte sich noch Leben; in Predigten und Schriften für den Nichtgelehrten hörte man fast nichts als strenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeschichte wurde wenig, die Moral fast gar nicht bebauet; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein sittlichgutes Leben nichts zur Seligkeit helfen könne; die Geistlichen strebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und alles schien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus protestirte, geltend zu machen. Gegen diese Verirrungen trat Spener in seinen frommen Wünschen (1675), in seinen Schriften über das geistliche Priesterthum (1677) und über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen (1680) mit Behauptungen auf, die der herrschenden theologischen Denkart geradezu widersprachen. Er verlangte echtes praktisches Christenthum, und erklärte, nur ein wiedergeborner, selbst wirklich gebesserter Theolog könne zum Predigtamt fähig sein, die heilige Schrift müsse den symbolischen Büchern nicht nachgesetzt, und sorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geistlichen Priesterthume keineswegs ausschloß, müsse verstattet sein, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken, man solle die Religion mehr praktisch üben, als systematisch anbauen, die Mystiker fleißig lesen und die Hoffnung besserer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorstehe, lebhaft unterhalten. Diese Gedanken fanden Beifall, und Spener's eigne Bemühungen in Frankfurt, wo er seine

Privatversammlungen 1682 aus seinem Hause in die Kirche verlegte, und in Dresden, wo er seit 1686 als Oberhofprediger in gleichem Geiste zu wirken fortfuhr, und besonders den religiösen Volks- und Jugendunterricht in Aufnahme brachte, richteten mehr Gutes in's Werk, als man erwartet hatte. Dabei zeigte sich freilich auch an manchen für diese neue gottselige Stimmung gewonnnen Seelen geistlicher Hochmuth, Abneigung gegen öffentlichen Gottesdienst und ein Geist des Separatismus, der die Kirche mit Unordnungen bedrohte. Die Besorgniß dieser Mißbräuche, und noch mehr der durch Speners Geringschätzung jener bisher in der Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregte Parteigeist reizte die Theologen des alten Styls zur Gegenwirkung. Die theologische Fakultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten bald, ihre Vorlesungen einzustellen und (da Spener 1691 von Dresden nach Berlin als Propst und Oberconsistorialrath abging) Leipzig zu verlassen. Die Andachtsversammlungen oder Collegia pietatis wurden als ordnungswidrige Conventikel zur Beilegung der zu Gießen, Hamburg und Leipzig entstandnen Händel von den Regierungen förmlich untersagt; Franke, der vorzüglichste jener leipziger Docenten, mußte Erfurt, wo er sein Unternehmen fortgesetzt hatte, schnell wieder verlassen, und Spener selbst sah sich von den kursächsischen Theologen durch ihre Wortführer Carpzov und Löscher mit allen Waffen der Verketzerungssucht öffentlich angegriffen. In dieser Bedrängniß fanden die Pietisten durch die Vermittelung des Philosophen Thomasius, der sie schon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Spener's Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 gestifteten Universität Halle, wo Franke eine theologische Professur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenser und Pietisten, ziemlich gleich, denn die theologische Schule, die Spener's Ansichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz, und Franke's Stiftungen wurden ihre Propaganda. Das Charakteristische des damals, bis in das zweite Decennium des 18. Jahrh. eben so glücklich gedeihenden als heftig bestrittnen Pietismus beruhte auf dem praktischen Hauptgedanken, daß es dem Christen mehr gezieme, fromm als gelehrt zu sein, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirksamere Anstalten treffen müsse, als der öffentliche Gottesdienst, das Beichtwesen und die Kirchenzucht bei der üblichen herz- und kraftlosen Verwaltung darbiete. Eine strenge, beinahe düstere Moral, welche Tanz-, Spiel- und andre herkömmliche Vergnügungen als Werkstätten des Teufels verwarf; der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geschehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade; eine hohe Meinung von der Nutzbarkeit jener Andachtsübungen, zu welchen sich die Eingeweihten (meist gemeine Leute) in Privathäusern versammelten, und endlich Mißtrauen gegen Andersdenkende waren die wesentlichen Eigenheiten, welche die Pietisten als Ausbeute ihrer mehr als zwanzigjährigen Kämpfe mit den Orthodoxen beibehielten. Uebereilte Schritte ihrer Anhänger, welche zum Separatismus führen konnten, bewirkten vorübergehende Unordnungen in einzelnen Gemeinen; eine besondre Sekte haben die Pietisten aber nie gebildet, ungeachtet ihre Gegner sie mit den gehässigsten Ketzern und Sektirern vermengten, und nur wegen des Unfriedens und Aergernisses, wozu die öffentlichen Befehdungen der erbitterten Parteien Anlaß gaben, erließen die protestantischen Regierungen im Anfange des 18. Jahrh. Verordnungen gegen den Mißbrauch des Ausdrucks: Pietisten, und der daran erinnernden Streitpunkte in Predig-

Digitized by Google

ten und Schriften, und erneuerten das Verbot der religiösen Privatversammlungen. Waren nun aber auch hierdurch die pietistischen Händel gedämpft, so wurde doch der von Spener ausgestreute Same einer erbaulichen Behandlung der Theologie, von Buddeus, Deyling, Rambach und Mosheim trefflich benutzt und weiter ausgebildet, so wie den Verirrungen der pietistischen Denkart, welche eine mystische Terminologie aufgebracht, manchen Schwachen den Kopf verrückt und eine Menge Betbrüder, Heuchler und Kopfhänger gezogen hatte, durch die wolf'sche Philosophie, und noch mehr durch das Licht, welches Baumgarten und Semler in Halle selbst über die Theologie verbreiteten, ein Damm entgegengesetzt. Denn wie das Gefühl derselben Bedürfnisse in Frankreich den Jansenismus und Quietismus, und in Deutschland den Pietismus hervorgerufen hatte: so verschwanden diese Erscheinungen auch fast gleichzeitig vor dem Geiste des Skepticismus und der Kritik, der sich der Philosophie und Theologie seit der Mitte des 18. Jahrh. bemächtigte. Noch jetzt aber erinnern die Religionsgesellschaften der Herrnhuter und Methodisten durch ihre Lehrmeinungen und Anstalten lebhaft an den Pietismus, der ihre gemeinschaftliche Quelle war, und sowol das heimliche Treiben und Zusammenhalten der sogenannten Stillen im Lande, als auch das gemüthliche und nur geschmackvoller modificirte Christenthum der Anhänger neuerer Glaubenshelden (Lavater's, Jung's ꝛc.) athmet denselben Geist der Frömmelei, des Schwelgens in religiösen Gefühlen und der kirchlichen Absonderung, in dem sich redliche, aber schwachsinnige Freunde einer mystischen Herzensreligion zu allen Zeiten gefallen haben. Ueber die Reform der theologischen Denkart und Verwaltung des Predigtamts unter den Protestanten, die mehr von Spenern selbst, als von seinem mißgerathnen Kinde, dem nun längst verschollnen Pietismus, ausging, vergl. man die Art. Spener, Predigtamt und Theologie. E.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellans und Beschreiber von dessen Entdeckungsreise, stammte von einer angesehnen Familie Toskana's ab und wurde gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Vizenza geboren. Wahrscheinlich war sein Vater jener Doctor und Ritter, Matteo Pigafetta, welcher damals einen Theil der öffentlichen Angelegenheiten von Vizenza leitete und dessen Name in der Geschichte jener Zeit, einigemal vorkömmt. Durch die Lektüre der Reisebeschreibungen der Spanier und Portugiesen nach fernen Welttheilen, ward Antonio Pigafetta frühzeitig auf den Gedanken gebracht, dereinst einmal gleichfalls auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen und er widmete sich von da an mit großem Fleiß dem Studium der mathematischen Wissenschaften und der Seefahrtskunde. Als der, durch die Theilung der Erde von Alexander VI. (in Folge welcher nach dem Ausspruch dieses Papstes alle Länder welche östlich einer von ihm auf der Charte gezognen Linie lagen, Portugal, die westlich gelegnen aber, Spanien gehören sollten) entstandne Streit, wegen den Molucken, zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid ausbrach, befand sich Pigafetta in Rom und da nun hierauf, nach einem vergeblich unterhandelten Verkauf des Rechts, diese Inseln zu besitzen (so daß nämlich Portugal gegen eine an Spanien zu zahlende Summe von 150,000 Pistolen die Molucken behalten sollte) dennoch Carl V. eine Expedition unter den berühmten Magellan (s. d. Art.) aussendete, um, nach dieses Seefahrers Plan, einen westlichen Weg nach jenen Inseln zu suchen, so begab sich Pigafetta, den der spanische

Botschafter in Rom, Franz Chiericato, mit nach Spanien genommen hatte, zu dem Kaiser nach Burgos, bittend, ihm zu erlauben der Expedition folgen zu dürfen, um, wie er selbst sagte: „durch die einstige Beschreibung dieser Reise Andern nützlich und angenehm zu werden, sich aber bei der Nachwelt einen Namen zu machen.“ Und als nun Kaiser Carl V. dies Gesuch bewilligte, da eilte der junge Mann nach Mallaga und Sevilla, woselbst er bis zum 10. Aug. 1519 blieb, und an diesem Tage mit den übrigen Reisenden aufbrach, worauf denn die Expedition den 20. Sept. desselben Jahres sich in San-Lucar einschiffte, und ihren Lauf nach Westen nahm. Von diesem Augenblick an begann Pigafetta sein Tagebuch zu führen, in welchem er regelmäßig Tag für Tag die Ereignisse der eben so merkwürdigen als erfolgreichen Reise bemerkte. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise auf dem Schiff bewahrten ihn dabei vor der Menge Krankheiten, denen Viele von der Expedition unterlagen und als Magellan, nebst 55 der Seinen, das unglückliche Treffen bei Zahu auf den philippinischen Inseln hatte, in Folge welchem der kühne Seefahrer das Leben verlor, da stand Pigafetta ihm treu zur Seite und ward schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte endlich Pigafetta den 8. Sept. 1522, mit noch 17 Begleitern, wieder in Sevilla an woselbst das Schiff, welches die kühnen Männer getragen hatte, im Triumph auf den Strand gezogen und als ein Denkmal jener merkwürdigen Reise aufbewahrt ward, die, wie Bougainville in der Einleitung zu seiner Reisebeschreibung sehr richtig bemerkt, zuerst mit unumstößlicher Gewißheit die Kugelgestalt der Erde bewies. Kaum angekommen in Sevilla begaben sich aber die Seefahrer in Folge eines noch auf dem Meere gethanen Gelübdes, sogleich barhaupt und barfuß in die Kirche unsrer lieben Frau zum Sieg, um dort dem Himmel ihren Dank für die gnädige Errettung aus so mancher Gefahr zu zollen, und nach Vollendung dieser frommen Pflicht, eilte Pigafetta nach Valladolid, um den sich dort befindenden Monarchen Spaniens, mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abzustatten. Von hier aber nach Frankreich und Italien gehend, ward er von Franz I. und Clemens VII. mit vieler Güte aufgenommen, und auf dieses Papstes und des damaligen Großmeisters der Hospitaliten, Philipp von Villers, Ersuchen, fing er nun an eine umständliche Beschreibung seiner Reise zu entwerfen, die er dem Großmeister Villers dedicirte, eine Abschrift davon aber an Clemens VII. und eine andre an Luise von Savoyen, Königin von Frankreich überreichte. Dieses Werk in dem die in seinem Kaiser Carl V. übergebnen Tagebuche enthaltnen Data weiter ausgeführt sind, und in welchem er sich überall als Ritter unterschreibt, ist aber wahrscheinlich von ihm erst nach dem Jahre 1524 verfaßt, als um welche Zeit er zum Ritter des Ordens St. Johannes, vom Hospital zu Jerusalem, (damals auf Rhodus seinen Sitz habend) ernannt wurde. Später wurde er Ordens-Commandeur zu Noviſa. Ueber das Jahr und den Ort seines Todes, schweigen die damaligen Geschichtsschreiber Italiens; doch ist wahrscheinlich daß er sein Leben in seinem Vaterlande beschloß. An dem noch vorhandnen von ihm einst bewohnten Hause in Vizenza, (in der Straße de Luna) ließ Pigafetta bei seiner Rückkehr über der Thür eine in Stein gearbeitete Verzierung von Rosen anbringen, mit der Inschrift: „Il n'est rose sans espine,“ welches eine Anspielung auf den Ruhm und die Gefahren seiner Reise sein soll. Uebrigens war sein oben erwähntes Werk lange Zeit nur theilweise der Nachwelt bekannt, indem die dem Papst

davon übergebne Abschrift bei der großen Feuersbrunst in Rom (1527) verloren ging und die an die Königin von Frankreich gesendete, in die Hände eines gewissen Jakob Anton Fabre fiel, der, wie Ramusir, im ersten Bande seiner 1563 herausgekommnen Sammlung berühmter Reisebeschreibungen witzig bemerkt: „per fuggir la fatica“ (um Mühe zu sparen) dieselbe nur im Auszuge übersetzte; eine Gewaltthat, die sich übrigens Ramusir nicht weniger in Betreff Pigafetta's hat zu Schulden kommen lassen. In neuerer Zeit hat jedoch der Abbé Amoretti in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand eine vollständige Abschrift von Pigafetta's Werk entdeckt, die in einem seltsamen Gemisch von Spanisch und Italienisch, (und dieses meist in venetianischer Mundart) geschrieben, und von Amoretti sowol in gutem Italienisch als auch in französischer Sprache herausgegeben worden ist. Einige dabei befindliche Charten sind nach Pigafetta's eignen Zeichnungen angefertigt, der den Werth seines Buches, in welchem ihm freilich oft Leichtgläubigkeit zu manchen seltsamen und ungegründeten Behauptungen hinriß, dadurch erhöhte, daß er demselben ein, auch später als genau und richtig befundnes Wörterbuch, der auf den Philippinen und Molucken herrschenden Sprachen, beifügte.

Pigalle (Jean Baptiste), ein ausgezeichneter französischer Bildhauer, geb. zu Paris 1714, war der Sohn eines in den königl. Gebäuden angestellten Zimmermanns. Er zeigte früh Neigung zum Modelliren; dennoch waren seine Fortschritte höchst mühsam und langsam. Nachdem er lange der Zögling von Lemoine und Lemayne gewesen, wurde er von einigen Freunden, besonders dem ältern Coustou, in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen. Hier arbeitete er zu Rom drei Jahre lang nach der Antike in Demirelief; bei seiner Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn anderthalb Jahre beschäftigte. Hier vollendete er das Modell zur Statue des Merkurs, das er nach Paris mitbrachte, und welches allgemein bewundert ward. Es verging indeß noch lange Zeit, bis es die Aufmerksamkeit des Ministers und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf sich zog, und er verschiedne Aufträge erhielt. 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie, und nachdem er seinen Merkur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt. Pigalle's Ruf stieg immer mehr, und 1756 erhielt er den Auftrag, das Grabmal des Marschalls von Sachsen auszuführen. Dieses Werk stellt ihn unter die ersten Meister Frankreichs, und ward die Ursache, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches die Stadt Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte den Künstler zum königlichen Bildhauer und verlieh ihm den St. Michaelsorden. Besonders schmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung seiner berühmten Reiterstatue auf dem Platze Ludwigs XV. übergab. Pigalle besuchte Voltaire zu Ferney, um seine Büste zu modelliren. Sie war von charakteristischer Aehnlichkeit, stellte aber den hagern Nacken so treu in seiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß sie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marschalls von Sachsen wurde erst 1776 in Straßburg aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit besuchte Pigalle Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal seine Statuen zu sehen. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmale für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Diese Statue, so wie die eines kleinen Knaben mit einem Käfig, aus dem der Vogel

Digitized by Google

entflohen ist, wurden wegen ihrer Schönheit und Zartheit bewundert. Pigalle starb am 20. Aug. 1785, als Rector und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, seinen Freunden und seiner Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Als Künstler verdankte er alles seinem fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pigmente, s. Färbestoffe.

Pignoration, Verpfändung, s. Pfand.

Pilaster, heißt in der Baukunst ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Säulenordnung, zu welcher er gehört, Verhältnisse und Verzierungen erhält; darin eben unterscheidet er sich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Rozier (Jean François), ein besonders durch die Art seines Todes berühmt gewordner Physiker, wurde im J. 1756 zu Metz geboren. Anfänglich zur Chirurgie bestimmt, zeigte Rozier doch so großen Widerwillen gegen diese Wissenschaft, daß seine Angehörigen sich genöthigt sahen ihn in eine andre Laufbahn zu bringen und er wurde nun Apotheker. Nach Vollendung der Lehrzeit und zurückgekehrt in's älterliche Haus, entfloh er aber mit noch einem Jüngling der strengen väterlichen Zucht und kam nach Paris, woselbst er sich als Apothekergehülfe verdung, und nebenbei sich mit großem Fleiß auf das Studium der Naturgeschichte, Mathematik und Physik legte. Bald kam er so weit, vor einem Kreise gebildeter Weltleute, Vorlesungen und Experimente über die von Franklin aufgestellten Lehren der Elektricität, mit Beifall halten zu können, und einige von ihm in dieser Hinsicht ausgearbeitete und der Akademie der Wissenschaften übergebnen Abhandlungen, wurden gleichfalls günstig aufgenommen. Später ward er auf die Verwendung von Sage, dessen Vorlesungen er eine Zeitlang besuchte, als Professor der Chemie in Rheims angestellt, blieb jedoch nicht lange an diesem Ort, sondern kehrte nach Paris zurück, woselbst er eine Anstellung als Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur (jetzigem König Ludwig XVIII.) erhielt. Jetzt faßte P. de R. die Idee ein Museum zu errichten, in welchem nicht nur eine möglichst große Sammlung von Instrumenten aufgestellt, sondern auch den Schülern der verschiednen Collegien durch Experimente das Studium der Physik und Chemie erleichtert werden sollte, und da sich Monsieur für dies allerdings nützliche Unternehmen günstig gestimmt zeigte und die Sache unterstützte, so ward die Anstalt im J. 1781 eröffnet. Hier suchte nun Pilatre besonders die Wirkungen der Gasluft und der Dämpfe zu studiren; ein Unternehmen in welchem ihm der damalige berühmte Polizeipräsident Lenoir (s. d. Art.) ein wissenschaftlich gebildeter und alles Nützliche gern unterstützender Mann, möglichen Vorschub that, und als bald darauf die ersten Versuche bekannt wurden, welche die Gebrüder Montgolfier (vergl. d. Art.) mit dem Luftballon machten, da war Pilatre einer der Ersten der auf die Wiederholung dieser Versuche in Paris drang. Dies fand den 25. Aug. 1783 Statt, und wenige Tage darauf machte P. durch die öffentlichen Blätter bekannt, wie er gesonnen sei nächstens mittelst eines Ballons sich selbst in die Luft zu erheben. So verlacht diese Idee auch damals wurde, so führte er sie dennoch aus, und stieg den 21. Oct. desselben Jahres, zum allgemeinen Erstaunen, bei dem Schlosse Muette (ohnweit Paris) in Gegenwart einer ungeheuern Volksmasse, in einer sogenannten Montgolfiere, begleitet von dem Markis d'Arlande, in die Luft. Dieser erste glückliche Versuch

begeisterte ihn zu mehrern, und nachdem er im Jan. 1784 zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf auch zu Versailles in Gegenwart des Hofes und des Königs Gustav III. von Schweden, solche Luftfahrten wiederholt hatte, faßte er den Plan auf dieselbe Art nach England überzusetzen. 40,000 Franken wurden von der Regierung dazu angewiesen und es ist kein Zweifel daß das Vorhaben gelungen sein würde (wie denn, während P. noch seine Vorbereitungen traf, Blanchard die Sache schon ausführte und von Dower nach Calais in einem Ballon überfuhr) hätte Pilatre nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart des Montgolfier bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundnen vereinen zu wollen; ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichen Ausspruch, eine Pulvertonne auf ein Kohlfeuer setzen hieß. Pilatre ließ sich indeß nicht abbringen und den 15. Juni 1785 mit dem Physiker Romain sich erhebend, trat er zu Bologne die wagliche Reise an. Kaum hatte der Ballon jedoch eine Höhe von 2 bis 3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich und nach Verlauf von einer halben Stunde, stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurmes von Croy zur Erde. Pilatre war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten. Von Tournon de la Chapelle erschien 1786 eine „Vie et Mémoires de Pilatre de Rozier" das mit des damals allgemein bedauerten Physikers Bildniß geschmückt ist und mehrere Notizen über seine chemischen und physikalischen Entdeckungen enthält.

Pillnitz und pillnitzer Convention. Pillnitz ist ein königl. sächs. Lustschloß und Kammergut, am rechten Elbufer, drei kleine Stunden oberhalb Dresden. Am linken Elbufer wird man während des Sommeraufenthalts des königlichen Hofes, durch die fliegende Fähre auf das rechte Ufer übergesetzt; ein schönerer Weg ist die pillnitzer Bergstraße. Die Landschaft hat etwas Idyllenartiges. Bei Loschwitz zieht sich der Kranz der Weingebirge vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer führen den Wandrer bei dem wachwitzer und helfenberger Grunde und der malerischen Ruine des Schlosses Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenseits die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene von Dresden, und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegast, umfassen einen Reichthum von Landschaftsbildern, wie er kaum irgendwo so freundlich gefunden wird. Bei Klein- und Großhosterwitz sind die Anlagen und der Landsitz des verstorbnen Grafen Marcolini sehenswerth. Hier führt ein schöner Grund zu der romantischen Klippmühle und zu der reizenden Aussicht des Zuckerhuts. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz. Aus einer prächtigen vierfachen Kastanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einschließt, nähert man sich dem Schlosse. In frühern Zeiten hatte die alte Burg Pillnitz verschiedne Besitzer. Im J. 1693 kaufte Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich von Bünau, und schenkte es seiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidschütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich August I. (als König von Polen August II.) belehnte 1705 die Gräfin Kosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst, und baute hier noch zwei Paläste, welche prunkvoll eingerichtet, und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine schönere Gestalt; doch gibt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, japanischer und italieni-

Digitized by Google

scher Bauart, demselben ein auffallendes Ansehn. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend der königliche Garten, nach Morgen die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen des Bergpalais. Die Pavillons, wovon der vierte erst 1801 vollendet ist, sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toskanischer Ordnung. Im neuen Palais wohnt die königliche Familie. Das alte Schloß (das den ehemaligen Venustempel enthielt, wo man die Bildnisse von Frauen sah, deren Schicksale durch Liebschaften war bestimmt worden) brannte 1818 ab, und ward durch ein neues schöneres, nach dem Plane des Oberlandbaumeisters Schurich, angelegtes Gebäude ersetzt, das einen großen Speisesaal hat, der mit schönen Freskogemälden vom Professor Vogel in Dresden, allegorischen Darstellungen der 4 Künste, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst und Musik, und der Philosophie, Dichtkunst, Grazie und Liebe geziert ist. Der Garten des Königs, nördlich hinter dem Bergpalais, ist in einem einfachen Geschmack angelegt; eine Pappelinsel, eine Vestale aus carrarischem Marmor von dem berühmten Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und zwei Pavillons schmücken den Garten, der vorzüglich reich an seltnen Gewächsen ist. Ein Pavillon enthält ein lehrreiches Saamenkabinet, nebst einer kostbaren Sammlung schön gemalter Pflanzen und Schmetterlinge. Außerdem sind hier vier Gewächshäuser und ein Orangeriehaus. Die an sich schon reizenden Umgebungen von Pillnitz hat der jetzige König durch mehrere Anlagen verschönert. Dicht hinter dem Dorfe öffnet sich der pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, welcher sich 933 Fuß über die Elbe bei Dresden, oder 1161 par. Fuß über das Meer erhebt. Am Eingange zum Grunde ist eine Eisgrube in gothischem Geschmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo die 1788 angelegten Burgruinen mit geschmackvollen Zimmern sich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorsprunge gibt eine vortreffliche Aussicht. Von hier gelangt man zu einer zwischen Laub- und Nadelholz versteckten Brücke, und an den 138 Fuß hohen Wasserfall der aus mehrern Quellen sein Wasser empfängt, das in drei ausgemauerten Teichen sich sammelt. Auf der höchsten Spitze des Borsberges, wohin man auf diesem schattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die Eremitage, eine in künstlichen Felsen versteckte Grotte mit italienischen und französischen Inschriften und umgeben von bretternen Zelten. Ueber ihr steht ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königstein, umgrenzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges übersehen kann. Pillnitz erhielt eine universalhistorische Bedeutung durch die Fürstenversammlung, welche vom 25. bis 27. Aug. 1791, zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten, hier gehalten wurde. Kaiser Leopold II., der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiser Franz I., der jetzige König von Preußen und mehrere andre Fürsten zugegen waren, unterredeten sich hier über die gegen die französische Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Es war zwar kein Offensivbündniß gegen Frankreich in dieser bekannten pillnitzer Convention enthalten; aber man beschloß doch gemeinschaftlich jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegenzuwirken. Das nachher zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossne Schutzbündniß ward hier vorbereitet. Die Brüder des

Königs von Frankreich erhielten nämlich von Preußen und Oesterreich eine Erklärung, welche auf einen nahe bevorstehenden Ausbruch des Kriegs zu deuten schien: „Daß sie die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesse aller Souveräne in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde erkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie dem zu Folge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit Ihren Majestäten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveräne und dem besten der französischen Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im allgemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seien, sich in Activität zu setzen.“ Dies war der Hauptinhalt jener folgenreichen, in der neuern Geschichte Epoche machenden Erklärung, die man in Frankreich als den Grund der ersten Coalition gegen dasselbe betrachtete, und die zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland entfesselte.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Verurtheilten werden dergestalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich ist. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgesetzgebung widersprechende Eigenthümlichkeit dieser Strafe ist die unbeschränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei seine Gesinnung äußern darf. Ist der zur Schau Ausgestellte dem Pöbel verhaßt, so ist er nicht nur in Gefahr, seine Gesundheit, sondern selbst sein Leben einzubüßen. Ist ihm dagegen das Volk gewogen, oder ist derselbe wol gar als Märtyrer seiner Publicität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dies in neuerer Zeit besonders mit den Druckern freimüthiger politischen Schriften geschah, so wird die Strafe zu einem Triumph für ihn. Der Verurtheilte selbst hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, sich zu vertheidigen, und seine Feinde mit den gehässigsten Farben zu schildern. (Vergl. Schandpfahl).

Pilpai (richtiger Bidpai), soll 400 Jahre vor Christus gelebt, und auf Befehl des Königs Dabschlim in indischer Sprache die unter dem Titel Kalila und Dimnah bekannte Sammlung höchst anziehender und artiger Erzählungen und Apologien geschrieben haben, welche in älterer und neuerer Zeit allgemeinen Beifall gefunden hat, und in alle Sprachen des Morgen- und Abendlandes übersetzt worden ist. Daß aber das ganze Dasein dieses Schriftstellers auf einem Mißverständnisse beruhe, daß der Name Bidpai bloß aus dem Samskrit-Worte Hitopadesa (nützlicher Unterricht) entstanden ist, welchen Titel das Buch in der samscrit. Ausgabe (Serampoore, 1804, 4. London, besorgt von Wilkins, 1803, 4. und einzelne Theile derselben gab Prof. Bernstein 1823 in Breslau heraus, 8.) führt, hat Beigel in Ideler über die Sternnamen S. 369 scharfsinnig bemerkt. Von der arabischen Uebersetzung hat Silv. de Sacy, Paris 1816, II. 8. eine schöne Ausgabe mit franz. Uebersetzung geliefert; nach einer frühern franz. Uebersetzung ist die deutsche: Abuschalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens, Leipzig 1778, 8. gearbeitet, und das Samscritoriginal hat Wilkins zu London, 1787, 8. in's Englische übersetzt.

Pindarees. So nannte man im brittiſchen Oſtindien die bewaffneten Räuberhorden zu Pferde, welche nach der Ernte, wenn das Bett der Nerbudda ſo ſeicht geworden war, daß Reiterei über ihre Furten ſetzen konnte, im Lauf mehrerer Jahre des vorigen Jahrzehendes in das fruchtbare Gebiet der engliſchen Compagnie in großen Streifcorps vordrangen, ſich zerſtreuten, alles verheerten und was ihnen anſtand in ihre heimathlichen Gebirge zurückſchleppten. Dieſe Verwüſtungen ſchadeten der engliſchen oſtindiſchen Compagnie ſehr, welche von ihren verarmten Unterthanen keinen Landpacht erhalten konnte, weil ſie oft kaum den dürftigen Lebensunterhalt übrig behielten, wenn ſolche nicht niedergehauen oder als Sklaven verkauft wurden. Die Pindarees ſtammen meiſtens von der mohammedaniſchen Kriegerkaſte her, welche vormals bei den indiſchen Fürſten viel Sold bezog. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie entwaffnet aber immer Mehrere der alliirten indiſchen Tributfürſten und unterhält unter dem Oberbefehl der ſogenannten Reſidenten an den indiſchen Höfen, zahlreiche Soldtruppen der Compagnie, die die mediatiſirten Nabobs bezahlen müſſen. Deswegen vermehrte ſich die Zahl der Krieger unter den Pindarees, die heimlich die indiſchen Vaſallen der Compagnie wider Letztre aufhetzten. In den Jahren 1817 und 1818 beſchloß die Compagnie mit höchſter Anſtrengung die Vernichtung dieſer Räuberbanden und griff ſie auf allen Punkten in ihren Schlupfwinkeln an, beſiegte und zerſtreute ſie und zwang ihre Häupter zu dulden, daß in einige Feſten Bürgerbeſatzung der Compagnie gelegt wurde, auch daß die Regierung zu Calcutta von den Beſiegten zum Pfande der Ruhe Geißeln erhielt; dabei wurden die andern feſten Plätze der Pindarees geſchleift, die Hauptmannſchaften der mächtigern Pindareeshäupter verkleinert, ein fliegendes Corps Sipoyh am Ufer der Nerbudda für immer ſtationirt und eine Zahl junger Mannſchaft unter die Nordarmee von Bengalen am Fuße des Himalaya und im Nepaulthale eingeſchoben, auch den unterworfnen Völkerſchaften ein mäßiger jährlicher Tribut am Gelde und an Rekruten auferlegt. Die oſtindiſche Compagnie hat nämlich in dieſem Jahrhundert, ſtets den Grundſatz befolgt, nach jedem Kriege, den ſie mit großer Anſtrengung anfing, ihre Einkünfte, ihr Gebiet und ihr Heer auf Koſten der Beſiegten dergeſtalt zu vermehren, daß ſehr ſelten die mediatiſirten indiſchen Fürſten ſich erkühnt haben zum zweitenmal eine Lanze mit dem Generalgouverneur des brittiſch-orientaliſchen Reiches zu brechen.

Pindar, einer der erhabenſten und würdigſten griechiſchen Sänger. In einem Epigramm der griechiſchen Anthologie von Antipater heißt es von ihm:

Wie die knöcherne Pfeife den ſchmetternden Ruf der Drommete,
Alſo beſiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er beſang die Siege in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und inſofern ſind ſeine Oden wahre Gelegenheitsgedichte; aber freilich in einem höhern Sinne, als man Lieder dieſer Gattung gewöhnlich nimt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeſte, an welchen die angeſehenſten Männer (ſelbſt Fürſten) Theil nahmen, und um die Ehre des Sieges wetteiferten. Solche Triumphe zu beſingen, durfte demnach der größte Dichter ſeiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um feilen Lohn ſang er: er verherrlichte das Feſt und den Sieger durch ſeinen Geſang, und nahm ſo ſelbſt an dem Glanze des Triumphs und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die

Art, wie Pindar dies that, offenbart sich der große Dichter. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger fühlten sich geehrt und verherrlicht durch die erhabnen Hymnen des Dichters; das ganze versammelte Griechenland nahm daran Theil, und so verbreiteten sich diese Gesänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die hellenische Sprache geredet wurde. Und eben, weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder sind, weil in ihnen ein hoher schöpferischer Geist lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Besondern zugleich das Allgemeine umfaßt sind die pindarischen Gesänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen Unterhaltung, gleich Anakreon's leicht beweglichen Liederchen, aber wol ein herrlicher Genuß für jeden, der die Sprache und den Geist des alten Hellas sich genugsam zu eigen gemacht hat, und Phantasie genug besitzt, um dem oft kühnen und doch sichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der pindarischen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntschaft mit dem Griechischen, und eigner Dichtergeist erfodert wird, kommt es unstreitig, daß Viele entweder eine sehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Ansicht von unserm Dichter haben. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phrasen offenbart sich der pindarische Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majestät dahinströmt, und in dessen Fluthen sich der Himmel mit seinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen spiegelt; die Ode wird zum Epos, und wir sehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherschreiten, und vernehmen ihre Rede. Von dieser Art ist die vierte der pythischen Oden auf den cyreneischen Fürsten Arcesilas, der im Wagenrennen den Preis davon getragen hatte. Nicht alles indeß, was wir noch von diesem großen Dichter haben, ist gleich vortrefflich und anziehend. Manche machen ihm den Vorwurf, daß seine Metaphern bisweilen zu gesucht, zu frostig seien, und finden den Gang seiner Gedanken zuweilen allzu regellos und ausschweifend. Daß auf uns nicht alles denselben Eindruck machen kann, wie auf die Zeitgenossen, ist wol gewiß. Genug, daß nach dem Urtheile der größten Männer die pindarischen Gesänge zu dem Schönsten und Herrlichsten gehören, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Obwol die Zeit auch viele dieser Gesänge vernichtet hat, so ist doch noch eine bedeutende Anzahl Oden oder Siegeshymnen übrig geblieben, nämlich 45; und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen vier waren — die olympischen, pythischen, nemeischen, isthmischen — und der Dichter bei allen seine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympische Sieger, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische. Sie sind sämmtlich im dorischen Dialekt gesungen. Von den Ausgaben des Pindar verdienen mit besondrer Auszeichnung genannt zu werden die Ausgabe von West und Welstet (Oxford, 1697, Fol.), von Heyne (neueste Ausgabe Leipzig, 1817) und von Böckh (Leipz. 1811 u. ff.). Von Gedike haben wir die olympischen und pythischen Oden verdeutscht; die olympischen auch deutsch übersetzt mit Anmerk. von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden hat Fähse übersetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch steht von der oben erwähnten 4ten pythischen Ode eine gelungne Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im November-Stück der neuen deutschen Monatschrift 1795, herausgegeben von Gentz. Wir fügen noch etwas hinzu von der Poesie und dem Leben unsers Dichters. Pindar

wurde in Böotien geboren, in oder doch nahe bei Theben, und zwar in der 65sten Olympiade, ungefähr 520 Jahre vor Chr. Geb. Sein Vater war ein Flötenspieler, und er selbst soll die Lyra meisterhaft gespielt haben. Frühzeitig wurde er zur Musik und Poesie gebildet, und die Ausbildung seines Dichtergeistes verdankte er vorzüglich der schönen Korinna, die selbst eine ausgezeichnete Dichterin war, und mehr als einmal im poetischen Wettkampfe mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben soll. Sonst weiß man wenig von seinem Leben mit Gewißheit, selbst sein Todesjahr ist unbestimmt; nach Einigen starb er im 65sten Jahre, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 Jahre alt. Sein Ruhm war so groß, daß Alexander, ungeachtet seiner Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerstörung ihrer Stadt das Haus, wo einst Pindar gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verschonte. Dasselbe hatten die Spartaner gethan, als sie siegend in Theben eindrangen. Ja schon bei seinem Leben sollen ihm seine Mitbürger eine Bildsäule errichtet haben. Quintilian, dieser so besonnene und feine Kunstrichter, sagt von ihm im 10ten Buche seiner Unterweisung in der Redekunst, er sei unter den neun griechischen Lyrikern bei weitem der vorzüglichste an hohem Dichtergeiste, an Wort- und Gedankenfülle, und an ausdrucksvoller Beredtsamkeit, die sich wie ein Strom ergießt. S.

Pindus, ein Berg, oder richtiger, eine Bergkette in Griechenland, zwischen Thessalien, Macedonien, Epirus und Aetolien. Er war, wie der Helikon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Musen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pingré, Kanon. reg. der Congregation und Bibliothekar von St. Genovefa (nachher Pantheon), Astronom und Geograph der Marine, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, ward hier den 4. Sept. 1711 geboren. Er ward im Orden zu Senlis erzogen und zeichnete sich bald als Theologe, besonders in den jansenistischen Streitigkeiten aus, was ihm mehrere Lettres de cachet und Verweisungen zuzog; ja er mußte in Rouen das Lehramt der untersten Klassen übernehmen. Hier erkannte der berühmte Wundarzt le Cat seinen Geist und vermittelte, daß ihm die, in seiner hier 1748 gestifteten Akademie der Wissenschaften noch offne Stelle eines Astronomen angetragen ward. 38 Jahr alt, versprach er, sich alles Ernstes auf die Sternkunde zu legen. Er hielt sein Wort und seine ausgezeichneten Beobachtungen beförderten ihn 1750 zum Correspondenten der pariser Akademie. Nun riefen ihn seine Ordensbrüder vom Verbannungsort nach Paris zurück, ließen ihm 1751 eine Sternwarte bauen und ausrüsten. 40 Jahre lang setzte er hier seine Beobachtungen fort und gab 1754—57 die ersten astronomischen Schiffer-Kalender heraus, von welcher die, besonders unter Lalande, so berühmt gewordnen Connoissance des tems nur als Fortsetzung zu betrachten sind. 1756 ward er wirkliches Mitglied der Akademie und jeder Band ihrer Denkschriften von 1753—1770 enthält Abhandlungen von ihm. 1757 warf er sich in eine der allerschwierigsten astronomischen Arbeiten, die Theorie und Berechnung der Kometen. Er allein berechnete mehr Kometenbahnen, als alle übrigen Astronomen Europa's zusammen. 1766 berechnete er die Sonnen- und Mondfinsternisse auf 2000 Jahre, für die zweite Ausgabe der berühmten l'art de vérifier les dates, und das viel genauer als la Caille vor ihm. 1767 begleitete er den Marquis Courtanvaux zur Prüfung der berühmten Seeuhren von le Roy und machte einen Bericht darüber bekannt. 1769 beobachtete er abermals

(1761 hinderte die Witterung seine Wahrnehmungen auf der Insel Rodrigue im indischen Meere) auf Cap françois, den Vorübergang der Venus und beschrieb 1773 die Reise in 2 Quartbänden. 1771 machte er in Begleitung Borda's eine neue Seereise zur Prüfung der Berthoud'schen und le roy'schen Längenuhren. Ihre Beschreibung, fast ganz von ihm, erschien 1778. 1783 gab er seine Cométographie heraus. 1790 vollendete er, im 80sten Jahre, seine Geschichte der Sternkunde des XVII. Jahrh. 1786 erschien zum erstenmale in französischer Sprache durch ihn die schwere Uebersetzung des astronomischen Gedichts des Manilius. Er starb den 1. Mai 1796.

Pinienbaum auch Zirbelbaum, wächst im südlichen Europa, und gleicht der gemeinen Fichte, nur daß seine Nadeln 5—6 Zoll lang sind. Seine Zapfen enthalten 15—20 Nüsse, deren Kerne unter dem Namen der Pinien- oder Zirbelnüsse, in den Apotheken gebraucht werden. Ihr Geschmack gleicht dem der süßen Mandeln. Sie sind sehr ölreich.

Pinke (pinque), auch Tartane, eine Art Lastschiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfischfange gebraucht.

Piombino, das Fürstenthum, mit der festen Stadt gleiches Namens (von 4000 Einw.) liegt in dem toskanischen Gebiete Siena am Kanal Piombino, der es von der Insel Elba (s. d. Art.) trennt, deren größerer Theil zu diesem Fürstenthum gehört. Auf 9 Q. M. enthält es 18,000 Einw. und gibt jetzt 200,000 toskanische Lire Einkünfte. Ursprünglich war dieses Fürstenthum ein kaiserl. Reichslehn und gehörte der Familie Appiani; hierauf kam es an die Ludovisi. Als Philipp II., König von Spanien, den Herzog Cosmus I. von Florenz mit Siena belehnte, trennte er davon den Stato dei Presidj, zu welchem Piombino als Lehn gehörte, und verband ihn mit Neapel. 1801 trat König Ferdinand IV. von beiden Sicilien den Stato nebst Piombino, über welches er aber nur die Lehnshoheit besaß, an Frankreich ab. Das Fürstenthum gehörte damals dem Hause Buoncompagni. Diese Familie stammt von einem natürlichen Sohne des Papstes Gregor XIII. (Hugo Buoncompagni) ab. Sie hatte Piombino 1681 durch die Vermählung Gregor Buoncompagni's, Herzogs von Sora und Alcara, mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludovisi, erworben. Gregor hinterließ nur Töchter; die älteste war mit seinem Bruder Anton vermählt, von dem die jetzigen Fürsten Piombino, abstammen. Frankreich entzog dem Hause das ganze Besitzthum, und Napoleon ertheilte das Fürstenthum Piombino, als ein französisches Reichslehn, seiner Schwester Elisa Bacciochi (s. d. Art.). Endlich gab die wiener Congreßakte dem Hause Buoncompagni-Ludovisi das Fürstenthum Piombino, nebst dem Antheile von Elba, zurück, allein unter der Lehns- und Landeshoheit von Toskana. Doch sollte der Großherzog den Fürsten für den Verlust seiner Hoheitsrechte entschädigen. Der gegenwärtige Besitzer, Ludwig Maria Buoncompagni-Ludovisi, Fürst von Piombino, Herzog von Sora und Alcara, geboren 1767, hat keine Kinder, sondern bloß Seitenverwandte.

Piombo (Sebastiano del), ein berühmter Maler, geb. zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Musik, welche er sehr liebte, entsagte er, um sich der Malerei unter Johann Bellini zu widmen. Dann war Giorgione sein Lehrer, von dem er das schöne Colorit lernte. Als er für sich selbst zu malen an-

fing, war Porträtmalerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete. Der Ruf, den er sich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierungen seines Hauses zu übertragen. Die Zartheit seiner Malerei wurde hier sehr bewundert, und Michel Angelo, der auf den werdenden Ruhm Raphaels einigermaßen eifersüchtig gewesen zu sein scheint, munterte Sebastiano auf, mit ihm einen Wettstreit einzugehen. Jener versah ihn sogar mit Zeichnungen, die Piombo oft sehr glücklich ausführte, obgleich sein Geist für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Raphael sein berühmtes Gemälde der Himmelfahrt gemalt hatte, wurde Sebastiano von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus ihn wo möglich zu überbieten. Dieses Werk wird für sein größtes angesehen und erhielt allgemeinen Beifall. Sein Märtyrertod der heiligen Agatha wurde ebenfalls zu den Werken der ersten Meister gezählt. Wie dem auch sei, so bestand sein Hauptverdienst doch in einzelnen Figuren und Porträten. Sein Pietro Aretino und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Vornehmlich ward er von dem genannten Papste begünstigt, der ihm das Amt eines päpstlichen Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname del Piombo spielt darauf an, indem das an die päpstlichen Bullen gehängte Siegel, wenigstens damals, in Blei (piombo) abgedruckt zu werden pflegte. Dieses Amt nöthigte ihn, das geistliche Gewand zu nehmen, und seitdem entsagte er der Malerkunst fast ganz. Er schrieb Verse, zog gelehrte Männer an seine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit, und malte nur hin und wieder auf besondre Veranlassung ein Porträt, z. B. die Julia Gonzaga für den Kardinal Hippolyt von Medici, den Papst Paul III. im Verscheiden und einige Andre. Er starb 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigne Art in Oel auf Stein zu malen erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio sieht.

Pionniers heißen die in ein besondres Corps gesammelten Mannschaften, welche die, eine besondre technische Fertigkeit erfordernden Arbeiten bei Ausbesserung von Wegen, Anlegung von Verschanzungen, Trancheen ꝛc. verrichten. Unter ihnen sind bei einigen Heeren besondre Abtheilungen für verschiedne Zwecke, als Sappeurs, Mineurs, Pontoniers begriffen.

Pipe, ein ursprünglich spanisches Wein- oder Oelmaß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 500 Maß enthält. In Danzig hält eine Pipe spanischen Weins $2\frac{1}{2}$ Ohm, eine Pipe Sekt aber 3 Ohm oder 12 Anker oder 60 Viertel.

Pipin, der Name zweier großen Beherrscher des alten Frankreichs zu den Zeiten des letzten Regenten aus dem merovingischen Stamme. 1) Pipin von Herstall, den die Austrasier oder östlichen Franken nach ihres Königs Dagobert II. Tode, an dessen Hofe er Major Domus war (eine Würde, die ursprünglich bloß den angesehensten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königsmäßige Macht erlangte), eines Kriegs wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einsetzte, aber unter jenem Titel unumschränkt herrschte. Er starb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714, und hinterließ seinem natürlichen Sohne, dem tapfern Carl Martell, die nämliche furchtbare Würde, welcher sie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei seinem Tode (741) mit Genehmigung der Stände unter seine beiden Söhne theilte. Der ál-

Digitized by Google

tere, Carlmann, überließ seine Länder seinem Bruder, 2) Pipin dem Kurzen oder Kleinen, welcher nun unter dem Namen eines Königs ganz Frankreich besaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig Childerich III., den letzten Merovinger, aufstellte. Dieser Pipin, Carls des Großen Vater, ist in vielen Rücksichten merkwürdig. Er besiegte nicht nur die Baiern und gab ihnen einen Herzog, sondern unterwarf sich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenstaat, den er dem Papste mit Vorbehalt der Oberherrschaft schenkte, machte sich mehrere Völker zinsbar und vergrößerte sein Reich außerordentlich. Da aber seine Macht sich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, so konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, sondern mußte diese seinem Sohne überlassen, der nach ihm den Thron bestieg. Er starb 748.

Piräus, s. Athen.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia (der Gemahlin des Ixion), König der Lapithen, einer thessalischen Völkerschaft, und vertrauter Freund des Theseus. Er vermählte sich mit Deianira, oder Hippodamia, der Tochter des Adrastes, eines andern Lapithenfürsten, mit welcher er den Polipötes zeugte. Sein Hochzeitfest ist bekannt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entstand, als der trunkne Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode seiner Gemahlin begab sich Pirithous zum Theseus nach Athen, und vereinigte sich, da auch dessen Gemahlin gestorben war, mit ihm zum Raube der spartanischen Helena. Als sie dieselbe nach Athen entführt hatten, looseten sie um ihren Besitz, und setzten fest, daß derjenige, dem sie zufallen würde, dem Andern auch zu einer Gemahlin verhelfen solle. Sie wurde dem Theseus zu Theil, und Pirithous verlangte jetzt von diesem, er solle ihm des Pluto Gemahlin, Proserpina, entführen helfen. In dieser Absicht stiegen Beide in die Unterwelt hinab; als sie sich aber hingesetzt hatten, um auszuruhen, vermochten sie nicht wieder aufzustehen. Theseus wurde nachher vom Herkules befreit; Pirithous aber mußte, mit 300 Ketten belastet, in der Unterwelt zurückbleiben. Nach Andern ward er von dem Cerberus zerrissen. (Vergl. Theseus).

Pirkheimer (Bilibald), oder Pirkhaimer, ein berühmter nürnbergischer Rathsherr, stammte aus einem edeln und reichen Geschlechte der Reichsstadt Nürnberg und war 1440 zu Eichstädt geboren. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, wandte Alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit sich, wohin er in den Geschäften der Fürsten, denen er diente, gesandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt und den Lebensgeschäften bekannt und vertraut geworden, als er, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt trat, der als einer der Aufseher des schwäbischen Bundes unaufhörlich von räuberischen Nachbarn befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle feurige Bilibald in stetem Kriegsdienste, und wäre dieser Beschäftigung gern auf einen größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er zu Padua und zu Pisa. Zwar waren die Rechtswissenschaften der Hauptgegenstand seiner Studien; aber auch alle übrigen Gegenstände der

Kunst und Wissenschaften, die sich ihm darboten, wurden mit Begierde von ihm ergriffen und durchdrungen, besonders die alten Sprachen, Theologie, Medizin, Mathematik, Astronomie, auch Musik. Nach seiner Rückkunft verheirathete er sich, und nahm die Anwartschaft auf eine Senatorstelle in Nürnberg an. Bald lernte man seine besondre Brauchbarkeit kennen; denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er seine Sitten und siegende Beredtsamkeit. Er wurde daher zu verschiednen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht; 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergischen Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowol Maximilian I. als auch Carl V. erkannten seinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften noch mehrere Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er sich von denselben zurück, und widmete fortan seine Muße den Wissenschaften und seinen Freunden, zu welchen die trefflichsten Männer seiner Zeit gehörten, unter andern Celtes und Albrecht Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erste Pflicht hielt, sich dem Vaterlande, wenn es seiner bedürfe, nicht zu entziehen. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter seinen Schriften (Opera ed. M. Goldast. Francof. 1610 fol.), welche hauptsächlich in historischen und politischen Aufsätzen und Gedichten satyrischen Inhalts bestehen, sind besonders seine Briefe an die Gelehrtesten seiner Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. Er starb 1530.

Piron (Alexis), geb. zu Dijon 1689, war der Sohn von Aimé Piron, der sich als Dichter in burgundischer Mundart bekannt gemacht hat. Er verlebte dreißig Jahre in seiner Vaterstadt unter Ausschweifungen und Vergnügungen. Ein schmutziges Gedicht, wodurch er sich in in sehr übeln Ruf gesetzt hatte, wurde die Ursache, daß er seine Vaterstadt verließ und nach Paris ging. Da seine Familie ihn nur wenig unterstützen konnte, so machte er zunächst die Feder zu seinem Erwerbszweige, (denn er schrieb schön) und trat als Sekretär in die Dienste des Herrn von Bellisle, nachher in die eines Finanzpachters. Verschiedne Stücke, in denen man sonderbare neue Einzelheiten und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für Spectacle de la foire schrieb, gründeten zuerst seinen Ruf; die Métromanie aber, erhob ihn in den ersten Rang der französischen Lustspieldichter des 18. Jahrh. Dieses an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde 1738 auf das Theater français gebracht, und steht noch jetzt in verdientem Ansehn. Allgemein bekannt sind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten, wie denn Voltaire, ihn vielleicht unter allen seinen Gegnern, am meisten fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintrit in die Akademie versperrte. Er rächte sich zwar dadurch, daß er diese Gesellschaft les Invalides du bel esprit nannte, und in der bekannten auf sich selbst verfaßten Grabschrift:

Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verspottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht gewesen, eine Stelle in derselben zu erhalten. Er starb 1773. Seine sämmtlichen Werke (7 Bde in 8. und 9 Bde in 12, 1776) enthalten Tragödien (unter denen Gustav Wasa am meisten geschätzt wird), Komödien, Oden, Episteln, Epigramme und Erzählungen in Versen, die zwar den lafontaineschen an Naivetät, und den voltaireschen an Feinheit

und Grazie nachstehen, sich aber durch einen freien, lustigen Ton auszeichnen.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreisel; in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisschwung oder Drehschwung; in der Reitkunst die schnelle aber sehr enge Werfung des Pferdes, so daß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war. Pirouettiren, kreiseln, im Kreise drehen.

Pisa, eine der ältesten und schönsten italienischen Städte im Großherzogthum Toskana, liegt in einer freundlichen Ebene ungefähr 24 (ital.) Meilen vom Einflusse des Arno in die See. Das Klima ist ziemlich gesund und so milde, das fast das ganze Jahr hindurch dort Frühling herrscht. Statt der frühern 150,000 Einw., zählt die Stadt jetzt kaum 17,000; Stille und Einsamkeit sind daher hier, wie in andern großen Städten Italiens, die ihre historische Rolle zu Ende gespielt, herrschend geworden. Der Arno theilt den Ort in zwei fast gleiche Hälften, welche durch drei Brücken mit einander in Verbindung stehen. Die beiden großen Kai's (Lungarno) sind mit Gebäuden im edelsten Style geschmückt, deren wehrhaftes Aussehn an die kriegerischen Zeiten der Republik erinnert. Die Straßen sind großentheils breit, gerade, herrlich gepflastert, aber das häufig zwischen den Steinen wachsende Gras ist ein trauriger Zeuge der Entvölkerung. Unter den 80 kirchlichen Gebäuden nennen wir zuerst den Dom, im 11. Jahrh. von einem griechischen Architekten erbaut, ein Ehrfurcht einflößendes, alterthümliches Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten mancherlei Art. Hinter diesem steht der berühmte, im 12. Jahrh. von einem Deutschen, Namens Wilhelm, erbaute, hängende Glockenthurm, dessen Abweichung vom Perpendikel beinahe dreizehn Fuß beträgt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht aus acht Reihen Säulen über einander und ist 190 Fuß hoch. (Es ist kein Zweifel mehr, daß dieser schöne Thurm wirklich gesunken sei. Man hat das Vorurtheil, als wenn er so hangend erbaut worden, hinreichend widerlegt. Er hat sich bloß dadurch erhalten, daß die Steine so wohl gehauen, und die Materialien außerordentlich gut verbunden sind. Andre glauben jedoch, er sei wahrscheinlich absichtlich mit seiner Schiefe erbaut worden, und größer würde das Wunder sein, wenn er sich so geneigt hätte, ohne zu stürzen, oder Risse zu bekommen). Dem Dom gegenüber liegt das gleich alte runde, mit schönen Säulen geschmückte, von Dioti Salvi erbaute Battisterio, oder die Täuferskirche. Seitwärts zwischen beiden breitet sich das berühmte Campo santo aus, das wir zu den größten Merkwürdigkeiten der Kunst in ganz Italien rechnen. Es ist ein alter Kirchhof, dessen Erde die Pisaner aus Jerusalem geholt, eingefaßt von gothischen Hallen, deren Wände mit Frescogemälden von der Hand der ältesten berühmtesten Meister geschmückt sind. Unter diesen glänzen Memmi, Orcagna u. A., alle aber verdunkelt, durch seine unübertrefflichen Schildereien, Benozzo Gozzoli. Auch befindet sich hier eine große Sammlung hetruriſcher und römischer Alterthümer, namentlich aus Urnen und Sarkophagen bestehend. Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung die durch ihre zierliche gothische Bauart ausgezeichnete Kirche Madonna della Spina und die im neuern Styl erbaute Kirche S. Stefano, die nebst dem angrenzenden Palaste dem einst hier residirenden Ritterorden des heiligen Stephanus zugehörten. Unter den Gebäuden zeichnen sich ferner mehrere Paläste und die Loggia de' Mercanti vortheilhaft aus. Auch

zeigt man noch den Hungerthurm, in welchem Ugolino della Gherardesca (1288) mit seinen Kindern umkam, indessen schwerlich den authentischen, der gewiß lange nicht mehr vorhanden ist. Die Familie Gherardesca lebte noch 1798 zu Pisa. Es fehlt in Pisa nicht an wissenschaftlichen Anstalten und Kunstsammlungen. Die Universität ist alt und hat zu allen Zeiten berühmte Lehrer besessen, wie auch jetzt Vaccà, Ciampi, Tantini ihre Zierden sind; die Sternwarte und der botanische Garten unter Savi sind im besten Zustande. Die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Gesellschaft, im Vereine mit anspruchsloser Herzensgüte und Dienstfertigkeit wird dem Fremden seinen Aufenthalt in Pisa sehr angenehm machen. Vier Miglien von der Stadt entfernt am Fuße des Berges S. Giuliano, auch nach diesem Berge genannt, liegen die berühmten pisanischen Bäder. Zwölf warme, schwefelhaltige Quellen sind hier von großen, zweckmäßigen Gebäuden eingeschlossen, worin für alle Bedürfnisse der zahlreich sich hier einfindenden Badegäste auf das Vollkommenste, minder indeß für ihre Unterhaltung gesorgt ist, wie denn auch diese Bäder jetzt bei weitem nicht mehr so stark besucht werden, als in der Mitte des vor. Jahrh. Auch die sieben Miglien von Pisa entfernte prächtige Karthause ist eines Besuchs nicht unwerth. Uebrigens sind Handel und Gewerbe zu Pisa höchst unbedeutend. Groß ist der Gewinn vom Oel, welches an Güte dem Oele von Lucca wenig nachsteht; die Felder und Hügel sind gut bebaut und die Marmorbrüche in der Nachbarschaft gehören zu den vorzüglichsten in Italien. Geschichte von Pisa. Als Republik blühte Pisa im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitssinn und thätigen Handelsgeist seiner wackern Bürgern auf. Im Kampfe mit den Sarazenen eroberte es Sardinien, Korsika, die Balearen und hieß die Königin des Meers. Die Stadt hatte, im 12. und 13. Jahrh., über 150,000 Einw. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, gründete sie Kolonien in der Levante und sandte 40 Schiffe dem Könige von Jerusalem zu Hülfe. Als eifrige Gibellinin dem Kaiser treu, in blutigen Zwist verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papste anhingen, von allen Nachbarn beneidet, von Genua in blutiger Seeschlacht besiegt, und durch innere Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag sie endlich der Eifersucht und dem Hasse von Florenz. Ugolino herrschte jedoch nur kurze Zeit über das seiner Festen beraubte Pisa. Der Muth, mit welchem elftausend Pisaner lieber sechzehn Jahre harte Gefangenschaft litten, als eine vaterländische Feste in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeit lang noch das kriegerische Pisa empor. Die Republik schlug mit eignen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erschöpft trat sie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf dem Herzoge Galeaz Visconti verkauft, von dessen Nachfolger Florenz sie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sklavin die freigeborne Schwester (1406)! Durch Hunger ward die Uebergabe erzwungen und mit Gewalt die Widerstrebende im Gehorsam erhalten. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Carl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich der alte Stolz von Pisa, und kämpfte funfzehn Jahre glorreich um seine Freiheit. Simon Orlandi rief seine Mitbürger zu den Waffen, und das Volk gab sich, unter Carls VIII. Schutze, der nach einem Vertrage mit Florenz Pisa besetzte, eine eigne Verfassung. Jetzt

begann ein hartnäckiger Krieg zwischen Florenz und Pisa. Die Bürger der letztern Stadt eroberten mit dem Beistande der französischen Besatzung ihr altes Gebiet wieder und schlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegerischer Muth vereitelte jede Anstrengung ihrer ehemaligen Oberherren. Als die französische Besatzung abzog, schworen sie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn. Jetzt wurde Pisa ein wichtiger Punkt. Fürsten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgestandnen Freistaats. Endlich von allem Beistande verlassen, schworen die Pisaner, eher unterzugehen, als sich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz sich des Gebiets bemächtigt; und am letzten Juli 1499 nahm die Belagerung der Stadt mit so großen Zurüstungen ihren Anfang, daß die Florentiner in 14 Tagen sich derselben zu bemeistern hofften. Aber die Frauen von Pisa schanzten Tag und Nacht, um die eingeschlossnen Mauern herzustellen; und als der Feind ein Kastell mit Sturm genommen, da warfen sie sich den zagenden Männern entgegen, sie möchten lieber sterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluste (4. Sept.) die Belagerung auf. Die Pisaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Festung. Auch ein von Ludwig XII., König von Frankreich (der Pisa den Florentinern unterwerfen wollte), abgeschicktes Heer belagerte die Stadt vergeblich. 1504 unternahmen die Florentiner auf's neue Pisa's Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Pisa abdämmen, mußten aber nach großen Kosten davon ablassen. Eine dritte Belagerung im J. 1505 war eben so vergeblich. Endlich (8. Juni 1509) bezwang der Hunger die auf's Aeußerste gebrachte Stadt. Pisa unterwarf sich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geschehne sollte straflos sein. So fiel Pisa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und funfzehn Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentinische Gewalt, und hörte für immer auf, selbstständig zu sein. Auf seinem Ruin erhob sich die Macht von Toskana. (Vergl. die Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa, von Carl Treitschke. Leipzig 1814 8.) K.

Pisistratus, ein ausgezeichneter athenienſischer Bürger, der sich zum ungesetzlichen Oberherrn seines Vaterlands machte. Er war von edler Abkunft, die er selbst von Kodrus, dem letzten König von Athen, ableitete, und erbte von seinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur besaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Uebergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Fassungskraft; durch alle Kenntnisse der damaligen Zeit hatte er sie noch erhöht. Sein erster Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch seine Beredtsamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterstützte, und sodann diesen Gesetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen diese Insel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung so oft gelingt: er gewann die niedere Klasse der Bürger durch einnehmende Leutseligkeit und ungemessne Freigebigkeit. Er verschaffte ihnen Erleichterungen, öffnete seine Gärten ihren Vergnügungen, tröstete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen seinen Reden war er der Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratischen Verfassung. Solon durchschaute die Kunstgriffe seines Betragens, und äußerte seine Besorgnisse sowol gegen ihn als gegen Andre. Nur zu bald gingen sie in

Erfüllung. Eines Tages erschien Pisistratus mit mehrern leichten Wunden, die er sich selbst zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief seine Mitbürger laut um Beistand und Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er sagte, wegen seiner Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksversammlung veranstaltet, in welcher einer seiner Freunde vorschlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit seiner Person gegeben werden sollte. Dieser Vorschlag wurde, so sehr sich auch Solon widersetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er sich in Besitz der Burg von Athen setzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus seinem dienstbar gewordnen Vaterlande auswanderte. Dies geschah im J. 560 vor Chr. Geb. Wenn aber gleich Pisistratus durch die Art, wie er sich in Besitz der Herrschaft setzte, den Vorwurf der Tyrannei auf sich zog, so gebrauchte er doch diese Gewalt keineswegs als ein Tyrann; denn kein gesetzmäßiger Fürst hätte mehr Mäßigung oder mehr Achtung für das Wohl seines Volks zeigen können. Er machte keinen Versuch, die weisen Gesetze Solon's abzuschaffen, sondern bestätigte und erhöhte ihr Ansehn; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Gesetzgeber; aber seine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war Pisistratus Obergewalt noch nicht gesichert. Megakles, der an der Spitze einer feindlich gesinnten Partei stand, verließ mit seiner Familie das athenienſische Gebiet, und knüpfte mit einer dritten Partei einen Briefwechsel an, in der Absicht, die Macht des Pisistratus zu stürzen. Ihre Anschläge gelangen, und Pisistratus war genöthigt, auszuwandern. Da aber Megakles mit der Partei, mit welcher er sich verbunden hatte, bald unzufrieden wurde, so machte er dem Pisistratus den Vorschlag, ihn zurückzuführen, wenn er seine Tochter zur Gemahlin nehmen wollte. Diesen Vorschlag ging Jener sogleich ein. Seine Rückkehr wurde durch eine List bewerkstelligt, die ein auffallendes Beispiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchse und majestätischer Gestalt, kleidete sie in der Rüstung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin selbst den Pisistratus zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er feierlich mit ihr in die Stadt ein, und wurde ohne Widerstand sogleich wieder eingesetzt. Diese Thatsache wird von Herodot verbürgt, der sie jedoch lächerlich nennt. Pisistratus heirathete, wie er versprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er schon eine Familie hatte, nicht mit ihr als seiner Gattin. Um diese Kränkung zu rächen, bildete Megakles auf's neue eine Gegenpartei, welche dem Pisistratus so furchtbar schien, daß er sich freiwillig nach Eretria begab. Hier beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, und den Mitteln, seine Herrschaft durch Gewalt wieder zu erlangen. Endlich, im elften Jahre dieser zweiten Verbannung, betrat er Attika an der Spitze eines Heers. Viele Athenienser, die mit der Demokratie unzufrieden waren und seiner frühern Wohlthaten gedachten, stießen zu ihm. Nachdem er die ihm entgegen gesandten Truppen durch einen Ueberfall zerstreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte sich zum dritten Male der Obergewalt und zwar ohne Blutvergießen. Pisistratus fuhr fort, mit seiner vormaligen Milde zu herrschen; um aber die Volkspartei zu schwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat sehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einwohnwohner, die Stadt zu verlassen und die umliegenden Gegenden anzu-

Digitized by Google

bauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von Jedem den zehnten Theil seines Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch suchte er die Bildung der Athenienser durch Aufmunterung der Literatur zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Gesänge Homer's wurden auf seine Veranstaltung gesammelt. Da er wohl wußte, wie verhaßt die Tyrannei sei, verbarg er sorgfältig seine Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf sich, wie jeder Andre, dem Anspruche des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden, und betrug sich überhaupt mit eben so viel Klugheit als Milde. Auf diese Weise übte Pisistratus die Oberherrschaft, nicht als Unterdrücker, sondern als Vater seines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er starb im J. 527 vor Chr. und hinterließ als Erben seiner Gewalt seine Söhne Hippias und Hipparchus, welche sich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Piso, ein Beiname, den mehrere Römer aus dem calpurnischen Geschlecht führten. Einer der merkwürdigsten ist L. Calpurnius Piso, der als Consul die aufrührerischen Sklaven auf Sicilien besiegte, und das bekannte Gesetz de repetundis, über die Wiedererstattung erpreßter Gelder, eingeführt haben soll, um der Habsucht der obrigkeitlichen Personen bei der Verwaltung der Provinzen Schranken zu setzen. Er zeichnete sich als Prätor in Sicilien, wo ihm bei einem in Rom entstandnen Getreidemangel der Einkauf bedeutender Vorräthe übertragen worden war, durch eine seltne Uneigennützigkeit so aus, daß man ihm deßhalb den schönen und ehrenvollen Beinamen Frugi (der Rechtschaffne, der Brave) gab. Ein andrer, spätrer Piso war der, welcher zu Cicero's Zeiten mit Gabinius das Consulat bekleidete, und sich besonders feindselig gegen den großen Mann bewies, der in einer Rede, die wir noch besitzen, äußerst heftig gegen ihn spricht und ihn mit Schmähungen überhäuft. Noch später lebte der Piso, welcher unter Tiberius Regierung Präfekt von Syrien war, sich durch seinen Stolz auszeichnete, so wie durch sein gehässiges Betragen gegen den edeln Germanicus, den adoptirten Sohn des Tiberius, dessen früher Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, ihm Schuld gegeben wird.

Pistocchi (Francesco Antonio), ein berühmter Singlehrer. Er war um das J. 1660 zu Bologna geboren, und erwarb sich in seiner Jugend durch eine treffliche Sopranstimme allgemeine Bewunderung. Aber seine ausschweifende Lebensart raubte sie ihm. Er gerieth in die äußerste Noth und war gezwungen, bei einem Componisten als Notenschreiber in Dienste zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren bekam er seine Stimme allmälig wieder, die jetzt in einen angenehmen Contrealt überging. Durch Erfahrung belehrt, wußte er sie jetzt besser in Acht zu nehmen. Er durchreiste Europa, hörte und bemerkte alles Gute in jedem Geschmack, und bildete sich daraus eine eigne vermischte Manier, die er zuerst als markgräfl. anspach'scher Kapellmeister, zu Anfange des 18. Jahrh. aber in seiner Vaterstadt, wohin er zurückkehrte, in Ausübung brachte. Er errichtete hier eine eigne Singschule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Pasi u. s. w. hervorgingen. Er ist wegen seiner ganz neuen Gesangmethode, welche nachher von Faustina und Farinelli noch vervollkommnet

wurde, als der Vater des heutigen italieniſchen Geſangs anzuſehen; wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunſtreichen Paſſagen, die er lehrte, den natürlichen Geſang verunſtaltet zu haben.

Piſtole, 1) ein bekanntes Feuergewehr, deſſen Namen Einige von dem Worte Piſtollo ableiten, weil die Piſtolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andre von der Stadt Piſtoja in Italien, wo die Piſtolen erfunden ſein ſollen. Die elektriſche oder die Knallluftpiſtole iſt eine Vorrichtuug, in welcher die Exploſion der durch den elektriſchen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Verſuch dient zum Beweiſe der Entzündung brennbarer Stoffe durch den elektriſchen Funken, und der explodirenden Kraft der Knallluft. 2) Eine ſpan. und ital. Goldmünze, 4 Aß ſchwerer als ein Louisd'or.

Pitt (William), brittiſcher Staatsminiſter, der zweite Sohn des Grafen Chatam (ſ. d. Art.), geb. den 28. Mai 1759, wurde bis in ſein 14. Jahr unter den Augen ſeines Vaters erzogen, ſtudirte hierauf in Cambridge Philoſophie, Logik und vorzüglich die Verfaſſung und die Geſchichte der Staaten des Alterthums und der neuern Zeit; in der Beredtſamkeit war ihm ſein Vater Lehrer und Muſter. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rheims in Frankreich trat er in London als Sachwalter auf. 1781 ward er, kaum 21 Jahre alt, Parlamentsglied. 1782 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt, bewies er ſchon damals, vorzüglich beim Abſchluß des Friedens von 1783 mit Nordamerika und Frankreich, den Ernſt eines gereiften Charakters. Als hierauf ſeine Gegner, Fox, North und Burke, in das portland'ſche Miniſterium eintraten, machte er eine kurze Reiſe nach Italien und Deutſchland. Seine Vorſchläge im Parlamente zu einer beſſern Repräſentation des Unterhauſes wurden verworfen; dagegen widerſetzte er ſich mit Erfolg der von Fox vorgeſchlagnen India-Bill, ſo wie einer Beſchränkung des Rechts der Pärs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt Rath zu ertheilen. Nach Entlaſſung des portland'ſchen Miniſteriums am Ende des J. 1783 wurde Pitt, noch nicht volle 25 Jahr alt, erſter Lord der Schatzkammer, und behauptete ſich in dieſem Poſten bis 1801, ob er gleich eine furchtbare Oppoſition, an deren Spitze die erſten Redner und Staatsmänner der Whig-Partei, Fox, Burke, Sheridan u. A. ſtanden, zu bekämpfen hatte. Die Mehrheit der Nation überzeugte ſich bald von Pitt's einſichtsvoller und uneigennütziger Thätigkeit, die ganz auf die innere Verwaltung gerichtet war. Die oſtindiſche Compagnie wurde durch ihn der Staatsaufſicht (des India-Board of Controul) unterworfen; und Pitt's Finanzplan iſt die Grundlage des neuern brittiſchen Finanzſyſtems geblieben. Mit dem Handel ſtieg der Wohlſtand der Nation, und damit auch das Staatseinkommen. Die größten Verdienſte Pitt's ſind die Koloniſation von Neu-Südwales ſeit 1788, und die Rettung ſeines Vaterlands aus den Gefahren eines Staatsbankerots, und aus der Kriſis des Kampfes mit Frankreich um den Beſitz des Welthandels. Der von ihm 1786 gegründete, in ſich wachſende, Schuldentilgungsfond, ſo wie der ſeit 1792 für jede Anleihe beſonders errichtete neue Tilgungsfonds, hat die brittiſche Staatsſchuld auf den Wachsthum des Handels und des Nationalkredits gegründet. Unter mehrern einzelnen von Pitt mit Klugheit geleiteten Staatsgeſchäften ſind zu bemerken: der Handelsvertrag mit Frankreich 1786; die Vereinfachung der Zölle und Acciſe; die Union Irlands mit Großbritan-

Digitized by Google

nien 1801; die Einschränkung der Gewalt des Regenten und die Einführung der Einkommen-Taxe. Den größten Kampf als Minister bestand er mit der französischen revolutionären Politik, und mit dem kühnen Widerstreben der brittischen Whigs und Demokraten. In diesem Doppelkampfe rettete er, ohne jedoch auf dem festen Lande (vergl. Quiberon) obzusiegen, das politische Dasein der brittischen Macht und die Fortdauer der brittischen Constitution gegen die leidenschaftlichen Whigs und gegen die mit Frankreich im geheimen Bunde stehenden vereinigten Irländer. Allein er verlor darüber seine Popularität. Seit der Convent England den Krieg erklärt hatte, beharrte Pitt auf dem Grundsatze, daß mit den jacobinischen Machthabern in Frankreich an keinen Frieden zu denken sei. Dafür wurde er von dem Convent feierlich für den Feind des menschlichen Geschlechts erklärt. Im Innern erlaubten sich selbst Parlamentsglieder gegen ihn die heftigsten Ausfälle. Ein solcher persönlicher Angriff von Seiten Tierney's hatte einen Zweikampf auf Pistolen zwischen diesem und Pitt zur Folge, in welchem aber keiner verwundet wurde. Als endlich die Nation den Abschluß eines Friedens mit Frankreich allgemein verlangte, legte Pitt, obgleich noch immer der Stimmenmehrheit des Hauses gewiß, den 14. März 1801 seine Stelle nieder; und Addington wurde erster Lord und Kanzler der Schatzkammer. Jetzt klagten Grey und Sir Francis Burdett Pitt's Verwaltung als die Ursache des Unglücks von Europa an; allein Pitt rechtfertigte sich siegreich mit der Kraft seines redlichen Bewußtseins; auch sprachen Andre für ihn, und von 211 Stimmen gegen 52 ward beschlossen, Pitt ausdrücklich den Dank des Hauses für seine Verwaltung zu bezeugen. Als daher nach dem Frieden von Amiens ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich schien, ward er ein zweites Mal (12. Mai 1804) mit dem Beifall der Nation an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Er wünschte seinen großen Gegner Fox mit in das Ministerium aufzunehmen, allein der König gab dies nicht zu. Pitt begann also den harten Kampf mit der Opposition auf's neue. Er vermehrte die Streitkräfte des Reichs, widersetzte sich der Emancipation der Katholiken, foderte Spanien zum offnen Kriege gegen England heraus, und schloß im April 1805 das Bündniß mit Rußland, Oesterreich und Schweden, welches, ohne seine Schuld, nur zu Frankreichs Machtvergrößerung beitrug. (Die Hauptbeschlüsse des wiener Congresses vom J. 1815 waren zum Theil die Ausführung der Ideen, welche Pitt damals in einer Note an den russischen Botschafter vom 19. Jan. 1805 entwickelte). Unterdessen hatten Anstrengung, Schmerz über vereitelte Entwürfe und chronische Uebel seine Gesundheit gänzlich zerstört. Der Friede von Preßburg schlug jede Hoffnung in ihm nieder. Seine Schwäche nahm zu, und er ahnete selbst seinen Tod, auf den er sich mit christlicher Fassung und Frömmigkeit vorbereitete. Seinem ehemaligen Lehrer, dem Bischof von Lincoln, dictirte er seine letzten Wünsche, welche die Versorgung seiner Nichten betrafen. Er starb den 23. Jan. 1806, und ward feierlich in der Westminster-Abtei begraben. Pitt war nicht reich; das Parlament bezahlte seine Schulden, 40,000 Pfund, und im August 1815 ward das ihm vom Parlament errichtete Denkmal in der Westminster-Abtei aufgedeckt. Noch jetzt feiern Freunde sein Andenken an seinem Geburtstage. Pitt war im vertrauten Umgange, der auf wenig Freunde sich einschränkte, sehr liebenswürdig, lebhaft und munter, bescheiden und einnehmend. Oeffentlich erschien er feierlich und kalt; Schmerz und Freude konnten

seinen Gleichmuth nicht erschüttern. Klarheit und strenges Denken, ein fester und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen die Verfassung und das Glück seines Vaterlands und die beharrlichste Richtung seiner ganzen Thatkraft auf ein großes Ziel bezeichnen seinen öffentlichen Charakter. Als Redner ward er, ungeachtet seines nicht gefälligen Ansehns, allgemein bewundert. Er sprach leicht und gewählt, klar und gedrängt, rasch und mit steigendem Feuer, wenn er Unrecht bekämpfte, und besaß eine große Geistesgegenwart. In seinem Hause lebte er einfach und sittlich. Gifford hat die Geschichte seines politischen Lebens in 6 Bänden geschrieben. Die Parlamentsreden von Pitt sind zu London in 3 Bänden herausgegeben worden. Man vergl. das Leben von Fox und Pitt, von Hasse im ersten Hefte der Zeitgenossen.

Pittoresk, malerisch, ist in Hinsicht des Stoffs alles dasjenige, was sich für malerische Behandlung eignet. Dies sind die sichtbaren Gegenstände überhaupt, oder eine Menge derselben, insofern sie von einer Seite (als Fläche angesehen) eine Mannichfaltigkeit von Farbentönen für einen Ueberblick entfalten, und durch diesen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für sich), oder sich erst durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht ist dieser Begriff auf die malerische Darstellung selbst übergetragen. Erfindung und Anordnung sind malerisch, wenn sie diesen Bedingungen entsprechen, und man nennt gewisse Gedichte oder Beschreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung malerischer Gegenden und Ansichten, gleichsam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm aufregen. Auch Reisen werden pittoresk genannt, in welchen Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten sind. Das Pittoreske oder vielmehr das Malerische wird auch dem Poetischen und Plastischen entgegengesetzt. Man unterscheidet nämlich die poetische Empfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und die darstellende Grundidee eines Gemäldes bezieht, von der malerischen, welche auf obigen Bedingungen ruht. Du Bos nennt eine malerische Composition diejenige Anordnung der zu einem Gemälde nothwendigen Gegenstände, welche mit dem Totaleindrucke desselben in Beziehung stehen. Eine gute malerische Composition ist eine solche, deren Anblick einen der Absicht des Malers (und dem Geiste seiner Kunst) entsprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemälde muß daher nicht mit Figuren überladen sein, die Gegenstände müssen leicht aus der Fläche heraustreten, die Figuren dürfen einander nicht entstellen, indem sie sich wechselseitig zur Hälfte, oder gewisse Theile des Körpers decken, welche der Maler zu Folge seines Sujets sehen lassen sollte. Die Gruppen müssen gut zusammengestellt, das Licht unter ihnen geschickt vertheilt sein, die Lokalfarben endlich müssen so angeordnet sein, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, wie die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plastik) pittoresk, wenn sie z. B. Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenstände abzubilden versuchen, welches mit der Masse im Wider-

Digitized by Google

ſpruch ſteht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz, wenn ſie aus ihren Grenzen in das Gebiet der Malerei hinüberſchweifen. (S. Malerei). T.

Pius VI., (Giovanni Angelo), 1717 zu Ceſena in der Romagna geboren, ſtammte aus dem mäßig begüterten gräfl. Hauſe Braſchi, und wurde zum Geiſtlichen beſtimmt. Frühes Lob und verwöhnende Nachſicht brachten ſchon in ſeiner Jugend die ſpäter an ihm merkbare Miſchung von Ernſt und Eitelkeit, Milde und Eigenſinn in ſeinem Charakter. Als 19jähriger Jüngling ward er Doctor der Rechte, erhielt dann ſeine Bildung zum Staatsdienſt und Hofleben bei ſeinem Oheim, Carl Bandi, damals Auditor bei dem Kardinalbiſchof Ruffo in Ferrara, und ging 1740 im Gefolge dieſer Gönner nach Rom, um Theologie zu ſtudiren. Auf Ruffo's Empfehlung ward er 1745 Auditor der päpſtlichen Kanzlei und 1753 Geheimſchreiber des Papſtes. Dieſer (Benedikt XIV.) entdeckte bald, Braſchi werde ſich weniger durch Genie und Gelehrſamkeit, als durch Treue und Frömmigkeit weiterer Beförderung werth machen, welche ihm auch durch ein Kanonikat an der Peterskirche geſichert wurde. Unter Clemens XIII. konnte ſich Braſchi nur durch Anſchließen an die Kardinäle Rezzonico und Colonna bemerkbar machen, welche ihm endlich 1766 zu dem wichtigen Amte eines Generalſchatzmeiſters der päpſtlichen Kammer verhalfen. Seine Ordnungsliebe und Betriebſamkeit (er ſtellte einige Mißbräuche ab und entdeckte Bleiminen) erwarb ihm das Zutrauen des Papſtes, eine anhaltende Theuerung brachte ihn aber um die ihm ſchon zugewendte Liebe des Volks. Den Grundübeln der verworrnen päpſtlichen Finanzen vermochte er nicht abzuhelfen. Clemens XIV. ernannte ihn den 26ſten April 1773 zum Kardinal und Beneficiaten der wenig einträglichen Abtei Rubiaco, mehr um ihn vom Schatzmeiſteramte zu entfernen, als ihn auszuzeichnen; denn dieſer überlegne Geiſt kannte Braſchi's Schwächen, dem er einſt auf eine wohlgeſetzte Rede verdrießlich erwiederte: „Ich will Thaten, keine Worte.“ Braſchi, ohnehin von Jugend auf ein Freund der Jeſuiten und ein Feind aller Neuerungen, hielt es daher im Stillen mit der unter dem Namen der Zelanten vereinigten Oppoſition im Kardinalcollegio (die Rezzonichi, Albani u. A.), wußte jedoch ſeine Geſinnungen ſchlau genug zu verbergen, daß alle Parteien befriedigt zu ſein meinten und ſelbſt die katholiſchen Höfe zuſtimmten, als er nach Clemens XIV. Tode den 15. Febr. 1775 zum Papſt gewählt wurde. Nicht ohne einen Schein von Demuth ſagte er zwar: „dieſer Beſchluß der verſammelten Väter ſei ein Unglück für ihn;“ beſtieg aber dennoch unter dem Namen Pius VI. den päpſtlichen Stuhl. Er umgab ihn mit einem Glanze, der gehoben durch ſeine bis in's Alter blühende, ſtets ſorgfältig geſchmückte Wohlgeſtalt und würdevolle Haltung die Augen wol blenden und den rauſchenden Beifall, der ihn bei ſeinen erſten Aufzügen begrüßte, erklären konnte. Man hatte lange keinen ſo ſchönen Papſt geſehen. Die Hoheit ſeiner äußern Darſtellung, ſein feierlicher Anſtand bei kirchlichen Handlungen flößte Ehrfurcht ein, ſein rührendes Geberdenſpiel im Gebet, ſeine hinſchmelzende Andacht, die Thränen, mit denen er knieend vor dem Standbilde des heiligen Petrus deſſen Füße benetzte, dienten den Frommen zu großer Erbauung, und auch kühlere Weltleute gewann die ihm eigne Gabe, angenehm und vertraulich zu ſprechen, daher die Römer ihn il Persuasore (den Ueberredenden) nannten. Dieſe gefälligen, zum Theil mühſam einſtudirten Formen konnten jedoch die Mängel ſeiner Regierung nicht verbergen. Beim

Antritte derſelben fand er das Papſtthum in der öffentlichen Meinung ſchon ſo tief geſunken, eine den Anſprüchen deſſelben entgegenwirkende Aufklärung ſchon ſo weit verbreitet, die katholiſchen Fürſten der Kirche ſchon ſo überlegen und den Kirchenſtaat ſelbſt durch ſchlechte Wirthſchaft, verminderte Einkünfte und eingewurzelte Mißbräuche in ſolchem Grade zerrüttet, daß hier vollſtändig zu heilen, dort wirkſam zu ſchützen und neu zu befeſtigen, die Aufgabe eines Mannes nicht mehr ſein konnte. Clemens XIV. hatte bei edelm Willen, großer Kraft und heller Einſicht wenig ausgerichtet. Pius, kaum einer untergeordneten Rolle in dieſem Kampfe, geſchweige denn der erſten gewachſen, verfehlte auch da, wo er wirklich verbeſſern wollte, durch halbe Maßregeln den Zweck. Statt dem Unglauben der Zeit kräftige Anſtalten zu einer beſſern Bildung der Geiſtlichkeit entgegen zu ſetzen, beſchränkte er ſich in ſeinem erſten Breve an dieſelbe, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuſchärfen. Er vernichtete alle Anwartſchaften auf Pfründen, ließ aber den herabwürdigenden Aemterhandel beſtehen, weil er einträglich war. Er hob alle, auch die Privatperſonen gehörigen Durchgangszölle im Kirchenſtaat auf; aber das Lottoſpiel erhielt zum Beſten ſeines Schatzes eine für die Armen noch verführeriſchere Einrichtung. Den ſchon durch koſtſpielige Schatzungen vorbereiteten Plan einer allgemeinen Grundſteuer mußte er, weil das Volk ſich ſträubte, aufgeben; aber nichts deſto weniger ſann er auf große, Ruhm verſprechende Unternehmungen, als floſſen ihm unermeßliche Hülfsquellen zu. Von dieſer Art war ſein Plan, die pontiniſchen Sümpfe (ſ. d.) auszutrocknen und auf dem gewonnnen Boden eine Stadt nach ſeinem Namen zu bauen, zu der er ſchon Riſſe in Bereitſchaft hatte. Die Arbeit begann 1777, ein kleines Gebiet wurde dem Landbau gewonnen, die alte appiſche Straße aufgedeckt und eine neue Straße (Via Pia) angelegt. Aber der verhältnißmäßig ſehr geringe Nutzen dieſes Erfolgs konnte die ungeheuern Koſten nicht decken, die Actionärs hatten ſich bald zurückgezogen, Verſtändige bemerkten, der Anbau andrer wüſten Flecke im Kirchenſtaate wäre viel erſprießlicher geweſen; nur Pius blieb auf ſeinem Sinne, häufte Schulden auf Schulden, um die Arbeit, bald raſcher, bald ſchläfriger, fortzuſetzen, und tröſtete ſich bei dem Tadel der Römer mit der Bewunderung unkundiger Fremden. Eben ſo wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens im Anconeſiſchen, da er nichts für den Handel that, der ihn beleben ſollte. Die prachtvolle neue Sacriſtei, die er an die Peterskirche anbaute, war ein überflüſſiges, dieſe Kirche entſtellendes Werk, in dem er ſein Standbild und Inſchriften zu ſeinem Ruhme auf die Nachwelt bringen wollte; die alten Sculpturen, mit denen er das von ſeinem Vorgänger angelegte Muſeum (nun Pio-Clementinum genannt) bereicherte, ſchienen nur angeſchafft, um ſeinen überall angebrachten Namen zu verewigen, und ſelbſt die Künſtler, die er unterſtützte, konnten ſich einer Gunſt nicht freuen, an der die Würdigung ihrer Verdienſte keinen Antheil hatte. Dieſelbe Eitelkeit und Verſchwendung ſtellte Pius in ſeiner glanzvollen Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er ſeine verdienſtloſen Verwandten erhob. Seinen Schweſterſohn Oneſti machte er zum Oberhofmeiſter und endlich zum Kardinal mit einer Ausſtattung von den einträglichſten Pfründen. Einem andern Neffen, Luigi Braſchi, mußten die Römer bei ſeiner Vermählung reiche Hochzeitgeſchenke bringen, die der Papſt ſelbſt in Empfang nahm. Er gab dieſem unbedeutenden Men-

schen Besitzungen mit dem Herzogstitel, verschaffte ihm auf widerrechtlichem Wege die Erbschaft der lepriſchen Güter, und ließ ihn ſich des Alleinhandels mit Oel und Korn bemächtigen, ohne den lauten Klagen des Volks über dieſe unerhörte Bedrückung auch nur Gehör zu gönnen. Ein Verſuch gegen das Leben des Papſtes, der 1777 gewagt wurde, aber fehlſchlug, konnte ihn über die Folgen ſeiner Ungerechtigkeit belehren; doch ſollte er noch den völligen Untergang ſeiner Herrſchaft erleben. Von ſeinen Vorgängern hatte er ärgerliche Händel mit den katholiſchen Höfen geerbt. Clemens XIV. war bedacht geweſen, ſeinem Stuhle durch kluge Fügſamkeit in die Foderungen der neuern Politik wenigſtens die Rechte zu erhalten, die er noch beſaß; Pius glaubte, nach dem Beiſpiele des dreizehnten Clemens, durch ſtarrſinnige Behauptung der alten übertriebnen Papſtgewalt ſich und die Kirche am beſten zu berathen; aber unfähig, dieſe überhaupt ganz unzeitige Idee gehörig zu verfolgen, gerieth er in ein Schwanken, das die Gegner nur dreiſter machte, und ihn ſelbſt der Hoffnung beraubte, wenigſtens mit Ehren zu fallen. Während er den ganz wider ſeinen Willen aufgehobnen Jeſuiterorden heimlich begünſtigte, und öffentlich aus Furcht vor den katholiſchen Höfen zu verfolgen fortfuhr, machte er ſich den Feinden und Freunden der Jeſuiten zugleich verdächtig. Daß Neapel ihm für das 1777 faſt ganz aufgelöſte Lehnsverhältniß zum römiſchen Stuhle eine geringe, willkürliche Entſchädigung bot, konnte er eben ſo wenig hindern, als die Reformen in Toskana und Oeſterreich (ſ. Leopold II. und Joſeph II.); aber zu ſpät beſann er ſich auf das Anerbieten, die Mißbräuche der Kirche ſelbſt abzuſtellen. Man nahm ſeinen Beiſtand nicht an; ſeine pomphafte Reiſe nach Wien (im Frühling 1782) blieb ohne den gewünſchten Erfolg, und nur der Vermittelung der Geſandten von Spanien und Frankreich hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joſeph II., nur dem Einfluſſe des baierſchen Hofes und dem Privatintereſſe einiger deutſchen Biſchöfe die Vereitelung des Planes der deutſchen Erzbiſchöfe, ſich durch Vertreibung ſeiner Nuntien (ſ. d. Art.) freier zu machen, nur der Politik Catharinens II. 1782 die Herſtellung der Jeſuiten in Rußland zu danken. Den Trübſalen, welche die Revolution in Frankreich auch über die Kirche brachte, konnte er freilich bloß prieſterliche Ermahnungen und fromme Klagen entgegenſetzen; mit großen Opfern erkaufte er 1796 den Waffenſtillſtand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino (ſ. Kirchenſtaat), um endlich ſein eignes Volk vom Freiheitsſchwindel ergriffen und Rom von franzöſiſchen Kriegern den 18. Febr. 1798 in eine Republik umgeſchaffen zu ſehen. In dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe gab ſeine aufrichtige Frömmigkeit ihm Kraft, die Mißhandlungen der Franzoſen mit einer Standhaftigkeit und würdigen Haltung zu ertragen, wie ſie dem Oberhirten der Kirche geziemte. Der kranke Greis, den man den 20. Febr. als Gefangnen von Rom wegführte, auf der Reiſe dem Muthwillen der Soldaten Preis gab und den 14. Juli in die Citadelle zu Valence einkerkerte, war ein Gegenſtand des Mitleids und der Achtung aller Gefühlvollen; und als er den 29. Aug. 1798 daſelbſt geſtorben war, ehrte eine allgemeine Theilnahme ſein Unglück und ſeine Tugenden. Welchen Tadel ihm auch ſeine Fehlgriffe als Regent zugezogen hatten; in ſeinem häuslichen Leben war er doch ſtets ſo unbeſcholten, mäßig, arbeitſam und wohlwollend geweſen, daß er in dem ſeinen mittelmäßigen Fähigkeiten angemeßnern Privatſtande Lob und Liebe verdient haben würde. E.

Digitized by Google

Pius VII. (Gregor Barnabas), aus der gräfl. Familie Chiaramonti, einem schon lange in Italien ansäßigen Zweige des franz. Hauses Clermont-Tonnere, geb. 1742 zu Cesena, ward schon als 16jähriger Jüngling in den Benediktinerorden aufgenommen, und erhielt bald, wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse, Lehrämter in mehrern Abteien. In Parma lehrte er Philosophie, in Rom Theologie und wurde daselbst von seinem Landsmanne Pius VI. erst zum Abt, dann zum Bischof von Tivoli, endlich 1785 zum Kardinal und Bischof von Imola ernannt. Man zählte ihn damals unter die gelehrtesten und würdigsten Prälaten. Im Kriege mit Frankreich leistete er der Stadt Imola die wichtigsten Dienste, trug den größten Theil ihrer Kriegssteuern und benutzte mit der ihm eignen Gewandtheit sein Ansehn bei den französischen Generalen zum Besten seiner Heerde. Durch den Frieden von Tolentino wurde der Bischof von Imola Bürger der cisalpinischen Republik, und fast war Chiaramonti es mehr, als einem Prälaten geziemte. Ein Denkmal der Wandelbarkeit seiner Grundsätze wurde besonders seine 1797 zu Imola gehaltne Weihnachtspredigt, worin er den günstigen Einfluß des Christenthums auf die Demokratie aus allerlei nicht bloß biblischen Aussprüchen, selbst aus Rousseau's Emil bewies und für Freiheit und Gleichheit redete. Den Franzosen machte er sich dadurch angenehm, und der Einfluß dieser Weltgebieter scheint das Conclave zu Venedig bestimmt zu haben, ihn den 14. März 1800 zum Papst zu wählen. Er zog den 3. Juli in Rom ein, und nahm feierlichen Besitz vom Kirchenstaate den 22. Nov. 1801. Als Oberhaupt der Kirche trat er unter den mißlichsten Umständen mit Grundsätzen auf, die auf völlige Herstellung der alten Papstgewalt ausgingen. Er sprach sie 14 Tage nach seiner Wahl in einer Rede aus, die nicht weniger Aufsehn erregte, als sein Eifern gegen die Philosophie bei der Weihe des Kardinals von Harras zum Bischof von Solaria. Geistliche und weltliche Waffen bietet er in letztrer Rede auf, um die Philosophie zu stürzen, der er das Unglück der Zeit Schuld gibt. Denselben streng kirchlichen Geist athmete sein Hirtenbrief vom 13. Mai an die Bischöfe, und seine Bulle vom 24. Mai zur Ankündigung eines Jubeljahres. Daß er jedoch nur die hierarchischen Grundsätze seines Vorgängers angenommen habe, aber an Geist, Einsicht und Charakterstärke weit höher stehe, bewies seine Regierung in Rom. Mit weiser Sparsamkeit und eigner Aufopferung verhütete er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge foderte er die verschleuderten Staatsgüter zurück, zur Erleichterung des Verkehrs setzte er die Zölle herab, erschwerte die Ausfuhr roher Erzeugnisse, hob die verderblichen Monopole auf, stellte zur Beschäftigung der Armen neue Nachgrabungen an, und zeigte sich überhaupt als ein Fürst, der bessrer Zeiten werth war. Unter der Franzosenherrschaft hatten Elend und Unordnung jeder Art im Kirchenstaate zu einem Grade steigen müssen, der an baldige Abhülfe nicht denken ließ, und noch preßte nach dem Waffenstillstand von Juligno das französische Heer die letzten Kräfte aus. Inzwischen gaben die monarchischen Absichten, mit denen sich Buonaparte schon damals trug, der Kirche wieder neue Hoffnung. Am 15. Juli 1801 kam ein Concordat mit Frankreich zu Stande, welches dem Papste wichtige Rechte zurück gab. Pius erwähnte in der Bulle vom 9. Sept., wodurch er es bekannt machte, die „außerordentlichen Zeitumstände," unter denen er den „vorgelegten Vertrag" auf welche Weise er konnte, zum Heil der Kirche angenommen habe, ohne sich eine Aeußerung zu erlauben, die dem in

Christo geliebten Sohne Napoleon Buonaparte anstößig sein konnte. Desto anstößiger war dieses Concordat den Papisten und der französischen Geistlichkeit, weil der Papst sich darin gar zu nachgibig gegen die weltliche Regierung bewiesen hatte. Dieser aber wußte wohl, daß er nur seiner klugen Fügsamkeit die Herstellung seines Rechts, die Bischöfe zu investiren, die Bestätigung des Cölibats und die Erhaltung des Zusammenhangs der gallikanischen Kirche mit seinem Stuhle verdanke. Seine Freude über die Rückkehr des Königreichs Etrurien unter die päpstliche Gewalt wurde durch die Sekularisationen in Deutschland sehr verbittert. Dafür gelang es ihm, 1804 die Jesuiten in Sicilien herzustellen, so wie er ihre Fortdauer in Rußland schon 1801 bestätigt hatte; aber umsonst versuchte er, sie in Frankreich als Väter des Glaubens (s. Jesuiten) wieder einzuschwärzen, und auch den Maltheserorden begünstigte er ohne Erfolg. Dem spanischen Hofe mußte er auf dessen Bitte den Verkauf von Kirchengütern bewilligen. Concordate, wie das mit Frankreich, ordneten das Kirchenwesen in der ligurischen und der italienischen Republik, freilich auf französischen Fuß, aber doch unter seiner Aufsicht. Es galt jetzt, Einiges zu retten, um nicht Alles zu verlieren; und Pius wußte selbst den Verlust ehemaliger Einkünfte seines Stuhls zu verschmerzen, um die wesentlichsten seiner Rechte zu behaupten. Diese geschmeidige Politik bestimmte ihn auch, der Einladung Buonaparte's zur Kaiserkrönung zu folgen. Gegen die Wünsche der Römer reiste er den 31. Oct. 1804 nach Paris, wurde bei Fontainebleau vom Kaiser begrüßt und zog den 28. Nov. mit schicklicher Pracht in dessen Hauptstadt ein. Hier wetteiferte seine Bescheidenheit mit den Artigkeiten der Franzosen; daß sie seine Anwesenheit nur als eine Unterhaltung für die Pariser betrachteten, mußte er jedoch bald merken. Seinen Zug in die Kirche am Krönungstage verspottete man wegen des Kreuzträgers, der ihm auf einem Esel voranritt; in der Kirche ließ ihn der Kaiser eine Stunde auf sich warten, und setzte sich und seiner Gemahlin, nachdem der Papst beide gesalbt hatte, selbst die Krone auf. Diese Ceremonie schien der einzige Zweck seiner Einladung gewesen zu sein. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die Pius persönlich um so wirksamer betreiben zu können gehofft hatte, kam nichts zur Sprache; der Kaiser vermied jede Erörterung, die Neugier der Pariser verwandelte sich in Geringschätzung, und da der gekränkte Papst die Einladung nach Mailand zur Krönung Napoleons als König von Italien standhaft ablehnte, trat Kälte und Feindschaft an die Stelle der ihm bisher bewiesnen Achtung. So war denn Pius ohne allen Nutzen und zum großen Nachtheil seiner Würde über vier Monate in Paris hingehalten worden, bis er endlich den 4. April 1805 zurückkehren durfte, um in Rom laute Ausbrüche des Unwillens über seine selbstverschuldete Demüthigung dafür dulden zu müssen, daß er sich bei diesem Schritte gänzlich verrechnet hatte. In Rom wurde er durch wiederholte Durchmärsche französischer Truppen beunruhigt, die Eroberung von Neapel, die kirchlichen Reformen Josephs in diesem Reiche, die Drohungen Napoleons wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs, kündigten dem bedrängten Papste eine neue Katastrophe an. Die deutsche Kirche mußte er, da der Trotz seines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeschnitten hatte, ganz ihrem Schicksale überlassen. Die Bücherverbote und pomphaften Heiligsprechungen, mit denen er die Römer in den Jahren 1806 bis 1808

unterhielt, konnten seinen politischen Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß größere Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm nur neue Demüthigungen zuziehen würde, und dennoch unvermögend, der Uebermacht mehr entgegenzusetzen, als festen Willen, reizte er durch seine standhafte Weigerung, den König Joseph von Neapel anzuerkennen und seine Häfen den Engländern zu verschließen, den Kaiser Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Rom wurde den 2. Febr. 1808 von französischen Truppen besetzt, das päpstliche Militär entwaffnet und, ungeachtet noch keine Kriegserklärung erfolgt war, von dem französischen Befehlshaber Miollis Eingriff auf Eingriff in die weltlichen Regierungsrechte des Papstes unternommen. Pius blieb unerschrocken und traf mit seltner Geistesgegenwart jede ihm mögliche kräftige Maßregel zur Gegenwehr; aber vergebens drohte er dem Kaiser selbst in einem Breve vom 27. März mit seinen geistlichen Waffen; dieser vereinigte dafür (2. April) die päpstlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. Pius protestirte, verbot den italienischen Bischöfen, von französischen Behörden Befehle anzunehmen, belegte die Bürgergarden, die, aus der Hefe des römischen Pöbels gebildet, unter französischem Schutze die Stadt durch Ausschweifungen ängstigten, mit seinem Banne, brachte seinen Staatssekretär Kardinal Pacca den 6. Sept., da er eben verhaftet werden sollte, in seine eignen, noch sichern Zimmer, und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzosen, dem Kaiser in einem Breve vom 3. April 1809 auf's neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon setzte jedoch nun seinen längst beschlossnen Plan in's Werk, indem er (17. Mai 1809) den Kirchenstaat seinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserliche Stadt erklärte. Der furchtlose Papst erließ nun den 10. und 11. Juni zwei Bannbullen gegen den Urheber und alle Theilnehmer der den 1. Juni durch französische Behörden erfolgten Besitznahme des Kirchenstaats. Am 6. Juli in der Nacht drang der französische General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenster und über die Gartenmauer in den während jener Gewaltthätigkeiten befestigten Palast des Papstes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo Pius eben schreibend am Tische saß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft. Pius verweigerte sie und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit seiner Abführung aus Rom. Da nahm Pius sein Brevier, reichte dem Kardinal Pacca die Hand und ließ sich mit ihm auf einem Lehnstuhle aus dem eingeschlagnen Fenster auf die Straße herab, wo beide in einen Wagen verschlossen wurden, welcher sogleich abfuhr. Scheidend sprach der Papst noch den Segen über Rom, aber Niemand durfte sich dem Wagen nähern, nur wenige treue Diener durften folgen. Die Reise ging mit möglichster Schnelligkeit fort. Bei Florenz wurde Pacca von Pius getrennt, mit dem er erst auf dem Mont Cenis wieder zusammentraf und den 7. Juli nach Grenoble kam. Die Gesundheit des Papstes hatte durch die verschlossne Luft im Wagen bei großer Sommerhitze gelitten. Man bewilligte ihm 11 Tage Rast zu Grenoble. Dann ging die Reise über Valence und Nizza nach Savona, wo der Papst bleiben sollte und als Gefangner bewacht wurde. Er hatte auf der ganzen Reise die würdigste Fassung behauptet, und von Seiten des Volks in mehrern Städten, wo man sich zu ihm drängte, um seinen Segen zu empfangen, die größten Ehrenbezeugungen genossen. Das Anerbieten einer fürstlichen Hofhaltung lehnte

er ab, wie früher die ihm im Dekret des Kaisers ausgesetzten zwei Millionen Franken jährl. Einkünfte. Sein Schicksal trug er mit unerschüttertem Muthe, widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleons in Kirchensachen entschlossner als je, und verweigerte den von demselben ernannten neuen Bischöfen standhaft die kanonische Bestätigung. In der Mitte des J. 1812 ward er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon den 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er sich zur Bestätigung dieser Bischöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieses nur im Entwurf vorhandne Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgesetz erklärte, nahm Pius seine ohnehin sehr bedingt gegebne Einwilligung sogleich zurück, und verwarf jedes Concordat mit Frankreich, das nicht alle Streitigkeiten beilegen würde. Die Wuth Napoleons über diesen Gegenstreich soll sich in persönlichen Mißhandlungen des Papstes ausgelassen haben. Es war sein letztes Leiden von diesem Feinde, nach dessen Abdankung er freigelassen, begleitet von englischen und österreichischen Soldaten, d. 24. Mai 1814 in Rom wieder einzog. Er nahm auf's neue Besitz von allen Ländern des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, so wie eines kleinen jenseit des Po gelegnen Landstrichs von Ferrara. Die Handlungen, zu denen er seitdem die wieder erlangte Macht angewendet hat, beweisen, daß seine früher oftmals gezeigte Bequemung nach den Umständen und Zeitideen nur eine Maßregel der Klugheit und Verstellungskunst war, welche die Moral der Italiener unter die Tugenden rechnet. Den von ihm stets als die sicherste Stütze des Papismus geliebten Jesuitenorden stellte er d. 7. Aug. 1814 in einer Bulle her, worin er wahrheitswidrig von einem allgemeinen Verlangen der katholischen Christenheit nach diesen Ordensleuten redet; zugleich setzte er alle andern geistlichen Orden in ihre alten Rechte ein und empfahl ihre Verbreitung. Auch das Tribunal der Inquisition zu Rom wurde von ihm erneuert und, um der Aufklärung zu wehren, mit Verdammung gegen die Freimaurer, mit Bücherverboten gegen die Literatur verfahren. Ueber seine neuesten Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern s. d. Art. Concordat. Die wenigen Verbesserungen, die er darin zum Vortheile dieser Staaten zugestanden hat, zeigen, daß sein Bestreben, den weltlichen Mächten zu gebieten, nicht ganz mißlungen ist. Wie sehr er aber geneigt ist, Anstalten, die nicht zur Vergrößerung der päpstlichen Gewalt, sondern nur zur religiösen Veredlung und Wohlfahrt der Völker dienen können, da, wo er es wagen zu dürfen glaubt, durch alle Mittel zu hindern, hat nicht nur seine Behandlung der katholischen Schweiz, sondern auch sein neuestes Verfahren gegen den in Deutschland allgemein verehrten Generalvikar des Bisthums Konstanz, von Wessemberg, deutlich zu erkennen gegeben. (Vergl. d. Art. Wessemberg). In seinem persönlichen Umgange zeigt er sich als einen weltklugen, fein gebildeten und gewandten Fürsten, der die gefällige Humanität seiner Zeit auch gegen Ketzer nicht verleugnet und allen, die ihn kennen, Achtung abgewinnt. Eine Fortführung dieses Art. siehe in der neuen Folge des Conv. Lex. Band XI und XII, Pius VII.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer von Peru, war der natürliche Sohn eines spanischen Edelmannes. Völlig vernachlässigt und ohne Erziehung, mußte er als Knabe die Schweine hüten. Dieser Behandlung müde, lief er davon und ward Soldat. Nachdem er einige Zeit in Italien gewesen, schiffte er sich mit andern

Glücksrittern, die nach den Schätzen der neuen Welt dürsteten, zu Sevilla ein. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit, und begleitete Ojeda auf seiner Unternehmung nach dem Meerbusen von Darien, und Balboa auf seinem Zuge durch den Isthmus der Südsee. Bei diesen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist; und ob er gleich so ununterrichtet war, daß er nicht lesen konnte, so ward er doch fähig gefunden zu commandiren. Kraft des Körpers und Geistes und eine reiche Erfahrung ersetzten ihm gelehrte Kenntnisse. Er war bereits ein gereifter Mann, und hatte einiges Eigenthum erworben, als Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque sich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Diese setzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und Pizarro, als der unbegütertste, übernahm das Wagestück des ersten Versuchs. Im Nov. 1524 segelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieser schwachen Macht ein großes Reich zu stürzen. Er steuerte südöstlich, machte aber nur langsame und mühselige Fortschritte, da Mangel und Krankheiten seine kleine Schaar hinrafften. Er war in der übelsten Lage, als Almagro zu ihm stieß, der Panama mit 70 Mann verlassen hatte. Letztrer kehrte sogleich nach Panama zurück, um neue Verstärkungen zu holen, und kam mit diesen im J. 1526 zu Pizarro. Sie drangen nunmehr gegen die Küste von Quito vor, wo sie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildetere Einwohner fanden. Zugleich überzeugten sie sich, daß ihre Streitkräfte nicht hinreichend seien, ein so volkreiches Land anzugreifen. Sie kehrten daher nach einer benachbarten Insel zurück, wo Pizarro blieb, während Almagro abermals nach Panama ging, um neue Mannschaften herbeizuführen. Der Befehlshaber dieses Platzes aber, der die Unternehmung für ein tollkühnes Abenteuer ansah, widersetzte sich nicht nur jeder neuen Werbung, sondern schickte auch Pizarro den Befehl, mit seinen Mannschaften zurückzukehren. Dieser war entschlossen, ungeachtet aller Hindernisse, in seinem Vorhaben zu beharren. Er suchte seine Soldaten in einer Rede zu gleichen Gesinnungen zu entflammen, und schloß damit, daß er mit seinem Degen einen Strich auf dem Boden zog, und diejenigen, die ihn zu verlassen wünschten, auffoderte, auf die andre Seite zu treten. Zu seinem Kummer sah er sich von allen bis auf dreizehn verlassen, mit denen er sich auf die entferntere Insel Gorgona begab, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen seiner beiden Freunde haben würden. Diese waren endlich durchgedrungen, hatten einige Mannschaften zusammengebracht, und kamen damit, nach einer Zwischenzeit von 5 Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei Pizarro an. Sie schifften sich sämmtlich ein und waren so glücklich, die Küste von Peru zu entdecken. Sie stiegen bei der durch einen Palast der Inca's ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier sahen die Spanier genug, was sowol ihre Hoffnungen, als ihre Habsucht erhöhte. Indeß mußten sie sich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einwohnern zu verkehren. Pizarro fuhr fort, die Küste zu untersuchen, und kehrte gegen das Ende des J. 1527 mit einigen Proben von den Erzeugnissen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur sich auch noch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungspläne zu begünstigen: so ward beschlossen, daß Pizarro nach Europa reisen sollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und sich die erfoderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zu-

Digitized by Google

ſicher zu laſſen. Wirklich gelang es ihm, durch glänzende Beſchreibungen von dem Reichthume der neu entdeckten Länder die Aufmerkſamkeit Carls V. und ſeiner Miniſter zu erregen. Ohne an ſeine beiden Theilnehmer zu denken, ließ er ſich die Würde eines Statthalters und Generalkapitäns in den zu erobernden Ländern, und die Erlaubniß ertheilen, für dieſe zu machenden Eroberungen eine beſtimmte Kriegsmacht, jedoch ganz auf eigne Koſten, auszurüſten. Aber ſeine Mittel waren, obgleich ihn der eben nach Spanien zurückgekehrte Cortez unterſtützte, kaum hinreichend, die Hälfte der feſtgeſetzten Mannſchaft aufzuſtellen. Begleitet von ſeinen drei Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über ſeine Treuloſigkeit in die äußerſte Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu verſöhnen, und alle drei Theilnehmer verbanden ſich auf's neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im Febr. 1531 ſegelte Pizarro mit drei kleinen Schiffen, worauf ſich 180 Mann und unter dieſen 36 Berittne befanden, wieder nach Peru ab. Er landete hundert Stunden nördlich von Tumbez, dem Ziele ſeiner Abſichten, und zog an der Seeküſte hinauf. Die Feindſeligkeiten, welche er bei ſeinem Vorrücken an den Einwohnern auszuüben erlaubte, erbitterten dieſe; und bald ſahen die Spanier ſich dem drückendſten Mangel preis gegeben. Endlich kamen ſie in eine Provinz, welche ſo große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua ſchicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Inſel Puna in dem Meerbuſen von Guayaquil in ſeine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verſtärkung erhielt. Weiter ſüdlich legte er die erſte ſpaniſche Kolonie in Peru an, welcher er den Namen St. Michael gab. Zu ſeinem Glücke war das peruaniſche Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwiſchen den beiden Söhnen des letzten Inka's, Huaskar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deshalb nicht nur faſt ohne Widerſtand vordringen, ſondern wurde auch von beiden Theilen um Beiſtand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu ziehen, wo Atahualpa mit einem anſehnlichen Heere lagerte. Da er ſich für einen Freund ausgab, ward er auf ſeinem Marſche von Niemand beunruhigt, und konnte eine feſte Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da ſandte er zwei Offiziere in des Inka's Lager, welcher ſie mit vieler Gaſtfreiheit aufnahm, und Pizarro am folgenden Tage zu beſuchen verſprach. Dieſer aber entwarf den treuloſen Plan, ſich der Perſon des Inka's zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk ſeinen König in der Gefangenſchaft ſah, gerieth es in ſo große Beſtürzung, daß es nicht den geringſten Verſuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während ſeine Abgeſandten beſchäftigt waren, das ungeheure Löſegeld zuſammenzutreiben, das er für ſeine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entfernteſten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer anſehnlichen Verſtärkung an. Man theilte die Beute unter Anführer und Gemeine; des Habſüchtigſten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber nichts konnte ſie jetzt ſättigen. Obgleich der Inka das verſprochne Löſegeld entrichtet hatte, wollte ihn Pizarro doch nicht frei geben, um noch mehr zu erpreſſen. Almagro aber, welcher glaubte, Pizarro könnte ein ſolches Unterpfand zu ſeinem und ſeiner Soldaten beſondern Vortheile benutzen, drang aus Eiferſucht darauf, den unglücklichen Gefangnen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menſchlichkeit widerſprach in Pizarro's Bruſt

dieser schändlichen Maßregel; vielmehr beschleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunst der Europäer, von deren Natur er keine Vorstellung hatte. Einst ließ er sich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens schreiben, um zu sehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieselbe Weise verstehen würde. Er hielt ihn auch dem Pizarro vor; dieser aber mußte beschämt gestehen, daß er nicht lesen könne, welche Unwissenheit dem Inka so schimpflich schien, daß er ihm seine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beschloß, sich dafür blutig zu rächen. Auf die falschesten und abgeschmacktesten Beschuldigungen wurde der unglückliche Fürst verurtheil, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man seine Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt so weit aufgelöst, daß den spanischen Eroberern kein kräftiger Widerstand mehr geleistet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schaar von Abenteurern verstärkt, ging jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingebornen auf Cusco los, und bemächtigte sich dieser Hauptstadt, in welcher er große Massen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer seiner vornehmsten Offiziere, eroberte zu derselben Zeit Quito. Als die Nachricht von diesen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterschaft noch um siebzig Stunden längs der Küste südwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Bezirks südlich von dieser Grenze ernannt. Diese neuen Bestimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die schwierige Eroberung von Chili. Pizarro beschäftigte sich mit der innern Einrichtung seiner Statthalterschaft, wobei er viel Scharfblick und Klugheit zeigte. Zugleich beschloß er, eine neue Hauptstadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und bestimmte dazu einen Platz in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao. Hier steckte er 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingebornen, unter ihrem rechtmäßigen Fürsten, dem Inka Manko Kapak, der aus der Gefangenschaft entkommen war, einen sehr ernstlichen Aufstand. Dieser benutzte die Vereinzelung der spanischen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abwesenheit in Chili, versammelte alle waffenfähige Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerte in Person Cusco, während ein andres Heer gegen Lima rückte. Cusco ward von Pizarro's drei Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Hand voll Spanier hartnäckig vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Besitz, als Almagro, der schnell aus Chili zurückgekehrt war, in der Nähe erschien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu seiner Statthalterschaft gehöre; daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden Pizarro's zu Gefangnen, und nahm förmlich von der Stadt Besitz. Francisco Pizarro hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet und war bereits auf's Aeußerste gebracht, als eine plötzliche Ueberschwemmung die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald Pizarro Verstärkung an sich gezogen hatte, schickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, besiegte seine Truppen, und nahm ihn selbst gefangen. Dieser

Digitized by Google

Unfall, zugleich mit der Gefangenschaft seiner Brüder, erschütterte fast Pizarro's Festigkeit; er mußte jetzt die ganze Hinterlist seines Charakters aufbieten, um die glücklichen Fortschritte seines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher sein Bruder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen, und noch 60 Mann mitzunehmen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausspruche des spanischen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ sich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, frei zu geben. Kaum aber sah Pizarro seine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm, und sie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco schickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königliche Fahne führend, gegen einander, und lieferten sich im Angesichte der über diese Zwistigkeiten im Stillen erfreuten Peruaner ein äußerst blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde Pizarro alleiniger Herr dieser weitläufigen Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter seine Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn, versammelten sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich endlich förmlich gegen Pizarro's Leben. Am 26sten Juni 1541 führten sie ihr Vorhaben aus. Herrada, einer der vornehmsten Offiziere Almagro's, begab sich an der Spitze von 18 entschlossnen Mitverschwornen zur Mittagszeit, wo in diesen heißen Himmelsstrichen alles zu schlafen pflegt, in den Palast des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Essen aufgestanden war, befand sich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derselben, der auf das Geräusch an der Treppe herausgetreten war, wurde sogleich niedergestoßen; Andre sprangen schnell zu den Fenstern hinaus. Pizarro aber, sein Halbbruder Alcantara und zwei seiner treusten Freunde, stellten sich, den Degen in der Faust, den eindringenden Verschwornen mit großer Entschlossenheit entgegen. Sie fielen sämmtlich, Pizarro zuletzt, erschöpft von langer Gegenwehr. Er hatte sein 63stes Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeschwächter Mannskraft. Sein Andenken lebt bei der Nachwelt als das Andenken eines blutigen Eroberers.

Pizzicato, (Musik), bedeutet in den Stimmen für Bogeninstrumente, daß die Noten, bei welchen es steht, nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern mit den Fingern gerissen werden sollen; gewöhnlich folgt der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß jetzt wieder mit dem Bogen gespielt werden soll.

Plafond, s. Deckengemälde.

Plagiat. Bei den Römern bestand das Plagium oder der Menschenraub darin, daß man sich des Sklaven eines Andern, um ihn diesem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sklaven zu machen, bemächtigte. Nach deutschem Recht ist es die rechtswidrige Handlung, vermöge welcher man sich in den physischen Besitz eines Menschen setzt, jedoch ohne dabei Befriedigung der Wollust zu beabsichtigen. Dann wird auch der gelehrte Diebstahl, oder Gedankenraub, darunter verstanden.

Planetarium, s. Orrery.

Planeten, schon durch ihren Namen als Irr- oder Wandelsterne bezeichnet, und von den unbeweglichen Fest- oder Fixsternen un-

terſchieden, von welchen ſie ihr Licht erhalten. Sie waren zum Theil ſchon im grauen Alterthume bekannt. Homer und Heſiodus nennen zwar nur die Venus als zwei verſchiedne Sterne, als Abend- und Morgenſtern; aber Democrit vermuthete ſchon mehrere Planeten; Pythagoras erkannte Abend- und Morgenſtern als einen einzigen an, und Eudorus brachte im 4ten Jahre vor Chr. Geb. die Kenntniß der Bewegungen der fünf alten Planeten von den Aegyptiern zu den Griechen. Zu dieſen fünf alten Planeten: dem Merkur, der Venus, dem Mars, Jupiter und Saturn, ſind in den neuſten Zeiten noch fünf neue: Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Veſta entdeckt worden, ſo daß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt elf Hauptplaneten nebſt achtzehn Nebenplaneten (Trabanten oder Monden) bekannt ſind. Alle haben ſie mit der Erde die Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation), wodurch Tag und Nacht entſteht, und ihre gemeinſchaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche ſie in elliptiſchen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen (Planetenbahnen), von Weſten gegen Oſten, in verſchiednen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten (Planetenjahren) ihren Umlauf vollenden. Ueber ihre ſcheinbaren Bewegungen, ſo wie über die daraus hergeleiteten wahren, und die Mittel ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, iſt der Art. Aſtronomie nachzuſehen. Hier ſoll nur von ihren einzelnen Eigenſchaften die Rede ſein. Der nächſte Planet bei der Sonne iſt Merkur, gleichwol mehr als 8 Millionen Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft ſeine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in einer Stunde $6\frac{7}{10}$ Meilen fortrollt. Er iſt der kleinſte unter den fünf alten Planeten, und dem körperlichen Inhalte nach 18 mal kleiner als die Erde. Seine Umdrehungszeit um ſeine eigne Axe iſt von Schröter auf 24 Stunden beſtimmt worden. Dem Merkur folgt in einem Abſtande von 15 Millionen Meilen die Venus, die ſich in 224 Tagen um die Sonne wälzt, und in jeder Sekunde $4\frac{2}{10}$ Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht ſich in 23 Stunden 21 Minuten um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch ſind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutſche Meilen beträgt. Sie erleidet, von der Erde aus geſehen, einen ähnlichen Lichtwechſel wie der Mond, welches auch Merkur mit ihr gemein hat; doch ſind wegen ſeiner geringen Größe die Lichtphaſen ſchwer zu bemerken. An Größe iſt die Venus der Erde ungefähr gleich, und nähert ſich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Millionen Meilen, kann aber auch bis auf 36 Millionen ſich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wiſſen wir bis jetzt nichts Sicheres; denn die vermeintliche Entdekkung eines ſolchen ſcheint auf Täuſchung zu beruhen. Merkur und Venus erſcheinen von Zeit zu Zeit als ſchwarze Punkte vor der Sonnenſcheibe, indem ſie bei der Bewegung auf ihrer Bahn, eben ſo wie der Mond in den Sonnenfinſterniſſen, in der Ebene der Ekliptik eintreten, während ſie in Conjunction oder Zuſammenkunft mit der Sonne ſind. Von dieſen beiden der Sonne näher als die Erde ſtehenden, und daher ſogenannten untern Planeten unterſcheidet man die weiter entferntern als die obern. Der Erde nebſt ihrem Monde (ſ. d. Art.) folgt nun zunächſt der Mars in einem Abſtande von 32 Millionen Meilen von der Sonne. In ſeiner Bahn, die er in einem Jahre und 322 Tagen durchläuft, legt er in einer Sekunde $3\frac{1}{10}$ Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um $\frac{1}{16}$ ihres Durchmeſſers abgeplattet iſt, dreht ſich in 24 Stunden 39 Minuten einmal

um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebne der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars ist beinahe 5 mal kleiner als die Erde, und enthält bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den zehnten Theil an Masse. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine starke Atmosphäre desselben schließen kann. Zwischen Mars und Jupiter befand sich nun eine den Astronomen längst schon aufgefallne Lücke, welche erst im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Entdeckung vier neuer Planeten ausgefüllt wurde. Gerade am ersten Tage dieses Jahrhunderts, am 1sten Januar 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet, und in jeder Sekunde $2\frac{1}{2}$ Meilen zurückgelegt. Sie ist wegen ihrer geringen Größe nicht mit bloßen Augen sichtbar, und erscheint nur als ein Stern siebenter Größe. Dieser ersten Entdekkung folgte schon am 28sten März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, die Pallas, die ungefähr in derselben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit wie die Ceres ihren Umlauf vollendet. Sie erscheint noch kleiner als diese, von 8ter bis zu 10ter Größe. Die Juno, die in 4 Jahren und 4 Monaten um die Sonne läuft, zeigt sich gewöhnlich als Stern von 8ter Größe, und wurde am 1sten September 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29sten März 1807 die Vesta, die von der 5ten bis zur 7ten Größe erscheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pallas und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 8 Monaten vollendet. Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abstande von 108 Millionen Meilen, durchläuft seine Bahn, in der er $1\frac{3}{10}$ Meilen in der Sekunde zurücklegt, in 11 Jahren und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz den 7ten Januar 1610), von denen der größte im Durchmesser fast halb so groß als unsre Erde ist. Jupiter selbst ist $11\frac{1}{2}$ mal im Durchmesser größer als die Erde, seine Oberfläche ist aber 130 mal, und sein Inhalt 1474 mal größer als der der Erde. Er dreht sich in 9 Stunden 56 Minuten um seine um 87 Grad gegen seine Bahn geneigte Axe, und ist an den Polen um $\frac{1}{14}$ seines Durchmessers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet sich stets durch mehrere dem Aequator parallele Streifen aus. In einer fast doppelten Entfernung, in einem Abstande von 199 Millionen Meilen durchläuft Saturn seine 1280 Millionen Meilen lange Bahn in 29 Jahren und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 schon im 17. Jahrh. von Huyghens und Cassini, und 2 im Jahre 1789 von Herschel entdeckt worden) und einem sehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturn's als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite schwebt; denn der äußerste Rand des Ringes ist über 11,600 Meilen vom Saturn entfernt. Dieser Ring dreht sich nach Herschel in 10 Stunden 30 Minuten zugleich mit dem Saturn herum, der sich in 10 Stunden 18 Minuten um seine Axe dreht. Endlich wurde am 13ten März 1781 durch Herschel's Entdeckung des Uranus die Kenntniß unsers Sonnensystems um das Doppelte erweitert; denn dieser Planet ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt; und durchläuft seine Bahn von 6 Trabanten begleitet, in 83 Jahren, während er in jeder Sekunde $\frac{9}{10}$ Meilen zurücklegt. Seine Kugel ist 83 mal größer als die Erde und hat 19 mal mehr Masse als diese. Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine sinnliche Vorstellung begreiflicher zu machen, bedient

man sich häufig der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel, die in einer Minute 1½ Meilen zurücklegt. Mit dieser Geschwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Merkur in 9½, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Vesta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während sie den Weg von der Erde zum Monde schon in 28 Tagen zurücklegen würde.

Planiglobium, s. d. Art. Landkarten. Oft auch soviel als Planisphärium.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der Flächen beschäftigt. S. Geometrie.

Planisphärium, ein astronomisches Instrument, welches gebraucht wird, die Bewegungen der Himmelskörper, ihren Durchgang durch den Mittagskreis, ihren Auf- und Untergang u. s. w. zu beobachten. Es besteht in einer Abbildung der Himmelssphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Sternbilder u. s. w. in der ihnen eignen Ordnung darstellt. Die Franzosen verstehen unter dem Planisphärium das Astrolabium (s. d. Art.).

Plantagenet, s. Großbritannien.

Plastik oder **Bildnerei** nennt man im weitern Sinne die Kunst, aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten zu bilden. Diese mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabne Arbeit sein. Man unterscheidet drei Gattungen derselben: 1) die Formkunst, oder die Kunst, Figuren aus weichen Massen zu bilden, Artem plasticam, Plastik, nach der ersten Bedeutung des griechischen Worts πλάσσω; 2) die Bildhauerei, oder die Kunst, Bildsäulen aus härtern Massen zu bearbeiten, Artem statuariam; 3) die Kunst, aus Holz zu schnitzen, Sculpturam. Ueber die innere Natur der Plastik siehe den folgenden Artikel. Die Materialien, welche die Künstler der alten Zeit hauptsächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1. Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerst unter den Griechen, Bilder aus Thon zu fertigen; man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptische und griechische Kunstwerke aus Thon und gebrannter Erde; sie wurden gewöhnlich gemalt. 2. Gyps. Man bediente sich des Gypses zu Stuckaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verschiednen alten Gräbern, in den Gebäuden zu Pompeji ꝛc. Die Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, lernten die Griechen erst spät kennen. Lysistratus, des Lysippus Bruder, ein Zeitgenosse Alexanders, erfand sie. Kein Künstler neurer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für schöne Formen so feinsinnige Mengs; er ließ unter seinen Augen die ausgesucht schönen Gypsabgüsse verfertigen, welche in Dresden eine sehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergalerie geschmackvoll geordnet aufgestellt ist. Eine ähnliche Sammlung von ihm, doch weniger zahlreich, befindet sich in Madrid. 3. Wachs. Der oben genannte Lysistratus erfand die Kunst, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus diesem Stoffe. 4. Holz. Von den ältesten Zeiten an, bis zur Periode der schönen Kunst, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympischen Spielen wurden Statuen aus Holz gesetzt. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweihten Holzarten gefertigt; Jupiters Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorbeer, Pluto aus Eben-

holz ꝛc. 5. Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunstsachen ist sehr alt. Schon zu den Zeiten des trojanischen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur schönsten Zeit der Kunst arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, sogar die berühmtesten Kolossen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympischen Jupiters und der Minerva im Parthenon zu Athen waren aus Elfenbein. Der Kern der Figur wurde erst inwendig aus trocknem festen Holze, was jedoch einige Archäologen nicht zugeben, gebildet, und dann mit Elfenbein überkleidet; wenn das Bild vollendet war, so wurde ihm durch einen Firniß aus Oel der höchste Glanz gegeben. 6. Stein: a) Marmor. Die vorzüglichsten Arten des griechischen Marmors sind der penthelische und der parische. Beide Arten waren weiß; der farbigen Marmorarten bediente man sich nicht gern zu Menschenfiguren, wol aber zu Thiergestalten und Gewändern. Zu Vespasian's Zeiten entdeckte man in Italien bei dem heutigen Genua die lunensischen Marmorgruben; der dasige Marmor, der jetzt unter dem Namen des carrarischen bekannt ist, übertrifft den griechischen an Weiße; b) Alabaster. Darin arbeiteten die Hetrurier häufig. Der beliebteste war der indische. Häufig wurde er auch in Syrien und Kappadocien gefunden. Der farbige Alabaster wurde zu Gewändern, Säulen und Vasen gebraucht; derjenige, dessen Farbe der Honigfarbe nahe kam, wurde am meisten geschätzt; c) Basalt. Die Griechen und Aegypter bearbeiteten diesen harten Stein mit vieler Kunst. Die Werke darin sind selten; d) Granit. Nur die Aegypter arbeiteten darin. Ihre Statuen und Obelisken sind meist aus Granit und Syenit. Es gibt zweierlei Arten von Granit: einer fällt in's Rothe, der andre in's Blaue. Man findet ihn vorzüglich in Aegypten; die Römer nahmen ihn von der Insel Elba; e) Porphyr. Von diesem gibt es ebenfalls zwei Sorten, den rothen, und einen grünlichten mit goldnen Punkten. Kaum vermag es der schärfste Stahl, diesen härtesten aller Steine zu bearbeiten. Doch haben wir noch viele Meisterstücke, sowol Statuen als Vasen, aus Porphyr; f) ägyptischer Kalkstein, welcher weich, und theils weiß, theils dunkelgrün war. 7. Glas. Die Erfindung des Glases ist uralt. Die Alten verfertigten aus Glas nicht allein viel Hausgeräthe, sondern auch Todtenurnen und große Trinkbecher, welche mit erhabner, oder mit eingeschnittner Arbeit geziert wurden. Hierbei muß man auch des obsidianischen Steins erwähnen, aus welchem Gemmen und Büsten verfertigt wurden. Es war eine Art Bergkrystall, welches ein gewisser Obsidius zuerst in Aethiopien fand. 8. Murrhinum, (s. Murrhinische Gefäße) eine Materie, welche vorzüglich zu künstlichen Vasen gebraucht und ungemein geschätzt wurde. Es ist am wahrscheinlichsten, daß es eine Art chinesischer Speckstein war. 9. Metall. Zu Bildwerken gebrauchte man hauptsächlich; a) Gold. Schon in den urältesten Zeiten wurde im Orient in Gold gearbeitet. Die Griechen benutzten es theils zu ganzen Statuen, theils zur Bekleidung bei ihren elfenbeinernen Gebilden; b) Silber; c) Bronze. Darin wurde von den meisten Völkern sehr viel gearbeitet. Das beste Erz zu Bronze holten die Griechen von den Inseln Delos und Aegina. Später wurde das korinthische das beliebteste. Die gewöhnlichste Mischung der Bronze war $12\frac{1}{2}$ Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. Die älteste Art die Metalle zu bearbeiten war die mit dem Hammer. Vulkan hämmerte seine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Nach vielen Versuchen wurde später die Kunst zu gießen erfunden.

Den ersten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhökus und Theodor aus Samos bei, welche zur Zeit des Krösus und Cyrus lebten. Man goß zuerst die einzelnen Theile der Bilder, und fügte sie mit einer Art von Klammern, welche wegen ihrer Gestalt [⋈] Schwalbenschwänze genannt werden, zusammen. So bestehen die berühmten Pferde zu Venedig aus zwei Stücken. Endlich lernte man ganze Figuren gießen. Das Verfahren der Alten bei der Kunstgießerei kam aber nach und nach außer Gebrauch, und erst im 16. Jahrh. fingen die Italiener wieder an, große Bronzen zu gießen. Die erste große Statue, welche in Italien gegossen wurde, ist Papst Paul III. von Guglielmo della Porta. 1699 wurde in Paris der erste große Guß gemacht; d) Eisen. Dieses Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eisen wird höchst selten gediegen gefunden und seine Bearbeitung erfodert viele Mühe. Statuen aus einer Mischung von Eisen und Erz zu gießen, verstanden die Alten auch. Glaukus erfand die Kunst, in Eisen zu gießen; zu Delphi waren Weihgeschenke von ihm. In unsern Zeiten brachte man es sehr weit in dieser Kunst; namentlich in den königlich preußischen Eisengießereien und auf dem Lauchhammer bei Mückenberg, welchem der verdienstvolle königl. sächsische Conferenzminister, Graf von Einsiedel, der im Jahr 1810 starb, einen seltnen technisch-künstlerischen Ruf gegeben hat. Ueber die Geschichte der Bildhauerkunst s. d. eignen Artikel.

Plastisch. Man pflegt die schönen Künste nach zwei Hauptsinnen, Gesicht und Gehör, zu klassificiren. Für das Plastische möchte man mit dem deutlichsten der Sinne, dem Gesicht, auch den gründlichsten, das Gefühl vereinen. Das Gesicht ist nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Im Gesichte ist Traum, im Gefühle Wahrheit. Der Sinn des Gesichts wirkt flach, er spielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und baut auf andre Sinne, ihre Hülfsbegriffe müssen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemälde die Figuren sich anfangen zu beleben; wenn es ist, als ob sie hervorgingen und Gestalten würden, greift man nach ihnen, der Traum wird Wahrheit! Dies ist der Triumph des Malers; durch seinen Zauber sollte Gesicht Gefühl werden, so wie bei ihm das Gefühl Gesicht ward. Anders ist es im Plastischen; hier lernen wir schöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunstvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Die schöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die nie gewaltsam unterbrochen, nimmer ruhend, nimmer fortschwebend, in dem dargestellten Körper den Guß, die Fülle, das sanft verblasne Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; diese Linie kann so wenig flache Tafel als Kupferstich werden, daß gerade mit demselben Alles an ihr hin ist. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt sie zu schaffen, unmöglich kann es also Mutter dieser Kunst sein. Sehet jenen Kunstfreund, der tiefgesenkt um die Bildsäule wandelt! er thut Alles, um zu schauen als ob er tastete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Gesichtspunkt wie beim Gemälde, weil tausende ihm nicht genug sind, weil, sobald es eingewurzelter Gesichtspunkt ist, das Lebendige Tafel wird und die schöne, runde Gestalt sich in ein kaltes Viereck zerstückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtstrahl Finger, oder vielmehr seine Seele hat einen noch viel feinern Takt, um das Bild begreifend in sich zu fassen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer sich neben einander, einen andern, der sie nach ein-

Digitized by Google

ander, einen dritten, der sie in einander erfasset: Gesicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinsten und einfachsten sind Töne, Theile zugleich in- und neben einander sind Körper oder Formen. Alle drei Gattungen, aus denen die unsterblich blühenden Töchter, die Künste, emporwuchsen, verhalten sich als Fläche, Ton und Körper, wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, diese drei größten Medien der Schöpfung, mit denen sie alles faßt, alles umschränkt. Die Malerei soll mit ihrem Zauber die volle, große Tafel der Natur, mit allen ihren Erscheinungen in ihrer schönen Sichtbarkeit schildern. Bei der Bildnerei ist Eins Alles, und Alles nur Eins. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht, und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und edle Thiere, das bilde sie; hier ist das Gebiet der Plastik. Die Bildnerei ist Wahrheit, die Malerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, so wie jene mehr Offenbarung der Erde ist; Bildnerei ist ganz Darstellung, die Malerei ist erzählender Zauber: wie ein körperloser Engel, der in Licht gekleidet uns erscheint, zieht sie uns mit sich fort nach himmlischen Höhen, statt daß bei der Plastik Götter, in die reinsten Idealformen menschlicher Gestalten gekleidet, mitten unter uns zu treten scheinen. Darum ist diese die Kunst des sinnlichern Alterthums; jene konnte ihre höchste Blüthe erst in der christlichen Zeit entfalten (s. d. Art. Antik und Modern). Im eigentlichen Sinne kann die Plastik nicht bekleiden; denn ihr Gebilde wird dann ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz oder Holz erscheint im höchsten Grade drückend, es ist kein Schleier mehr, ist ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen schließt und tastet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo solche Steinklumpen nothwendig waren, die Bildnerei gedeihen; im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und seine Boten, Hände und Füße, sichtbar waren, eben so wenig als in unserm, durch Sitte, Klima und Gesetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte schöne Plastik einheimisch werden; sie richteten sich nicht nach dem Ueblichen, sondern nur nach dem, was höherer Sinn foderte, und überdies war durch Sitte und Religion vieles bei ihnen geheiligt, was Andern profan erschien. Bei dem siegenden Apollo mußte die Last des Gewandes zurückgeworfen sein, Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Priestergewande gehüllt, sollte aber im unsterblichen Gebilde diese arbeitende Brust, sollten diese giftgeschwollnen Adern und ringenden Muskeln mit todten, starren Felsen überkleidet werden? Philosophen konnten dicht verhüllt da stehen; diese sollen ja immer nur Kopf- und Brustbild sein; so auch die ehrfurchtgebietenden Matronen und Göttertöniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören; wo hingegen nichts Religiöses oder Charakteristisches im Wege stand, wo Schönheit, Liebreiz und Jugend dargestellt werden sollte, da bekleidete der Grieche nie, oder wo er es mußte, da wendete er feinsinnig die nassen Gewänder an, welche die schöne Körperform durchschimmern ließen. Die Bildsäule steht als Muster der schönen Form da, und in diesem Betracht ist Polyklet's Regel das bleibendste Gesetz für die Plastik des Menschen. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in welchem die schönste regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott Einem Volke dieses Erdstrichs Raum Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön

ſich zu erfaſſen, und es in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Dieſe Denkmale ſind die klaſſiſchen Werke ihrer fühlenden Hand; im ſtürmiſchen Meere der Zeiten ſtehen ſie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen ſteuert, wird nie von den Wellen verſchlungen. Am meiſten zu bewundern iſt ihre hohe Einfachheit, ſie ſtehen ſtill, in ſich geſchloſſen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet und von ängſtlichen Erdenſorgen zerarbeitet, erſcheint uns das lebende Geſchlecht, wenn wir aus jener idealiſchen Götter- und Heldenwelt unter daſſelbe treten; jeder Einzelne ſcheint jetzt mit ſo viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Daſein zu ringen, ſtatt das jene ſtill, klar und ruhig das Leben beherrſchen. Umriß, Geſtalt und Charakter iſt beſtimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; ſie bilden einen geſchloſſnen Sternkreis von Idealen, den die ſchreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; etwas an ihnen verbeſſern oder ändern wollen, wäre ein thöricht fruchtloſes Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Malerei den einförmigen Charakter hätte; ſie iſt die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber dieſe iſt groß und wundervoll bei allem Reize der Mannichfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt ſich ein Strahlenmeer, deſſen Lichtpunkt jeden Gegenſtand, wie in neuer eigner Schöpfung bindet und vereint. Dieſe Zauberwelt iſt einzig der Malerei eigen; die Bildſäule hat kein Licht, es bleibt unſerm Sinne überlaſſen, es auf ſie zu richten. Die wechſelnden Strahlen des Tages, der ſcharfbezeichnende Fackelſchein bei Nacht ſpielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Geſtalten, wie der bunte Wechſel irdiſcher Umgebungen um ein klares, ſtilles, hohes Gemüth. Die rein plaſtiſche Kunſt wird auf jeden empfänglichen Geiſt ungemein erhebend und beruhigend wirken. Auf das vollendetſte Ebenmaß, die harmoniſchſten Verhältniſſe gegründet, die ſich nirgend ſchöner ausſprechen, als in Gottes Lieblingswerk, der Menſchengeſtalt und Menſchenſchönheit, bewirkt ſie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die ſich ihrem Eindrucke hinzugeben vermag. Sinnenzauber iſt bei ihr weniger thätig als bei andern Künſten, weil ſie die beiden lebhafteſten Reize, Farbe und Ton, entbehrt, aber ſtill und bleibend iſt ihr Eindruck, ernſt und beruhigend. Dieſe Analyſe des Plaſtiſchen und Maleriſchen erklärt zugleich, worin das Verdienſt der Hiſtorikers und Dichters, vorzüglich des epiſchen und dramatiſchen, beſtehe, wenn man ihre Darſtellungen als plaſtiſch rühmt und denſelben Objectivität beilegt.

Plata, Rio de la Plata, auch Buenos Ayres, ein ſpaniſches Vice-Königreich in Südamerika, welches erſt 1776 aus Theilen von Peru und Chili und dem ſpaniſchen Paraguay errichtet wurde. Es grenzt gegen Norden an Peru und Braſilien, gegen Oſten an das atlantiſche Meer, gegen Süden an Patagonien und gegen Weſten an Chili und Peru. Die Größe deſſelben beträgt 52,000 Q. M. Die großen Flüſſe Paraguay, der Parana und Urucuay, (die nach ihrer Vereinigung La Plata heißen), der Rio Salado, Mamore, Pilcomayo ꝛc. bewäſſern dieſes große Land, deſſen weſtlicher und nördlicher Theil viele Berge hat, indem große Ketten der Anden an demſelben hinziehen, und mehrere Zweige weit in's Land hineingehen. Der öſtliche Theil enthält unabſehbare Ebenen oder Flächen (Pampas), Moräſte, Wälder, Wüſten, viel trocknes mit Holz bewachſnes Sandland, auch viele Salz- und Salpeterſtriche, wo das Erdreich nach jedem

Regen ganz weiß von Salpeter anschießt, und auch die Quellen und Bäche salzig werden. Der Boden ist aber auch in vielen Gegenden sehr fruchtbar. Das Klima ist gemäßigt und milde. Regen fällt in ungeheurer Menge und erzeugt eine sehr feuchte Atmosphäre, so daß z. B. in Buenos Ayres alles Hausgeräthe in kurzer Zeit verdirbt. An Erzeugnissen herrscht ein großer Reichthum. Es gibt eine ungeheure Menge von Rindvieh, davon man nur die Haut, den Talg und das Fett benutzt und jährlich gegen eine Million Häute ausführt. Es sind Meiereien, deren Besitzer 50,000, ja 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben. Eben so ausgebreitet ist die Pferdezucht. Die Pferde stammen alle von den wenigen ab, welche die Spanier zuerst in das Land brachten. Diese haben sich seit 300 Jahren so erstaunlich vermehrt, daß jetzt ganze Ebenen von 200 Q. M. mit herumirrenden Pferden bedeckt sind, von denen Jeder sich so viele zueignen kann, als er will. Auch Maulthiere werden hier in Menge gezogen, wovon jährlich 70 bis 80,000 Stück nach Peru gebracht werden. Eben so beträchtlich ist die Schafzucht. Die Hütung der Schafe und Ziegen ist den dazu erzognen Hunden überlassen, die die Heerden des Morgens austreiben, sie hüten und vertheidigen und des Abends von selbst in den Stall bringen. Doch wird die Wolle, welche der spanischen an Güte wenig nachgibt, bloß für den einheimischen Bedarf und für Peru verarbeitet. Dieser überaus großen Viehzucht und dem starken Ueberflusse an wilden Ochsen und Pferden schreibt man es zum Theil zu, daß die Spanier das Land nicht besser anbauen, weil dadurch die jetzt unermeßlichen Weideplätze geschmälert, und folglich die unzähligen Heerden des wilden und zahmen Viehes nothwendig vermindert werden müßten. Noch führen wir an: Raub- und Speisewild, eine große Menge von seltnen Vögeln, Fische, Bienen, Cochenille, Getreide, Mais, Flachs, Hanf, Patáten, Maniok, Paraguay-Thee vom Kaabaume, Zucker, Obst, Südfrüchte, Wein, Rhabarber, Ipekakuanha, Indigo, Tabak, Vanille, Baumwolle, Kopaiabäume, Arakatsch (deren Wurzel ein schmackhaftes Mehl gibt), große Waldungen von Palmen und Cedern (nur vom Rio de la Plata bis zur Magellansstraße findet man, mit Ausnahme von Pfirsichbäumen, weder Baum noch Strauch), Gold (jährlich 2200 Mark), Silber (jährlich 480,000 Mark), Eisen, Salpeter, Marienglas, Seesalz ꝛc. Die Zahl der Einwohner (Spanier, Kreolen und Indianer) beträgt gegen 1,300,000. Die Ureinwohner, die Indianer, haben sich nur zum kleinen Theile unterworfen und das Christenthum angenommen, die meisten leben wild und unabhängig, ihren väterlichen Sitten und ihrer Naturreligion getreu. Von diesen letztern gibt es eine große Menge von Völkerschaften, deren jedoch mehrere kaum 100 Krieger stellen können. Die meisten wohnen jetzt in andern Gegenden, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Sie haben großen Theils schwere Sprachen, die sie meistens noch dazu durch die Kehle oder Nase, und überaus leise, folglich um so unverständlicher sprechen. Manche einzelne Worte enthalten 20 und mehr Buchstaben. Kunstfleiß fehlt, bis auf Bergbau und einige Wollenzeugweberei, ganz. Der Handel, sowol zur See, als auch zu Lande mit Peru und Chili, ist bedeutend. So lange die Spanier im Besitze dieses Landes waren, stand es unter einem Vicekönige, der seinen Sitz in der Hauptstadt Buenos Ayres hatte. Das Land war in 14 Provinzen getheilt; allein in den neuern Zeiten haben sich diese Verhältnisse geändert. Die Bewohner dieses Vicekönigreichs haben sich von Spanien getrennt, und der Congreß,

Digitized by Google

welcher Anfangs seinen Sitz zu Buenos Ayres, hernach in Tukuman, dann wieder in Buenos Ayres hatte, erklärte 1816 die vereinigten Provinzen am Plataſtrome für unabhängig; nur die fünf Provinzen: Potoſi, La Plata, Cocha-Bamba, La Paz und Pano waren damals noch in der Gewalt der Spanier. Neun Provinzen haben ſich dem Gehorſam entzogen, wovon aber drei die Regierung von Buenos Ayres nicht anerkennen, nämlich Paraguay mit der Stadt Santa Fé, welche eine beſondre Republik bildet, Entre-Rios und Banda-Oriental, wo der General Artigas unabhängig befehligte. Die Republik der vereinten Staaten von Südamerika, wie ſie ſich 1817 nannte, gab ſich eine Verfaſſung am 22. Apr. 1819; ſie beſtand damals aus 6 Provinzen: Buenos Ayres, Mendoza, Tukuman, Cordova, Salta und Corientes. Es ſind die am meiſten bevölkerten Provinzen und wahrſcheinlich $\frac{2}{3}$ der ganzen Bevölkerung. Zu dem General-Congreß ſoll von 16,000 Einwohnern ein Deputirter geſchickt werden; er zählte 1819 nur 77 Mitglieder in der Kammer der Abgeordneten. Der Senat enthält ſo viel Mitglieder als Provinzen, und noch 8 andre Senatoren. Die höchſte vollziehende Gewalt hat ein Director. Das Staatseinkommen beläuft ſich auf drei Millionen Piaſter, die von den Zöllen eingehen. Das Heer beſteht aus 30,000 Mann, nämlich 1296 M. Artillerie, 13,693 M. Fußvolk und 14,718 M. Reiterei. Hierzu kommen noch 10,000 M. Miliz. Mit Chili ſteht dieſer neue Staat in Verbindung. (Vgl. die hiſtor. Einleit. zu der ſpan. Conſtitut. d. Cortes und d. Conſtit. der ver. Prov. v. Südamerika. Leipz. 1820). Kürzlich hat eine Partei eine Föderalconſtitution an die Stelle der Union zu ſetzen verſucht. Vergl. Südamerika und d. A. Revolution, ſowol im 9. Bande als in der neuen Folge dieſes Werks. Plata, Rio de la Plata, großer Strom in Südamerika, eigentlich Paraguay, hierauf, nachdem er den Parana aufgenommen hat, Parana, und nach der Vereinigung mit dem Urucuay Rio de la Plata genannt, der unter dieſem Namen in einer Breite von 20 Meilen in das atlantiſche Meer fließt. Die Länge ſeines ganzen Laufs beträgt 500 Meilen. Außer den ſchon genannten Flüſſen nimt er auch den Pilcomayo, Bermejo und Salado auf. Die Quellen des Paraguay ſind 13° 30′ nördl. Br., nördlich von Cujaba und nordöſtlich von Villa Bella in viele Zweige getheilt und bereits vollkommne Flüſſe bildend, welche ſich auf ihrem ſüdlichen Laufe nach und nach vereinigen, und das Bette von jenem ſehr großen Fluſſe bilden, der ſogleich ſchiffbar iſt. Wegen der Menge der Klippen, der Waſſerfälle und der ſich durchkreuzenden Ströme iſt der Paraguay für die Schiffe äußerſt gefährlich. Der Parana iſt tiefer als der Plata und Urucuay, und den ihn Befahrenden weder durch ſo viele Sandbänke wie der Plata, noch durch ſo viele Felſen wie der Urucuay gefährlich.

Platäa in Böotien, durch die Schlacht berühmt, in welcher 479 vor Chr. die Perſer unter Mardonius von den Griechen geſchlagen wurden. Als nämlich Xerres durch die Liſt des Themiſtokles, wie durch die Tapferkeit der vereinten Griechen zur See und zu Lande den empfindlichſten Verluſt erlitten hatte, kehrte er zwar in einem großen Bogen mit dem größten Theile ſeiner Maſſen zurück, allein unter einem Paſcha, ſo möchte man den Befehlshaber jenes Sultans von Perſien nennen, Mardonius von den Griechen genannt, blieben doch im Winter von $4\frac{80}{90}$ v. Chr. 300,000 Mann in Theſſalien ſtehen, welche den Unterhandlungen, die ihr Feldherr mit den Griechen anknüpfte, Nachdruck geben ſollten. Als dieſe Unterhandlungen, die be-

sonders Athens Einwohnern schmeichelten und ihnen die schönsten Aussichten zeigten, an dem Freiheitssinne der Athenienser scheiterten, so drang er endlich nach Attika selbst vor, verwüstete alles mit Feuer und Schwert und schien in der That glücklicher, als Xerxes, den Plan des Letztern auszuführen! Allein mit jedem zerstörten Tempel stieg der Ingrimm der indeß sich sammelnden griechischen Schaaren, und als diese sich über 100,000 Mann stark unter dem Lacedämonier Pausanias und dem gerechten Aristides vereint hatten; so schworen sie feierlich, ihr Leben nicht höher als ihre Freiheit zu achten, ihre Führer nicht im Leben, nicht im Tode zu verlassen. Dann aber drangen sie gegen die Masse des persischen Heers vorwärts, und als dies bei dem Städtchen Platäa festen Fuß gefaßt hatte, so trafen beide Heere am 25. Sept., im J. 479, auf einander. Pausanias, der eine Feldherr, that hierbei durch Anordnung und Tapferkeit so viel, daß nach der Niederlage des Perserheers der 10. Theil der Beute ihm allein zuerkannt wurde. Der Verlust der Griechen war unbedeutend. Von den Persern entrann kaum der 10. Theil und von diesem sah fast keiner sein Vaterland wieder. Von diesem Augenblicke an war Griechenland von Persiens Einfällen verschont, zumal da an demselben Tage an Asiens Küste, bei'm Vorgebirge Mycale, die Reste der Flotte, die aus der Schlacht von Salamis entkommen waren, ihren Untergang in einem Treffen fanden, das Cimon lieferte. Die Einwohner von Platäa hatten in dieser Schlacht so wacker gefochten, wie in der ersten bei Marathon, wo Miltiades die Hunderttausende des Darius Hystaspis mit 10,000 schlug. Von nun an suchten die persischen Sultane ihren Einfluß auf Griechenland insofern geltend zu machen, daß sie die einzelnen Freistaaten desselben unter einander aufhetzten, um sie abzuhalten, nicht etwa selbst in Asien einzubrechen und hier Rache für die Raubzüge des Darius und Xerxes zu nehmen; eine Sache, die, als ganz Griechenland unter Philipp von Macedonien vereint war, beschlossen und unter Alexandern ausgeführt wurde.

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunst eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieser Ausdruck für eine Art von Terrasse oder flachen, offnen Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Aussicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Man sagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt sei, wenn es oben platt ist und keinen Forst hat. Die Häuser der Alten waren von dieser Art, und noch jetzt die Häuser der Morgenländer. In der Kriegssprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geschütz gestellt wird, um auf den Feind zu feuern (Bettung, Stückbettung); dergleichen sind die sogenannten Katzen auf der Mitte der Courtinen. Auf dem Walle ist immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen so zusammenfügt, daß sie allmälig aufwärts gehen, um das Geschütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen sichern Schuß thun kann, wenn sie auf einer festen Unterlage steht.

Platina (von Plata, Silber) nannten die Spanier ein im J. 1736 in Südamerika entdecktes Metall; einige Chemiker nannten es weißes Gold, auch Schwersilber, Goldsilber. Gefunden wird es besonders in den Goldgruben von Santa Fe und in der Nähe des Pintoflusses im Königreiche Peru, in den Goldgruben Brasiliens, auf der Insel St. Domingo im Sande des Flusses Yacki, im spanischen

Eſtremadura, in der Größe von Sandkörnern bis zur Größe eines Taubeneies. Die Unze verarbeitetes Platin koſtet etwa 6 Rthlr. Unter allen Metallen, und folglich unter allen bekannten Körpern unſerer Erde, iſt die Platina am ſchwerſten. Die Platina hat folgende Eigenſchaften. Sie iſt von weißer Farbe, wie das Silber, verkalkt ſich nicht, und läßt ſich, wie das Eiſen, zuſammenſchweißen. Unter allen Metallen fließt ſie am ſchwerſten, wenn ſie rein iſt; leichter ſchmilzt ſie, wenn man ihr andre Metalle zuſetzt, beſonders wenn man ſie mit Kohlenſtaub und Arſenik behandelt. Mit dem Golde läßt ſich die Platina nur mittelſt des heftigſten Feuers zuſammenſchmelzen. Das Gold verliert dadurch an Weichheit und Dehnbarkeit und wird bläſſer. Geſchieht indeß die Beimiſchung in verhältnißmäßig geringer Quantität, ſo iſt ſie nicht ſo leicht wahrzunehmen. Von Säuren löſen nur die überſaure und die ſalpeterſaure Kochſalzſäure ſie auf. Die etwas ätzende Auflöſung iſt dunkelbraun und läßt ſich kryſtalliſiren. Schmelzt man dieſe Kryſtalle im Feuer, ſo trennt ſich die Säure wieder davon, und die Platina bleibt als ein dunkelgraues Pulver zurück. Die aufgelöſte Platina wird durch Salze wieder in metalliſcher Geſtalt niedergeſchlagen. Die Laugenſalze greifen die Platina nicht an; auch der Schwefel wirkt nicht auf dieſelbe; die Schwefelleber dagegen einigermaßen. Die Härte der Platina iſt etwas geringer als die des Schmiedeeiſens, beträchtlicher aber als die des Kupfers. In der Zähigkeit ſteht ſie nur dem Eiſen und Kupfer nach. Sie iſt im reinen Zuſtande ſo dehnbar, daß ſie ſich zu Dräthen von ½ Linie im Durchmeſſer ziehen und auf der Platmaſchine plätten läßt. Mit Recht hat man die Platina unter die edeln Metalle geſetzt, und ihre Bearbeitung mit gutem Erfolge verſucht. Die bequemſte Methode dazu hat Richard Knight in London angegeben. Es wird nämlich zu einer beliebigen Menge roher Platina in einer gläſernen Tubulatretorte, woran eine tubulirte Vorlage ſchließt, das funfzehnfache Gewicht ſalpeterſaurer Salzſäure geſetzt. Dieſe Miſchung kocht man mittelſt einer argandiſchen Lampe ſo lange, bis ſich die Säure dunkelſafrangelb färbt. Dann wird ſie abgegoſſen, und wenn noch unaufgelöſte Platina zurückgeblieben iſt, wiederum Säure darüber gegoſſen, und mehrmals gekocht, bis alles aufgelöſt iſt. Die flüſſige Maſſe bleibt darauf ſo lange ruhig ſtehen, bis ſie völlig klar geworden iſt; dann wird ſie abgegoſſen und ſo lange Salmiakauflöſung in kleinen Portionen zugeſetzt, bis ſie ſich nicht mehr trübt. Dadurch wird die Platina als ein citrongelbes Pulver niedergeſchlagen. Um dieſes Pulver in eine conſiſtente Maſſe zu verwandeln, bringt es Knight in einen kegelförmigen Tiegel mit dazu paſſendem koniſchem Stöpſel. Während dieſer, einſtweilig mit einem Deckel leicht bedeckt, in einem Windofen bis zum ſtärkſten Weißglühen erhitzt wird, glüht man den an einer ſchicklichen Zange befeſtigten Stöpſel ebenfalls, nimt dann den Deckel ab, und drückt mit wiederholten Stößen den Stöpſel ſo lange auf die zu einem Teige gewordne Platina, bis ſie keinen Eindruck mehr anzunehmen ſcheint. Dann wird der Tiegel aus dem Ofen genommen. Durch einen gelinden Schlag fällt die Platina als ein metalliſches Korn heraus, welches durch wiederholtes Hämmern und Erhitzen ſo geſchmeidig gemacht werden kann, daß es ſich hämmern und zu Draht ziehen und plätten läßt. Ihres Glanzes wegen wird ſie beſonders zu teleſkopiſchen Spiegeln angewendet. Auch verarbeitet man ſie zu allerlei Kunſtſachen.

Platner (Ernſt), der Medizin Doctor, der Phyſiologie und

der Philosophie ordentlicher Professor zu Leipzig, königl. sächs. Hofrath, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied, geb. 1744 zu Leipzig, feierte sein Lehrjubiläum 1817, und starb den 22. Dec. 1818. Sein Vater, der durch mehrere gehaltreiche und in schönem Latein geschriebne medizinische Werke berühmte Joh. Zachar. Platner (geb. zu Chemnitz 1694, gest. zu Leipzig 1747), war Hofrath und Dechant der medizinischen Facultät. Nachdem der Sohn seine Schulstudien vollendet hatte, bezog er 1762 die Universität zu Leipzig, wurde 1766 Magister, erwarb sich das Recht Vorlesungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medizin. 1768 ging er nach Strasburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. 1770 erhielt er eine außerordentliche Professur der Medizin, 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 eine außerordentliche der Philosophie, und 1811 eine ordentliche neuer Stiftung; denn seit beinahe 30 Jahren hatten auch seine philosophischen Vorlesungen, durch innern Gehalt und schönen Vortrag gleich anziehend, ihm Ruhm erworben. Im Sommer 1818 machte eine unheilbar gebliebne Gemüthskrankheit ihn zu fernern akademischen Geschäften unfähig. Wir haben von ihm mehrere in ihrer Art klassische Werke erhalten, namentlich seine philosophischen Aphorismen, die als ein systematisches Lehrbuch der Philosophie überhaupt zu betrachten sind, seine Gespräche über den Atheismus, mit denen er Hume's Gespräche über die natürliche Religion 1781 begleitete, seine neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise, und seine Quaestiones physiologicae, die mehrere in die Psychologie und Anthropologie einschlagende, lehrreiche und anziehende Abhandlungen enthalten. Er hat das Verdienst, anatomische, physiologische und medizinische Kenntnisse auf die Psychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vervollkommnung derselben beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinsten und scharfsinnigsten Menschenkennern gehörte, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von Keinem übertroffen ward. Durch jene Eigenschaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geschichte der Philosophie, die er überall beurkundet, werden seine Schriften stets wichtig bleiben. Die einzelnen Vorstellungsarten und Behauptungen anzugeben, durch welche Platner sich von Andern unterscheidet, ist hier nicht der Ort. Sein deutscher Styl hat das Eigne, daß er die Worte so stellt, wie sie der logische Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie sie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, später wegen breiter Brust und Stirn so genannt, früher Aristokles, ein Sohn des Ariston und der Periktione, geb. um 429 vor Chr. Er zählte unter seinen Ahnen den edeln, sich großherzig für sein Land opfernden König Kodrus und den Gesetzgeber Solon. Auch schien über seine frühere Bildung ein freundliches Geschick zu walten, und Geist und Körper gleichmäßig entwickeln zu wollen. In der Gymnastik war Ariston sein Lehrer, in der Grammatik Dionysius; in Malerei und Tonkunst Drakon und Metellus, in der Philosophie zuvörderst Kratylus. Bis in sein zwanzigstes Jahr bewegt sich der reichbegabte, hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunst, und prüft seine Schöpferkraft im Epischen, Lyrischen und Dramatischen mit einem Eifer, dem nichts genügt, ja mit großartiger Selbstverleugnung. Nun sehen wir ihn auf einmal an seines Vaters Hand vor den weisen Sokrates treten, der, nach der Sage, eben seinen Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Al-

tar des Eros in der Akademie in seinen Schooß, und von da mit entzückendem Gesange sich in die Luft geschwungen. „Seht da den akademischen Schwan," ruft er aus, als er Platon erblickt. Acht Jahre von nun an pflegt er des edeln Jünglings, dessen Scharfsinn und Tiefblick ihn eben so oft verwirrt und befängt, als zu Bewunderung und Liebe hinreißt. Nachdem das Schicksal dem würdigen, als Gottesleugner angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht hat, hält den Wißbegierigen, nach dem Besten und Höchsten seiner Zeit Strebenden, nichts in Athen zurück. Zuerst besucht er Megara, wo er mit Euklides, dem Haupte der megarischen Schule (früher auch Sokrates Schüler) in Erinnerung an den gemeinschaftlichen Lehrer und Austausch von Ansichten eine Zeit lang zubringt; dann Großgriechenland, wo er sich mit den Pythagoräern befreundet; Cyrene, eine griechische Pflanzstadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach dem ernsten Lande geheimer Priesterkunst und Weisheit, Aegypten, zieht ihn sein reger Wissenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Persien ab. So voll des Besten und Trefflichsten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüstiger Vierziger, in Syrakus an, welches der Tyrann Dionysius beherrscht. Leicht gewinnt er die Bewunderung und Liebe Dion's, der mit Dionys zwar verwandt, aber ein unverdorbner, der schlaffen Ueppigkeit seiner Landsleute abholder Jüngling, mit dem schönen Glauben an Menschheit auch die reinsten Wünsche für sein Vaterland verband. Er führt Platon bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht sein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit stimmen möchte. Aber Platons tiefer Ernst und stolzer Freimuth, die ganze Geistesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, und erregt in ihm Argwohn; ja als Platon auf Dion's und Aristomenes Rath sich einschifft, besticht er diesen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das letztre geschieht zu Aegina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athen, wo er um die 99ste Olympiade in der Akademie, und einem Garten am Kolonus, seinem väterlichen Erbe, Philosophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter seinem in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geistes erzeugten Weltbilde fand, das Schicksal. Als Ol. 103, 2. (368 vor Chr.) Dionysius I. gestorben und der zweite dieses Namens den Herrscherstab ergriffen, erwacht auf's neue in Dion Hoffnung und Freundschaft, und des Herrschers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunke seines Hofes rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und allerlei schönen Vorspiegelungen zu sich ein. Den Philosophen entgeht, nachdem er schon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältnisses nicht; aber seine Liebe und Begeisterung für das Höhere treibt ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätherische Meer der Fürstengunst und des Hoflebens, und er reist mit Speusipp ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der schwache, sinnliche Fürst wird von der neuen Erscheinung bald überwältigt; mathematische Studien unter Platon's Leitung scheinen seinem Geiste mehr Haltung zu geben. Aber Platon wird Gegenstand der Eifersucht und Hofränke. Den angeblich schwankenden Thron zu stützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geschichtschreiber Philistius zurückberufen. Dieser spielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum drei Monate ist Platon am Hofe, so wird sein Freund an Italiens Küste hinterlistig ausgesetzt. Dion's und Platon's Anhang ist noch zu mächtig,

Digitized by Google

als daß die Klugheit nicht riethe, säuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den fast unmittelbaren Zwang in einer unter Aufsicht stehenden Schloßwohnung, die Platon angewiesen wird. Sein Gesuch um Entlassung wäre mithin wahrscheinlich nicht sogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen; sie wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach geschlossnem Frieden wieder zurückkehre. Froh kehrt er nach Athen zurück, wo er den ernsten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet, und ihm Aussöhnung zu bewirken strebt. Es wird Friede, und Platon wird nun wieder an sein Versprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderst noch auf ein Jahr verbannt. Platon ist lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrkitzel nur mehr, und als ein Dreiruderer mit vielversprechenden Briefen und überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erscheint, weicht er der Bestürmung, in Hoffnung, mindestens für seinen Freund zu wirken. Der Erfolg rechtfertigt seine hartsinnige Weigerung, und schlimmer ergeht Alles, als vorher. Dionysius Vormundschaft über Dion's Sohn gibt leicht den Vorwand, dem Vater die Zinsen seines Vermögens zurückzuhalten. Da dringt Platon trotzig auf seine Entlassung. Sie zu verhüten, wird Dion's Verweilen im Peloponnes bewilligt, nur daß er sich aller Feindseligkeiten enthalte; seine Zinsen sollen dort, oder zu Athen in die Hände eines vorzuschlagenden Mannes niedergelegt, und nach einem Jahre ihm durch Platon eingehändigt werden. Platon willigt endlich ein; aber Wortbrüchigkeit, Zurückhaltung der Zinsenhälfte unter nichtigem Vorwande, schärft seinen Unwillen und seine Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht und Dion's Güter verkauft, und sieht sogar sein Leben bedroht. Nur Archytas Freundschaft täuscht den Tyrannen mit dem Vorwande einer Staatsangelegenheit, die Platons Rückkehr fodere, und erlistet Reisekosten und Entlassung. So landet der Weise in Elis, erzählt dort Dion, was sich zugetragen, und dieser beschließt, den treubrüchigen Tyrannen in seinem und Platon's Namen zu züchtigen. Aber Platon, der alten Freundschaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beschränktheit und Neid auch Platon verlästert, seine liebende Mittheilsamkeit gegen die Jugend Knabenliebe gescholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habsucht und des Ränkegeistes bezüchtigt haben. Beschuldigungen, die That, Leben und Achtung widerlegen! Von seiner wissenschaftlichen Polemik unten. Er starb Ol. 108, 1., (348 v. Chr.) am 82. Geburtstage bei unverlorner Rüstigkeit und Munterkeit des Geistes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages sanft entschlummernd. Im Ceramikos, wo er begraben lag, sprach eine Inschrift sein Verdienst und seiner Zeitgenossen Liebe aus. So viel von den äußern Lebensumständen dieses Göttlichen, über welchen wir als Einleitung in das Folgende die herrlichen Worte unsers Göthe (Farbenl. 2.) vorausfenden. „Platon verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowol darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so Noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Gutes,

Ganzes, Wahres, Schönes, deſſen Foderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen vom irdiſchen Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrage." Wir gehen nun zu einer kurzen Darlegung ſeines innern Lebens über, ſuchen aber vorher einige gangbare Meinungen, die ſich uns hier entgegenſtellen, zu beſeitigen. Wir übergehen das ſeichte Urtheil mehrerer Neuern, von denen z. B. Platon als ein zu kenntnißreicher, dieſem ſeinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachſner, und dabei durch zu frühes Schriftſtellen Verbildeter angeſehen wird. Dergleichen iſt nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von ſeiner Schwärmerei und Syſtemloſigkeit. Ueberhaupt ſchlägt ſich unſre Zeit, wegen der Maſſe von Stoff, zu hoch an; und wer möchte mehr, als lächeln, wenn er verſichern hört, man müſſe doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, mancher ſcharfſinnigen Forſchungen und bedeutſamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er ſeiner Phantaſie gar zu ſehr den Zügel ſchießen gelaſſen! Wollte man nun auf dergleichen Anſichten dennoch eingehen, ſo müßte man wol daran erinnern, daß Wärme nicht gerade unumgänglich das Licht ausſchließe, da ja beide an ſich ſchon nicht verſchieden ſeien; daß ſchon der antike Styl und die Mittheilungsart der Erkenntniß von der neuern und heutigen himmelweit verſchieden ſei, ja daß ſie, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, ſelbſt ſchon verſchieden ſein müſſe. Aus einer Unkenntniß oder Unaufmerkſamkeit auf das lebendige Fortwachſen und naturgeſetzliche Gedeihen eines ſchauenden Geiſtes, mithin auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unſtreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Platon gar oft ſeine eigne und wahrhafte Anſicht der Sache zurückhalte, den wißbegierigen Leſer ungewiß im Stich laſſe, ja daß ſeine Schriften im Grunde gar nicht ſeine tiefſte Weisheit enthalten, als welche anderwärts, etwa in den ſchwer oder gar nicht zu ſammelnden Broſamen mündlichen Vortrags zu ſuchen ſei. Dieſer Klage that auch eine Ueberlieferung des Alterthums Vorſchub, welche, wie in den Prieſterſchulen, ſo auch hier, ein Eſoteriſches oder eine Geheimlehre der Geweihten vom Exoteriſchen oder der Lehre für Ungeweihte unterſchied. Aber um nur zuvörderſt im Allgemeinen deſſen zu erwähnen, was ſich hier ſo leicht bietet, ſo haben wir wol nicht ſelten erlebt, daß Unverſtandnes und Unverſtändliches mit einander verwechſelt worden, daß man mithin auf den Lehrer und ſeine Sache ſchob was im Grunde nur Schuld des Schülers und ſeiner Unbeholfenheit war, daß eine ſolche Aeußerung in ihrem Grunde aufgefaßt, nur ein mehr oder weniger unumwundnes Geſtändniß des Nichtverſtehens iſt. Nun erwäge man ferner Folgendes. Es iſt Geſetz und Weſen aller ſittlichen Bildung, und ſo auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Selbſtbildung der Wiſſenſchaft, daß das Innere ein Aeußeres, das Allgemeine ein Beſondres werde, und ſo umgekehrt. Wir erblicken alſo hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in dieſem Spiel Begriffne, trotz aller Wandlungen immer daſſelbe Eine, der einzig würdige Gegenſtand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geſchaut, in welchem höhere oder niedere Geiſteskraft an Einer dieſer Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Geſammtheit erſt das Ganze zu erblicken. Weiter hat auch ſchon vor uns der geiſtreiche deutſche Ueberſetzer des Platon die verſchiedne Bedeutung der Ideen des Eſoteriſchen und

Digitized by Google

Exoterischen nachgewiesen, und gezeigt, daß dieser Unterschied bei den ersten Pythagoräern auf den Inhalt ging, und Gegenstände bezeichnete, über welche sie sich außerhalb der Grenzen ihrer innigsten Verbindung nicht mittheilen wollten, besonders politische, später aber nur auf die populäre Art des Vortrags, wofür sich Manches nicht eignete, daß aber Beides bei dem in der Mitte stehenden Platon nicht Statt habe, und weder im Einzelnen, noch aus echt geschichtlichen Spuren ausfindbar sein möchte, oder höchstens auf die Beschaffenheit des Lesers gehen könne, je nachdem er durch Platon's Methode hindurch sich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Gespräche Phädrus für die behauptete absichtliche Verheimlichung angezogne Stelle wird schon dem ganz Unbefangnen, aber noch mehr dem mit Platon's Denkart Vertrauten als ganz unstatthaft und unanwendbar sich zeigen. Indem wir weiter gehen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche Platon's Philosophie als ein aus den frühern Schulen zusammengetragnes Haufwerk ansehen, und so allerdings auch jenen, welche eine unkünstlerische Systemlosigkeit behaupten, in die Hände zu arbeiten scheinen. Um dieser atomistischen Ansicht zu begegnen, müssen wir, in Bezug auf den Art. Griechische Literatur, freilich auch nur in gedrängter Uebersicht von der Pflege der Philosophie, namentlich in Griechenland, bis auf Platon reden. Natur und Geist, und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinanderseyn sind die höchste Aufgabe der Philosophie, die sich demnach am einfachsten und natürlichsten als Physik und Ethik darstellt und nach diesen beiden Seiten, in jeder aber vollständig, entwickelt. In die Bearbeitung dieser Gebiete theilten sich von je die Philosophen und so werden ihre Systeme und Schulen nicht anders, denn als Glieder und Functionen eines Gesammtlebens begriffen werden können. Nun ist aber, so gewiß man jene Einheit Religion nennen und sie als Angel der Welt, mithin als gemeinsames Erbe der Menschheit anerkennen muß, eine Urwelt, oder ein Urzustand, den wir uralte Priester- und Naturweisheit nennen mögen, in welcher Zeit und Raum als Wurzeln der Zahl und Figur, in simultaner Entwickelung und gleichsam Ineinanderspielung, mithin symbolisch, angeschaut wurden. Es ist ein Zustand, oder besser eine Welt begeisterten klaren Schauens und Seins, die man auch Orientalismus nennen kann, in wiefern sie sich in den urältesten orientalischen Religionen ausspricht, in welchen mittelst Ueberlieferung und Symbols, also Mythus, und ihrer Dolmetscherin, der Sprache, bereits die höchsten Aufgaben des Menschengeistes als reine Gotteslehre erörtert und gelöst sich vorfinden. (Wir beziehen uns hierüber auf die zweite Vorlesung der Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von Schubert, wie auf die asiatischen Forschungen der Engländer und die neuesten deutschen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A.) Hier ist also wie in einem Keime vorgebildet, was sich erst später durch Reflexion und ihre Ausbildung sonderte. Denn Andacht oder Reflexion war von nun an das Vorwaltende. Dem gemäß erscheint nun auch in Griechenland die Philosophie in drei Hauptschulen, der ionischen, der italischen oder pythagoräischen, und der attischen. Die erstere hatte die Natur, die zweite den Geist, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenstand und Zweck. Nicht so zwar, daß einer dieser Factoren in den beiden erstern völlig und durchgängig ausgeschlossen, oder in der letztern die Lösung durchaus gelungen wäre; sondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrschende war. Die ionische Schule

(von 600—450 v. Chr. Geb.) nahm ein Element mit inwendig bildender Kraft als Urquell an, namentlich ihr Stifter Thales von Milet das Wasser, Anaximenes die Luft, Anaximander Wasser und Luft, Heraklit das Feuer in stetem Flusse der Verdichtung und Verdünnung, ab- und aufwärts, im Auseinandergehen und Gespanntwerden nach irgend einer Seite, wie im Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelassenwerden, gleich Lyra und Bogen (s. Schleiermacher's Herakleitos der dunkle von Ephesos in Wolf und Buttmann's Museum der Alterthumswissenschaft 1, 3. S. 313—533), Empedokles aus Agrigent die chaotische Mischung aller Elemente. Atomisten waren Leucipp und Demokrit aus Abdera (s. beide Art.). Die italische, weil zu Krotona gestiftete, oder pythagoräische Schule (von 540—328 v. Chr. Geb.) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entstehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl sei. Ein Zweig von ihr ist die eleatische (von 536—456 vor Chr. Geb.), welche Xenophanes aus Kolophon stiftete, der dadurch, daß er alles auf Verstand durch Construction baute, sich mehr nach der idealen speculativen Seite neigte. Parmenides setzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Sein. Denn, wie Schleiermacher sehr treffend sagt, bewegten die Joniker auch das Unbewegliche und die Eleatiker brachten das Unaufhaltsame in Ruhe. Nichtseiendes und Seiendes waren also ihre Gegenstände. So war die eleatische Schule Mutter der Reflexion und Sinn und Geist in ihr getrennt und aus einander gehalten. Hiemit war den Sophisten die Bahn gebrochen, wie Protagoras dem Abderiten, Gorgias dem Leontiner, Hippias dem Eliden, Prodikos dem Ceer, Kritias, Kallikles und Andern, in welchen sich der freyle Uebermuth und alles Unbill der Speculation aussprach. Denn sie bildeten die Beweis- und Disputirkunst aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, worein sie den Triumph ihrer Kunst setzten. Gegen diese zunächst, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangnen erhob sich die attische Schule durch Sokrates, aus welcher durch Aristipp die (eudämonistische) cyrenaische, durch Euklides, Phädon, und Menedemos die (dialektische, eristische) megarische, elische und eretrische, durch Antisthenes die cynische, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademische hervorgingen. Uebersieht man nun diese gesammten Schulen, so bietet sich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entschiednen Neigung nach dem Physischen oder Ethischen, und innerhalb dieser Neigung wieder selbst ein Schwanken zwischen Andacht und Reflexion. Nur allmälig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einseitig bearbeitet und nur im Verhältnisse zu einem andern Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geschaut wurde, waren nur Ahnungen und Vorbereitungen. War schon in der ionischen Schule in Heraklit's Weltansicht das Geistige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, so trat es in der pythagorischen, zuerst in der ursprünglich orientalischen Elementarzahlenphilosophie, dann in der eleatischen durch das xenophanische All und das parmenidische unkörperliche Sein entschiedner auf, in beiden letztern schon sehr speculativ und von den Sophisten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerm Sinne das Praktische hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erst in Platon sammelten sich wie in einem Brennpunkte diese Strahlen; denn dies waren sie in Bezug auf seine

Denkart, und dies zeigt auch schon seine Behandlung dessen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm, indem er es kritisch und polemisch sich selbst bewegen und aussprechen, hiemit aber seine Nähe und Ferne von andern, wie vom Centrum der Idee, bestimmen ließ. So trat bei ihm manches Frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimisch war. Kenner dürfen nur an seine Polemik gegen Haraklit, Protagoras, Aristipp, Antisthenes, ja selbst den von ihm so sehr geachteten Parmenides erinnert werden; so daß jene hier widerlegte Ansicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geist eines gebildeten Menschen ist, in seinem Leben und Organismus aufzufassen und anzuschauen. Denn Platon ist der Gipfel und „gleichsam aus dem Zusammenschauen und Durchdringen aller frühern hellenischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Philosophie erwachsen." Fügt man zu diesen Worten Schleiermacher's noch dies hinzu, daß jene Begeisterung und Gluth für das Seiende, welche ihn und seine Darstellung beseelt, noch ein Ueberbleibsel mindestens des Orientalismus ist, so ist hiemit seine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßstab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügellosen Einbildungskraft gegeben. Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beseitigten, gegenüber einem mit Platon genährten und durchdrungnen Geiste waren es, die Schleiermacher bestimmten, endlich Platon selbst in deutschem Gewande auftreten zu lassen und zwar „in dem natürlichen Zusammenhange, wie seine Schriften als immer vollständigere Darstellungen seiner Ideen sich nach und nach entwickelt, um hiemit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke Platon's jedem eine eigne, sei es nun ganz neue, oder wenigstens vollständigere Ansicht von des Mannes Geist und Lehre möglich zu machen." Fünf Bände sind seit 1804 erschienen, aber noch ist das Ganze leider nicht vollendet. Schleiermacher ordnete zuerst die unter einander geworfnen Gespräche nach ihrem innern Zusammenhange und mittelte so drei Arten derselben aus: 1) die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenstande, also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Praktisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädrus, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alcibiades II. 2) Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebne reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dies sind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmal, Phädon, Philebos ꝛc. 3) Die eigentlich constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Praktisches und Theoretisches Eins sind. Die sind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die platonische Republik, enthält) die Gesetze, Epinomis. Daß es eine solche Folge, einen solchen innern Zusammenhang und Organismus platonischen Wissens geben müsse, erweist eben das, so viel möglich, in seinem natürlichen Zusammenhange vorgelegte Wissen selbst. Endlich beschreiten wir die

Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — tönt Platon's Wort — ertheilt sein. Sie, die Liebe, ist der Trieb, der, auf ursprünglicher Einheit des Denkens und Seins gegründet, diese in den Ideen zu schauen, so die Ideen zu erzeugen, und sich philosophisch mitzutheilen (das heißt durch lebendige Darlegung eignen Sinnes auch den Andrer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben) strebt. Schriftliche und mündliche Mittheilung sind nur Eine. Die Kunst der Anregung zur Ideenerzeugung, durch Täuschung und Enttäuschung, Zusammenfassen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verschiedenheit der Begriffe, diese Seelenleitung — ψυχαγωγια — ist Dialektik, und somit Technik der Philosophie, welche das Höchste und die Grundlage alles Würdigen und Schönen ist. Dieser Trieb wird in einem Mythus, dem Grundmythus aller übrigen platonischen Mythen, vorgebildet. Es ist der Mythus von der unsterblichen Seele, gleichend der zusammengewachsnen Kraft eines beflügelten Gespannes und seines Führers. Der Götter Rosse sind gut und edel, bei uns aber gemischt, daher das Wagenlenken uns schwerer als den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeseelte und durchzieht vielgestaltig den Himmel; die befiederte, vollkommne die höhern Gegenden, die entfiederte aber schwebt umher, bis sie auf ein Starres trifft, wo sie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimt, der durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint. Die Kraft des Gefieders besteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geschlecht der Götter wohnt und hat vorzüglich Antheil am Göttlichen, d. i. dem Schönen, Wahren, Guten. Hieran wächst es, wie es dagegen durch das Böse abzehrt. Zuerst nun zieht Zeus aus, seinen geflügelten Wagen lenkend, Alles anzuordnen und zu versorgen, und ihm folgt die Götter- und Geisterschaar in elf Zügen geordnet; denn Hestia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der angewiesnen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu schauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf diesem Zuge zum Feste und Mahle gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So sehen die Unsterblichen, was außerhalb des Himmels ist. Das farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seiende Wesen hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beschauer, um welches her das Geschlecht der wahrhaften Wissenschaft jenen Ort einnimt. So freuen sich die Seelen, das Wahre, Seiende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Besonnenheit und Wissenschaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die andern Seelen nun vollendeten entweder den Umschwung mit, obwol von den Rossen geängstet und kaum das Seiende erblickend, oder sie sahen Einiges, Andres nicht, im gewaltigen Sträuben der Rosse, oder sie blieben drunten zurück, nur sich rettend und stoßend in ängstigem, verletzendem Getümmel, und kehren untheilhaft der Anschauung des Seienden zurück, sich mit dem Schein zur Nahrung begnügend. Daher so großer Eifer, die Wahrheit zu schauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächsten Zuge; sah sie nichts, das Gefieder verlierend, so wird sie verschiednen Keimen von Menschen eingepflanzt und erhält als gerechte ein besseres, als ungerechte ein schlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt sie unter zehntausend Jahren nicht zurück, die Seele dessen ausgenommen, der ohne Falsch philosophirt, oder nicht unphilosophisch die Knaben geliebt hat; diese kann

in dreitausend Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdische Zuchtörter, oder straflos in einen gewissen Ort des Himmels. Im tausendsten Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie sie will. Dann kann auch eine menschliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Der Mensch muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von Jenem, was einst unsere Seelen gesehen, Gott nachwandelnd und das übersehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seienden das Haupt emporgerichtet. Des Philosophen Seele ist mit der Erinnerung so viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott sich befindend eben deßhalb göttlich ist. Solcher Erinnerungen also sich recht bedienend, mit vollkommner Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt seine Begeisterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewol alle Seelen das Seiende geschaut haben, ist es doch nicht jeder leicht, bei dem Hiesigen sich an jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung stark genug beiwohnt. Diese nun, wenn sie ein Ebenbild des Dortigen sehen, werden entzückt und sind nicht mehr ihrer selbst mächtig. Die hiesigen Abbilder haben keinen Glanz; damals aber war die Schönheit glänzend zu schauen, als mit dem seligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichste Schauspiel genossen und in das allerseligste Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu seligen Gesichten vorbereitet und geweiht, unbezeichnet mit diesem unsern Leibe. Wer nun noch frische Weihung hat [illegible] das Damalige vielfältig geschaut, wenn der ein gottähnliches Angesicht erblickt, oder eine Gestalt des Körpers, welche die Schönheit [illegible]kommen darstellen, so schaudert er zuerst, und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er sie anschauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzuheftigen Wahnsinnes, so opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn gesehen, so überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verschloß und hervorzutreiben hinderte, schmilzt um sie weg. Mit zufließender Nahrung schwillt und treibt der Kiel, es gährt in ihr, sie empfindet Schmerz, ibis sie die Schönheit sieht; dagegen bei entzognem Anblick der Trieb des Gefieders steht und die Seele umherraset und Angst leidet, bis sie wieder Erinnerung des Schönen bekommend frohlockt. Dieser Zustand heißt bei den Menschen Liebe. Jeder nun erwählt sich nach der Art des Gottes, dem er gefolgt und nach seiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen, und bildet ihn aus und leitet ihn zu desselben Gottes Lebensweise und Gemüthsart, indem er selbst ihn nachahmt. Also ist jede Seele dreifach zertheilt, in zwei roßgestaltige Theile und drittens in den dem Führer ähnlichen. Das eine Roß ist gut und schön, das andre rauh und wild; das erste hält sich in der Liebe schamhaft zurück, das zweite sprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Wesen der Schönheit durch Erinnerung hingetragne Führer, sie mit der Besonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet sich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß schwitzt, das böse schmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von

Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verschämt und schüchtern dem Liebling nachgeht, dessen Liebreiz sich allmälig ergießt, und in der Seele die dem Gefieder bestimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden sich selbst beschaut, weiß er nicht. Aber er wünscht ihn zu sehen, zu berühren und zu umarmen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühseligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wol geneigt. Aber der Spanngenoß und sein Führer sträuben sich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die bessern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen: so führen sie schon hier ein seliges und einträchtiges Leben, sich selbst beherrschend und sittsam dasjenige besiegt habend in ihrer Seele, dem Schlechtes, und befreit, dem Vortreffliches einwohnt (die platonische Liebe). Sterben sie aber, so haben sie, fast schon befiedert und leicht geworden, von den drei wahrhaft olympischen Kampfgängen schon in Einem gesiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menschliche Besonnenheit dem Menschen verschaffen kann, noch göttlicher Wahnsinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch sterbliche Besonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparsames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Ursache, 9000 Jahre theils auf der Erde sich herumzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie dieser Mythus, über Platon's Technik, die Hauptuntersuchung zu verdecken und zu überkleiden, um dadurch zu eigner Ideenerzeugung und Auffindung des Räthselworts zu leiten, Aufschluß gibt, und den aufmerksamen Hörer gleichsam in die Urzeit des gottmenschlichen Geistes zurückspielend, das Wesen der Idee, als Ungetrenntheit des Seins und Denkens, Darstellens und Erkennens, und zugleich die Entwickelung und Sonderung aus einem dunkeln Grunde, aus dem heiligstillen Abgrunde der noch gebundnen Einheit, vorbildet: also umfaßt sein Inhalt die Grundlehre Platon's: die ursprüngliche Anschauung und Rückerinnerung. „Diese Anschauung geht auf das wahrhaft Seiende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenübersteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Sein auch ursprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seiende nun in diesem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzustellen, und so den scheinbaren Gegensatz jener Anschauungen durch Vorrufen vor das Bewußtsein aufzulösen, ist ihm höchste Aufgabe der Wissenschaft. Diese Vereinigung aber zerfällt immer in zwei Momente, auf deren verschiedner Beziehung auf einander die Verschiedenheit der Methode beruht. Von der Anschauung des Seienden ausgehend in der Darstellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuschreiten und so erst mit der Lösung des Gegensatzes zugleich dessen Bewußtsein aufzuregen und zu erklären, das ist die in Beziehung auf die Wissenschaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtsein aber des Gegensatzes, als einem Gegebnen, ausgehend zu jener Anschauung als dem Auflösungsmittel desselben fortzuschreiten, und eben durch die Nothwendigkeit eines solchen Mittels auf sie hinzuleiten, das ist die Weise, welche wir die mittelbare nennen, und welche von Platon in die Mitte ist gestellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel von der ursprünglichen Anschauung, mit welcher er elementarisch anhebt, zu der constructiven Darstellung, mit welcher er systematisch endigt. Wie sich nun in diesem Gegensatze für die Physik das Wahre und der Schein oder die Wahrneh-

mung gegen einander verhalten, so für die Ethik das Gute und die Lust, oder die Empfindung (Schleiermacher's Plat. II. 1. 7. ff.)." Diese Gegensätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee tilgbare verfolgt Platon nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Physischen, wie des Ethischen, besonders aber auf letztrem, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen sie darauf vorkommen, je nachdem seine Vorgänger sie begriffen als Sein und werden, Seiendes und Nichtseiendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterbliches und Unsterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böses, Lust und Unlust ꝛc. Indem er aber dies mit der gewandtesten scharfsinnigsten Dialektik und allen Waffen der urbansten Polemik und feinsten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwissen und als Anreiz zur Erkenntniß thut, [illegible]nnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargestellter Ideen: den Dialektiker, den Staatsmann, und die Einheit beider, den Philosophen. Den ersten nämlich, indem er die empirischen Kunstgriffe der sophistischen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunst zum Wahren, Guten und Schönen hinaufläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinen Leben ausgeprägt und waltend darstellt; den dritten, in wiefern er aufstellt „das Leben und die Erscheinung der Weisheit im sterblichen Leben des erscheinenden Menschen, in welchem sie selbst das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und sich Verbreitendes sich offenbart, so daß auch das Leben des Philosophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, sondern ein Streben ist, sie festzuhalten und an jedem erregbaren Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unsterblichkeit werde im Sterblichen. Dies Bestreben ist Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geistige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, so wie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derselben ewigen Form und Idee ist, und also die Unsterblichkeit derselben im Sterblichen (Schleiermacher's Plat. II., 2. 359 S.)." So endet er also da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden ersten Ideen in seiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier seines trüglichen, lügenhaften Scheines, dem es in seiner forteilenden Gestaltenentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten schließt er sich dagegen mehr an das Christenthum an. Allen aber liegt ein Seiendes, Unsterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches sie gleichsam aufgetragen sind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar diese Aufgaben und ihre Lösungen hier vielfach in einander verflochten und gleichsam eingewachsen, und mit überlegner Meisterschaft des besonnenen Künstlers beschwört er sie herauf und bannt sie wieder; aber was in dem Gespräche Phädrus von jeder Rede gefodert wird, daß sie wie ein lebendes Wesen gebaut sei und ihren eigenthümlichen Körper habe, so daß sie weder ohne Kopf sei, noch ohne Füße, sondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältnisse gearbeitet seien, das ist an Platon's Lehre aufmerksamem Blicke gewiß durch alle anmuthige Windungen seiner Rede hindurch unverkennbar. Auf eine andre sehr gelehrte Weise ist der Hauptinhalt der platonischen Lehre

angegeben worden in Tiedemann's lateinischen erklärenden Inhaltsanzeigen (Zweibr. 1786 8.) und Tennemann's System der platonischen Philosophie (Leipzig 1792—95 IV. 8.). Hier soll noch einiges Einzelne aus dieser Lehre nach obiger Ideentrias gleichsam als Probe folgen. Was also die Dialektik in dem angegebnen platonischen Sinne anlangt, so schließt sie zwar das, was von unsern Philosophen als Theorie des Vorstellens, Denkens und Erkennens ꝛc. behandelt wird, nebst allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anschauung, des Gefühls, Begriffs ꝛc. in sich; aber bei der von Platon festgehaltnen Einheit dieser in das Gewebe des Wissens zusammenlaufenden Fäden mit dem Darstellen, Bilden, oder Sein übt sie sich, gleichsam sich selbst prüfend an den Gegenständen dieses Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem sie das Wesen sittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinstimmung des Wissens und Lebens setzt, berührt und erörtert sie zugleich Fragen und Aufgaben, welche nach unsrer Abmarkung der Wissenschaften und Disciplinen, diesem Gebiet zumeist nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß sie besondre, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen, Ueberlegungen und Schlüsse, Anschauungen und Begriffe, Empfinden und Denken ꝛc. scheidet, sie unter Lernen und Finden und der oben angegebnen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß sie das Bewußtsein des philosophischen Triebes, als echter Liebe, ausbildet zur Kunst der Ideenerzeugung: so erörtert sie zugleich, oder berührt die ewigen, zeitlosen, unkörperlichen Ideen, das Seiende, unter der Gestalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der hellenischen Quadruplicität als Besonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit (σωφροσυνη, φρονησις, δικαιοσυνη, ἀνδρια) das Gute unter verschiednen Formen darstellt, so daß in derselben die übrigen alle mit enthalten sind. Eben so setzt sie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in dem Sinne, in welchem dies überhaupt gesagt werden kann von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretisches und Praktisches zum Behuf des Forschens aus einander gehalten werden, so ist doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter scheinbar wechselnden Gestalten vorkommt, und unter diesen ein ewiger gegenseitiger Tausch und stetes Uebergehen ihres Wesens in einander. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Sein über. Sprache, sein Kunstwerkzeug, ist nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wissen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können: so ist Handeln das Gebiet des Staatsmannes und seine mit besonnenem Künstlergeiste geübte Kunst, da Kunst überhaupt Darstellung sittlichen Gefühls ist, die königliche oder Staatskunst. „Ihm liegt ob, die verschiednen und auseinanderstrebenden Naturen zusammen zu verketten (Schleiermacher II., 2. 247), die Menschen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, so daß ihnen in sich und in der Natur nichts mehr verborgen sein darf (das. 249). Denn das Leben der Welt ist ein in entgegengesetzten Bewegungen Wechselndes und sich Wiedererzeugendes (das. 251)." Alle Staatskunst mithin ist eine Nachahmung des schönsten und besten Lebens, Darstellung des höchsten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller sittlichen Sphären. Wo sie aber nicht auf das Gute,

ſondern auf die Luſt und das Angenehme geht, iſt ſie falſch und Schmeichelei. Dem gemäß ſetzt alſo das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunſt, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie ſich aber in der Ausführung Menſchheit überhaupt und griechiſche Natur durchkreuzen, wie in dieſer Hinſicht folgerecht die Dichter vom Staate (der platoniſchen Republik) ausgeſchloſſen werden, und auch die Muſik ſich Beſchränkungen gefallen laſſen muß, Gemeinſchaft der Weiber Sitte werden, oder was ſonſt von der gemeinen Staatsanſicht abweichende Ideen ſein mögen, dies kann hier nicht aus einander geſetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „wofern nicht Philoſophen regieren in den Staaten, oder die jetzt ſogenannten Könige und Machthaber echt und gehörig philoſophiren, und ſo Staatsmacht und Philoſophie in Eins zuſammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingebenden nothwendig abgeſondert werden: ſo iſt kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menſchengeſchlecht.“ Dies folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seins. Denn in dem Philoſophen als der dritten Idee durchdringen ſich Dialektiker und Staatsmann, und er iſt in zwei Geſprächen unter dem Bilde des Sokrates dargeſtellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrſchaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller ſeiner Verbindungen und in ſeiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und alſo des ganzen Lebens (Schleiermacher II., 2. 358).“ Nimmt man nun dies Alles, wie es hier, mit Ausſcheidung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt iſt, zuſammen, ſo wird es nicht befremden, die platoniſche Philoſophie, wie jede echte und wahre, eine pantheiſtiſche nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß ſie das Eine im Einzelnen und Vielen, alſo Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löſcht ſie alle Gegenſätze, als das eigentlich Verneinende der Idee aus in der Idee des Alls ſelbſt, und wie in der Dichtkunſt Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches, Vergängliches und Unvergängliches ſich in einander ſpiegeln, obwol bewußtlos und in ſicherm, unabweisbarem Triebe, alſo auch hier, nur hier mit Bewußtſein und Freiheit. Darum läßt ſich auch die oft aufgeworfne und mühſelig erörterte Frage von der Verſelbſtung, oder Hypoſtaſirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dies die Meinung ſei, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichſam ſinnlich wahrnehmbar angeſchaut werden ſolle, noch auch, ob ſie jenſeits der Erſcheinung als ein hohles Gedankenbild liege, ſondern vielmehr, daß, da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegenſatz ſteht zu einem andern Einzelnen, ſondern ſtets zum Ganzen, auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet ſeien, anſchaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geiſtes, welcher im Werden das Sein, und im Sein das Werden durch Erinnerung zu ergreifen durch höhere Eingeiſtung geeignet iſt, daß alſo von einer Immanenz und gegenſeitigen Umgreifung und Ineinanderverſenkung die Rede ſei. Denn jene Einheit iſt Beginn und Ende aller Philoſophie und war auch bei Platon in der genannten Drei gewiſſermaßen hypoſtaſirt, obwol in jedem einzelnen Gliede derſelben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. Ließen wir aber bis hieher das Negative immer fallen, ſo müſſen wir es hier als den Ausdruck des Vielen, und den Widerſpruch ge-

gen die Idee um so mehr wieder aufnehmen, da es auch für Platon's wissenschaftliche Mittheilung, oder seinen philosophischen Styl äußerst wichtig und wesentlich ist, so wie es zugleich seine Geistesgewalt herrlich offenbart. In dem Wesen der Idee nämlich, als eines in allem Wechsel und Wandel unwandelbaren Seins, eines gegenseitigen Foderns von Vergeistigung und Verleiblichung (ihrer Geschichte) liegt, wenn dies im Verstande und von seiner sondernden, trennenden Kraft aufgefaßt wird, allerdings gleich ursprünglich ein Widerspruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiset. Aller Geist strebt schauend, sein selbst zu genießen, und so sich zu ergreifen in seiner Einheit — er erzeugt sich und setzt sich selbst entgegen, er ist Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte ist wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, sondern auch zugleich etwas für sich, somit aber ein Einzelnes, Bestimmtes, Begrenztes, nicht der ewige, unendliche Geist, als dessen Verneinung vielmehr es auftrit. Darum nun eilt der nie rastende Trieb, der Unangemessenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbstvernichtungslust untertauchend und sie alle in freier Bewegung spielen lassend. Dies nun ist das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts anders ist, als das hohe Spiel des auf- und untergehenden Geistes, sein großartiger Hohn und Spott über sich selbst, den er, seiner Ewigkeit und Göttlichkeit sicher, wol mit sich treiben darf; denn was kann das Ende sein als Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es sich mit keckem Jugendtrotz sich gleichzustellen vermaß? welcher Uebermuth und Trotz aber nun gebüßt und zur wahren Demuth gesänftigt und geläutert wird. Dies ist das Irren der Reflexion und der Speculation, als ihrer höchsten Spitze. So nun sehen wir auch Platon die Wissenschaft und die Trug- und Scheinbilder, welche jene selbst zu sein sich anmaßen, behandeln in dem göttlichen Triebe der Liebe, der Beseeltheit von dem Einen, Einzigen, allein Wahren, Guten und Schönen; welche zu schauen, zu erzeugen, aufzuregen und zu nähren einzig würdiges Geschäft ist. Daher greift er, wie spielend und bewußtlos, das Einzelne auf, spannt seine Elemente, zerfällt es immer mehr und mehr, setzt die Einzelheiten nach allen Seiten in einen Widerspruch mit sich selbst, der, gehäuft, sie aus einander sprengen und auflösen muß, und indem er schalkhaft das lösende Wort zurückhält, führt er nicht nur zu völliger Verzweiflung an dem Einzelnen und Endlichen, sofern es wettkämpfen will mit dem Ewigen, zum Geständniß des Nichtwissens, das sich ja nun als ein solches an sich selbst bewährt hat, sondern in hohem, unerschütterlichem Vertrauen auf des Geistes Ewigkeit, regt er ihn auch auf zum Nachbilden, Erzeugen, oder, da er selbst in ihm lebt und ist, zum Wiedererzeugen des Ewigen, zum Erinnern an das schon und ursprünglich Geschaute. So ist seine Methode ein Nachbilden des geistigen Lebens, worin der Geist sich selbst aufgreift als ein aus der Nacht des Alls, zum Behuf der Selbstschauung, sich selbst Erzeugendes unter mannichfachen Bildern, an dieser Bildererzeugung seine Bewegung und Kraft Prüfendes und Erfahrendes, und, indem er die verfehlten mit göttlichem Zorn, oder auch mit erhabner Gleichgültigkeit zerschlägt, in seine d. i. des Alls Seligkeit Zurückkehrendes. In dieser Art und Wesen liegt, wie in einem Keime, jene noch unerreichte Trefflichkeit und Meisterschaft, welche den göttlichen Platon auszeichnet — jenes leichte und schnelle Anknüpfen der Rede an d.n scheinbar

unbedeutendſten Punkt, jenes Anſchwellen, Aufbrechen und Ausbilden deſſelben zu einer zauberiſchverlockenden Geſtalt, dann aber wieder das ſchälkiſche Vernichten derſelben, das geringſchätzige oft mit jugendlich übermüthigem Schauſtellungsdrang vollzogne Abſpringen zu andern, welche wieder fallen gelaſſen werden, um, über ſie hineilend, das früher Weggeworfne wieder aufzunehmen und zu erhöhen, — jenes kindliche gemüthliche Verweilen auf dem minder Weſentlichen, und das ſcheue, leiſe Anrühren des Weſentlichen, das ſchon aus jenem in Lichtfunken aufglühte und aufglänzte. Wer nun aber bedenkt, wie ſtets und überall das Geiſtige und Leibliche ſo in einander ſpielen und leuchten, der wird auch die tiefe, der ewigen Natur des Geiſtes treue und gemäße Bildung des Platon und die Einheit der Form und des Inhalts in ſeines Geiſtes Ausſtrahlungen innig liebend bewundern. Eben ſo beurkundet überall den ſelbſt das Kleinſte beſeelenden Meiſter ſein ganzes mimiſches Talent, kraft deſſen er jeder Perſon und jedem Umſtande ein individuelles Gepräge aufzudrücken verſteht, und auch hierin das tiefere Drama des Menſchengeiſtes ſich wiederholen läßt. Daß ihm hier ſeine frühere Beſchäftigung mit dramatiſcher Dichtkunſt wol als Vorübung gedient haben mag, wer wollte das bei dem ſo augenſcheinlichen Organismus ſeines Geiſtes bezweifeln? Aber daß er darum, gleichſam aus bequemer Verwöhnung, ſeine Werke dialogiſch abgefaßt, iſt, da obige tiefere und weſentlichere Gründe vorhanden ſind, eine nicht beſonders würdige Meinung, indem ſie den tief abſichtlich ſchaffenden und beſonnen waltenden Künſtler zum beſchränkten und in bleibendem Naturzwange befangnen Handwerker herabſetzt. Es iſt im Verlaufe dieſes Artikels mehrmals der Phyſik Erwähnung geſchehen, und wer etwa mit dem gemein gangbaren Begriffe davon uns gefolgt wäre, dabei aber etwa von Platon's Weltſeele, von einer platoniſchen Kosmologie, oder des Etwas gehört hätte, würde ſich wol wundern, hier noch nichts di:ſer Art vernommen zu haben. Hierüber alſo Folgendes: Eine Naturwiſſenſchaft, in wiefern ſie experimentirend in der Breite der Welt verkehrt, in Platon zu ſuchen, möchte vergebliche Mühe ſein. Nachdem jenes mythiſche und magiſche Einverſtändniß des Menſchen mit der Natur, wovon oben die Rede war, verſchwunden, nur noch in ſchwachen Anklängen durch Geiſter, wie die der ioniſchen Schule, zu Pythagoras hinzog, nachdem die Elemente der Erkenntniß immer mehr getrennt waren, und einerſeits innere Anſchauung zu Reflexion und Speculation ſich verengte und verkümmerte, andrerſeits äußere geſunde und tüchtige Anſchauung zu ideenloſer Verſuchluſt und nicht viel mehr als Flächenanſchauung geworden war, ſo konnte erſt die Idee einer Phyſik im uralten Sinne wieder allmälig emporkommen. Platon ſchloß ſich durch die Kraft und Gewandtheit der Speculation an die durch die eleatiſche Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin ſeine Vorgänger. Durch die andächtige Begeiſterung und, um es kurz zu ſagen, durch jene nie in ihm, wie in der ioniſchen Schule, noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der Welt als eines beſeelten vernünftigen Thiers, geſchaffen nach einem intellectuellen Muſter in den harmoniſchſten Verhältniſſen, welche als muſikaliſche Zahlen (nach orientaliſch pythagoriſcher Zahlenlehre) ausgeſprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltſeele, welche alſo die für ſich klare, ewige Ordnung der Natur nach Geſetzen der Matheſis iſt, gemiſcht aus Nothwendigkeit und Geiſt. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anſchaubare Bewegung iſt ſphäriſch von der linken zur rechten in

dem äußersten, fortschreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in sieben ungleiche getheilten, Kreise, aus welchen sie besteht. Allerdings kamen hier auch physiologische Aufgaben vor, welche zu lösen versucht ward. Daß aber die Idee der individuellen Anschauung mehr enthoben und in den Geist zurückgedrängt ward, wo sie nun ethisch sich entwickelte, und nur als der Richtung, nicht dem Wesen nach Verschiednes sich darstellte, läßt sich schon aus Platon's Gange, wie wir ihn bis hieher verfolgt, abnehmen. Naturwissenschaft also in dem Sinne, in welchem sie besonders auf Experimenten gründet, konnte Platon nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geistes und Geist und Leib wurden symbolisch gefaßt. Aus der Gediegenheit und Durchbildung der zwei angegebnen Elemente des platonischen Geistes läßt sich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft seine Wirkung und Anziehung sein mußte. Stets, wo die höchsten Interessen des Geistes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird in die ältere, mittlere und neue getheilt. Zu den Philosophen der ältern gehören: Speusippos, Xenokrates, Polemo, Krates, Krantor, die unmittelbaren Nachfolger Platon's. Der Stifter der mittlern Akademie ist Arcesilaus, dessen Nachfolger Lacydes, Evander, Egesinos und Karneades waren. Dieser letztre war der Stifter der neuern Akademie und sein Nachfolger hieß Klitomachos. Die Schüler des Letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie ab, und näherten sich mehr dem Plato. Antiochus machte noch mehr Aenderungen, daher man wol zuweilen von einer vierten und fünften Akademie spricht. Cicero Qu. Acad. 1, 43. f. nimt nur die alte und neue an und meint, die Namen beider sollten eigentlich vertauscht werden, indem die neue sich mehr Platon's ursprünglichem Geiste nähere. Da sich in der Schule mit dem gemeinschaftlichen Charakter auch persönliche Individualitäten entwickeln: so sollte man auch hier die letztern suchen. Aber es zeigen sich hier in der That keine, (wenn man nicht die unsteten Schwankungen, Abweichungen und Veruneinigungen der Urlehre dafür halten will), bis auf seinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetischen Schule, Aristoteles, einen baumeisterlichen Mann, der sich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her schafft, ordnet, aufschichtet und so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe steigt, wenn Platon einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht," wie Göthe ihn treffend charakterisirt. Er verwarf die platonischen Ideen, indem er sie, wie Alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommner Mann des Verstandes war, der die sinnliche Welt festen Blickes durchforschend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeisterung entbehrte, welche sich in Platon noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man seine Ethik mit der platonischen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger beider sich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen: so muß man wol beide für rein entgegengesetzt halten; so von viel gröberm Korn ist Alles in Aristoteles! Denn in der Ethik namentlich Alles auf ein beschränktes bürgerliches Handeln hindrängend ordnet er sie der Politik unter. Dies aber, wie des Mannes sonstiges großes Verdienst, bleibt hier, wo nur vom Platonismus die Rede ist, billig bei Seite gestellt. Philosophie und Religion sind in ihrem tiefsten Grunde so ganz Eins, daß zu allen Zei-

ten die letztere eine Umdeutung oder Einkleidung von der erstern erfahren mußte. Durch die Hinweisung auf das Uebersinnliche und den der griechischen Natur zumal fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeisterung, womit Platon diese aussprach, konnte er allerdings schon als ein Vorläufer, als ein Wetterleuchten gleichsam des Christenthums gelten, welches nur nach dem Reiche Gottes zu trachten befahl, und so eine Rückkehr und Wiedergeburt des Geistes in sich selbst war. Aber wie andrerseits in Platon auch das heidnische Wissen kulminirte und alle Strahlen desselben in ihm konvergirten: so wurde er auch, als nun das Christenthum immer mehr sich ausbreitete, theils als die festeste Stütze des schwankenden Heidenthums angesehen, theils bemühte man sich, das Christenthum ihm zu nähern und beide in ihren Hauptlehren ausgleichend zu versöhnen. Das Erstere geschah durch die Neuplatoniker, die auch alexandrinische Philosophen, und Eklektiker genannt wurden. (S. Neuplatoniker). Hier möchte wol zu warnen sein, daß man Plotinus (geb. 205 nach Chr. Geb., gest. 270) und Jamblichus nicht so unbedingt als bodenlose Schwärmer und Mystiker verschreie; denn es herrscht eine erhabne Begeisterung, ein seltner Schwung der Andacht, eine große Charakterkraft und Würde in ihnen, die um so auffallender wird, je mehr sie von der Zeit, in welcher sie lebten, absticht. Wol drückte auch Plotin's System das Gebrechen aller Speculation, das Wirkliche seelenlos zu machen, und zu verachten und dennoch von ihm eine Wesenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts ist als Schein des Wirklichen, Schatten der Geister, so fodert er Gemeinschaft mit Gott und Anschauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtwesen alle Dinge, sie sucht das Eine, das Gute als Urgrund von allen. Dies geschieht nicht durch das Wissen, sondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anschauendes und Angeschautes zusammen, die anschauende Seele wird was sie anschauet, wird das Eine, wie sie es war; denn sie, die Intelligenz, ist Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geistes und des Seienden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Leben desselben und aller Geist in einem lebend und Ein zumal ist. Die Geisterwelt ist also ein Weltthier. Alles ist nur Anschauen. Die Zeit ist ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar, oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böse zu sein. Mit Plotin ging Porphyrius auf gleichem Wege fort, aber nur mit weniger Gemüth. Jamblich versenkte Alles in Theurgie. Mit diesen und einigen andern Männern war denn die platonische Philosophie wieder erweckt worden und in wiefern in ihr das Orientalische überhaupt vorherrschte, als Zurückziehung in den Mittelpunkt der Seele, war der spätere christliche Mysticismus als ohnmächtigere Subjectivität durch sie verbreitet. Auch in der Geschichte ganzer Zeiträume, wie in einzelnen Menschen, dauert der Flug und Schwung der Andacht und Begeisterung nicht immer, so lange er ein bloßer Anklang, und ein nicht zum Sittlichen hinaufgeläutertes Gefühl ist. Daher denn sehen wir später hin bis zum 14. Jahrh. den kalt sondernden Verstand in der wiedererweckten aristotelischen oder peripatetischen Philosophie auf-

treten. Die Scholastiker bearbeiten sie mit vielem Scharfsinn; aber auch viel Mißwachs treibt zugleich, wie natürlich war, wo es der Gelehrsamkeit an einem eigentlichen Objecte fehlte und sie sich in den dürren Steppen des Verstandes herumdrehte. Als aber in Italien wieder der Sinn für klassische Literatur erwachte, bekam auch der Platonismus seine Verehrer wieder, und sie treten mit trefflicher Geisteskraft in die Schranken mit den Aristotelikern. Gemisthius Pletho begeisterte den Herzog von Florenz, Cosmo von Medici, für Platon, und dieser stiftete eine platonische Akademie, nahm den Sohn seines Leibarztes, den Uebersetzer von Platon und Plotinus, Marsilius Ficinus, als zweiten Vater der platonischen Philosophie, in sein Haus auf, ja er schenkte ihm eine Besitzung in der Nähe der seinigen von Carreggi. Die Erbitterung der Streiter war heftig und die Platoniker zählten nach und nach die geistreichsten und tiefsten Männer zu den Ihrigen. Unter diesen nennen wir besonders Giordano Bruno, der überall umherirrend, in lateinischen und italienischen Schriften, theils Platon's Lehre gegen die Aristoteliker vertrat, theils Raimundus Lullius Kunst der Topik, d. h. den Versuch, die Elemente der Reflexion zu klassificiren, und so eine allgemeine Methodik, oder ein Organon zu erfinden, zu vervollkommnen strebte und endlich verbrannt ward. Er ist auch unter uns wieder bekannt geworden durch den geistreichen Auszug aus seinem Buche von der Ursache, dem Urgrunde und dem Einen, welchen F. H. Jacobi in seinem Werke über die Lehre des Spinoza gegeben hat. Nicht minder trefflich aber und gleichsam eine Fortsetzung dieses Werks ist ein anders ebenfalls dialogisches über das unendliche All und die Welten, worin die aristotelische Lehre Punkt für Punkt mit Feuer und Tiefsinn widerlegt wird. Sollten wir nur noch auf unsere Zeiten zurückkommen, so würden wir auch hier nachweisen können, wie man Platon's Weg wieder betrat und auf ihn die Philosophie zu führen suchte. Hier jedoch überlassen wir den Wißbegierigen sich selbst und der Kraft, dem großen Schwung unsers Zeitalters zu folgen, oder nicht. Gewiß aber ist, daß keinem wahren Philosophen Platon's ethische Begeisterung fehlen dürfe, wie daß noch keiner den großartigen und reingebildeten Styl desselben bis jetzt sich anzueignen fähig gewesen. Von den Ausgaben des Platon sind außer der Aldinischen die vorzüglichsten die von Henricus Stephanus 1578, 3 Bde. Fol., die frankfurter, 1602, Fol. und die zweibrücker, 1781—86, 13 Bde. 8. Die neuesten sind von Beck, Becker und von Ast; noch andre sind angekündigt. Wa.

Platonische Liebe, s. den vorigen Art.

Platonische Philosophie, s. Platon.

Platonische Republik, s. Platon.

Plattdeutsch, Niederdeutsch, Niedersächsisch (seit dem 16. Jahrh. auch Sassisch), gleichbedeutende Beinamen derjenigen weichern deutschen Mundart, welche ehedem über einen großen Theil von Deutschland herrschte, und jetzt noch in den Ländern Norddeutschlands im Munde des Volks gehört wird. Es steht derselben die härtere, oberdeutsche, in der südlichen Hälfte unsers Vaterlandes übliche Mundart entgegen. Welche von beiden die ältere sei, ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich ist es, daß sich schon in den ältesten Zeiten, bald nach Einwanderung der ersten asiatischen Völkerschaften in Deutschland, zwei Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten asiatischen Nomadenstämme nördlich, der andre südlich längs der Donau sich hinzog. Bald mochte sich auch

hier der mächtige Einfluß des Klima's, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauhern und waldigen Gebirge Süddeutschlands und die kriegerische Geschäftigkeit längs der Donau erschufen eine feierlich-ernste und gebieterische Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervorbrachte. Zu einer scharfbegrenzten, bleibenden Absonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, so lange die Völker unstet von Wohnsitz zu Wohnsitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der Verkehr der Völkerschaften unter einander eine theilweise Mischung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den ältesten Ueberbleibseln unsrer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verschmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt sich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. Nach einigen fing man schon zu Ottfried's Zeiten, also im 9. Jahrh. an, die lingua theodisca oder oberdeutsche Sprache von der teutisca, teutonica, belgica oder niederdeutschen zu unterscheiden; nach Andern aber trat diese Scheidung erst im 13. Jahrh. ein. So viel bleibt indessen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermischt, und herrschten auch nach erfolgter Absonderung lange gemeinschaftlich neben einander fort, die härtere in dem südlichen Theile Deutschlands, in Oesterreich, Baiern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Obersachsen; die weichere im nördlichen Deutschland, im Niedersächsischen, in Westphalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, so daß die Grenzlinie zwischen beiden, wenn geographische Bestimmungen hier möglich sind, vom Rhein durch Hessen und Halberstadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel sich hinzog. Für die lange und ausgebreitete Herrschaft der niederdeutschen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen folgende die vornehmsten sind: 1) die angelsächsische (englische), 2) die normannische, 3) die flämische und niederländische, seit dem 13. Jahrh. die holländische genannt, 4) die isländische, 5) die norwegische, 6) die schwedische, und 7) die heutige niedersächsische. Daß aber dennoch die oberdeutsche Mundart schon früh zu einem größern Ansehn gelangte, hatte seinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das südliche Deutschland zuerst in eine wohlthätige geistige Berührung kam, theils in dem Umstande, daß gerade mit den schwäbischen Kaisern, und von ihnen begünstigt, ein regeres Geistesleben in Deutschland erwachte. Jetzt, als die niedersächsische Sprache in der letzten Hälfte des 12. Jahrh., zur Zeit der holländischen Ansiedelungen in Deutschland, durch die mit den verwandten Ansiedlern eingezogne belgische Mundart sich bereichert hatte, erhob sich dieselbe im nördlichen Deutschland auch eine Zeit lang zur Schriftsprache, bis im 16. Jahrh. durch Luther's Bibelübersetzung das Hochdeutsche herrschend ward, und seine Schwester nicht nur aus Schriften, sondern allmälig auch aus Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreisen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Westphalen, Mecklenburg ꝛc. erhielt sich die letztre bis zum Anfange des 17. Jahrh. in Schriften geistlichen und weltlichen Inhalts. Als Volkssprache dagegen finden wir sie noch jetzt, obwol in verschiednen Mundarten, durch ganz Niederdeutschland verbreitet. Sie hat in neurer Zeit viel Freunde gefunden, die sich ihrer, der Verbannten, gegen die hochdeutsche Sprechart angenommen haben. Schon Leibnitz drang darauf, sie zur Erklärung, Bereicherung und Verbesserung des Hochdeutschen zu benutzen, und J. H. Voß versuchte es, sie, „die neben der Hochdeutschen, als

ſanftere Schweſter, fortzublühen verdient hätte," durch mehrere treffliche plattdeutſche Gedichte zur Schriftſprache wieder zu erheben. Und in der That, wenn wir auch die Behauptung eines geachteten Sprachforſchers (ſ. Gedike über deutſche Dialekte, in der erſten Samml. der Beitr. d. k. pr. Akad. d. Wiſſ. zur deutſch. Sprachk. Berl. 1794, S. 310) „daß ſie es mehr verdient habe, allgemeine Schriftſprache zu werden, als die oberſächſiſche Mundart," nicht unbedingt unterſchreiben können: ſo verdient ſie doch gewiß auch nicht die Verachtung, mit der der Hochdeutſche auf ſie herabzublicken, und ſie als eine ausgeartete Schweſter ſeiner Sprache zu betrachten pflegt. Wenn auch nicht ſchon ihr Alter ſie der Beachtung werth machte, ſo würde ſie ſich uns doch dadurch empfehlen, daß ſie in vielen Stücken wohlklingender, reiner und reicher iſt, als unſre geprieſne hochdeutſche Mundart; ein Vorzug, der die Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher um ſo mehr auf ſie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unſrer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unſrer Schriftſprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) uns mit den Eigenthümlichkeiten dieſer Sprache bekannt zu machen verſucht haben, und ſehen darin um ſo mehr Verdienſt, je näher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Zeitpunkt iſt, wo von der niederdeutſchen Sprache als von einer ausgeſtorbnen die Rede ſein wird. Um das, was wir über den Wohlklang und den ſanftern, vielleicht nur zu weichen Charakter der niederdeutſchen geſagt haben, deutlicher zu machen, fügen wir Einiges über die Ausſprache derſelben bei. Der Plattdeutſche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, ſtatt Maul ſagt er Muul, ſtatt Haus Huus, ſtatt Leute Lüde, ſtatt reiten ryden. Das ch iſt ihm faſt ganz unbekannt; ſtatt deſſelben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik ſtatt machen, Sachen, ich ꝛc. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Voß, ſo auch Saſſen für Sachſen. Das ſcharfe ſſ in der Mitte wird gern zu einem t, alſo Water für Waſſer ꝛc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Ziſchlaut verwandelt die niederdeutſche Sprache ſchlagen in ſlagen, ſchmecken in ſmecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D, z. B. Dag, Diſch; B. zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kopper ꝛc.; ſelbſt das d muß ſich es oft gefallen laſſen, einer mildern Ausſprache zu Liebe ausgelaſſen zu werden, z. B. laen für laden, Bo'n für Boden u. ſ. w.

Plattiren iſt die Kunſt, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte, entweder des Nutzens oder des Zierraths wegen zu bedecken. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle feſtgelöthet; es gab dabei zwei Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und Silberlöthung. Gegenwärtig plattirt man ſo, daß man eine Silberplatte auf eine zwölfmal ſtärkere Kupferplatte befeſtigt, ſie beide zuſammen ausdehnt und dann dieſen Platten mit einer Prägmaſchine die erfoderliche Geſtalt gibt.

Plauen, eine der gewerbſamſten Städte des Königreichs Sachſen, die Hauptſtadt des voigtländiſchen Kreiſes, liegt in einem ſchönen Thale, an der weißen Elſter, und enthält ein Schloß, zwei Kirchen, 560 Häuſer und 6000 Einw. Außer dem Amte, das ſeinen Sitz im Schloſſe hat, findet man hier ein Lyceum, zwei Hoſpitäler und zwei Waiſenhäuſer. Die Stadt iſt vorzüglich bemerkenswerth wegen

der Baumwollen- und Musselinfabriken, welche die feinsten Musseline liefern. 1802 lieferten die Musselinfabriken an 120,000 Stück, und beschäftigten 112 Schleierherren (Baumwollenwaaren-Händler), 230 Weber mit mehr als 200 Gesellen und Lehrjungen und über 1800 Wirker. Auch die Kattundruckerei ist bedeutend; ferner ist hier eine Wachsleinwandfabrik und einige Tuchwebereien und Strumpfwirkereien. Doch waren diese Baumwollenfabriken früher noch blühender, als jetzt; denn 1794 beschäftigte die Malerei und Einnätherei der baumwollnen Waaren an 6000 Personen.

Plauischer Grund ist eine der reizendsten und merkwürdigsten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, eine halbe Stunde vor den äußern Thoren der Stadt, am Wege nach Tharand und Freiberg. In diesem herrlichen, fast drei Stunden langen Felsenthale, das die Weißeritz, bald als ein reißender Wald- und Gebirgsstrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauscht, wechseln die mannichfaltigsten Scenen, die es sich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zusammenzieht. Hier starren nackte Felsen wild empor; dort breiten sich schön bewachsne, mit Laub- und Schwarzholz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwischen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier ist der Charakter der Gegend romantisch kühn; dort ländlich, mild und sanft. Besonders merkwürdig ist die mineralogische Beschaffenheit dieses Thals, wenn es von seinem reizenden Gewande entkleidet sich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigsten Urkunden der gewaltsamen Umwälzungen aufbewahrt sind, welche die Gewässer der Erde verursacht haben. Der tiefe Grund, den wir jetzt bewundern, hat seine Gestaltung mit allen phantastischen Krümmungen jener fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinstimmung des in Massen auf beiden Seiten aufgeschichteten Urgebirges beweisen. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtausenden sich dieses tiefe Bett in ein Sienitgebirge gewühlt; dasselbe spaltend, häuften sie zertrümmerte Massen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechseln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales ist auf beiden Seiten Sienit; es erstreckt sich bis zum Eisenhammer. Beim Eingange zur Rechten der Weißeritz, und hie und da auf den Höhen sieht man losgerissne Felsenstücke desselben. Die tiefe Entblößung dieses Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche dasselbe durchkreuzen, können Jedem, der auch gar nichts von der Bergkunde versteht, eine deutliche Vorstellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge sind. In diesem Sienit kommen kleine Krystalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor, in denen Klaproth ein bisher noch unbekanntes Metall enthalten fand, welches er Titanium, die Krystalle selbst aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieser Sienit auch kleine Granatkrystalle. Ueber dem Sienitgebirge sieht man drei sehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erste ist ein hohes Sandsteinflötz, welches bei Koschütz und Dölzschen horizontal geschichtet, gegen vierzig Ellen aufsteigt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewässern hier abgesetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge versteinerter Muscheln enthält, von verschiednen Gattungen. Die schöne Brücke am Eingange des Thales ist aus diesem sehr festen Sandstein

erbaut. Ueber dieſem Sandſteinflötze liegt ein zwei bis vier Ellen hohes Sienitgeſchiebe; es beſteht aus lauter zertrümmerten Sienitſtücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweiſt, wie lange ſie vom Waſſer herumgetrieben worden. Sie ſind mit vielem ſandigen Thon verbunden. Auf dieſem Conglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend ſelbſt Pläner genannt. Es zieht ſich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede zwei Ellen dick, und wieder in drei bis vier Bänke abgelöſt iſt. Seine Feſtigkeit und ſeine natürliche Ablöſung machen ihn zu einem ſehr bequemen Bauſteine; auch iſt er mit einer Menge verſteinerter Muſcheln aus dem Grunde des Meers vermiſcht. Nach dieſem erſten Blicke auf die Bildung des plauiſchen Grundes wollen wir den Freund der Natur auch durch das ſchöne Thal ſelbſt führen. Die Straße von Dresden geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebene fort. Durch den Krieg im J. 1813 wurde dieſe blühende Gegend ſehr verwüſtet. Doch fängt der fleißige Sachſe ſchon wieder an, ſich hier als Landwirth oder Künſtler anzuſiedeln. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reiſewitz'ens Garten genannt. Seine ſchöne Partien machen ihn zu einem beſuchten Vergnügungsorte. Am Ende deſſelben, dicht am Fuße der Höhe, die ſich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen. Es iſt eins der älteſten Dörfer dieſer Gegend, und erhielt wahrſcheinlich von dem wendiſchen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überſchwemmt. Andre Spuren von dem hohen Alter dieſes Dorfes verrathen zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrſcheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo ſie die Aſche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derſelben iſt der Hahneberg zwiſchen der Stadt und dem Dorfe; ein Hügel, auf welchem einſt ein geheiligter Hain ſtand. Das Pfarrfeld befindet ſich auf dieſem Berge, der vielleicht bei der Einführung des Chriſtenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienſtes zu vertilgen. Der andre heilige Platz ſoll die ſogenannte Felſenkuppe geweſen ſein, die ſich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonſt war ſie mit Waldung bedeckt, wovon ſich noch der Name Tännicht erhalten. Jetzt nennt man ſie den großen Stein; ſie bekam im ſiebenjährigen Kriege durch eine Schanze eine ganz veränderte Geſtalt. Die beträchtlichen vorher geordnet über einander gelegten Felſenſtücke hatten ſonſt ganz die Geſtalt und Beſchaffenheit der Hünen- oder Heiden-Hügel. Nicht weit von dieſer zerſtörten Opferſtätte grub man in der Gegend des koſchützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In ſpäterer Zeit hat dieſe Felſenkuppe wahrſcheinlich zu einem Calvariberge gedient; denn an der Straße, welche dieſe Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs noch ſteinerne Säulen und Kreuze zu ſehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Gleich hinter dem Dorfe Plauen zur Rechten iſt der Eingang in den herrlichen Grund, wo ſich das Heitere mit dem Ernſte des Erhabnen vereint. Man wählt den etwas erhöhten Fußſteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwiſchen dem Fahrwege und dem buſchigen Abhange jenſeits über einige Wehre hinabrauſcht. Die ſchönſte Ausſicht gewahrt man auf der hohen Felſenklippe vor Dölzſchen. Unter ſich erblickt man das ſonnige Elbthal und die Stadt,

Digitized by Google

am Fuße einer ſchön gewundnen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäuſern; hinter ihr dehnt ſich ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem ſich die höhern Gebirge der Lauſitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe ſtrömt vom Morgen zwiſchen dem Königſtein und Lilienſtein in die Aue von Pirna herab, und verliert ſich im Abend unter den meißner Gebirgen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerſtraßen durchſchnittnen Fluren liegen freundliche Dörfer verſtreut. Aber welch ein Wechſel, wenn man jetzt ſich wendet! Statt der lachenden Landſchaft erblickt man tief unter ſich eine ſchmale, jähe Schlucht, deren Felſenwände ſich kühn und majeſtätiſch, hier nackt, dort mit Gebüſchen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauſcht die Weißeritz hin, und ſtürzt ſich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegne Mühlen beleben den Grund und mildern die düſtere Anſicht deſſelben. Weiter gen Weſten, wohin die Schlucht maleriſch ſich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umſchloſſnes Thal gewahr, aus deſſen Mitte ſich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalwege in der Tiefe, ſo wird man gleich beim Eingange in den Grund ſehr überraſcht durch die romantiſche Anſicht der ſchönen ſteinernen Brücke in der Nähe der Buſchmühle. Im Sommer ſcheint dieſe Brücke überflüſſig, bei Eisgängen ſchwillt der ſanfte Bach aber oft zum reißenden Waldſtrome an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künſtlichen Waſſerfall. Die Weißeritz verſorgt Dresdens Bewohner mit Brennholz; und unterhält von oben das Spiel der ſich jagenden Scheite, die immer ſchneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe unwirthliche Felſen ragen von der einen Seite ſteil aus dem Waſſer himmelan, die gegenüberſtehenden ſind mit Birken und Büſchen reich geſchmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im Waldesdunkel die Villa des (in Rom lebenden) Malers Graſſi. Ehe die Straße nach Tharand durch dieſen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felſen mußten geſprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter dieſen hervorragenden, jetzt meiſt weggebrochnen Klippen war das ſogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigſten. Unter abwechſelnden Anſichten kommt man zur zweiten, oder Königsmühle, und zur dritten, der ſogenannten neuen Mühle. Weiterhin, wo der tiefe Grund ſich allmälig erweitert, liegt noch ſehr romantiſch eine Pulvermühle; ſonſt war ein Kupferhammer hier. Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potſchappel. Dieſem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich der Erſte in der erſten Hälfte des 10. Jahrh. hier erbaute, um die Wenden im Gehorſam zu erhalten. Man nannte ſie Burgwardium Buiſtritzi, vielleicht weil in noch grauerer Vorzeit der wendiſche Gott Püſtritz hier abgebildet ſtand, wovon das benachbarte Dorf Peſterwitz ſeinen Namen bekam. Auf der Oſtſeite findet man die deutliche Spur eines Waldes, und vorn auf der Felſenkuppe unterſcheidet man noch eine keſſelförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. Das Dorf Potſchappel hat ein niederländiſches Anſehn, und der erſt ſeit ungefähr dreißig Jahren daſelbſt ernſtlich betriebne Steinkohlenbau iſt nicht unbedeutend. Die Kohlenflötze ziehen ſich von Burg am Windberge herab bis nach Zamkerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg iſt die Art des Abbaues der Steinkohlen ſehr merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, iſt in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, wel-

ches daſelbſt 14 Ellen hoch iſt, abgebauet; und die Grube bildet ein unterirdiſches Labyrinth, denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke ſtehen laſſen müſſen, damit die Decke nicht einſtürze. Hinter Potſchappel ſcheint der eigentliche Grund geendet, lachende Ebnen breiten ſich aus, und die Anſicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemälde. Am Wege ſelbſt befindet ſich, an der Weißeritz, die döhlener Waſſerkunſt, welche das im Kohlenſchachte ſich ſammelnde Waſſer herauspumpt. Durch dieſe Maſchine wird es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Waſſers fortzuarbeiten. Jetzt ſoll eine Dampfmaſchine dies bewirken. Auch wird ein großer Stollen zur Elbe geführt. Der Windberg iſt der höchſte Berg dieſer Gegend. An ſeinem Fuße vorbei kommt man durch das ſeiner Obſtbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder ſich enger zu ſchließen, das Dörfchen Hainsbach liegt maleriſch vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Rieſenbette, einer in einem ſchroffen Felſen ſich wölbenden Höhle vorbei. Nicht weit davon entſteht die Weißeritz, aus dem Zuſammenfluſſe der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausſtrömt, iſt tief und düſter. Es iſt ſo eng, daß die Breite des Waſſers und Fahrwegs zuſammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben ſich Tannen über einander, ſteile und nackte Klippen ragen dazwiſchen hervor, und brauſend ſchäumt der Waldbach durch dies einſame Thal, wo man nur das Rauſchen des Waſſers und das Krächzen der Raben hört, ſelten ſieht man in der finſtern Schlucht etwas Lebendiges, als etwa einen hochſchwebenden Geier. Ganz verſchieden iſt der Charakter des letzten Drittheils unſers plauiſchen Grundes; reich an romantiſchen Abwechſelungen, leitet er durch das liebliche heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblicke der Ruinen von Tharand. Für den Botaniker iſt der plauiſche Grund ſehr merkwürdig, weil er die mannichfaltigſten Kräuter, Pflanzen und Flechten enthält; auch der Entomologe wird ſich hier ſehr befriedigt finden. Sonſt fabelte man von Schätzen an Gold und Silber, die in dieſen Gebirgen zu finden wären; doch fand man in dieſen Bergen nie eine Spur von edeln Metallen. In einer ſo romantiſchen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekannteſten iſt das Mährchen von dem Zauberſchloſſe im Innern des Windberges. Der ſchief gegenüber liegende Burgwartsberg macht dem Zauberſchloſſe die Größe des Reichthums noch ſtreitig, denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege, und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um ſeinen Gipfel tanzten. So verknüpft rege Phantaſie das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den ſichtbaren Naturſchönheiten. Reiner Glaube und höherer Sinn werden geiſtig leicht hier das finden, was kindiſcher Aberglaube im Golde allein zu faſſen wähnt, die liebende allmächtige Weltſeele, die aus dem Wunderbau der Erde ſowol, als aus den Bahnen der Sonnen, uns ihre tröſtende Nähe verkündet. Wl.

Plautus (Marcus Accius), einer der älteſten römiſchen Schauſpieldichter, gebürtig aus Sarſina in Umbrien, lebte um das J. 200 vor Chr. in Rom als Vorſteher einer Schauſpielergeſellſchaft. Aus Gellius wiſſen wir, daß er ſich wenigſtens eine Zeit lang in einer ſehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, ſich ſeinen Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Dabei ſcheint er jedoch eine unverwüſtlich frohe Laune gehabt zu haben; denn ſelbſt in jener, eben nicht zur Poeſie einladenden Lage ſoll er einige Luſtſpiele verfertigt haben.

Noch ſind uns zwanzig ſeiner für echt gehaltnen Komödien (denn die Beliebtheit der plautiniſchen Stücke bewirkte wahrſcheinlich, daß man viele unter Plautus Namen verfertigte) meiſt vollſtändig erhalten worden. Die Namen ſind theils von Perſonen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle ſpielen, wie Amphitruo (der Gemahl der Alkmene, Mutter des Herkules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sklaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaares), Miles gloriosus (der großſprecheriſche Soldat), Captivi (die beiden Gefangnen), Mercator (der Kaufmann), Foenulus (der Punier oder Karthaginenſer), Persa (der Perſer), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewiſſen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, ꝛc. Fabula (der Topf oder der Schatz, das Käſtchen, die Geſpenſter). Plautus Verdienſt beſteht darin, daß er die griechiſchen Komödien des Diphilus, Epicharmus u. A. theils überſetzend, theils nachbildend, in die lateiniſche Sprache übertrug, und dadurch dieſe ſelbſt mit ausbilden und bereichern half. Die Alten ſelbſt können ſeine kernhafte, alterthümliche Sprache nicht genug rühmen, und nach Varro meinte Jemand, die Muſen, hätten ſie lateiniſch reden wollen, würden ſich der plautiniſchen Sprache bedient haben. Nicht weniger rühmte man den ſchalkhaften Witz und den Sentenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt ſich für die Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens viel aus Plautus lernen, ob ſich wol vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet, das nicht nachzuahmen iſt. Auch an Witz und origineller Laune gebricht es den plautiniſchen Komödien nicht; aber die Sprache iſt oft gemein, der Scherz bisweilen unedel, ja ſchmutzig. Nicht ſelten iſt der Gegenſtand ſeiner Stücke eine höchſt obſcöne Geſchichte, die ſpaßhaft behandelt wird. Im Allgemeinen hat ſein Dialog größere Verdienſte, als die dramatiſche Entwickelung. Es geht daraus hervor, wie wenig man im Allgemeinen dieſen Dichter, beſonders jüngern Leſern, empfehlen darf. Doch ſind einige ſeiner Komödien weniger anſtößig, z. B. die beiden Gefangnen, und der Trinummus, von welchem letztern Stücke wir auch eine einzelne, vorzügliche kritiſche Ausgabe von Herrmann haben. Eine treffliche Ausgabe ſämmtlicher plautiniſchen Komödien nebſt den Bruchſtücken iſt folgende: M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae cum commentario et var. notis et observat. ex recens. Ioh. Frid. Gronovii c. praefat. I. A. Ernesti. Vol. II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentare erſchien Zweibrücken 1788, 3 Bände 8.; von Schmieder, Göttingen 1804—1805; und die neueſte, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateiniſch und deutſch gab die plautiniſchen Luſtſpiele heraus Danz, Leipzig 1806—1807, und metriſche Ueberſetzungen lieferten außer Mylius (Berl. 1784) Küffner (Wien, 1806—1807) und Köpke (Berlin, 1809, den 1ſten Band), letztre beide mit Anmerkungen. S.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksklaſſe, welche nicht zu den Senatoren (ſ. Patrizier) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentlichen Staatsämter bekleideten, ſondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten, und überhaupt alle diejenigen, deren Vermögen nicht wenigſtens 400,000 Seſtertien betrug; ſie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler ꝛc. ſein.

Vornehmlich aber nannte man Plebejer die ärmere Volksklasse, die meist von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (gesetzlich verbotnen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterscheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieser alle in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger ꝛc., zu jener die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angesehenste und beste Theil der römischen Bürgerschaft waren. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patriziern s. d. Art. Rom. In der blühendsten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römische Bürger; davon lebte ungefähr die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daselbst den dritten Stand.

Plectrum hieß das Instrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich spielten. Wahrscheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Erst später wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuschlagen. Die Lacedämonier hielten dies für so unziemlich, daß sie einst einen Lyristen deshalb zu einer Geldstrafe verurtheilten.

Plejaden, die Töchter des Atlas, sieben an der Zahl. Die Fabel erzählt, Orion habe sie erblickt und liebend verfolgt, sie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter, sich ihrer erbarmend, sie in Tauben verwandelt habe. Daher das Siebengestirn.

Pleonasmus (Ueberfluß), heißt in der Redekunst derjenige Fehler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wiederholt ausgedrückt wird. Dies geschieht dadurch, daß man dieselben Worte wiederholt, oder gleichbedeutende, oder solche, deren Sinn in andern wenigstens zum Theil enthalten ist, braucht. So ist es pleonastisch, zu sagen: der großmüthige Fürst, welcher gern die Großmuth übt. In diesem Falle ist freilich der Pleonasmus sehr sichtbar; es gibt aber eine verborgnere Art desselben, gegen die selbst gute Schriftsteller nicht immer auf ihrer Hut sind.

Pleuresie (pleuritis) ist die Entzündung der Pleura oder des Brustfelles, einer serösen Haut, welche die innere Oberfläche der Brusthöhle umkleidet und sich auf die äußere Oberfläche der Lunge fortsetzt. Die Pleuresie entsteht am häufigsten von Erkältung, unterdrückter Gicht, Rheumatismus und Blutungen. Sie verräth sich durch einen lebhaften meist stechenden Schmerz der Seite (daher die Krankheiten im Deutschen Seitenstich genannt wird) durch kurzes beschwerliches, den Schmerz vermehrendes Athenholen, Husten und fieberhafte Symptome. Im Anfange ist der Husten trocken, später wird bisweilen unter kritischen Ausleerungen, welche das Fieber entscheiden, eine große Menge von Schleim mit Erleichterung ausgeworfen. Dann zertheilt sich die Entzündung, welche aber in andern Fällen auch in Eiterung und Ausschwitzung übergeht und es auch veranlaßt, daß die Lunge mit dem Brustkasten verwächst. Ist die Krankheit zum erstenmal vorhanden, ist sie neu entstanden, wird sie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt, so ist die Gefahr eines unglücklichen Ausgangs nicht groß. Blutegel und minder antiphlogistische Mittel, Ableitungen durch Vesikatorien sind bei einer guten Behandlung vorzüglich wichtig.

Pleyel (Ignaz), ein sehr beliebter Instrumentalcomponist, geb. im Oesterreichischen 1757, studirte die Composition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reise nach Italien und Frank-

reich machte. Er wurde hier aller Orten auf das Schmeichelhafteste aufgenommen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, ward er 1787 zum Kapellmeister am Münster zu Straßburg, mit einem Jahrgehalte von 4000 Franken ernannt. Als aber während der Revolution die Kirchen geschlossen und alle Kirchendiener verabschiedet wurden, flüchtete sich Pleyel, der zwar, den Umständen nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, aber die Aufmerksamkeit der mit andern Sorgen beschäftigten Regierung damit nicht gewonnen hatte, 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als Haydn sich ebenfalls daselbst befand. Er gab eine Anzahl Concerte und wandte sich darauf wieder nach Paris, wo im J. 1796 sein Name unter den Componisten des zweiten Ranges, welche seit der Eroberung der Freiheit zur Verschönerung der Nationalfeste durch ihre Talente beigetragen hatten, öffentlich und feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er eine Musikalienhandlung angelegt, welche sich in kurzer Zeit zu einer der ansehnlichsten in Europa erhoben hat. Zu besondrer Ehre gereicht ihm seine seit 1801 unternommne Ausgabe einer Bibliothèque musicale, in welcher er nach und nach die vornehmsten Werke der ersten italienischen, deutschen und französischen Meister, eines Händel, Haydn, Jomelli, Leo, Durante, Hasse, Graun, Bach ꝛc. zu liefern versprochen hat. Als Componist hat Pleyel eine große Anzahl von Werken geliefert, die größtentheils in Offenbach und dann in seiner eignen Officin erschienen sind. Sie zeichnen sich sämmtlich aus durch Leichtigkeit, Anmuth und Gefälligkeit; doch sind die spätern nicht mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Meistens sind sie für Instrumentalmusik: Simfonien, Sonaten, Duette, Trio's, Quartette, Quintette u. s. w. Für den Gesang führen wir nur seine Oper Iphigenia an.

Plinius (Caj. Secundus), der ältere dieses Namens, römischer Ritter, geb. zu Verona im J. 23 nach Chr.; einer der größten Gelehrten und Geschäftsmänner Roms. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutschland mit, und bekleidete späterhin mehrere öffentliche Stellen, unter andern das Amt eines Procurators in Spanien. Er ist vorzüglich merkwürdig durch seinen ungemeinen Forschungsgeist und seinen unermüdlichen Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren. Ueberdies stand er sehr früh auf, selbst im Winter, legte sich oft gar nicht zu Bette, und las selbst während des Essens und Badens, oder ließ sich vorlesen. Dabei zeichnete er sich emsig Alles auf, was ihm merkwürdig schien, und äußerte öfters, kein Buch sei so schlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Konnte er selbst nicht schreiben, so dictirte er. Auf diese Weise konnte Plinius, ungeachtet seiner vielen öffentlichen Geschäfte, mehrere bedeutende Werke liefern, die eben so von seinem Fleiße, als von seiner viel umfassenden Gelehrsamkeit zeugen. Endlich ward er selbst ein Opfer seiner Wißbegier. Er befand sich nämlich im J. Chr. 79 in der Nachbarschaft des Vesuv, als sich eben ein furchtbarer Ausbruch dieses Vulkans ereignete, und konnte sich, ungeachtet der drohenden Gefahr, nicht enthalten, diese merkwürdige Erscheinung möglichst in der Nähe zu beobachten. Schon fiel die glühende Asche auf sein Schiff; dennoch ließ er sich nicht bewegen, umzukehren, und fuhr sogar fort, Alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Während die Erde furchtbar um ihn dröhnte, übernachtete er unweit des brennenden Berges ruhig bei einem Freunde, und fand

am andern Morgen, als er ſich am Meeresſtrande niedergelaſſen hatte, ſeinen Tod in dem erſtickenden, ſich über die ganze Gegend verbreitenden Dampfe. So endigte dieſer merkwürdige, raſtlos thätige Mann, deſſen Schriften, zum unerſetzlichen Verluſte für die Wiſſenſchaft, größtentheils verloren gegangen ſind; unter andern ſeine Bellorum Germaniae lib. XX, und ſeine Historiarum lib. XXXVII. Ein Werk noch haben wir von ihm, daß die Ueberſchrift führt: Historia naturalis, oder Historia mundi, in 37 Büchern; eine ſehr reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung und des Wiſſens, um ſo ſchätzbarer, da Plinius aus einer Menge verloren gegangner Bücher ſchöpfte, wie man aus dem 1ſten Buche jenes Werkes ſieht. Nicht bloß über Mineralien, Pflanzen und Thiere finden wir hier viele Wiſſenswerthes geſammelt, ſondern auch vieles Andre, was in die Aſtronomie, mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie, und in die Medizin gehört, ja ſelbſt manches aus der Geſchichte der Kunſt, z. B. über Gemälde und alte berühmte Gebäude. Unter den ältern kritiſchen Ausgaben iſt die von Hardouin (Paris 1723) die vorzüglichſte; die Handausgabe von Franz, mit Hardouin's u. A. Noten, iſt ſehr incorrect (Leipzig 1776—91 in 10 Bänden). Eine deutſche Ueberſetzung haben wir von Groſze (Frankfurt a. M. 1781—88). S.

Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) der jüngere, des Vorigen Schweſterſohn, geb. nach Chr. 62 zu Comum (Como). Von ſeinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er eine weiſe Benutzung der Zeit, legte ſich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredtſamkeit und Philoſophie, und ſchon als ein 13jähriger Knabe machte er den Verſuch, eine Tragödie in griechiſcher Sprache zu dichten. In Syrien, wo er eine Zeit lang als Oberſter bei einer Legion ſtand, benutzte er den Umgang mit dem Philoſophen Euphrates, einem ſehr gebildeten Manne, und trat dann in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete auch einige öffentliche Aemter, und wurde ſchon im 39ſten Jahre Conſul. Durch die vorzügliche Gunſt des Kaiſers Trajan ward er darauf zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannt, welchen ehrenvollen Poſten er zu allgemeiner Zufriedenheit zwei Jahre lang verwaltete. Er war in jeder Hinſicht einer der ausgezeichnetſten und beſten, und man kann auch hinzuſetzen, der glücklichſten Männer ſeiner Zeit. Denn nichts fehlte ihm zum frohen Lebensgenuſſe, und ein gebildeter Geiſt, ein edles Herz, und Freundſchaft und Liebe, mit einem Worte, das Schönſte und Beſte ſchmückte und verherrlichte ſein Leben. Als Schriftſteller arbeitete er mit eben ſo viel Liebe als Fleiß. Er verſuchte ſich in mehrern Gattungen, in Proſa und Poeſie. Uns iſt von ſeinen Schriften nichts mehr übrig, als eine Sammlung Briefe in 10 Büchern, und eine Lobrede auf Trajan. Die Briefe ſind an verſchiedne Freunde gerichtet und ſehr mannichfachen Inhalts; das 10. Buch enthält Briefe und Berichte an den Kaiſer, nebſt deſſen Antworten, und unter andern auch einen Bericht, worin er die Chriſten gegen die Beſchuldigungen ihrer Feinde vertheidigt. Plinius ſchreibt nicht ſo einfach ſchön wie Cicero; aber der Inhalt und der geiſtreiche Ton machen ſeine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede (Panegyrikus) auf Trajan iſt er nach Einiger Meinung mit ſeinem Lobe ſowol, als mit ſeinem redneriſchen Schmucke zu verſchwenderiſch; iſt ſie aber auch in dieſer Hinſicht nicht als Muſter zu empfehlen, ſo bleibt ſie immer noch ein wichtiges Werk für die Geſchichte des wirklich edeln und lo-

Digitized by Google

benswerthen Kaisers und seiner Zeit. Die Briefe und den Panegyrikus zusammen gab Gesner mit Anmerkungen (Leipzig 1739) und zum zweiten Male A. G. Ernesti (Leipzig 1770) heraus. Eine neuere kritische Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erschien von Gierig (Leipzig 1800—2) und sämmtlicher Schriften von demselben (Leipzig 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipzig 1805). Die Lobrede besonders edirte nach Arntzen (Amsterdam 1738) und Schwarz (Nürnb. 1746), Gierig mit Anmerkungen (Leipzig 1796). Von demselben erschien eine Schrift über das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Briefe nebst dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankfurt a. M. 1789). Den Panegyrikus lieferte deutsch mit Anmerkungen Schäfer (Ansbach 1784) und Wigand (Leipzig 1796). S.

Plongeon wird das Bad genannt, wenn man sich mit dem Kopfe zuerst in das Wasser stürzt. Dadurch wird eine momentane Blutanhäufung im Kopfe bewirkt, die Lungen, das Herz, die Unterleibseingeweide verändern ihre Lage; vorzüglich die Haut erfährt einen lebhaften Eindruck. Mit Rücksicht auf diese Wirkungen hat man das Sturzbad auch in manchen Badeorten, z. B. in Spaa als Heilmittel in Gebrauch gezogen, besondre Vorrichtungen zu demselben getroffen und man sucht die Wirkung auf die Haut dadurch zu verstärken, daß sie unmittelbar nach dem Bade eine Zeit lang frottirt wird.

Plus, mehr, bedeutet in der Rechenkunst das Addiren; das Zeichen dafür ist ein +. A + B heißt also so viel als A zu B addirt.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechischer Schriftsteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenstellen bekleidete, und die Philosophie in Rom vortrug. Er soll gegen 300 philosophische und historische Schriften, verfaßt haben, wovon wir noch 125 besitzen; aber mehrere führen mit Unrecht seinen Namen. Die erstern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Dan. Wyttenbach, Oxford 1795—1801, 5 Bände 4. und 8., deutsch von Kaltwasser, Frankf. 1783—1800, 9 Bände 8.), in welchen er sich besonders über mehrere praktische Gegenstände auf eine populäre Weise verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica ꝛc.), der seine Belesenheit glücklich anwendet, um seinen Gegenstand anziehend zu machen. Seine historischen Schriften sind noch ausgezeichneter, und für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig, vorzüglich seine berühmten und musterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (herausgegeben von Bryan, London 1729, 4 Bände 4. und mehrere einzeln, z. B. Theseus und Romulus, Leipzig 1789; Marius und Sulla, Leipzig 1795; Alexander und Cäsar von Schmieder, Halle 1804; Timoleon, Philopömen, die beiden Gracchen und Brutus, mit Anmerkungen von Bredow, 1800, und dieselben deutsch von demselben, 1807; alle deutsch von Schirach, Leipzig 1776—1779, 7 Bände 8., und von Kaltwasser, Magdeb. 1799—1806, 10 Bände 8.); ferner römische und griechische Untersuchungen, Isis und Osiris oder über ägyptische Alterthümer und Apophtegmen. Er webt in diesen Schriften seiner leichten Darstellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird sein Styl

oft getadelt, und man wirft ihm eine zu große Ausschmückung durch Sentenzen der ältern Philosophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeinen Fehler seiner Zeit, vor. Unter den Ausgaben aller seiner Werke sind nach denen von Henr. Stephanus (Genf 1572, 13 Octbde.), von Rualdus (Paris 1624, 2 Bde. Fol.) und den frankfurter Ausgaben (1599 und 1620, 2 Bde. Fol.) die von Reiske (Leipzig 1774—82 in 12 Octbden.) und von Hutten (Tübingen 1791—1805 in 14 Octbden.) die besten. —v.

Pluto (bei den Griechen Hades, Ais, Aides), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder Jupiters und Neptuns, welchem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrscher über die Verstorbnen. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben ist, liegt der Tartarus, zu welchem eine von ihm selbst bewachte Pforte führt; dahin müssen nach ihrem Tode alle Menschen hinabsteigen. Mächtig, schrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen, ist der dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Herkules ihm seinen Hund, den fruchtbaren Cerberus, der vor Pluto's schauervoller Wohnung liegt, und verwundet ihn selbst in die Schulter. Er fährt auf einem Wagen von vier schwarzen Rossen gezogen, die er mit goldnem Zügel lenkt. Sein Helm macht unsichtbar. So viel erzählt von ihm die Ilias. Die Odyssee hat schon Manches anders. Seine Wohnung ist hier nicht ganz bestimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulysses segelt von Aeäa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, schifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felsen und dem Haine der Persephone, Pluto's Gemahlin (s. Proserpina), wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei diesen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt so zu dem nächtlichen Dunkel, des Ais Behausung, wo die Todten wohnen. Bei Hesiod führt am ewig umnachteten Westrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab, eine andre in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdische Abgründe vor. Homer und die ihm nächsten fabelten innerhalb der Erdscheibe des Aides Reich, worin die Todten, gute und böse, wie hier die Lebenden, durch einander schweben, und nur wenige Götterfeinde Qualen erdulden; verschieden war der Tartarus. Als hierauf die Philosophie durch kühnere Vermuthungen von der Erdscheibe und endlich durch Behauptung einer schwebenden Erdkugel den uralten Tartarus verdrängte, und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode sich ausbreitete, ward das Todtenreich, zuerst allein innerhalb der Scheibe, dann auch von Einigen um die Mitte der Kugel, in Elysium und Tartarus gesondert. Solche Veränderungen hatten auch auf die Vorstellung von dem Herrscher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm gestaltete sich anders; er ward der Wohlthätige, der die Schlüssel der Erde in seiner Hand hatte, und das Jahr mit Früchten segnete: denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum, alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutus (s. d.) vermischend, Pluto nannten, und über die in den Eingeweiden der Erde verborgnen Schätze gebieten ließen. Er kämpfte mit seinen Brüdern gegen die Titanen, und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unsichtbar machenden Helm, den er im Gigantenkriege dem Hermes, dem Perseus gegen die Gorgonen lieh, und der nachher

auf Meriones kam. Die Erinnyen und Charon dienen ihm. Er richtet über jede bekannte und verborgne That, und ihm sind die drei Richter, Aeakus, Minos und Rhadamanthus, untergeordnet. Bacchus, Herkules, Orpheus und Ulysses durften lebend sein Reich betreten; den Theseus und Pirithous aber, die, nach Einigen, seine Gemahlin entführen wollten, ließ er darin fesseln; doch soll ersterer späterhin vom Herkules wieder befreit worden sein. Pluto's Dienst war unter den Griechen und Römern weit verbreitet. Heilig waren ihm Cypressen, Buchsbaum, Narzissen und die Pflanze Adiantum (Frauenhaar); geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen in dem Schatten der Nacht, und seine Priester waren mit Cypressen bekränzt. Abgebildet wird Pluto in düsterer Majestät, die Stirn von dem Haupthaar beschattet, und mit dickem Barte. Auf dem Haupte trägt er das Maß als Symbol, daß er ohne Unterschied richtet. Zuweilen ist auch sein Haupt verschleiert. Oft auch trägt er jenen Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von Adiantum, oder von Narzissen. In der Hand hält er den zweizackigen Zepter, einen Stab, oder einen Schlüssel; neben ihm ruht Cerberus. Er sitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf seinem Wagen. Seine Beinamen sind der unterirdische Zeus, der stygische ꝛc.

Plutus, des Jasion und der Ceres Sohn, der Gott des Reichthums. Diese Abstammung erklärt den Sinn der ganzen Allegorie, welcher kein andrer ist, als Ackerbau gibt Reichthum. Anfangs war Plutus sehend; da er aber mit seinen Gaben nur die Guten beglückte, so machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterschied an Gute und Böse seinen Reichthum austheile. Sein Wohnsitz war tief unter der Erde. Er ist schwach, unvermögend und hinkt, wenn er zu Jemanden kommen will, aber schnellfüßig, oder leichtbeschwingt eilt er von dannen. Das Glück (Tyche) trägt ihn auf den Armen, auch ist er in Minerva's Gefolge. So allegorisirten die Dichter über den Reichthum. Mit welchen Attributen er abgebildet wurde, ist unbekannt. Zuweilen wird er mit Pluto verwechselt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt versteht man darunter ein großes Meßgewand der katholischen Geistlichen, welches um den ganzen Leib geht, und vorn mit zwei Haken befestigt wird.

Pluvius, der Regengeber, griechisch Ombrios, ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, eine wichtige englische Seestadt, in Devonshire, zwischen den Flüssen Plym und Tamar, da wo beide sich in den brittischen Kanal ergießen. Plymouth, Stonehouse und Dock oder Plymouth-Dock sind drei beträchtliche, nahe an einander liegende Oerter, die zusammen Eine Stadt bilden, deren Bevölkerung an 60,000 Menschen beträgt. Die eigentliche Stadt Plymouth ist offen und ziemlich regelmäßig gebaut. Dock ist eine ganz neue Stadt; erst seit 1760 sind ihre meisten Gebäude entstanden, und gegenwärtig ist sie an Bevölkerung, Nahrung und Zierlichkeit der Häuser und Straßen weit über Plymouth erhaben. Dieses schnelle Wachsthum verdankt Dock dem Dasein des berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und der Arsenale. Dieses Werft kann nebst dem in Portsmouth mit Recht das schönste und vollkommenste in der Welt genannt werden. Es ist von der übrigen Stadt durch eine hohe Mauer abgesondert, und keinem Unbefugten wird der Zutrit verstattet. Stadt und Werft werden durch starke Festungswerke vertheidigt. Plymouth hat zwei Häfen, einen

oſtwärts gelegnen, Catwater genannt, und einen, der ſich weſtlich befindet und Ham-Ouze heißt. In letzterm liegen die Kriegsſchiffe zum Ausbeſſern, und auch die abgetakelten zum Ruhen; auch pflegen die nach Oſten beſtimmten Schiffe hier zu ankern, um den Vortheil des Windes zu erhalten, ſo wie die nach Weſten beſtimmten, aus eben dem Grunde, in Catwater ankern. In der Nähe beider Häfen ſind gute Magazine zur Bequemlichkeit der Kaufmannſchaft. In Kriegszeiten iſt Plymouth ein Sammelplatz ſowol der Kanalflotte, als auch der auswärts gehenden Convoyen, und eine Niederlage für Priſengüter. Einwärts kommende Schiffe laufen hier gewöhnlich ein, um ſich Lootſen, den Kanal hinauf, zu verſorgen. Kriegsſchiffe von 100 Kanonen und darüber werden von Portsmouth hieher gebracht, weil das Waſſer eine beträchtlichere Tiefe hat. Als Handlungsplatz iſt Plymouth, wie überhaupt die brittiſchen Kriegshäfen, von keiner Bedeutung. Der Verkehr mit Newfoundland hat ſehr abgenommen. Der Antheil an der Sardellenfiſcherei iſt nicht unbeträchtlich. Nach Weſtindien führt Plymouth viel Kalk aus. Die Fabriken beſchränken ſich auf eine große Gerberei, einige Seilerbahnen und eine Segeltuchfabrik, bei welcher Flachs und Hanf eben ſo, wie Baumwolle und Wolle durch Maſchinen geſponnen wird. Bei dem Eingange in die große Bai, an welcher Plymouth liegt, befindet ſich die Klippe Eddyſtone mit einem Leuchtthurme, vor deſſen Erbauung viele Schiffe in dieſer Gegend verunglücken mußten. Der jetzige ſteht ſeit 1759, und iſt ein Meiſterwerk des berühmten Smeaton. Der Hafendamm von Plymouth (Plymouth break water) verdient hier noch eine beſondre Erwähnung. Seitdem England, bei ſeinen häufigen Seekriegen mit Frankreich, ſich in der Nothwendigkeit befand die Mündungen der franz. Häfen fortgehend zu blokiren um ſeine Seefahrt ruhig auf dem Meere fortſetzen zu können, empfand man den Mangel eines nahen Hafens am Kanal in den die kreuzenden Flotten bei zu heftigen Stürmen ſicher einlaufen und nach Aufhören des Sturms ſchnell wieder auslaufen könnten. Dazu befand man beſonders die Häfen von Falmouth und Plymouth geeignet, aber die Einfahrt in den erſten iſt zu enge und erlaubt nur langſam aus- und einzuſeegeln. Mehr Raum zum Einlaufen liefert die Rheede von Plymouth, aber ſie war zu offen, deswegen zog man das Einlaufen zu Torbay vor; obgleich auch dieſe Rheede vor Nordoſt- und Südoſtwinden nicht ſicher iſt; Plymouth hatte aber die Hauptarſenäle der Marine und war folglich beſonders zu einem Sicherheitshafen nöthig. Lange wankte man welchen großen Plan, zur Sicherheit eines auf der Rheede anzulegenden neuen Hafens, man hier annehmen wolle und entſchloß ſich endlich, nach dem Vorſchlag der Herrn Whibby und Rennie, zu einem Hafendamm von 1700 Yards (beinahe 1 engl. Meile). Dieſer Damm läuft mitten durch den Sund der 3 Bayen Cowſand, Catwater und Ham-Ouze von Oſten zu Weſten und läßt einen weiten Eingang an beiden Enden offen. Der Mittelpunkt iſt 1000 Yards lang in gerader Linie. Im Winkel von 104 Grad, gegen den Hauptdamm, ſchließt ſich hieran, mit Neigung nach Norden, an jeder Seite eine Länge von 350 Yards. Dieſe beiden Seitendämme fehlen noch zur Vollendung des Meerhafens. Der Mittelpunkt ſollte erſt nur 250 Fuß Breite im Grunde von 30 Fuß Tiefe haben, hat aber in der wirklichen Anlage 400 Fuß Stärke erlangt; über das niedrigſte Waſſer, zur Zeit der Ebbe, erhebt ſich der Damm 80 Fuß hoch, die Kappe iſt 48 Fuß über das Waſſer breit, und hat an jeder Seite einen bequemen Fußpfad 6 Fuß breit aus Steinen gebil-

Digitized by Google

det, welche an 20,000 Pfund jeder wiegen; in der Mitte des Damms ist an beiden Seiten ein kleiner Nebendamm gelegt worden, an dem die Böte bequem anlegen. Zu dem fertigen Mitteldamm verbrauchte man ohngefähr 4000 Millionen Pfund Steine in Blöcken, an Gewicht jeder 10,000 bis 20,000 Pfund. Zum Fundament verbrauchte man mehrere hunderttausend Tonnen, jeden Stein zu 2000 Pfund, von hartem Devonshire-Marmor mit feinen weißen, schwarzen und rothen Adern für die Ausbrechung von 20—25 Acker Marmorbrüche; am Ufer zahlte die Regierung dem Herzoge von Bedford, als Eigenthümer, 10,000 L., davon sind erst 8 Acker ausgebrochen und die übrigen noch unversehrt. Mit vieler Kunst sprengt man hier den Felsen, bringt die Blöcke durch Maschinen am Bord und aus den Schiffen auf den Damm. Das Sprengen der Felsen unter dem Wasser, an der Stelle der Einfahrt, ist eben so merkwürdig durch Taucher geschehen. Die desfällige Glocke ist 7 Fuß hoch, 6 Fuß lang und 5 Fuß weit; 2 Mann lassen sich nieder auf den Felsen der zur Aussprengung angebohrt wird. Mancher Felsen in solcher Tiefe wird abgehämmert und abgemeißelt und dann werden die Bruchstücke in die Höhe gewunden oder man ebnet damit in der Tiefe. Der Tagelohn dieser Taucher ist 2 Sh. und außerdem für jede Niederfahrt 1½ Sh. Einige Felsen haben solchergestalt 6 Fuß von ihrer Höhe verloren. In Bovesands Bay, nahe bei Plymouth, sieht man noch einen schönen Wasserbau. An einen Damm legen die Kriegsschiffe an um ihr süßes Wasser an Bord zu nehmen. Röhren führen das Quellwasser in ein großes Becken und aus diesem füllen durch Druckwerk Schläuche die Wassertonnen auf dem Schiffe, ohne daß diese vom Lager gerückt werden.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geist, auch der heilige Geist (s. d. Art.).

Pneumatik ist 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) so viel als Pneumatologie. Pneumatisch-chemischer Apparat ist eine Geräthschaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen, und ihre Eigenschaften untersuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Wasserapparat und in den Quecksilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft sich befindet, mit Wasser oder Quecksilber, um die atmosphärische Luft abzuhalten, gesperrt ist. Letztres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die sich mit dem Wasser vermischen würden.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher in dem sardinischen Gebiete an dem zu den cottischen Alpen gehörigen Berge Viso, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der französischen Grenze entspringt, von Westen nach Osten fließt, Piemont durchströmt und von Pavia an die südliche Grenze des lombardisch-venezianischen Königreichs gegen die sardinischen Besitzungen, Parma, Modena und den Kirchenstaat bildet. Er nimt auf seinem 70 Meilen langen Laufe links die Doria, Sesia, den Tessino, die Adda, den Oglio und Mincio, und rechts den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Crostolo, Sechia, den Panaro und Reno auf, und ergießt sich in einer vierfachen Mündung in den venezianischen Meerbusen. Er ist für Oberitalien, wegen des Handels, von der größten Wichtigkeit; doch richtet er auch durch Ueberschwemmungen öfters großen Schaden an, und verändert sogar von Zeit zu Zeit

sein Bette, wo dann die verlassnen Sumpfstellen zum Reißbau benutzt werden. An vielen Orten ist er mit Dämmen eingefaßt. Der Kanal Gran Naviglio, vormals Tessinello genannt, dient, den Tessinofluß auf eine vortheilhaftere Art mit dem Po zu verbinden, als es durch seinen natürlichen Lauf geschieht.

Pochwerke sind Maschinen, durch welche das Zermalmen des Scheide- oder Stufenerzes in kleinere Stücke, oder gar zu einem Pulver bewirkt wird. Zu Stücken wird es bloß mittelst eiserner Hämmer mit der Hand gepocht, zu Pulver aber mittelst mehrerer Stampfen, welche eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge gestampft. Das Pochen geschieht entweder trocken oder naß; letztres findet bei armen, mit vielem tauben Gestein vermischten Erzen Statt, oder wenn man durch das Zerstäuben nicht viel verlieren will. Bei dem nassen Pochen werden nicht nur aufmerksame Arbeiter, sondern auch verständige Beamte erfodert, weil fast jede Erzart und jede Gangart eigens behandelt werden muß.

Pöcile oder Poikile, ein Pörtikus (s. d. Art.) in Athen, mit vielen Gemälden ausgeschmückt (vergl. Polygnotus). Zeno lehrte hier und hieß davon der Stoiker, so wie seine Schule stoische, weil der griechische Name einer solchen Säulenhalle Stoa ist.

Pocken; s. Blattern.

Pockels (Carl Friedr.), herzogl. braunschweigischer Hofrath, geb. 1757 zu Wörmlitz bei Halle. Seine Bildungszeit fällt in das Zeitalter der Erweckung des deutschen Sprachstudiums und der Entstehung der philantropischen Schule. Das Erstere hatte Einfluß auf seine geistige Entwickelung; das Andre auf seine Lebensbestimmung. Als er nach Halle kam, war schon die Gelehrsamkeit mit dem Leben in nähere Verbindung getreten; man lernte, sammelte und forschte, nicht bloß um zu wissen, sondern um das Wissen auf's Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieser Richtung, und die alte und neue Literatur wurden seine Führerinnen zu philosophischen Untersuchungen, worin er sich theils Eberharden, theils Niemeyern näherte. Aber sein starkes Gefühl erhob ihn auch zur Dichtung, die das Gewand seiner Philosophie ward. Kaum war er 25 Jahre alt, so empfahl ihn der bekannte Rochow dem verewigten Herzoge von Braunschweig zum Erzieher zweier seiner jüngern Prinzen. Den ältesten von ihnen, den Herzog August, begleitete er als Gesellschafter bei seinem Eintritte in hannöverische Kriegsdienste, und war nun der großen Welt nahe genug, um sie kennen zu lernen, aber doch auch von ihr entfernt genug, um nicht von den Wissenschaften abgezogen zu werden. Dieser glücklichen Muße und Unabhängigkeit verdanken wir mehrere psychologische Werke, besonders seinen Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts (1797—1802 und dann 1806, 5 Bände) und den Mann ꝛc. (1805—1808, 4 Bände), worin er einen Schatz der feinsten Bemerkungen niedergelegt hat; zugleich diente seine Feder auf vielfache Weise der deutschen Sprache. Eine Anstellung, welche Johann von Müller ihm unter westphälischer Herrschaft anbot, schlug er aus; der edelmüthige Herzog August verließ ihn aber nicht, obgleich die Zeitumstände eine örtliche Trennung veranlaßt hatten. In dieser Zeit schrieb Pockels das Leben des verewigten Herzogs von Braunschweig (1809) so freimüthig, als es damals geschehen konnte. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunschweig nach zurückgekehrt war, übergab Herzog August ihm wieder sein Haus; der regierende Herr die Censur. Neben

dieſen Geſchäften wurden die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortgeſetzt. Bei dieſer Thätigkeit fehlte die Sorge für die Geſundheit. Ein Schlagfluß endigte Pockels Leben 1814. Seine Schriften, unter welchen eine der letztern über den Umgang mit Kindern (1811) handelt, haben einen bleibenden Werth, theils wegen der ſchönen Darſtellung, theils wegen der feinen und wahren pſychologiſchen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. Kl.

Pococke (Edward), ein berühmter Orientaliſt, geb. zu Oxford 1604, wo er auch ſeine Studien machte. Mit beſonderm Eifer trieb er die orientaliſchen Sprachen, und machte ſo große Fortſchritte, daß er ſchon 1627 nach einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek eine ſyriſche Ueberſetzung von vier Epiſteln veranſtaltete, die zu einer vollſtändigen Ueberſetzung des N. T. in dieſe Sprache noch fehlten. Der gelehrte Voſſius, der 1629 Oxford beſuchte, nahm ſie mit ſich nach Leyden, wo ſie unter de Dieu's Aufſicht gedruckt erſchienen. Pococke ward in demſelben Jahre ordinirt und ging 1630 als Kaplan der engliſchen Faktorei nach Aleppo. Seine Lage benutzte er zur gründlichſten Erlernung des Arabiſchen, aus dem er Mehreres überſetzte, und ging 1636 als Profeſſor dieſer Sprache nach Oxford. Auf die Einladung ſeines Freundes J. Greaves aber, ihn nach dem Orient zu begleiten, nahm er 1637 Urlaub und reiſte nach Konſtantinopel. Sein dortiger Aufenthalt war ihm für ſeine weitere Vervollkommnung in den morgenländiſchen Sprachen ungemein nützlich. Er kam 1640 zurück. Die Zerrüttung ſeines Vaterlandes beunruhigte auch ihn auf mancherlei Weiſe. 1648 ward ihm die Profeſſur der hebräiſchen Sprache zu Oxford übertragen. Pococke lebte ganz ſeinen Pflichten und Studien und gab 1650 ſein Specimen Historiae Arabum mit gelehrten Anmerkungen heraus. Bedeutenden Antheil nahm er an der walton'ſchen Polyglotte. Von ſeinen Schriften nennen wir ferner: Carmen Abu Ismaelis Tograi, Arab. et Lat.: Gregorii Abul Farajii Historia Dynastarum, Arab. et Lat. 1663, 1674; Porta Mosis ꝛc. Er ſtarb 1691. Pococke (Richard), ein Verwandter des Vorigen, hat ſich als Reiſender berühmt gemacht. Er war 1704 geboren, ſtudirte zu Oxford, bereiſte mehrere Länder Europa's, und beſuchte von 1737 bis 1741 Aegypten, Paläſtina, Syrien, Meſopotamien, Cypern, Kandia, Kleinaſien und Konſtantinopel. S. ſeine Description of the East and some other Countries, 2 Bände Fol. 1743 und 1745. Dieſes Werk iſt noch jetzt von großem Werthe, beſonders in Hinſicht auf Gebäude, Inſchriften und andre Ueberreſte des Alterthums. Er ſtarb 1765.

Podagra (aus den griechiſchen Wörtern ἄγρα, der Schmerz, und ποδὸς, des Fußes), bezeichnet diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewiſſen Zeitabſchnitten regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, beſonders in der großen Fußzehe, ſich auszeichnet, Fußgicht. Die Schmerzen ſind ſo ſtark, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder das Gelenk derſelben mit einem glühenden Eiſen aus einander getrieben würde. In einem hohen Grade der Krankheit iſt der ganze Fuß ſo äußerſt empfindlich, daß der geringſte Druck, die leiſeſte Berührung, ſelbſt die Erſchütterung von einer ſtarken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weiſe vermehrt. Die erſte Periode iſt beſonders ſehr ſchmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen in derſelben vorherrſcht, wodurch die Nerven heftig angegriffen und jene ſchmerzlichen Gefühle erregt werden. Nach acht,

zuweilen erst nach vierzehn Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmälig verschwindet, und Geschwulst sich bildet. Diese enthält das Erzeugniß der gichtischen Entzündung, Ausschwitzung von lymphatischer, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermischt. Sie setzt sich allmälig, allein es bleiben doch hie und da knotige Anschwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahrs ein Mal, im Frühlinge oder im Herbste, bei Manchem auch zwei Mal, selten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er von keiner Gefahr, weil er zugleich den Beweis gibt, daß die Naturkraft noch so viel Kraft hat, den Gichtstoff gleichsam an die entfernteste Grenze des Organismus zu treiben, und ihn daselbst auszuscheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden sei, und Jeder, wer einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, ist ungegründet und nachtheilig. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritische Absatz des gichtischen Stoffs befördert, und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwischenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit selbst durch Verbesserung der Lebensweise und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlassenden Ursachen allmälig vermindert und gehoben werden; durch Vernachlässigung dieser Maßregeln hingegen nimt die Krankheit zu, und veranlaßt endlich, wenn die Kraft schwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle, das Podagra schlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr (s. Gicht und Arthritisch). H.

Poelenburg (Cornelius), ein berühmter Maler, geb. zu Utrecht, 1586. Er war ein Schüler von Abr. Bloemaert, und ging sodann nach Rom, wo er Adam Elzhaimer's Manier annahm. Auch studirte er die Werke Raphaels; da er es aber nicht zur Korrektheit in der Zeichnung bringen konnte, beschränkte er sich darauf, die Natur im Kleinen darzustellen, was ihm auch sehr wohl gelang. Alles, was er gemalt hat, ist wenig sorgfältig. Er wählte zu seinen Darstellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus den Gegenden Roms. Trefflich ist sein Helldunkel; seine meistens nackten Figuren sind gut colorirt, besonders die Frauen. Sein Pinsel verräth Geist. Ungeachtet seiner Inkorrektheit wurden seine Gemälde zu Rom und Florenz gut bezahlt. Aus Liebe zu seinem Vaterlande kehrte er dahin zurück, und genoß daselbst der allgemeinen Achtung und der Hochschätzung von Rubens, der seine Zimmer mit Poelenburg's Gemälden schmückte. Carl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald wieder in seine Heimath zurück, und starb in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt, und seine Blätter sind seltner als seine Gemälde.

Poesie, poetisch, Poet. (ποίησις von ποιειν, schaffen, hervorbringen). I. Begriff und Wesen der Poesie. Das Vollendetste, was der Geist schafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit sinnlicher Vollendung vereinen, und so den Menschen in seiner Doppelnatur ansprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Ergebniß einer solchen Thätigkeit ist, vorzugsweise eine Schöpfung (des Geistes) nennen. Zu diesem Schaffen aber wird vorausgesetzt eine Thätigkeit, welche die gegebnen Formen der Sinnenwelt, oder die Verhältnisse des Menschenlebens, in der Vorstellung zu einem durchaus übereinstimmenden, lebendigen Ganzen auf mannichfaltige Weise und mit idealer Bedeutung zu fügen weiß.

Diese Thätigkeit ist die Phantasie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt, und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiste beseelt. Wir nennen sie insofern auch Dichtungsvermögen, und dichten bezeichnet also die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantasie), vermöge deren sie eine Reihe von Bildern oder Vorstellungen, die sich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menschenlebens beziehen, zu einem Ganzen verbindet und darstellt. (S. Dichtungsvermögen, Einbildungskraft und Phantasie). Weil nun zur Hervorbringung jedes schönen Kunstwerks erfodert wird, daß der Künstler es im Geiste entwerfe, und die mannichfaltigen Bestandtheile desselben in der Vorstellung zu einem idealen und harmonischen Ganzen verbinde, mithin dichte, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt, und es darstellt, so muß auch jeder echte Künstler in diesem Sinne Dichter sein, und die Poesie, oder dieses lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft, allen besondern Künsten als gemeinschaftlicher Ursprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunst mit ihren unendlich mannichfaltigen Erscheinungen wird darum oft im Gegensatze der Wirklichkeit Poesie genannt, und poetisch sind Gegenstände und Verhältnisse, die in ihrer geistig-sinnlichen Vollendung den Schein der Kunstwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören scheinen; poetisch nennen wir Menschen, welche entweder überhaupt die Wirklichkeit poetisch, d. h. in den Verhältnissen, in welchen sie an das Ideale rührt, auffassen, und ihr Leben und Sein zu einem schönen Ganzen nach außen gestalten; oder insbesondre diejenigen, welche für den Genuß der idealen Kunstwelt empfänglich sind, oder jene innere Bildungskraft selbst in sich tragen, durch welche in der äußern Welt ein in sich vollendetes anschauliches Werk hervorgebracht wird. Das innere Bilden aber ist gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Gestalten) zu einem neuen und harmonischen Ganzen, und hieraus entspringt die bildende Kunst und Musik (s. d. Art. Kunst, unter III., schöne Kunst), oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Gedanken zu einem für die Einbildungskraft anschaulichen Erzeugnisse. Um aber durch Gedanken anschaulich darzustellen, und somit auch das innerlich Gebildete zur anschaulichen Betrachtung Andrer zu bringen, wodurch erst Kunst im eigentlichen Sinne entsteht, müssen 1) die Gedanken selbst und ihre Verbindung keinesweges nach den Gesetzen der logischen Gedankenverbindung, als Mittel zu einem bestimmten außer ihnen liegenden Zwekke, geregelt sein, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abstrakten verweilen, sondern durch gefühlvolle Anschauung des Idealen in ihrer Wahl und Folge bestimmt, ein individuelles, lebendiges Ganze bilden; 2) müssen die Gedanken, welche an sich etwas Inneres sind, durch äußere, von den Darstellungsmitteln der bildenden Kunst und Musik verschiedne Zeichen festgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten sind, so muß 3) die Sprache zu einem individuellen und anschaulichen Darstellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch das Erste unterscheidet sich das Werk der Phantasie von dem des Verstandes, so wie das Werk der Kunst von dem der Wissenschaft, in welcher der Verstand vorherrscht, der die Ideen in Begriffen entwikkelt; durch das Zweite die Poesie als eine besondre Kunst, Dichtkunst im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen schönen Künsten; durch das Dritte in Verbindung mit dem Erstern die Sprache der

Poesie von der Prosa (poetischer und prosaischer Styl). Sonach ist die Poesie oder Dichtkunst im eigentlichen Sinne die Kunst, welche das Schöne durch eine in sich geschlossne Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache individuell darstellt, der Dichter (Poet) derjenige, welcher ein neues, anschauliches Gedankengebilde der Menschheit würdig in der Sprache aufzustellen vermag, oder aufgestellt hat; und ein Gedicht (oder eine Poesie im objectiven Sinne) ist eine das Schöne eigenthümlich darstellende, in entsprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe. Das Schöne zeigt sich in der Poesie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Gedanken gleichsam als gemeinschaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und diese in der Sprache so veranschaulicht und verkörpert erscheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Lesenden ein lebendiges Bild entsteht, welches von dem Gemüthe mit Lust betrachtet wird. Sonach ist auch die Poesie durch ihr Darstellungsmittel, den Gedanken, und ihr unmittelbares Organ, die Phantasie, die umfassendste und geistigste Kunst. Daher der Dichter singt: „mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort." Der Gedanke aber und sein Zeichen, das Wort, ist an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden. Die Poesie also, die sich dieser Darstellungsmittel und Zeichen bedient, stellt das Leben dar, insofern es in einem anschaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. vorübergehend) der Einbildungskraft erscheinen kann. Es ist mithin gegen das Wesen derselben, das Coexistirende und Ruhende, als solches, theilweise zu schildern, weil durch mechanische Zusammensezzung oder Herzählung der Theile eines sichtbaren Gegenstandes nie ein lebendiges Bild entsteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines solchen Gegenstandes an denselben erinnert, und ihn treffend zu bezeichnen vermag. Aus dem Gesagten leuchtet zugleich die Unstatthaftigkeit einer besondern Gattung von Poesie ein, die man gewöhnlich beschreibende oder malende zu nennen beliebt, und die dem Wesen der Poesie widerspricht. Beschreibungen oder Schilderungen sichtbarer Gegenstände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Bestandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung gesetzt werden, so daß die Schilderung den Gegenstand gleichsam vor unsern Augen entstehen läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakterisirt, und so dem fortschreitenden Gange eines Gedichts angemessen ist. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in der Einbildungskraft erwecken, wenn sie bloß Begriffe und Sentenzen sind, sondern sie müssen als Erguß des durch das Schöne begeisterten Gemüths sich unmittelbar auf individuelle Erscheinungen und Veränderungen beziehen, welche als äußere oder innere wahrgenommen oder dargestellt werden (sie mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet sein); auch müssen sie in ihrer Verbindung den Erscheinungen selbst, so wie den Gesetzen folgen, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erscheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überschauen vermag. Dasselbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet sein, individuelle Vorstellungen, und durch sie das Bild des Ganzen, zu erwecken, so wie das den Gegenständen, und dem Gemüthszustande, in welchem der Dichter sie schaute, entsprechende Gefühl sowol im Ganzen, als im Einzelnen auszudrücken, und dadurch bei dem Hörer oder Leser anzuregen. In den letzten Beziehungen

nennt man den poetischen Styl, Styl der Anschauung (bildlichen Styl) und Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt auch die Foderung eines entsprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und einer entsprechenden Harmonie artikulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären ist); denn bis in die äußerste Form soll das Kunstwerk mit seiner Idee übereinstimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poesie. Die Werke der Dichtkunst sind unendlich mannichfaltig, und es lassen sich, nach verschiednen Beziehungen, Klassen derselben annehmen, so z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht voraussetzt, Natur- und Kunstpoesie, letztre von Einigen auch Idealpoesie genannt. (Vergl. Naturpoesie). Am wichtigsten und gebräuchlichsten aber ist die Eintheilung, welche sich auf die nothwendige, allgemeine Verschiedenheit der Erscheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgesprochne Gedankenreihe ein Bild des Lebens darstellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Diese Erscheinungen nämlich sind innere oder äußere; daher könnte man eine subjective und objective Poesie unterscheiden. Die innern lebendigen Erscheinungen, welche die Poesie ausspricht, sind die harmonischen Gefühle, von welchen das poetische Gemüth bewegt und begeistert ist, daher man auch die subjective Poesie Gefühlspoesie vorzugsweise nennen kann. Da aber Gefühle Gegenstände (Ursachen) voraussetzen, durch welche sie erweckt werden, und welche sowol in dem ganzen individuellen Zustande des Dichters, als in gewissen, von diesem im Gefühle ergriffnen Anschauungen und Gegenständen beruhen können, so können entweder die Gefühle, welche sich an diesen Gegenständen äußern, oder die Gegenstände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl bestimmt, hervortreten. Dieses unterscheidet die Arten der Gefühlspoesie oder Lyrik, zu welcher auch diejenigen sogenannten didaktischen Gedichte zu rechnen sind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Wesen der Poesie nicht widersprechen (s. Lyrik und Lehrgedicht). Die äußern Erscheinungen aber, welche die Poesie darstellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargestellt, und sind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichsam der Anschauung vorhergehen, daher man die objective Poesie auch vorzugsweise Anschauungspoesie oder darstellende Poesie nennen kann (s. Darstellung). Die Begebenheiten, die der Dichter als vergangen schildert und erzählt, geben der epischen oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargestellt werden, der dramatischen den Stoff. Und so erscheinen uns als Dichtungsarten die lyrische, epische und dramatische (s. d. Art.). III. Geschichte der Poesie. Sie ist die Darstellung der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der poetischen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poesie unter den verschiednen Völkern der Erde. Der Ursprung der Poesie fällt mit dem Ursprunge der Sprache zusammen, ja die Sprache ist als gemeinschaftliches Erzeugniß des Aeußern und Innern, als Verbindung des Geistigen mit dem körperlichen Laut in ihrem Ursprunge poetisch. Denn der lebendige Mensch, welcher noch in innigster Verbindung mit der Natur steht, und sie in seinem Innern treu abspiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig Angeschaute und Empfundne aus. Er empfängt den frischen Eindruck der Dinge, und belebt selbst das Todte; darum sind seine Schilderungen anschaulich, seine Worte sinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt sich durch den gesangähnlichen Vortrag und durch die entsprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hieher gehören die all-

gemeinen Bemerkungen, daß überall die Poeſie der Proſa vorangeht, und das Sprechen der Völker früher dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Geſetze und Verfaſſung betreffen, wie bei den Griechen und Römern, in Verſen enthalten waren und geſungen wurden; endlich, daß die Poeſie in ihrer früheſten Entwickelung bei allen Völkern mit Muſik und lebendiger Mimik ſo verbunden und belebt iſt, daß dieſe gleichſam nur die Elemente einer lebendigen Mittheilungskunſt zu ſein ſcheinen, die ſich erſt ſpäterhin trennen, und ſich in verſchiedne Künſte aus einander legen, wenn Abſtraction die Einbildungskraft unterſtützt. Die muſikaliſche Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß, in Ermangelung der Schreibkunſt, der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beſchränkt, und ſelbſt um dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, ſie in ihren einzelnen Theilen durch entſprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letztres möchte auch das frühe Alter der gnomiſchen Poeſie bei den meiſten Völkern zeugen. Was ferner den Grundſtoff betrifft, welchen die Poeſie in ihrer erſten Erſcheinung bearbeitet, ſo kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöſe Gefühl das urſprüngliche Selbſtgefühl der Seele iſt, die ſich noch ganz und in ihrem Verhältniſſe zu einem Höhern fühlt, auch der Poeſie urſprünglicher Inhalt nur Religion ſein. Die Geſchichte bewährt uns, daß die Urpoeſien oder Nationalpoeſien der Völker religiöſe Sagen (Mythen) ſind, welchen ſich die Geſchichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anſchließt, daher auch der nothwendige Antheil der Götter und des Wunderbaren in einem Nationalepos. Die Urpoeſie der Völker aber iſt in jedem Sinne wahr und friſch, denn es iſt in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, da ſich ſpäterhin der poetiſche Sinn dem proſaiſchen entgegengeſtellt, das Bild dem Begriffe, und die Poeſie der Wahrheit; ihr Stoff iſt wahrhaft empfunden und erlebt, der Ausdruck natürlicher und bewußtloſer Erguß des ausgebildeten Gemüths — Naturpoeſie. Die ſpätere Poeſie (Dichtkunſt) drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, ſo wie die nachgeahmte Empfindung in künſtlichen, durch Nachdenken ausgebildeten Weiſen aus. Die künſtlichere Bearbeitung der poetiſchen Urſtoffe, oder die Poeſie als Kunſt ſetzt aber die Ausbildung der Schreibekunſt voraus, durch welche es möglich iſt, den von dem Innern getrennten und äußerlich feſtgehaltnen Gedanken und Worten die möglichſte Symmetrie und Abrundung zu geben. In den erſten uns ſchriftlich aufbewahrten Werken der Poeſie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunſtloſen Urpoeſie; aber es iſt jener vertrauliche Umgang der Götter und Menſchen ſchon verſchwunden, von welchem die Sagen reden, und was ſich durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, erſcheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Gegenwart. So verſchieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung, unter den Völkern erſcheint und deren Verhältniſſe beſtimmt, ſo verſchieden iſt auch die Poeſie des einen Volkes vor der des andern ſeit ihrem Urſprunge. Doch iſt in verſchiednen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poeſie mehr oder minder groß. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber iſt der Naturpoeſie fremd. Man kann nun die Geſchichte der Poeſie, wie ſie uns vorliegt, in zwei Hauptperioden eintheilen: in die Poeſie der alten (vorchriſtlichen) und der neuen (chriſtlichen) Zeit. Die erſtere Periode zeigt uns die Hebräer als das erſte

Volk, von welchen poetische Erzeugnisse auf die Nachwelt gekommen sind. Von einer frühern Poesie der Indier, Perser, Syrer und Araber zeigen sich nur dunkle Spuren. Die religiösen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poesie trägt einen von der Poesie der übrigen Völker des Alterthums ganz verschiednen, feierlich ernsten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird später kriegerische Nationalpoesie, dann seit David Tempelpoesie, erreicht unter Salomo (1044—975) ihr goldnes Zeitalter, und wird dann prophetische Poesie, welche der Gegenwart zürnt, und weissagend in die Zukunft blickt. Von da führt uns die Geschichte in das vorzugsweise sogenannte klassische Alterthum, und wir erblicken die Poesie in Kleinasien und Griechenland unter dem Einflusse des herrschenden Heidenthums, welches die blühende Phantasie reich und mannichfaltig gestaltet, in ihrem plastischen und durchaus objectiven Charakter (vergl. hierüber den Art. Antik). Die griechische Poesie läßt sich wiederum in drei Perioden eintheilen, von welcher die erste von den ältesten Zeiten Griechenlands bis auf die persischen Kriege läuft. In Thrazien und Kleinasien beginnt die griechische Poesie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapsoden und cyklischen Dichter deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poesie der damaligen Zeit. Bald bildet sich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den persischen Kriegen bis auf Alexander den Großen. Sie zeigt die Blüthe der dramatischen Dichtkunst und der ausgebildeten Poesie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griechischen Poesie unter Alexanders Nachfolgern und die Nachblüthe derselben in Alexandrien (s. Griechische Literatur). Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache sich spät für Poesie ausbildete, und die bis auf den zweiten punischen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo sie näher mit den Griechen bekannt wurden, nur rohe Versuche in der Poesie machten. Das goldne Zeitalter ihrer Poesie fällt erst unter Augusts und Tibers Regierung, und verfiel von da bis auf die Einführung der christlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit sind die Bruchstücke, welche uns die Blüthe der indischen Poesie verkünden (einige Jahrhunderte vor Chr. Geb.). Die zweite Hauptperiode der neuen christlichen Zeit, in welcher die musikalische und subjective Seite der Poesie vorzüglich hervortrit (vergl. Modern und Romantisch), zeigt uns zuerst die lateinische Sprache beim christlichen Gottesdienst zu einer mystisch-religiösen Poesie angewendet und umgewandelt, später (im 9. und 10. Jahrh. und ff.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömischen Poesie benutzt, darauf die Blüthe der arabischen Poesie (s. d. Art.). Eine eigenthümliche Poesie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzosen seit den Provençalen oder Troubadours vom 11. Jahrh. an. In ihr sprach sich der Geist des edeln Ritterthums durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus (s. Romantisch). Diese romantische Poesie der Franzosen verfiel in künstliche Reimerei seit dem Ende des 12. Jahrh. Von der Regierung Franz I. an, hob sich auch die Poesie wieder etwas; unter Ludwigs XIV. Regierung aber wird das goldne Zeitalter der französischen Poesie gesetzt, obgleich sie oft, nur auf ihre eigne Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe modernisirte. Ihr Hauptzweck blieb die Eleganz (s. französische Literatur). Die neuere italienische Poesie pflanzte die Provençalpoesie fort; eine eigenthümliche

Nationalpoesie aber begann seit dem 13. Jahrh. in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Arioſt und Taſſo (im 13. 14. und 15. Jahrh.) in eigenthümlicher Grazie, und verfiel von da in Schwulſt und Nachahmung (ſ. italieniſche Poeſie). Die ſpaniſche Dichtkunſt erſcheint urſprünglich als Schweſter der provençaliſchen, vermiſcht mit orientaliſchem Charakter. Die erſten Verſuche der eigenthümlichen caſtilianiſchen Poeſie gehen vom 13. Jahrh. an; ihre Blüthe aber fängt mit Carls V. Regierung an, und verfällt von Philipp IV. an wieder; gleichzeitig mit ihr, und verwandt blühte die portugieſiſche (ſ. ſpaniſche und portugieſiſche Literatur). Die deutſche Poeſie, welche mit der nordiſchen Poeſie ſehr verwachſen iſt, und ihren eignen epiſchen Cyklus hat, blühete mehrmals unter den verſchiedenſten Tendenzen; am ſchönſten aber dann, wo ſie von der Nachahmung der Fremden frei war. Auch hat ſie die poetiſchen Formen aller Völker in ſich aufgenommen (ſ. deutſche Poeſie). Der Urſprung der engliſchen und ſchottiſchen Poeſie verliert ſich wie der der deutſchen in die ferne Bardenzeit: ſie wurde verfeinert durch die nordfranzöſiſche Poeſie. Die Blüthe der neuen engliſchen Poeſie aber, welche ſich durch gedankenvollen kühnen Ernſt und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Eliſabeth (ſ. engliſche Literatur und Poeſie), obgleich Chaucer der Vater der neuern engliſchen Poeſie genannt wird. Die ſcandinaviſche Poeſie (vorzugsweiſe nordiſche genannt) zeigt das Ritterthum in eigenthümlicher, durch den nordiſchen Charakter gefärbten Geſtalt ſeit dem 13. Jahrh. wo das deutſche Heldenbuch in Norwegen eingeführt, und fremde Sagen mit einheimiſchen verſchmolzen wurden; im 14. Jahrh. trat auch hier die Meiſterſängerei an die Stelle dieſer Sagenpoeſie (ſ. d. Art. däniſche und ſchwediſche Sprache und Literatur). Dieſes ſind die wichtigſten Völker, welche in dem Gebiete der Poeſie uns bekannt ſind. Die Geſchichte der Poeſie wird jedoch immer vollſtändiger und klarer werden, wenn ſie auch die Spuren der Poeſie bei den nicht europäiſchen, z. B. amerikaniſchen Völkerſchaften aufnimt, die reichen Entdeckungen über die indiſche, perſiſche, arabiſche und türkiſche Poeſie benutzt und verarbeitet, ſo wie auch die Poeſie derjenigen Völker, deren Dichtkunſt nur flüchtig oder nicht eigenthümlich geblüht hat (die ruſſiſche, polniſche, ungariſche und böhmiſche Poeſie), an ihren Stamm anſchließt. Eine beſondre Geſchichte der Poeſie überhaupt und in dem angegebnen Sinne und Umfange iſt noch nicht vorhanden. Hartmann's Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie von den älteſten Zeiten an (Lpz. 1797—1798 in 2 Bdn.) iſt unvollendet geblieben. T.

Poet (gekrönter), poeta laureatus, hieß ehemals ein feierlich mit einem Lorbeerkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, herrſchte ſchon bei den Griechen, und fand in den muſiſchen Wettkämpfen Statt. Von da kam ſie zu den Römern; der Kaiſer Domitian krönte bei den von ihm eingeführten capitoliniſchen Spielen mit eigner Hand Dichter und Redner. Seit dem 13. Jahrh. wurde dieſe Sitte in Italien erneuert. Die feierlichſte Krönung war die des Petrarca (ſ. d. Art.). Auch die deutſchen Kaiſer ernannten gekrönte Dichter; von ihnen erhielten die Pfalzgrafen das Recht, Dichter zu krönen. Jetzt wird dieſe Sitte nur noch von einigen Univerſitäten ausgeübt, ohne daß eine ſonderliche Auszeichnung damit verbunden iſt.

Poetik, die Theorie der Poeſie, iſt eines Theils ein Zweig der

angewandten Aeſthetik, andern Theils ein Zweig der praktiſchen Sprachwiſſenſchaften. Erſteres inſofern das Princip der ſchönen Kunſt auf Poeſie angewendet, und die Dichtkunſt ſowol nach ihrem Weſen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Klaſſen, welche wir Dichtungsarten nennen, äſthetiſch betrachtet wird; Letztres inſofern ſie Theorie des poetiſchen Styls und eigentliche Technik der Poeſie iſt, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie iſt eine der am früheſten ausgebildeten Theorien, ja die Aeſthetik hat ſich aus ihr erſt allmälig entwickelt, indem der menſchlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem beſondern Kunſtſchönen (dem Poetiſchen) zur wiſſenſchaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufſteigen mußte (ſ. d. Art. Aeſthetik), und keine Kunſt dem Menſchen näher lag, und gleichſam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anſchaulicher Vollendung darſtellt. Letztres iſt auch der Grund, warum ſie in den Lehrbüchern der Aeſthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden iſt, als bisher noch die äſthetiſchen Theorien der übrigen Künſte. Unter den Griechen behandelte ſie ſchon Ariſtoteles in ſeinem Buche περι ποιητικης, welches wir nur im Bruchſtücke beſitzen (die beſte Ausgabe von Gottfr. Hermann), abgeſondert; Horaz, in ſeiner ſogenannten ars poetica, oder vielmehr in ſeinem Briefe an die Piſonen, zeigt ſich als deſſen Schüler. In der neuern Zeit behandelte ſie abgeſondert Marc. Hier. Vida, Torquato Taſſo und viele andre Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäſ. Scaliger, Geh. Voß, L. Racine, d'Alembert, Marmontel, Alex. Gottl. Baumgarten, der Stifter der Aeſthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottſched, Breitinger, Sulzer (in ſeiner Theorie der Dichtkunſt), Engel (in ſeinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter, in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (neue Aufl. 1814) und Clodius (in ſeinem Entwurfe einer ſyſtematiſchen Poetik, 1804). Außerdem iſt die äſthetiſche Theorie der Dichtkunſt ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aeſthetik und in den Theorien der ſchönen Künſte, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Ramler, Sulzer (allgemeine Theorie der ſchönen Künſte), Schubart, J. A. Eberhard, Eſchenburg, Heydenreich, Bouterweck, Pölitz, Schreiber, Aſt, Luden, Bachmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenſtände derſelben, beſonders von Sturz, Leſſing, Klopſtock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, ſo wie durch Kritiken in den Literatur-Zeitungen, ausgebildet worden. Ueber Verskunſt und Proſodie ſ. die beſondern Art. T.

Poetiſche Licenzen, ſind Freiheiten (Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel), die der Dichter, des Versmaßes oder des Reimes wegen, ſich zuweilen erlaubt. So z. B. die doppelte Negation in Wieland's Endymion:

So zornig ſah'n die Nymphen ſie
In keinem andern Falle nie;

und das où, ſtatt à laquelle, in Voltaire's Adelaïde du Guesclin, Akt I. Szene 1:

Je plains cette douleur où votre âme est en proie.

Poinſinet (Antoine Alexandre Henri), geb. zu Fontainebleau 1735, widmete ſich frühzeitig der Literatur. Er ſchrieb, beſonders für die komiſche Oper, wo ſeine Stücke mit Hülfe der Muſik mei-

ſtentheils gefielen. Der Dialog hat in denſelben viel Natürlichkeit und die Verſe eignen ſich für den Geſang. Doch hat von allen ſeinen Stücken ſich nur Le cercle, ou la Soirée à la mode, eine Comédie à tiroirs, auf dem Theater erhalten. Poinſinet verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwiſſenheit in den gewöhnlichſten Dingen, viel Eitelkeit und eine grenzenloſe Leichtgläubigkeit, und es konnte nicht fehlen, daß die pariſer Spottvögel ſeine Leichtgläubigkeit benutzten, um ihn anzuführen, oder zu myſtificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man ſpiegelte ihm z. B. vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt ſeien, und gab ihm falſche Rendezvous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man ſchlug ihm vor, ſich das Amt des Ofenſchirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, vierzehn Tage lang ſeine Schenkel zu röſten, um ſich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einſt kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden ſolle, um an der Freigebigkeit der Kaiſerin Theil zu nehmen, daß er aber dazu ruſſiſch lernen müſſe. Er glaubte dieſe Sprache zu ſtudiren und fand endlich nach ſechs Monaten, daß er ſich mit dem Niederbretagniſchen beſchäftigt habe. Monnet hat den ganzen zweiten Band ſeiner Memoiren den Streichen gewidmet, die dem armen Poinſinet geſpielt worden. Poinſinet war ein Freund vom Reiſen; er hatte Italien beſucht uud ertrank 1769, auf einer Reiſe durch Spanien, im Guadalquivir. (Man vergleiche über ihn: Rameau's Neffe von Diderot).

Poitiers, (Pictavium) am Clain, welcher hier die Boisre aufnimt, die Hauptſtadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptſtadt im Departement der Vienne. Sie iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, altfränkiſch gebaut, und hat zwar einen großen Umfang, aber eine geringe Bevölkerung, indem in 4000 Häuſern nur 20,000 Menſchen wohnen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich der ehemals mit einer Bildſäule des Königs Ludwig XIV. gezierte Königsplatz aus. Die merkwürdigſten Gebäude ſind die zahlreichen Kirchen (vor der Revolution eine Hauptkirche, 22 Pfarrkirchen und eine Menge andrer Kirchen, Kapellen und Klöſter). Die von Carl VII. 1431 geſtiftete Univerſität ging während der Revolution ein; ſtatt derſelben befindet ſich hier eine Akademie mit zwei Fakultäten und ein Lyceum; auch ſind daſelbſt eine öffentliche Bibliothek, ein botaniſcher Garten, ein Athenäum, eine Société d'émulation und eine Ackerbau-Geſellſchaft. Die Gewerke beſchränken ſich vorzüglich auf Fabriken in wollnen Mützen und Strümpfen, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Man ſieht hier verſchiedne Ueberreſte römiſcher Alterthümer. — Poitiers (Schlacht bei). Das ſaliſche Geſetz, welches in Frankreich die weibliche Linie von der Erbſchaft des Landes und der Krone ausſchloß, war die Urſache zu einer Menge blutiger Kriege zwiſchen Frankreich und England, deſſen Könige theils aus Frankreich herſtammten, theils durch Verheirathung mit franzöſiſchen Königstöchtern Anſprüche herleiteten. In dieſen Kriegen, die mehr als 200 Jahre fortdauerten, wo nur immer kurze Zeiträume des Friedens neue Kraft zum Kampfe gewähren ſollten, kommen mehrere Schlachten vor, die Frankreich oft an dem Rand des Verderbens brachten. Namentlich gehört dahin die bei Poitiers, auf dem nahen Felde Mauvertuis, vom ſchwarzen Prinzen, wie man den Sohn des engliſchen Königs, Eduard III., wegen ſeiner ſchwarzen Rüſtung nannte, am 19. Sept. 1356 gelieferte Schlacht. Das Heer, das über's Meer herübergekommen war, betrug allerdings kaum 8000 Mann, während

das des französischen Königs, Johann, gegen 80,000 gezählt haben soll. Aber wenn auch die Tapferkeit der Ritter, die in diesen Heeren dienten, gleich war, so hatte das englische Heer doch vor dem feindlichen mehr Ordnung und Gehorsam voraus, und daher kam es, daß gleich die Vorhut der Franzosen geschlagen und fast im ersten Zusammentreffen der Mittelpunkt derselben gesprengt wurde. Die französischen Großen sorgten nur für ihre Sicherheit, und so endigte der Tag damit, daß der König Johann allein mit seinen Schaaren auf's tapferste focht, bis endlich ein Geschwader deutscher Reiter, das in der ersten Linie stand, seine Führer im heißen Kampfe verlor, und auseinanderstäubte. Da drang alles auf den König selbst ein und er ward von einem französischen verbannten Ritter, dem er sich ergab, zu dem schwarzen Prinzen gebracht. Der Sieger behandelte ihn mit echt ritterlicher Galanterie für die Person, und wartete ihm selbst bei der Abendtafel auf, vertrat die Stelle des Stallmeisters, als er seinen Gefangnen in London einbrachte, allein um seine Freiheit wieder zu erhalten, mußte Johann dem König Eduard III., nach Verlauf von 4 Jahren, eine große Menge Provinzen abtreten und sich mit einer großen Geldsumme lösen. Merkwürdig ist es, daß in der Schlacht von Crecy, die der Vater des Königs Johann auf gleiche unglückliche Art verlor, bereits angeblich Kanonen waren (1346), und derselben, was diese anbetrifft, nicht erwähnt wird. Dadurch wird die Versicherung, daß man sich ihrer in jener Schlacht bedient habe, zweifelhaft, oder aber man hatte ihren Nutzen nicht bedeutend gefunden.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geb. im J. 1500, war die Tochter von Jean de Poitiers, Grafen von Saint-Vallier, aus einer alten und angesehnen Familie der Dauphiné. Von der Natur war sie mit allen Reizen der Gestalt und des Geistes ausgestattet. Sie war anfangs Ehrenfräulein der Königin Claudia, und benutzte ihr Ansehn zum Vortheile ihrer Familie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon sollte begünstigt haben, zum Tode verurtheilt worden war, wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte sich schon 1514 mit Louis de Brezé, Großsenechal der Normandie, vermählt, und gebar demselben zwei Töchter, deren eine sich mit dem Herzoge von Bouillon, die andre mit dem Herzoge von Aumale verheirathete. 1531 starb ihr Gemahl, und geraume Zeit darnach, als sie bereits wenigstens vierzig Jahre alt war, faßte der achtzehnjährige König Heinrich II. die heftigste Liebe für sie, und sie wußte ihre Herrschaft fast zwanzig Jahre lang, bis zu des Königs Tode, zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit und Wildheit des Charakters, die ihm von Natur eigen waren, und nahm eine Leutseligkeit und Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verleugnete; zugleich aber gewöhnte er sich unter ihrer Leitung an Zerstreuung, äußern Prunk und Verschwendung, welche die nachtheiligsten Wirkungen hatten. Diane von Poitiers gehörte zu den seltnen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken scheinen. „Ich sah sie," sagt Brantome, „sechs Monate vor ihrem Tode noch so schön, daß ich kein so steinernes Herz kenne, das nicht von ihr gerührt worden wäre .... Schade, daß einen so schönen Körper die Erde deckt; sie war sehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine schlimmere Geliebte des Königs kommen möge." Nach Heinrichs Tode zog sich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück, und starb daselbst 1566.

Pol. Pole heißen überhaupt die Endpunkte einer Achse, um welche sich ein Körper dreht. Es gibt auf der Erde zwei solche Punkte, welche Nordpol (arktischer Pol) und Südpol (der antarktische Pol) heißen. Beides sind die äußersten entgegenstehenden Punkte, an welchen sich gleichsam die Weltkugel um ihre Axe herumdreht, und die noch von keinem Menschen besucht worden sind. (Vergl. d. Art. Nordpol-Expedition). Die verlängerte Erdachse schneidet aber auch das Himmelsgewölbe in zwei Punkte, welche Weltpole genannt werden. Jene heißen auch Pole des Aequators, weil die Erdachse auf der Ebene desselben senkrecht steht, um sie von den Polen der Ekliptik zu unterscheiden, welche durch eine Linie bestimmt werden, die im Mittelpunkte der Erde auf der Ebene der Ekliptik senkrecht ist. — Pole des Magnets, s. d. Art. Magnet. — Polhöhe eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erscheint, oder der Winkel, welchen die Gesichtslinie zum Pol mit der Horizontalebene, oder derselbe, den der Erdradius dieses Orts mit der Ebene des Aequators bildet. Daher ist die Polhöhe der geographischen Breite eines Orts gleich. Polardistanz heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts und ist daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt.

Polareis, das Eis, welches um den Nord- und Südpol gelagert ist, nie schmilzt, und alle Versuche, bis zu den Polen vorzudringen, bisher vereitelt hat. Ueber den neuesten Versuch der Art vergl. man den Art. Nordpol-Expeditionen.

Polarität heißt die Wechselbeziehung, das entgegengesetzte, wechselseitige Verhalten zwischen Kräften einer Gattung oder solchen, die zu einer bestimmten Sphäre gehören, oder vielmehr, die selbst eine bestimmte Sphäre von Kräften bilden. Eine solche Sphäre ist z. B. der Magnetismus, eine andre der Elektricismus, eine andre der Chemismus (chemische Prozeß) ꝛc. Die Benennung ist aus der Lehre vom Magnet genommen, bei welchem man zuerst diesen Gegensatz der Kräfte, hier also der magnetischen, an zwei einander entgegen stehenden Punkten deutlich erkannt hat. Diese Punkte wurden Pole genannt, weil an der Magnetnadel der eine sich nach dem Nordpol, der andre mithin nach dem Südpol der Erde richtet. (Man vergl. d. Art. Magnet und Compas). Man hat das entgegengesetzte Verhalten oder die entgegengesetzte Thätigkeit der beiden Pole einer Sphäre, z. B. des Magneten, durch die Ausdrücke positiv (bejahend, setzend oder schaffend) und negativ (verneinend, vernichtend, aufhebend) oder durch plus und minus (+ und —) bezeichnet. So nennt man z. B. den Nordpol des Magneten den positiven oder Pluspol (+ M.), den Südpol den negativen oder Minuspol (— M.); und eben so wird der Gegensatz in der elektrischen Sphäre die positive und negative Elektricität, oder + E. und — E. genannt. Diese Bezeichnung ist mathematisch und aus der Lehre von entgegengesetzten Größen genommen. Man darf aber das Verhältniß nicht so verstehen, als ob bloß der eine, negative Pol verneinend, aufhebend gegen den andern wirkte, dieser aber, als das Gegentheil, sich bloß schaffend (producirend) verhielte; noch weniger so, als ob nur der eine, positive Pol sich activ (thätig), der andre (negative) aber passiv (bloß leidend, unthätig) verhielte. Das Verhältniß ist vielmehr vollkommen gegenseitig; beide Pole sind thätig, stehen in Wechselwirkung mit einander, sie handeln gleichsam egoistisch und verhalten sich insofern feindlich gegen einander, als jeder das Bestreben hat, seinen

Gegenpol in ſich zu verwandeln, ihn ſich zu aſſimiliren (zu verähnlichen) und daher als ſolchen (als Gegenpol) zu vernichten. Und dieſe Wechſelwirkung polarer Kräfte, nicht einſeitiges Wirken des poſitiven Pols, iſt es, was die Erſcheinungen hervorbringt. Doch verſteht man unter dem poſitiven Pol gewöhnlich den ſtärkern oder höhern, unter dem negativen den ſchwächern oder niedern Pol. Man kann auch ſagen: jeder Pol habe das Beſtreben, ſich durch ſeinen Gegenpol zu ergänzen oder mit ihm auszugleichen; denn ein Pol für ſich kann nie ein Ganzes ausmachen, wol aber beide in gegenſeitiger Ausgleichung, wodurch eine relative Einheit, ein Produkt, ein Ganzes entſteht. Durch die Betrachtung der Geſetze der Polarität wird dem Leſer das Weſen der letztern in helleres Licht hervortreten. Es ſind folgende: 1) Kein Pol kann für ſich allein beſtehen, ſondern beide treten gleichzeitig auf. Denn jeder Pol ſetzt den andern voraus, jeder kann ſich nun durch ſeinen Gegenpol offenbaren, indem er mit ihm in Wechſelwirkung (Spannung) trit, und dieſe wechſelwirkende Thätigkeit iſt eben die Natur eines Pols oder das Weſen der Polarität. Kein Körper z. B. iſt für ſich allein poſitiv elektriſch, er iſt es nur dadurch, daß er mit einem andern negativ elektriſchen Körper in Spannung (Wechſelwirkung) iſt. So gibt es auch keinen Magneten, der bloß den Nordpol (+ Pol) oder bloß den Südpol (— Pol) hätte, ſondern beide Pole ſind immer zugleich an jeden Magneten und jedem magnetiſchen Körper. Daher 2) ruft jeder Pol in ſeiner erregbaren Nachbarſchaft ſeinen Gegenpol im Augenblick hervor. Man elektriſirt z. B. eine auf beiden Seiten mit Stanniol belegte Glasplatte auf der einen Seite poſitiv, ſo wird zu gleicher Zeit die andre Seite negativ elektriſirt, weil das + E. der einen Seite das — E. der andern im Augenblick hervorruft (erweckt). Und wenn ein Pol des Magnets Eiſenfeilſpäne anzieht, ſo geſchieht es nur dadurch, daß er die Eiſentheile negativ magnetiſirt. 3) Die ungleichnamigen Pole ziehen ſich an, die gleichnamigen ſtoßen ſich ab. Wer weiß nicht, daß gleichartig elektriſirte Körper, z. B. zwei poſitiv elektriſirte Korckkügelchen, ſich abſtoßen und daher von einander entfernen, daß ſie aber ſchnell zuſammenfliegen, ſobald ſie entgegengeſetzt (ungleichartig) elektriſirt ſind. Der Nordpol eines Magneten ſtößt den Nordpol eines andern zurück, und nur die ungleichnamigen magnetiſchen Pole ziehen ſich an. Denn nur die entgegengeſetzten Pole ſtehen in Wechſelwirkung mit einander durch das gegenſeitige Streben, ſich zu ergänzen oder auszugleichen, was nur durch Vereinigung möglich iſt; daher das Anziehen. Man hat die ungleichnamigen Pole die freundlichen, die gleichnamigen die feindlichen Pole genannt. Dieſe Benennung ſcheint nicht ganz glücklich gewählt; denn die ſcheinbare Freundſchaft der ungleichnamigen Pole läßt ſich, wie aus Obigem erhellt, aus einer verſteckten Feindſchaft herleiten, aus einem Egoismus, der der Exiſtenz des Gegenpols gefährlich wird, und die ſogenannte Feindſchaft der gleichnamigen Pole iſt nicht weniger bloß ſcheinbar; denn ſie ſtoßen ſich nicht aus phyſiſcher Abneigung zurück, ſondern entfernen ſich von einander, weil der Gegenpol nicht nach dem gleichnamigen Pole zu, vielmehr nach der entgegengeſetzten Richtung liegt. Lange Zeit hielten die Phyſiker die Polarität für ein auf wenige Naturprozeſſe beſchränktes Verhältniß; anfangs hielt man ſie ſogar für eine bloß beim Magnetismus vorkommende Erſcheinung, ſpäter erkannte man ſie auch in der Elektricität, und nannte den längſt beobachteten Gegenſatz in ihr (die entgegengeſetzten Elektricitäten) elektriſche Pole,

elektriſche Polarität; noch ſpäter wurde ſie auch im Chemismus und Galvanismus anerkannt, und gegenwärtig ſind wenigſtens die wiſſenſchaftlichen Naturforſcher von der Allgemeinheit der Polarität in der Natur überzeugt. Die ſogenannten Wahlverwandtſchaften in der Chemie gründen ſich, offenbar, auf die Polarität der chemiſchen Elemente (Stoffe, Grundſtoffe), oder vielmehr, ſie ſind nichts anders als das polare Verhalten der chemiſchen Stoffe, d. h. als deren Spannung oder Wechſelwirkung; nur diejenigen Stoffe ſind (chemiſch) verwandt und ziehen ſich an, welche einander polar entgegengeſetzt ſind oder einen Plus- und Minuspol bilden. Der chemiſche Hauptgegenſatz z. B. iſt Säure und Alkali (Lauge), beide Stoffe ſind chemiſche Verwandte (chemiſche Pole), ſie ziehen ſich daher an, und bilden in Vereinigung nur gegenſeitige Ausgleichung ihrer Eigenſchaften, ein neutrales Produkt, ein Salz. Wer die volta'ſche Säure kennt, der weiß daß die Metallplatten der Säule ſich polar zu einander verhalten, daß von einem poſitiven Zink- und negativen Silberpol, die Rede iſt, ſo wie von der Zerſetzung des Waſſers durch den Galvanismus der Säule, wobei das Waſſer in zwei entgegengeſetzte Pole oder polare Stoffe, nämlich Sauerſtoff und Waſſerſtoff, in Gasform auseinandertrit. Alle (phyſiſchen) Elemente verhalten ſich polar zu einander und ſtehen daher mit einander in Wechſelwirkung; ſo vorzüglich Luft und Erde, und das Waſſer hat, als neutrales Element eine doppelte Polarität, indem es einerſeits mit der Luft, andrerſeits mit der Erde in polarem Verhältniß und daher in Wechſelwirkung ſteht. Daher der Streit der Elemente, deſſen Folgen ſich am meiſten in dem Wechſel der atmoſphäriſchen Veränderungen offenbaren. Auch iſt jedes Element in ſich ſelbſt polar, und daher zerſetzbar in polar entgegengeſetzte Grundſtoffe, wie z. B. die Luft in Sauerſtoff- und Stickſtoffgas. Ferner iſt der organiſche Bau der Pflanzen und Thiere, folglich auch das Leben, ganz auf polare Verhältniſſe gegründet. Hiervon nur einige Beiſpiele aus der Einrichtung des höhern thieriſchen oder auch menſchlichen Organismus. Man weiß, daß die Adern in Arterien und Venen eingetheilt werden. Arterien und Venen bilden einen Gegenſatz im Aderſyſtem, und eben ſo das Arterien- und Venenblut. Das Arterienblut iſt oxydirt, (durch das Athmen mit Sauerſtoff aus der Luft verbunden), das Venenblut dagegen deſoxydirt (entſauerſtofft). Beide Blutarten verhalten ſich daher polar zu einander, und dieſes iſt der Hauptgrund von der Bewegung und dem Kreislauf des Bluts, nicht die Bewegung des Herzens, was hier nicht näher erörtert werden kann. Auch die verſchiednen Syſteme des thieriſchen Organismus verhalten ſich polar zu einander, vorzüglich aber das Nerven- und Muskelſyſtem, und da der Nerv der höhere Pol iſt, ſo wird der Muskel durch den Nerven polariſirt; doch beide Enden des Muskels erhalten durch die Einwirkung des Nerven entgegengeſetzte Pole, und indem daher die Enden ſich einander nähern, wird der Muskel zuſammengezogen (verkürzt); es entſteht auf dieſe Art die Bewegung der Glieder und aller Theile des Leibes. Auch die Polarität der beiden Geſchlechter, worin der Mann den höhern, poſitiven (ſtärkern), das Weib den negativen (ſchwächern) Pol darſtellt, iſt nun längſt anerkannt; ja man hat, mit Recht, das Verhältniß oder den Gegenſatz der Geſchlechter als ein allgemeines, durch das Weltganze (Univerſum) greifendes Naturgeſetz betrachtet, und wie unleugbar, das gegenſeitige Verhältniß der Geſchlechter ein Polaritätsverhältniß iſt, ſo kann man, umgekehrt, alle Polarität als ein

Geschlechtsverhältniß betrachten, wobei überall, in jeder Sphäre von Kräften der positive Pol das männliche, der negative das weibliche Geschlecht darstellt. Da nun der Geist des Menschen (in weiterer Bedeutung) von der (innern) Natur nichts wesentlich Verschiednes, da er selbst eine höhere ideale Natur oder die Natur in ihrer höchsten Sphäre ist: so herrscht auch im Psychischen die Polarität als allgemeines Gesetz, wie im Physischen. Der Hauptgegensatz ist hier der zwischen Geist (Intelligenz, freier, selbstbewußter Geist) und Gemüth (als Anlage zur Intelligenz), daher auch der doppelte Gegensatz, einerseits zwischen Wissenschaft und Religion, andrerseits zwischen Kunst und Wissenschaft. Bildung und Bildungsfähigkeit (Empfänglichkeit) verhalten sich polar zu einander; jene ist der höhere, diese der niedere Pol, welcher sich zum höhern, durch Wechselwirkung mit ihm, heraufbilden soll. Alles Leben ist ein Wechselspiel polarer Kräfte, alles Bilden und Werden ist ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, worin dem Licht, als dem höhern Pol, der endliche Sieg beschieden ist.

Polarkreis, s. Erdstrich. — **Polarstern**, s. Nordstern.

Polemik bezeichnet, nach der Ableitung von dem griechischen Worte πόλεμος (d. i. Krieg, Kampf, Streit), eigentlich die Kampffertigkeit oder Streitkunst. Man hat den Ausdruck aber insbesondre von einem sonst sehr eifrig behandelten Theile der theologischen Wissenschaften gebraucht, und Polemik dann auch durch Streittheologie übersetzt. Die Theologie ist an sich zwar keine streitende, sondern geht nur darauf aus, die religiöse Wahrheit zur Erkenntniß und Ueberzeugung zu bringen; weil aber dieselbe vielfach angefochten, und mit mehr oder minder scheinbaren, oder wichtigen Gründen bestritten worden ist, mußte sie selbst eine streitende werden, und die Kirche besonders bedurfte ihrer, um sich gegen die Feinde und Gegner des Christenthums und der Kirchenlehre, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und zu verwahren. Auch ist der Friede auf Erden, selbst nach religiöser Ansicht, nicht ohne Streit zu gewinnen. Ein mildernder Ausdruck aber, den man dafür erfand, Elenchtik oder elenchtische Theologie, änderte in der wesentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuerer Zeit hat man noch allgemeiner den Namen Apologetik dafür beliebt, und damit im engern Sinne die wissenschaftliche Vertheidigung des Christenthums, seiner Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort Polemik sich mehr auf die Vertheidigung der eigentlich sogenannten Kirchenlehre irgend einer der christlichen Parteien zu beschränken schien. Der Name Apologetik hat die frühesten Kirchenväter insofern für sich, als diese ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsschriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beschuldigungen und Zweifel rechtfertigen sollten, Apologien nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgesprochne Wahrheit sich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Christenthums selbst nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr, als das Christenthum, dasjenige ist, dem widersprochen wird, so gilt die Apologetik auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür sonst der Ausdruck Polemik allgemein war. Es ward dieselbe auch bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrh. so sehr als ein Haupttheil der theologischen Wissenschaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erschienen, sondern auch auf deutschen

Universitäten dieselbe in besondern Vorträgen abgehandelt ward. Sie kam durch theologische Klopffechter in Verachtung, und die neuere Zeit, die nur zu sehr das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen lassen, gab denn auch die Polemik auf; aber mehr als gut ist, denn es ziemt dem Theologen wol, daß er mit strenger, logischer und wissenschaftlicher Methode die Feste seiner Ueberzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er sich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben diesem defensiven, auch einen offensiven Kampf zu führen wisse, einen solchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe bestreitet, auf die eine andre, als die allein wahre Wahrheit auftretende, Lehre sich stützt. Es begreift sich, daß jede kirchliche Partei eine eigne Polemik haben muß, obwol allen wesentliche Grundsätze derselben allgemein sind. Uebrigens ist der Ausdruck Polemik, polemisiren und polemisch, während er in der Theologie sich immer mehr verlor, häufig von dieser auf's tägliche Leben übergegangen, wo man sie denn auf Jeden anwendet, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, sondern zugleich die Meinung Andrer bestreitet.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, seit tausend Jahren fast nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebene in Europa, hatte, Litthauen eingeschlossen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 Q. M., auf welchem höchstens 11½, nach Büsching nur 8—9 Mill. Menschen unter 100,000 kleinen Herren der Freiheit ihrer Republik so wenig theilhaftig waren, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Flachs, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fischreiche Ströme dem baltischen und dem schwarzen Meere zuführen: aber das Gewerbe lag, außer in Warschau, Bromberg, Posen und einigen Städten der schlesischen Grenze, darnieder; die Peitsche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeistes ersäufte der Jude in Branntwein; denn der leibeigne Pole sagt: „nur was ich vertrinke, ist mein." Polen war das Land ungeheurer Widersprüche; das kleinste seiner Uebel waren Scharen von Wölfen und andern Raubthieren. Das Volk, ein Zweig der Sarmaten an dem Borysthenes, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem 200jährigen Kampfe mit den Germanen und in dem eignen Parteiengewühle eine wunderbare elastische Gediegenheit, zusammengesetzt aus Nachgeben und Widerstand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtssinn und Vaterlandsstolz. Den ersten slawischen Stämmen, die schon im 6. Jahrh. den alten Finnenstamm vor sich hertrieben, den Dnepr herauf- und die Weichsel hinabzogen, und dort als Litthauer, hier, an den baltischen Ufern, als Preußen und Letten sich verzweigend, Hütten baueten, folgten im 7. Jahrh. die Lechen, ein andrer slawischer Stamm. Bildsamer als jene wilden Horden, nahmen sie zugleich mit der Schreibkunst um 960 das Christenthum an, und hießen am Ende des 10. Jahrh. Polen, d. i. die Slawen der Ebene. Kampf mit den Nachbarn war das Schicksal dieses neugebildeten, unter Piast, einem Fürsten eigner Wahl, seit 840 zwischen der Weichsel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piast's in kleinere Fürstenthümer vertheilten Volks; daher stete Unsicherheit der Grenzen, und kein andrer Verband im Innern, als Stammgenossenschaft, ein Fürstengeschlecht (die Piasten),

und ein gemeinschaftlicher Name. Diese Einheit, die mehr in der Meinung und im Gefühle, als in einer gesetzlichen Form bestand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und begeisterte ihn zu der heldenmüthigsten Vaterlandsliebe. Gleichwol überließ er sich, wie es allen Menschen begegnet, die einer gesetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren, und von ihren Gefühlen sich beherrschen lassen, jeder politischen Ausschweifung mit eben so viel Leichtsinn als Leidenschaft, so daß in dem Mehrtheile der polnischen Staatsbürger, d. i. des Adels, ein republikanischer Charakter nie reifen konnte. Insofern kann man die Masse des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlte es aber nicht in ihr an einzelnen ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freistaats gewesen sein würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden sie männliche Kraft und republikanischen Edelmuth. So haben sich in Polens Geschichte unsterblich gemacht die Tarnowski, Zamoyski, Zolkiewski, ohne die Helden und Staatsmänner in der neuesten Zeit zu erwähnen. Andre hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach außen hin getrieben, und verriethen aus blinder Parteiwuth ihr Vaterland an den Feind. So hat Polen als Staat so lange mit den Grundübeln seiner Verfassung gekämpft, bis es in denselben unterging. In dieser Republik herrschte nämlich das Princip der Gesellschaftlichkeit, nicht das der Einheit, ob sie gleich schon unter Boleslaw Chrobry, im J. 1025 ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit stand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unstreitig war das Wahlrecht die Loosung des Parteientummels. Gesetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit aber konnten nicht emporkommen, weil die politische Unform in dem Satze bestand: der Edelmann allein ist Staatsbürger. Dieser rohen, tausendköpfigen Souveränetät ward ihr Staatszweck nie ganz klar. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerst Schlesien und die Oder, dann die Ostsee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine festen Grenzen hat, der vom Meere abgeschnitten ist, und der nicht zur Stärke der Einheit in seinem Innern gelangt, wird stets der Kampfpreis der Politik seiner Nachbarn sein. Das Unglück fing an, als die Piasten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar im J. 1138 dem ältesten, als dem Besitzer von Krakau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürsten; allein dies vermehrte nur die Unruhen. Auch das Christenthum, welches am Ende des 10. Jahrh. in Polen aufkam, konnte bei den Ansprüchen der Hierarchie, und bei dem durch zweihundertjährigen Krieg tief gewurzelten Hasse zwischen den Deutschen und Polen, auf die letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Conrad von Masovien die Deutschherren gegen die Preußen zu Hülfe rief, und diese seit 1230 bis 1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen sich unterwarfen, verlor Polen seine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislaw Lokietek, der sich 1305 als König von Krakau krönen ließ, den ersten Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichsel zu einem Ganzen verbunden, aber zu spät. Die Deutschen hatten den polnischen Staat schon überflügelt; daher mußte sein Sohn Casimir, der als Gesetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der untern Weichsel im kalischer Frieden 1343 förmlich entsagen. Indeß arbeitete dieser kluge Fürst desto glücklicher an der Aufrichtung einer guten gesellschaftlichen Ordnung.

Er befeſtigte die Städte, und befreite ſie vom Drucke des Adels, begünſtigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu ſehr dieſes fremde Volk, welches ſpäterhin das Gewerbe und den Geldhandel an ſich zog, und den Nationalwohlſtand erſtickte. Mit Caſimir erloſch 1370 der piaſtiſche Mannsſtamm. Nun fing der Adel an, ſeine Stimme den Thronfolgern gegen perſönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Polens mit Ungarn (unter Ludwig, von 1370—1382) war daher nutzlos für die Befeſtigung der Monarchie. Natürlicher und deßhalb dauerhafter war die Verbindung mit Litthauen, ſeit 1386, indem der litthauiſche Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl die polniſche Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Chriſtenthum, zu welchem jener ſich erſt jetzt bekannte, war kein politiſches Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren ſie jetzt mächtiger gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind, den deutſchen Orden. Polen ſchien ſogar die verlornen Naturgrenzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vertrag von Thorn 1466 Kulm und die Weichſel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Kurland wurde 1561 ein polniſches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauiſche Adel ſeit 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Verſammlung bildete, der mächtigſte Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft ſtreitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausſchluß des Bürgerſtandes, allein zu vertreten. Er erſchien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung ſeit 1505 nichts über die Reichsverfaſſung beſchloſſen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Woiwoden, Kaſtellanen und Miniſtern ernennen, welche zuſammen den erſten Reichsſtand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer feſten Hand, die das Ganze zuſammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Ruſſen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Diſſidenten, d. i. die Proteſtanten nebſt den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Katholiken. Damit aber auch dieſer Religionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 ausſterben. Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich, und blieb es bis zur Conſtitution vom 3. Mai 1791. Heinrich von Anjou beſchwor als Wahlkönig die erſten Pacta conventa, gleichſam das Nationalgeſetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteiſucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die zamoiski'ſche Partei, indem ſie durch die Wahl des ſchwediſchen Prinzen Sigismund die beiden erſten nordiſchen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Inſurrection (ſeit 1607) ſogar geſetzmäßig ſein konnte, ſondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 ſich über Polen erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Kurfürſten von Brandenburg (1657) die Souveränetät über Preußen. Im Innern aber löſte ſich der lockere Zuſammenhang der politiſchen Maſſe in Anar-

chie auf, als unter Johann Casimir (1648—1669) das liberum veto gesetzlich wurde, nach welchem der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteisüchtige begünstigten den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk ein zweitesmal, nebst Kiow, dem Dnepr und der jenseitigen Ukraine 1667 im 13jährigen Waffenstillstand zu Andrussow an Rußland abgetreten wurden. Damals sagte der König Johann Casimir in seiner Rede an die Reichsversammlung, (4. Juli 1661), richtig voraus, warum, von wem und wie einst Polen getheilt werden würde. Der tapfre König Sobieski bestätigte jene Abtretungen in dem ewigen Frieden 1686; doch machte sich dagegen Rußland verbindlich, ihm zur Eroberung der Moldau und Wallachei beizustehen. Nach seinem Tode (1696) schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen (s. d. Art. Polignac). Als der sächsische Kurfürst (s. August II.) sich gegen die französische Partei behauptete, und an Peter I. von Rußland anschloß, ward die Republik, die sich selbst nicht schützen konnte, und dennoch das sächsische Heer seiner Freiheit für gefährlich hielt, wider seinen Willen durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Kardinals Radziecowski in den nordischen Krieg verwickelt, der Rußland zur ersten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schicksal entschieden. Schwedische Waffen bewirkten 1704, was später 1733 bis 1795, die russischen thaten. Sie verfügten über den polnischen Thron. Bestechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem polnischen Adel, um die Gesammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, beschränkte man die constitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten seit 1717. Die Jesuiten schürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thoren (1724) wurde die Losung zu tödtlichen Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, von dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus; man wollte sie nur wie Schutzjuden behandelt wissen. Polen that nicht nur hierin, sondern auch in seiner politischen und moralischen Bildung, welche französischen Witz und Leichtsinn mit Schwelgerei und Rohheit zu vereinigen suchte, auffallende Rückschritte in die Zeiten des Faustrechts. So entbrannten alle Leidenschaften in verderblicher Gährung, als Catharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den polnischen Thron setzte. Zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte er zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Krakau, und Massalski von Wilna, mit welchem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, die Hauptursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung stieß, und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; eine Generalconföderation entstand, aber der Reichstag sah sich ganz unter russischem Einfluß. Dagegen erhob sich die Conföderation zu Baar, von Frankreich unterstützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüsteten das Land, und das wilde, sinnlose Verfahren einiger polnischen Parteihäupter erregte bei den drei großen Nachbarmächten eine solche

Nichtachtung der natürlichen Rechte des polnischen Volks, daß sie, wie Catharina sich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben. Bei dieser innern Zerrüttung schien es dem österreichischen Hofe zeitgemäß zu sein, die zipser Städte, welche 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Besitz zu nehmen, und die schlaue Politik des österreichischen Staatsministers Kaunitz leitete endlich das petersburger und dieses das preußische Kabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dies zuerst von Kaunitz ausgegangen, hat von Dohm in seinen Denkwürdigkeiten (I. 433. folg.) gezeigt. Der russische Minister machte den 2. Sept. 1772 den Beschluß der drei Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18. Sept. 1773 diesen schon vollzognen Theilungsvertrag, nach welchem Polen von 13,000, 9000 Q. M. behielt. Oesterreich bekam: die Grafsch. Zips, die Hälfte des Palatinats (Woiwodschaft) Krakau, einen Theil des Palatinats Sendomir, das Palatinat Rothreußen, den größten Theil von Belz, Pokutien und einen Theil von Podolien, als Länder die ehemals die mit Ungarn vereinigten Königreiche Galizien und Lodomerien ausgemacht hatten (1280 Q. M.). Preußen erhielt: ganz polnisch Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und von Großpolen den Netzdistrikt, welcher ehedem, unter dem Namen Pomerellen zu Pommern gehört hatte (631 Q. M.). Rußland nahm das polnische Liefland, die Hälfte des Palatinats Polozk, die Palatinate Witepsk und Mscislav, und einen Theil von Minsk (1975 Q. M.). Rußland bestimmte jetzt die innere Verfassung der unglücklichen Republik. Nun erst ward den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich bestehe, und wodurch sie diesem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt hatten. Um ihre Unabhängigkeit festzustellen, arbeiteten sie, durch Friedrich Wilhelms II. von Preußen Zusicherung seines Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfassung. Das Wahlreich sollte aufgehoben, und der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Constitution vom 3. Mai 1791. Aber Rußland verwarf sie, und erklärte sich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommne Constitution geschlossen hatten. Preußen konnte sich nicht widersetzen, verließ die Sache der Republik, und willigte in eine zweite Theilung 1793, nach welcher Rußland 4553 Q. M., mit 3 Mill. Einw. (die Reste der Palatinate Polozk und Minsk, die Hälfte der Palatinate Nowgorodek und Brzesc; das Krongebiet der polnischen Ukraine, Podolien und die östl. Hälfte von Volhynien), hinwegnahm, 1060 Q. M. (die Palatinate Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradc, Lenczic und halb Rawa, nebst Danzig und Thorn, die Hälfte des Palatinats Brzesc und das Ländchen Dobrzyn; die Festung Czenstochaw), mit 1,136,000 Einw., Preußen überlassen wurden. Russische Bayonnette nöthigten die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Rest von Polen stand jetzt ganz unter russischer Vormundschaft. Da erhob sich Kosciuszko an der Spitze der Conföderation von Krakau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurde Warschau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4. April 1794) und der Entsatz des von dem preußischen Heere belagerten Warschau's im Anfange Septembers sind die schönsten Tage in dem Leben der polnischen Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenossen, ja

Digitized by Google

ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Oesterreicher sie umzingelten, unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten (s. Kosciuszko). Das Land ward im Oct. 1795 gänzlich unter Rußland (2030 Q. M. = 1,200,000 Einw.), Preußen (997 Q. M. = 1 Mill. Einw.) und Oesterreich (834 Q. M. = 1 Mill Einw.) vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte, und starb daselbst 1798. Den Polen blieb nichts als ein schmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Russen und Deutsche, ein vergebliches Harren auf französische Hülfe und die Theilnahme der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 8500 Q. M. und 4,600,000 Einw.; Oesterreich über 2100 Q. M. mit 5 Mill. Einw.; Preußen an 2700 Q. M. mit 2,550,000 Einw. von Polen erhalten. So blieb der Zustand des zerrissnen Landes, das nun erst durch fremdes Gesetz innere Ordnung und Polizeianstalten empfing, bis in den Nov. 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau führten. Der Friede zu Tilsit (9. Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der preußisch-polnischen Provinzen das Herzogthum Warschau, welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, und zugleich mit dem französischen Gesetzbuche eine der französischen ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft aufgehoben wurde. Danzig sollte eine von den Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein französischer Waffenplatz. Die Dotationen französischer Offiziere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dies das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob, so daß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthume ihres Landes das Schicksal des Tantalus hatten. Auch die Truppenstellung für den französischen Kriegsdienst zerrüttete den Wohlstand des neugeschaffnen Staates, und vernichtete, was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Departements Posen und Bromberg entstandnen Tuch- und Leinenmanufakturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter so ungünstigen Umständen sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polnische Armee wetteiferte, unter französischem und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Krakau vor, und der wiener Friede (14. Oct. 1809) fügte zu dem Herzogthume Warschau, das bisher 1850 Q. M. mit 2,200,000 Einw. enthalten hatte, Westgalizien hinzu, so daß es nunmehr gegen 2800 Q. M. groß war, 3,780,000 Einw. zählte, und ein wohlgerüstetes Heer von 60,000 Mann aufstellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich der alte Nationalstolz wieder. Die alten Grenzen, ein eingeborner König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Nation. Auf diesen von ihm absichtlich begünstigten Wunsch bauete Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland 1812, den er den zweiten polnischen Krieg nannte. Er wußte es so einzuleiten, daß den 28. Juni 1812 eine polnische Generalconföderation in Warschau die Wiederherstellung Polens feierlich ausrief; allein die Begeisterung war nicht allgemein. Die Anstrengungen des Herzogthums, das über 80,000 Mann ausrüstete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die

Litthauer hielt Tormaſſow in Ordnung, und ſtatt „16 Millionen Polen," die Napoleon durch ſein Machtwort beritten machen wollte, ſammelten ſich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Doch leiſteten tapfern Widerſtand die Feſtungen Zamosc, Modlin und Thorn, in welchen aber auch franzöſiſche und deutſche Truppen zur Beſatzung gehörten. Was Polen in dieſem Reſtaurationskriege litt, und wie Napoleon ſelbſt ſeinen Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbiſchof von Mecheln, de Pradt, ſein Botſchafter in Warſchau (ſ. Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812, Paris, 3. Aufl. 1815), ein Augenzeuge und Theilnehmer. Grauſamer iſt nie eine Nation getäuſcht worden, als die polniſche in dieſem Kriege. Die polniſchen Schaaren folgten dem geſchlagnen Kaiſer bis Frankreich; ein Theil ſogar bis nach Elba. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in ſeine Verwaltung. Danzig mit ſeinem Gebiete trat unter die preußiſche Herrſchaft zurück, und der Congreß der europäiſchen Mächte in Wien entſchied im Mai 1815 das endliche Schickſal des Landes dahin, daß 1) die Stadt Krakau mit ihrem Gebiete (22 Q. M., 96,000 Einw. und 250,000 Thaler Einkünfte) als freie und unabhängige Republik ſich ſelbſt nach eignen Geſetzen regieren ſollte; 2) daß der auf dem rechten Weichſelufer liegende Bezirk ſo wie auch der im wiener Frieden an Rußland abgetretne tarnopoler Kreis an Oeſterreich zurückfiel; 3) daß der kulm'ſche und michelau'ſche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Poſen, mit Ausnahme eines Theils des powitz'ſchen und des peyſern'ſchen Kreiſes, und der Theil des Departements Kaliſch bis an die Prozna, mit Ausſchluß der Stadt und des Kreiſes dieſes Namens (näher beſtimmt durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817), an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher Danzig, Thorn, Kulm und Michelau mit Weſtpreußen vereinigte, aus dem Uebrigen aber, (538 Q. M. mit 847,000 Einw.), das Großherzogthum Poſen errichtet, und den Fürſten Ant. Radziwill zum Statthalter ernannt hat; 4) daß alles Uebrige mit dem ruſſiſchen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgeſonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten ſollte, die ihm der ruſſiſche Kaiſer zu geben für gut findet. Der Kaiſer Alexander hat daher den Titel: Zaar und König von Polen angenommen, und ſich in Warſchau huldigen laſſen. So iſt alſo Polen vierfach geſpalten, hat aber ſeinen Namen und ſeine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der drei Mächte werden, Einrichtungen zugeſichert, welche ihre Nationalität erhalten ſollen. Natürlich ſind ſie damit nicht zufrieden geſtellt; allein ſie haben mehr erlangt, als ſie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten. Daß Polen endlich einer geſetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels ſich erfreuen werde, darf der Weltbürger hoffen, wenn er auch gewünſcht hätte, daß, ſo wie Ungarn als eigner Staat zur öſterreichiſchen Monarchie gehört, auch Polen als eigner Staat mit der preußiſchen Monarchie verbunden worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichſelländer dem Beſitzer der Oſtſeeküſte anweiſt. Litthauen kann nur dem Dnepr und der Düna folgen. Das Wichtigſte, was die Polen gerettet ſehen, iſt ihre Sprache. Ueber dieſe und über ihre Literatur ſ. die eignen Art. Vor den Abtretungen zu Andruſſow (1667) hatte Polen 16 Mill. Einw. Das jetzige ruſſiſche Königreich Polen

zählt auf 2191 Q. M. in 482 Städten (nämlich 211 Immediat- und 271 Mediatstädte) und 22,694 Dörfern nur 2,732,324 Menschen, worunter 212,944 Juden. Es wurde 1816 in acht Woiwodschaften: Masovien mit Warschau; Kalisch; Krakau mit der Hauptstadt Miechow; Sandomir mit Radom; Lublin; Poblachien mit Sieblce; Plock; und Augustow mit Suwalki, getheilt. Der Staat wird nach der vom Kaiser Alexander gegebnen und von ihm in Warschau am 27. Nov. 1815 unterzeichneten Verfassung regiert. Der König hat die vollziehende Gewalt, deren Ausübung einem Staatsrathe, dem Statthalter (Namiestnik), und fünf Ministern übertragen ist. Der Reichstag, den der König alle zwei Jahre beruft, und dessen Sitzung 30 Tage dauert, besteht 1) aus der Kammer des Senats (30 Mitglieder, als: 10 Bischöfe, 10 Woiwoden und 10 Kastellane); 2) aus der Landboten-Kammer, in welcher 77 von den Adelsversammlungen der 77 Distrikte ernannte Landboten und 51 Gemeinde-Abgeordnete (8 Gemeindeversammlungen für die Stadt Warschau und 43 für das übrige Gebiet) so wie die Mitglieder des Staatsraths, Sitz und Stimme haben. In dieser dürfen aber bloß die fünf Minister und die Mitglieder der drei Commissionen, welche die Kammer für die Finanz-, Civil- und Criminalgesetze (jede von fünf Mitgliedern) ernennt, sprechen; die andern Landboten entscheiden nur nach geheimer Abstimmung. Der Reichstag prüft die im Staatsrathe abgefaßten Gesetzvorschläge. Alle christliche Gemeinen haben gleiche kirchliche und politische Rechte; die Preßfreiheit ist anerkannt, und alle öffentliche Beamte, die Mitglieder des Staatsraths, die Minister ꝛc. sind verantwortlich. Primas des Königreichs ist der Erzbischof von Warschau; der jetzige, den die römische Curie 1818 als Erzbischof bestätigte, heißt Malczewski. Der polnische Reichstag versammelte sich seit 23 Jahren das erstemal wieder den 26. März 1818. Der Kaiser eröffnete ihn und schloß ihn (d. 29. April) mit einer Rede. Es ward der Entwurf einer neuen Strafgesetzgebung für das Königreich Polen von der Kammer angenommen, allein die Ausführung desselben auf dem Reichstage 1820 verworfen. Die Einkünfte betrugen 1817: 60,692,686, und die Ausgabe über 52 Mill. poln. Guld. zu 4 Groschen, die Staatsschuld 150 Mill. poln. Guld. Die polnische Nationalarmee, deren Bildung der Großfürst Constantin, ihr jetziger Generalissimus, geleitet hat, ist 50,000 Mann stark, darunter 20,000 Mann Reiterei. Ein eignes diplomatisches Corps hat Polen nicht erhalten. Noch beschäftigt man sich seit 1818 mit der Verbesserung der Straßen und des öffentlichen Unterrichts, so wie mit der allmäligen Verwandlung der polnischen Juden in Staatsbürger, wozu der poln. General Graf Krasinski in seinem Apperçu sur les Juifs de Pologne (Paris 1818) einen sehr edeln aber kühnen Weg vorgeschlagen hat. Die Orden Polens sind: 1) Der Orden des weißen Adlers, gestiftet von August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, während des Kriegs mit Schweden, am 2. Nov. 1705. Dieser Orden, dessen Statuten nie bekannt geworden sind, hat nur eine Klasse. Er stand ehemals in Ansehn, war seit der Theilung Polens 1795 fast ganz erloschen, wurde durch die Constitutionsakte vom 21. Juli 1807 wieder hergestellt, und nachher vom Könige von Sachsen, als Herzog von Warschau, jedoch nur selten vertheilt. Der Kaiser Alexander stellte mit dem neuen Königreiche Polen auch diesen Orden wieder her, trug ihn selbst bei seinem feierlichen Einzuge in Warschau, am 12. Nov. 1815, und vertheilte ihn an mehrere der ersten polnischen Staatsbeamten. 2) Der Orden des heiligen Stanislaus (des Schutzpatrons

von Polen) als Verdienſtorden geſtiftet vom König Stanislaus Auguſt, bald nach ſeiner Thronbeſteigung, am 8. Mai 1765. Er wurde vom Kaiſer Alexander erneuert am 1. Dec. 1815, und in vier Klaſſen getheilt. 3) Der Militär-Verdienſt-Orden, geſtiftet von Stanislaus Auguſt 1791, in der Folge durch die targowiczer Conföderation unterdrückt, durch die Conſtitution von 1807 wieder hergeſtellt und von Alexander 1815 erneuert und beſtätigt. Er beſteht aus drei Klaſſen. Ein Hauptwerk über Polen, obgleich mit ſichtbarem Haſſe gegen Catharina und Poniatowski geſchrieben, iſt Rulhiere's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette République, 4. Vol. Paris 1807; über die erſte Theilung Polens ſ. v. Dohm's Denkwürdigkeiten I. und Lettres du Baron de Vioménil, Paris 1808; auch Malte-Brun's, einſeitig und eilfertig entworfnes, aber in Ermangelung eines beſſern noch jetzt ſehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man Jekel's hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Werke über Polen und Galizien, Wien 1804—1809, Flatt's Topographie des Herzogthums Warſchau, Leipzig 1810, und von Holſche Geographie und Statiſtik von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen, Berl. 1807. In der neuen Folge dieſes Werks wird ſich ein nachträglicher Artikel über Polen befinden. K.

Policinell, ſ. Pulcinella.

Polignac (Melchior von), Abbé, zuletzt Kardinal, ein franzöſiſcher Diplomatiker, geb. 1661, geſt. 1741, ſtammte aus einem der angeſehenſten Häuſer in Languedoc. Schon 1689 hatte er ſich bei den Unterhandlungen mit dem Papſte Alexander VIII. in Anſehung der Artikel, welche die franzöſiſche Geiſtlichkeit im J. 1682 für die gallicaniſche Kirche angenommen hatte, ſo gewandt gezeigt, daß jener Papſt in einer der letzten Audienzen zu ihm ſagte: „Sie ſcheinen immer meiner Meinung zu ſein, und doch ſiegt immer zuletzt die Ihrige.“ Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei deſſen Rückkehr von Rom eine Audienz ertheilte, ſagte von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menſchen eine Unterredung gehabt, der mir beſtändig widerſprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte.“ 1693 ward er als außerordentlicher Botſchafter nach Polen geſchickt, um den König Johann Sobieski von dem Bunde mit Oeſterreich gegen die Pforte abzuziehen, und zu einem Bunde mit Frankreich gegen Oeſterreich zu bewegen. Nach Sobieski's Tode 1696 ſollte er die polniſche Königswahl auf den Prinzen Conti leiten, und Ludwig XIV. gab ihm Vollmacht, Jedem, der dazu beitragen würde, eine Penſion von 100,000 Livres zu verſprechen. Doch fand ſeine lateiniſche Anrede an die polniſche Wahlverſammlung (bei Flaſſan IV., 141) erſt Beifall, als ihm 560,000 Livres zur Vertheilung unter die Großen zu Gebote ſtanden. Ob er aber gleich noch andre 500,000 Livres verſprach, ſo gewann dennoch der Biſchof von Kujavien eine ſtarke Partei für den Kurfürſten von Sachſen. Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche ſich für den Prinzen Jacob, Sohn der verwitweten Königin, erklärt hatte. Auf ſein Verlangen ſchickte man einen zweiten Geſandten nach Warſchau, den Abbé von Chateauneuf; beide Miniſter handelten nun gemeinſchaftlich, konnten aber dennoch ihren Zweck nicht erreichen. Die ſächſiſche Partei verſtärkte ſich immer mehr, und in dem Augenblicke, wo Polignac den Sieg ſchon errungen zu haben glaubte, erſchien der Biſchof von Kujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Kurfürſten von Sachſen als König aus, der bald darauf in Krakau ſeinen Einzug hielt. Der Prinz von Conti,

Digitized by Google

der vor Danzig anlangte, ward nicht in's Land gelaſſen, und ſegelte nach Frankreich zurück. Zugleich erklärten die Danziger, daß ſie den Abbé Polignac nicht als Geſandten, ſondern als Feind anſähen, und bemächtigten ſich ſeines Eigenthums. Er ging hierauf nach Frankreich zurück, und ward 1698 zur Strafe für ſeine verunglückte Miſſion in ſeine Abtei Bonport verwieſen. 1710 ging er als franzöſiſcher Miniſter zu den Verhandlungen von Gertruydenberg. Hier war es, wo er gegen die holländiſchen Miniſter, als ſie die bekannten demüthigenden Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, ſie ſprechen wie Leute, die nicht gewohnt ſind zu ſiegen.“ Der König rief damals ſeine Miniſter zurück, die vorher noch ein ſtarkes Schreiben an den Großpenſionär Heinſius erließen. Diesmal empfing Ludwig den Abbé gnädig. Er ernannte ihn 1712 nebſt dem Marſchall d'Hurelles und Menager zu ſeinem Bevollmächtigten bei dem Congreſſe zu Utrecht. Polignac nahm an allen Verhandlungen Theil, zog ſich aber im Febr. 1713 zurück, weil er die in dem Friedensvertrage anerkannte Ausſchließung Jacobs III. vom engliſchen Throne nicht unterſchreiben mochte, da er dieſem Prinzen den Kardinalshut verdankte. Ludwig ſchickte ihn hierauf als Botſchafter nach Rom, wo er ſich durch Geiſt, Geſchmack und Kenntniſſe allgemeine Achtung erwarb. Polignac iſt auch als Schriftſteller bekannt durch ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in acht Büchern das epikuräiſche Syſtem widerlegt: Anti-Lucretius, s. de deo et natura, Paris 1747. Es iſt in's Italieniſche, Engliſche, Franzöſiſche und in's Deutſche überſetzt. S. die Histoire du Cardinal de Polignac. K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geborne de Polaſtron, Herzogin von), geb. 1750. Sie war die innigſte Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette; daher auch ſie der Haß traf, mit welchem der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verfolgte. Als eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Frauen war ſie eine Zierde des Hofes. Der König hatte ſie zur Gouvernante der Prinzeſſinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen ſie keine Grenzen. Allein ihre Schwägerin, Diane von Polignac, welche ausgezeichnet klug und geiſtreich, und dabei eben ſo ehrſüchtig als ſchlau war, überredete ſie, ſich des Vertrauens der Königin zum Vortheile ihrer Familie zu bedienen. Ohne die Leitung ihrer Schwägerin würde überhaupt die Frau von Polignac, welche nichts weniger als ehrgeizig war, ob es ihr gleich an richtiger Beurtheilung der Verhältniſſe nicht fehlte, den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Sie ſchien der Vereinigungspunkt aller vom Adel und der hohen Geiſtlichkeit zu ſein, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete daher die Polignac's als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verſchwendungen der Königin, und beide mußten ſich unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte ſie mit ihrem Gemahl zu Wien, wo dieſer bei dem kaiſerlichen Hofe, wie ſpäter bei dem petersburger, als Geſchäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich angeſtellt war. Bei ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon, war ihr Schmerz grenzenlos, als der unglückliche Feldzug des preußiſchen Heers in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherſtellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte ſeither ſichtbar, und ſtarb 1793 in Wien. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab ſich dann in die Ukraine auf ſein Gut, das ihm Catharina II. geſchenkt hatte, und ſtarb 1817 in Petersburg.

Zwei Söhne dieser Ehe, Armand François und Julius Armand de Polignac, haben ebenfalls merkwürdige Schicksale gehabt. Armand (geb. 1771), war 16 Jahr alt, als seine Aeltern Frankreich verließen. Er folgte ihnen nach Koblenz und dann nach Rußland, wählte aber später, aus treuer Anhänglichkeit an Monsieur, Grafen von Artois, seinen Aufenthalt in England. Jules (geb. 1780), folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen an Georges und Pichegrü's Entwürfen Theil. Der ältere landete in Frankreich (Dec. 1803) mit Georges und kurz darauf auch Jules mit Pichegrü (Jan. 1804). Alle wurden verhaftet. Armand ward mit Georges und 18 Andern den 14. Juli 1804 zum Tode, Jules, Moreau und noch drei Mitangeklagte aber zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern sein Leben für das Leben seines Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf sich Armand's Gemahlin, von der Kaiserin Josephine, Napoleon's Schwester und seiner Stieftochter Hortense begünstigt, dem Kaiser zu Füßen, und erhielt ihres Gatten Begnadigung, mit der Einschränkung, daß derselbe vier Jahre im Schlosse Ham verhaftet bleiben, und dann deportirt werden sollte. Er ward auch nach Ham geführt, hernach wieder in den Tempel und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, sich in einem Gesundheitshause also in weniger strenger Haft zur Herstellung seiner Gesundheit unter ärztlicher Verpflegung aufzuhalten, wo er sich mit Mallet in Verbindung setzte und desselben Plane theilte, glücklich einer auf's neue gegen ihn verfügten Verhaftung entging, und erst nach der Thronbesteigung des Königs wieder erschien. Jules hatte die Zeit über im Tempel zugebracht. 1814 kam auch er in Freiheit. Der König setzte beide wieder in Rang und Ehren ein, und ernannte sie zu Mitgliedern der Pärskammer. Nachdem sie 1815 dem Könige nach Gent gefolgt und mit ihm zurückgekehrt waren, wurden ihnen mehrere wichtige Aufträge anvertraut. Sie stehen in besonderm Vertrauen beim Könige und beim Grafen Artois.

Poliren heißt glätten und Glanz verschaffen, was nach der Verschiedenheit der Körper, besonders aber ihrer Härte und Weichheit, verschiedne Verfahren und Werkzeuge erfodert. So gibt es Polirbänke (in Gold- und Silberdrahtfabriken), Polirhämmer und Polirstöcke, deren man sich bei Bearbeitung des Kupfers und Blechs bedient, Polirscheiben, deren sich die Stahlarbeiter, Messerschmiede und Scheerenschleifer bedienen, Polirsteine, zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, englisches, ist eine Mischung von sechs Theilen Zinnober und einem Theile Arsenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Politik, die Wissenschaft und Kunst des gesellschaftlichen Lebens; Weltklugheit; insbesondre Staatslehre und Staatskunst, d. h. Wissenschaft und Kunst, den Zweck des Staats so vollkommen als möglich zu erreichen. Erstere zerfällt in mehrere Wissenschaften. Die politischen Wissenschaften betrachten nämlich das Leben der Menschen im Staate, 1) wie es sein kann und soll: Staatswissenschaft im eigentlichen Sinne; oder 2) wie es sich entwickelt und fortgebildet hat: politische und Staatengeschichte; oder 3) wie es gegenwärtig ist: Staatenbeschreibung und Statistik. Die Staatswissenschaft betrachtet den Staat zuerst von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht); dann von Seiten der Klugheit, Politik im engern Sinne. In letztrer Hinsicht ist sie eine Erfahrungswissenschaft, aber gegründet auf die Idee der menschlichen Bestimmung, daher ihre Aufgabe unendlich ist. Insofern ist sie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der angewandten Philosophie. Die Politik im eigentlichen Sinne

oder die Staatskunst begreift: I. die Politik der Staatsverfassung, oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen sind; II. die Politik der Staatsverwaltung, enthält die Regeln für die Leitung sowol der innern als der äußern Verhältnisse in Hinsicht auf die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft 1. die Sicherstellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwissenschaft, welche A) die Sicherheits- und B) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören die Kriegs- und Friedenspolitik (Politik im engsten Sinne), die hohe und die Landes- (nebst der Stadt-, Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztre die Criminalpolizei und die Anstalten gegen Landesnoth in sich faßt. Zu dieser gehören die medizinische, die Armen-, Landwirthschafts-, Industrie-, Handels- und Sittenpolizei, sämmtlich Gegenstände der Bevölkerungspolizei. (S. Polizei). 2) Die Sicherstellung des Staatszwecks der Einzelnen durch die Wohlfahrt des Ganzen. Die letztre hängt aber, in wiefern sie den Zweck des bürgerlichen Vereins für die Einzelnen befördert, ab von der gesetzlichen Ordnung, von dem bürgerlichen Wohlstande und von der geistigen Bildung; insofern unterscheidet man a) die Gesetzgebungskunst, welche theils die Abfassung der Criminal-, Civil- und Polizeigesetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Prozeßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskunst, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthschaftslehre begreift. Letztre enthält: aa) die Finanzwissenschaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte), bb) die Cameralistik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die cameralistische Geschäftsführung lehrt die Cameralpraxis. C) Die Kulturpolizei, oder Staatserziehungslehre, welche alle sittlich geistigen Bildungsanstalten, Kirchen, Schulen, Literatur und Kunst, d. i. die Sache der Menschheit im Staate unmittelbar umfaßt. In der Ausübung ist die Staatskunst allemal von der Wirklichkeit bedingt, und zwar von der körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Gesetzgebers über seinem Zeitalter schweben und dasselbe zu sich emporheben, sobald er selbst sittlich veredelt ist. Dadurch haben ältere Gesetzgeber, Zoroaster, Moses, Solon, so großes gewirkt. Freilich ist es schwer, die physischen Kräfte eines Staats der sittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am schwersten zur Zeit politischer Stürme. So reich übrigens unser Zeitalter an scharfsinnigen Theorien ist, so wenig haben sie gewirkt zur Befestigung der bürgerlichen Freiheit; wol aber hie und da zur planmäßigern Begründung eines feinern Despotismus. Doch haben auch die Völker von dem Staate oft zu viel erwartet, und um so höhere Foderungen an denselben gemacht, je mehr sie demselben leisten mußten; daraus ist Spannung, getäuschte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entstanden. Nur da, wo die Staatsform so viel möglich dem Volksgeiste angemessen ist, und wo die Staatskunst mit demselben in ihrer Entwickelung fortschreitet, findet man die mehrste Zufriedenheit. Ist beides nicht der Fall, so entsteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Doch wird die Politik, auch wenn sie in der Zweckmäßigkeit der Mittel irren sollte, sich wenigstens vor Ungerechtigkeit und dadurch den Staat vor innerer Auflösung sichern, wenn sie einen sittlich erhabnen Charakter behauptet. Daher zum Theil die lange Dauer der alten Staats-

verfassungen! Der Orient machte nämlich die Religion zur Seele der Staatsform; allein er preßte beide in die Kastenordnung, dadurch schrumpften sie endlich beide zu einer Mumie zusammen. In Rom diente die Religion der Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüste des Aberglaubens. In Griechenland durchdrangen sich gegenseitig Religionsdienst und Staatsform, beide von Ideen beseelt, und aus diesem Bunde entkeimte die solonisch-sokratische Bildung. Als die Gesetzgeber des französischen Convents die Religion aus der politischen Ordnung ausschließen wollten, verletzten sie das Gesetz der menschlichen Natur, nach welcher die sittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorsam nur durch religiöse Bildung verschmolzen werden kann. Der Verstand der Gewalthaber wollte überhaupt in der neuern Zeit das Ganze nach einem genau berechneten Mechanismus lenken; allein seine Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In seinem Stolze wagte er sogar, Moral und Politik zu trennen, oder die sogenannte große Moral von der kleinen zu unterscheiden; daher jenes Gewebe von List und Gewalt in der politischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, seit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Katholischen bis zur Theilung Polens und bis zur Ausbildung des Continentalsystems. Convenienzpolitik in den äußern Verhältnissen; ein gröberer Sultanismus, oder ein feinerer Ministerialdespotismus in der Regierung des Innern: dies war nur zu oft der Charakter der neuern Staatskunst! Endlich stellte 1815 die heilige Allianz (s. d.) den Grundsatz auf, daß die innere und äußere Politik christlich sein müsse. In demselben Geiste erklärten die fünf Monarchen durch ihre Minister zu Aachen den 15. Nov. 1818, daß sie die Grundsätze des Völkerrechts zur einzigen Richtschnur ihrer ganzen Staatskunst machen wollten. So hat endlich die Diplomatik ausgesprochen, was die Theorie schon seit Plato bis auf Kant (s. dessen ewigen Frieden) bewiesen hat. Möge die Geschichte einst bezeugen, daß die Regierungen ihr zu Aachen gegebnes Wort gelöst haben. Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik sehe man die Schriften von Garve, Berg und Ferguson. Ueber Politik sind Hauptschriftsteller: Plato und Aristoteles, Cicero, Machiavelli, Lipsius, Bodini, Spinoza, Montesquieu, Friedrich der Große, Rousseau, Beccaria, Adam Smith, Achenwall, Schlözer u. A. Ueber die Politik in der Geschichte, der trefflichsten Lehrerin in der Staatskunst, besitzt Deutschland zwei klassische Werke in Heeren's Ideen über die Politik der vornehmsten Völker der alten Welt, und in seinem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems. Auch Gibbon, Robertson, Joh. v. Müller und v. Spittler gehen dem Denker mit der Fackel voran. Als historisch-politische Vorrathskammer ist Flassan's Histoire de la Diplomatie française etc. brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Neuere Handbücher über die Staatswissenschaften, besitzen wir von Voß nach Schlözer, von Behr, Wagner, Bemser, Pölitz u. A. K.

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Verfassung, s. Staatsverfassung.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung, welches bald einen Zettel, bald eine Instruction, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechselcourszettel u. s. w. bedeutet. Hauptsächlich aber bezeichnet es bei Assekuranzen die Versicherungsurkunde dessen, der die Assekuranz übernimt.

Polizei, Polizeiwissenschaft. Ueber die Frage: was ist

das Wesen der Polizei, welche Functionen des Staats gehören unter diesen Namen, und welches sind ihre Grenzen? gibt es sehr verschiedne Meinungen; doch kommen sie darin überein, daß die Polizei alle die Mittel in sich vereinige, wodurch der Staat für die Beförderung aller gemeinsamen, durch das Recht bestimmten Zwecke sorgt und insonderheit dahin wirkt, daß der Uebertretung der Pflichten gegen den Staat möglichst vorgebeugt, die Erfüllung derselben dagegen erleichtert werde. Die Polizei greift also mittelbar und vorbereitend, oder dienend in alle Zweige der Staatsverwaltung ein. Dem Gesetzgeber gibt sie Rath; dem Richter ebnet sie den Weg, so daß die Untersuchung beginnen kann; dem Staatswirth zeigt sie die Bedürfnisse der Menge an; der vollziehenden Gewalt steht sie als Dienerin zur Seite u. s. w. Es ist also Sache der Polizei: 1) das Ansehn der Regierung und ihrer Gesetze zu erhalten, wohin die Aufsicht über alle öffentlichen Handlungen, über die Aeußerungen der öffentlichen Meinung über die Regierung, und die obrigkeitlichen Personen gehört; 2) dahin mitzuwirken, daß die Kräfte der Regierung durch alle nur möglichen Mittel erhalten und vermehrt werden, indem sie vorzüglich den Schaden abzuwehren hat, welcher der Nationalökonomie und Bevölkerung drohen könne; dahin gehört die Sorge, Armuth, Seuchen, Auswanderungen entgegenzuwirken, Gewerbfleiß, leichte Gewinnung der Nahrungsmittel, Bildung ꝛc. zu befördern. Allein diese Zwecke, welche die Regierung für den Staat mittelst der Polizeigewalt erstreben darf, werden in Ansehung der von der Polizei anzuwendenden Mittel begrenzt durch die von der Polizeigewalt zu erreichenden Zwecke des Volks, sobald diese nicht sichrer und besser durch Privatkräfte und Privatverbindungen erreicht werden können. Diese besondern Zwecke des Volks beziehen sich: 1) auf die Sorge für Leben und Gesundheit (vergl. d. Art. Polizei, medizinische); 2) auf die Freiheit der einzelnen Staatsglieder, damit die Staatsbeamten selbst ihre Gewalt nicht mißbrauchen, oder auch derjenige Mißbrauch vermieden werde, der von der Privatgewalt der Herren über ihre Diener und Unterthanen gemacht werden könnte; also Sicherheit der persönlichen und der Gewerbsfreiheit verlangt das Volk von der Polizei; 3) auf den öffentlichen Schutz der Ehre, dadurch, daß kein Vorurtheil wegen gewisser Beschäftigungen, oder wegen Geburt, keine öffentliche Beschimpfung z. B. durch Schriften, Bilder ꝛc. geduldet werde; insbesondre ist es Pflicht der Staatspolizei, die Ehre des Bürgers gegen das unsinnige Vorurtheil des Duellirens sicher zu stellen (sonst helfen alle Duellmandate nichts); 4) auf die Fürsorge für Gottesverehrung und Sittlichkeit, daher muß öffentliche Völlerei, öffentliche Unsittlichkeit in Befriedigung des Geschlechtstriebes, Spiel aus Profession, Dienstlosigkeit des Gesindes, Bettelei und Gaunerei überhaupt (vergl. Armen- und Gaunerwesen) verhütet werden; 5) auf öffentliche Erziehung und Volksbildung, wobei jedoch, da alle Kultur auf Wahrheit, diese aber auf der Freiheit des Geistes beruht, alles was die letztre beschränkt (wohin der Censurzwang gehört, der die Wahrheit zu einem Regierungsmonopol machen will), vermieden werden muß, damit nicht die edelste Freiheit des Volks, die geistige, von einer blinden, plumpen oder jesuitischen Polizei erdrückt werde; 6) auf die Sorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen, durch Herstellung guter Landstraßen, Kanäle ꝛc., des Postwesens (s. d. Art.), des Pflasters, der Beleuchtung in den Städten, Reinlichkeit der Straßen, der Brunnen, Wasserleitungen, Uhren, Gasthöfe, Wächter,

Markttaxen, Schauspiele, Meß- und Jahrmarktsbelustigungen, Kaffeehäuser ꝛc.; 7) auf die Sorge für die Sicherheit des Eigenthums, auch gegen die Einflüsse schädlicher Erscheinungen in der Natur (durch Wasser, Feuer, Insekten, Viehseuchen ꝛc.); 8) so auch für die Gewerbe überhaupt, wohin alles Industriewesen, Monopole, Prämien, äußere und innere Einrichtungen für den Vertrieb der Erzeugnisse (Handel), auch die Sorge für die Gewinnung der rohen Erzeugnisse an und für sich, so wie für deren Verarbeitung in Manufakturen und Fabriken, öffentlichen Arbeitshäusern, Zölle, Aus- und Einfuhrverbote der Waaren, Arbeitslohn, Zinsfuß, Sorge für gute Waare gehören. Andre theilen die Polizei nach ihren Zwecken überhaupt in Sicherheits-, Wohlfahrts- und Kulturpolizei. Die ersten ausgebildeten Polizeigesetze finden wir in Aegypten (s. d. Art.); die mosaische Gesetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptische, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorschriften; musterhaft war die Polizeigesetzgebung der alten Griechen; sowol bei diesen als bei den jene nachahmenden Römern war die Polizei ein eigner Zweig der Staatsverwaltung. Nächst diesen finden sich in den Kapitularien der fränkischen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutschland selbst gaben sich zuerst die Reichs- und Handelsstädte Polizeiverfassungen; 1502 kam in Nürnberg sogar die Büchercensur zur Sprache, und in den J. 1548 und 1577 erhielt das deutsche Reich Reichspolizeiordnungen. Hier bildeten sich nach und nach viererlei Sphären der Polizeigewalt: 1. Reichspolizeigesetze, 2. Kreispolizeigesetze, 3. Polizeigesetze jedes Reichsstandes in seinem Lande, und 4. Polizeigesetze besondrer Ortschaften. Außer Deutschland zeichnen Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark durch vortreffliche Polizeianstalten, wenigstens in vielen einzelnen Zweigen, sich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien sind in Verfall gerathen. Manche Länder haben auch zu viel Polizei; man ist wol nicht ohne Grund der Meinung: keine Polizei sei besser, als eine schlechte und theure. Die öffentliche Meinung, wo sie frei sich aussprechen darf, ist für die Polizei die beste Theorie; so wie der Gemeingeist der Bürger (welcher ebenfalls mit der freien Verfassung entsteht und untergeht) der beste Polizeidiener ist. Aus dem bösen Gewissen eines Tyrannen, oder aus der argwöhnischen Furchtsamkeit eines Schwächlings entstand die sogenannte hohe Polizei, welche als ein nothwendiges Uebel nur in außerordentlichen Zeiten, wenn der Staat von Innen und Außen bedroht, kein besseres Mittel zu seiner Nothwehr kennt, entschuldigt werden kann. Das System dieser hohen Polizei begreift die Erhaltung 1) der äußern und 2) der innern Sicherheit des Staates. In jene gehören: a) die Controle der Reisenden im Lande, b) Ausmittelung feindlicher Kundschafter, c) Beobachtung der politischen Stimmung und der umlaufenden politischen Gerüchte, d) Einziehung nützlicher Nachrichten aus den benachbarten (besonders feindlichen) Staaten, über die Stimmung ꝛc., e) Aufsicht auf öffentliche Häuser und Versammlungsorte in politischer Hinsicht ꝛc., Censur der Zeitungen, politischer Journale und Flugblätter. In die zweite Hauptabtheilung gehören: a) Controle der Behörden und der öffentlichen Meinung; b) Aufsicht über verdächtige Einheimische; c) Verhütung von Meutereien, Aufruhr, und d) Aufsicht auf geschlossne Vereine, Klubs und sonstige geheime Gesellschaften. Daß diese hohe Polizei ein großes Talent des Spionirens erfodere, liegt in der Natur der Sache. Nirgends ist sie umfassender ausgebildet gewesen, als in

Digitized by Google

Frankreich unter Fouché und Savary. Die Polizeiwissenschaft haben bearbeitet: Justi, Lotz, Henrici, Jacob, v. Berg, Graf von Soden u. A. Vergl. d. Art. Politik. K.

Polizei (medizinische), ist derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu sorgen hat. Es liegt ihr folglich ob, auszumitteln, was das Leben und die Gesundheit derselben erhalten, und was ihnen schaden kann, um jenes zu befördern und diesem zu steuern. Da die Verbindung eines Volks zu einem Staate in der Absicht geschieht, das gemeinsame Beste desselben desto besser zu befördern, da ferner der Staat selbst nur aus einzelnen Individuen besteht, deren Leben und Gesundheit selbst Bedingnisse seines Bestehens sind: so folgt daraus die Pflicht und das Interesse der Vorsteher des Staats, eine medizinische Polizei zu bilden. Diese muß demnach sorgen, daß so viele Menschen in dem Staate leben, als nur immer möglich ist, also die Bevölkerung befördern; aber nur eine gesunde, den Umständen des Landes angemessne Bevölkerung, welche sich auch als solche erhalten kann. Denn das Beisammenleben der Menschen in gesellschaftlicher Verbindung, besonders in großen Massen, hat Vieles zur Folge, was wieder die Menschenzahl verringern, der Gesundheit und dem Leben der Menschen nachtheilig werden, ihre Erhaltung erschweren kann. Diesen Folgen muß die medizinische Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, vorbeugen; wenn sie dessenungeachtet sich zeigen, sie vermindern und wegschaffen. Aus dieser Ansicht entstehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der medizinischen Polizei. Ehen müssen befördert werden, allein ihrem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige oder zu späte und ungleiche Ehen, Verbindung ungesunder Personen, deren Krankheiten dem Zwecke der Ehe entgegen sind, oder gezwungne Ehen, dürfen nicht gestattet werden. Schwangere und Säugende sind besonders zu schützen und für sie zu sorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß durch Anstellung von Personen, welche in der Entbindungskunst unterrichtet sind, und durch andre Anstalten gesorgt werden. Für uneheliche Schwangere muß eben so gesorgt werden; alle Strafen für dieselben müssen wegfallen, um dem Kindermorde zu steuern. Für eine vernünftige physische Erziehung der Kinder zu gesunden, kräftigen Menschen muß der Staat Sorge tragen. Die verlassnen Kinder, die Waisen, die außerehelich gebornen, müssen unter die besondre Obhut des Staats gesetzt werden. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten dürfen der Gesundheit der Kinder nicht hinderlich sein. Auch muß die Erhaltung der Staatsbürger durch die Nahrungsmittel ein Gegenstand der medizinischen Polizei sein. Sie muß daher sorgen für gehörige, der Menge der Menschen angemessne Nahrungsmittel; dafür, daß die Preise derselben im Verhältnisse ihres Erzeugungswerthes stehen, und auch der Aermere die unentbehrlichen Lebensmittel sich verdienen kann; so auch für die gesunde Beschaffenheit derselben. Alle schädlichen, verdorbnen, der Gesundheit nachtheiligen Nahrungsmittel müssen entfernt werden; und diejenigen, welche sich mit dem Verkaufe der Nahrungsmittel abgeben, müssen deßhalb unter beständiger Aufsicht der Polizei stehen. Hieher gehören auch die Getränke, Bier, Wein, Branntwein u. a. m., welche so vielen Einfluß auf die allgemeine Gesundheitsbeschaffenheit haben. Dem unmäßigen Genusse derselben, besonders an öffentlichen Orten, muß gesteuert werden. Für die Erhaltung der Gesundheit muß ferner gesorgt werden, durch Vermeidung dessen, was die Luft

verunreinigen, und dem Leben der Menschen nachtheilig werden kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menschenmassen in Städten muß beschränkt werden; über öffentliche Versammlungsplätze, Kirchen, Schauspielhäuser, Schulsäle u. a. m. muß Aufsicht gehalten werden; die Straßen müssen reinlich gehalten, Ansammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dergl. dürfen nicht geduldet werden. Handwerker, deren Beschäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen in den Städten nicht ihr Gewerbe treiben. Alles, was außerdem der Gesundheit und dem Leben gefährlich werden kann, und Folge der Verhältnisse der Menschen unter einander ist, muß abgewendet, oder wenn dies nicht gänzlich geschehen kann, beschränkt werden. Daher ist Sicherheit der Straßen, Entfernung alles dessen, was diese stören kann, ein Gegenstand der Polizei. Boshafte Menschen, die andern nach dem Leben trachten, oder sie durch Muthwillen zu beschädigen suchen, zügellose Knaben u. a. m. müssen abgehalten und bestraft werden; die Straßen müssen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dergl., dürfen auf den Straßen des Nachts nicht stehen bleiben; Gruben und Löcher müssen beleuchtet werden, wenn sie vor Nachts nicht verschüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dergl. mehr, die übeln Folgen von Ueberschwemmungen müssen durch Vorsorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häusern muß verboten sein; Menschen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick Andern schaden können, müssen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnsinnige, Epileptische, Aussätzige, auffallend Verstümmelte oder Mißgestaltete, Venerische u. a. dergl. Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wagestücke sich und Andern schaden können, und theils eigne, theils fremde geraubte Kinder dazu abrichten und mißhandeln, Andre zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere ohne gehörige ohne gehörige Vorsicht mit herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, sowol wildwachsende als die verkäuflichen, müssen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur unter sehr beschränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die medizinische Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die gestörte Gesundheit der Staatsbürger wieder hergestellt werden kann, und Kranke, durch Unglücksfälle ꝛc. Beschädigte gehörige Hülfe bekommen. Daher muß für Anstellung des gesammten ärztlichen Personals, bestehend aus tüchtigen, gehörig unterrichteten und geprüften Aerzten, Wundärzten, Geburtsärzten und Hebammen gehörig gesorgt werden. Allen denjenigen, welche nicht die dazu nöthigen Kenntnisse durchaus und in allen Fächern besitzen, darf niemals und in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beschränkten Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuscher und Quacksalber, unter jedem Namen und in jedem Stande, müssen von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und wenn sie dennoch sich damit befassen, streng bestraft werden. Dabei müssen die Oberbehörden nicht von dem falschen Grundsatze ausgehen, daß es Sache der Aerzte sei, die Pfuscher aufzusuchen, anzuklagen und Beweise gegen sie zu führen; sondern sie müssen einsehen, daß dies ihre Sache ist, daß die Pflicht und das Wohl der Staatsbürger erfodert, daß sie selbst auf Pfuscher wachsam sein, ihnen nachspüren, sie aufsuchen, und den Beweisen gegen sie nachforschen. Durch angestellte Aerzte muß die Polizei in stete Kenntniß des öffentlichen Gesundheitszustandes gesetzt sein. Ansteckenden Krankheiten müssen zeitig genug

Mittel entgegengesetzt werden; selbst die endemische Ortsbeschaffenheit muß, wenn es möglich ist, verbessert werden. Auch die Apotheken müssen in guten Stand gesetzt und in demselben erhalten werden. Die Apotheker müssen gut unterrichtete Personen sein; die Aufnahme der Lehrlinge, der Gehülfen, darf erst nach gehöriger Prüfung geschehen. Zur Abwartung der Kranken müssen Krankenwärter und Wärterinnen unterrichtet und verpflichtet werden. Die Sorgsamkeit der medizinischen Polizei muß sich auch auf Sterbeude, ja selbst auf Todte noch erstrecken, damit nicht Scheintodte begraben, überhaupt die Leichen nicht zu bald oder zu spät beerdigt werden. Die Begräbnißplätze dürfen nicht an Orten, wo sie den Lebenden Nachtheil bringen können, angelegt werden. Insofern die Hausthiere den Menschen zum Unterhalte und zur Hülfe in vielen Arbeiten unentbehrlich sind, muß die medizinische Polizei ihre Sorgfalt auch auf sie ausdehnen. Krankheiten, die sich unter ihnen ausbreiten, müssen zeitig untersucht und unterdrückt werden; es müssen wohlunterrichtete Thierärzte angestellt werden, an die der Besitzer kranker Thiere sich wenden kann; die Hirten besonders und die Schmiede sollten in der Thierheilkunde unterrichtet werden. Auch der Thierquälerei muß Einhalt gethan und selbige bestraft werden. Alle diese Gegenstände der medizinischen Polizei muß die theoretische Wissenschaft derselben weiter auseinander setzen. So weitläufig dieses Feld scheint und wirklich auch ist, so wichtig ist doch dessen Bearbeitung, und so wohlthätig ist die Ausübung in ihren Folgen. Dessenungeachtet ist noch wenig in diesem Fache gethan, und in den wenigsten Staaten eine wahrhaft gute medizinische Polizei eingeführt. Die Ursachen davon sind theils diese, daß die obersten Staatsbehörden ihre eigne Verpflichtung, den Werth und die Nothwendigkeit dieses Zweiges der Staatsverwaltung noch nicht genug einsehen, weil sie nicht unmittelbar die Kassen füllt, theils die mangelhafte Einrichtung, daß man die medizinische Polizei nur als Nebensache der Verwaltung der allgemeinen Polizei beifügt, die man oft selbst nur als Nebensache ansieht. Ferner der Mangel eines gehörig eingerichteten und mit dem nöthigen Ansehn begabten Sanitätscollegiums; endlich die Unwissenheit und Nachlässigkeit der Unterbehörden. Soll die Idee einer medizinischen Polizei so gut als möglich in Wirklichkeit gesetzt werden, so gehört dazu 1) ein oberstes, dem Fürsten oder Regierung unmittelbar untergeordnetes, medizinisches Landescollegium. Die Mitglieder desselben müssen nicht nur die dazu nöthigen Kenntnisse, sondern auch den Willen, die Zeit und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; sie müssen nicht nur die medizinische Polizei gehörig studirt, sondern auch in den Hülfswissenschaften derselben unterrichtet sein. Es gehört 2) dazu, daß das Personale der medizinischen Polizei im ganzen Lande, zunächst die Gerichtsärzte, Physici, Bezirks- und andre angestellte Aerzte, die Gerichtschirurgen, dann die übrigen praktizirenden Aerzte, Wundärzte, Bader, Hebärzte, Hebammen, Thierärzte und Apotheker, unter der Leitung und Gerichtsbarkeit des medizinischen Landescollegiums stehe, und für alle eine besondre Verhaltungsmaße entworfen werde. 3) Es muß eine Verbindung zwischen jenem Collegium und dem obersten Polizeirathe, so wie im ganzen Lande zwischen dem medizinischen Personale und den Polizeibehörden, aber keine unterordnende, Statt finden. 4) Die Unterobrigkeiten müssen die Verordnungen des medizinischen Landescollegiums in Ausübung bringen, und für die Aufrechthaltung

und Beförderung der medizinischen Polizei überhaupt verantwortlich gemacht werden. Sie müssen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen sich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu lassen; zu den medizinischen Polizeigeschäften, Fleischbeschauern, Todtenbeschauern, Leichenweibern, Krankenwärtern u. a. m. tüchtige, unterrichtete und getreue Personen zu bestellen; in ihren Berathungen, sobald sie medizinisch-polizeiliche Gegenstände betreffen, den Gerichtsarzt mit zuzuziehen, so wie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Untersuchungen der Aerzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beiwohnen zu lassen. Wer sich von dem Umfange und der Wichtigkeit der medizinischen Polizei, und Allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem ist J. P. Frank's System einer vollständigen medizinischen Polizei zu empfehlen. Wie sich die medizinische Polizei von der gerichtlichen Medizin unterscheidet, davon s. jenen Art.

Poliziano (Angelo), lat. Angelus Politianus, einer der geistreichsten und in der griechischen, lateinischen und italienischen Literatur bewandertsten Männer des 15. Jahrh. Er war 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Ungeachtet er seine Jugend in Noth und Gefahren verlebte, so beschäftigte er sich doch auf das Eifrigste mit den Studien. Für die Poesie bildete sich Polizian nach den griechischen und römischen Mustern ohne weitre Anleitung. Homer, der Vater der griechischen Poesie, zog den empfänglichen Jüngling mit so großer Gewalt an, daß er die Studien der Philosophie etwas vernachlässigte, um sich ganz mit der Uebersetzung desselben in lateinische Verse zu beschäftigen. Zur Philosophie kehrte er erst zurück, als der große Pico della Mirandola auf Lorenzo's Einladung sich in Florenz niederließ, und ihn zu seinem Gefährten in den Studien wählte. Polizian hatte kaum das 15te Jahr zurückgelegt, als er eine Versart, die Ottave, zu bearbeiten unternahm, durch deren harmonischere Ausbildung er dem Ariost und Tasso den Weg bahnte. Der Gegenstand, den er besang, war der von Guiliano bei Medici in einem Turniere gewonnene Preis. Obgleich er das Unternehmen wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten seiner für würdiger hielt, und auch an das vorhandne Bruchstück die letzte Hand zu legen verschmäht hat, so müssen wir doch billig die schöne Erfindung, die Zierlichkeit der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern. Der Mediceer Lorenzo, ein Freund der Gelehrsamkeit und Dichtkunst, schenkte ihm sein Vertrauen und seine Freundschaft, nahm ihn, um sich seines lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in sein Haus auf, und übergab ihm die Erziehung seines Bruders und seiner Kinder, Pietro's, seines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle saß, und Giuliano's, der nach manchen Unfällen die Freude seines Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo sammelte, überließ sich Polizian mit ganzer Seele den Studien. Die Belehrung, die er aus den alten Schriftstellern schöpfte, wandte er wieder zu ihrer Auslegung, Erklärung und Wiederherstellung an. Beweise davon gab er in der ersten Centurie seiner Miscellaneen, der leider keine zweite gefolgt ist, und in der Erläuterung der römischen Schriftsteller, welche über Landwirthschaft geschrieben haben; noch größres Verdienst erwarb er sich um das römische Recht, indem er historische und antiquarische Untersuchungen über die einzelnen Gesetze anstellte, ihren Quellen nachging, und sie

auf mannichfache Weise in ein neues Licht stellte. Dabei wurde er der Dichtkunst nicht ungetreu. Er verfaßte nicht nur in lateinischer Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. s. w., übersetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehrere Stücke mit Leichtigkeit und Anmuth, sondern bereicherte auch seine Muttersprache, wiewol nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (Florenz 1513. 8. u. mehrmals). Dahin gehört vor allen sein Orfeo, ein kleines in fünf Akte getheiltes Drama, dessen Hauptwerth in dem gediegnen Ausdrucke und Aeußern besteht, dessen Charakter aber mehr episch als dramatisch ist. Er schrieb es in zwei Tagen, achtete es aber so wenig, daß es ohne die Sorgfalt seiner Freunde vielleicht verloren sein würde. (Beste Ausgabe Padua 1749, 8.) Andre kürzere italienische Gedichte, als Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl., schrieb er mehrere. Alle zeichnen sich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verschwörung der Pazzi wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muster der historischen Darstellung und einer schönen Latinität anzusehen ist, wiewol er selbst nicht ruhig und unbefangen genug in dieser Sache erzählen konnte. Florenz begrüßte den neuen Papst Innocenz VIII. durch eine feierliche Gesandschaft, an deren Spitze Lorenzo von Medici stand, und der als eine Zierde Polizian beigegeben ward. Der Papst empfing ihn mit Auszeichnung, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griechischen Geschichtschreiber in's Lateinische zu übersetzen. Dem gemäß unternahm Polizian nach seiner Rückkunft die Uebersetzung des Herodian, welche der Papst, außer den gebührenden Lobsprüchen und Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, mit 200 Golddukaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das Angelegentlichste dem Lorenzo, auf dessen Wunsch Polizian das Enchiridion des Epiktet, die Probleme des Alexander von Aphrodisium, die Lebensgeschichten des Plutarch, ein Werk des Athanasius zur Empfehlung der Psalmen Davids, und den Charmides des Plato in's Lateinische übersetzte. Von Letzterm ist uns nur ein Bruchstück übrig geblieben. Ganz verloren ist uns aber seine Uebersetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztre beweiset, daß er auch auf die Medizin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. Eine so seltne Gelehrsamkeit verschaffte dem Polizian den Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Sprache an dem florentinischen Lyceum, dem er mit so großem Ruhme und Beifalle vorstand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, ja selbst die gelehrtesten Männer seiner Zeit unter seinen Schülern Platz nahmen. Die vielfachen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm seine gelehrte Wirksamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzo's zuzogen, der nie aufhörte, ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorstellungen seiner eignen Gemahlin, deren Abneigung Polizian sich theils durch seine äußre Mißgestalt, theils durch seine rauhen Sitten zugezogen haben mochte, hatten in Polizian einen gewissen Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche nach dem Tode seines Beschützers Lorenzo und seines Freundes Picco della Mirandola seinem Leben bald ein Ende machten. Er starb 1494. M.

Pollux s. Castor.

Polnische Sprache. Die Ungewißheit der frühesten polnischen Geschichte verbreitet auch über die Entstehung und Ausbildung

der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie ist slavischen Ursprungs, wie ihr ganzer Bau beweiset, eignete sich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine solche Menge harter Mitlauter an, daß sie sich dadurch von ihrer östlichen Schwester, der russischen Sprache, auffallend unterscheidet. Der Ausbildung der Sprache stellte sich schon frühzeitig in der Annahme des Christenthums nach dem lateinischen Ritus im J. 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geistlichkeit, als der gebildetste Stand, sich bald der Ehrenstellen und Staatsämter bemächtigte, so wurde die lateinische Sprache bald die Staatssprache, und späterhin durch die ausländischen Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofes und aller Gebildetern. Erst seit der Regierung der Siegmunde im 16. Jahrh. gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde in der Mitte des 16. Jahrh. zur Büchersprache, verfiel zwar im 17., hob sich aber unter der Regierung Stanislaus Augusts von neuem, und reifte zu einer Blüthe, welche ihr selbst die seitdem erfolgten politischen Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. Im J. 1801 bildete sich zu Warschau, unter dem Vorsitze des Bischofs Albertranti, eine Gesellschaft zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der polnischen Sprache, welche 1802 den ersten Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem Unkundigen kann die Sprache hart und rauh scheinen; trotz der gehäuften Konsonanten übertrifft sie an Wohllaut und Biegsamkeit alle andre slavische, ja selbst mehrere deutsche Mundarten, so wie sie auch an Bildsamkeit und kräftiger Kürze schwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß über den Geist der polnischen Sprache (Halle 1804, 8.) macht eine geistvollere und eindringendere Darstellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren sind nach der von dem Piaristen Kopczynski, die von Mrongrovius (2. Aufl. Königsberg 1805, 8.) und Vater (Halle 1807, 8.), vorzüglich die von Georg Bandtke (neue Ausg. Breslau, 1818, 8.), so wie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806, 8.) und das große des Oberschul- und Kirchenraths Linde, zu empfehlen. Letztrer, Rector am Lyceum zu Warschau, hat, unterstützt durch viele Große der Nation, z. B. des Fürsten Czartoryski und Grafen Vincent Tyszkiewicz, in seinem nun vollendeten (Warschau 1807—1814) Wörterbuche der polnischen Sprache den Sprachschatz derselben aus mehr als 700 Büchern und Schriften und aus der Umgangssprache in 6 Quartbänden aufgestellt. A—s.

Polnische Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Miecislaw mit der böhmischen Königstochter Dombrowka schon im J. 965 die Veranlassung der Einführung des Christenthums in Polen war: so vernichteten doch die steten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieses Ereigniß auf die Entwilderung des Landes hätte haben können. Erst vom 12. Jahrh. an beginnt die politische Literatur mit den lateinisch geschriebnen vaterländischen Chroniken des Martin Gallus (um 1109) Nikolaus Kadlubek (gest. 1223) und Boguphalus (gest. 1255) und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Martin Strzempski (oder Polonus, gest. 1279). Nach einem geraumen Stillstand bereitete Casimir III. oder der Große (reg. von 1333 — 1370) eine bessre Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, sondern auch im J. 1347 ein eignes Gesetzbuch abfassen, hielt zuerst Reichstage, begünstigte den Ackerbau und die Gewerbe, und stiftete 1347 die Universität Krakau. Der von ihm gelegte Same keimte jedoch nur

langsam und still fort, und das Vorwärtsschreiten der Bildung wurde erst in Joh. Dlugosz, Bischofs zu Lemberg (gest. 1480), gehaltvoller und an Aktenstücken reicher polnischen Geschichte, und in der Errichtung der ersten polnischen Druckerei in Krakau um's J. 1488 sichtbarer (s. Bentkowski über die ältesten Druckschriften Polens. Warschau 1812, 8.; Bandtke's Geschichte der krakauer Buchdruckereien). Letztre erschien eben zur günstigsten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507 — 1572) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe stieg. Zum freien Umschwunge der Gedanken trug Luther's Reformation nicht wenig bei, welche hier stillschweigende Begünstigung der Regierung und so viel Anhänger erhielt, daß selbst die kühnsten theologischen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freistätte fanden. Unter der kräftigen Regierung des Stephan Bathory (1576—1586) erschlaffte die literarische Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigstens der Krongroßfeldherr Joh. Zamoyski durch Stiftungen und eignes Beispiel. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken ist, daß sie unter der schwachen Regierung des schwedischen Siegmunds, und unter dem nachtheiligen Einflusse der eifer- und herrschsüchtigen Jesuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn sie von jetzt an sich nicht höher erhob, so lag die Schuld an den unglücklichen Schicksalen des durch wilden Parteigeist zerrütteten Landes, das, hin und hergeschleudert, nicht selten in seiner Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der sächsischen Regenten erwachte für literarische Bildung keine bessre Zeit; aber desto schöner blühte sie unter des hochgebildeten Stanislaus Poniatowski weiser Herrschaft wieder auf, und gelangte während dieser für die wissenschaftliche Bildung der Nation glücklichen Zeit zu einer solchen Festigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten völlig vertilgt wurde, sie nicht wieder zu unterdrücken vermochten. Es ist bei der polnischen Literatur nicht der reine Gewinn für die Wissenschaft, nach welchem man sie würdigen darf, obwol sie manches auch in dieser Hinsicht treffliche Werk erzeugt hat; das höchste Interesse verleiht derselben ihr rein nationeller Werth, dessen die Literatur weniger Völker sich in diesem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode vermißt man, so sehr auch die Geschichte Polens von ausländischen Usurpationen erfüllt ist, den eigenthümlichen, ungebundnen, kühn aufstrebenden Geist des nie rastenden Volks; rasch schrit die Literatur stets mit dem Leben fort, und drehte sich meist nur um die Punkte, welche in den Verhältnissen des Staats vom höchsten Interesse sind. Daher der fast gänzliche Mangel an Philosophen und Mathematikern (die Astronomen Kopernikus, den man den Polen nicht absprechen darf, und Poczobut, Joh. Sniadecki und die Physiker Rogalinski und Jos. Sosinski ausgenommen); daher aber auch von der andern Seite der Reichthum an Historikern des Landes, und an erhabnen, bald der Ahnherren Thaten preisenden, bald des jetzigen Zustandes melancholisch-klagenden oder bitter-spottenden Dichtern. Bei dieser edeln Leidenschaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantasie weniger; doch eigneten sie sich glücklich die Erzeugnisse andrer Nationen an. So übersetzte der Exjesuit Ignaz Nagurczewski die Ilias,

Digitized by Google

Virgils Eklogen und andre Schriften des Alterthums; der treffliche Kritiker Franz Dmochowski in edler, fließender Sprache und leichtem Versbau die Ilias (Warſchau 1800, 3 Bände; eine andre Ueberſetzung nebſt der Odyſſee und der Uebertragung des Quintus Calaber von Przybylski), Peter Kochanowski Taſſo's Jeruſalem (Krakau 1687), Kraſicki, Tymieniecki und Brodzinski den Oſſian, Joh. Kochanowski und ſpäter Naruſcewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meiſterhaft und völlig im Geiſte des Originals letztrer auch den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille. Als Hiſtoriker ſind vorzüglich nennenswerth: Stryikowski (litthauiſche Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orzechowski, Martin Cromer, der ſtaatskundige Joh. Demetr. Sulikowski, Stanisl. Kobierzycki (Geſchichte Wladislaus IV. in klaſſiſchem Latein), der freimüthige Paul Piaſecki, der vorurtheilsfreie Veſpaſian Kochowski und vor allen der hochverdiente Naruszewicz (ſ. d. Art.) durch tiefe Forſchung, kritiſchen Scharfblick und würdevolle Darſtellung gleich ausgezeichnet. Letztrer fing die Univerſalgeſchichte von Polen an, deren Fortſetzung mehrere Mitglieder der königl. warſchauer Societät der Wiſſenſchaften im Namen der Geſellſchaft übernahmen. Der als Staatsmann, Krieger und Dichter geachtete Niemcewicz (ſ. d. Art.) hat im J. 1815 hiſtoriſche Nationalgeſänge herausgegeben, mit Kupfern und Muſik. Außer den Geſängen enthält das Werk eine gedrängte polniſche Geſchichte als Erklärung in jenen Geſängen. Dieſes meiſterhafte Werk iſt in 6 Monaten vergriffen (ob es gleich 6 Rthlr. koſtete), und ſchon zum zweiten Male aufgelegt worden. Der Graf Potocki hat ſich um die Geſchichte der ſchönen Künſte in ſeinem polniſchen Winkelmann (Warſchau 1816, 8. 4 Bände), durch ſeine Rhetorik, wie auch ſeine Staats- und Gelegenheitsreden (Warſchau 1815, 8. 5 Bände) verdient gemacht. Graf Sebaſt. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunſt herausgegeben; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskiſchen verdiente, und durch ſeinen Entwurf zur Vereinigung der ſchiffbaren Flüſſe in Polen bekannte Bratymowicz ein Werk über die Landwirthſchaft; Bartholomäus Paprocki, Okolski, und der nicht genug von manchen gewürdigte Kaſpar Nieſiecki lieferten wichtige genealogiſche und heraldiſche Werke. Als politiſcher und pädagogiſcher Schriftſteller zeichnet ſich Stanisl. Konarski aus, und Andreas Zamoyski (1777) durch ein polniſches Geſetzbuch, das aber vom Reichstage, der es ſelbſt veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeſchichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundzill. Das älteſte und ſchönſte Denkmal der polniſchen Dichtkunſt ſind die Werke des Joh. Kochanowski (geb. 1550, geſt. 1584), durch reinen und edeln Styl, ſchönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie beſtehen in einer Ueberſetzung der Pſalmen, in einem Lehrgedicht über das Schachſpiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Simon Simonowicz bleibt noch jetzt ein Muſter in der Idylle, und Stanisl. Grochowski in der empfindſamen lyriſchen Poeſie. Veſpaſian Kochowski und Joh. Twardowski (im 17. Jahrh.) haben nicht immer den beſten Geſchmack, doch zeichnet ſich Letztrer durch ſein Feuer aus. Unter den Neuern verdienen Erwähnung: Stanisl. Trembecki, Franz Kniaznin, Franz Zablocki, Kajetan Wengierski, Valer. Gorski, Franz Wenzyk, Dysma Tomaszewski, der begeiſterte Kajetan Kozmian, Tymowski, Ludwig Oſinski, Reklewski, der feurige Kaſim. Brodzinski,

Digitized by Google

der geſchmackvolle Joh. Kruſzynski, der epigrammenreiche und fließende, aber unkorrekte Ant. Gorecki, der äußerſt korrekte Alois Felinski, Franz Morawski, der echt nationale und zugleich pindariſche Joh. Woronicz. Franziszek Karpinski empfiehlt ſich durch edle und reine Sprache und tiefes und zartes Gefühl (lyriſche und elegiſche Gedichte, Warſchau 1790, 8. 2 Bde). Selbſt der große, aber unglückliche König Stanislaus Leszczynski dichtete mit Glück. Einzig aber iſt der Fürſtbiſchof Ignaz Kraſicki (geſt. 1802) klaſſiſch als Dichter und Proſaiſt, vorzüglich witziger Satyriker und der einzige epiſche Originaldichter (Woyna Chocimska) der Polen. Ihm ſteht ſelbſt der treffliche Naruſcewicz als Dichter nach. 1817 gab Dyrma Tomaſcewski ein heroiſches Gedicht in 12 Geſängen heraus unter dem Titel: Jagellonida (Vereinigung Litthauens mit Polen). An Volksliedern iſt die polniſche Literatur reich (Salanki Polske, Warſchau 1778. ff.), und auch an dramatiſchen Arbeiten, unter denen ſich vorzüglich auszeichnen die des Joſ. Bielawski, Franz Zablocki, Joſ. Koſſakowski, Niemcewicz, Drozdowski, Ludwig Dmuſcewski, Franz Wenzyk, Felinski, Ludwig Oſinski, Alb. Boguslawski, Anton Hoffmann, u. A. Die von 1770 bis etwa 1794 gedruckten dramatiſchen Werke ſind großentheils in einer Sammlung beiſammen (Teatr polski, Warſchau, bei Dufour, 1778 ff. 56 Bde. 8.) Als Kanzelredner ſind Lachowski und Wyrwicz ſelbſt im Auslande durch Ueberſetzung berühmt worden. Unter den Neuern zeichnen ſich beſonders Joh. Woronicz, Adam Prazmowski, Xav. Szaniawski, Jakubowski, Alb. Szweykowski u. A. aus. Im Allgemeinen ſind die alten polniſchen Schriftſteller, beſonders die aus den Zeiten von Sigismund Auguſt und Stephan Bathory noch jetzt die klaſſiſchen Muſter des polniſchen Styls, obgleich mit der polniſchen Sprache im 18. Jahrh. große Veränderungen vorgegangen ſind. So werden noch als Klaſſiker angeſehen: Joh. Kochanowski, Skarga, Wuiek, Bialobrzeski, Gornicki, Stanisl. Grochowski, Seb. Petrycy, Joh. Januſzowski, Cyprian Bazylik, Mart. Blazowski, Mart. Bielski u. A. Von den ſpätern klaſſiſchen polniſchen Proſaiſten nennen wir: Ignaz Kraſicki, Muſter der Leichtigkeit und Natürlichkeit, Joh. Sniadecki, Naruſzewicz, Skrzetuski, Jodlowski, Czacki, Ludwig Oſinski, Stanisl. Potocki, Albertrandi, Karpinski, Dmochowski, Alb. Sweykowski, u. A. Die königl. Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften zu Warſchau hat viele Verdienſte um die polniſche Literatur. Mit dem J. 1815 erſchienen drei literariſche Journale in polniſcher Sprache in Warſchau, Wilna und Lemberg. Im J. 1818 erſchienen ihrer ſechs. Von der an die Stelle der Oberſchul- und Erziehungsdirection getretenen Commiſſion der Aufklärung, welche auch die geiſtlichen Angelegenheiten, ſo wie die Büchercenſur umfaßt, und aus den gelehrteſten Männern beſteht, erwartet man viel Gutes für die Volksbildung. Eine treffliche polniſche Literaturgeſchichte in polniſcher Sprache hat Felix Bentkowski zu Warſchau und Wilna 1814 und 1815 in 2 groß Octavbd. herausgegeben. Kurze Andeutungen über die polniſche Literatur (von von Knoll) ſtehen in der Zeit. für die eleg. Welt 1812, Nr. 193 ff. und im Lit. Woch. Bl. Nov. 1820. Nr. 105 fg. A—s.

Pölnitz (Carl Ludwig, Freih. v.), geb. zu Iſſomin im Erzſtifte Köln 1692, der zweite Sohn des kurbrand. Staatsminiſters und Generalmaj. Gerh. Bernh., Freih. v. Pölnitz, verdient als

Schriftsteller unsre Aufmerksamkeit. Früh schon zeichnete er sich durch Talente aus, durchreiste mit den nöthigen Vorkenntnissen den größten Theil Europa's, und fand wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften bei allen Höfen Zutrit. Mit einer reichen Ausbeute an Kenntnissen kehrte er zurück, und theilte seine Bemerkungen in den Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages unter dem vorgeblichen Druckorte Amsterdam 1727 mit. Der feine Beobachtungsgeist und der Witz, womit dieses Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine große Menge Leser. Es wurde in wenigen Jahren mehrere Male an verschiednen Orten aufgelegt und in's Deutsche übersetzt. 1734 gab er heraus L'Etat abrégé de Saxe sous le Règne d'Auguste III., Roi de Pologne (Francf. 8.). 1737 erschien sein sehr bekanntes Werk: La Saxe galante, welches verschiedne Male in's Deutsche übersetzt ist, und noch immer viel Interesse gewährt. Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Verfasser einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de Georges premiers, Roi de la grande Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa prison au Château d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet (Londres 1732, 8.) gehalten. Aus diesem Werke theilte 1787 der Justizrath Lawätz in Altona einen Auszug im Journale aller Journale mit, wodurch sich ein hannöverscher Beamter, dessen Aeltermutter eben nicht in dem besten Lichte dargestellt worden war, höchlich beleidigt fand, und den längst verstorbnen Baron Pölnitz unter anderm, jedoch mit Unrecht, beschuldigte, daß er sich den Freiherrntitel bloß angemaßt, und von dem Könige von Preußen einen, in ironischen Ausdrücken geschriebnen Abschied erhalten habe, welchen Abschied auch Herr von Heß abdrucken ließ, a. d. a. O. In seinem 84sten Jahre trat Pölnitz von der reformirten zur katholischen Kirche über, und gab in französischer Sprache sein Glaubensbekenntniß heraus, welches auch in's Deutsche übersetzt wurde. Er starb 1775. Nach seinem Tode gab Brun zu Berlin in zwei Octavbänden die Mémoires pour servir à l'histoire de quatre derniers Souverains de la Maison de Brandebourg, royale de Prusse, par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan de Frédéric II., Roi de Prusse, (1791) heraus, wovon in eben dem Jahre und eben daselbst eine deutsche Uebersetzung erschien. Jedem Freunde der vaterländischen Geschichte und einer belehrenden Unterhaltung sind diese Denkwürdigkeiten, so wie die übrigen Schriften des Baron von Pölnitz sehr zu empfehlen, obgleich man seine Ansichten mit Vorsicht aufnehmen muß. DH.

Polo (Marko), ein Venetianer, hat das große Verdienst, Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt zu haben, wo Reisen in solche ferne Länder fast gar nicht unternommen wurden, und wo die, welche ja dergleichen wagten, mehr darauf dachten, sich den Schein des Außerordentlichen zu geben, als ihre Zeitgenossen wahrhaft zu unterrichten. Nicht ohne scheinbaren Grund hat mancher von ihm, den man den Humboldt seiner Zeit nennen kann, behauptet, daß er die ersten Ideen zur Entdeckung des Schießpulvers, des Compaßes (dieser war indessen schon 1260 bekannt, ja man kann schon Spuren davon im 12. Jahrh. finden),

der Buchdruckerkunst, des Astrolabiums ꝛc. verbreitet haben mag; da dies alles Dinge sind, die er im innern Asien, wenn auch in unvollkommner Gestalt, gesehen hatte, und die, von ihm erzählt, Gelegenheit zum weitern Nachdenken geben konnten. Nicht ohne Bewunderung hat man in neuern Zeiten Dinge als wahrhaft gefunden, die, von ihm erzählt, Jahre lang als Mährchen und Kinder der Leichtgläubigkeit galten. Er gehört zu den Schriftstellern, die, wie der alte Herodot, mit jedem Tage in der Achtung gewinnen, weil sie genau schildern, was sie selbst sahen, aber es sorgfältig von dem unterscheiden, was ihnen selbst erst auf der Reise mitgetheilt ward. Marko Polo war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der drei Söhne hatte, welche zusammen im J. 1254 oder 1255 eine Reise nach Konstantinopel machten. Als hier ihre Handelsgeschäfte beendigt waren, erfuhren sie, daß sich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tartaren gebildet habe. Sie machten daher große Einkäufe von Juwelen, gingen über das schwarze Meer nach der Krimm, und kamen endlich im Lager des Barkah an, ein Enkel vom berühmten Dschingiskan. Morgenländische Schriftsteller rühmen die Bildung uud Sitte dieses Tartarchans ungemein, und diese drei Italiener hatten nicht Ursache, ihre gewagte Reise zu bereuen. Sie wurden freundlich aufgenommen und blieben ein ganzes Jahr bei ihm, bis ein Krieg, den Barkah mit einem Verwandten zu führen genöthigt war, sie weiter zu reisen bewegte. So gingen sie um das kaspische Meer herum, und kamen endlich in Buckhara an, einer großen Stadt, wo sie mit einem Tartar zusammentrafen, den der Chan Hulagu, derselbe, der mit Barkah Krieg führte, und ihn besiegt hatte, an seinen Bruder Kublai sandte. Der Tartar gewann die Italiäner lieb, und lud sie ein, ihm in das Hoflager des mächtigen Sultans Kublai zu folgen. Er versprach ihnen reichen Gewinn und die beste Aufnahme, was auch in der That der Fall war. Der Sultan oder Großchan Kublai zeigte sich als ein sehr wißbegieriger Mann, der vom Abendlande durch sie eine Menge Aufschlüsse erhielt, und sie endlich, von einem seiner Edeln begleitet, mit dem Gesuch entließ, es in Rom bei dem Papste dahin zu bringen, daß einige Lehrer der christlichen Religion in seine Länder geschickt würden. Der sie begleitende Tartar ward unterwegs wegen Krankheit zurückgelassen. Sie selbst aller kamen durch Armenien glücklich nach Akre (1269), und von da nach Italien zurück. Nach Rom gingen sie nicht, weil Clemens IV. gestorben war und die Wahl eines neuen Papstes abgewartet werden mußte. Der eine dieser drei Brüder, Nikolo, fand bei der Heimkehr sein Weib todt. Dagegen war der Sohn, mit dem sie bei seiner Abreise schwanger gewesen war, 15—16 Jahr alt, und als die neue Papstwahl immer länger sich hinzog, so beschlossen die drei Brüder, ohne länger zu warten, in's Morgenland zurückzukehren. Nikolo nahm seinen Sohn, unsern Marko Polo, mit. Der Zufall fügte es, daß nach einer 3jährigen Vacanz Tebaldo de Visconti, der in Palästina war, als sie eben hinkamen, zum Papst gewählt wurde, und so erhielten sie von ihm die gewünschten geistlichen Begleiter mit Briefen und Geschenken des Papstes an den Tartarchan. Die mitgegebnen Mönche erschraken vor den Gefahren, die ihnen auf der Reise drohten, die Italiener aber setzten sie muthig fort, und gingen über Badakschan, über das hohe Muztag- und Beluttagge,

birg, berührten Kaschimir, und zogen durch die Wüste Kobi bis nach Kancheu an der äußersten westlichen Grenze von der chinesischen Provinz Schensi, von wo aus sie den Chan von ihrer Ankunft unterrichten ließen. Er befahl ihnen, sogleich nach seinem Hoflager zu kommen, wo sie, wie das erstemal, freundliche Aufnahme fanden. Die Geschenke des Papstes, obschon in — Lappelien bestehend, wurden von ihm mit Achtung empfangen. Besonders aber gewann unser junger Marko Polo seine ganze Gunst. Er ward mit einem Wohlwollen aufgenommen, wie der Sohn des George Staunton, als dieser 1793 dem ehrwürdigen Kaiser Kienlong vorgestellt wurde. Der Jüngling wußte sich Liebe und Achtung zu erwerben. Bald lernte er die Sprachen des Landes, und konnte für den Chan die wichtigsten Aufträge in China und den entferntesten Punkten vollziehen. Die vielen Reisen, die er in solchen Geschäften machte, die vielen Bemerkungen, die er, um sie dem Chan zu berichten, niederschrieb, konnten ihm natürlich Stoff genug zu dem Werke geben, das er nach seiner Heimkehr in's Vaterland niederschrieb. Eine Zeitlang vertrat er die Stelle eines Statthalters in der Provinz Kiang-nan. Sein Vater, seine Onkel waren währenddessen am Hofe nicht weniger gern gesehen. Indessen regte sich bei Allen, und besonders bei dem Vater, bei seinen Onkeln der Wunsch, in's Vaterland heimzukehren, das sie seit 17 Jahren verlassen hatten. Der Chan wollte nicht einwilligen, und es wäre vielleicht nicht gelungen, ihn zur Erlaubniß zu bewegen, wenn nicht ein persischer Gesandter, der für einen Sohn seines Schahs eine Tochter des Chans heimführen sollte, den Landweg gescheut und die mit der Seefahrt vertrauten Venetianer ersucht hätte, ihn nach dem persischen Meerbusen zu begleiten. Diesen war der Antrag willkommen. Eine Flotte von 14 Schiffen segelte aus Hainan ab, bei Kochinchina, Malakka vorbei, durch den bengalischen Meerbusen, in Ceylon, dessen Perlenfischerei Polo genau beschreibt, Sumatra, ꝛc. Halt machend, bis sie nach 11 Monaten im Ormuzd landeten. Auf der Reise hatten sie 600 Mann verloren. Der Schah von Persien war gestorben, und der Prinz, dem die Italiener die Braut heimgeleitet hatten, auf den Thron gekommen. Er nahm sie mit gebührendem Danke auf, und sie blieben 9 Monate in Tauris. Dann reisten sie durch Armenien dem schwarzen Meere zu, gingen von Trebisonde nach Konstantinopel, und von da gelangten sie über Negrioponte mit allen ihren Schätzen 1295, bei vollem Wohlsein, nach einer 24jährigen Abwesenheit glücklich an. Alle diese Umstände lassen sich in Marko Polo's Reise selbst nachweisen. Was aber seine fernern Schicksale anbelangt, so sind sie nur mehr auf Erzählungen und Sagen Andrer gegründet, die Ramusio, der aber 250 Jahr später lebte, gesammelt hat. Für mehrere Angaben spricht die Wahrscheinlichkeit. So mögen die Heimkehrenden allerdings ganz unkenntlich und nicht mehr im Stande gewesen sein, ihre Sprache rein zu sprechen. Es kostete ihnen Mühe, wieder Herren ihres Palastes zu werden, dessen sich die Anverwandten bemächtigt hatten. Nur die große Menge von Juwelen und Perlen, die sie auslegten, konnte die Letztern überzeugen, daß sie keine Betrüger seien. Die Stadt Venedig erfuhr aber kaum, daß sie es wirklich waren, als sich alles um ihre Freundschaft bewarb. Marko Polo erhielt, weil er nur immer in Millionen den Reichthum und die Bevölkerung

China's ꝛc. ſchildern konnte, den Beinamen: Messer Marco Millioni und ſein Palaſt hat noch nach 250 Jahren den Namen: Il corte del Millioni, entweder in Folge dieſer Erzählungen oder der mitgebrachten Reichthümer. Auch auswärts war Marko Polo geſchätzt. Als er in einem Seetreffen von den Genueſern gefangen wurde, behandelte man ihn auf's Nachſichtsvollſte, und hier ſoll er, um ſich das ewige Erzählen zu erſparen, ſeine Reiſebeſchreibung aufgeſetzt haben. In welcher Sprache er es that, iſt nicht ausgemacht. Ramuſio nimt die lateiniſche an. Das Werk ſelbſt konnte nicht ohne Einſchiebſel und Gebrechen bleiben, die die ſorgloſen Abſchreiber ſich zu Schulden kommen ließen, und auch die Zeit ſelbſt mußte ihm den Stempel aufdrücken, der damals alles bezeichnete. Wunder, Glaube an Zauberei, Erzählungen von nicht exiſtirenden Thieren treten überall entgegen. Auf der andern Seite hat man ihm vorgeworfen, daß er manches nicht beſchrieben hat, was er nothwendig hätte beobachten müſſen, z. B. die große Mauer, die kleinen Füße der Frauen, das Trinken des Thees. Aber die Wunder möge ſein daran allgemein glaubendes Zeitalter entſchuldigen. Sein Schweigen vom Thee ꝛc. iſt erklärlich, wenn man daran denkt, daß man in ſo langer Zeit, als er in China war, manches gleichgültig findet und darum zu bemerken vergißt, zumal wenn im Lande ſelbſt kein Werth darauf gelegt wird. Für die Wahrheit ſeiner Erzählungen im Ganzen ſpricht die Schilderung vom Zuſtande der in den Wüſten vom Samiel Getödteten; die Schilderung des bos grunniens in der Tartarei, den erſt die neueſte Zeit wiederfand; die Angabe von der Reſidenz des chineſiſchen Kaiſers in der Tartarei während des Sommers; die Beſchreibung von der Wanderung auf den Adamsberg in Ceylon u. ſ. w. und wohl verdiente es dieſer vielgereiſte Herodot und Humboldt ſeiner Zeit, daß ſein Werk für unſre Tage neu aufgetiſcht wurde, was, ſonderbar, ganz gleichzeitig in London, engliſch von William Marsden und in Venedig von Placido Zurla in italieniſcher Sprache geſchah (1818). Dem letztern ſind noch zwei andre Italiener in Rom und Florenz auf dem Fuße gefolgt. Die erſte gedruckte Ausgabe von den Reiſen Marko Polo's ſoll vom J. 1496 ſein. Ramuſio veranſtaltete einen Abdruck derſelben in ſeiner Sammlung von Reiſen 1559.

Polonaiſe (alla Polacca), ein kleines Tonſtück in Dreivierteltakt, welches mit demſelben Takte anfängt, gewöhnlich aus zwei Wiederholungen von acht Takten beſteht, und nach welchem der bekannte polniſche Nationaltanz (aus welchem man jedoch in Deutſchland durch falſche Verzierungen eine ganz andre Art von Tanz gemacht hat) getanzt wird. Die Bewegung der wahren Polonaiſe iſt noch nicht ſo geſchwind, wie die der Menuet, und ihr Charakter feierlicher Ernſt. Die Muſik hat viel Eigenthümliches in den Einſchnitten, im Metrum u. ſ. w.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerſchaften findet. — Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſ. d. Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt, im Gegenſatze der Monarchie, jede Herrſchaft Vieler, ſie ſei Ariſtokratie oder Demokratie (ſ. Monarchie).

Polybius, ein ausgezeichneter griechiſcher Geſchichtſchreiber, geb. zu Megalopolis in Arkadien um das J. 203 vor Chr. Sein

Vater Lykortas war einer der Vorsteher des achäischen Bundes und ein vertrauter Freund Philopömen's. Für die Waffen und Staatsgeschäfte erzogen, ward er in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgesandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwischen Perseus, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde Polybius an den römischen Consul Marcius geschickt, um ihm den Entschluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen, zu verkündigen. Er blieb einige Zeit im römischen Lager, und kehrte dann mit Aufträgen des Marcius zurück, um sich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, zu widersetzen. Um diese Zeit ward es offenbar, daß die Römer die Absicht hatten, alle freie Staaten Griechenlands von sich abhängig zu machen. Polybius, der sein Vaterland liebte, nahm an allen Maßregeln Theil, wodurch die Unabhängigkeit desselben aufrecht erhalten werden konnte. Daher befand er sich, als nach des Perseus Besiegung die Römer auch den Schein weniger berücksichtigten, mit unter den tausend Geißeln, welche die Achäer den Römern ausliefern mußten. Seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm jedoch bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornämlich der beiden Söhne des Paulus Aemilius. Nach siebzehn Jahren endlich wurden die Geißeln entlassen, Polybius aber, der sein gedemüthigtes und herabgewürdigtes Vaterland nicht wiedersehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienste des Scipio Aemilianus. Er begleitete ihn auf seinem Zuge nach Afrika, und war ihm durch seine Rathschläge sehr nützlich. Als endlich die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, eilte er zum Heere des Consuls Mummius, um das Schicksal seiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Plünderung und Zerstörung Korinths, und von der Verwandlung Achaja's in eine römische Provinz. Mitten unter diesen traurigen Begebenheiten bewährte er seine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den schwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaja errichtete ihm mehrere Statuen, von denen eine die Inschrift hatte: Dem Andenken des Polybius, dessen Rath, wäre er befolgt worden, Achaja gerettet hätte, und der es in seinem Unglücke tröstete." Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieses seines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er sich in sein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde im J. 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von 82 Jahren starb. Polybius ist der Verfasser eines Geschichtswerks vom Anfange des zweiten punischen Kriegs bis zum Untergange des macedonischen Königreichs (53 Jahr). Es bestand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kommen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb Polybius ihm den Titel einer allgemeinen Geschichte (ἱστορία καθολικὴ) gab. Wir besitzen von dieser großen Arbeit nur noch die fünf ersten Bücher ganz und bedeutende Bruchstücke von den zwölf folgenden, nebst den aus der Geschichte des Constantinus Porphyrogenetus ausgezognen Staatsgeschäften des Polybius und Beispielen von Tugenden und Lastern. Der

Verluſt des Uebrigen iſt ſehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, ſo wie im Umfang politiſcher und militäriſcher Kenntniß Polybius von keinem Geſchichtſchreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm ſchreibt man auch die Einführung des didaktiſchen Pragmatismus in die Geſchichte zu, d. h. derjenigen Geſchichtsbehandlung, die durch zergliederte Darſtellung der Urſachen, Veranlaſſungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeſchäften (πράγματα) geben will. In Anſehung der Schreibart iſt er dagegen ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen geleſen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt. Cicero erwähnt von ihm eines eignen Werks über den numantiniſchen Krieg. Die geſchätzteſten Ausgaben des Polybius ſind von Caſaubonus (Fol. Paris 1609), von Jac. Gronow (Amſterdam 1670, 3 Bände 8., wiederholt von J. A. Erneſti mit Caſaubonus latein. Ueberſ. und Anmerk., 1764) und von Schweighäuſer (Leipzig, 1789 bis 1793, 9 Bände 8.); deutſch mit Anmerk. von Seybold (1779 bis 83), und vom Hptm. von Benicken. Erf. 1820.

Polychord, ein vielſaitiges Inſtrument (ſ. Barbiton); auch ein neueres, aber wenig bekannt gewordnes Inſtrument, von Hillmers erfunden, mit zehn Saiten und beweglichem Griffbrete.

Polycletus (Polykleitos), aus Sicyon (um 430 vor Chr.), einer der berühmteſten griechiſchen Bildner. Er war ein Schüler des Agelades, und wetteiferte mit Phidias, doch ſo, daß er an Idealität und Kunſtbegeiſterung hinter dieſem zurückblieb, Architekt, wie dieſer, aber als Bildner in Erz am glücklichſten. Seiner zarten Natur ſich bewußt, ſagt Böttiger in ſeinen Andeutungen über die Archäologie, beſchränkte er ſich vorzüglich auf Eleganz und den ihr angemeſſenſten Kreis der gymnaſtiſchen Ephebenfiguren ſchöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. Polyklet ſchuf das Jünglingsideal. Am berühmteſten war ſein Jüngling, der ſich ſelbſt die Siegerbinde um die Haare wand, Diadumenos, von welchem man in der florentiniſchen Gallerie und auf einigen Reliefs in der vatikaniſchen Sammlung Nachbildungen zu haben glaubt. Gleichſam als Gegenſtück bildete er ſeinen Doryphorus, einen vollendet ſchönen nackten Knaben, mit einer Lanze in der Hand. Polyklet ging alle anziehende Stellungen der Knabengymnaſtik durch. In dem Doryphorus ſoll er zugleich eine Muſterſtatue, einen Kanon, haben aufſtellen wollen; aber höchſt wahrſcheinlich war dieſes ein andrer Doryphorus, eine Figur von reiferm Alter, in welcher er ſeine Kunſtregel darſtellte. Auch ſoll er ein eignes Werk über die Proportionen geſchrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelſtatur fand. Die Befolgung ſeines Kanons gab ſeinen und ſeiner Nachfolger Werken eine gewiſſe, von einigen Alten getadelte Uebereinſtimmung, deren Nachtheilen aber ſein Genie entgegen zu wirken wußte. In koloſſaler Form (gleichſam als Gegenſtück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er ſeine argiviſche Juno, ſeine Nationalgöttin (denn Sicyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, und zwar entſchleiert, mit großem, gewölbtem Auge, einen goldnen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken das Zepter mit dem Kukuk, in der rechten ausgeſtreckten Hand den Granatapfel haltend. Polyklet arbeitete auch ſchon kleinere Bronzen und ſchöne Gefäße und Lampen. Es gab auch einige andre Künſtler dieſes Namens. —v.

Digitized by Google

Polydektes, s. Perseus.

Polygamie, die Verbindung eines Mannes mit mehrern Weibern. Der Gegensatz der Polygamie ist die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau (Monogamie), oder auch einer Frau mit mehrern Männern (Polyandrie). (Vergl. Ehe). Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. Pflanzen.

Polyglotte kann, nach der Ableitung des Worts aus dem Griechischen, jedes Werk, das Einen und denselben Inhalt in mehrern Sprachen mittheilt, genannt werden. Doch hat man das Wort schon früh vorzugsweise von der heiligen Schrift gebraucht, und Werke, in denen zwei, drei oder mehr Uebersetzungen der Bibel, mit oder ohne den Grundtext, zusammengestellt wurden, eine Polyglotte genannt. Zur Erklärung und zum Verständnisse der Schrift sind sie für den, der mehrer Sprachen mächtig ist, sehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch schon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erste größre Unternehmen der Art ist die berühmte complutensische Bibel, welche von vielen gelehrten Männern auf Veranstaltung des Kardinals Ximenes, mit einem unglaublichen Aufwande, den der Kardinal besonders auch für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Uebersetzungen nicht scheute, bearbeitet ward. Sie erschien in sechs großen, prächtig gedruckten Foliobänden in den J. 1514 bis 17 in der neucastilischen Universitätsstadt Alcala (de Henares), oder nach dem lateinischen Namen Complutum, woher sie den Namen hat. Sie enthält neben dem hebräischen Texte des A. T. die altlateinische (Vulgata), die griechische alexandrinische (Septuaginta), nebst einer buchstäblichen lateinischen Uebersetzung, und eine chaldäische Paraphrase, die auch ihre lateinische Uebersetzung zur Seite hat. Eine andre berühmte Polyglotte ist die antwerpner, auch die königliche Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Kosten dazu hergab. Die Aufsicht über die Bearbeitung derselben war dem gelehrten spanischen Theologen Benedikt Arias Montanus aufgetragen worden, der sie mit mehrern andern Gelehrten zu Stande brachte. Sie erschien in Antwerpen von 1569 bis 1572, in 8 Foliobänden, und enthält, außer dem hebräischen Texte, die lateinische Vulgata, die griechische alexandrinische, zu der noch eine lateinische wörtliche Uebersetzung gehört, dann mehrere chaldäische Paraphrasen (Umschreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lateinischen Uebersetzung begleitet, und im N. T. den griechischen Grundtext mit der Vulgata, eine syrische Uebersetzung in zwei Reihen mit syrischen und hebräischen Lettern, und mit einer lateinischen Uebersetzung. Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche hauptsächlich unter Leitung und Obhut des Parlamentsadvokaten Gui Michael le Jay, der sein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehrern sorgfältig ausgewählten Orientalisten und Exegeten vollendet ward, und im J. 1645 in 10 schönen Foliobänden erschien. Sie übertrifft die antwerpner, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syrische und eine arabische Uebersetzung und eine sie begleitende lateinische, so wie den sogenannten samaritanischen Pentateuch (den samaritanischen Text und die Uebersetzung) und im N. T. ebenfalls eine arabische, und eine dieser folgende lateinische Version. Endlich ward, hauptsächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Bryan Walton, auch in Eng-

land eine ſolche Polyglotte bearbeitet, welche wieder die pariſer in ſich aufnahm, aber noch vollſtändiger war, und gewöhnlich die walton'ſche oder londonſche Polyglotte heißt. Sie erſchien von 1684 bis 87 zu London in 6 Folianten, mit zwei Supplementbänden, und enthält den Grundtext nach verſchiednen Exemplaren mit dem, was die pariſer hat, und noch dazu eine äthiopiſche und eine perſiſche, und zu dieſen gehörige lateiniſche Ueberſetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieſes großen Werks unterſtützt. Außer dieſen vier großen Polyglotten hat man noch mehrere kleinere über einzelne bibliſche Bücher, beſonders über die Pſalmen. Ke.

Polygnotus (Polygnotos) aus Thaſos, einer der erſten Maler der Griechen, welcher ungefähr von 450—410 vor Chr. (zwiſchen der 83. und 93. Olympiade) blühte, Athen durch ſeinen Pinſel verſchönerte, und zum Lohne das Bürgerrecht für ſeine zwei berühmteſten Gemälde aber, in der Leſche von Delphi, (eine öffentliche Halle, wo man ſich der Unterhaltung wegen, oder auch um Geſchäfte daſelbſt abzuthun, verſammelte, alſo eine Art von Börſe; es gab deren in den meiſten größern Städten Griechenlands) die Proxenia empfing. Seiner bediente ſich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausſchmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimon's Hausfreund und deſſen ſchöner Schweſter Elpinice begünſtigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemälde der Trojanerinnen verherrlichte. Mit ihm malten Mikon und Pänanus für die Pökile. Seine beiden Hauptbilder in derſelben ſtellten die Griechen vor Troja, und zwar das eine die Verſammlung der Heerführer nach dem Raube der Kaſſandra, und das andre die gefangnen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Kaſſandra. In der Leſche zu Delphi ſah man von ihm die Eroberung Troja's und das Todtenreich, welche Gemälde Pauſanias ausführlich beſchreibt. (Man ſehe darüber Böttiger's Ideen zu einer Archäologie der Malerei.) Die Gebrüder Riepenhauſen haben, auf Veranlaſſung einer weimarſchen Preisaufgabe, das Gemälde nach der Beſchreibung nachzubilden verſucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon ſtanden mehrere Staffeleigemälde des Polygnot aus dem Cyclus des trojaniſchen Kriegs, welche Perikles wahrſcheinlich von anderswoher in dieſen Tempel verſetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucipp nach einem doriſchen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemälde. Wahrſcheinlich waren alle auf Holz gemalt. Was den Kunſtcharakter dieſer Werke anlangt, ſo wird Polygnotus als derjenige genannt, der die Malerei von der Nachahmung der Sculptur zur Selbſtſtändigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Geſichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher der ihm gegebne Beiname: ἠθογράφος), den Gewändern kunſtvollere Mannichfaltigkeit gab, die Figuren ebenmäßig vertheilte, und der erſte Meiſter in Tetrachromenen (vierfarbigen Gemälden) geweſen ſein ſoll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griechiſchen Malerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Sind die Seiten gleich, ſo iſt es ein regelmäßiges, ſind ſie ungleich, ein unregelmäßiges Vieleck. Polygonalzahl, ſ. Zahlenſyſtem.

Polygraph, ein Vielſchreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Dieſe Bezeichnung iſt keineswegs immer ein Tadel;

vielmehr kann man ſehr ausgezeichnete Schriftſteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire, W. Scott und Andre.

Polyhiſtor, ein Gelehrter, der in ſehr vielen Wiſſenſchaften bewandert iſt. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wiſſenſchaften kann dies nur auf Koſten der Gründlichkeit Statt finden, ſo daß vom Polyhiſtor geſagt werden muß: Ab omnibus aliquid, in toto nihil. Nur höchſt wenige geniale Köpfe mögen dieſen Namen mit Ehren führen.

Polyhymnia oder Polymnia, nach der Vorſtellung der ſpätern Dichter, die Muſe des lyriſchen Geſanges oder der Tonkunſt, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeſchrieben wird. Die griechiſchen Künſtler ſtellten ſie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dar. Ihre Attribute ſind die Lyra und das Plektrum. Sie legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle.

Polykarpus, nach der Sage ein Schüler des Apoſtels Johannes, gilt für einen der früheſten Biſchöfe von Smyrna. Von einer frommen Witwe Caliſto, die ein Engel gemahnt hatte, ihn zu erkaufen, in den Werken der Barmherzigkeit nicht immer unterſtützt, habe er deſto eifriger ſich einem heiligen Berufe hingegeben, in der Stadt der Ueppigkeit durch Beiſpiel und Lehre unbeſcholtne Sitte und Verſagung zu lehren, ein fruchtreicher in guten Werken. Durch ſolches Verdienſt bemerklich, ſei er von der Gemeinde zu Smyrna als Nachfolger des heil. Bucolus zum Biſchof erhoben worden, und habe endlich im J. 169 unter Martern den chriſtlichen Glauben vertheidigt. Zwar ſei er, gewarnt, anfangs nach einem nahen Landhaus entwichen; dann aber verrathen, vor den Richter geſchleppt, hinterliſtig geprüft, aber immer redlich erfunden, habe das Volk ihn anfangs den wilden Thieren beſtimmt, dann die Richter dem Feuer. Da habe ihn, ſo erzählt die Legende, die Flamme des Scheiterhaufens von allen Seiten kühlend umlaubt, wie ein geblähtes Segel ſich um ihn legend, mit ſüßduftendem Anhauch. Darauf, als man ſeinen Körper ſo von den Flammen unberührt ſah, habe ein Richter einem der Schergen befohlen, ihn mit einem Schwerte zu durchbohren. Da ſei plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen und von dem ausſtrömenden Blute des Scheiterhaufens Flamme verloſchen. „Spotte nicht," ſchließt Herder, der dieſe Legende vortrefflich erzählt hat,

des Bildes, das die Sage ſich erſchuf,
Nur Einfalt, Unſchuld gibt im Tode Muth!"!

So hatte chriſtlicher Sinn den heidniſchen Adler, der aus dem Katafalk der römiſchen Imperatoren die Kaiſerſeelen zu den verwandten Göttern emportrug, den Geyer, der, nach dem ſpottenden Lucian, den wunderbaren Peregrinus Proteus der Erde entführte, in eine reine fleckenloſe Taube verwandelt, und ein Wunder, ſchon damals geſehen, das ſich bei dem Märtyrertode der frommen Kämpferin für ihren Glauben, beim Scheiterhaufen des Mädchens von Orleans wiederholte. Die römiſche Kirche feiert den 26. Januar zu Polykarpus Andenken.

Polykrates, Beherrſcher von Samos, zur Zeit des ältern Cyrus. Er machte ſich gewaltſam zum Herrn der bis dahin freien Samier, und ſuchte ſeine Herrſchaft auf jede Art zu befeſtigen, auch

durch ein Freundſchaftsbündniß mit dem ägyptiſchen Könige Amaſis. Das außerordentliche Glück, das ihn bei allen ſeinen Unternehmungen begünſtigte, bewog, erzählt man, den Amaſis, ihn zu warnen und ihn aufzufodern, durch irgend eine freiwillige Aufopferung größeres Unheil abzuwenden. Polykrates befolgte dieſen Rath, und warf ſein liebſtes Kleinod, einen koſtbaren Siegelring, in's Meer, der indeß nach wenig Tagen in dem Magen eines Fiſches, der ihm wegen ſeiner ſeltnen Größe zum Geſchenk gemacht worden war, wieder gefunden wurde. Dies ſoll den Amaſis bewogen haben, die Verbindung mit ihm aufzuheben. Und in der That rächte zuletzt, nach der Erzählung der Alten, die Nemeſis den Uebermuth des Polykrates auf eine fürchterliche Weiſe. Als er nämlich eben in Begriff war, ſich zum Herrn von ganz Jonien und den benachbarten Inſeln zu machen, lockte ihn der perſiſche Satrap Orötes, der ſich von ihm beleidigt glaubte, hinterliſtig zu ſich, und ließ ihn (522 vor Chr.) kreuzigen. Obgleich Despot, ſcheint er doch für die Künſte und Wiſſenſchaften viel Sinn gehabt, und dadurch die geiſtige Bildung der Samier ſehr gefördert zu haben. Pythagoras und Anakreon, ſein Liebling, und der Sänger ſeines Ruhms, lebten an ſeinem Hofe.

Polyneſien, ſ. Auſtralien.

Polynices, ſ. Eteokles und Theben.

Polypen (Krankheitserſcheinung), ſind widernatürliche Auswüchſe, welche ſich in den Höhlungen des menſchlichen Körpers erzeugen. Sie beſtehen aus einer ſehr feſten, faſerichten, fleiſch- oder flechſenartigen Maſſe, die ſich in länglichte Platten ſpaltet, und oft mit vielen Blutgefäßen verſehen iſt. Sie hängen mit einer, oft auch mit mehrern Wurzeln an den Wänden der Höhle ſo feſt, daß ſie mit denſelben zuſammengewachſen ſcheinen. Sie ſind meiſtens hohl, glatt, von weißlichter, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entſtehen langſam, und die Beſchwerden, welche ſie veranlaſſen, ſteigen daher auch nur allmälig. Man hat ſolche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, beſonders im Herzen, in den Pulsadern, in der Naſe, in der Gebärmutter. Im Herzen findet man oft auch Maſſen, die man falſche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut beſtehen, und erſt in der letzten Krankheit oder im Tode, beſonders nach hitzigen Krankheiten entſtanden ſind. Beiderlei Arten haben wahrſcheinlich ihren Urſprung aus der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und die erſtern beſonders ſind das Erzeugniß einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innere Fläche der Höhlen umkleidet. Die Ausrottung der echten Polypen iſt nur da möglich, wo man von außen dazu kommen, und ihre Wurzeln auffinden kann. Sie geſchieht 1) durch die Unterbindung, indem man mittelſt eigner Inſtrumente eine Schlinge von Seide, überſponnenen Drathe oder Pferdehaaren anbringt, und ſie von Zeit zu Zeit immer feſter zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen, und er ſtirbt allmälig ab. Dieſe Methode iſt aber, ſowol für den Arzt als für den Kranken, ſehr unbequem. Das Anlegen der Inſtrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht tief genug an der Wurzel geſchehen. Nach der Unterbindung ſchwillt der Polyp ſehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile und heftigen Schmerz, auch iſt die Jauche von dem abſterbenden Theile höchſt unangenehm. Kürzer iſt 2) die Kur durch Ausreißen des Polypen mit ſeiner Wurzel. Man bedient ſich dazu, entweder einer eignen Zange, oder ebenfalls ſehr feſter Schlingen, womit man den Polyp ſo nahe an

der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verschiednen Richtungen herauszubringen sucht. Die Blutung ist bei manchen Polypen sehr gering, bei andern aber außerordentlich stark. Wo sie gar nicht gefaßt werden können, sucht man 3) durch Aetzmittel sie allmälig zu zerstören, oder doch so weit zu verkleinern, daß man mit den Instrumenten beikommen kann.

Polypen (naturhistorisch), bilden eine zahlreiche Gattung von den Pflanzenthieren, d. h. solchen, die den Uebergang vom Thier zu der Pflanze bilden, und gehören zu den Würmern. Genaue Kenntniß von diesen Naturwundern hat man erst seit etwa 75 Jahren, wo Trembley in Leiden 1744 seine klassischen Memoiren über sie herausgab. Das ungeübte Auge übersieht diese Thierchen nur gar zu leicht, da sie aus halbdurchsichtiger Gallerte bestehen und sich, gewaltsam berührt, in ein unförmliches Klümpchen zusammenziehen. Man findet sie vom Anfange des warmen Frühlings an, den Sommer hindurch, in Teichen und sanft fließenden Wassern, an Wasserpflanzen, Schnekken u. dergl. sitzen. Wenn die Sonne recht warm scheint, und man dann genau nachsieht, wird man hier oft kleine, durchsichtige, gallertartige Kügelchen von der Größe einer Erbse wahrnehmen. Es sind dann die Polypen in einem ruhenden und anscheinend unbelebten Zustande. Allein sie können sich auch ungemein ausdehnen und da dies vom Körper wie von den 6—10 Armen gilt, die sie haben, so erscheinen sie dann wie ein mit Fangarmen versehner Magen. Die Arme haschen das Insekt, das Würmchen das ihnen zu nahe kommt und bringen es in die Magenmündung, in den Magen unter dem Körper selbst, der durch dieselbe Mündung die unverdauten Reste wieder von sich stößt. Es gibt eine Menge Arten dieser kleinen Thiere, die grüne, die braune und orangefarbne sind die bekanntesten davon, und alle haben zum mindesten, höchstens 12—13 Arme. Letztre sind meist nicht länger, als der Körper; doch haben sie manchmal die Länge von einem und manchmal von 8 Zoll. Demohngeachtet gleichen sie, aus dem Wasser herausgenommen, nur einem Klümpchen Gallerte, das oft kaum die Größe eines Sandkorns hat. Sie können von ihren Armen einen oder mehrere zugleich ausstrecken, ihn in einem oder mehrern Theilen erweitern oder zusammenziehen und durch das Letztre ihre Stelle verändern, indem sie sich an die Pflanze oder den Punkt derselben heften, welchen sie zum neuen Aufenthalte wählen und dann den übrigen Theil nachziehen. Wenn man die äußere Fläche eines Polypen untersucht, so zeigt sie sich unter dem Mikroskop chagrinartig, als sei sie mit Körnchen bedeckt. Diese liegen näher oder entfernter bei einander, je mehr sich das Thier zusammenzogen hat, oder je weniger das der Fall ist. Schneidet man das Thier mitten durch, so zeigt sich die Haut aus lauter solchen Körnern zusammengesetzt, insofern sie eine gummiartige Substanz verbindet. Die Farbe dieser Körper bestimmt die Farbe des Thieres. Die braunen Polypen haben die längsten Arme und machen, um ihre Beute zu erhaschen, den mannichfachsten Gebrauch davon. Augen haben alle Arten nicht, allein eine Empfindung von dem, was sich ihren Armen nähert, ist ihnen nicht abzusprechen, denn die Aufmerksamkeit, die sie dann, um es zu haschen, beweisen, läßt sich genau beobachten. Der gesättigte Polyp ist ganz träge und bewegungslos; erst in dem Maße, als er verdaut, nimt er wieder Beweglichkeit an. Da das ganze Thier gleichsam nur ein Magen ist, dessen Höhle sich nach allen Armen ausbreitet und verlängert: so sieht man das Futter aus dem Magen in die Arme und aus

dieſen wieder in den erſtern zurückwandern. Man darf nur ein Würmchen von rother Farbe nehmen, und ſie damit füttern, um dies Experiment zu machen. Füttert man ſie anhaltend mit Inſekten ꝛc. von einerlei Farbe, ſo nehmen ſie dieſe an. Es trifft ſich bisweilen, daß zwei Polypen ein Thierchen erhaſchen, dann ſchlucken ſie ſo lange daran, bis ſie es in der Mitte auseinander reißen; bisweilen ſchlingt der eine Polyp den andern ſelbſt mit hinunter. Sie ſcheinen indeſſen ſich ſelbſt nicht verdauen zu können. Nach einer oder zwei Stunden gibt das eine Ungeſtüm das andre wieder von ſich. Die Fortpflanzung dieſer Thierchen iſt ſo ſonderbar, wie ihr ganzer Organismus. Es zeigen ſich kleine Erhöhungen an den Seiten, die nach einigen Tagen die Geſtalt eines kleinen Polypen haben. Die Verbindung bleibt. Was der junge Polyp erhaſcht, kommt dem alten zu Gute und umgekehrt. Allein nach und nach wird das Ende, womit jener an dieſen befeſtigt iſt, dünner und endlich nimt der eine dieſen, der andre jenen Punkt ſich zu befeſtigen, wo ſie dann gewaltſam getrennt werden. So pflanzt ſich der Polyp in jedem Punkte des Körpers fort und zeugt auf dieſe Weiſe 5—6 Junge auf einmal. Eine Begattung ſelbſt hat Trembley bei einigen Tauſenden, die er in Gläſern über Jahr und Tag erhielt, nicht beobachtet. Dagegen meinen Neuere, daß ſie ſich auch durch Eier fortpflanzen. Bisweilen wird der noch am alten ſitzende Polyp ſchon wieder Vater und Großvater; Vater und Sohn bilden ein Ganzes. Beſonders merkwürdig iſt die Unzerſtörbarkeit ihres Lebens und die Fähigkeit, ſich, auf's Grauſamſte zerſtückt, wieder zu einen Ganzen zu bilden, das ſeine Exiſtenz ungeſtört fortbehält. Man kann ſie in allen Richtungen zerſchneiden, wie einen Handſchuh umdrehen und ſie leben fort. Mehrere laſſen ſich gleichſam auf- und in einanderpfropfen. Die lateiniſche Benennung Hydra paßt daher auf dieſe Thiere wenigſtens inſofern, als ſie eine Reproduktionskraft in der That zeigen, die jener Schlange von der Fabel zugeſchrieben wird. Inwiefern es ähnliche Geſchöpfe, aber von furchtbarer Größe, innerhalb der Klippen und auf dem Boden des Meeres gibt, und die man alſo Meerpolypen nennen könnte, ſteht bis jetzt mehr als Sache der Fabel, denn der naturhiſtoriſchen Wahrheit da.

Polyphem, ein Sohn Neptuns, der berühmteſte unter den ſicilianiſchen Cyklopen (ſ. d. Art.), welchen Ulyſſes (Odyſſee, Geſ. 9) als einen Mann von Rieſengeſtalt ſchildert, der einſam ſeine Heerden weidete, und in einer Höhle hauſete. In dieſer Höhle hatte Ulyſſes mit ſeinen Gefährten, unwiſſend, wer ſie bewohne, Schutz geſucht, als Abends Polyphem ſeine Heerde eintrieb, und mit einem Felsſtücke den Eingang verſchloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrt, packt er zwei derſelben und verzehrt ſie zur Nachtkoſt. Ein Gleiches geſchieht am folgenden Morgen zum Frühſtück, worauf er die Heerden austreibt, und die Unglücklichen in der verſchloſſnen Höhle gefangen zurückläßt. Da erſinnt Ulyſſes liſtigen Rath. Er läßt des Cyklopen Keule zu einem Pfahle ſpitzen; als dieſer darauf am Abend heimkehrt, und abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt, reicht ihm Ulyſſes von dem mitgebrachten Weine, und berauſcht ihn. Kaum aber ſieht er ihn eingeſchlafen, ſo läßt er den Pfahl glühend machen, und bohrt ihm das Auge aus. Dann bindet er ſeine Gefährten und ſich ſelbſt unter die Bäuche ſtattlicher Widder, und ſo entkommen ſie glücklich, als der Cyklope am nächſten Morgen die Heerde ausziehen läßt. Ein Felsſtück das er den Verhöhnenden nachſchleuderte, traf ſie nicht. Nicht ganz ſo ungeſchlacht mochte der Cyklop ſein, als er

noch ein Jüngling war, und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theokrit. Die Nymphe aber achtete seiner nicht, sondern liebte den Acis, welchen Polyphem, eifersüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea).

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polytechnische Schule, s. Realinstitute.

Polytheismus, Vielgötterei, ist die Religion des sich selbst überlassnen Menschen, der ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in seiner Vernunft, seinem Gemüthe, aber nicht zur reinen Anschauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erscheint, knüpft er dergestalt an die Erscheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Polytheismus ist also zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieses ihm in eben so viele Gestaltungen zerfällt, als die Welt selbst, der Glaube an viele Götter, und steht sonach dem Monotheismus (s. d. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbesondre der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauben an die Einheit Gottes des Menschen Geist erleuchtet. Denn von oben stammt das höchste und klarste Licht, das auch jenes, dem Menschen inwohnende Licht erst recht erhellen, und das gesammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Mensch recht erleuchtet werden, und Gott finden soll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erschaffner Geist dringen kann. In der frühesten Offenbarung, die den ersten Menschengeschlechtern mitgetheilt, in den sogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreises sie fast gänzlich verloren hatten, durch Moses dem Hause Israel von neuem an's Herz gelegt, und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes" gemacht ward, war der Glaube an Einen Gott den Menschen überliefert, und die höchste Offenbarung durch Christus Jesus setzte denselben als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erst recht zur Seele des ganzen religiösen Lebens. Indeß lebte er, obwol vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchsten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldigt, gehört zum Heidenthume, dessen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegensatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, ist. Der Polytheismus gestaltet sich eben so verschieden, als es verschiedne Religionen des Heidenthums gibt. In seiner einfachsten Gestaltung (wenn diese seinem Begriffe nicht widerstrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erscheint er als Dualismus, der Glaube an zwei Grund- und Ur-Wesen, die Grundlage morgenländischer Religionen und Philosophien, und selbst in mannichfacher Gestalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallnen, ungöttlichen Geiste des Bösen. Die weiteste Abweichung vom Polytheismus aber, obwol unerkannt von ihm ausgegangen, ist der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt selbst der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, ist. Gleichwol ist im Dualismus und Pantheismus, obschon von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahnung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichsten Sinne Polytheismus nennt, wo fast jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Gestalt und Erscheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt ist. Denn wie der Mensch weiter und weiter abirrte von dem ursprünglichen Lichte, fand er zwar im-

mer ein Göttliches in den Erscheinungen der Welt, jenes aber in diesen verkörpert, nicht Gott über alle Erscheinung, und betete nun die Gestalt, die Erscheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er versank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes ist. Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienstes erlöste den Menschen wieder die Offenbarung in Christus. Kc.

Polyxena, des Priamus und der Hekuba Tochter, deren Schicksale die nachhomerischen Epiker erzählen. Achilles liebte sie, und fand durch diese Liebe den Tod (s. Achilles). Nach Einigen liebte auch sie den Achilles, und tödtete sich an seinem Grabhügel. Nach der gewöhnlichsten Meinung aber wurde sie entweder in Thrazien, oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten desselben geopfert.

Pombal (Sebast. Joseph von Carvalho, 1755 Graf von Oeyras, und 1770 Marquis von Pombal), portugiesischer Staatsminister, geb. 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra, gest. 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroische Mittel am glücklichsten gerettet. So dachte Pombal, als er streng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Hasse des Adels, der Geistlichkeit und des Hofes, in offner Fehde mit den Jesuiten, unumschränkt wie ein König, ausgerüstet mit seltner Geisteskraft, Thätigkeit und Geschäftskenntniß, erhoben von dem edelsten Nationalgefühl, so daß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er eben so gerecht als uneigennützig gewesen wäre. Im steten offnen und geheimen Kriege mit mächtigen Feinden, konnte er nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherstellung der tiefgesunknen Nation und Staatsmacht. Er griff daher nach den kürzesten und härtesten Maßregeln; aber er erreichte nur wenig, weil er Alles auf ein Mal neu schaffen wollte. Indeß machen ihn seine Persönlichkeit, seine Lage und sein großartiges Streben zu einem der merkwürdigsten Menschen seines Jahrhunderts. Sein Vater war Kapitän, aus der ärmern Klasse des Adels. Aber seine Mutter, eine Mendoza, und sein Oheim, ein angesehner Geistlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte studirt hatte, und hierauf Soldat geworden war, die Aussicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrscher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und sinnliches Feuer dazu, große, heftige Leidenschaften, einen durchdringenden Verstand, und die angenehmsten gesellschaftlichen Talente. In allem der Erste, und ein tollkühner Raufer, ward er seiner regellosen Kraftäußerungen wegen aus Lissabon verwiesen. Seitdem arbeitete er mehrere Jahre lang in Soure an seiner persönlichen Ausbildung. Da schenkte ihm Therese von Noronha Almada, eine reiche Witwe, ihre Liebe. Die stolzen Verwandten wiesen zwar den kühnen Bewerber zurück; allein er entführte die Geliebte, und schützte sich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entschlossenheit. Zugleich regte die Verachtung, mit welcher ihn die Familie seiner Gemahlin, die Grafen von Arcos behandelten, sein Ehrgefühl auf, sich emporzuschwingen. Er ging an den Hof zurück, wo er (in seinem 40sten Jahre) durch seine Sitten solchen Beifall erhielt, daß man ihm 1739 den Gesandtschaftsposten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und faßte mitten unter sinnlichen Zerstreuungen den Plan, sein Vaterland von den Fesseln des

englischen Handelssystems zu befreien. Der neue Staatsminister, Peter von Motta, sein Gegner, rief ihn zwar 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, sandte ihn nach Wien, um einen Zwist des Papstes mit der Kaiserin Maria Theresia zu vermitteln. Er erwarb sich bald allgemeine Achtung, und als seine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Hand einer jungen Gräfin von Daun. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugiese in Wien gegen ihn ausgestreut hatte, entkräften, und seinen Adel beweisen. Die Königin bewirkte daher seine Ernennung zum portugiesischen Gesandten am wiener Hofe. Aber der König und sein Minister haßten ihn. Er ward zurückberufen. So fest er in der Gunst der Königin stand, so konnte er doch die Abneigung des Königs (Johanns V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jesuiten, durch völlige Hingebung an diesen Orden, den er so täuschte, daß er mit den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Minister die Waffen gegen dieselbe in die Hände gab. Der hohe Adel verfolgte ihn mit unversöhnlichem Hasse; Carvalho aber beherrschte seinen Wunsch nach Rache, und galt für den liebenswürdigsten, bescheidensten und frömmsten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich starb Johann V., 1750, und Carvalho erhielt von dessen Nachfolger Joseph I., auf die Empfehlung der verwitweten Königin die längst gewünschte Stelle eines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira, ein Jesuit, war sein Gönner, und Carvalho schmeichelte dem Orden mit solchem Eifer, daß man ihn den großen Jesuiten nannte. Bald hatte er, besonders seit dem Tode der Königin Mutter, 1754, den schwachen argwöhnischen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von sich abhängig gemacht. Dieser willigte, aus Furcht vor seinem Bruder Dom Pedro, dem sich Carvalho's Feinde anschlossen, in die kühnsten Plane des Ministers, und Carvalho erreichte dadurch seinen vierfachen Zweck: die Jesuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wieder herzustellen, und im Namen des Monarchen unumschränkt zu regieren. Das Reich befand sich im Zustande der äußersten Ohnmacht. England und die Jesuiten theilten sich nebst dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Heer, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Minister handelte im Geiste des Merkantilsystems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören sollen; doch war sein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg. Nur ein Mann wie er vermochte den Angriffen zu widerstehen, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquisition, der er die Autos da Fe untersagt, die Jesuiten, welche er aus ihrem Missionsstaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er seine fürstlichen Besitzungen in den Kolonien entzogen, und die hohe Geistlichkeit, deren Macht er Grenzen gesetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da kam das Erdbeben vom 1. Nov. 1755. Es begrub 30,000 Menschen und einen Werth von 570 Mill. Thaler in Schutt und Asche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung, mit einer Anstrengung und einem Heldenmuthe, der allein seine Feinde hätte versöhnen können, wenn diese einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man Pombal, dessen Haus unbeschädigt geblieben war, acht Tage lang mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beschäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anstalten treffen, die Ordnung wieder herstellen,

und den König selbst zum eignen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, so mußte man ihn achten und bewundern; und nie hat sich wol ein kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängnissen, wohlthätiger und fast übermenschlich wirksamer gezeigt, als Carvalho in diesen Tagen einer grenzenlosen Noth. Der König sah in ihm einen Schützling des Himmels, und überließ sich unbedingt seiner Leitung. Carvalho ward Graf von Oeyras, und rückte 1756 in die Stelle eines ersten Ministers. Jetzt schrit er kühn über Jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich streng verfahren, da Wüstlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel ruchlos raubte. Aber mit der Hoffart der Vornehmen, die er demüthigte, und mit der Habsucht, die seine Handelsverfügungen zur Wuth reizten, verband sich jetzt das Landvolk, unzufrieden mit Pombal's gesetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Britten gerichtet war. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausschweifungen, aber Pombal unterdrückte den Aufstand durch die ausgedehntesten Majestätsgesetze, nach welchen der Wille des Königs statt aller Constitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jesuiten, welche Alles versuchten, um ihn als den Antichrist in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckschrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erstaunen Europa's enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es ist wenigstens kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen besser regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugiesen je geschehen wäre. Carvalho beschloß endlich, die Jesuiten ganz von der Person des ihnen sehr ergebnen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterstellen und mußten sich (16. Sept. 1757) in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehrere portugiesische Große, welche den Minister zu stürzen versucht, aus Lissabon verwiesen. Durchgreifen war von jetzt an Pombal's einzige Politik. So ließ er, weil seine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinstöcke ausraufen. Endlich siegte er völlig. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3. bis 4. Sept. 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüssen nur durch die Treue seines Kammerdieners, oder durch die Scheu seiner Maulthiere entgangen war, lieferte ihm seine Todfeinde in seine Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforscht, die Thäter aber absichtlich sicher gemacht hatte, in der Nacht des Hochzeitfestes seiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte (12. Dec.), den Marquis von Tavora und dessen Familie, den Jesuiten Malagrida und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. m. verhaften. Der Minister und ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes führten die Untersuchung, und nach einem kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil (13. Jan. 1759) vor dem Schlosse zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verschwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn des erstern, so wie die Bedienten, als Theilnehmer erdrosselt, die Gemahlin des Marquis gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Ein schwerer Verdacht fiel auf die Jesuiten, daß sie den Plan des Königsmordes geleitet; aber der Marquis von Tavora hatte seine frühere Aussage gegen sie nachher schriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Minister

sie als Urheber dieses Plans beim Papste an, und als er die Erlaubniß-Bulle, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu stellen, nicht sogleich erhielt, ließ er Einige im Gefängnisse hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquisition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieses Auto da Fe ward 1761 vollzogen. Sämmtliche Jesuiten hatte Pombal, als Rebellen und Feinde des Königs, schon früher durch ein königl. Dekret vom 3. Sept. 1759 aus dem Reiche verwiesen, und da sie demselben sich nicht fügten, durch Soldaten auf Schiffe bringen, und 1854 an der Zahl nach dem Kirchenstaate abführen lassen. Hierauf entstand ein langer Zwist mit dem Papste. Pombal schickte 1760 den päpstlichen Nuntius über die Grenze, und wollte schon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. starb, und mit dessen Nachfolger, Clemens XIV., der den Jesuitenorden 1773 aufhob, die Aussöhnung bald zu Stande kam. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal durch des Ministers unbesonnenen Stolz gegen Spanien. Pombal übergab einem deutschen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugiesische Heer ward gänzlich umgeschaffen, und die Grenze besser befestigt. Eben so thätig sorgte Pombal für alle Zweige der Landeskultur, und verbesserte insbesondre das Schulwesen; auch richtete er die Censur liberaler ein, und empfahl durch das Gesetz von 1773 den alten Christen Duldung gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Christen für heimliche Juden, und entzog ihnen viele bürgerlichen Rechte. Von Pombal selbst ist ein wichtiges Manuskript, eine Art Compte rendu über seine Verwaltung, vorhanden, das aber nicht bekannt gemacht worden ist. Ehrgeiz und Rachsucht gegen seine Feinde, die mehr als einmal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verschaffen, füllten sein übriges öffentliches Leben aus. Da starb Joseph I. 1777, dessen Tochter Pombal's heftigste Feindin war; er mußte seine Entlassung nehmen. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelassen, und die meisten seiner Einrichtungen aufgehoben, so daß Portugal in den vorigen Zustand von Schwäche zurückfiel. Pombal hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Millionen Cruzaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Allein der Haß seiner Feinde war mächtiger als sein Verdienst. Die portugiesischen Großen versuchten Alles, um ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Die Königin ließ den Prozeß der Königsmörder untersuchen, und Pombal rettete sich nur dadurch, daß er die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht worden waren, vorlegte. Der gehaßte und verfolgte Mann behielt daher seine Titel und seine Einkünfte, Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beschäftigte er sich mit Lesen und guten Werken. Die Armen liebten ihn, und seine Gemahlin hing an ihm mit deutscher Treue und Zärtlichkeit. Aber Klagen und Untersuchungen gegen ihn wechselten mit Neckereien aller Art. Dies untergrub des großen Mannes Gesundheit. Er starb 1783 zu Pombal im 85. Jahr seines Lebens. Die Geschichte dieses Ministers ist von dem Parteigeiste sehr entstellt, z. B. von seinem italienischen Biographen, einem Exjesuiten, und in den Anecdot. du Ministère de Pombal. Varsovie, 1784. Pombal's eigne Vertheidigungsschrift in v. Dohm's Mater. z. Statistik, 3 Th., beweist wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert habe. Die Aktenstücke des Prozesses

der Königsmörder s. m. in Voß's Gallerie historischer Gemälde, IV. Vergl. l'Administration du Marquis de Pombal, Amsterdam 1788, 4 Vol. 8. K.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preußischen Monarchie gehöriges Herzogthum, grenzt gegen Westen an Mecklenburg, gegen Süden an Brandenburg, gegen Osten an Westpreußen und gegen Norden an die Ostsee. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern, jenes westlich, dieses östlich von der Oder. Pommern war ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs; dann hatte es von 1026 an seine eignen Herzöge. Als diese 1637 ausgestorben waren, hätte das Kurhaus Brandenburg, in Gemäßheit der bestehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Besitz nehmen sollen; allein da der Herzog während des dreißigjährigen Kriegs gestorben und Pommern von den Schweden besetzt war, so mußte jenes sich im westphälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch unter Carl XII. Schweden durch den nordischen Krieg auch in Deutschland in's Gedränge kam, benutzte Preußen diesen Umstand, sich im stockholmer Frieden 1720 den größten Theil von Vorpommern sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten zu lassen. Damals behielt Schweden weiter nichts, als das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß, nebst der Insel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Jun. 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedisch-Pommern (66 Q. M. 116,000 Einw.). Schweden hatte nämlich in Folge der Besitznahme von Norwegen seinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten; von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische, und eine Summe von 2,600,000 Thalern ein. Ueberdies zahlte Preußen noch an Schweden 3½ Mill. Thaler, und vergütete den schwedischen Donatarien jährlich 43,000 Thaler. Pommern ist jetzt, nach der neuen Eintheilung des preußischen Staats, eine Provinz desselben (567 Q. M. = 750,000 Einw.), womit auch einige Theile der vormaligen Neumark und einige Oerter Westpreußens vereinigt worden sind. Es ist eins der niedrigsten und flachsten Länder Deutschlands, indem nur wenige Berge von mittelmäßiger Höhe, diese ermüdende Fläche unterbrechen. Die Küsten der Ostsee in Hinterpommern sind mit Sandhügeln oder Dünen besetzt, die durch Stürme oft sehr verändert werden, und eine aus Westpreußen kommende Hügelreihe läuft zwischen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß ist die Oder, welche unterhalb Stettin den großen damm'schen See bildet, und sich dann in das frische Haff ergießt, welches durch die drei Ausflüsse, die Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Viele kleine Küstenflüsse, darunter auch mehrere schiffbare, bewässern diese Provinz, und ergießen sich dann in die Ostsee. Auch sind viele große und kleine fischreiche Seen vorhanden. Der Boden ist größtentheils sandig und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit; doch sind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküste sehr fruchtbar; ein nicht geringer Theil Pommern hingegen ist steinig und sehr dürre. Auch die von der Neumark zu Pommern geschlagnen Theile haben im Ganzen einen sandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obst und Holz. Ausgeführt werden: Getreide, Flachs, Obst, Holz, fettes Rindvieh, Butter, feine Wolle, Gänse, Gänsefedern, Schinken und Würste; auch die pommerschen

Muränen, Lachse, Neunaugen, Aale und Bücklinge sind bekannt. An Mineralien ist Pommern arm. Man hat Sumpferz, das auf der Eisenhütte zu Torgelow verschmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernstein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf. Letztrer ist das vorzüglichste mineralische Erzeugniß Pommerns. Die Einwohner sind theils Deutsche, theils Kassuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, mit eigner Sprache. Die Gewerbe sind von keiner Bedeutung; doch wird viele gute und dauerhafte Leinwand verfertigt und damit ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Man hat Tabaks-, Tuch-, Rasch- und andre Wollenfabriken, und unbedeutende Baumwollenfabriken; eine Zuckersiederei, eine Ankerfabrik und die Bernsteindrehereien zu Stolpe. Wichtiger ist der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preußischen Provinzen, getrieben wird. Der Hauptsitz des pommerschen Handels ist Stettin (s. d. A.). Pommern ist jetzt in drei Bezirke getheilt: Stettin, Stralsund und Cöslin, welche drei Städte auch die Sitze der Regierungen sind.

Pomologie, Obstbaumkunde, ist die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß des Obstes (Obstkunde) und dessen Erzeugung (Obstbaumzucht) beschäftigt. Als Obstkunde, d. i. Kenntniß aller für Menschen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae), ist sie ein Theil der Botanik; doch schöpft sie aus dieser nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterscheidung der Gattungen und Arten der Obstbäume, beschäftigt sich aber noch überdies mit der technischen Betrachtung und Eintheilung der verschiednen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies ansieht. Daher die in der Obstkunde eingeführte botanische Unterscheidung des Obstes in Kernobst mit vierfächriger Samenkapsel, über welcher süßes Fleisch liegt (Aepfel, Birnen); in Beerobst, welches keinen deutlichen Unterschied des Fleisches und der Samenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren); in Steinobst, dessen eßbares Fleisch eine steinartige Nuß einschließt (Pfirsichen), und in Kapselobst, welches ebenfalls Steinobst ist, dessen Fleischbedeckung aber ungenießbar ist und dessen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüsse). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geschlechter, von denen die Botanik den Pomologen lehrt, daß sie unvermischt neben einander fortbestehen, während nur die Spezies eines und desselben Geschlechts sich mit einander zu Bastarden vermischen können, die jetzt als beständige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Ursorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beschaffenheit des Klima's, des Bodens, durch die Vermischung des Blumenstaubes und die aus dem Samen gezognen Kernlinge sich nach und nach die fast unzählbare Menge Obstsorten gebildet habe. Für den Einfluß des Klima's spricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsstrich seine eignen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben so dem Obste seine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinsorten) und die Verschiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüssel durch seine Aussaat von mehr als 40,000 Kernen, deren gezogne Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichsten dargethan. Die Vermischung des Samenstaubes verschiedner Sorten, wo der weibliche Theil der Blüthe die Befruchtung von dem männlichen Theile einer andern Sorte erhält, welches in der freien Natur durch den Wind und die Insekten

bewirkt wird, bildet die eigenthümlichen Bestandtheile der neuen Sorten, wodurch die Menge unsrer Obstsorten entstanden ist. Klima und Boden wirken besonders auf Verfeinerung und Veredlung derselben. Die künstliche Befruchtung, wo man absichtlich mit einem Pinsel den weiblichen Stempel (Pistill) mit dem Samenstaube einer andern dazu ausgewählten edeln Sorte schwängert, macht es möglich, die vorzüglichen, in zwei oder mehrern verschiednen Sorten liegenden Eigenschaften, z. B. Größe, Form, Geschmack zu vereinigen, und neue Sorten hervorzubringen. Wie sehr sich die unedelsten Sorten bloß durch sorgfältige Pflege veredeln, und die edlern Sorten sich durch Entziehung der zu ihrem Gedeihen günstigen Bedingungen wieder zu den unedeln zurückführen lassen, hat Knight, Präsident der londner Gartenbaugesellschaft, durch merkwürdige Versuche bewiesen. So wie der Botaniker die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beschreibt, sie als Unterscheidungszeichen benutzt, und durch Zusammenstellung der ähnlichen ein System baut, so bezeichnet auch der Pomolog durch seine Kunstsprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteristik) des Obstes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Rost, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, seine Einsenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beschaffenheit, Geruch, Geschmack, Fleisch, Farbe, Geäder, Kernhaus, seine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botanische Beschreibung des Baumes, seiner Blumen, Blätter, seines Wuchses, seiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen (s. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop, Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man versucht hat, ein pomologisches System zu ordnen, ist ein natürlicher, der sich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verschiedne Familien, Ordnungen und Gattungen gestellt werden. Die immerwährende Entstehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, fast unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, verbunden mit dem Umstande, daß fast jede Sorte in jeder Provinz, oft in sehr geringen Entfernungen, einen andern Namen hat, daß die nämliche Benennung hier dieser, dort jener Sorte gegeben wird, erschwert die Sache sehr. Die ältesten Eintheilungen schreiben sich von den Franzosen und Holländern her; diese theilten unter andern die Aepfel schon längst in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleische, gewürzhaftem Geschmacke und hohlem Kernhause; in Renetten, die außen durch Rostanflug, innen durch kurz abknackendes Fleisch kenntlich sind; in die großen sauern Rambours ꝛc. Birnen wurden von ihnen in Beurrés oder Butterbirnen mit schmelzendem Fleische, in Bergamotten mit Gewürzgeschmack, runder Form und rostiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Rousselets, in Blanquets oder Weißbirnen unterschieden. Manger stellte zuerst ein System nach Formentafeln auf, die drei Hauptformen der Aepfel waren die runde oder platte, die hyperbolische (unten dicker als hoch) und die paraboliſche (höher als dick). Die Unterabtheilungen betreffen die vollständige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in seinem Obstgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Christ, schlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Pepings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Diel ordnete die Obstarten nach der innern Beschaffenheit derselben. Das der Natur sehr angemessne System von Fritsch, welches zugleich das neueste ist, enthält zwei Hauptklassen:

Kugeläpfel und Kegeläpfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da sie unter allen Grundformen erscheinen. Die Ordnungen werden durch die Farbe bestimmt, und beim Geschlecht ist Geruch und Geschmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obstsorten versucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Klassen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Klassen (Christ); nach dem Fleische, Safte und Geschmacke in sechs Klassen (Diel); nach der Gestalt (Fritsch), in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet sind. Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form bestimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirschen in süße und saure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleisches genommen werden; Pfirsichen unterscheiden sich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies, violettes, brugnons) durch das Fleisch und den ablösigen Stein näher bezeichnet werden. (Gute Abbildungen und Beschreibungen der Obstsorten haben geliefert Manger in der Pomona franconica, Kraft in der Pomona austriaca, Sickler in seinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sickler's Nachbildungen der Früchte in Wachs, so wie die italienischen in carrarischem Marmor). Von dem Gesichtspunkte der Benutzung angesehen, theilt der Pomolog das Obst ein in Tafelobst, Wirthschaftsobst und in Handelsobst. Zum Tafelobst wird eine angenehme in die Augen fallende Gestalt nebst feinem Geschmacke erfodert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Pepings, Goldstieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirnen; die Blutpfirsiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachten zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüsse ꝛc. Wirthschaftsobst betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welken besitzt. Als Fabrikationsobst sind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen seines angenehmen Produkts, das man bisweilen durch Aepfel- oder Birnenmost (Cyder) zu ersetzen sucht; hieher die Bereitung des Kirsch-, Himbeer-, Heidelbeersaftes, die Fertigung des Obstbranntweins, des Oels aus Nüssen und Kernen, die Benutzung des schlechten Obstes zum Viehfutter und mehrerer andrer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung Handelsobst betrifft die vorzüglich in Ruf gekommnen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackne Pflaumen und Kirschen ꝛc., deren Verkauf für viele Länder ergibig ist. Mittelst ihres zweiten Theils, der Obstbaumzucht, schließt sich die Pomologie an die Oekonomie an, da sie sich mit den Mitteln beschäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerst die Vermehrung der Obstbäume und Sträucher: a) durch den Samen oder die Kernlinge, die als Grundstämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich sind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche sich am besten für die Sträucher, nicht so gut für die Bäume schickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeschnittne Aeste, die in die Erde gesenkt werden) beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am besten; d) das Anhäufeln, indem man einen jungen veredelten Baum über der Impfstelle oder einen Kernling tief unten abschneidet, wo er dann Zweige austreibt an welche Erde angehäufelt wird, die, sobald sie Wurzel geschlagen haben, abgesondert werden; e) die Vermehrung

durch Zertheilung und Einlegung von Wurzeln, durch die Veredlung der Wurzelstücken, wodurch neuerlich eine fast unglaubliche Vervielfältigung der Bäume bewirkt worden. Das Baumsetzen, welches die Zeit im Herbst und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von seiner Vegetation ruht, und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwischenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide stets im Verhältnisse stehen) bestimmt, das gehörige Augenmerk zu richten ist. Die Veredlung der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes ist nicht nur geeignet als eine eigne Pflanze für sich fortzuwachsen und seine Wurzel zu bilden, sondern es ist eben so möglich, daß dieselben, von dem Mutterstamme auf den andern Stamm einer Art desselben natürlichen Geschlechts gebracht, mit diesem verwachsen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern. Der Grundstamm hat aber insofern günstigern Einfluß auf das Pfropfreis, als seine Organisation, sein schneller oder langsamer Wuchs, Holzstärke ꝛc. mit dem des Reises übereinstimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obstes (herbe Säfte) gehen keineswegs auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die schönsten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtschaft des Grundstammes zum Pfropfreis immer berücksichtigt wird. Eigen ist es, daß man Birnen auf Ebischbeeren und Weißdorn veredelt fortbringt, und daß auf den Haferpflaumen die Pfirsichen am besten gedeihen. Veredelt wird der Baum auf folgende Arten. 1) Das Ablaktiren, Absängeln, Absaugen, greffer enter en approche, eine der ältesten, sichersten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze gesetzt, die Edelzweige derselben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeschnitten, und so in den gespaltnen Wildling eingepaßt, daß selbige, bis zum völligen Verwachsen mit ihm, noch an dem Mutterstamme hängen bleiben. Diese Methode wird jetzt nur noch bei den Nüssen angewendet, die sich schwer anders veredeln lassen. 2) Das Pfropfen, Balgen, Impfen (in der Schweiz Zweigen), greffer; hier wird in dem queer durchschnittnen und gespaltnen Wildstamme das keilförmig abgeschnittne Pfropfen am Rande eingepaßt, so daß die beiderseitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt), oder bloß in einen T förmigen Einschnitt in die Rinde des Wildlings eingeschoben (das Pfropfreis in die Rinde). 3) Das Okuliren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecusson, geschieht durch das unversehrte Ausschneiden des Auges und des Sommertriebes eines edeln Reises und durch die Anpassung desselben an den Grundstamm. Das Auge wird entweder so ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber steht, oder es wird vorsichtig mit der umgebenden Rinde abgelöst. Die so auf beiderlei Art gelösten Augen schiebt der Gärtner zwischen die, durch einen T förmigen Schnitt gelöste, Rinde des Wildlings und verbindet sie. Das Okuliren des treibenden Auges geschieht im Frühjahre bis Johannis, das des schlafenden Auges vom halben Julius bis im August; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausschnitt, der so groß ist, daß das Auge mit seiner Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befestigt wird. Das Okuliren ist sehr alt, schon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4) Das Copuliren (s. d. Art.) ist eine sehr einfache Veredlungsmethode, und läßt sich am besten bei dünnen Wildlingen, eben so an Wurzelstücken anwenden. 5) Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geschieht durch vorsichtige Ablösung eines Stücks Rinde des Edel-

reiſes rund um daſſelbe, ſo daß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau eben ſo ſtarkes, geſchältes Reis des Wildlings geſchoben wird. Es laſſen ſich auf ſolche Arten auf einem Grundſtamme ſehr viele (bis 250 nach Agricola) Obſtſorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obſtbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem ſie die zum Gedeihen derſelben günſtigen Bedingungen herbeizuführen und die ſchädlichen Einflüſſe zu entfernen ſucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, ſeine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, ſeine Bedüngung, ſein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüſſigen Waſſers in der Näſſe, Ausſcheiden aller dürren Reiſer und Aeſte, des Krebſes und Brandes, und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmiſt, Schuz gegen Viehbeſchädigung und Froſt, Abbürſten und Waſchen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuſe, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obſtbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumſchule oder das Seminarium auch die künftige Geſtalt und der Zweck berückſichtigt. In dieſer Hinſicht zerfallen die Stämme in Hochſtämme und Nieder- oder Franzſtämme. Der Unterſchied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundſtämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochſtammes beginnt erſt 4 Ellen hoch über der Erde; ſolche Stämme dienen für Plantagen, Alleen ꝛc. und ſind auf ſtark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzſtämme dagegen haben eine ſchwach treibende Unterlage, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beſchränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner ſeine Unterlagen auszuſuchen hat, z. B. Johannisäpfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen. Auch beruht darauf die Darſtellung der Obſtorangerie, der Bäume in Kübeln und Aeſchen: eine neue liebliche Erfindung, wodurch auch der Liebhaber, der keinen Gartenraum beſizt, in den Stand geſezt wird, ſich einen Obſtgarten im Kleinen zu verſchaffen, wozu Diel eine deutliche Anweiſung ſchrieb. Halbſtämme ſtehen zwiſchen beiden Klaſſen in der Mitte, ihre Krone breitet ſich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Geſtalt des künftigen Baumes hängt vom Baumſchnitte ab, der eine der wichtigſten und ſchwerſten Gartenkünſte iſt, weil faſt jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obſtorangerie und den Eſpalierbäumen iſt der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je ſtärker der Baum geſchnitten wird, deſto ſtärker iſt der junge Trieb. Beſondre Rückſicht iſt beim Schnitt auf fruchtbare Aeſte (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Waſſerreiſer werden entfernt, und dabei muß immer die pyramidaliſche, keſſelförmige, kugelförmige oder fächerförmige Form des Baumes im Auge behalten werden. Mit Erfolg wendet man auch mehrere Kunſtmittel an, die Obſtbäume zum Tragen zu zwingen und ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen, z. B. das Beugen der Zweige um einen Reif, das Schröpfen der Bäume, die Ablöſung der Schale in Ringform ꝛc. Früher als die Obſtkunde ward die Obſtbaumzucht in Europa ausgebildet; ſchon die Römer hielten die aus den wärmern Klimaten Griechenlands (Kirſchen), Armeniens (Aprikoſen), Syriens (Pfirſichen, Pflaumen), mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu ſchmücken. Virgil ertheilte ſeinen Landsleuten praktiſchen Unterricht in dieſer Kunſt. Sehr lange beſchränkte ſie ſich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward ſie auch hieher verpflanzt; ſchon unter Conſtantin dem Großen verſtanden die

Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinstöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu schützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutschland blieb der Obstbau lange unbekannt. Carl der Große begründete ihn zuerst gesetzlich durch Befehle, welche er in seinen Kapitularien den Aufsehern seiner königlichen Häuser wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen seinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haselnüsse, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüsse, Kastanien, Pfirsichen, Maulbeerbäume und verschiedne Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als diese Gesetze bewirkte der Orden der Benediktiner die Verbreitung der Obstbaumzucht in Deutschland, welche sich den Anbau des Weinstocks vorzugsweise angelegen sein ließen. Eben so förderlich waren die Züge deutscher Kaiser nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutschen mit den üppigen Genüssen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reichgewordnen süddeutschen Reichsstädte leicht verbreitet werden konnten. Im 16. Jahrh. fand man schon große Obstgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe seine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutsche Fürsten den Obstbau in besondern Schutz und 1636 erschien ein Obstgartenbüchlein von dem Kurfürsten August zu Sachsen. Deßungeachtet blieb die Obstkultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumschulen der berühmten Karthause zu Paris in Deutschland (als Franzobst) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner: Girardet, Duhamel, die wissenschaftliche Grundlage der Pomologie, da Erstrer schon eine systematische Uebersicht aufstellte, und Letztrer ein klassisches Werk über diesen Gegenstand schrieb. In den Niederlanden erreichte die Obstkultur, unterstützt durch mildes Klima und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, praktisch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig sehr betrieben. Als vorzügliche Gartenanlagen und Obstplantagen in Deutschland sind bemerkenswerth: die zu Herrenhausen in Niedersachsen; die zu Podiebrad in Böhmen vom Dechant Rösler; das Joanneum zu Grätz in Steiermark, vom Erzherzog Johann von Oesterreich; die im großen Garten bei Dresden, vom Amtshauptmann v. Carlowitz, die von Diel, Christ und von Sickler eingerichteten Baumschulen. Unter den Deutschen haben Verdienste der Pastor Henne, Otto von Münchhausen, der Oberpfarrer Christ zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftsteller bekannt sind. Diel hat sich vorzüglich um die theoretische Pomologie, um die systematische Abklassung und die Charakteristik der Sorten; Christ um die Praxis durch die Verbreitung der zum Obstbau nöthigen Kenntnisse und Handgriffe, und Sickler durch die stärkere Erweckung des Sinnes für dieses Fach, vermittelst seines Obstgärtners, verdient gemacht. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologische Gesellschaften, wie die zu Altenburg (in Sachsen) und die in Ungarn, die londoner Gartenbaugesellschaft, der pomologische Verein in Guben (in der Lausitz), zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstkultur bei, und sorgen auch durch genaue Erforschung der vorgefundnen Arten, durch Kritik der verworrnen Synonymen und durch Entwerfung einer systematischen Anordnung der pomologischen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. F.

Pomona, bei den Römern, eine schöne Nymphe, welche den

Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten sich vergebens, ihr zu gefallen, am meisten Vertumnus. Dieser nahm tausend Gestalten an, um sich ihr zu nähern. Einst erschien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geschichten von Frauen, die, wie sie, der Liebe Hohn gesprochen. Dadurch wurde sie gerührt, und Vertumnus, der die Gestalt eines Jünglings wieder annahm, gewann sie zur Gemahlin (Ovid. Met. XIV., 622 ꝛc.). Den Griechen war Pomona unbekannt. In Latium ward sie als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern ist sie bald als eine schöne Jungfrau bekleidet dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt, und reich beladne Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtschnur und Obst in den Händen.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de), die bekannte Favorite Ludwigs XV., in dessen Gunst sie der Frau von Chateauroux folgte. Sie war 1720 geboren, die Tochter eines unterhaltnen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté-sous-Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte, aber wegen einiger Unterschleife verfolgt wurde. Man hatte sie 1741 an den Unterfinanzpachter d'Etioles verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verstande ausgestattet. „Ich kenne sie sehr gut," sagt Voltaire von ihr, „ich war sogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie gestand mir, daß sie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, sie werde einst vom Könige geliebt werden, und daß sie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe." Dieser Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich scheint, entstand dadurch, daß sie oft den Jagden des Königs in dem Holze von Senar zusah. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarschaft. Madam d'Etioles erschien in einer artigen Calesche; der König bemerkte sie und schickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, sie dem Könige zuzuführen, dessen ganzer Gunst sie sich schnell bemächtigte. Als Marquise de Pompadour wurde sie 1745 bei Hofe eingeführt. Sie genoß des höchsten Ansehns, mischte sich aber anfangs nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, sondern begnügte sich, als eine Gönnerin der Gelehrten und Künstler zu erscheinen. Sie sammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militärschule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Als aber nach und nach ihre Reize verblühten, und sie sich nur dadurch in der Gunst des Königs erhalten konnte, daß sie ihm andre Geliebten zuführte, entschädigte sie sich durch den Einfluß, dessen sie sich auf die Regierungsgeschäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigsten Aemter mit ihren Günstlingen und Kreaturen besetzen, und trug durch ihre Einwirkung wesentlich zu dem Unglücke bei, welches zum Theil schon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen sein. Die Kaiserin Maria Theresia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben sie zu gewinnen gesucht. Alles Unglück das in und durch diesen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Last gelegt, indem sie den Kardinal Bernis, welcher den Frieden wünschte, entfernen, und durch Choiseul ersetzen ließ, bei dem Heere aber die Absetzung des Marschalls d'Estrées im Augen-

blicke seiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünstigte. Sie starb 1764 in einem Alter von 44 Jahren, von dem abgestumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabscheuet, verspottet und verachtet. Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren und Briefe sind nicht von ihr, sondern angeblich von dem jüngern Crebillon.

Pompeji, eine wegen ihres ehemaligen blühenden Handels berühmte Stadt in Campanien, welche im Jahr 79 nach Chr. wie Herkulanum von einem Lavastrom, oder vielmehr von einem Aschenregen des Vesuv verschüttet wurde. Obgleich minder groß und angesehen als Herkulanum, hat sie doch viele treffliche Kunstwerke, ein großes Theater und viele ansehnliche Gebäude besessen. Ueber die Wiederauffindung und Ausgrabung dieser Stadt vergl. man Herkulanum.

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein berühmter Römer, geb. im J. 107 vor Chr., war der Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geschickten, aber wegen seiner Härte und seines Geizes wenig beliebten Feldherrn. Der junge Pompejus war mit einer glücklichen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager versprachen. Die ersten Kriegsdienste that er unter seinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, seines Zeltkameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Als er davon bei Zeiten Nachricht bekam, verließ er Abends sein Zelt und sicherte seines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Als bald darauf eine Meuterei im Heere ausbrach, und die unzufriednen Soldaten ihren verhaßten Befehlshaber verlassen wollten, trat der neunzehnjährige Jüngling den Aufrührern entgegen, und warf sich, nachdem er Bitten und Vorstellungen vergeblich erschöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er sie nicht anders durchlassen werde, als wenn sie ihn zerträten. Diese Entschlossenheit hatte die gewünschte Wirkung; durch seine einnehmenden Worte und sein Betragen söhnte er in der Folge die Soldaten mit seinem Vater aus. Dieser wurde bald darauf vom Blitze erschlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand, und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der sich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien besaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig Truppen aus, und nöthigte die benachbarten Städte, sich für diesen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke setzte ihn in den Stand, drei ganze Legionen aufzustellen, mit denen er dem Sylla in Campanien zuzog. Drei Anführer der Gegenpartei wollten seinen Marsch durch verschiedne Angriffe hindern; Pompejus aber schlug sie einzeln, und kam glücklich bei Sylla an, der den jungen 23jährigen Helden mit großer Achtung empfing, und ihn, ob er gleich noch nicht das senatorische Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet, und Sylla unumschränkter Herr in Rom wurde. Dieser, um den Pompejus noch fester an sich zu knüpfen, bewog ihn, sich von seiner Gemahlin Antistia zu trennen, und sich mit der Aemilia, seiner Stieftochter zu verbinden. Es war günstig für des Pompejus Ruf, daß er, als Sylla seine Grausamkeiten in der Hauptstadt verübte, in Sicilien gegen Perpenna, einen Feldherrn des Marius,

kämpfte. Er vertrieb denſelben, unterwarf die Inſel, und wußte durch ſeine Milde die Liebe der Sicilianer zu gewinnen. Die Marianer hatten ſich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder geſammelt, und wurden von den numidiſchen Königen unterſtützt. Sylla wirkte daher ein Dekret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, ſich dorthin zu begeben. Er nahm 5 Legionen mit ſich, zog geradeswegs gegen Domitius, und zerſtreute den größten Theil ſeines Heeres durch einen unerwarteten Angriff. Darauf ſtürmte er ſein Lager, erſchlug ihn, und nahm den numidiſchen König gefangen; die Länder deſſelben gab er einem Anhänger ſeiner Partei. Dieſer vollſtändige, binnen vierzehn Tagen erlangte Erfolg erregte ſo ſehr des Sylla Eiferſucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, ſein Heer zu entlaſſen und nach Rom zurückzukehren. Die Soldaten, die ſich in ihrer Erwartung auf Beute getäuſcht ſahen, brachen in einen Aufſtand aus, und erſt, als er ſich ſelbſt zu ermorden drohte, wenn ſie darin beharrten, kehrten ſie zum Gehorſam zurück. Bei ſeiner Ankunft in Rom ward er von Sylla mit allen Zeichen der Gunſt empfangen. Nach Plutarch erhielt er von Sylla, nach Livius aber von ſeinen Schmeichlern den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Diktators Eiferſucht aber erwachte auf's neue, als Pompejus einen Triumph foderte. Sylla erklärte ihm, daß er ſich dieſem Verlangen mit allen Kräften widerſetzen werde. Pompejus aber trug kein Bedenken ihm zu erwiedern: „daß das Volk mehr die aufgehende als die niederſinkende Sonne verehre;" und Sylla gab nach. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, ob er gleich erſt römiſcher Ritter war, und noch nicht das geſetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Conſulwahl die kränkende Ueberzeugung von ſeinem Uebergewicht. Sylla rächte ſich dadurch, daß er ihn in ſeinem Teſtamente übergieng; aber Pompejus war hochgeſinnt genug, den Todten zu ehren, und allen ſeinen Einfluß anzuwenden, damit er öffentlich auf das Prachtvollſte beſtattet wurde. Neue Unruhen erhoben ſich bald darauf, beſonders durch den Conſul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrſchaft ſtrebte. Dieſer verließ Rom, und ſtellte ſich an die Spitze eines Heers, ward aber von den vereinigten Streitkräften des andern Conſuls Catulus und des Pompejus beſiegt. Letztrer bekam darauf vom Senat den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu ziehen, welcher im ciſalpiniſchen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus bewog ihn zur Uebergabe, ließ ihn aber, mit Verletzung des verſprochnen ſichern Geleits, hinrichten. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus ſein Anſehn anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, ſeine Kriegsmacht zu entlaſſen. Dieſer Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortſchritte des Sertorius, eines ehemaligen Feldherrn des Marius, in Spanien, einen Senatsſchluß veranlaßten, daß Pompejus mit prokonſulariſcher Gewalt zur Unterſtützug des Metellus, der ſich in einem zu ungleichen Kampfe gegen dieſen geſchickten Anführer befand, abgehen ſolle. Pompejus, damals 30 Jahre alt, begab ſich unverzüglich auf den Schauplatz des Kriegs. Beide Feldherren waren zwar von einander unabhängig, handelten aber im vollkommenſten Einverſtändniſſe. Anfangs wurden ſie durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor zwei Schlachten, und kam in große perſönliche Gefahr. Auch ward der Krieg, ſo lange Sertorius lebte, nur mit geringem Erfolg

gegen ihn geführt. Nachdem er aber von seinen eignen Offizieren ermordet worden, und Perpenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei seiner Rückkehr war der Sklavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Crassus hatte bereits den Hauptschlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun, als die Ueberreste des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er sich den Ruhm des Sieges an, und zeigte überhaupt so wenig Mäßigung in seinem Glücke, daß er in Verdacht kam, in des Sylla Fußstapfen treten zu wollen. Er triumphirte zum zweitenmale, und wurde zum Consul gewählt (im J. 70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man sich bisher den Weg zum Consulat zu bahnen pflegte. Sein College war Crassus, und beide bewarben sich um die Gunst des Volks; Crassus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherstellung des Tribunats und andre Einrichtungen zum Vortheile des Volks. In demselben Jahre wurde das Censoramt erneuert, bei welcher Gelegenheit Pompejus dem Volke einem merkwürdigen Auftrit gab. Als die Censoren auf dem Forum saßen, um dem Gebrauche gemäß solchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienste zu verwilligen, welche die bestimmte Zeit gedient hatten, erschien auch Pompejus vor ihnen, im consularischen Gewand, und sein Pferd am Zügel führend. Der Censor fragte ihn: „Pompejus Magnus, hast du alle im Gesetze bestimmten Feldzüge gemacht?“ und er antwortete: „Ja, und alle unter meiner eignen Anführung.“ Dieser Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Censoren aber standen von ihren Sitzen auf, und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach Hause. Zwei Jahre nach seinem Consulat hatten die Seeräuber, begünstigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländischen Meere so sehr überhand genommen, daß sie, im Besitze von tausend Galeeren und vierhundert Städten auf einer weit ausgedehnten Küste einen regelmäßigen Krieg führten, und man sich in Rom zu ernstlichen Maßregeln genöthigt sah. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebner Mann, schlug vor, man solle Jemand (dessen Namen er jedoch nicht nannte) auf drei Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Wasser und zu Lande bekleiden, um dem Unwesen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehrere Freunde der Verfassung sprachen mit Nachdruck gegen diesen Vorschlag; dennoch ward er mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt, und dem Pompejus mit dem Titel eines Proconsuls diese Gewalt ertheilt. Zu seiner Ehre rechtfertigte er das sowol in sein Feldherrntalent als in seine Rechtschaffenheit gesetzte Vertrauen. In vier Monaten erreichte er vollständig den ganzen Zweck seiner Sendung. Er reinigte die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeisterte sich ihrer Städte und Festungen, befreite eine große Menge Gefangner, und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er eben so menschlich als klug die verlassnen Inselstädte Ciliciens und andre Provinzen zu Wohnplätzen anwies, wodurch er ihnen die Gelegenheit benahm, ihre vorige Beschäftigung wieder zu ergreifen. Nach so großen Erfolgen strebten des Pompejus Freunde ihn nur noch mehr zu erheben. Der Krieg gegen Mithridates war seit mehrern Jahren mit wechselndem Glücke geführt worden; und obgleich Lucullus seinen Gegner hart bedrängte, so fand dieser doch immer neue Hülfsquellen auf, und das Ende des großen Kampfs war nicht abzusehen. Da schlug der Tribun Manilius vor, den Pompejus sowol über den Lucull in Führung des Kriegs gegen den Mithridates und Tigranes, als auch über die andern römischen Anführer in den asiatischen Provinzen zu setzen und

während er den Oberbefehl zur See beibehielt, alle Heere in diesen Gegenden unter seine Willkür zu stellen. Das hieß eine größere Macht in seine Hände legen, als je ein römischer Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehrere ausgezeichnete Männer sahen darin einen so verderblichen Eingriff in die Freiheit, daß sie beschlossen, sich mit ihrem ganzen Einflusse zu widersetzen. Aber Pompejus stand in so großer Gunst beim Volke, und diese äußerte sich so mächtig, daß, als der festgesetzte Tag kam, nur Hortensius und Catulus den Muth hatten, gegen den Vorschlag zu sprechen, während Cicero, der das Consulat durch die pompejanische Partei zu erlangen hoffte, mit aller seiner Beredtsamkeit, und Cäsar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfassung erwünscht kamen, mit allem seinen Einflusse sich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus öffentlichem Leben in den glänzendsten Lobsprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Gesetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus nahm den Schein an, als gebe er ungern seine Einwilligung. Er begab sich im J. 67 vor Chr. nach Asien, und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der sein Mißvergnügen um so weniger verbergen konnte, als Pompejus geflissentlich alle von ihm gemachten Einrichtungen vernichtete (s. Mithridates). Der König ward aus seinen festen Stellungen vertrieben, mit Verlust seines Lagers gänzlich geschlagen, und zur Flucht in die Länder jenseits des kaspischen See's gezwungen. Pompejus, der zu derselben Zeit den König Tigranes von Armenien von seinem Bunde mit Mithridat getrennt, und dessen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridat nach Scythien, und kämpfte mit den kriegerischen Völkern daselbst zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieses Königreichs, und verwandelte Syrien in eine römische Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Aristobulus und Hyrcanius, welche um den Thron von Judäa stritten, erschien er in diesem Lande, ihren Zwist zu schlichten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung nahm er Jerusalem mit Sturm, richtete ein großes Blutbad an, und ertheilte dem Hyrcanius die oberpriesterliche Würde. Inzwischen hatte sich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet, und so war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Asiens geordnet, besuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte, und seine Achtung für die Philosophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geschenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, sein Heer, sobald er bei Brundusium (im J. 61 vor Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerschaft kam ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs ward ohne Widerspruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein so glänzendes Schauspiel gesehen, als diesen zweitägigen Triumphaufzug. Gefangne Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Asien, die in den öffentlichen Schatz floß, stieg zu einer ungeheuern Summe. Seine Menschlichkeit aber bewies Pompejus dadurch, daß er nach dem Triumphe alle Gefangne in ihr Vaterland zurückkehren ließ, mit Ausnahme des Aristobulus und Tigranes. Sein Plan war nun, unter dem Anschein eines zurückgezognen Privatmannes, durch seinen Ruf und Einfluß den ersten Platz im Staate zu behaupten; dabei aber fand er von mehrern Seiten Widerstand und Hindernisse. Crassus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäsar legte den

Grund zu seiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus zu allerlei Kunstgriffen bewogen, und zog auch den schändlichen Clodius an sich. Cäsar, der aus seiner Statthalterschaft Spanien zurückkam, warb alles Ernstes um das Consulat. Zu diesem Zwecke versöhnte er Crassus und Pompejus, und trat selbst mit ihnen in jene, unter dem Namen des ersten Triumvirats berühmte Verbindung; im J. 59 vor Chr. Geb. wurde er zum Consul gewählt, und durch die Vermählung seiner Tochter Julia, mit Pompejus, schienen beide große Männer für immer vereinigt zu sein. Der glänzendste Theil von der Geschichte des Pompejus ist indeß vorüber. Wir sehen ihn von jetzt an nur als Haupt einer Partei Maßregeln befördern, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken sollen, da sie die Freiheit seines Vaterlandes unterdrückten. Er gab es zu, daß sein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius in die Verbannung geschickt wurde; wiewol er später, als er sich mit Clodius entzweit hatte, seine Zurückberufung bewirkte. Die gesetzwidrige Ernennung Cäsar's zu einem fünfjährigen Oberbefehl in Gallien unterstützte er mit allen Kräften; eine Nachgibigkeit, deren verderbliche Folgen sich später zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben sich Crassus und Pompejus zum zweitenmale um das Consulat; sie erhielten es nicht ohne Gewaltthätigkeiten (55 vor Chr.). Nach Verlauf des Jahres begab sich Crassus in seine weitläufige Statthalterschaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, im Rom blieb, und dem Volke Schauspiele gab. Dennoch traute er der Gunst des Volks nicht ganz, sondern hielt es durch ein eigenmächtig ausgehobnes Heer in Furcht. Des Crassus Niederlage in Parthien ließ nur noch zwei Herren der römischen Welt übrig, und diese wurden, als bald darauf Julia im Kindbette starb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch so viel Wohlwollen für Cäsar, daß er ihm, zum Ersatz seiner verlornen Mannschaften, zwei Legionen zuschickte. Da die Unruhen in der Hauptstadt zunahmen, so wünschten mehrere, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato schlug als verfassungsmäßige Maßregel vor, ihn zum alleinigen Consul zu ernennen, welches im J. 52 vor Chr. geschah. Cäsar's immer wachsender Feldherrnruhm und immer zunehmende Liebe beim Volke konnten ihm nicht mehr gleichgültig bleiben. Er suchte dadurch entgegenzuwirken, daß er seinen Anhang möglichst vermehrte, und das Interesse angesehner Familien mit dem seinigen vereinigte. In dieser Absicht vermählte er sich mit Cornelia, der Witwe des jungen Crassus und Tochter des Metellus Scipio, und machte diesen zu seinem Mitconsul. Die Krisis eilte jetzt mit schnellem Schritte herbei. Pompejus bewirkte, daß Cäsar's Begehren, seinen Oberbefehl in Gallien zu verlängern, vom Senate verworfen wurde; die wichtigsten Aemter besetzte er mit Feinden desselben; auch rief er die zwei ihm geliehnen Legionen zu rück, welche Cäsar sogleich entließ. Es wurden Vorschläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen sollten; aber Pompejus Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäsar die Zeit abgelaufen sei, für Pompejus hingegen nicht. Es zeigte sich bald, daß einer auf den andern argwöhnisch war, und keiner von beiden Lust hatte in den Privatstand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundsatz ein Pompejaner war, sagt, daß Pompejus Niemand neben sich, Cäsar Niemand über sich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfassung auf seiner Seite; denn der Senat hatte Cäsar zurückberufen, den Pompejus aber bestätigt. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander sehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent Cäsarn

erreicht, und war jetzt nur der Schatten seines großen Namens. Er selbst aber nahm dieses Sinken seines Ansehens nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäsar zu widerstehen gedenke, antwortete er prahlerisch: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, steigt ein Heer aus der Erde herauf." Cäsar ging endlich über die Alpen und lagerte bei Ravenna (im J. 49 vor Chr.). Der Senat erklärte ihn für einen Feind des Vaterlandes, und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats. Jetzt traf dieser Vorbereitungen zum Kriege, aber zu spät für die Schnelligkeit des Gegners. Cäsar ging über den Rubicon (s. d. A), und näherte sich Rom; in 60 Tagen unterwarf er sich ganz Italien. Pompejus, in Brundusium belagert, entfloh nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer sammelte. Cäsar folgte ihm, erst einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied beides, und lagerte sich vor Dyrrhachium. Hier schloß ihn Cäsar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewol mit großem Verluste. Endlich stießen (im J. 48 vor Chr.) in Macedonien bei Pharsalus beide Gegner in entscheidender Schlacht auf einander. Pompejus hatte den Kampf auf das Dringen seiner Offiziere angenommen, und zeigte sich seines vormaligen Ruhmes wenig werth. Er begab sich, sobald er sein Heer in Unordnung sah, in sein Zelt, und blieb daselbst in gefühllosem Hinstarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufschreckte und an seine Rettung mahnte. Er floh über Larissa nach der Küste, und schiffte sich nach Lesbos ein. Hier fand er seine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küste von Asien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln Berathschlagung gehalten. Pompejus selbst wollte nach Parthien gehen; auf des Griechen Theophanes Vorschlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, dessen Vater von Pompejus begünstigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Aegypten seine Annäherung bekannt wurde, rathschlagte man, wie man sich in diesem bedenklichen Falle benehmen solle. Endlich faßten die verächtlichen Minister des unmündigen Königs den Beschluß, sich des Pompejus zu bemächtigen, und ihn ermorden zu lassen. Dem zufolge wurde ihm bei seiner Ankunft eine Barke mit dem ägyptischen Feldherrn Achillas und einigen römischen Flüchtlingen entgegengeschickt, mit der Einladung, an's Land zu steigen. Pompejus ahnete Verrath konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abschiede von seinem Weibe und seinem Sohne stieg er in die Barke. Auf der Küste erwartete ihn ein großes Gewühl; ehe er sie aber noch betreten hatte, stießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte sein Gesicht in die Toga, und starb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letztrer blieb nackt an der Küste liegen. Ein treuer Freigelassner und ein römischer Krieger, der unter Pompejus gedient, trugen einiges Holz zusammen, und verbrannten die traurigen Ueberreste des einstigen Gebieters von Rom. Als Cäsar nach Aegypten kam, zeigte man ihm das Haupt seines Feindes; er aber wandte sich mit Thränen von diesem Anblicke ab, rächte die Mordthat an denen, die sie vollzogen, ließ den Kopf feierlich bestatten, und über dem Grabe einen Tempel der Nemesis erbauen. Pompejus erreichte ein Alter von 59 Jahren; sein Name gehört zu den berühmtesten des Alterthums (Clarum et venerabile nomen gentibus). Seiner Privattugenden waren viele. Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelassenheit und prahlerischem Luxus, auch im höchsten Glücke gutherzig, mild und menschlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Sei-

ne Talente waren groß und mannichfach, und sein Geist durch Philosophie und Wissenschaften gebildet. Wenn er auch zu den eigentlichen Patrioten nicht zu zählen ist, so strebte doch sein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staats, nicht der Zerstörer der Freiheit zu sein, oder wie Lucan sagt: Rector senatus, sed regnantis. Unfähig, sich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, sank er schnell herab, und verlor einen Theil seines Ruhms durch die Art, wie dies geschah. Pompejus hinterließ zwei Söhne, Cnejus und Sextus. Jener verlor sein Leben bald darauf in der Schlacht von Munda; dieser machte sich noch nach Cäsar's Tode den neuen Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er sich geflüchtet hatte, auf Antonius Befehl (i. J. 35 vor Chr.) ermordet.

Pompejus-Säule, s. Alexandrien.

Pondichery, seit 1670 Hauptstadt eines französischen Bezirks in Ostindien, auf der Küste Koromandel, in der Provinz Karnatik, liegt an der Mündung des Ariankupan in den bengalischen Meerbusen, in einer sandigen und dürren Ebene, ist erst in spätern Zeiten von einigen Vertriebnen aus Wirapatnam erbaut worden, und nach und nach zu einer Stadt herangewachsen, die im J. 1761 über 70,000 Einw. zählte, jetzt aber so herabgesunken, daß sie nicht viel über 20,000 Einw. zählt, die nach den Nationen (Europäern, Mohammedanern, Indiern ꝛc.) in abgetheilten Stadtvierteln wohnen. Es werden hier sehr feine baumwollne Zeuge gewebt, womit noch in den neusten Zeiten in der Stadt und ihrem Bezirke an 5000 Personen beschäftigt waren. Die Stadt, sonst eine wichtige Festung, hat ansehnliche, nach europäischer Art erbaute Häuser, mehrere römisch-katholische Kirchen, unter denen sich die Jesuitenkirche besonders auszeichnet, einige Hindutempel, Moscheen, europäische Lehranstalten, und eine vortreffliche Rhede. In ihrem 4 Q. M. großen Gebiete leben 8000 Eingeborne und 120,000 Malabaren. Die Lage der Stadt für den Handel ist sehr vortheilhaft, daher sie in Friedenszeiten der Mittelpunkt des indischen Handels der Franzosen ist. 1761 wurde sie von den Britten erobert und zerstört, 1763 zwar wieder zurückgegeben, 1778 jedoch abermals erobert, obgleich sie durch neue vortreffliche Festungswerke geschützt war. Der Frieden von Versailles 1783 brachte sie den Franzosen auf's neue zurück, bis 1793 der Nabob von Karnatik, in Verbindung mit den Britten, sie in Besitz nahm, und die Festungswerke von den Eroberern geschleift wurden. Im Frieden von Amiens 1802 wurde Stadt und Gebiet wieder an Frankreich abgetreten; da aber dieser Frieden von kurzer Dauer war, so nahmen die Britten sie abermals in Besitz, bis sie durch den pariser Frieden 1814 wieder den Franzosen zurückgegeben wurde, welches sich jedoch anheischig machten, keine neue Festungswerke daselbst anzulegen, und nur die zur Handhabung der Polizei unumgänglich erfoderliche Anzahl von Truppen dort zu unterhalten.

Poniatowski, ein polnisches Fürstenhaus, ursprünglich ein Zweig des alten italienischen Geschlechts der Torelli, Abkömmlinge der Grafen von Guastalla und Montechiarugolo, welchen Joseph Salinguerra V., geb. 1612, stiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, seiner Güter beraubt, sich allein bei der Ermordung seiner Familie gerettet hatte. Er benutzte das, seinen Voraltern bewilligte Indigenat, um sich in Polen niederzulassen, wo er seinen Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden Eziolek vertauschte, und gegen 1650 starb. Seine Gemahlin Sophie, eine Tochter Alberts

Poniatowski und der Anna Lesczinska, war als Erbin des Lehns Poniatow die Veranlassung, daß er den Zunamen Poniatowski annahm. Die Familie Poniatowski, welche 1764 in den Fürstenstand erhoben wurde, gehört noch jetzt zu den 36 römischen herzogl. und fürstl. Familien, hat jedoch nicht die Vorrechte der 35 übrigen. Berühmt sind folgende Sprößlinge dieses Geschlechts.

I. Poniatowski (Stanislaus, Graf von), Enkel des Joseph Salinguerra, Kronschatzmeister von Polen, geb. 1678, starb 1762. Er ist bekannt durch seine Verbindung mit Carl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa nach Konstantinopel folgte, wo er durch geschickte Unterhandlungen die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Carl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach dessen Tode aber unterwarf er sich dem Könige August II., und ging nach Polen zurück. Er schrieb Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, a la Haye 1741. II. Sein älterer Sohn, Stanislaus II. August, geb. 1732, polnischer Gesandter in St. Petersburg, und Günstling der Kaiserin Catharina II., ward auf ihren Vorschlag unter dem Schutze russischer Waffen 7. Sept. 1764 zum Könige von Polen gewählt. Er war einer der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, geistreich, beredt, muthvoll, edel als Mensch, Bürger und Fürst. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen Würdigern gefunden; aber bei einer aufgeklärten Denkart, und bei dem reinsten Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, für weise Gesetze und gute Gerichtspflege, fehlten ihm Willenskraft und Seelenstärke, um sich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln, und die Stürme aller Art, die von innen und außen über ihn hereinbrachen, zu zerstreuen. Er hatte nicht jenen politischen Scharfblick, Catharinens Politik zu durchschauen, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schicksale zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernste seines Berufs. Die Familie Czartoryski, mit der er durch seine Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geschickt, um daselbst die Wahl des Prinzen Adam Czartoryski zum Könige von Polen zu befördern; als aber Catharinens Gunst ihn selbst zum König erhoben hatte, suchte sie wenigstens durch ihn zu herrschen. Als dies nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günstlingen und frembem Einflusse folge. Da er nun der Herstellung der Dissidenten (s. d. Art.) in die alte Gleichheit der Rechte geneigt schien, so entflammte dies den Zorn des Bischofs Soltyk von Krakau. Rußland, Preußen, Großbritannien und Dänemark foderten jene Wiederherstellung, zugleich arbeitete der König selbst an einer Verbesserung der polnischen Staatsform. Dies machte ihn verhaßt. Eine mächtige Partei schloß eine Conföderation. Zwar unterdrückten russische Truppen den Ausbruch der Unruhen; sie nahmen die Eiferer gefangen, und der russische Botschafter erzwang einen für die Dissidenten günstigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar (s. d. A. Polen), Halicz und Lublin den wildesten Bürgerkrieg 1768. Die katholischen Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verschworne entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus seinem Palaste zu Warschau. Die Räuber verbargen sich mit ihm in einem Walde. Als er sich jedoch mit einem derselben, welcher ihn im äußersten Falle tödten sollte, allein befand, erschütterte er denselben durch seine Beredtsamkeit so, daß er von ihm nach Warschau zu-

rück geleitet wurde. Da indeß 1771 auch Oesterreich und Preußen Truppen in's Land schickten, so fielen die meisten Großen von dem Könige ab. Hierauf beschlossen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerstanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen aufrufend. Die Republik mußte den entrissnen Ländern entsagen. „Gott wollte damals," sagt Johannes von Müller, „die Moralität der Großen zeigen." Der König ließ hierauf ein neues, treffliches Gesetzbuch fertigen, aber dieses wurde auf dem Reichstage 1779 verworfen. Nun war der König gänzlich abhängig von dem immerwährenden Rathe, welcher unter dem Einflusse des russischen Gesandten stand. Da erkannten endlich die Magnaten, wie Polens Selbstständigkeit zu retten sei. (S. d. A. Potocki). Sie suchten und erhielten d. 29. März 1790 Friedrich Wilhelms II. von Preußen Versprechen, daß er der Republik beistehen wolle, falls sie wegen der Verbesserung ihrer Constitution angegriffen werden sollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommnen Constitution vom 3. Mai 1791 seinen Beifall. In dieser Angelegenheit zeigte Stanislaus sich so weise und edel, daß er die Achtung und Liebe seiner Nation wieder erhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig gesorgt hatte. Auch schien er entschlossen, dem Zorne Catharinens, deren Gunst er durch jenen Schritt unwiederbringlich verloren hatte, Trotz zu bieten. Als aber Preußen in seiner Freundschaft erkaltete, und den Drohungen Rußlands nichts entgegensetzte; als die Minderzahl des Reichstags, welche der Constitution widersprochen hatte, durch Felix Potocki und Rzewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieb, und die von ihnen gestiftete targowiczer Conföderation (s. d. A. Polen) durch russische Truppen unterstützt wurde, da sank dem schwachen Stanislaus der Muth. Das polnische Heer war, so tapfer auch Kosciuszko focht, zum langen Widerstande nicht geeignet, und Stanislaus, der geschworen hatte, eher mit seinem Volke umzukommen, als mit dessen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer sich zwanzig Stunden von Warschau zurückziehen, und trat hierauf d. 23. Juli 1792, nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch empörte er die Nation gegen sich, ohne Catharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland schritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie sie erklärten, dem polnischen Jacobinismus Schranken zu setzen. Der König sah den offnen Abgrund vor sich. Sein Widerspruch zog ihm nur persönliche Mißhandlungen von Seiten des russischen Generals Rautenfeld und des russischen Gesandten Grafen von Sievers zu. Catharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn (1794) den Theilungsvertrag zu unterzeichnen, der Polens Vernichtung vollendete, und am 25. Nov. 1795, am Jahrestage seiner Krönung, dem Throne zu entsagen. Er ging hierauf nach Petersburg, wo er als Privatmann von Rußland pensionirt lebte, und den 12. Febr. 1798 starb. Ein blinder Glaube an Catharinens Großmuth, an ihre persönliche Freundschaft und Liebe für ihn, hatte ihn verblendet; so wurde er das Opfer ihrer Politik. Er beweinte zu spät das Unglück seines Vaterlandes, die eigne Schwäche und seinen Wankelmuth. Ohne tragische Würde in der Geschichte trat er ab vom Schauplatze, ein Werkzeug der nordischen Semiramis. K.

III. Poniatowski (Joseph), des Vorigen Neffe, geb. 1762, Oberfeldherrr des polnischen Kriegsheers, Kriegsminister, Marschall von

Frankreich und Ritter mehrerer Orden. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß seines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieser Einfluß aber gab ihm einen Schein von Unentschlossenheit, wodurch er sich den verschiednen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 befehligte er gegen die Russen, zeigte anfangs viel Eifer und Einsicht, ließ sich aber nachher, mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortschritte des Feindes, muthlos machen. Nachdem sein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der besten Offiziere seinen Abschied; als aber 1794 die Polen die Russen zu vertreiben suchten, begab er sich wieder in das polnische Lager und nahm Dienste als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuczko vertraute ihm eine Division an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warschau Dienste leistete. Bald nach der Uebergabe dieser Stadt ging er nach Wien, und schlug die Anerbietungen Catharinens und Pauls, welcher Letztre ihn zum russischen Generallieutenant ernannt hatte, aus. Hierauf lebte er als Privatmann auf seinen Gütern bei Warschau, bis die Errichtung des Großherzogthums Warschau die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Da trat er als Kriegsminister in die Dienste seines Vaterlandes. 1809 befehligte er das polnische Heer gegen die zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmte, an Zahl weit überlegnen Oesterreicher unter dem Herzoge Ferdinand, und zwang dieselben noch vor der Ankunft der Russen, mehr durch geschickte Bewegungen als durch Waffengewalt, zur Räumung des Herzogthums, worauf er in Galizien bis Krakau vordrang. Nach diesem ehrenvollen Feldzuge lebte er seinem Berufe als Minister, bis in der Mitte des J. 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Kriegs Theil genommen, und zuletzt in der Völkerschlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum französischen Marschall ernannte, oft hart bedrängt die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und seiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. October den Befehl, den Rückzug des geschlagnen Franzosenheers zu decken. Er sammelte daher seine Polen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren diese in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andre Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Flusse ankam, dessen Brücke von den Franzosen gesprengt worden war. Der Augenblick drängte; so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Uebergange waren, sprengte der Fürst doch ohne Zaudern mit seinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verschlang. Erst am 24sten wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26sten mit den dem Range des Verstorbnen angemessnen Ehren beigesetzt. Später ward er einbalsamirt und nach Warschau geführt. 1816 erlaubte Kaiser Alexander, daß sein Leichnam in der Domkirche zu Krakau, wo die Könige und die Helden Polens ruhen, beigesetzt wurde. Der berühmte Thorwaldsen hat den Auftrag erhalten, sein Denkmal zu verfertigen. Auch ist ihm eins an dem Orte, wo er fiel, errichtet worden. Er hat nur einen natürlichen Sohn hinterlassen, geb. 1790. Noch blüht dieses fürstl. Geschlecht in einer Seitenlinie des Königs Stanislaus, die des Fürsten Stanislaus, geb. 1754. K.

Pönitentiarius heißt in der römisch-katholischen Kirche der-

jenige, welchem ein Bischof die Gewalt ertheilt hat, in gewissen vorgeschriebnen Fällen Absolutionen zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewisses Tribunal La Penitenziaria heißt, welches in ganz besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensation ertheilt. — Pönitenz (eigentliche Reue), bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Priester in der römisch-katholischen Kirche seinem Beichtkinde wegen begangner Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten u. dergl. Daher auch der Name Pönitenzpfarre, d. i. eine solche geringere Pfarre, welche ein Pfarrer wegen Vergehungen zur Strafe erhält.

Pontifex, ein Priester, welcher keiner besondern Gottheit diente. Unter Numa, der die gottesdienstlichen Gebräuche der Römer festsetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge wurde diese Anzahl auf 4, dann auf 8, und unter Sylla auf 18 vermehrt. Die Pontifices bildeten ein eignes Priestercollegium, das über alle Religionsangelegenheiten gesetzt war, und an dessen Spitze der Pontifex Maximus (Oberpriester) stand, der insbesondre die Einweihung der Priester, auch frühерhin die öffentlichen Jahrbücher (annales maximi) besorgte, und die Aufsicht über die heiligen Gebräuche der Vesta führte. Er bekleidete sein Amt auf Lebenszeit, und durfte sich nicht aus Italien entfernen. Die Kaiser nahmen späterhin auch diesen Titel an. Die Pontifices hatten die höchste Aufsicht über den ganzen religiösen Cultus und dessen Diener, ordneten die religiösen Feierlichkeiten an, besorgten den Kalender, und entschieden über Rechtshändel, welche mit der Religion in Verbindung standen (daher das jus pontificum). Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigstens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (Toga praetexta), und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels spitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus). — Pontificalien heißen die Gewänder der vornehmen Geistlichen in der römischen Kirche, welche sie besonders an Festtagen tragen. — Pontificat, die Würde des Pontifex; auch die päpstliche Würde, so wie der Papst selbst lateinisch Pontifex Maximus genannt wird.

Pontinische oder pomptinische Sümpfe nennt man den Landstrich im Kirchenstaate, südlich von Rom, der sich von Nettuno bis Terracina erstreckt, gegen vierzig Miglien lang und zwischen vier bis zehn Miglien breit ist. Der Ursprung dieser Sümpfe, die man nicht mit den Maremmen (s. d.) verwechseln darf, verliert sich in das graueste Alterthum. Homer beschreibt die Wohnung der Circe (das Vorgebirge Monte Circello bei Terracina) als eine Insel, und es läßt sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese ganze sehr niedrige Ebene einst von den Meereswellen bedeckt gewesen sei, wie das Gebiet von Ravenna auf der östlichen Küste. Späterhin, in den ältesten Zeiten der römischen Republik, befanden sich hier, wie Plinius nach dem Zeugniß älterer Geschichtschreiber versichert, drei und dreißig Städte, die sämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den schädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, schon frühe verschwanden. Die mächtigste unter ihnen, Pometia, hatte den Sümpfen ihren Namen gegeben. Diese werden durch die Menge Wassers gebildet, welches unzählige in den nahen Gebirgen entspringende Ströme in die Ebene führen, wo sie wegen fehlender Senkung des Bodens gegen das Meer, nur langsam hinschleichen, stehende Wässer erzeugen und sich im Sande verlieren. Der Verlust einer so großen Strecke

fruchtbaren Landes und die äußerst ungesunden Ausdünstungen, welche der Südwind öfters bis nach Rom trieb, erregte schon frühe die Aufmerksamkeit der alten Römer, denen keine Unternehmung zu groß erschien, diesem Uebel abzuhelfen. Wahrscheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den ersten Austrocknungsversuch, als er die berühmte, nach ihm benannte Heerstraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in diesem Bestreben der Consul Cethegus. Julius Cäsar hatte den riesenmäßigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an dessen Ausführung verhindert. Augustus begnügte sich mit dem zweckmäßigen Unternehmen, mehrere Kanäle anzulegen. Unter den folgenden Kaisern geriethen die Sicherungsanstalten in Verfall und die Wässer traten aus, bis Nero das Werk wieder angriff und sein Nachfolger Trajan dasselbe zehn Jahre hindurch mit so vielem Eifer fortsetzte, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wieder hergestellt wurde. Während der Stürme, die das römische Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe wieder in den alten traurigen Zustand zurück. Unter dem gothischen König Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geschritten, und, wie es scheint, nicht ohne Glück. Allein die getroffnen Vorkehrungen bestanden nicht lange und bald setzte sich die feindselige Natur wieder in ihre Rechte. Unter den Päpsten war Bonifaz VIII. (st. 1303) der erste, der sich mit der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte und einen großen Kanal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutigen Tages trocken sind. Martin V. ließ 1417 ebenfalls einen bedeutenden Kanal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch eine Meile bis zum Meere fehlte, als der Papst starb, und die treffliche Anstalt, die allen Flüssen einen allgemeinen Abzug gewähren sollte, in Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Julian v. Medicis, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während 69 Jahren, da das mediceische Haus sie besaß, wenig oder nichts für ihre Verbesserung. Erst Sixtus V. (st. 1590) machte sich wieder mit Eifer an die Sache, und begab sich selbst in die Gegend. Auch er ließ einen großen Kanal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, die indessen, allzuschwach angelegt, bald nach seinem Tode wieder einrissen, so daß die ganze Gegend, trotz aller angewendeten Mühe, bald wieder so sumpfig war wie vorher. Seit dieser Zeit hatte kein Papst den Muth, das Werk ernstlich zu unternehmen. Der Ruhm, ein so oft vereiteltes Unternehmen endlich zu Stande gebracht zu haben, gebührt Pius VI., der unmittelbar nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl seine Aufmerksamkeit auf die pontinischen Sümpfe richtete. Mit höchster Genauigkeit wurde das Nivelliren angestellt, die Tiefe der verschiednen Kanäle und Abzüge gemessen, der Grad der Abschüssigkeit in den Flußbetten ausgemittelt, und im J. 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch ward es mit beispiellosem Eifer und großem Kostenaufwande fortgesetzt, bis es 1788 völlig zu Stande kam. Zwar konnte man bei aller Anstrengung es nicht dahin bringen, den niedrigen Landstrich zu erhöhen und ihm eine für seine zahlreichen Flüsse angemessne Abdachung zu geben; doch bewährten die zweckmäßig geleiteten Kanäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungesunden Dünsten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerstraße (Linea Pia) das Verdienst Pius VI. um diese Gegend. Auch während der franz. Herrschaft wurden die Arbeiten mit Eifer fortgesetzt; dennoch scheint es beinahe, daß die klassischen Sümpfe den Zwang der

Kultur und Nutzbarmachung nicht ertragen wollen. Zwar sind sie nicht so fürchterlich, wie sie gewöhnlich geschildert werden, allerdings aber ziemlich einförmig und langweilig, und, was das Schlimmste ist, der räuberische Charakter ihrer Bewohner, welcher durch die kräftigen Maßregeln der franz. Regierung wenigstens einigermaßen unterdrückt war, hat in den neuesten Zeiten wieder ganz seine frühere Gestalt angenommen. Uebrigens findet man jetzt daselbst ziemlich viel bebautes Land und unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden grasen und Wasserhühner (solaghe) rauschend emporfahren, auch gegen das Meer hin, große Waldungen. Die Luft ist jedoch, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer ungesund; daher auch das blasse, erfahle Aussehen der wenigen Bewohner, die meistens Jagd und Fischfang und nebenher Straßenräuberei treiben, wenn es das Fieber ihnen gestattet. XX.

Pontons heißen eine Art kleiner Schiffe aus Kupfer- oder Eisenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Heeren mitgeführt werden, um vermittelst ihrer schwimmende Brücken schnell über einen Fluß zu schlagen. Sie werden an einander gesetzt, und zu diesem Behuf mit Brettern belegt. Die zu diesem Zweck bei den Heeren befindlichen Leute heißen Pontonniers, und die Kunst selbst wird in einer besondern militärischen Wissenschaft, der Pontonnierswissenschaft, gelehrt. Auch heißen die alten, zum Seedienst nicht mehr brauchbaren Kriegsschiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangnen bewahren, Pontons.i

Pontoppidan (Eric) der ältere, ein dänischer Schriftsteller, geb. auf der Insel Fyen 1616. Er legte den Grund seiner Gelehrsamkeit auf dem Gymnasium zu Odensee, studirte dann auf Walkendorph's Collegium, wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie, und erlangte einen solchen Ruf, daß er 1640 als Dichter gekrönt wurde. Darauf besuchte er das Ausland, wurde bei seiner Rückkehr 1642 Magister, und dann Führer eines jungen Edelmanns, der zu Soroe studirte. 1673 ward er zum Bischof von Drontheim ernannt, erhielt zwei Jahre darauf die theologische Doctorwürde, und starb zu Drontheim 1678. Er ist der Verfasser vieler geschätzter Werke, z. B. Aucupium Solandiae; Epigrammatum sacrorum Centuriae tres; Bucolica sacra; Margarita Cimbrica, und besonders einer Grammatica danica und vieler andern. Mit ihm ist nicht zu verwechseln Eric Pontoppidan der jüngere, ebenfalls ein berühmter dänischer Bischof (zu Bergen) und Schriftsteller, geb. 1698 zu Aarhuus, gest. 1764. Die zahlreichen Werke von diesem betreffen die Geschichte und die Theologie, auch die norwegische Sprache und Naturgeschichte. Der von ihm begonnene dänische Atlas (Danske Atlas) ist nach seinem Tode von Hoffmann fortgesetzt worden. Ein bessrer wird bald vollständig erscheinen, nachdem der ganze Staat seit 60 Jahren mit Sorgfalt vermessen worden ist.

Pontos, Pontus, ein Sohn der Erde und älterer Bruder des Ockeanos. Die Alten verstehen darunter das innere Meer. Er erzeugte mit seiner Mutter den Phorkys, Thaumas, Nereus, Keto u. s. w.

Pontus, in Kleinasien, von dem Meere, an dem es lag, also genannt, das Land vom Halys ꝛc. bis Kolchis, oder auch das pontische Kappadozien, weil es sonst mit Kappadozien verbunden war. Von den Persern wurde das ganze Kappadozien in zwei Satrapien getheilt, woraus unter den Mazedoniern zwei besondre Reiche entstanden. Die ältesten Einwohner waren Tibarener und Chalyber (nicht

Chaldäer). Ein Sohn des perſiſchen Königs Darius, Artabazes, erhielt dieſe Satrapie als Vaſall, mit dem Rechte, ſie auf ſeine Nachkommen zu vererben. Einer ſeiner Nachfolger, Mithridates, ſtand dem jüngern Cyrus bei, und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte ſich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Aſien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 vor Chr.) trat ſein Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieſer aber den Mithridates ermorden wollte, floh derſelbe nach Paphlagonien, fand Anhang, und behauptete ſich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III., vergrößerte ſein väterliches Reich durch Eroberungen. Sein Sohn, Mithridates IV., trieb die Gallier zurück, den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieſer Stadt Hülfe leiſteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg, und machte es zur Reſidenz. Mithridates Euergeta, Vater des berühmten Mithridates, unterſtützte die Römer im dritten puniſchen und im pergameniſchen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenoſſe der Römer ward, ſondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet (124). Ihm folgte ſein Sohn, Mithridates der Große, der bis an ſeinen Tod lange und blutige Kriege mit Rom führte, endlich dem Pompejus unterlag und ſich im J. 64 vor Chr. aus Verzweiflung ſelbſt ermordete. (S. Mithridates). Sein Sohn Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern verſuchte, von Cäſar beſiegt und von Aſander, der ſich zum Könige von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt ſein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Klein-Armenien und Kolchis beſaß. Nach dem Tode ſeiner Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II. als König von Pontus (39 nach Chr. Geb.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römiſche Provinz. Als die Lateiner (1204) Koſtantinopel wieder eroberten, ſtiftete Alexius Comnenus ein neues Reich in Pontus, welches ſich bis Mohammed II. erhielt, der es 1459 mit ſeinen großen Eroberungen vereinigte.

Pontus Euxinus, der Name, womit die Alten das ſchwarze Meer benannten. Euxinus, das gaſtliche, wirthliche, hieß es entweder per antiphrasin (im Gegentheile), ſtatt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beſchifft wurde, oder in eigentlichem Sinne wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küſten.

Pope (Alexander). Dieſer berühmte engliſche Dichter war zu London 1688 geboren. Seine Aeltern, katholiſchen Glaubens, bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Bieſield in Windſor-foreſt. Pope war von Kindheit auf ſehr zart und ſchwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. In ſeinem achten Jahre ward er zu einem katholiſchen Geiſtlichen gebracht, der ihn in den Anfangsgründen des Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Ueberſetzung des Homer und Sandy's Ueberſetzung der Metamorphoſen Ovid's die erſten engliſchen Verſe kennen, die ihn ſehr entzückten. Nachher beſuchte er noch die Schulen zu Twyford bei Wincheſter und zu Hydepark-corner, und der Aufenthalt an letzterm Orte gab ihm Gelegenheit, das Theater zu beſuchen, und Anlaß, ſelbſt eine Art von dramatiſcher Vorſtellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit ſeinen Mitſchülern aufführte.

Digitized by Google

In seinem 12. Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und setzte seine Studien unter einem andern Geistlichen fort. Um diese Zeit wurde sein erstes Gedicht, eine Ode auf die Einsamkeit, gedruckt, worin man weder Phantasie noch Gefühl, wol aber einen gewissen Sinn für Versification wahrnimt. Seitdem scheint er sich ohne Methode mit mehrern Wissenschaften beschäftigt, die Dichtkunst aber immer als seine Hauptbeschäftigung betrachtet zu haben; denn seine poetische Lectüre war stets mit Versuchen im Nachbilden oder Uebersetzen begleitet. Besonders übte er sich in letzterm mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolge. Vierzehn Jahre alt übersetzte er das erste Buch der Thebais, und die Heroide „Sappho an Phaon," welche letztre nicht übertroffen worden ist, und im 16. Jahre verfaßte er seine Hirtengedichte (Pastorals), die ihm neue Bewundrer verschafften. Einen nützlichen Freund und Correspondenten erhielt er in Walsh, welchen Dryden den besten englischen Kritiker seiner Zeit nannte. Auch schloß er vertraute Freundschaft mit einem gewissen Cromwell, der ein Gemisch von einem Schöngeist und Pedanten war, und einen ungünstigen Einfluß auf Pope gehabt zu haben scheint, welcher früh in unwürdige Lästerungen gegen das weibliche Geschlecht ausbrach. In der That hatte, wenn dem Dichter Einfachheit, Natürlichkeit und Feuer unentbehrliche Eigenschaften sind, Niemand einen unpoetischern Charakter, als Pope. Auch scheint er keinen Freund von seinem Alter und seiner Lage gehabt zu haben, sondern wohlbedächtig nur solche Verbindungen eingegangen zu sein, die ihm Ansehn und Auszeichnung verschaffen konnten. Seine Pastorals erschienen zuerst 1709 in einem Bande von Thomson's Miscellanies, und erregten durch melodischen Versbau und gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung, verriethen aber auch das dichterische Unvermögen des Verfassers, dem es an selbstständiger Beobachtung und künstlerischem Gefühle fehlte. In dieser Zeit versuchte er sich in Dichtungen höherer Art. Er hatte seine Ode for St. Cecilia's Day 1708 und seine Chöre für den Brutus des Herzogs von Buckingham geschrieben. Durch sein Gedicht: Essay on Criticism (1710), gewann sein Ruf einen bedeutenden Zuwachs. Es verräth ausgebreitete Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit mannichfacher Belehrung; doch ist es als kritische Auctorität im Ganzen zu hoch angeschlagen worden. Pope griff in seinem Gedichte den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher seine Hirtengedichte getadelt hatte, woraus ein offner Krieg zwischen beiden erfolgte, der nur durch Dennis hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein andrer Feind, den er sich zuzog, war Ambrose Philips. Dieser hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch Pope's Eifersucht erweckt, welcher nicht nur in dem Guardian eine ironische Vergleichung der Gedichte seines Nebenbuhlers drucken ließ, sondern auch Gay bewog, sein Shepherd's Week zu schreiben, um Philips Manier lächerlich zu machen. 1711 schrieb Pope seine Elegy on an infortunate Lady, sein Temple of Fame, ein alleg. Gedicht, nach Chaucer, und sein Rape of the Lock (Lockenraub). Ersteres eins seiner vollendetsten Gedichte, und fast das einzige von hohem Pathos. Unwahrscheinlich ist es, daß Pope die Unglückliche, deren Tod er in dieser Elegie feierte, geliebt habe, denn für den Ausdruck echter und inniger Gefühle ist das Gedicht zu gekünstelt und geschmückt. In dem Lockenraub, einem satirischen Epos, in welchem sein poetisches Talent sich am vollkommensten zeigt, benutzt er ein alltägliches Ereigniß zu einer unterhaltenden und scherzhaften Sa-

tire gegen den Leichtsinn der Weiber, ein Gegenstand, auf welchen er übrigens sehr oft zurückkommt. 1713 gab Pope sein beschreibendes Gedicht Windsor-Forest heraus, dessen erster Theil, schon 1704 geschrieben, allerdings das Gepräge der Jugend an sich trägt. Der letztre Theil hat einen höhern Charakter, und beweist die Fortschritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt Pope, der seinen Dichterruhm hinlänglich begründet sah, ein Unternehmen versuchen zu können, das ihm außer der Ehre auch einen ansehnlichen Gewinn verschaffen sollte. In dieser Absicht machte er Vorschläge zur Herausgabe einer Uebersetzung der Iliade auf Subscription bekannt, welche auf das Günstigste aufgenommen wurden. Einige thätige Freunde, vornehmlich Swift, trugen durch ihre Empfehlung nicht wenig dazu bei. Pope arbeitete jetzt mit anhaltendem Fleiße, und 1715 erschienen die vier ersten Bücher der Iliade. Ein förmlicher Bruch mit Addison ging dieser Herausgabe vorher. Neid von der einen, Eifersucht und Besorgniß von der andern Seite waren die Ursachen davon. Der reichliche Ertrag der Subscription setzte Pope nun in Stand, das Haus Twickenham zu beziehen, das durch ihn so berühmt geworden ist. Seine Aeltern folgten ihm dahin. Wahrscheinlich um diese Zeit schrieb er seine Epistel Eloisa to Abelard. Er gesteht selbst, daß er bei seiner Arbeit die vorhandnen Briefe dieser bekannten Liebenden benutzt habe; aber er hat es auf eine Weise gethan, wodurch diese Epistel unter allen seinen Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichste geworden ist. Dabei ist es auch im Aeußern, in Sprache und Versbau, eins der vollendetsten. 1717 gab Pope in einem Quartbande seine bereits verfaßten Gedichte heraus, und schrieb eine sehr zierliche Vorrede dazu; 1720 vollendete er die Herausgabe seiner Iliade, die zwar keinen richtigen Begriff von dem Original gibt, die man aber doch, ihrer Eleganz und äußern Abrundung wegen, mit großem Vergnügen liest. Der Beifall, den sie im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler zum Schweigen. 1721 gab er einen Band ausgwählter Gedichte von seinem verstorbnen Freunde Parnell heraus, und eignete sie in einer poetischen Epistel dem Grafen von Oxford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden Staatsmann. Pope lebte jetzt, durch den Gewinn von seiner Iliade, in gemächlichen Umständen; aber eben dadurch wurde der Wunsch, noch mehr zu haben, erzeugt. Einzig in dieser Absicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachsen war, an die Herausgabe von Shakspeare's Werken. Zwar setzte er dem Ganzen eine wohlgeschriebne Charakteristik des Dichters vor; aber die Eigenschaften eines Kritikers fehlten ihm gänzlich, und so stellte er sich dem Tadel des in dieser Hinsicht ihm weit überlegnen Theobald bloß, mit welchem er seitdem beständig Krieg führte. Er wurde überhaupt, wie Johnson sagt, ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, seine Unternehmung sei nur darum gescheitert, weil sein Geist einem so kleinlichen Geschäfte überlegen sei. Um seine Gewinnsucht noch mehr zu befriedigen, ließ er der Ilias die Odyssee folgen, wobei er jedoch zwei Gehülfen, Boome und Fenton, annahm. Auch für diese eröffnete er Subscription; das ganze Geschäft wurde rein kaufmännisch behandelt, war 1725 beendigt, und brachte ihm einen ansehnlichen Gewinn. Von ihm selbst wurden zwölf Gesänge übersetzt; die Arbeit seiner Gehülfen verbesserte er zwar, aber sie steht dennoch der seinigen nach. Neben diesen Beschäftigungen hatte Pope den Umgang sowol mit seinen Freunden als auch mit dem schö-

nen Geschlechte fortgesetzt. Seine besondre Neigung hatte er zwei Schwestern, den Töchtern eines katholischen Edelmanns, Therese und Marthe Blount, zugewendet. Anfangs mochte die erstere ihn mehr fesseln, die zweite aber wurde in der Folge seine innigste Vertraute und die Gefährtin seines Lebens. Sein freundschaftliches Verhältniß mit Lady Montague, das später in die bitterste Feindschaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Vergl. Spencer's Anecdotes, by Singer, Lond. 1820. und Quart. Rev. N. 46. S. 417. Nach der Herausgabe der Odyssee zeigte sich Pope fast einzig als Satiriker und Moralist, welche Charaktere er, nicht immer mit glücklichem Erfolge, zu verbinden strebte. Im J. 1727 verband er sich mit Swift zur Herausgabe von Miscellen, vornämlich humoristischer Art, in welche er seinen Treatise of the Pathos or Art of Sinking aufnahm. Er hatte seine ironischen Vorschriften mit Beispielen zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die diesen Spott durch die heftigsten Angriffe zu erwiedern suchten. Um alle seine Gegner niederzuschmettern und mit unauslöschlichem Spotte zu bezeichnen, gab er 1728 die drei ersten Bücher seiner Dunciade heraus. Man muß gestehen, daß Pope seinen Zweck erreichte, wiewol es keineswegs zu billigen ist, daß er sein gereiftes Talent auf einen an sich so unwürdigen Gegenstand wendete, auch die Art und Weise, wie er einzelne seiner Gegner behandelte, ihn gerechtem Tadel Preis gab. Die persönliche Satyre sagte dem Charakter Pope's überhaupt zu, wie aus den meisten seiner nachfolgenden Werke zu erkennen ist. Eins derselben, eine Epistel über den Geschmack, gedruckt im J. 1731, zog ihm großen Tadel zu. Er hatte darin die Prahlerei und den Ungeschmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog diesen Spott auf den Herzog von Chandos, dessen wohlthätiger und wohlwollender Charakter allgemein beliebt und verehrt war. Pope's Angriff wurde daher mit Unwillen betrachtet, weil er selbst von jenem mit Wohlwollen behandelt worden war, und wiewol der Dichter Alles that, die Beschuldigung von sich abzuwenden, so wollte es ihm doch nicht ganz gelingen. Pope's Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen hatten ihn früh auf die Seite der Tories gezogen, wiewol er von der Staatsverwaltung freie Ideen hatte; bei dem Tode Georgs I. (1727) theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Ansehn zu erlangen. Das Fehlschlagen dieser Hoffnung führte eine Gruppe von Staatsmännern ohne Amt zu Twickenham zusammen, von denen Lord Bolingbroke am höchsten in Pope's Achtung stand, und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf des Letztern Antrieb schrieb er seinen berühmten Essay on Man (Versuch über den Menschen), der zuerst (1733) anonym, im folgenden Jahre vollendet und unter des Verfassers Namen erschien. In diesem berühmten Werke gab der Dichter einen Beweis von seinem großen Talente, eine Reihe von Schlüssen in Verse zu bringen, und seine Gedanken eben sowol mit kräftiger Kürze zusammenzudrängen, als sie mit poetischem Schmucke auszuführen; und obgleich das Gedicht verräth, daß er den Gegenstand, den er behandelte, nicht gehörig kannte, so gehört es dennoch zu den moralischen Lehrgedichten vom ersten Range. Ihm folgten bald die Imitations of Horace, welche einen satyrischen Zweck hatten, und von einem Prolog und Epilog zu den Satyren, ferner von seinen moralischen Briefen oder Versuchen über die Charaktere von Männern

und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satiriker ist Pope gewissermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachlässiger im Ausdrucke, dabei aber geistreicher und poetischer. Mit besondrer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und seine vormalige Freundin, die Lady Montague, und wenn Pope, wie kaum zu bezweifeln ist, seine Sappho gegen sie richtete, so muß man gestehen, daß nie einer Frau unanständiger ist begegnet worden. Inzwischen war unbefugter Weise eine Sammlung von Pope's und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüstet dieser sich auch zeigte, so ward doch von Einigen vermuthet, daß er diese Herausgabe unter der Hand begünstigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zur Herausgabe einer Briefsammlung (1737) zu bekommen, ohne von Seiten derer, die dabei betheiligt waren, einen Widerspruch finden zu müssen. Diese, sowol in Ansehung der äußern Form, als auch wegen ihres Gehalts anziehenden Briefe fanden eine sehr günstige Aufnahme. Pope's letzte Arbeiten waren zwei neue Satyren, welche nach dem Jahre, worin sie geschrieben wurden, die Ueberschrift Seventeen hundred and thirty eight führen, und ein viertes Buch der Dunciade. Erstere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letztres auf Antrieb Warburton's geschrieben, der sein literarischer Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieses vierte Buch der Dunciade weniger persönlich. Nur der wohlbekannte Colley Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieser sich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geschichten von Pope zum Besten gab, wies ihm Pope in einer neuen Ausgabe seines Gedichts den ersten Platz unter den Dunsen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Asthma, zu welchem sich noch andre körperliche Leiden gesellten, hinderten ihn, seine weitern Plane zu verfolgen, und machte endlich d. 30. Mai 1744 in einem Alter von 56 Jahren seinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Bischof Warburton, der auch späterhin (1752) zu London seine Werke in 9 Bdn. herausgab, ihm ein Denkmal setzen ließ. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Warton, 1797; die von Bowles ist parteiisch feindselig; Dusch hat Pope's Werke deutsch übersetzt, Altona 1758—63, in 5 Bdn. Den Auffoderungen, die katholische Religion zu verlassen, hat er immer standhaft widerstanden, theils aus Gleichgültigkeit, theils um seiner Mutter keinen Kummer zu machen. Pope's moralischer Charakter ist durch das Gesagte schon angedeutet. Nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Diese Reizbarkeit und Neigung zur Hinterlist verrathen eine gewisse Kleinheit des Geistes, die vielleicht mit seiner körperlichen Schwächlichkeit zusammenhing. Aber er war auch edler Gesinnungen fähig, und schätzte seine Unabhängigkeit. Unversöhnlich gegen seine Widersacher, hing er seinen Freunden mit unwandelbarer Treue an. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar arm an Erfindung, aber in der Versification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz ist er von keinem englischen Schriftsteller übertroffen worden. Als Prosaist hat er ebenfalls Epoche gemacht.

Popen heißen die Geistlichen in der griechischen Kirche.

Popularität, Volksmäßigkeit, ist ein Begriff, der bei den

Römern ganz politischer Natur war, und die Gunst bezeichnete, welche sich die Vornehmen durch Leutseligkeit und Freigebigkeit bei dem Volke zu verschaffen wußten. Die Herablassung der Fürsten, Staatsmänner und Beamten zu den Begriffen und Wünschen gemeiner Leute, ist noch jetzt ein Bestreben, sich populär, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es bisweilen nur darauf abgesehen ist, für schöne Worte u. s. w. die freie Verfügung über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauschen. Verschieden von dieser politischen ist die oratorische Popularität, welche Schriftsteller und Redner sich aneignen müssen, die dem sogenannten großen Publikum etwas zu sagen haben. Sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, aber im wissenschaftlichen Denken nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der Vorstellungsweise des Volks angemessenen, Anordnung und Sprache vorzutragen. Ideen, die außer aller Erfahrung liegen, und sich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populären Vortrag, daher es ein Mißgriff scheint, philosophische Systeme, wie Schad mit Fichte's Wissenschaftslehre versuchte, popularisiren (gemeinverständlich machen) zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Ergebnisse der Philosophie wol ausdrücken, aber dem, der an kein philosophisches Denken gewöhnt ist, immer nicht verständlich machen, und selbst manche ungelehrte, wenn schon sonst gebildete Leser von Fichte's in populärer Sprache geschriebnen Bestimmung des Menschen und Anweisung zum seligen Leben, werden gestehen müssen, daß sie die Worte deutlich gefunden haben, ohne im Grund hinter die Sachen gekommen zu sein. Die allgemeinen Wahrheiten aber, die in der bei dem Volksunterrichte angewendeten Religions- und Sittenlehre das Bürgerrecht erlangt haben, und sich mit biblischen Aussprüchen und Gleichnissen unterstützen lassen; die Folgerungen, die der gemeine Menschenverstand aus der Erfahrung zieht, und überhaupt Gedanken, die auf historischem Grunde ruhen, eignen sich ihrer Natur nach für den populären Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen, und die nöthigen Vorkenntnisse bei seinen Lesern oder Zuhörern voraussetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieselbe Foderung der Verständlichkeit für das Volk bestimmt. Das Volk, wohin billig alle diejenigen gerechnet werden, denen die streng wissenschaftliche Bildung abgeht, liebt einen leichtfaßlichen Gang der Darstellung, in dem der abzuhandelnde Gegenstand durch Beispiele und Beweise aus der täglichen Erfahrung anschaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Kunstsprache einer philosophischen Schule erinnern, gelehrte Kenntnisse voraussetzen und überhaupt der Umgangssprache fremd sind, vermeidet die Popularität; auch verbietet ihr der gute Geschmack, eben sowol ausländische, noch nicht eingebürgerte, oder leicht übersetzbare, als poetisch-schwülstige oder gar willkürlich gegen den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phrasen zu gebrauchen. Die Postulate und Kategorien, die Anthrophagen und Hyperboräer, die Niäserien und Manipulationen, die gefiederten Bewohner der Lüfte und liebesgluthfunkelnden Blumenaugen, die anmuthgefällige Himmelberosin und die entlangweilenden Wonneluftwinkinnen (aus Wolke's Anleit zur deutschen Gesammtsprache. Anmuthsgefällig bedeutet durch Anmuth gefallend, Himmelberosin die

Morgenröthe, Wonneluſtwinkinnen ſind Mädchen, die zum Genuß einladen) ſind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anſpruch machen, dem Gebildeten eben ſo widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Dagegen darf man jedoch, um populär zu ſein, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabſinken. Ein ungründliches, verworrenes Geſchwätz, das gemeine Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksſchriftſteller ihre Darſtellung beleben zu müſſen glaubten, ſcheinen nicht mehr nöthig, um ſich Eingang bei dem Volke zu verſchaffen, das den Unterſchied ſeines wirklichen Lebens und Treibens von ſolchen erkünſtelten Nachbildungen gar wol empfindet. Nicht um ſich und ihre Ideen gemein zu machen, ſondern um die Gemeinen zu ſich heraufzuziehen, befleißigen ſich wahre Gelehrte der Popularität, wenn ſie zu der Menge reden. Sie ſtellen ſich in den Geſichtspunkt des Volks; ſie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfniſſen derer, für die er beſtimmt iſt; ſie geben zu, daß ein Schriftſteller wie Kotzebue, der ſich ganz nach den Wünſchen und Geſinnungen der Menge bequemt, bei einem Publikum, wie es eben iſt, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrhunderts; ſie wundern ſich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebeſſert ſein will, an dem Mittelgute der franzöſiſchen Literatur, welches (das Heranziehen auf einen höhern Standpunkt ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in ſich vereinigt, noch jetzt mehr Geſchmack finden kann, als an dem, was deutſcher Geiſt und deutſche Kraft erzeugt; aber niemals werden ſie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben ſoll, hervorblicken muß, den ſittlichen Adel der Geſinnungen, das logiſchrichtige Denken, die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit des Forſchens, und was ſich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verleugnen wollen. Die Popularität hat allerdings, nach Maßgabe der verſchiednen Bildungsſtufen, auf denen die Klaſſen des Volks ſtehen, verſchiedne Grade; Engel, Garve, F. V. Reinhard befriedigen ganz die geiſtigen Bedürfniſſe des gebildeten Mittelſtandes, ohne den niedern Klaſſen zugänglich zu ſein; Roſenmüller, Feddersen, Salzmann belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich iſt, zugleich dem geringſten Bürgermädchen und den erſten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verſchaffen, und mit der einfachſten, allgemein verſtändlichen Anſprache der Natur den Zauber hoher Kunſt zu vereinigen, hat nur Göthe's, Hermann und Dorothea gezeigt. E.

Porcia, die Tochter des Cenſors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muſter ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verſchwörung gegen Cäſar bewahrte ſie treu, und entſagte muthig dem Leben, als ſie die Sache der Republikaner verloren ſah. Die Erzählung, daß ſie, um ſich zu tödten, glühende Kohlen verſchluckt habe, iſt grundlos.

Poren, porös und Poroſität. Porös heißt ein Körper,

welcher Zwischenraume hat, die nicht durch die Materie desselben angefüllt sind, besonders wenn diese Zwischenräume (Poren) sehr bemerkbar sind, wie an den Schwämmen; Porosität drückt den Zustand eines solchen Körpers aus. Nach der Lehre der Atomisten, welche alle Materie für absolut undurchdringlich halten, befindet sich in jedem Körper eine zerstreute Leere. Hiernach müßten alle Körper porös sein, d. h. leere Zwischenräume enthalten. Dies nehmen die Atomisten auch wirklich an; nur unterscheiden sie die aus obigem Satze hergeleitete Porosität, welche sich auch bei flüssigen Massen, z. B. beim Wasser, finden muß, von der gewöhnlichen sichtbaren Porosität. Befriedigender ist die Lehre der Dynamisten, nach welcher die Materie ihren Raum stets mit Beharrung erfüllt. Sie nimt an, daß alle Zwischenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt seien. In diesem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwischenräumen; wol aber haben die Körper verschiedne Grade der Dichtheit, welche auf der verschiednen Erfüllung des Raums durch ursprüngliche Kräfte beruhen. — Im engern Sinne nennt man Poren die Schweißlöcher, oder die feinen Oeffnungen in der Haut des thierischen Körpers.

Porphyr, eine Steingattung, die zu den gemengten Gebirgsarten gehört, in welchen einzelne Brocken gewisser Fossilien in einer Hauptmasse wie in einem Grundteige liegen. Die Grundmasse besteht aus sehr verschiednen Steinarten und Erden. Bald ist sie Hornstein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechstein u. a. Der Porphyr bildet meistentheils Ganggebirge, und bricht in derben Massen, bisweilen aber auch kugelich. Es gibt verschiedne Spielarten desselben, z. B. der eigentliche Porphyr, bei welchem Feldspath und Hornblende irgend einer der gedachten Grundmassen eingemengt ist. Er ist schätzbar wegen seiner Schönheit und Härte, und wurde von den Alten zu Säulen und vielen andern Kunstwerken verarbeitet. Weniger hart ist der Afterporphyr, in welchem sich der Grundmasse, statt des Feldspaths, neben der Hornblende, Kalkspath eingemengt findet. Uebermengten Porphyr nennt man diejenigen Sorten, bei welchen der Grundmasse mehr als zweierlei Steinarten beigemengt sind. Dahin gehört der ungarische Graustein, bei welchem einem verhärteten Thone, als der Grundmasse, Hornblende, Feldspath, Glimmer und zuweilen sogar Quarz beigemengt ist. Halbporphyr hat nur einen einzelnen Gemengstoff in seiner Grundmasse, wie z. B. der grüne antike Porphyr, dessen Grundmasse in einem jaspisähnlichen Hornsteine mit mittelmäßig großen, blaßgrünen Feldspathbrocken besteht. Hieraus sieht man, daß der Porphyr nicht immer eine rothe oder rothbraune Farbe hat. Außer dem grünen gibt es auch schwarzen, braunen und verschiedentlich gefleckten. Die verschiednen Porphyrarten finden sich in den mehrsten Ländern von Europa, Asien und Afrika. Auch Deutschland hat vielen Porphyr, der jedoch dem morgenländischen an Schönheit nicht beikommt. Er wird meistens zum Bauen angewendet.

Porphyrius, s. Neuplatoniker.

Porpora (Nicolo), einer der größten Singmeister, den die Italiener den Patriarchen der Melodie nennen, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erste Oper, Ariana e Teseo, ward zu Wien 1717 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig

vor und nach seinem Aufenthalte in England gesetzt hat, belaufen sich nach Burney auf mehr als 50. Auch erschienen 1730 mehrere Cantaten von ihm. 1726 gab er zu Venedig seine Oper Siface, während Vinci auf einem andern Theater dieser Stadt Siroe aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, sich zu behaupten, bald aber übertraf er seinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch fünf Opern auf die Bühne, die mit einstimmigem Beifall aufgenommen wurden. In demselben Jahre kam er nach Dresden, wo ihn der König von Polen zu seinem Kapellmeister ernannte. Porpora genoß am Hofe der ausgezeichnetsten Achtung. Hasse selbst und seine Gattin konnten sich der Eifersucht nicht enthalten, da er von Porpora, sie von der berühmten Mingotti, welche Porpora gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. 1731 kehrte Porpora in sein Vaterland zurück. Er gründete hier eine Gesangschule, aus welcher die größten Sänger des 18. Jahrh. hervorgegangen sind, als Farinelli, Cafarelli, Salimbeni, Uberti (den Friedrich II. nach seinem Meister Porporino nannte), die Gabrieli u. A. 1732 begab sich Porpora mit seinem Schüler Farinelli nach London, wohin er während der Zwistigkeiten Händel's mit den Direktoren der Oper eingeladen worden war. Seine zwölf Kantaten für eine einzige Stimme hatten ihm diesen Ruf verschafft. Dennoch erhielt sich sein Theater nur so lange, als Händels Widersacher sich regten, und 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur vier Opern aufführen lassen. Während seines Aufenthalts in London gab er sechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß heraus (Sei Sinfonie di Camera), welche zeigten, daß er für die Instrumentalmusik ungleich weniger leistete, als für den Gesang. Es scheint indeß, daß Porpora selbst fühlte, was ihm in dieser Hinsicht abging. Er studirte eifrig und gründlich die Sonaten Corelli's, und gab 1754 zwölf Sonaten für die Violine heraus, die zu den Werken vom ersten Range gehören. Wir besitzen von Porpora Meisterstücke für die Kirche, Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollständige Sammlung seiner zu Rom vorhandnen Werke veranstaltet; viele andre befinden sich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter seiner Musik im Allgemeinen ist Ernst und Hoheit. Im Recitativ ward er von allen Tonsetzern als Muster betrachtet. Nachdem er lange Zeit erster Lehrer an dem Conservatorio degli Incurabili zu Venedig gewesen, wo er viele bewundernswürdige Messen und Motetten componirte, zog er sich nach Neapel zurück, wo er 1767 in der größten Dürftigkeit starb.

Porsenna, König der etruscischen Stadt Clusium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf, und rückte, da ihre Einsetzung durch gütliche Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem furchtbaren Heere vor Rom. Fast wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die sublicische Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held Horatius Cocles (s. d. Art.) den Uebergang so lange streitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als drauf Porsenna Rom einschloß, wodurch eine Hungersnoth in der Stadt entstand, gab ihm ein andrer römischer Jüngling, Mucius Scävola (s. d. Art.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung. Da fand sich Porsenna zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die ihnen im vorigen Kriege entrissenen Städte

zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde ſogleich bewilligt, gegen die erſte machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenſtillſtand zu Stande, für deſſen Gewähr die Römer 10 Jünglinge und 10 Jungfrauen als Geißeln in's etruſciſche Lager ſchickten. Letztre fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem ſie durch die Tiber ſchwammen. Aber der Conſul Poblicola führte ſie ſelbſt dem Porſenna wieder zu, und ward bei dieſer Gelegenheit von den Tarquiniern heimtückiſcher Weiſe angefallen. Porſenna, der davon Nachricht erhielt, ſandte ſogleich ſeinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beſchützen. Entrüſtet über die Treuloſigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte ſich der König von jenen und ſchloß mit dieſen Frieden, ohne ihre Geißeln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geſchenk ihren Stolz zu beleidigen, ließ er bei ſeinem Abzuge ſein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Zum Andenken dieſer Großmuth errichtete ihm der Senat eine Ehrenſäule, und überſchickte ihm zum Geſchenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldne Krone und ein königliches Kleid Ein ſpäter vom Porſenna wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier wieder aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf Porſenna die Tarquinier ganz von ſich entfernte, und in ungeſtörter Freundſchaft mit den Römern lebte, denen er ſelbſt das in dem Friedensſchluſſe abgetretne Gebiet der Vejenter zurückgab.

Porſon (Richard), Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Univerſität zu Cambridge und erſter Bibliothekar der London institution, ſtarb zu London 1808 im 49. Jahre. Er war nach Bentley der größte Kritiker, den England erzeugt hat. Die Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Gelehrſamkeit, ſein ſeltner kritiſcher Scharfſinn, und die wahrhaft ſtaunenswürdige Kraft ſeines Gedächtniſſes laſſen es bedauern, daß er nicht eine größere Anzahl von Schriften hinterlaſſen hat. Aber eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunk hinderte ihn an anhaltender Thätigkeit, machte ihn gleichgültig gegen alle äußern Verhältniſſe, und zerſtörte mit ſeinen geiſtigen ſeine körperlichen Kräfte. Außer den Ausgaben von Euripides Hekuba, Oreſtes, Phönizſſen und Medea (London 1797 — 1801, 8.) und des Aeſchylus (Glasgow 1795, f.) hat man von ihm bloß einige kleinere Schriften und Aufſätze, welche in Tracts and miscellaneous criticism of Rich. Porſon (London 1815, 8.) zuſammengedruckt ſind. Aus ſeinen Papieren wurde nach ſeinem Tode von Monk und Blomfield noch Rich. Porsoni Adversaria (Cambr. et London 1812, 8.) herausgegeben.

Portament, portamento di voce, das Tragen der Stimme iſt ein Kunſtausdruck beim Singen, unter welchem man die Geſchicklichkeit des Sängers verſteht, einen Ton an den andern ſo genau anzuſchließen, daß nicht die geringſte Unterbrechung zwiſchen ihnen zu bemerken iſt, und alle gleichſam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu ſein ſcheinen. Die größte Geſchicklichkeit des Sängers hiebei beſteht darin, daß er, ohne dem Zuſammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen verſtehe.

Portici, ſ. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Porticus (στοα), Säulenhalle, Säulengang, war eine auf zwei oder mehrern Reihen von Säulen ruhende Gallerie, bald einzeln

und frei stehend (Peristyl), bald mit andern Gebäuden, (Tempel, Circus u. s. w.) verbunden. Sie dienten bei der Hitze der Sonne oder sonst unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Unterredungen, wurden von den Griechen und Orientalen überhaupt außerordentlich geliebt, und kamen bald zu den Römern. Die Römer erbauten nicht nur öffentliche Porticus, sondern man fand dergleichen Gebäude auch an den Häusern und Villen der reichen und vornehmen Römer. Uebrigens waren die Porticus entweder auf beiden Seiten offen, so daß die Wände aus bloßem Säulenwerke bestanden, oder sie waren auf einer Seite geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben. Die berühmtesten in Athen waren die Pökile und die Homershalle.

Portiuncula, s. Franz von Assisi und Franziskaner.

Portland-Vase, von ihrem neuern Besitzer, dem Herzoge von Portland, so genannt, ist das vorzüglichste von den Prachtgefäßen der Alten, welche noch vorhanden sind. Sie wurde unter Urban VIII. (Barberini), der von 1622—1644 auf dem päpstlichen Stuhle saß, nahe bei Rom in einem, angeblich für Alexander Severus und dessen Mutter Julia Mammäa bestimmten, Sarkophag aufgefunden, und war bis 1786, wo sie durch Vermittelung des Ritters Hamilton, von der Familie Barberini an die damalige Herzogin von Portland kam, unter dem Namen des barberini'schen Gefäßes bekannt. Nach Veltheim (in der Sammlung seiner hist., min. und antiq. Abhandlungen, Helmst. 1800, 2 Th. 8.) sieht man auf ihr die Geschichte der Alceste, welche durch Herkules dem Admet wieder zugeführt, auf dem Sarkophag aber, der in dem Vatican aufbewahrt wird, den Streit des Achill und Agamemnon wegen der Briseïs. Vergl. Description of the Portland-Vase etc. by Wedgwood, London, 1790, 4.; auch französ. Descr. abrégée du Vase de Barberini, maintenant Vase de Portlande etc. à Londr. 1790. 12. S. 8.

Porto, s. Oporto.

Porto Ferrajo, s. Elba.

Portorico, San Juan de Puerto Rico, eine von den großen Antillen (s. d. Art.), 1493. von Colombo entdeckt, gehört seit 1510 den Spaniern. Sie zählt auf 182 Q. M. 136,000 Einw., worunter 17,500 Neger, und 5681 Pflanzungen, ist reich an Zucker, Reiß, Mais, Kaffee, Tabak, Gummi und Salz. Die Hauptstadt gl. Namens hat einen guten Hafen, und ist der Sitz des Generalkapitäns (unter dem noch die Jungferninseln stehen) und eines Erzbischofs.

Porträt, die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer historischen Person, findet sowol in plastischen Werken (Porträtstatuen oder ikonische Statuen), als in Gemälden Statt. Diese heißen bei uns Porträts im eigentlichen Sinne, und der Verfertiger derselben Porträtist oder Porträtmaler. Die Porträtmalerei ist eine eigne Gattung der Malerei (s. Malerei und Historisch). Auch das Porträt, sagt Schreiber in seiner Aesthetik, muß Charakterbild sein, wenn es sich nicht aus der Reihen ästhetischer Produktionen ausgeschlossen sehen will. Sklavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, denn jeder Tag ändert an dem Zufälligen der menschlichen Gestalt. Darum hat der Künstler bloß die bleibenden Hauptzüge aufzufassen, und den physiognomischen Ausdruck, der jedem Zuge seine Bedeutung gibt. Wo der Maler so unglücklich ist,

nur das Gemeine nachbilden zu müssen, da mag er sich mit dem baaren Verdienste trösten, und etwa mit dem Lobe, welches seiner Zeichnung und seinem Colorit zu Theil wird. Die größten Maler der italienischen Schule zeigten aus diesem Grunde keine Neigung zum Porträtiren. Rubens und seine Schüler hatten es noch zu thun mit einem kräftigen, noch nicht durch Convenienz verflochtnen Menschengeschlechte. In der neuern Zeit sind Porträts selten, welche die Naturwahrheit mit malerischer Bedeutsamkeit vereinigen. Zu den Porträts gehören auch die Conversationsstücke, welche in der Regel eben so unpoetisch sind, als die historischen Gemälde steif, welche man aus Porträts zusammensetzt.

Portroyal des Champs, ein 1233 gestiftetes Cisterzienser-Nonnenkloster, unweit Versailles, sechs Stunden von Paris, hat in der Geschichte des Jansenismus (s. Jansen) eine bedeutende Rolle gespielt. Schon 1626 hatte es die Aebtissin Angelika, Anton Arnauld's Schwester, durch Anlegung eines neuen Klosters in der Vorstadt St. Jacques zu Paris, welches zum Unterschiede von seiner Mutter, Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariser Theologen gesetzt, und in beiden Anstalten die verfallne Klosterzucht und strenge Lebensweise wieder hergestellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten sich unter der Leitung ihres Beschützers, des Abts von St. Cyran, Jean du Vergier de Havranne, zu den eigenthümlichen Ansichten der Jansenisten, und ihre ländliche Wohnung wurde die Festung und das Heiligthum dieser Partei, da die größten und beredtesten Theologen und Verfechter des Jansenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Le Maitre sich um 1640 hart bei Portroyal des Champs in einem besondern Gebäude, Les Granges genannt, ansiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Kostschule errichteten, die dem lockern Jesuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienstliche Verbesserungen in der Methode des Unterrichts entgegensetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe und wurde ihre Beschützerin; Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Geschichte von Portroyal schrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, dessen Gleichen selten auf Erden gefunden worden ist; reuige Büßer aus allen Ständen schlossen sich an, und der Geruch der Heiligkeit der Gesellschaft von Portroyal ging durch die ganze katholische Welt. Stark durch diese Stützen verweigerten die Nonnen die Unterschrift der Bulle Alexanders VII. gegen Jansen's streitige Sätze (s. Jansen), und erhielten sich selbst, da ihre Beschützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbischofs von Paris bis zum Anfange des 18. Jahrh., wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Jansenismus, der nun aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerstörung ihres Klosters durch die pariser Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen sind bis in die neuesten Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariser geblieben, und Gregoire hat ihm noch 1809 in seiner Schrift: Les ruines des Portroyal, ein Denkmal gesetzt. E.

Portsmouth, berühmte, feste Seestadt und Kriegshafen in der englischen Shire Hants oder Hamp, auf der durch einen Kanal vom festen Lande getrennten Insel Portsea, liegt im brittischen Ka-

nale, und besteht eigentlich aus zwei Städten, Portsea und Portsmouth, welche zusammen 5500 Häuser und 40,600 Einwohner enthalten. Portsea, welches erst seit 1792 seinen Namen erhalten hat, ist gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als Portsmouth. Daselbst ist auch das bewunderrswürdige große Schiffswerft- und das Geschützmagazin, welche im ausgedehntesten Umfange alles enthalten, was zum Bau von Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Flotten erfoderlich ist. In Portsmouth ist die High-Street die längste und schönste. Die Festungswerke ziehen sich besonders um den äußern Theil der Insel, auf welchem das eigentliche Portsmouth liegt. Auf den Wällen sind sehr angenehme Spaziergänge. Den großen und sichern Hafen, welcher die ganze brittische Kriegsflotte fassen kann, umgeben drei starke Forts, so daß derselbe von der Seeseite als uneinnehmbar zu betrachten ist; in Kriegszeiten wird er fast allein von Kriegsschiffen, Kapern und deren Prisen besucht. Erst seit Kurzem suchen die Kaufleute in Portsmouth die vortheilhafte Lage ihres Hafens und andre Vorzüge zum Großhandel anzuwenden, und haben daher eine Handlungsgesellschaft gestiftet. Zu bemerken ist noch die königliche Seeakademie (in Portsea) und das große Hospital für 3000 verwundete und kranke Seeleute. An der westlich gegenüberliegenden Spitze des Hafens von Portsmouth auf dem festen Lande liegt Gosport, ein großer, besonders von Seilern und Handwerkern bewohnter Ort, mit einer Eisengießerei, einem befestigten Hafen und ansehnlichen Kasernen. Gerade gegen Portsmouth über, am östlichen Ende der Insel Wight, liegt die schöne, sichre Rhede von Spithead, wo sich gewöhnlich die königliche Kanalflotte versammelt.

Portugal, das westliche, 80 Meilen lang von Süden nach Norden ausgedehnte, schmale, atlantische Küstenland der pyrenäischen Halbinsel, theilte mit Spanien dasselbe Schicksal, bis es sich im Anfange des 12. Jahrh. zu einem besondern Staate gestaltete. Bald nachher gab es sich als Königreich eine freie, ständische Verfassung; dann erhob es sich, seine Bestimmung für den See- und Welthandel an den Ufern des Weltmeers und in den Ausmündungen des Tejo und Douro erkennend, durch den Unternehmungsgeist und Heldenmuth seiner Bewohner zu Europa's erster Kolonialmacht; allein in Ueppigkeit versunken, wurde es, nach dem Erlöschen des glorreichen burgundischen Königshauses, die Beute Philipps II., worauf es unter dem Drucke spanischer Herrschaft seine Kraft und seinen Ruhm verlor, bis die Nation das fremde Joch abwarf, und seine Selbstständigkeit unter eingebornen Herrschern wieder errang. Aber ohne Verfassung und im Innern durch Mißbräuche aller Art geschwächt, mußte sich der Staat, gleichsam maßlos, dem Steuerruder Großbritanniens anvertrauen. Seitdem ward Portugal fast in alle Kämpfe des europäischen Staatensystems mit verflochten, und in der Ausbildung seines innern Zustandes aufgehalten, bis die Nation, von Napoleons Machtkreis umschlossen, zum Bewußtsein ihrer Kraft auf's Neue erwachte. Nun konnte sie eben so wenig den brittischen Einfluß auf die innere Verwaltung, noch die Abhängigkeit von Brasilien, wo sich der Hof befand, länger ertragen, sondern gab sich eine neue Verfassung, und erwartet jetzt von der Zeit die Reife ihrer politischen Wiedergeburt, oder — den Rückfall in den vorigen Zustand. Nach diesem Ueberblicke muß man Portugals alte, mittlere, neue und neueste Geschichte unterscheiden.

I. Alte Zeit, ehe Portugal ein Königreich wurde; von Christi

Geburt bis 1139 nach Chr. Schon lange vor Roms Weltherrschaft ward Portugal von Phöniciern, Karthagern und Griechen auf Handelsreisen besucht, dann unter dem Namen Lusitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielastigen Celtenstammes, fremde Bildung brachten, hierauf von germanischen Völkern (Alanen, Sueven und Gothen) überschwemmt, und nach 712 von den Arabern erobert. Als endlich das tapfre Schwert der Spanier in den neuchristlichen Reichen Castilien und Leon (s. Spanien) auch das Land zwischen dem Minho und Douro den Arabern entrissen hatte, wurden über dieses Gebiet Grafen oder Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt gesetzt. Heinrich der jüngere von Burgund, dessen Großvater, Robert I., Herzog von Burgund, ein Enkel des französischen Königs Hugo Capet war, ging um das J. 1090 nach Spanien, um in einem Kriegszuge gegen die Mauren sein Glück zu machen. Alfonso VI., König von Castilien und Leon, gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand seiner Tochter zum Lohne, und setzte ihn 1094 als Graf und Statthalter über das eroberte Land, das die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte, und von dem Hafen von Oporto (s. d. Art.) den Namen Portugal erhalten haben soll. Der Graf, der seinen Sitz in Guimaraens nahm, sollte dem castilischen Könige Lehnspflicht leisten, was er aber den Mauren jenseits des Tejo entreißen würde, unbeschränkt besitzen. Sterbend gab Alfonso ihm die erbliche Herrschaft 1109. Das Glück war dem burgundischen Fürstenstamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war sein Sohn Alfonso I. Von den Mauren im J. 1139 bedroht, ging er ihnen entgegen, und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeisterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Damit beginnt

II. Portugals Mittelalter, von 1139 bis 1495, oder bis zur Regierung Emanuels des Großen und der Gründung des portugiesischen Kolonialreichs. Die Erhebung Portugals zu einer See- und Handelsmacht war die Frucht seiner innern Entwickelung. Schon die Versammlung der Stände zu Lamego bestätigte feierlich (1143, nach Andern 1145) jene Huldigung der Krieger, und gab 1181 dem neuen Königreiche, das auch der Papst Alexander III. anerkannt hatte, Gesetz und Verfassung. Die Krone sollte erblich sein in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erstgeburt; doch stand den Brudersöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben sollen die Königstöchter folgen. Das Gesetzbuch, welches Alfonso hatte verfassen lassen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neu gegründeten Throns feierlich erklärt. Der König selbst sprach jedem seiner Nachkommen, der sich zur Zinsbarkeit verstehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Alfons machte zwar sein Reich den Päpsten zinsbar, sicherte aber zugleich seine königliche Würde gegen den Widerspruch der Könige von Castilien und Leon, mit denen er oft Krieg führte. Er erweiterte sein Reich bis an die Grenzen von Algarbien, und eroberte Santarem 1143. Die Eroberung von Lisboa im J. 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanseaten, die eben in den Tejo einliefen, gelang, war eins der glänzendsten Ereignisse seines kriegerischen Lebens. Er stiftete 1162 zwei Ritterorden, den einen, nachher der Orden von Avis (einem Städtchen bei

Alentejo) benannt, und den Orden S. Michel del Ala, und starb 1185. Unter seinen Nachfolgern verlor Sancho II. in den Streitigkeiten mit der Geistlichkeit durch den Ausspruch Innocenz IV. (1245) den Thron. Alfonso III. (reg. 1245—1279) beendigte die schon von Sancho I. angefangne Eroberung Algarbiens, und erhielt den Namen der Wiederhersteller (o restaurador). Er behauptete die königlichen Rechte gegen die Kirche. Glänzend strahlt unter den Königen Portugals König Dionys (1279—1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widersetzte er sich den Anmaßungen der Geistlichen, welche unter seinen Vorfahren den innern Frieden gestört hatten, und die Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendsten aller Priester, Nicolaus IV., ungeachtet seine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geistlichkeit zu verhindern suchte, ihm nicht die Freundschaft des römischen Hofes erwerben konnten. Selbst gelehrt und Dichter, war er unter allen gleichzeitigen Fürsten der freigebigste Freund der Gelehrsamkeit, und hinterließ in der von ihm gestifteten hohen Schule zu Lisboa, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde, ein Denkmal seiner Liebe zu den Wissenschaften. Er benutzte zuerst die glückliche Lage seines Landes, um es zu einem Handelsstaate zu machen, und legte, die Betriebsamkeit seines Volkes weckend, den ersten Grund zu der Größe, welche die Portugiesen im folgenden Jahrhunderte erreichten, obgleich er 1295 — 1297 mit Castilien, ferner 1299 und besonders seit 1320 mit seiner eignen Familie bürgerliche Kriege führte. Die Verwaltungsgrundsätze des Königs hatten die wohlthätigsten Folgen für Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schiffahrt; und die Aufnahme der Städte bewirkte hier wie in Spanien, daß die Bürger sich neben dem Lehnadel und der Geistlichkeit als Reichsstand erhoben. Der Christorden, dem 1319 die Güter der aufgehobnen Templer zufielen, verdankt ihm den Ursprung. Ihm folgte Alfons IV.; diesem Pedro (Gemahl der Ines de Castro (s. d. Art.) 1357. Mit Pedro's des Strengen Sohne, Ferdinand dem Artigen, erlosch 1383 der Mannsstamm des burgundischen Hauses. Seine Tochter Beatrix, des castilischen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin; aber die Portugiesen waren einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfre Johann I., von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch seinen tapfern Feldherrn Alvaro Nunez Pereira unterstützt, die Castilier bei Aljubarotta im J. 1385 geschlagen hatte. Mit ihm begann die unechte burgundische Linie. Nach dem Frieden 1411 mit Castilien wandte der wackere König seine Sorgfalt auf die Verbesserung seines Landes. Mit weiser Mäßigung herrschte er über sein unruhiges Volk, und selbst über die stolzen Edeln des Landes, deren Macht sich sehr gehoben hatte, weil er bei seiner Thronbesteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müssen. Er verlegte die Residenz von Coimbra nach Lissabon. In seine Regierung fällt der Anfang auswärtiger Eroberungen, durch welche Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater (er st. 1433 an der Pest) rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküste von Afrika im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Hein-

rich und Pedro sich den Ritterschlag von ihres Vaters Hand verdienten, gab Heinrich der Seefahrer (s. d. Art.) die erste Anregung zu den folgenreichen Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenossen erhoben. Er gründete die ersten Kolonien der Portugiesen: Porto Santo 1418, Madeira 1420, die Azoren 1433, und die auf der goldreichen Guineaküste. Nicht so glänzend als Johann's Regierung war die Herrschaft seines Sohnes Eduard (bis 1438) und seines Enkels Alfons V. (bis 1481); aber größer noch als der erste war der zweite Johann, der kraftvollste König, den Portugal je besessen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, dessen Macht unter seinen nachsichtigen Vorfahren sich kühn erhoben hatte. Die verschleuderten Krongüter wurden wieder eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbesitzer beschränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter sein sollten. Den ersten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König öffentlich enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten Großen, der Herzog von Viseo, empfing 1483 den Tod von des Königs eigner Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgesetzt, und oft mit wissenschaftlicher Einsicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebsamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugiesen erwachte, ward durch die Juden (er nahm 1492 83,000 von den aus Castilien vertriebnen Juden gegen ein Schutzgeld auf) nützlich befördert und nirgends fanden sich unter diesen Fremdlingen so gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. Im J. 1481 sandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Ostindien reisen sollten, dessen Handelsschätze das große Ziel seiner Bemühungen waren; in demselben Jahre kehrte Bartholomäus Diaz (s. d. A.) von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südspitze von Afrika entdeckt hatte, welche der König, die großen Folgen dieser Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugiesischen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ sich's entschuldigen, daß Colombo abgewiesen ward, als er zuerst dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im westlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die ersten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleitete, ließ auch Johann ein Geschwader ausrüsten, um Eroberungen im Westen zu machen. Dadurch entstand ein Streit zwischen Portugal und Castilien, den endlich Papst Alexander VI. durch die bekannte Linie schlichtete, die 360 Meilen westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, die künftigen portugiesischen und castilischen Eroberungen schied. So ward durch portugiesische Staatskunst und Nationalkraft das europäische Kolonialsystem gegründet, womit überhaupt Europa's neuere politische Geschichte beginnt.

III. Portugals neue Zeit, von 1495 bis 1820, von der Blüthe des Reichs bis zur Wiederherstellung der Cortes und einer freien Verfassung. Diese Zeit umfaßt: a. die Größe Portugals als erste Handelsmacht von 1495 bis zum Erlöschen des burgundischen Herrscherstammes im J. 1580; b. den Verfall Portugals unter der spanischen Herrschaft, von 1580 bis 1640, und c) die Schicksale Portugals unter dem Hause Braganza und dem Einflusse

Großbritanniens, bis zu der Einführung einer neuen Verfassung im J. 1820. a) das goldne Zeitalter Portugals (von 1495 bis 1580). Was Johann II. mit so großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495—1521) fortgesetzt. Im J. 1497 sandte er Vasco de Gama (s. Gama a) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam. So ward der Seeweg nach Indien von den Portugiesen gefunden. Bald strömten zahllose Reichthümer nach Portugals Hauptstadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürsten auf der indischen Halbinsel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16. Jahrh. war der große Franz von Almeida der erste Unterkönig in Indien. Er eroberte Ceylon. Alfonso de Albuquerque (s. d. A.), einer der trefflichsten Männer, welche die Jahrbücher der Völker kennen, groß als erobernder Krieger, groß in der Verwaltung des Eroberten, machte Goa, den wichtigsten Hafen Indiens, zum Hauptsitze des portugiesisch-indischen Reichs, und handelte mit den Molukken; Lope de Soarez mit China (1518). Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malakka gebot Emanuel, und Portugal's Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden auf diesem fernen Schauplatze vollbracht; es war die glorreichste Zeit in der Geschichte der Nation. Dieser Heldengeist der Portugiesen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und erweckte Helden, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes Alles galt. Gaben doch selbst alle achtbaren Jungfrauen den Vorzug bei ihrer Wahl nur dem Tapfern, der in Indien gekämpft hatte. Lisboa ward die lebendigste Handelsstadt Europa's. Die Schätze, welche der Handel hier anhäufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu bestreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar schickte sogar der König von Congo, der sich durch die Missionarien, ohne welche damals kein Entdeckungsschiff absegelte, hatte taufen lassen, zwei seiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlassung auf der Guineaküste, von welcher Portugal alle Fremde ausschloß, noch immer große Schätze gesandt, aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nord-Afrika. Der ungünstige Boden hinderte schnelle Fortschritte; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eifersucht den maurischen Fürsten heimlich Beistand leistete. Der Ruhm, den Emanuel durch seine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Ersatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das so viele seiner rüstigen Jünglinge aussandte, um seine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III. (von 1521—1557), wurden die Entdeckungen und der Handel in Ostindien erweitert; aber schon zeigten sich in Europa die Folgen des schnellanwachsenden Geldreichthums, mit welchem die inländische Betriebsamkeit nicht gleichmäßig stieg. Unter seiner Regierung ward 1536 die Inquisition eingeführt, um sich derselben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Scheine nach Christen geworden waren. Der kluge Johann II. hatte nämlich eine große Anzahl derselben aufgenommen, die Ferdinands und Isabella's unduldsame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gastfreundschaft, welche er ihnen gewährte, war mit so harter Behandlung verbunden, daß Emanuel anfangs wirklich die Absicht hatte, die Lage der Gedrückten zu mildern. Allein der erste Rausch der Liebe zu seiner Gemahlin, der schönen Eleonore, Carls V. von Spanien Schwester, verleitete den

alten König zu einer solchen Strenge gegen die Juden, daß er alle, die nicht Christen werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sklaven machen ließ. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grausamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte; genug, der König verlängerte die Zeit ihres Abzuges auf zwanzig Jahre, um ihnen, wie er sagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu lassen. Diese Begünstigung hatte die Wirkung, daß viele Juden sich öffentlich zum Christenthume bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquisition in der Folgezeit die abscheulichsten Grausamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Inquisition war die Aufnahme der Jesuiten (1540), welchen Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelastet hätte, Alles zu thun, um die Größe seines Reichs zu untergraben, früher als irgend ein europäischer Fürst den Eingang in sein Reich öffnete. Die schlauen Ordensbrüder ließen sich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franziskaner gedient hatten. Auch ward ihnen, den schlechtesten Fürstenerziehern, die es je gegeben hat, die Erziehung seines Enkels, des Kronprinzen Sebastian, überlassen. Sie pflanzten ihm den unseligen Hang zur Schwärmerei und fanatischen Eroberungssucht ein, der ihn zum Untergang führte. Der junge König faßte nämlich den Entschluß, der Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was seinen kräftigen Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte diesen Plan gegen alle Erinnerungen verständiger Räthe, mit unsinniger Heftigkeit. Als er im J. 1573 in Afrika die Schlacht bei Alcassar und wahrscheinlich auch sein Leben verloren hatte, enstand ein Streit um die Krone des kinderlosen Sebastian. Jetzt ging Portugal seinem Verfall unaufhaltsam entgegen.

b) Portugal, unter spanischer Herrschaft (von 1580 bis 1640). Nach der kurzen Regierung des alten, schwachen Königs Heinrich, der Sebastian's Oheim war, gewann der mächtigste Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg bei Alcantara den Thron, und Portugal hatte das Unglück, mit einem Reiche verbunden zu werden, das gerade von dieser Zeit an durch unglückliche Kriege und unweise Verwaltung seinem eignen Verfalle entgegeneilte. Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer warfen sich auf das wehrlose Portugal, dessen Reichthum so gute Beute versprach, und für immer gingen so viele herrliche Besitzungen verloren, welche glorreiche Vorältern erobert hatten. Denn der alte Heldengeist des Volks war in der letzten Zeit seiner Unabhängigkeit völlig erstorben, und die Portugiesen hatten sich überall durch ihren Uebermuth und ihre Härte so verhaßt gemacht, daß die gedrückten Fürsten und Völker Asiens bei jedem Wechsel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterstützung eines Volks, das es in seinen Verfall gerissen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen molukkischen Inseln, und die Hälfte Brasiliens (1624), das in Johann's II. schöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Alvarez de Cabral im J. 1500) war entdeckt worden. Sie nahmen die Niederlassungen auf der Guineaküste (1637), und verschafften sich Eingang auf dem reichen Markte von Indien, wo sie die Portugiesen immer mehr verdrängten. Dazu kam die Raubsucht der Spanier, welche die schönsten Krongüter veräußerte. Endlich von diesem Drucke und der schnöden Behandlung welche sie unter Philipp's IV. Minister, Olivarez, erlitten, empört,

Digitized by Google

stifteten die portugiesischen Großen eine klug entworfne, schlau geleitete Verschwörung, welche den 1. Decemb. 1640 einen Abkömmling des alten Königsstammes, den Herzog Johann von Braganza (Johann IV.) auf den portugiesischen Thron führte.

c) Portugal unter dem Hause Braganza wird von Englands Politik abhängig, von 1640 bis 1820. Die unmittelbare Folge der Wiederherstellung von Portugals Selbständigkeit war ein Krieg mit Spanien, der erst 1668 durch einen Friedensschluß geendigt ward, in welchem Spanien auf Portugal verzichtete. Auch mit Holland ward 1661 und 1669 unter großbrittannischer Vermittlung, von Johann's Nachfolger, Alfons VI. und von dessen Bruder Peter II., der jenen 1667 der Regierung entsetzt hatte, ein Friede geschlossen, wodurch wenigstens Brasilien wieder an das Reich kam; aber die alte Größe war nicht wieder herzustellen, selbst wenn alle Fürsten dieses Stammes so viel Kraft und Weisheit gezeigt hätten, als sich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem ersten braganzischen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeschlossen, und seit dem 1703 durch den englischen Gesandten Methuen geschloßnen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Brasilien zuwandte, bildete sich das Verhältniß mit England allmälig so aus, daß Portugal eine unabhängige Stellung in dem europäischen Staatensystem nicht behaupten konnte. Dagegen wurden die Cortes, in deren Berufungsedikten der König von den Deputirten des dritten Standes jedesmal ausdrücklich verlangte, daß man „Deputirte sende ohne Amt in der Finanz, Justiz, Landarmee und Flotte," seit 1687 nicht mehr berufen. Unter Johanns V. langer Regierung (1707—1750) wurde zwar in Hinsicht auf auswärtige Verhältnisse etwas Kraft gezeigt, so wie im Innern manches Gute, z. B. die Einschränkung der Inquisition und die Stiftung einer Akademie der portugiesischen Geschichte versucht, aber dort ohne entscheidenden Erfolg, hier ohne Vollendung. Dagegen hatten der prachtvolle Bau des Klosters zu Mafra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lisboa zu besitzen, den Schatz des Landes auf lange Zeit erschöpft. Unter seinem Sohne und Nachfolger Joseph I. (von 1750) leitete der Marquis von Pombal (s. d. A.) den Staat; ein strenger Verbesserer, wie Portugal ihn brauchte, aber so streng, daß die heiligen Gesetze des Rechts oft nicht geachtet wurden. Er bekämpfte die Jesuiten und den Adel, die sich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten. Die Entdeckung der großen jesuitischen Macht in Paraguay (s. d. A.), das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lisboa 1755, und die Verschwörung gegen das Leben des Königs (1759), führten den Fall des Ordens herbei. Er verlor 1757 die Beichtvaterstellen in der königl. Familie und den Zutrit bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jesuiten auf ewig aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfre Graf von Schaumburg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) so viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portugiesischen Kriegswesen große Verbesserungen; aber bald nach seiner Abreise verfiel das gut begonnene Werk. Bei dem Anfange der Regierung Maria Franziska Isabella, der ältesten Tochter Josephs, welche seit 1760 mit ihres Vaters Bruder Don Pedro vermählt war, und 1777 den Thron bestiegen hatte, verlor Pombal sogleich eine Gewalt, die er fünf und

zwanzig Jahre lang beſeſſen. Portugal verdankt ihm ſein Erwachen. Zwar fielen mit ihm manche ſeiner nützlichen Einrichtungen; aber die Aufklärung, die er angezündet, und die Richtung, die er der Denkweiſe und den Sitten, ſo wie das Selbſtgefühl, das er dem Charakter der Nation gegeben, konnten nicht wieder ausgelöſcht werden. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwiſchen einem unaufgeklärten Adel und unwiſſenden Geiſtlichen. Als ſie 1792 in Gemüthskrankheit verfallen war, wurde der Prinz von Braſilien (dies war, bis 1816, der Titel des jedesmaligen Kronprinzen) Juan Maria Joſeph, geboren 1767, Regent, der ſich ſpäterhin 1799, nachdem die Krankheit der Königin in wirklichen Wahnſinn ausgeartet war, zum unumſchränkten Regenten erklärte, übrigens aber die Regierungsgrundſätze ſeiner Mutter befolgte. Wegen ſeiner engen Verbindung mit England mußte er Theil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen. Seine Krieger fochten nicht ohne Ruhm, gemeinſchaftlich mit den Spaniern. Allein die großen Verluſte, die der Handel während des Krieges erlitten, die gehäufte Staatsſchuld und die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen ward, führten 1797 zu dem Frieden mit Frankreich. Das Unglück der franzöſiſchen Waffen im J. 1799, gab jedoch dem Regenten neuen Muth, ſich mit den Engländern zu verbinden, und einen Bund mit Rußland abzuſchließen. Als aber Buonaparte ſeine Macht befeſtigt hatte, ward Spanien gezwungen, den Krieg gegen Portugal (1801) zu erklären, den indeß noch in demſelben Jahre der Friede von Badajoz mit der Abtretung von Olivenza und einer ſtarken Geldbuße endigte. Seitdem erhielt Portugal, immer bedroht und gehöhnt, nur durch große Opfer, die es dem Gewaltigen brachte, einen Schatten von Selbſtſtändigkeit, bis endlich, als Napoleons Heer unter Jünot, ſchon über die Grenzen gerückt war und der Moniteur, in Folge eines über Portugals Theilung mit Spanien abgeſchloſſnen geheimen Vertrags, die Abſezzung des Hauſes Braganza (weil ſich der Regent geweigert habe, die engliſchen Waaren wegzunehmen) ausgeſprochen hatte, der Regent ſich ganz in die Arme der Engländer warf, und mit ſeiner Familie am 29. Nov. 1807 ſich einſchiffte, um ſeinen Siz zu Rio Janeiro in Braſilien zu nehmen. Tags darauf rückte Jünot in die Hauptſtadt, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Doch bald landete ein engliſches Heer; zugleich bildeten ſich zahlreiche Kriegerhaufen in den nördlichen Landſchaften, voll Muth für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, und in Oporto verſammelte ſich ſchon 1808 die portugieſiſche Junta, um die gemeinſamen Angelegenheiten zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Weſtküſte erfolgte am 21. Aug. 1808 die entſcheidende Schlacht bei Vimeira, und in Folge derſelben die Uebereinkunft von Cintra, nach welcher der franzöſiſche Feldherr mit ſeinem Heere das Land räumte. Ueber dieſen Krieg ſiehe des Gen. Lieut. Thiebault's (Chefs des Generalſtabes in dieſem Feldzuge) amtlich treue Relation de l'Expédition du Portugal, faite en 1807 et 1808. Paris 1817. Hierauf nahmen die Portugieſen thätigen Antheil an dem ſpaniſchen Freiheitskriege. Sie drangen unter Wellington, Beresford und Gomez Freyre, als tapfre Hülfstruppen, bis nach Toulouſe in Frankreich vor. Unterdeſſen blieb die königliche Familie in Braſilien. Hier beſtieg der Regent, nach dem Tode Maria I., d. 20. März 1816, als König Johann VI. den Thron von Portugal und Braſilien. Dieſe Verpflanzung des liſſaboner Hofes in eine amerikaniſche Kolonie hatte für die europäiſche Politik und für England wich-

tige Folgen. Die erste war das Bestreben Brasiliens, sich der englischen Abhängigkeit zu entziehen; eine zweite zwar die allmälige Erhebung dieser Provinz zu einem besondern Staate. In Portugal dagegen dauerte der englische Einfluß fort, und der vorige Zustand des Königreichs blieb im Wesentlichen derselbe. Daher entsprach der pariser Friede vom 30. Mai 1814 den Erwartungen der Nation, ob sie gleich für die allgemeine Sache viel gethan hatte, keineswegs, und als hierauf die wiener, auch von den portugiesischen Gesandten unterzeichnete, Congreßakte die Rückgabe von Olivenza an Portugal anerkannt, und Portugal nach derselben Akte das ehemalige französische Guiana bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, so weigerte sich dennoch Spanien jene Rückgabe zu leisten. Der Hof von Rio Janeiro ließ daher das den Spaniern von den Insurgenten unter Artigas entrissne Monte Video am linken Plataufer besetzen, wodurch Portugal mit Spanien in neuen Zwist gerieth. Ueberdies ward auch Brasilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Fernambuk unter Martinez (im März 1817) mit Gewalt zu unterdrücken; eben so die Verschwörung des Generals Gomez Freyre (s. d. A. und den A. Eben im N. C. L.) in Lissabon, wo der Einfluß und die Macht des Marschalls Beresford das Militär, und die Entfernung des Hofes, welcher alles baare Geld aus Portugal nach Rio Janeiro zog, das Volk erbittert hatte. Außerdem geschah während dieser Zeit manches Zweckmäßige, vorzüglich für die Kultur Brasiliens, dessen Handel 1818 allen befreundeten Nationen frei gegeben wurde. Der Minister Araujo ließ die chinesische Theestaude in Brasilien anpflanzen, was jedoch auf den Bergen der portugiesischen Provinz Traz os montes, in gleicher Berghöhe und in gleichem Himmelsstriche mit den chinesischen Theeprovinzen, noch erfolgreicher sein müßte. Allen Christen ward in Brasilien freie Religionsübung gestattet; aber die Schweizer-Kolonie, Neu-Freyburg, scheint daselbst nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt zu haben. Noch trugen viel zur Verbesserung des innern Zustandes dieser Provinz mehrere Deutsche bei, aus Oesterreich, Baiern, Preußen, England und andern Ländern, welche wissenschaftliche Zwecke dorthin geführt hatten (s. Brasilien). Insbesondre machte sich der erste Minister Arcos sehr um Brasilien verdient. Um ihn zu belohnen, gab ihm 1818 der König ein leeres, vom Monarchen unterzeichnetes Blatt, worauf er alles, was er wünsche, schreiben und dessen Gewährung unbedingt erhalten sollte. Der Minister schrieb darauf den Befehl, alle Gefangne in Fernambuk, deren Hinrichtung schon beschlossen war, in Freiheit zu setzen, und der König ließ sogleich diesen Befehl vollziehen. Die Inquisition ward im ganzen Reiche aufgehoben. In Goa war sie bereits 1774 abgeschafft, dann aber wieder hergestellt worden. Als man sie endlich im J. 1815 gänzlich aufhob, wurden ihre Akten in Goa auf Befehl des Vicekönigs Grafen von Salzedas (25. Mai) feierlich verbrannt. Auch die Jesuiten sind nicht wieder aufgenommen worden, und die portugiesische Regierung ließ sogar dem heiligen Vater wegen ihrer Wiederherstellung eine mißbilligende Note übergeben. Dagegen erließ sie den 30. März 1818 ein hartes Verbot wider die Freimaurer. Ohne Unterschied sollen Eingeborne und Ausländer, wenn sie Freimaurer sind, eine mit Grausamkeit zu vollziehende Todesstrafe erleiden, und mit Einziehung aller Güter, ohne Rücksicht auf die rechtmäßigen Erben, bestraft werden. Die Juden aber haben, auf Verwendung des Papstes (1817), in Portugal und Brasilien die-

selben Begünstigungen erhalten, wie im römischen Staate. Zur Abschaffung des Sklavenhandels (s. d. A.) entschloß sich der Hof von Rio Janeiro, erst nach langer Zögerung in dem Vertrage von 1818; doch sollte erst nach fünf Jahren gänzlich aufhören. So viel nun im Einzelnen angefangen und Gutes versucht wurde, so gab es doch keinen allgemeinen und durchgreifenden, mit dem Geiste des Zeitalters übereinstimmenden Verwaltungsplan. Amerika's und Spaniens Beispiel reizten Portugal und Brasilien zu ähnlichen Schritten, um das in allen seinen Fugen wankende Staatsgebäude auf neuen Grundlagen wieder herzustellen. Insbesondre fühlte Portugal, wo die Aufklärung der gebildeten Stände mit der veralteten Form der Staatsverwaltung, bei der Entfernung des Hofs und bei dem überwiegenden Einflusse der angestellten Engländer, im feindseligsten Widerspruche stand, dieses Bedürfniß.

Damit hat IV. Portugal's neueste Zeit, seit 1820, begonnen. Mit Unwillen sah die portug. Nation das Heft der Staatsverwaltung in den Händen eines Britten, des M. Beresford. In dem Heere, das seinen Sold nicht richtig erhielt, waren über 100 brittische Offiziere angestellt, darunter 30 im Generalstabe, und große Geldsummen gingen nach Brasilien, wo Hof und Adel sich befanden; dabei geriethen Handel und Schifffahrt immer mehr in Verfall. Beresford erkannte die Schwierigkeiten seiner Lage und begab sich im April 1820, nach Rio Janeiro, wo der Hof auf sein Verlangen sich entschloß, zur Entrichtung des Heersolds Geld nach Lissabon zu schicken und die Regentschaft daselbst mit der Verbesserung der Verwaltungsform zu beauftragen. Allein zu spät! Denn schon hatten die Befehlshaber der portugiesischen Truppen und mehrere Bürger (unter diesen D. Manuel Fernandez Thomaz) sich unter einander zur Herstellung einer neuen Verfassung verbunden. Daher brach, noch ehe jener Beschluß des Königs aus Brasilien in Lissabon eintraf, am Morgen des 24. Aug. zu Oporto die Revolution aus. Der Oberste des 18. Regiments, Bernardo Correa de Castro E Sepulveda, Sohn des Vicomte de Herbadoza, und die übrigen Offiziere foderten die Soldaten auf, dem Könige, den Cortes und der zu entwerfenden Constitution Gehorsam zu schwören. Dies geschah. Als hierauf auch die Behörden und die Einwohner der Stadt sich für das Unternehmen erklärt hatten, so erließ die aus dem Adel, der Geistlichkeit, den Behörden und dem Kaufmannsstande ernannte oberste Regierungsjunta von 16 Mitgliedern, deren Präsident Antonio de Silveyra Pinto da Fonseca war, einen Aufruf an die Nation, worin sie erklärte, die Berufung der Cortes und die Aufstellung eines Grundgesetzes sei das einzige Mittel, um den Staat zu retten. Sofort traten die Besatzungen aller Städte vom Minho bis Leyria auf ihre Seite. Kein Blut floß; Niemand ward verhaftet; die brittischen Offiziere waren ruhige Zuschauer des Aufstands. Vergebens ließ die Regentschaft in Lissabon, Truppen unter dem Grafen d'Amarante und dem General Vittoria gegen Oporto ausrücken, indem sie zugleich bekannt machte, daß sie selbst, nach dem Wunsche des Volks, die nöthigen Abänderungen in der bisherigen Verwaltung treffen werde, wozu das am 29. Aug. von Rio Janeiro angekommne Schiff die Vollmacht mitgebracht habe. Vergebens berief sie die alten Cortes der privilegirten Stände zum 15. Nov. Die Junta von Oporto beharrte bei ihrem Vorhaben, und brach mit ihren Truppen am 12. Sept. nach Coimbra auf. Graf Amarante (Bruder des Präsidenten Fonseca) und Vittoria sahen sich jetzt von ihren Truppen verlassen;

jener mußte sogar nach Galizien fliehen; und schon am 15. Sept. erklärten sich in Lissabon, ohne daß die geringste Unordnung dabei vorfiel, alle Regimenter (zuerst das 16.) und die Milizen, nebst dem Volke, für den König, die Cortes und die Constitution. Für die Herstellung der alten Cortes (s. d. A.) erhob sich keine Partei. Darauf ward eine provisorische Regierung errichtet, deren Mitglieder (darunter die Grafen de San Payo, de Rezende, de Pennafiel, der Generallieut. Arede, Hermano Brancaamp u. A.) der Volksrichter (Juiz o povo) mit Zustimmung des Volks ernannte. Präsident war ein Prälat, der Dekan Freyre. Nach mehrtägigen Unterhandlungen vereinigte sie sich am 1. Okt. mit der Junta von Oporto. Hierauf sandte sie nach Rio Janeiro den Grafen Palmella, das Haupt der vorigen Regentschaft, mit dem Berichte über das Vorgefallne und mit der Bitte an den König, daß er oder der Kronprinz nach Lissabon zurückkehren möchten. Unterdessen war Lord Beresford aus Brasilien mit unumschränkter Vollmacht vom 29. Jul. 1820, als Viceregent des Königreichs, am 10. Okt. in dem Hafen von Lissabon angekommen; allein die Junta ließ ihn nicht an's Land, und er mußte nach England zurückkehren. Darauf ward die Wahlform der Cortes bestimmt, wobei man größtentheils die spanische Constitution befolgte, so daß auf 30,000 Bürger ein Abgeordneter kommen sollte. Die bisherige Ruhe und Ordnung, welche die portugiesische Revolution vor ähnlichen Begebenheiten auszeichnete, ward jedoch durch ein merkwürdiges Ereigniß, obwol nur auf kurze Zeit gestört. Die überspannten Liberalen, welche die spanische Constitution sofort eingeführt zu sehen wünschten, benutzten nämlich eine große Heerschau am 11. Nov. um die oberste Junta zu nöthigen, die spanische Constitution sogleich beschwören zu lassen. Dies thaten hierauf alle Truppen; nur acht Bataillone, die der Oberste Sepulveda befehligte, verstanden sich dazu bloß, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden. Allein mit diesem Gewaltschritte unzufrieden, gaben am 14. vier Mitglieder der Junta, Brancaamp, S. Luis, Fernandez Thomaz und Ferreira de Souza, ihre Entlassung; dasselbe thaten 150 Offiziere. Die Gremios, der Handelsstand und die Obrigkeiten bezeugten ebenfalls ihre Unzufriedenheit; endlich faßte am 17. eine Versammlung von Offizieren, vorzüglich auf den Rath des Obersten Castro Sepulveda, den Beschluß, daß die spanische Constitution in keinem Punkte, mit Ausnahme der Wahlform, eher als bis die Cortes die Grundlagen derselben angenommen oder abgeändert hätten, in Vollziehung gesetzt werden könne, und daß die vier abgegangnen Mitglieder der Junta ihre Stelle wieder einnehmen möchten. Dies geschah mit allgemeiner Zustimmung des Volks, und der Vicepräsident Silveira, welchen man für den Urheber des Aufstandes am 11. hielt, mußte seine Entlassung nehmen und ward auf sein Landgut verwiesen. Damit hörte jede unruhige Bewegung in der Hauptstadt auf; die Wahlen gingen gesetzlich vor sich und fielen meistens günstig für die Geistlichen, Advokaten und Offiziere aus, weil der Adel wenig Theil nahm. Am 26. Jan. 1821 ward die erste Sitzung der außerordentlichen Cortes, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Braga eröffnet. Indessen war schon am 16. Dec. ein Beschluß des Königs in Lissabon angekommen, der die Berufung der alten Cortes genehmigte und die Rückkehr des Königs oder eines Prinzen meldete. Nach der Ankunft des Grafen Palmella in Rio Janeiro aber beschloß das dortige Kabinet, den Erfolg der Sendung des Marschalls Beresford abzuwarten und dann mit Großbritannien und andern europäi-

Digitized by Google

schen Höfen das Weitere zu berathen. Allein auch die Truppen in Brasilien erklärten sich der neuen Ordnung der Monarchie geneigt, und in den Provinzen Fernambuk und Para entstanden Unruhen, welche nur mit Mühe unterdrückt wurden. Die außerordentlichen Cortes in Lissabon ernannten zuerst eine Regentschaft und die Minister (Brancaamp für die auswärtigen Angelegenheiten; Barradas für das Innere; Duarte Coelho für die Finanzen; Teijero Rebello für das Kriegs- und Maximien de Souza für das Seewesen). Am 23. März bestätigten sie den Aufstand vom 24. Aug. und vom 15. Sept. 1820, als übereinstimmend mit den Bedürfnissen und dem Willen des Volks; am 24. hoben sie die Inquisition auf. Die am 9. März angenommenen Grundlagen der neuen Verfassung: Freiheit der Personen, des Eigenthums und der Presse, Gleichheit vor dem Gesetz, Abschaffung der Privilegien, Fähigkeit zu allen Aemtern nach dem Verdienst, und die Souveränetät der Nation, wurden fast einmüthig ausgesprochen. Lebhaftere Verhandlungen fanden Statt über die Frage, ob eine oder zwei Kammern sein sollten, und über das Veto des Königs. Endlich entschieden 59 Stimmen gegen 26, für eine Kammer, und 78 gegen 7, daß der König kein absolutes, sondern nur ein temporäres Veto haben solle. Noch ward durch die Mehrheit einer einzigen Stimme (42 gegen 41) und durch die Stimme des Präsidenten entschieden, daß der König keinen Staatsrath brauche, weil die Cortes und die permanente Deputation derselben den natürlichen Rath des Königs bildeten. So wurde die Verfassung Portugals noch demokratischer als die spanische. Ohne allen Widerstand erfolgte die Revolution in demselben Sinne in Brasilien zu Para d. 1. Jan. 1821, zu Fernambuk d. 3. März und in Bahia, nach vergeblichem Widerstande des Gouverneurs, den man verhaftete, am 10. Febr.; zu Madeira, ohne Widerstand der obersten Behörde, am 28. Jan., und auf den Inseln des grünen Vorgebirges am 18. März. Ueberall ging die erste Bewegung von den Truppen und den Kaufleuten aus. Zu Rio Janeiro rieth zwar im Kabinete des Königs der Graf Arcos, das System der Cortes anzunehmen; allein auf des Grafen Palmella Vorschlag erließ der König am 24. Febr. eine Erklärung, daß er den Kronprinzen nach Lissabon schicken wolle, um durch ihn die Wünsche des Volks zu vernehmen, und darnach zu beurtheilen, welche politische Verfassung er dem Königreiche geben könne; zugleich berief er eine Versammlung von Bevollmächtigten (Procuradores) der Provinzen Brasiliens, der Azoren, Madeira's und der übrigen Kolonien nach Rio Janeiro, um mit ihnen die neuen Einrichtungen zu überlegen und zu entscheiden, mit welchen Abänderungen die Verfassung der Cortes in den überseeischen Provinzen eingeführt werden könne. Allein die Truppen nöthigten ihn und den Kronprinzen, am 26. Febr., die Constitution der Cortes unbedingt anzunehmen und in Voraus zu beschwören. Die Anstalten zur Abreise des Königs nach Portugal erregten jedoch neue Unruhen. Als nun die in der Börse versammelten Wahlmänner, meistens Kaufleute, am 21. April vom König die Errichtung einer obersten Junta für Brasilien verlangten, wodurch die Gewalt des Kronprinzen ganz eingeschränkt worden wäre: so beschloß das Kabinet auf des Prinzen Vorschlag, und wie man glaubt, nach dem Rathe des Grafen Arcos, vor der Vollendung des portugiesischen Grundgesetzes die Regierungsform nicht zu ändern, und die Versammlung in der Börse aufzuheben. Ein Bataillon Jäger besetzte hierauf, um drei Uhr des Morgens vor dem Osterfeste, die Zugänge

zu der Börse, und da die Versammlung nicht auseinander ging, so brauchte sie Gewalt. An 40 Bürger wurden getödtet, einige hundert verwundet, viele verhaftet, und mehrere, die aus den Fenstern am Ufer des Meeres sich retten wollten, ertranken. Hierauf schiffte sich der König am 26. April ein, mit seiner Familie, den Ministern, dem diplomatischen Corps und den zu den Cortes erwählten Deputirten von Rio Janeiro nebst einem Gefolge von 3000 Personen. Der Kronprinz, Don Pedro, welcher als Regent, wozu ihn der König ernannt hatte, in Brasilien zurück blieb, stellte sogleich Mißbräuche ab und traf mehrere nützliche Einrichtungen; allein er konnte das öffentliche Vertrauen nicht wieder gewinnen. Die portugiesischen und brasilianischen Truppen, nebst einem Theile der Einwohner, verschworen sich auf's neue, und nöthigten den Prinzen am 5. Junius die Beschlüsse der Börsenversammlung vom 21. April anzunehmen, nach welchen er die Grundlagen der portugiesischen Verfassung beschwor, den Grafen Arcos nach Lissabon schickte, (wo er in dem Fort Belem den Ausgang seines Prozesses erwartet), und eine mit der gesetzgebenden Gewalt bekleidete Junta anerkannte, so daß er bloß der Vollzieher der von der Junta gefaßten Beschlüsse blieb. Nur die Junta von Bahia erkannte ihn nicht als Regenten an. Auch in Lissabon zeigte sich ein großes Mißtrauen gegen den König, dessen Flotte am 3. Jul. im Hafen von Belem ankam. Er mußte mehrere, sein Ansehn kränkende, Beschlüsse der Cortes genehmigen, ehe er am 4. Jul. an's Land steigen konnte, worauf er sich in die Kathedrale und dann in den Versammlungssaal der Cortes (in dem schönen Bibliothekssaale des Klosters de las necessidades) begab, und hier auf das Evangelium die Grundlagen der neuen Verfassung beschwor. Nachdem nun König Juan VI., ein neues Ministerium, in welchem jedoch späterhin mehrere Aenderungen eintraten, (im J. 1821 ernannte der König den ehemaligen Prof. der Philosophie zu Coimbra, nachher Diplomat und durch seine Prelecçons philosoficas bekannt, Silvester Pinheiro Ferreira zu seinem Staatsminister) ernannt hatte, übernahm er die Ausübung der vollziehenden Gewalt, und willigte von dem Augenblicke an, ohne Widerrede, in alle Beschlüsse der Cortes, auch wenn sie das königliche Ansehn noch so sehr beschränkten (vergl. d. Art. Cortes in der neuen Folge des Conv. Lex.). Dagegen führte ein lebhafter Notenwechsel mit dem österreichischen Gesandten, Baron von Stürmer, der für eine bei Gelegenheit einer öffentlichen Beleuchtung dem österreichischen Gesandschaftsgebäude vom Pöbel zugefügte Beleidigung keine Genugthuung erhalten konnte, am 22. Aug., die Abreise dieses und des russischen Gesandten, Baron von Thuyll, herbei, worauf alle Verbindung mit diesen Höfen, so wie mit denen von Turin und Neapel abgebrochen wurde. Auch reizten die Cortes durch unweise Beschlüsse Brasilien, besonders Rio Janeiro, zur Trennung von dem Mutterlande; doch war es nur ein Akt der Gerechtigkeit, daß sie die von dem portugiesischen Gouverneur Lecor Baron de la Laguna, am 15. Jul. erzwungne Vereinigung Monte-Video's mit Brasilien, für nichtig erklärten und die Rückgabe dieses Gebiets an Spanien beschlossen. In Portugal ward die bisherige Ruhe durch mehrere Bewegungen zu Gunsten des vorigen Zustandes gestört. In den Provinzen zeigten sich bewaffnete Banden, in der Hauptstadt geheime Umtriebe; es fielen daher häufige Verhaftungen vor; der Patriarch von Lissabon ward verbannt, und in den Verwaltungsstellen trat ein öfterer Wechsel ein. Die Cortes selbst, unter welchen jedoch mehrere

Abgeordnete durch Einsicht und Beredtsamkeit sich auszeichneten, beharrten bei ihren überspannten Ansichten von Freiheit und Gleichheit, ohne jedoch für Brasilien dasselbe Recht anzuerkennen, daher sich dieses Land, am Ende des J. 1822, gänzlich von Portugal losriß. Der Regent, D. Pedro, befand sich in der gefährlichen Lage, entweder sich an die Spitze der Partei der Unabhängigen stellen, oder befürchten zu müssen, daß Brasilien eine Republik wurde. Er konnte, ohne eine neue Revolution zu veranlassen, den Beschlüssen der Cortes, die ihn zurückriefen, nicht gehorchen. Um also Brasilien, wie es ihm sein Vater zur Pflicht gemacht hatte, dem Hause Braganza zu erhalten, gab er den Vorstellungen seiner Minister (die Brüder Andrade) nach und nahm den Titel eines Kaisers von Brasilien an. Die Krönung erfolgte am 1. Dec. zu Rio Janeiro. Allein die Provinz Rio Grande und Bahia, wo sich portugiesische Truppen unter dem General Madeira befanden, blieben der Sache des Mutterlandes treu. Desto größer ist die Erbitterung der eingebornen Brasilianer gegen Portugal, und der Kaiser D. Pedro hat diesen Haß durch seine in den heftigsten Ausdrücken gegen die Cortes erlassnen Bekanntmachungen noch mehr aufgereizt. Indessen ist sein Thron weder von den europäischen Mächten anerkannt, noch ruht er in Brasilien selbst, wo die Anhänger der Demokratie das monarchische System der neuen Regierung fortwährend bedrohen, auf festen Grundlagen. In Portugal ward die Verfassung vollendet und am 1. Okt. 1822 von dem Könige beschworen, dessen Gewalt dadurch so beschränkt wurde, daß sie sich nur durch die Erblichkeit von der Würde eines Präsidenten der vereinigten Staaten unterschied. Bald nachher schloß Don Juan VI. die Sitzung der außerordentlichen Cortes am 4. Nov. Am 1. Dec. ward die Versammlung der ordentlichen Cortes eröffnet, welcher der König den Antrag machen ließ, die Königin Carlotta (eine spanische Infantin), weil sie die Constitution nicht beschwören wolle, sobald ihr Gesundheitszustand es erlaube, aus dem Königreiche zu verweisen, um dadurch das Dekret der Cortes in Ausübung zu bringen, wornach jeder, der den Eid verweigert, das Königreich verlassen muß. Die Königin erwartete nun auf dem Lustschlosse Ramalhao ihre völlige Wiederherstellung, um dann nach Frankreich oder Lucca zu gehen. Während sich jetzt die Cortes mit der Umbildung der Gesetze, Rechtspflege und andrer Zweige der innern Verwaltung, bis zum Schlusse ihrer Sitzung am 31. März 1823, beschäftigten, ward Portugal von Außen her durch den Krieg Frankreichs gegen Spanien (s. d. A.), und von Innen durch den Aufstand der Truppen und Bewohner der Provinzen Minho und Traz os Montes, unter dem Grafen Amarante, bedroht. Indeß erhielt die Regierung von dem Minister Canning die bestimmte Versicherung, daß Großbritannien Portugal, sobald dessen Unabhängigkeit von einer andern Macht bedroht werden sollte, jede Unterstützung zu leisten sich verpflichte, indem die Verhältnisse, welche früher zwischen beiden Nationen Statt gefunden, durchaus nicht verändert seien. Auch Frankreich erklärte, daß es an keine feindliche Ueberziehung Portugals denke; weßhalb der Oberfeldherr des französischen Heers in Spanien, der Duc d'Angouleme jede Verbindung mit dem von der portugiesischen Regierung geächteten Anführer der portugiesischen Insurgenten, dem Grafen Amarante, welchen der General des Königs Juan VI., D. Rego, nach mehrern blutigen Gefechten, aus den nördlichen Provinzen vertrieben und bis nach Spanien verfolgt hatte, ablehnte. Gleichwol glomm in Portugal noch im-

mer das Feuer des Aufstandes fort; Graf Amarante nahm sein Hauptquartier in der spanischen Provinz Zamora und eine portugiesische Regentschaft trat (Mai 1823) in Valladolid zusammen, unter dem Vorsitz des verbannten Patriarchen von Lissabon. Unterdessen war aber schon der geheime Plan, die Constitution umzustürzen, zur Reife gediehen. Mehrere Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit, an ihrer Spitze die Königin, hatten, wie der Morning Chronicle versichert, unter Mitwirkung des englischen (oder nach Andern, des französischen) Kabinets, das seinen Einfluß in Portugal wieder herstellen wollte, daran im Stillen gearbeitet, und als man des Beistandes der Offiziere der Linientruppen gewiß war, foderte die Königin ihren Sohn, D. Miguel (geb. 1802) auf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Er verließ den König, seinen Vater, der mit Allem unbekannt, seinen Entschluß, die beschworne Verfassung aufrecht zu erhalten, nochmals öffentlich erklärte, am 27. Mai, und begab sich, von dem Brigadier José de Souza de Sampayo, dem Obersten d'Oneil, und Simao da Sylva Terroz begleitet, nach Villafranca, wo sich die Generale Pampelona, die beiden Silveira und viele Offiziere nebst einigen Regimentern und mehrere Große mit ihm vereinigten. Der Infant foderte nun die Nation, den Adel und die Geistlichkeit auf, sich unter der königlichen Fahne gegen das anarchische System der Cortes zu erheben, indem er versprach, daß der König seinen Völkern eine Constitution geben, und ohne zum Despotismus zurückzukehren oder Reactionen zuzulassen, alle Stände in ihre Rechte wieder einsetzen werde. Zu gleicher Zeit hatten in Lissabon, wo bereits der General Sepulveda, derselbe, welcher in Oporto am 24. Aug. 1820 an die Spitze der Revolution sich gestellt hatte, gewonnen war, einzelne Mitglieder der Cortes und einige Minister, den Plan befördert, durch einen Aufstand der Truppen die Partei des einflußreichen Deputirten Moura und der überspannten Liberalen zu stürzen, um nach dem Rathe des englischen Kabinets, eine den repräsentativ-monarchischen Staaten Europa's ähnliche Verfassung mit zwei Kammern an die Stelle der bisherigen einzuführen. Der Tag des Frohnleichnamsfest ward von den Anhängern des Infanten zur Fortführung des Königs aus seinem Schlosse Bemposta bestimmt; allein Sepulveda, der bereits den Cortes, den Nationalgarden und den Milizen verdächtig geworden war, zögerte aus Furcht, und ging erst am Abend des 29. Mai mit einem Theile der Truppen zu dem Prinzen über, der ihn aber, um ihn vor der Wuth seiner Soldaten zu schützen, als Staatsgefangnen nach dem Fort Peniche bringen ließ. Vergeblich suchten die Cortes ihre Sache durch drohende Beschlüsse zu retten. Schon hatten sich die Besatzungen in den Provinzialstädten und mehrere Große für den Infanten erklärt; General Rego that dasselbe den 4. Jun., und Graf Amarante zog mit seiner Schaar aus Spanien herbei. Nun trat auch das in Lissabon zurückgebliebne 18. Regiment unter die Fahne des absoluten Königs, und Juan VI. begab sich, dem Verlangen der Soldaten nachgebend, in das Lager des Infanten zu Villafranca, wo die übrigen Glieder der königlichen Familie aus Queluz eintrafen. Hierauf ernannte er, als Souverän, den General Pampelona zum Kriegsminister, den Grafen Palmela zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Oliveyra zum Minister des Innern und Dos Arcos für die Finanzen, setzte die Königin in ihre durch das Dekret vom 4. Dec. 1822 verlorne Rechte wieder ein, erklärte die Constitution der Cortes von 1822 für ungültig, und versprach sei-

Digitized by Google

nen Völkern eine andre zu geben. Als die Cortes in Lissabon sahen, daß ihre Sache verloren war, erließen sie eine von 60 Deputirten unzeichnete Protestation gegen die neue Ordnung der Dinge und hoben ihre Versammlung auf. Mehrere von ihnen aber, einige Minister und Beamte, die für ihre Sicherheit besorgt waren, schifften sich mit dem Aschenkruge des vor diesen Ereignissen gestorbnen Deputirten D. Manoel Fernandez Thomaz nach England ein. Hierauf hielt der König, nebst den Infanten D. Miguel und den Infantinnen, am 5. Jun. seinen Einzug in Lissabon, wo Unterwerfungs- und Huldigungsschreiben aus Oporto und andern Städten der Monarchie, die zum Theil das Verlangen nach Wiederherstellung der absoluten Gewalt ausdrückten, ihm überreicht wurden. Denselben Zweck schienen die Urheber der Gegenrevolution zu haben; auch war es der Wunsch der Offiziere und Soldaten. Nur der König blieb fest bei seiner ersten Erklärung, die absolute Gewalt nicht wieder übernehmen zu wollen. Er ernannte jetzt den Infanten D. Miguel zum Generalissimus des Heers mit Sitz und Stimme im Kriegsministerium, und den Simao da Sylva Terroz zum Generalintendanten der Polizei des Königreichs; sodann stellte er die mit Frankreich und andern Höfen abgebrochnen Verbindungen wieder her, hob den Vertrag mit Spanien vom 8. März 1823 auf, und schickte Bevollmächtigte nach Brasilien, um dieses Land der Monarchie zu erhalten. Hierauf wurden die Nationalgarden und die Milizen in Lissabon und in den Provinzen entwaffnet, den geistlichen Stiftungen, Klöstern ꝛc., ihre Güter zurückgegeben, der im März auf Befehl des Königs geächtete Graf Amarante in seine Rechte und Würden wieder eingesetzt und der Patriarch aus seiner Verbannung zurückberufen, mehrere Anhänger der Cortes aber verhaftet, andre verwiesen und eine Censur, bis zur gesetzlichen Bestimmung der Preßfreiheit, angeordnet. Endlich ward eine Junta ernannt, die sich mit der Abfassung eines monarchisch-repräsentativen Staatsgrundgesetzes beschäftigen soll. So hat Frankreich ohne Waffengewalt, das demokratische Prinzip in Portugal besiegt und durch den von Ramalhao aus geleiteten Umschwung der Dinge in Lissabon die spanische Constitution in den Rücken genommen und überflügelt. (Den Erfolg der monarchischen Umbildung Portugals wird der Art. Portugal in der neuen Folge des Conv. Lex. enthalten). K.

Portugals gegenwärtiger statistischer Zustand. Dieser Staat ist durch seine Lage, seinen Himmelsstrich, seinen Boden und durch den Geist seiner Bewohner, so wie durch ruhmvolle historische Erinnerungen, zu einer ausgezeichneten Stelle in der Reihe der Staaten Europa's berufen; allein er hat bei weitem noch nicht den Grad von Wohlstand erlangt, den er ehemals besaß, und dem er seit Kurzem mit verjüngter Kraft wieder entgegenstrebte. Portugal, nach Abend und Mittag vom atlantischen Meere umflossen, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht an die spanischen Provinzen Andalusien, Estremadura, Leon und Gallizien grenzend, ist einer der Blüthen- und Blumengärten Europa's, den wechselnd Citronen- und Olivenwälder beschatten. Es begreift einen Flächenraum von 1933 Q. M. (Flußmündungen und Meerbusen umfassen davon 14 Q. M.) und hat 3,173,000 Bewohner. Der Staat besteht aus zwei Königreichen: 1) Portugal, das die Landschaften Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Estremadura, Beira und Alentejo begreift; 2) Algarve. In Asien besitzen die Portugiesen die Stadt Goa (s. d.), Diu an der Küste von Cambajo und einen Theil der Insel Timor, endlich die wich-

tige Handelsstadt Macao (zusammen 50 Q. M. mit 148,800 Einw.); in Afrika die meisten europäischen Niederlassungen, welche früher hauptsächlich zum Negerhandel benutzt wurden, die Insel St. Thomas an der Küste von Guinea, und die Küstenstriche vom Cap Nero an bis zur Insel Fernando del Po, ferner im Nordwesten von Afrika die Inseln Madeira, Porto Santo, die zehn Inseln des grünen Vorgebirges (wenig einträglich), die neun azorischen Inseln und die Statthalterschaften Angola und Mozambique, zusammen 460,000 Einw.; die reichste Besitzung aber ist Brasilien mit Guiana (s. d.), die eine Volksmenge von 4 Mill. haben. Portugal ist im Ganzen gebirgig, und hat nur zwei ausgedehnte Ebenen, die eine in Alentejo, die andre in Beira. Die Bergthäler sind besonders in Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge sind fortlaufende Arme des großen Gebirgsstocks in Spanien, das auch seine großen Flüsse, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (in Spanien Duero) und den Minho ihm sendet. Landseen hat Portugal nicht, nur einige Bergseen. Mineralquellen sind häufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, so hat es doch bei weitem nicht die sengend heiße Gluth, welche im mittlern und südlichen Spanien herrscht; die Seewinde erfrischen die Küstengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Portugals Luft ist daher meist angenehm und ausgezeichnet gesund. Im Januar beginnt der reizendste Frühling; vom März an ist die Witterung ungleich, bald Regen und Stürme, bald trockne Hitze. Die Ernte ist im Junius. Vom Ende des Julius bis zu Anfange des Septembers verwelkt der frische Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne, und so günstig die Witterung im Ganzen ist, so wird doch diese Dürre dem Ackerbaue zuweilen nachtheilig. Künstliche Bewässerung kennt man fast nur in den Gärten. Regen ist im Sommer selten. Nach heißen Tagen sind die Abende und Nächte sehr kühl. Wenn gegen Ende des Septembers der erste Regen die Erde getränkt hat, wird sie auf's neue mit frischem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und neue Blüthen schmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Novembers eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüsse, die aber nicht anhaltend sind, und mit heiterm Wetter abwechseln. Nur in den nördlichen Gegenden herrscht dauernde Winterkälte, in den südlichen aber ist der Schnee eine sehr seltne Erscheinung. Gewitter sind nur im Herbste und Winter. Portugal ist reich begabt mit Naturschätzen, würden sie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber so verleitet das Klima und die Ergibigkeit des Bodens die Portugiesen, wie größtentheils die Südländer, leicht zur Trägheit, und sie widmen sich mehr dem Handel als dem Ackerbaue und Kunstfleiße. Der ehemals eifrig betriebne Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern sich unverkennbar zeigen, wird ganz vernachlässigt, theils wegen Brasiliens Goldgruben, theils weil Menschenhände und Brennstoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eisenminen in Estremadura bearbeitet. Kupfer, Eisen, reiche Arsenikkiese, Wismuth, schöne Marmorarten, finden sich in mehrern Landschaften, aber Edelsteine sind selten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt, desto mehr Seesalz aber gewonnen. Auch der Getreidebau ist jetzt minder ergibig als in früherer Zeit, z. B. im 13. Jahrh., wo Portugal Getreide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen und deren Folgen, die Auswanderung in die neu gegründeten Ansiedelungen und der steigende Seehandel entzogen

dem Ackerbaue so viele Hände, daß dieser Zweig der Betriebsamkeit des Volks seit dem 15. Jahrh. zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwissenheit der Bauern, der Druck, worunter sie leben, die großen Besitzungen der Geistlichkeit, der Mangel an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung seit Pombal's Verwaltung den Ackerbau zu befördern suchte, so ist noch immer eine beträchtliche Getreidezufuhr nöthig. Kartoffeln werden wenig gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel (helianthus tuberosus). Reichlich gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Oel gewonnen, das aber wegen ungeschickter Behandlung gewöhnlich schlecht ist; das beste kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert sowol für das einheimische Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Tischweine und verschiedne Arten süßer Weine. Die rothen Portweine sind die bekanntesten, und werden vorzüglich nach England ausgeführt, im J. 1815 nur 36,954 Pipen (sonst 90,000), davon 31,642 nach England und 3915 nach Brasilien. Im J. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwischen dem Weinbaue und dem Getreidebaue zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Rouga gelegnen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Estremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward fast ein Drittheil des Weinbaues vernichtet, aber seit Pombal's Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wieder hergestellt, weil sie durch Weinbau mehr als durch den einträglichsten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich erzeugt. Die Forstwissenschaft ist unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz schon selten. Die Viehzucht ist, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch sehr im Verfall, theils wegen der dem Graswuchse nachtheiligen Sommerdürre, theils weil es an künstlichen Wiesen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Auch wird sie durch die Menge von Fasttagen, welche beinahe den dritten Theil des Jahrs betragen, niedergehalten. Am beträchtlichsten ist die Viehzucht in Beira, Minho und Estremadura. Die Ochsen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber schön gebaut sind, ist kein Ueberfluß. Maulthiere sind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht ist besonders in Beira sehr bedeutend. Die Wolle ist der spanischen ähnlich, doch nicht so fein. Kühe werden wenig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch genossen oder zu Käse gebraucht wird. Die portugiesischen Schweine sind der sinesischen Abart ähnlich, und werden sehr fett. Truthühner werden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht genug Wachs zum kirchlichen Gebrauche. Die ehedem beträchtliche Seidenerndte hat in neuern Zeiten angefangen, sich wieder von ihrem Verfalle zu erholen, und im J. 1804 wurden schon 61,700 Pfund Seide gewonnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirsche, wilde Schweine, Kaninchen und wenig Hasen. Rothe Rebhühner sind häufig, sonst aber gibt es wenig Vögel, dagegen sind die Flüsse reich an Fischen, besonders der Tejo. Gleichwol ist der einheimische Verbrauch so groß, daß Zufuhr von Stockfischen und Kabeljau nöthig ist. Die Engländer, Nordamerikaner und die nordischen Seefahrer versorgen das Land damit, während die Portugiesen im 16. Jahrh. bedeutenden Antheil am Stockfischfange bei Neufundland hatten. Die Bewohner des schönen Landes sind, wie die Spanier, ein Gemisch von Celten (den Urbewohnern), Karthagern, Römern, Deut-

schen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abgenommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Millionen bewohnt. An der schwachen Bevölkerung sind vorzüglich Schuld die vielen Majorate und die geringe Vertheilung des Grundeigenthums, so wie der Umstand, daß der eigentliche Feldbauer sehr selten zugleich Grundeigenthümer ist; daher auch die häufige Auswanderung. Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern eingetheilt; jener bestand im J. 1805 aus 65 Geschlechtern, unter welchen es viele reiche gab. Für Edelleute, welche in des Königs Dienst verarmt oder gebrechlich werden, ist eine Anstalt in Belem (nicht weit von Lisboa), worin sie mit der Kleidung des Christordens versehen und gut verpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt sich, nach Link u. a. Reisenden, der Volkscharakter auf das Vortheilhafteste, besonders in den nördlichen Landschaften, wo die den Portugiesen eigne aufrichtige Höflichkeit und Freundlichkeit, vereint mit traulicher Gastfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit, zu finden ist. Haß gegen die Spanier hat sich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Umgang unter den vornehmen Städtern wird durch steife Förmlichkeit lästig. In den Städten gibt es wenig öffentliche Belustigungen. Stiergefechte sieht man in der Hauptstadt. Unter den Geistlichen zeichnen sich manche jetzt mehr als vordem durch Gelehrsamkeit aus. Die Zahl aller Geistlichen schätzte Ebeling, mit Unrecht, vor dem J. 1818 auf 200,000. Nach Balbi beträgt sie gegenwärtig nicht über 29,000. Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lisboa seinen Sitz hat, und unter welchem neun Bischöfe, fünf im europäischen und vier im außereuropäischen Gebiete stehen. Die übrigen zehn portugiesischen Bischöfe stehen unter den Erzbischöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Bischöfe. Noch gab es in Portugal nach Balbi im J. 1821, 360 Mönchsklöster mit 5760 Religiosen und 607½ Mill. Reis Einkünften, und 138 Nonnenklöster mit 3093 Schwestern und 363 Mill. Reis Einkünften. Portugals Gelehrte zeichnen sich jetzt durch rühmliche Thätigkeit aus, (z. B. Bettencourt, José Bonifacio d'Andrade, Fragoso, Monteiro) und die Wissenschaften haben sich gehoben, obgleich der Zustand der Gelehrsamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe ist, welche sie in der glänzenden Zeit des 16. Jahrh. erstiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbesserungen erhalten, ist aber, mit deutschen Lehranstalten verglichen, in schlechtem Zustande. In der Hauptstadt sind vier Schulen für klassische Sprachen und gemeinnützige Wissenschaften. Das seit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium ist eine der besten Lehranstalten. Seit 1799 besteht ein Oberschulrath, der aber für die Verbesserung der sehr schlechten Volksschulen sich noch nicht wirksam gezeigt hat. Viele Portugiesen haben, auf Kosten der Regierung, wissenschaftliche Reisen gemacht und vorzüglich das naturhistorische Fach durch ihre Beobachtungen bereichert. Seit 1822 besteht in Lissabon eine Sociedade literaria patriotica, welche ein gut ausgestattetes Museum unterhält und Annalen herausgibt. Aehnliche Vereine sind in Oporto u. a. Städten entstanden. Zur Belebung des vaterländischen Kunst- und Gewerbefleißes hat sich kürzlich in Lissabon eine Gesellschaft gebildet. Denn bisher konnte die inländische Betriebsamkeit nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld der geringen Vermögensvertheilung, so wie der Festhaltung des großen Grundbesitzes in wenig Familien war. Als man anfan-

gen wollte, sie zu beleben, geschah der große Mißgriff, daß der König mehrere Manufakturen übernahm, daß für andre Erzeugnisse des Kunstfleißes ausschließender Alleinvertrieb eingeführt ward und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Auch hier wirkte Pombal kräftig leider aber nur durch gewaltsame Maßregeln. Seit Kurzem hat zwar der Kunstfleiß Fortschritte gemacht, doch sind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugnisse des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugnisse, hinsichtlich der Güte und des Preises, ausländischen gleich stellen. Die wichtigsten sind Wollenwaaren-, Seiden-, Baumwolle- und Hutmanufakturen, Leinwandwebereien (besonders in Minho) und Glasfabriken. Die meisten Tuch- und Wollenzeugfabriken gehören dem Könige, der sie auf gewisse Jahre an Gesellschaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausschließenden Betriebs übergibt. Die wichtigsten Seidenmanufakturen sind in Lisboa, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim, und beschäftigten vor dem J. 1808 schon 27,000 Menschen; sie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugnisse aber sind zum Theil unvollkommen und hoch im Preise. Zwar steht der Handel dieses Landes auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zustand desselben mit dem Zeitpunkte vergleicht, wo Portugal unter den ersten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten ist Manches geschehen, denselben von dem Auslande unabhängiger zu machen. Ein wichtiges Hinderniß des Binnenhandels ist der Mangel an guten Heerstraßen und andern, die Waarenzufuhr erleichternden Anstalten. Es gibt keine Kanäle, und die wenigen schiffbaren Flüsse sind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländische Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenstände des Alleinhandels der freien Betriebsamkeit überlassen, und nur den Handel mit Diamanten, Tabak und Brasilholz sich vorbehalten. Alle in den Häfen verzollte Waaren wurden von den Landzöllen, welche sie früher hatten entrichten müssen, befreit. Vergleicht man aber die Ausfuhrwaaren mit den zu dem einheimischen Bedürfnisse nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigen Völkern erhält, so neigt sich allerdings die Handelswage nicht zu seinem Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die sich desselben durch den Methuen-Vertrag von 1703 bemächtigten; doch hat seit Pombal's Verwaltung der englische Handel nach Portugal etwas abgenommen. England erhält in diesem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugnisse seines Kunstfleißes, welche das Bedürfniß der Portugiesen und ihrer außereuropäischen Niederlassungen verlangt. Ehedem waren bloß englische Schiffe bei dem Handel zwischen Portugal und England beschäftigt, in den neuern Zeiten aber ward derselbe schon zur Hälfte mit portugiesischen Schiffen betrieben, und den Verkehr mit Irland führten bloß portugiesische Fahrzeuge. Der portugiesische Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird fast ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meisten Zweige des ausländischen Handels würden dem Reiche sehr nachtheilig sein, wenn nicht durch den Kolonialhandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Brasiliens reichen Erzeugnissen ruht Portugals Handel; dieser wird ganz mit eigenen Schiffen (im J. 1815 mit 400) betrieben. Jede Woche ging bisher ein Packetbot nach Rio Janeiro. Nach Canton schickt jetzt Portugal 12 Schiffe, und außerdem nach Ostindien 80, die meistens Piaster dahin, und Rhabarbar, Pfeffer, Thee, Baumwolle, indische Zeuge ꝛc.

zurückbringen. Nach Balbi betrug im J. 1805 die Einfuhr Portugals beinahe 128 Mill., die Ausfuhr aber über 147 Mill. Franken; von jener kam auf Englands Rechnung ein Viertel, von dieser ein Drittel. Seit der Verlegung des Hofes nach Brasilien (1807) war die Bilanz des Handels so sehr gegen Portugal, daß es endlich eine englische Kolonie zu werden befürchten mußte. Die Cortes machten den Staat von dieser Abhängigkeit los, indem sie auf alle englische Manufakturwaaren, vorzüglich auf Wollenzeuge, einen Eingangszoll von 60 p. C. des Werthes legten. Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geschlechtsgütern des Hauses Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Akcise, aus den Zehnten der Getreideernte, aus der Steuer der Geistlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinnde der königl. Manufakturen, dem Münzregale, dem Verkaufe der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundsteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Gebetbüchern, Spielkarten, Diamanten, Tabak und Brasilienholz), betrug bisher 14 Mill Thaler, die Ausgaben des Staats aber beliefen sich auf 17 Mill. Thaler. Seit Brasiliens Abfall ist das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe noch mehr gestiegen. Nach dem Budget von 1822 belief sich das Staatseinkommen auf 17,285,000 Cruſaden, (19 gr. 6 pf.) die Ausgabe aber auf 21,302,500 Cruſaden. Die Staatsschuld, welche 250 Mill. Franken betrug, war durch Rückstände und durch das Papiergeld noch höher angewachsen. Zu ihrer Tilgung haben die Cortes einen Theil der Kirchengüter bestimmt. Auch errichteten sie 1821, eine Nationalbank zu Lissabon mit einem Kapital von 10,000 Aktien zu 500,000 Reis (3,250 Fr.) wodurch der Werth des Papiergeldes wieder gestiegen ist. Die portugiesische Kriegsmacht, einst so ruhmvoll unter den tapfersten Völkern, war seit dem Anfange des 18. Jahrh. in den tiefsten Verfall gerathen. In dem Kriege mit Napoleons Heeren und gegen dieselben ist, der kriegerische Geist des Volks neu erwacht. Seit 1808 organisirten Beresford und Wilson das portugiesische Heer, und es hat unter Wellington's Anführung den Ruhm seiner alten Tapferkeit wieder errungen. Seit 1816 bis 1820 stand dasselbe ganz unter dem Marschall Beresford (Herzog von Elvas und Marquis de Campo Mayor). In Portugal standen bisher 25,000 M. Linientruppen und 33,600 Landmiliz. In Brasilien 24,000 M. Linientruppen und 50,000 M. Milizen, ohne das Neger- und Mulattencorps. Nach einem Beschlusse der Cortes von 1823, sollte die Miliz den Linientruppen einverleibt und das Heer auf 50,000 M. gebracht werden. Portugals Seemacht, im 15. und 16. Jahrh. die größte der Welt, ging unter der spanischen Herrschaft zu Grunde, und was späterhin unter den ersten Herrschern des Hauses Braganza hergestellt wurde, war wieder verfallen, als Pombal auch hier ein neuer Schöpfer war, der schon 1768 wieder 10 Linienschiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüstet hatte. Vor dem letzten Kriege zählte man 14 Linienschiffe, 16 Fregatten, und mehrere kleine Kriegsschiffe, welche bei der Flucht der königlichen Familie mit nach Brasilien geführt wurden. Im J. 1823 bestand die Flotte nur noch aus 3 Linienschiffen, 3 Fregatten, 9 Corvetten, 5 Briggs, 8 Lastschiffen und 7 Paketböten; sie waren sämmtlich in schlechtem Zustande. In Brasilien waren 3 Linienschiffe, 3 Fregatten, 2 Corvetten und 1 Brigantine zurückgeblieben. Algarve und die Azoren liefern die besten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derselben betrifft, bestehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Brasilien wachsen, und sind

zum Theil dort, zum Theil in Lisboa gebaut, wo sich eine Docke, die Vierundsiebenziger faßt, und gute Schiffswerfte befinden. Die Bauart der Schiffe ist vortrefflich. Sie sind gute Segler. Der Algarver ist der beste Matrose. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal ist Lisboa, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seekadetten-Akademie und eine königliche Seeschule gab. Die gesammte Monarchie, oder das d. 20. März 1816 zu einem Königreiche vereinigte Portugal, Brasilien und die beiden Algarvien, (Algarve dies- und jenseits des Meeres; jenes erstreckt sich vom Cap S. Vincente bis an die Mündung der Guadiana, dieses begriff die ehemaligen Eroberungen der Portugiesen im nordwestlichen Afrika), enthält, nebst den Kolonien, auf 101,958 Q. M., 8,646,000 Einw. Portugal und Algarve war bisher in 44 Comarcas getheilt: allein die Grenzen der bürgerlichen, geistlichen und militärischen Gewalt, so wie die der richterlichen, Finanz- und andrer Behörden liefen so in einander, daß eine geordnete Verwaltung unmöglich war. Die Cortes hatten daher das Königreich in 13 Provinzen getheilt, und die Verwaltung in allen Zweigen einfacher geordnet. Doch sind die bürgerlichen und peinlichen Gesetzbücher noch nicht vollendet, und in dem gerichtlichen Verfahren hat man bis jetzt bloß der Käuflichkeit des Rechts vorbeugen können. Der König hat seit 1749, vom Papste Benedikt XIV., den Titel: Rex fidelissimus (s. Allergetreueste Majestät) erhalten. Der Kronprinz heißt: Kronprinz der vereinigten Königreiche Portugal, Brasilien und Algarvien, Herzog von Braganza. Der jetzige, Peter von Alcantara, vermählte sich d. 13. Mai 1817 mit der zweiten Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich. Die übrigen Glieder des königlichen Hauses heißen Infanten. Der König, dessen Civilliste 1,293,500 Cruſaden betragen sollte, ertheilte bisher 7 Ritterorden: den militärischen Christorden; den Civil-Verdienstorden de Sant Jago; den Militär-Verdienstorden von Avis; den weiblichen Orden der heil. Isabella; den militär. Thurm- und Schwertorden; den Orden der Treue, und den bei Gelegenheit der Huldigung am 6. Februar 1818 zu Rio Janeiro gestifteten militärischen Orden der heil. Jungfrau von Villa Vizosa (auch der Orden unsrer lieben Frau von der Empfängniß genannt). Die Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit sind Schuld gewesen, daß die alten Grundverträge zwischen der Nation (durch die Cortes) und den König bisher nicht mehr galten, daher hat das demokratische Prinzip in dem neuen Grundgesetze vorgeherrscht. (S. den vorigen Art.). Außer Murphy's, Link's, Ruder's, Chatelet's, Costigan's, Southey's und andern bekannten Reisebeschreibungen, sind Antillon's Geografia de España y Portugal (Valencia 1815) und vorzüglich über den ältern und den neuesten Zustand Portugals; Balbi's Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve, (Paris 1822, 2 voll.) und desselben Verfassers Variétés politico-statistiques sur la Monarchie Portugaise (Paris 1822) zu vergleichen. K.

Portugiesische Sprache und Literatur. Zu den romanischen Sprachen, die aus der Vermischung der römischen und germanischen entstanden sind, gehört auch die portugiesische. Sie ist keine Mundart der castilianischen; denn außer der Verschiedenheit des Baues und der Aussprache ward sie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht sie ihr nach Ruders, wie ungefähr das Dänische dem Schwedischen. Ueber die Beimischung des Arabischen hat Fr. Joao de Sousa (Vestigios da lingua arabica em Portugal) ein gutes Buch geschrieben.

Als Heinrich von Burgund seine Residenz zu Guimaraens nahm, zog er viele Franzosen in's Land, wodurch mehrere französische Ausdrücke in die Sprache kamen. Der Nationalgeist der Lusitanen wandte sich von jeher mit Liebe zu der Muttersprache, und strebte jedes Fach der Literatur ihr anzueignen; doch geht der Vaterlandssinn des Portugiesen in der Bewunderung seiner Sprache wol zu weit. Franc. Diaz Gomes, ein berühmter portugiesischer Schriftsteller und Dichter, nennt sie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenständen angemessen, und in der Aussprache mit der Schreibart übereinstimmend." Die Zartheit und das Gesangreiche derselben gab ihr selbst in Spanien den Beinamen der Blumensprache. Indeß ist ihre Aussprache für den Ausländer schwer, besonders was die Nasen- und Kehllaute betrifft. Im j und ch, in den Nasentönen, den stummen Endungen gleicht sie der Aussprache der französischen. Sismondi nennt die portugiesische Sprache, mehr witzig als richtig, un castillan desossé, ein ausgebeintes Castilianisch, weil die Portugiesen gewöhnlich die mittlern Consonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelassen haben, und z. B. statt dolor dòr, statt Alfonso Afonso sagen. Als die beste Sprachlehre nennen wir Pedro José de Figueiredo's Arte da Grammatica Portugueza, Lisboa 1799, 8. 116 S., und als das beste Lexicon die umgearbeitete Ausgabe des Bluteau von dem Brasilianer Anton de Moraes Silva, 2. Bd. 4. Lisboa 1789. Für den gesellschaftlichen Ton hat die portugiesische Sprache Vorzüge vor der spanischen. Sie ist kürzer, leichter, einfacher; ein Gezisch, das sich für liebenswürdige Plauderei eignet. Auch ähneln der portug. Umgangston und der Geist des Volks sehr dem französischen, wie dieser vielleicht ehemals war; denn der Portugiese hat sich noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunstlose erhalten. Der Reichthum an Synonymen, Diminutiven und Augmentativen macht seine Sprache sehr ausdrucksvoll und unendlich mannichfach; dabei ist sie bündig und bestimmt, weil fast alle Hauptwörter ihre Bei- Zeit- und Umstandswörter haben. Eine Menge derselben lassen sich ohne Umschreibung in andern Sprachen nicht ausdrücken. Uebrigens ist die portug. Sprache fast das einzige sichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des portug. Reich; denn sie ist noch die allgemeine Handelssprache in Indien und Afrika. Die portug. Literatur ist ziemlich vollständig, ohne reich zu sein; in allen Fächern findet man glückliche Versuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyrischen und bukolischen Dichtkunst. Doch ist die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poesie hat Glanz und Gefühl, viel epische Würde, Geist und dramatische Lebendigkeit, aber wenig ideale Hoheit; doch muß sie als die Hauptseite der portug. Literatur angesehen werden, denn die Prosa ist bei dieser musikalischen und kindlichen Nation, die ohne Philosophie und Kritik weder in der Historiographie, noch in der Redekunst sich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben, woran vorzüglich die spanische Herrschaft und dann die Inquisition Schuld gewesen sind. Sie wurde und blieb schwülstig, geziert; die alte Kraft, die natürliche Anmuth verloren sich. In Ludwigs XIV. Zeitalter ahmte man den Franzosen nach und nahm viel Gallicismen auf. Erst unter Pombal erhoben die Dichter die Sprache auf's neue; seitdem ward auch die Prosa reiner und einfacher. Pombal zuerst verbannte die scholastische Logik und Metaphysik von den Lehrstühlen zu Coimbra; aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachlässigt; man übersetzt fast nur Dichter. Im ganzen Königreiche gibt es nach Balbi nur acht Schulen für die grie-

chische Sprache. Ihre ersten Kenntnisse verdanken die Portugiesen in der Philosophie, Botanik, Medizin, Astronomie, Kosmographie und der hebräischen Sprache, größtentheils den Juden. Die wissenschaftliche Literatur, besonders die mathematische und die naturhistorische, ist nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme; und unter den 3 Millionen Portugiesen soll es kaum 500 Leser wissenschaftlicher Bücher geben. Nach Balbi wurden in Portugal von 1801 bis 1819, ungefähr 1800 Werke gedruckt, darunter über 1200 Originalwerke, 430 Uebersetzungen, 57 periodische Schriften, 40 neue Ausgaben. Außerdem ließen noch die Akademie der Wissenschaften und die Universität Coimbra 116 Werke in demselben Zeitraume drucken. Ganz Portugal hat gegenwärtig nur 16 Buchdruckereien: in Coimbra 1, in Porto 3 und in Lissabon 12. Auch gibt es nur in diesen 3 Städten bedeutende Bibliotheken und Buchhandlungen. Der Styl der portugiesischen Prosaiker ist oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer der gutgeschriebnen Lobrede auf d'Alembert, von Stockler, befindet sich in den 7 Bänden der von der portug. Akademie der Wissenschaften herausgegebnen Memorias da Litteratura portugueza auch nicht eine Abhandlung, die sich von Seiten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutschen Familie in Lissabon geboren, Sekretär der Akademie, galt im J. 1805 für einen der besten Köpfe in Lissabon). Doch darf man die neuern portug. Schriftsteller nicht mehr nach dem geschmacklosen Raphael Bluteau beurtheilen. Sie sind vielmehr auf dem Wege, durch Uebersetzungen guter französischer und englischer Prosaiker, besonders im Fache der Romane, ihren Geschmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eignem Boden erwachsen, sind noch im Style der Melusine geschrieben, oder nach dem Muster des ersten portug. Werks in schöner Prosa, des Schäfer- und Ritterromans Menina e Moça, das unschuldige Mädchen, von Bernardim Ribeyro (nebst seinen Eklogen, Lissabon 1559, 8.), welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugiese, in Spanien einführte, und welchen man später in Frankreich und in Deutschland nachahmte. Der beliebteste portug. Nationalroman, die Historia de Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho, 2 Vol. 8. Lisboa 1784, belustigt durch komischen Bombast. Ferner gehört zu den besten Originalromanen der Portugiesen der alte Palmeirim de Ingalterra, den schon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes, 3 Vol. 4. Lisboa 1786, und der Feliz independente, welcher in's Spanische übersetzt, daselbst 6 Auflagen erlebt hat. Der Sprachschatz der portug. Nation läßt sich einigermaßen beurtheilen aus dem Catalogo dos Livros, que se hao de ler para a continuçao do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisboa. 1799. 135 S. 8. Dieses bloß für die Mitglieder der Akademie gedruckte, nicht in den Buchhandel gekommne Verzeichniß, enthält aber nicht alle portug. Schriften. Die ältesten darin sind von 1495 und von 1502. Jenes ist das Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de Saxonia, 4 Vol. Fol., dieses eine Uebersetzung der Reise des Marco Polo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Karte von einem Genueser aufgenommen, por Valentim Fernandes, Lisboa Fol. Von dem Wörterbuche der Akademie ist nur ein Theil im J. 1793 erschienen, ein starker Foliant, der das A enthält, oder den fünften Theil des ganzen Sprachreichthums. Ueber die Geschichte der portug. Literatur selbst

ist Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrh. (4. Bd.) das Hauptwerk, dem Sismondi in seiner Littérature du Midi de l'Europe (im 4. Theile) gefolgt ist. Auch findet man eine kurze Geschichte der portug. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa Rosa de Viterbo, Elucidaçao das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usarao etc. que hoje regularmente se iguorao etc., Lisboa 1798, 2 Vol. 8. und in Balbi's Essai statistique (Par. 1822) II. Die portug. Poesie blühte früher als die castilianische, und alle Nachrichten von der ersten Bildung der Portugiesen, sagt Bouterwek, deuten auf eine ursprüngliche poetische Geistesrichtung der ganzen Nation hin. Die ältesten bekannten portug. Dichter sind aus dem 12. Jahrh.: Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder auch den Portugiesen nicht mehr ganz verständlich sind. Im 13. Jahrh. wurde die Sprache immer regelmäßiger und bestimmter. Der König Dionys in der zweiten Hälfte desselben war Beförderer der Literatur und selbst Dichter. Aus dem 14. Jahrh. wurden Alphons IV. und Peter I. als Dichter genannt; schon in dieser Zeit scheint die italienische Poesie auf die portugiesische Einfluß geäußert zu haben, wie mehrere Sonette beweisen. Don Pedro, Sohn Johann I., übersetzte Sonetten des Petrarca. Mit dem 15. Jahrh. aber, zugleich mit der Heldenzeit der Lusitanen, beginnt die Blüthe der portug. Literatur, wetteifernd mit der spanischen. Das Zärtliche und das Heroische, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und die süße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poesie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer bis nach Afrika hin die Fittige des Muthes bis nach Indien schwang. Diese Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der sie in fernen Landen auf dem Ozean und unter unbekannten Himmelsstrichen entgegengingen, goß in ihre Gesänge einen tiefen melancholischen Liebesschmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, selbst mit ihrer Grausamkeit sich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johanns II. enthalten solche Klagen der Liebe; allein weder Bouterwek, noch Sismondi haben die Sammlungen auffinden können. Der von Joaquim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portug. Cancioneiro aber, welcher Gedichte von 150 Dichtern aus dem 15. Jahrh. enthält, ist nicht weiter bekannt geworden, als nach dem, was darüber in den Memorias de Litterat. portug. steht. Der erste berühmte portug. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel (1495—1521). Er begründete den Dichterglauben der Portugiesen an ein Ideal des Hirtenlebens, so gelehrt und angesehen er übrigens am Hofe Emanuels war. Sein Roman ist oben angeführt worden. Diese Richtung des Geschmacks hat die vielen bukolischen Dichter in Portugal hervorgebracht, die süß, zart, anmuthig und schmachtend, aber auch nicht selten eintönig und frostig sind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Christovao Falcao, Ribeyro's Zeitgenosse, hat in demselben romantischen Mysticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 500 Versen ausgehaucht. Merkwürdig ist es, daß mehrere ausgezeichnete portug. Dichter zugleich in castilianischer Sprache dichteten, wenn sie große Gegenstände besingen wollten; z. B. Franc. de Sà de Miranda (Obras Lisboa 1784, 2 Vol., 8., früher 1560, 1569 und 1614), welcher 1558 starb. Seine beiden Lustspiele os Estangeiros und os Villalpandios befinden sich im zweiten Theile der Ausgabe von 1784; doch zeichnete er sich mehr in

der lyriſchen und didaktiſchen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Antonio Ferreira, den die Portugieſen ihren Horaz nennen, in der Epiſtel die Alten nach. Er ſtarb 1569. Seine Poemas Lusitanos ſind erſchienen Lisboa 1598, 4. und die neueſte Ausg. Lisb. 1771, 2 Th. 8. Sein Trauerſpiel Caſtro (Ines de Caſtro) im 2. Th. der Ausgabe von 1771, iſt nach griechiſchen Muſtern gebildet, und Sismondi zieht es den damals vorhandnen italieniſchen Trauerſpielen vor. Sà und Ferreira werden als die erſten Klaſſiker in der portug. Sprache angeſehen. Ihnen folgte Pedro de Andrade Caminha (Poesias, N. A. Lisboa 1791, 8.) und Diego Bernardes Pimenta (Rimas varias ao bom Jesus etc. Lisb. 1594. O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas. Lisboa 1596, und Flores do Lima. Lisb. 1596) welcher 1596 ſtarb. Sismondi vergleicht ihn mit Marini. Der berühmteſte aller portug. Dichter, der die erſte Epopöe in der neuern Literatur dichtete, iſt Luis de Camoens (ſ. d. Art.). Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgte Thom. Joſ. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. (Obras de L. de Camoens, Principe dos Poetas de Hespanha. Seg. Edic. Lisb. Na Offic. de S. Th. Ferreira. 1782 u. 83). Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters, einen Index, verſchiedne Lesarten und Stanzen in 4 Vol. 12. Von ſeiner Lusiadas erſchien eine niedliche Ausgabe in 16. zu Coimbra in der Univerſitäts-Buchdruckerei 1800. 2 Bd. mit 2 Kupfern, dem Leben des Dichters, Index, Lesarten ꝛc. Die erſte Ausgabe Os Lusiadas erſchien Liſſabon 1572, 4.; ſeine Rimas varias mit einem weitläufigen Commentare von Manoel de Faria e Souſa, Liſſabon 1685 in 1 Fol. Bd. der 3. u. 4. Th. 1688, und der Commentar der Luſiade, Madrid 1639, 4 Tom. Fol. Ein andrer Commentar iſt der von D. Manoel de Faria Severim in den Obras de Camoens. Lisboa 1720. Ein dritter iſt von Manoel Correa erſchienen. Lisboa 1613, 4., und Obras do grande L. de Camoens. Lisboa 1720, Fol. Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira, Lusiada illustrata com varias notas. T. I. Napoles 1731, 4, T. II. Roma 1732, 4. Der Held der Epopöe des Camoens iſt das Vaterland. Der Sänger athmet eine Gluth der zärtlichſten Vaterlandsliebe, edeln Stolz, und ein ſchwärmeriſches Gefühl des ſüßeſten Liebesrauſches in dem friſcheſten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk iſt das ſchönſte und erhabenſte Denkmal der Größe Portugals, anziehend für Jeden, deſſen Herz für Ruhm und Vaterland ſchlägt. Auch in mehrern ſeiner Sonette und in den übrigen Werken des Dichters (Rhytmas, Cançaos, T. II. Eclogas, T. III. Comedias: el Rei Seleuco, os Amphitrioes und Filodemo, nebſt Fragmentos und Obras attribuidas a Luis de Camoens, T. IV.) weht der Geiſt eines großen, tiefbewegten Gemüths. In ſeinen dramatiſchen Verſuchen war ſein Landsmann, der dramatiſche Dichter Gil Vicente, den die Portugieſen ihren Plautus nennen (er ſtarb 1557), ſein Vorbild. Die Sammlung der dramatiſchen Werke des Gil Vicente, welcher den ſpaniſchen, engliſchen und dramatiſchen Dichtern voranging, und in ganz Europa berühmt war, ſo daß Erasmus Portugieſiſch lernte, um dieſen Schöpfer des neuern Schauſpiels im Original zu leſen, erſchien zu Liſſabon 1562, Fol. (Copilaçam de todas las obras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros). Nach Gil Vicente, ſo roh auch ſeine Werke waren, bildeten ſich Lope de Vega und Calderon. In Portugal ſelbſt ward die dramatiſche Dichtkunſt vernachläſſigt. Der herrſchende Geſchmack gefiel ſich nur in Schäfergedichten. Franc. Ro-

driguez Lobo beschäftigte sich mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetisches Leben athmen. Sein Heldengedicht, Nuno Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal, ist nur gereimte Prosa (O Contestabre de Portugal. Poema heroico. Lisboa 1610, 4. Eclogas. 1605, 4. A Primavera. 1619, 4. O Pastor peregrino. 1608, 4. u. a. m.). Doch zeigte er zuerst, daß auch die portugiesische Prosa rein, zart und wohllautend etwas künstlerisch darstellen könne. Mehr Verdienst hat Jeronymo Corte Real in seinem Naufragio, o lastimoso successo da Pardiçao de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher, Lisboa 1594, 4. Auch die berühmte Belagerung von Diu, welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieser Dichter, der selbst ein wackrer Krieger war, besungen. Successo do segundo Cerco de Dio Poema. Lisboa 1574, 4. Er und Lobo haben den portug. Historikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerst Joao de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johanns III. (starb im J. 1571), den Portugal seinen Livius nennt, sich Ruhm erwarb. Seine Asia, oder dos feitos, que os Portuguezes fizerao no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente (Lisboa 1552, Fol. Seg. Dec. Lisboa 1553. Terc. Dec. Lisboa 1563. Quarta Dec. mit Anmerk. und Karten von J. B. Lavanha, Madrid 1616, Fol.) ist ein wichtiges Werk. Diego do Couto hat es fortgesetzt in der Asia Portugueza, welche das Ganze in 14 Fol. Bdn. 1552—1615 umfaßt. Auch Fernao Lopes de Castanheda in seiner Historia do descobrimento e conquista da India pelos Portuguezes, Coimbra 1552—1561, 8 B. Fol.; Anton Bocarro und der berühmte portug. Held Afonso de Albuquerque in seinen, von dessen Sohne herausgegebnen Commentarios, Lisboa 1557, Fol., und Damiao de Goes (Uebersetzer des Cato major des Cicero) in seiner Chronica do folic. Rey D. Emmanuel. P. I—IV. Lisb. 1565—67, Fol. und Chron. do Principe D. Joam (II.) Lisboa 1567, Fol. und in seinen kleinen lateinischen Schriften de moribus Aethiopum etc. (in P. Martyris de reb. Oceanicis, Dec. III. Coloniae. 1574, 8) haben die portug. Heldenzeit beschrieben. Vom Bisch. Jeronymo Osorio, der 1580 starb, wird die Geschichte des Königs Emmanuel, wegen der duldsamen Gesinnungen dieses Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito schrieb hierauf seine Monarchia Lusitana, 1597 u. 1609 Fol., desgleichen Elogios dos Reis de Portugal. Lisboa 1603, 4. Weil er aber von Erschaffung der Welt anfing, so war er 1617, wo er starb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats vorgerückt; doch ist sein Styl männlich und gediegen. (Ueber die histor. Liter. siehe Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc., nebst Anmerk. von Arco do Cejo. Lisboa 1801). Damals sank Portugals Macht unter dem spanischen Despotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17. Jahrh. Ein Vielschreiber, Manoel de Faria e Sousa, der sich rühmte, jeden Tag seines Lebens (1590—1649) 12 Bogen, jede Seite von 50 Zeilen geschrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geschmack und Geist, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit; er gab eine Fuente de Aganippe, e Rimas varias, Madrid 1644—46, 7 Vol. 8. und eine Europa portugueza, 3 Bd. Fol. Lissabon 1675, in castilianischer Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein historisches Werk zeigt einen falschen Geschmack, und indem er überall Geist, Witz und Beredtsamkeit schimmern lassen will, macht er von den Talenten, die er wirklich besaß,

einen unrichtigen Gebrauch. Unter seinen Sonetten zeichnen sich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern ist der Erfinder einer elegischen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Anton Barbosa Bacellar (gest. 1663) und der Prosaist Jacinto Freire de Andrade durch seine Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India (Lisboa 1671, Fol. 2 Ed.) und durch scherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehrere Sprachen übersetzt hat, gilt den Portugiesen als ein Muster des reinen und edeln historischen Styls. Auch eine Dichterin, Soror Violante do Ceo, eine Dominikanerin, gab Rimas 1646, und Soliloquios 1668 heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künsteln zu viel. Einfacher sind die Sonette des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geboren war, und die heiligen Lieder des Brasilianers Andre Nunez de Silva. Im 18. Jahrh. schien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu sinken. Um ihr aufzuhelfen, stiftete die Regierung die Akademie der portug. Sprache 1714 und die Akademie der Geschichte 1714. Doch Jesuiten und Inquisition ließen kein Talent in seiner Freiheit sich entwickeln. Unter Pombal's gewaltiger Herrschaft (1750—1777) erhob sich das Selbstgefühl der Nation auf's neue. Er ordnete zwar eine Censur an, die aber mehr die politische Schriftstellerei im Zaume hielt; allen wissenschaftlichen Untersuchungen war er selbst sehr förderlich. Dasselbe that in der Folge die vom Prinz-Regenten 1796 gestiftete königl. Akademie der Wissenschaften. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geschmacke zeichnete sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. aus, der General Franc. Xav. de Meneses, Graf von Ericeyra. Er stand mit Boileau in Briefwechsel, dessen Art poétique er in portugiesische Verse übersetzt hatte, und gab, außer mehrern andern Schriften, ein episches Gedicht, die Henriqueida oder die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, Lisboa 1741, heraus. Es sollte regelmäßiger sein, als die Lusiade; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterschwung des ritterlichgenialen Camoens einhauchen. Ein andres Gedicht von José Basilio da Gama, Ouraguay, Lisboa 1769, 8., welches die Unterwerfung von Paraguay besingt, wird aus dieser Zeit vorzüglich geschätzt. Jetzt wandte sich die Neigung der Lissaboner wieder zu der so lange vernachlässigten Bühne hin. Man lese über die Geschichte des Portugiesischen Theaters den nachfolgenden besondern Artikel. Unter den neuern portug. Dichtern haben mehrere durch gute Uebersetzungen den alten Schäferstyl verdrängt, und die orientalische Richtung der Kunst durch nordische und brittische Poesie verändert, z. B. zwei Brasilianer, Claude Manoel da Costa, und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm sind nach seinem Tode erschienen: Obras etc. Lisboa 1807, die Nachahmungen englischer Dichter enthalten, und Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacrience, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Uebersetzer der ersten 4 Bücher der ovidischen Metamorphosen in portug. Verse (s. Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense T. I. Lisboa, 1805), Francisco Manoel, geb. 1734, lebte seit 1778, wo er von Lissabon aus der Gewalt der Inquisition sich rettete, in Paris, wo seine lyrischen Gedichte 1808 erschienen sind, und wo er 1819 starb, u. A. m. Einer der fruchtbarsten und beliebtesten war Manoel Maria de Barbosa du Bocage, der 1805 im Hospitale zu Lissabon starb. Von seinen Rimas erschien zu Lissabon 1800 eine 2. Ausg. in 8 Bd. 8. (der 3. 1804,

unter dem Titel: Poesias, der Gräfin von Oyenhausen gewidmet). Diese Dame, eine Tochter des Marquis von Alorno, hat Wieland's Oberon glücklich in's Portugiesische (im Manuscript) übersetzt. Ein Urtheil über Bocage steht in Link's Reise II, 240. Ein geistreicher Portugiese, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht so günstig. Er setzt Garçao hoch über ihn, dem Camoens zunächst. Unter den noch lebenden Dichtern werden José Monteiro da Rocha und Mozinho d'Albuquerque geschätzt. Uebrigens gibt es unter den Portugiesen mehrere treffliche Improvisatoren. Auch in den übrigen Kunstformen haben die Portugiesen sich versucht, doch in keiner so sich ausgezeichnet als in der Musik, in der Schauspiel- und Tanzkunst. Vorzüglich hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetsten Staatsmänner, den Anbau der Künste in Portugal befördert. Die Malerakademie, welche der jetzige König kurz vor seiner Abreise nach Brasilien, unter der Leitung des Malers José da Cunha Taborda stiftete, ward durch die französische Besetzung Lissabons aufgehoben. Auf Kosten der Regierung haben sich in Italien gebildet: die Maler Sequeira, Vieira, Taborda, Foschini u. A. als Kupferstecher Queiroz, ein Schüler Bartolozzi's, und Rivara. In der Musik kommt der Portugiese dem Italiener nahe; in dem theatralischen Tanze steht er nicht sehr tief unter dem Franzosen. Für die Schauspielkunst und Gesang hat er eben so viel Talent als Neigung; doch hat sich dies erst entwickelt, seit weibliche Rollen auf den Bühnen nicht mehr von verkleideten Männern dargestellt werden. Ueber einzelne Künstler s. Ruder's Reise durch Portugal, von Gerken, Berlin 1808, und Murphy's Uebersetzung des portugiesischen Staats, von Sprengel, 1782. An Anstalten von Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, so wie an gelehrten Vereinen fehlt es in Lissabon und Coimbra nicht. (Vergl. den vor. Art.) Das vom Grafen Hoffmannsegg geordnete naturhistorische Kabinet des Generalconsuls der Hansestädte in Lissabon, des H. A. F. Lindenberg, ist ausgezeichnet durch Reichthum und Seltenheit der Exemplare. Auch in Brasilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter leben, dämmert ein neuer schöner Tag für die portug. Sprache und Literatur auf. Die jetzt hergestellte Preßfreiheit wird auf die Kultur in beiden Ländern noch mehr einwirken. In Lissabon selbst war 1805 die Censur in der dritten und letzten Instanz bei der Meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portugiesische Dienste getretnen deutschen Gelehrten, der Gelehrsamkeit mit Welt und Philosophie glücklich zu vereinigen weiß, des Obersten Müller. Es gab in Portugal keinen Katalog verbotner Bücher, und der Buchhandel, besonders mit französischen und englischen Werken, war schon damals in Lissabon und Oporto viel bedeutender als in Madrid. Ueberhaupt ist der gebildete Portugiese in der Regel geistreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portugiesisches Theater. Man kann behaupten, daß die Portugiesen vor der Regierung König Joseph's kein eigentliches Nationaltheater gehabt haben; denn diesen Namen darf man doch den abgeschmackten Possen, und den sogenannten heiligen Stücken (autos sacramentaos) nicht beilegen, die man zuvor spielte, und die völlig den Schauspielen des barbarischen Mittelalters glichen. Die portugiesischen Schauspieler führten Lustspiele Simao Machado's, und Operetten Ant. Joseph's (Juden) auf, die für's Theater, Bairo alto,

welches damals mit Fantoccini besetzt war, verfertigt worden waren. Einige spanische Stücke, die von Zeit zu Zeit in der Hauptstadt und in den Provinzen dargestellt wurden, machten noch das beste Schauspiel aus. Erst unter dem Könige Joseph unternahmen es Privatpersonen ein Nationaltheater zu errichten, und der Marquis Pombal, der stets bereit war, alles Große, Schöne und Nützliche zu unterstützen, versäumte nichts, um jenen Anschlag völlig in's Werk zu setzen. Die Arcadia-Gesellschaft, die sich um die Nationalliteratur so verdient gemacht hat, trug ebenfalls bestmöglichst zur Verbesserung des Theaters, sowol in Hinsicht der Stücke als der Schauspieler, bei. Portugiesen und wohl unterrichtete Fremde haben uns versichert, daß schon in den ersten Jahren mehrere portugiesische Schauspieler und Schauspielerinnen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichten. Man führt unter andern die Cecilia in tragischen Rollen, ihre Nebenbuhlerin Maria Joaquina in komischen, und auch in einigen tragischen, so wie auch ausgezeichnete Schauspieler an. Die berühmte Todi, deren Stimme, Gesangsweise und vortreffliche Deklamation ganz Europa bewundert hat, spielte mehrere Jahre die Kammermädchen auf der Bühne der Rua dos Condes, und behauptete bei weitem nicht den ersten Rang in ihrem Fache. Mlle. Cecilia, Schwester dieser Todi, spielte die beiden ersten Aufzüge von Voltaire's Alzire und Zaire, die der Arzt Seixas, ein Mitglied der Arcadia, übersetzt hatte, so vorzüglich, daß dieser Gelehrte bei der Uebersetzung von Bernard's Gedicht über die Deklamation auf sie das Lob anwandte, das der franz. Dichter an die Clairon gerichtet hatte. Das wirkliche Verdienst dieser beiden Schauspielerinnen, so wie auch Pedrinho's u. A., spornte den Hofadel zur Aufmunterung des dramatischen Faches an. Im J. 1771 erklärte ein königl. Edikt die Schauspielerprofession für ehrlich, und erkannte die Vortheile, die das Volk aus einem wohlgeordneten Theater ziehen könnte. Diese liberalen Verfügungen wurden von den Privatpersonen unterstützt, die stets zur Aufmunterung mehrerer Zweige der Nationalliteratur behülflich gewesen sind. Pedegache, Quitta und Seixas arbeiteten an dem Trauerspiel Megare, welches nach den strengsten Regeln des griechischen Theaters eingerichtet, und mit einer analytischen Abhandlung nach Art deren, die Voltaire seinen Trauerspielen voranzusetzen pflegte, gedruckt wurde. Während der kurzen Dauer dieser Nationalbühne, erschienen auf Bemühen geschmackvoller und eifriger Literatoren eine Menge von Uebersetzungen der besten französischen, englischen und italienischen Lust- und Trauerspiele, die dann auch gespielt wurden. Zu bemerken ist es, daß der Marquis v. Pombal durch den Hauptmann Manoel de Souza eine Uebersetzung des Tartüffe's veranstalten ließ; mit großem Beifalle des Publikums wurde diese gegeben; der Minister wohnte der ersten Aufführung bei. Derselbe Manoel de Souza übersetzte auch Molière's Bourgeois Gentilhomme u. Feliciano de Ploraes, der am Staatssekretariate angestellt war, dichtete angenehme und sehr komische Lustspiele. Auch versuchten sich mehrere Liebhaber in diesen Dichtungen, und ließen ihre Stücke auf einer Privatbühne, die Herrn Ludovici zugehörte, vorstellen. Dies war eine Schule sowol für die Darstellenden als für die Dichter. Bei jener Gelegenheit wurden mehrere Erzählungen Marmontel's dramatisirt, wie auch viele andre Sujets, welche das lebendige Gemälde der gesellschaftlichen Verhältnisse veranlaßte. Nach dem Tode König Josephs bewogen Gewissensscrupel die Königin seine Tochter, den Frauen das Erscheinen auf der Bühne

zu verbieten. Nun fiel das Schauspiel darnieder. Nichts war abgeschmackter, als die Prinzessinnen- und Geliebten-Rollen von bärtigen Schauspielern darstellen zu sehen. Der Talentvollste, Filippe, war noch dazu fürchterlich häßlich und bejahrt, als er die Mädchenrollen spielte. Da nun auch die dramatischen Schriftsteller keine Aufmunterung mehr erhielten, und kein Gesetz ihnen das Eigenthum ihrer Geistesprodukte zusicherte: so mußte nothwendig die unter der vorigen Regierung emporgekommne Blüthe wieder vergehen. Der jetzige König, als er noch Regent war, erlaubte endlich den Frauen wieder auf der Bühne zu erscheinen. Bisher hat aber, der natürlichen Anlagen einiger Schauspieler ungeachtet, die schlechte Deklamationsart und der gänzliche Mangel an dramatischem Unterrichte, das portugiesische Schauspiel verhindert, sich aus seiner tiefen Erniedrigung zu erheben. Zwar kann man zu Lissabon einige ziemlich geschickte Possenreißer antreffen; allein kaum gibt es in dieser Hauptstadt einen einzigen Schauspieler, der mit denjenigen des zweiten Ranges in andern großen Städten verglichen werden dürfte. Einige Ausnahmen abgerechnet, stehen die für's Theater arbeitenden Dichter, vielleicht noch unter den Schauspielern welche ihre erbärmlichen Originalstücke oder Uebersetzungen aus dem Deutschen, Spanischen und Französischen darstellen. Da das Publikum seit langer Zeit gewohnt ist, nur schlecht gedichtete und schlecht vorgestellte Stücke zu schauen, so hat es auch nicht jenes zarte Gefühl erwerben können, wodurch es Dichtern und Schauspielern den wahren Weg angeben konnte, den sie einzuschlagen haben, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Gründliche Gelehrte verachten die Nationalbühne zu sehr als daß sie sich ernstlich damit beschäftigen sollten, und gehen zu ihrer Erholung lieber in die italienische Oper, oder begnügen sich damit die guten dramatischen Werke für sich zu lesen. In Ermangelung berühmter Schauspielernamen, wollen wir wenigstens die mittelmäßigen anführen, die jetzt für die ersten auf der lissaboner Nationalbühne gelten: Joao Evangelista in den Centrorollen, Sebastiao Ambrosini in den Graciosorollen, Victor als Petit maître und Schöngeist, Theodorico als Greis. In der portugiesischen Truppe zu Oporto, die noch schlechter als die lissaboner ist, zeichnen sich aus: Josepha, in ernsthaften- und leidenschaftlichen Rollen; Jose Duarte in Greisen- und Centro-Fache; Manoel Luiz im letztern; Pomada, der Vater, als Gracioso; Talassi, ein 14jähriges Mädchen, das schon ziemlich gut die gefühlvollen Rollen spielt und Hoffnung gibt, eine gute Schauspielerin zu werden. Die portugiesische Truppe zu Rio-Janeiro zählt zu den ihrigen: Mariana Torres, die erste portugiesische Schauspielerin; sie zeichnet sich besonders im leidenschaftlichen und tragischen Fache aus. Manoel Alves, guter Schauspieler, vorzüglich in den Greisen-Rollen, worin ihn Kenner den guten fremden Schauspielern zur Seite setzten, wiewol er niemals anderswo als zu Rio-Janeiro gewesen ist. Der Schauspieler Pedrinho, der nach Brasilien berufen worden war, um daselbst die Bühne einzurichten, ist zu Rio-Janeiro gestorben; ihm hat man die Bildung der ersten dort aufgetretnen Schauspieler zu verdanken, die anfangs bloße Liebhaber gewesen waren; in den tragischen Rollen war er vorzüglich. Seine Tochter, Mlle. Ritta, thut sich in sehr leidenschaftlichen Charakteren hervor. Lissabon besitzt 5 öffentliche Theater, nämlich: San Carlos, das größte, schönste und am besten verzierte; es wurde auf Kosten einer Gesellschaft reicher Kaufleute, an deren Spitze Anselmo José da Cruz stand, zu der Zeit er-

richtet, als die Schwangerschaft der Prinzessin, jetzt Königin Charlotte, dem Hofe kund gethan wurde. Der Polizeiintendant Manique ließ das Projekt genehmigen, als Feier der Geburt eines Kronprinzen. Eine lateinische Inschrift unter dem Giebel, erinnert an die Veranlassung der Errichtung dieses Gebäudes. Es wurde von Quadersteinen in Zeit von 6 Monaten errichtet; die Inauguration hatte am Tage der Geburt der Prinzessin de la Beira, Maria Theresa statt. Seit langer Zeit ist es ausschließlich für die italienische Oper bestimmt, und hat jährliche Zulagen, und ziemlich vortheilhafte Privilegien genossen, welche die Direction in Stand gesetzt haben, die schönsten Stimmen Italiens herbeizuziehen. Für's Jahr 1822 hat ihm die Regierung 15,000,000 Reis ausgesetzt. Rua dos Condes. Obschon dies Theater viel kleiner ist, als S. Carlos, so ist es doch die erste Nationalbühne, und spielt nur portugiesische Stücke; hier haben auch immer die besten Schauspieler gespielt; es hat für's Jahr 1822 einen Beitrag von 10,000,000 Reis erhalten. Die Theater Salitre und Bairro-alto sind noch kleiner als Rua dos Condes, und haben noch schlechtere Schauspieler in ihren Truppen. Man spielt dort wechselsweise portugiesische und spanische Stücke. Das Theater Boa-Hora zu Belem, steht noch unter diesen letztern; hier werden nur portugiesische Possen aufgeführt. Ein an's Theater Salitre anstoßender Circus dient zu Stiergefechten; ein kleinerer Circus befindet sich auf dem Platze Pozo novo für Bereiter und sonstige Volksbelustigung. Sonst hatte Lissabon auch mehrere Liebhabertheater in großen Häusern, als z. B. bei den Grafen Sampajo und Almada, bei der Gräfin Anadia, beim Baron Quintella ꝛc. Das schönste und bekannteste war das im Hause des Morgado v. Assintis errichtete; es wurden hier mehrere Jahre lang, vor der Abreise des Königs nach Brasilien, und auch nach dieser Abreise, Vorstellungen gegeben. Die Dekorationen waren von den besten Malern Lissabons, besonders vom berühmten Dacosta verfertigt worden. Eine vornehme Liebhabergesellschaft spielte die besten portugiesischen Stücke, und fast alle Dichter ließen hier ihre Dichtungen aufführen, um den Erfolg beurtheilen zu können, ehe sie dieselben vorstellen ließen. Oporto besitzt an seinem Theater San Joao die 2. Anstalt dieser Art im Königreiche. Es ist ein großes Gebäude das gegen das Ende des vorigen Jahrh., von Mazoneschi, nach dem Muster des lissaboner, wiewol nach kleinerm Massstabe, erbaut wurde. Wechselseitig werden portugiesische Stücke und italienische Opern daselbst aufgeführt. Seit seiner Entstehung hat es fast immer eine ziemlich wohl besetzte italienische Truppe gehabt. Merkwürdig ist es, daß hier die Frauen lange Zeit, ehe sie zu Lissabon dieselbe Begünstigung erhielten, auftreten durften. Einige der vorzüglichsten Schauspielerinnen des lissaboner Nationaltheaters hatten sich zu Oporto gebildet. Die Regierung hat dieser Bühne, für's Jahr 1822, die Summe von 10 Millionen Reis bewilligt, um sie in Stand zu setzen, ohne Unterbrechung fort zu spielen. Da seit Ostern 1821 die italienische Oper zu Lissabon geschlossen ist, so ist diejenige zu Oporto die einzige, die im ganzen Reiche in Gang ist. Setubal hat ein fast eben so großes Theater, als die Rua dos Condes ist, aber keine stehende Truppe. Auf der Bühne zu Elvas, die man mit der Boa-Hora zu Lissabon vergleichen kann, spielt im Sommer die spanische Truppe von Badajoz ihre Nationalstücke. Die Bühnen der andern Städte Portugals verdienen keiner Erwähnung. Einige Städte, als Coimbra, haben gar kein Theater; andre, als Evora und Lamago, haben noch schlech-

tere als Etwas. Ueberhaupt werden in den Landstädten nur dann und wann von wandernden, meistens sehr schlechten Truppen, Vorstellungen gegeben. Zu Villareal, Almeida, Braganca, Moura und anderswo, pflegen Liebhaber die besten Nationalstücke aufzuführen. Was die Theater in den portugiesischen auswärtigen Besitzungen betrifft, so haben erstlich die azorischen Inseln gar keine Bühne. Madera hat eine sehr schöne zu Funchal. Seit einigen Jahren hat sich daselbst eine Gesellschaft Literatoren und Liebhaber unter dem Namen: Socios do bom gosto, gebildet, die ein Theater unterhält; hier wird Deklamation studirt und Dramatik eingeübt. Das auf den Bühnen Portugals so vernachlässigte Trauerspiel, erscheint auf der Bühne zu Madera mit aller ihm gebührenden Würde. Zuweilen läßt diese Gesellschaft auch Schauspieler aus Portugal kommen. Brasilien besitzt mehrere Bühnen, wovon einige die Vergleichung sogar mit dem lissaboner S. Carlos aushalten können, und wovon andre vorzüglicher sind, als das S. Joao zu Oporto. Das erste brasilianische Theater ist das S. Joao zu Rio-Janeiro. Es ist seit der Ankunft des Königs in Brasilien, nach dem Muster des lissaboner S. Carlos, auf Kosten einer aus den vornehmsten Kaufleuten jener Stadt bestehenden Gesellschaft, errichtet worden. Der König hat selbst als erster Aktienträger daran Theil nehmen wollen. Am 11. Oct. 1813 wurde es eröffnet. Es ist länger, breiter und besser gelegen als das lissaboner, und hat 4 Reihen Logen, die sehr hoch sind, wegen der großen zu Rio-Janeiro herrschenden Hitze. Die Dekorationen, welche dem berühmten Maler da Costa anvertraut wurden, lassen nichts zu wünschen übrig. Diese Bühne hat bisher noch die beste Nationaltruppe, und eine ziemlich gute italienische besessen. Es werden darauf wechselseitig portugiesische Stücke und italienische Opern gespielt. Ein kleines Liebhabertheater, o Theatrinho, das Theaterchen genannt, war im J. 1815 mit großem Aufwande von einer Gesellschaft reicher Kaufleute auf dem Rocio-Platze, neben dem großen S. Joao erbaut worden. Eigends dafür gedichtete Stücke wurden hier von ausgezeichneten Liebhabern aufgeführt; die Dekorationen waren von den besten Künstlern Rio-Janeiro's verfertigt worden. Das Orchester bestand ganz aus Liebhabern. Das Gesammte war so befriedigend, daß manche Personen die Aufführungen daselbst denjenigen des benachbarten großen Theaters vorzogen. Diese Nebenbuhlerschaft erregte die Eifersucht des Direktors des großen Theaters, und durch Schleichwege gelang es ihm, im J. 1817, die Auflösung der Gesellschaft des Theatrinho zu bewirken. Ein kleines aber sehr elegantes Privattheater, wurde im J. 1820 durch den franz. Baumeister Grangeant, auf Kosten des reichen Kaufmanns Luiz de Souza Diaz, errichtet. Vor einem aus der besten Gesellschaft bestehenden Publikum, werden die schönsten Stücke aufgeführt. Bahia besitzt seit 1810 ein prächtiges Theater; es liegt im obersten Stadtrevier, und ist nach dem Muster des S. Joao zu Oporto entworfen, nur etwas größer als dieses; es werden hier portugiesische Stücke, und dann und wann italienische Opern aufgeführt. Eine aus den reichsten Kaufleuten Pernambucos bestehende Gesellschaft läßt seit Kurzem daselbst ein schönes Theater errichten; es ist noch nicht vollendet; dennoch hat man schon angefangen, von einer äußerst mittelmäßigen Truppe portugiesische Stücke aufführen zu lassen. San Luiz de Maranhao besitzt seit 1820 ein prächtiges, nach dem Muster des lissaboner S. Carlos entworfnes wiewol kleineres Theater. Die Gesellschaft von Kaufleuten die es hat errichten

lassen, hat aus Portugal und Rio-Janeiro die besten Schauspieler berufen um portugiesische Stücke aufzuführen, und auch eine italienische Truppe besoldet, um wechselsweise Opern vorzustellen; letztre hat im J. 1821 begonnen. Villarica, Hauptort der Provinz Minas-Geraes, besitzt das älteste Theater in Brasilien; nur hat das Gebäude nichts Besondres, und steht unter den eben angeführten. Die Schauspieler von Villarica haben in Brasilien den Ruf, daß sie sich besser auf Deklamation verstehen als andre, und eine reinere Aussprache haben. Seit 1817 hat dieses Theater seinen vorigen Glanz wieder bekommen; sonst war es die Pflanzschule der Rio-Janeiroer Bühne. Montevideo besitzt ein ziemlich schönes Theater, worauf spanische Stücke gespielt werden. In den andern spanischen Besitzungen gibt es keine Bühnen, soviel uns wenigstens bekannt ist. Die italienische Oper war bisher das Hauptschauspiel in Portugal, und hatte die größten Künstler aufzuweisen. König Joseph war für die Musik leidenschaftlich eingenommen, und ein großer Kenner in dieser Kunst. Das königl. Theater des Schlosses Ajuda, und Salvatierras in der Comarca Santarem, waren auf einen glänzenden Fuß eingerichtet; jedoch bestanden die Truppen nur aus, vom Hofe besoldeten, Kastraten. Ersteres ging durch den Brand, der den königl. Palast Ajuda zerstörte, zu Grunde; letztres steht seit langer Zeit leer. König Joseph ließ auch zu Lissabon ein kostbares Haus für die italienische Oper errichten, und mit großen Unkosten die berühmtesten und vortrefflichsten Sänger, Komponisten und Tonkünstler verschreiben. Die Unterhaltung dieses königl. Theaters war kostspieliger als irgend eine ähnliche in Europa. Unter den zahlreichen Künstlern, die hier und in der königl. Kapelle sangen, verdienen besonders die berühmten Egizieli und Caffarelli angeführt zu werden, die einen ungeheuern Jahrgehalt von 72,000 Franken bezogen, wiewol sie nur 2—3 Monate im Jahre spielten. Nach Verlauf einiger Dienstjahre bekamen sie sogar eine sehr starke lebenslängliche Pension. Zu den berühmtesten Tonkünstlern jener Zeit gehörten Peres und Jomelli, und zu den Dekorateurs, Bibiena. Der berühmte Jomelli bezog ein lebenslängliches Gehalt vom König Joseph; er sollte ihm eine Originalpartitur aller Opern zuschicken, die er für dem würtembergischen Hof, an dem er angestellt war, setzte. Das Theater, worauf die Opern vorgestellt wurden, lag am Ufer des Tago; wenn man den Vorhang des Hintergrundes aufzog, hatte man den natürlichen Anblick des Meers. An Kapelle und Oper wurden unter König Joseph ungeheure Summen verschwendet. Pombal, welcher gern die Zügel der Regierung in Händen behalten wollte, gab dem leidenschaftlichen Hange seines Herrn nach, damit dieser nur an sein Vergnügen dächte, und er indeß ganz allein regieren könnte. Nach Joseph's Tode hat sich der Geschmack an Musik bei Hofe erhalten, und es wurde stets eine ziemlich beträchtliche Anzahl italienischer Sänger besoldet, welche in der Kapelle sangen und bei großen Feierlichkeiten auf dem Hoftheater Operas Serias oder buffas aufführten. Seit der Thronbesteigung der Königin Maria und der Ausschließung der Frauen von der Bühne, mußte auch das italienische Theater unter der allgemeinen Vernachlässigung der Bühne leiden. Erst nach Errichtung des schönen S. Carlostheaters blühte auch die italienische Oper wieder auf, und zog die vortrefflichsten Stimmen Italiens herbei. Zum Beweise brauchen nur die Namen Crescentini, Naldi, Mombelli, Md. Catalani, Gaforini genannt zu werden. Auch die Ballette wurden sehr vervollkommnet durch das

Einführen franz. Tänzer, welche die sonst herrschend gewesenen Grotesken fast ganz verdrängten, und unter Anleitung guter italienischer Komponisten, und mit Hülfe geschickter Mimiker derselben Nation, oft ein Gesammtes von der herrlichsten Wirkung bildeten. Der ausgezeichnetste Balletkomponist in Portugal ist der Italiener Rossi gewesen. Auch die Dekorationen wurden sehr schön verfertigt, besonders als der römische Maler Mazoneschi damit beauftragt war; letztrer ist zu Lissabon blind gestorben, und hatte daselbst allgemeine Achtung genossen. Die Folgen der Abwesenheit des Königs und der feindlichen Einfall der Franzosen, mußte die italienische Oper hart fühlen; seit dem Frieden fing sie an sich wieder zu erholen; aber neuerdings ist sie wieder gesunken, und man meldet aus Lissabon, daß sie seit einigen Monaten geschlossen ist. Dagegen hat sich die italienische Oper zu Oporto bisher ziemlich wohl erhalten, und die besten Opern Cimarosa's, Paisiello's, Mayer's, Rossini's, Coccia's und andrer großen Meister aufgeführt. Der italienischen Opern in Brasilien ist bereits oben Meldung geschehen. Es fehlt bisher ein Konservatorium zum Unterrichte im Gesange; italienische Meister sind beinahe die einzigen, welche im Gesange unterweisen. Bei dieser Gelegenheit verdient eine Gesangschule für Neger eine Erwähnung, die seit langer Zeit in der Umgegend von Rio-Janeiro bestand, und von den Jesuiten angelegt worden war. Dieser Orden besaß eine Plantage von beinahe 10 Meilen im Umfange, Namens Santa-Cruz. Nach seiner Aufhebung wurde dieses Eigenthum, nebst seinen andern liegenden Gütern, zu den Krondomänen geschlagen, und bei der Ankunft der königl. Familie zu Rio-Janeiro, wurde aus Santa Cruz ein königl. Aufenthalt. Als der Hof zum erstenmale der Messe in der Kirche S. Ignaz de loyola zu Santa Cruz beiwohnte, erstaunte der König über die Vollkommenheit womit die Vokal- und Instrumentalmusik von Negern beider Geschlechter aufgeführt wurde, die sich in der Tonkunst nach der ehemals von den Eigenthümern eingeführten Weise gebildet hatten. Da der König ein großer Musikliebhaber ist, so wollte er die vorhandnen Anlagen benutzen, ordnete Schulen für Elementarunterricht, musikalische Composition, Gesang und mehrere Instrumente, in seinem Lusthause an, und so gelang es, in Kurzem unter den Negern sehr geschickte Sänger und Instrumentalisten zu bilden. Die beiden Brüder Marcos und Simao Portugal (bekannter unter dem Namen Portogallo) haben eigne Stücke für diese Zöglinge gesetzt, welche dieselben auch vortrefflich ausgeführt haben. Mehrere Zöglinge jenes Konservatoriums sind unter die Tonkünstler der königl. Kapellen zu Santa Cruz und S. Christovao aufgenommen worden, und Einige haben es im Gesange und auf den Instrumenten sehr weit gebracht. Zu S. Chistovao ist der erste Violin-, der erste Fagott- und der erste Klarinettspieler aus dieser Negerschule, und unter den Stimmen zeichnen sich 2 Negerinnen ganz vorzüglich durch ihren ausdrucks- und gefühlvollen Gesang aus. S. Maj. haben mehrmals kirchliche Zeremonien beigewohnt, wo das ganze Kapellorchester mit seinen schwarzen Sklaven besetzt war. Auch der Kronprinz, welcher angenehm komponirt und mehrere Instrumente spielt, als: Fagott, Trombonne, Flöte und Violine, hat viel zur Vervollkommnung jener, in ihrer Art einzigen Anstalt beigetragen. Vor nicht gar langer Zeit hat er den Gebrudern Portugal aufgetragen, Opern zu komponiren, die hernach gänzlich von Afrikanern aufgeführt worden sind, und zwar mit dem Beifall aller derjenigen, die den Vorstellungen bei-

gewohnt haben. Schon oben ist ausführlich gesagt worden, daß sich unter den neuern dramatischen Dichtern sehr wenige ausgezeichnet haben. Hier folgen ihre Namen und Schriften. Vicente Pedro Nolasco, Verfasser des O Triunfo da natureza. Die Handlung in diesem Stücke ist zwar tragisch und die Charaktere wohl gehalten; allein außer andern Fehlern, hat es allzu lange Gespräche. Pimenta Aguiar, einer der neuern Dichter, die sich die meiste Mühe gegeben haben, ihrer Nation ein vollständiges Theater zu verschaffen; unglücklicherweise trifft der Erfolg nicht mit seinem Vorsatze zusammen. Seine Kompositionen sind geschmacklos, fehlen wieder die Regeln der Einheit und Einfachheit, und die Verse sind mittelmäßig, einige seiner Trauerspiele haben jedoch sehr interessante Auftritte, und zuweilen sind die Leidenschaften darin sehr wohl ausgedrückt. Der Abbé José Agostinho de Macedo, ist Verfasser einiger Stücke, die den Fehler einer allzugroßen Einförmigkeit haben, und nicht pathetisch genug sind. Joao Bapt. da Silva Leitao de Almaida Garret, ein junger Dichter, dessen Talent gute Hoffnung gibt. Seine Trauerspiele sind zwar keine Meisterstücke, indessen machte ihm seine Merope und sein Cato em Utica Ehre. Im lyrischen Fache hat man ihn mit Dubocage verglichen, und O novo Dubocage genannt, da er wie jener eine große Fertigkeit besitzt, schöne Verse zu dichten. Sein Retrato de Venus ist ein zart gedichtetetes Stück. Zwei Bände seiner Dichtungen sind jetzt unter der Presse. Pedro Alexandre Cavroé, ein guter Literator und auch ein ausgezeichneter Mechaniker, der einige Lustspiele in Prosa geschrieben hat; sie sind auf den Bühnen Rua dos Condes und Salitra zu Lissabon und auf dem oportoer Theater aufgeführt worden. Im J. 1817 u. 18 hat Cavroé die Mnemosine lusitana und in den J. 1820 u. 21 die Mnemosine constitutional redigirt. Die Electra und die Iphigenia des Francesco Dias, die Policena des Bararel (Baccalaureus) Joaquim José Sabino, und die Herminia des Francisco Soares Franco, werden als erträgliche Trauerspiele angesehen. Unter den Uebersetzern verdient der Desembargador José Pedro de Azevedo Souza da Camara, welcher die besten Trauerspiele Voltaire's glücklich übersetzt hat, den Vorzug vor allen seinen Nebenbuhlern. Ein andrer Azevedo Antonio Soares hat ebenfalls für's Nationaltheater manche Uebersetzung aus dem Französischen geliefert und zeichnet sich durch seine Sprachreinheit aus. Joao Bapt. Gomes, Verfasser der Nova Castro, wird ebenfalls als ein guter Uebersetzer angesehen. Man hat von ihm die Gabrielle de Vergi, die er Fuyal d'Arnaud betitelt hat, und Os Mancabos. Franc. Manoel do Nascimento, hat Racine's Andromaque, und 3 Aufzüge von Laharpe's Coriolan übersetzt. Pedro José Constancio, Bruder des sich zu Paris aufhaltenden Arztes Constancio, und Verfasser einer guten Uebersetzung horazischer Oden, hat auch eine gelungne Uebersetzung von Voltaire's Catilina nachgelassen. Dann hat eine Dame, Francisca de Paula Pozzolo da Costa, die im J. 1816 einen Band Gedichte unter dem Titel: Francilia pastora do Tejo herausgegeben hat, auch 2 Lustspiele geschrieben Ricardo oder a Força do Distino, und O Duque de Cleves. Sie arbeitet jetzt an einer Uebersetzung der Corinne er Frau v. Staël.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder Palämon (s. d. Art.) der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wur-

Digitized by Google

den ihm zu Ehren am 17. Aug. die Portumnalia gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüssel in der Hand.

Porus, s. Alexander der Große.

Porzellan. Der Name Porzellan, womit wir das schönste und kostbarste unter allen Erzeugnissen der Töpferkunst, ein Mittelding zwischen dem Glase und dem bloßen Töpfergeschirr, bezeichnen, schreibt sich von gewissen Konchylien her, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa unter dem Namen der Porzellanschnecken bekannt waren, und mit dem Porzellan die auffallendste äußere Aehnlichkeit haben. Daß die Japaner und Chineser die Verfertigung dieses Schmelzwerks, schon vor langen Zeiten verstanden, leidet keinen Zweifel. Schon im J. 1474 gab Barbaro, venetianischer Gesandte am persischen Hofe, Nachrichten von diesem ausländischen Kunsterzeugniß. Durch die Portugiesen kam es nachher über Ostindien nach Europa, wo es als Seltenheit geschätzt wurde, ohne daß man versucht hätte es nachzumachen. Erst im Anfange des 18. Jahrh. wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. Man vergl. darüber den Art. Böttticher. Das erste, was Böttticher zu Stande brachte, sah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen vorhandnen Thone bereitet. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachsen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte, noch bestehende Fabrik in Meißen angelegt, welche die Mutter aller übrigen europäischen Porzellanfabriken geworden ist. Sie wird für Rechnung des Landesherrn betrieben; ihr Zeichen sind die beiden Kurschwerter. Diese Erfindung erregte die Aufmerksamkeit von Europa. Holländer, Engländer und Franzosen boten alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen sogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachsen wachte mit Eifersucht über der Geheimhaltung der so wichtigen Kunst und verbot bei Lebensstrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Dessen ungeachtet blieb die Sache kein Geheimniß. Schon 20 bis 30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin kamen zu Fürstenberg im Braunschweigischen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und an vielen andern Orten Deutschlands Porzellanfabriken zu Stande, von denen besonders die berliner (1760 errichtet und jetzt königlich) mit der meißner wetteifert und sie in der Malerei zum Theil selbst übertrifft, aber in der Güte der Masse ihr nachsteht. Auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener kamen nach und nach auf die Spur; doch steht ihr Porzellan vielleicht mit einziger Ausnahme desjenigen, von Serres, bei Paris, dem guten deutschen nach. Von dem echten Porzellan fodert man alle guten Eigenschaften des Glases, mit Ausnahme der Durchsichtigkeit, und Abwesenheit aller Mängel desselben. Es muß im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, bei dem plötzlichsten Uebergang von der stärksten Hitze zur heftigsten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerschlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchsichtig sein, doch so, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glasur darf sich von der übrigen Masse nur durch größere Glätte unterscheiden. Das Wesentliche der Porzellanfabrikation besteht darin, daß es aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, welche die Eigenschaft haben, daß sie

beim Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehen. Reaumur entdeckte zuerst diesen wichtigen Grundsatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: solche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des ersten Anfangs der Verglasung fähig sind, und solche, die zwar an sich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglasung aufzuhalten sind. Setzt man zu letztern unschmelzbare Dinge hinzu, so sind sie dahin zu bringen, daß sie nur den ersten Anfang der Verglasung annehmen. Wiewol nun diesen Grundsätzen zufolge mehrere Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, so macht doch der reinste magere Thon, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbestandtheil aus. Dieser führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und entsteht größtentheils aus verwittertem Feldspath. Der Gehalt ist verschieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr ¾ Kieselerde und ¼ Thonerde. Die Farbe ist weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Außerdem nimt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiessand zum Porzellan, denn auch dieser ist unschmelzbar. Man muß daher beiderlei Bestandtheilen etwas Gyps zusetzen; jedoch mit größter Vorsicht, weil der Gyps leicht die völlige Verglasung der Masse bewirkt. Die herrliche sächsische Porzellanerde, welche sich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man bei dem Bergstädtchen Aue ohnweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz ohnweit Meißen, in welcher Gegend man auch sehr reinen Feldspath findet. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans ist, so viel man weiß, folgendes. Zuerst wird Quarz oder Kiessand geröstet, im Wasser abgelöscht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines seidnes Sieb geschlagen. Auch den Gyps zerstößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Kessel und siebt ihn so fein wie möglich. Beides mit einander vermischt, gibt die sogenannte Fritte. Diese verbindet man mit dem sehr sorgfältig geschlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmasse entsteht, welche, mit Regenwasser zu einem Teige bereitet, so lange stehen bleibt, bis sie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich setzt man der Fritte noch zerstoßne Porzellanscherben zu. Die Verhältnisse mögen nicht allenthalben gleich sein. Aus der gehörig zubereiteten Masse werden nun die gewöhnlichen Geschirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andre Bildwerke drückt man stückweise in Formen ab, setzt sie zusammen und arbeitet dann das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinsel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewissen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt, und darauf nochmals auf der Drehscheibe mit scharfen stählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen sie, in Kapseln oder Muffeln, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewissen Grad von Festigkeit, und darauf die Glasur gibt. Diese besteht aus Quarz, Porzellanscherben und kalcinirten Glaskrystallen, und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmasse selbst. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapseln in den Ofen, und erhalten nunmehr ihre völlige Festigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutschen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß so eingerichtet sein, daß er den erforderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläse lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung ist gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall sind Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt da-

Digitized by Google

von das Porzellan leicht eine schmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackne Sand vom Fuße abgeschliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben sollen, gemalt. Die Farben dazu bestehen, wie bei der Schmelzmalerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüssigen, nicht färbenden Glase zusammengeschmolzen, fein zerrieben und gesiebt werden. Um sie mit dem Pinsel auftragen zu können, reibt man sie mit Spiköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemalten und trocken gewordnen Stücke werden alsdann nochmals in Kapseln einem solchen Grad von Hitze ausgesetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, so muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinsel auf und reibt es, wenn es eingebrannt ist, mit Blutstein ab. Die fertigen Stücke werden sortirt, je nachdem sie mehr oder weniger gerathen sind, und darnach zu verschiednen Preisen verkauft; die völlig mißrathnen aber zerschlagen und wieder zur Masse angewendet.

Posaune (trombone), ein musikalisches Blasinstrument aus Messingblech, ungefähr in Gestalt einer Trompete, welches aus zwei Stücken besteht, dem Hauptstücke und den Stangen, welche letztre sich in einer Scheide befinden, und indem man mit der linken Hand die ganze Posaune hält, mit der rechten auf- und niedergezogen werden, wodurch sie die Töne bilden. Sie hat drei bis vier Züge, welche die verschiednen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der vier Singstimmen haben, daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen gibt. Am passendsten ist die Posaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Gesanges. In der Oper, wo man in neuern Zeiten sie auch gebraucht hat, z. B. in der Zauberflöte, hat sie wegen Verschiedenheit der Stimmung große Schwierigkeiten. Die Franzosen haben sie in der neuesten Zeit bei der Feldmusik eingeführt, wodurch sie auch in Deutschland bekannter geworden ist, so daß sie jetzt in jeder Schenke zur Begleitung des Tanzes gemißbraucht wird, und fast kein großes Orchesterstück ohne Posaune erscheint. Der Posaunenbaß ist in den Orgeln eine der stärksten Baßstimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Poseidon, s. Neptun.

Pöschelianer. Unter diesem Namen hat eine schwärmerische Sekte in den letzten Jahren einiges Aufsehn gemacht. Thomas Pöschel, geb. 1769 zu Horiz in Böhmen, in Linz zum katholischen Weltpriester gebildet, war Beneficiat-Kooperator und Vorsteher der Stadtschule zu Braunau, wo er 1806 den Buchhändler Palm zum Tode bereitete. Schon früher dem seit 30 Jahren von einigen katholischen Geistlichen in Baiern genährten Mysticismus ergeben, verfiel er nach den erschütternden Scenen dieser Hinrichtung in anhaltendere Ueberspannung. Er wurde deshalb von seinem sonst rühmlich verwalteten Amte entfernt und als Landkapellan nach Ampfelwang (Innkreis in Oberösterreich) versetzt. Diese Demüthigung bestärkte seine Schwärmerei, und brachte ihn auf den Wahn, zur Stiftung einer neuen Kirche berufen zu sein. Er hielt sich für einen Märtyrer des Glaubens an den Christus in uns, hatte Erscheinungen, und predigte nun zu Ampfelwang die neue Offenbarung, wie er seine Lehre nannte. Sie beruhte auf folgenden Sätzen: 1. Christus wohnt im Herzen und thut alles, was der von ihm regierte Mensch unternimt. 2. Den Reinen werden Offenbarungen zu Theil, Erscheinungen Gottes und der Mutter Gottes; wer sich nicht reinigen läßt, verwirkt die Ver-

dammniß und den Tod, der ihn allein wieder reinigen und des Himmels würdig machen kann. 3. Die genaue, bis zur Aufopferung des Lebens hingebende Beobachtung dieser beiden Grundsätze ist die unerläßliche Bedingung des Bestehens der neuen Offenbarung, wenn dieselbe nicht verloren und von den Juden gewonnen werden soll, da Gott die Bekehrung dieses Volkes und die Aufrichtung einer jüdisch-katholischen Kirche beschlossen hat. Pöschel's Lehre fand Beifall, besonders bei den Weibern. Nächst seinen Predigten mußten fliegende Blätter, Traktätchen, Weissagungen, selbst mißverstandnes Bibellesen zur Verbreitung seiner Schwärmerei beitragen; weshalb er 1815 in Verhaft nach Salzburg gebracht ward. Aber seine Anhänger wurden dadurch noch mehr erhitzt, und unterhielten eine geheime Verbindung mit ihrem gefangnen Meister, und kamen auf die Meinung, der Herr könne wol die Ermordung der Unreinen gebieten. Im März 1817 wurden drei Personen von ihnen tödtlich gemißhandelt, und eine Magd, die sich freiwillig zum Sühnopfer hingab, umgebracht. Daher ließ die österreichische Behörde im April d. J. den Schauplatz dieser Scenen militärisch besetzen und 6 Strafbare festnehmen. Man zählte jedoch überhaupt nur 126 Pöschelianer, und durch geistliche Belehrung und obrigkeitliche Gewalt wurde die ganze Sekte bald unterdrückt. Pöscheln brachte man nach Wien, wo er im Verhör Geisteszerrüttung verrieth, die Gewaltthaten seiner Anhänger aber mißbilligte. Er ist der geistlichen Aufsicht übergeben, und seitdem von Regungen der Pöschelianer nichts mehr gehört worden. Die kloos'schen Andachtsstunden in Sachsen und der 1818 von den fischer'schen Eheleuten zu Beyersdorf bei Leisnig aus religiöser Schwärmerei an dem alten Bergmann Flor verübte Mord stehen mit Pöschel's Lehre in keinem erweislichen Zusammenhange. Uebrigens neigen sich jetzt in allen Klassen viele zur religiösen Schwärmerei, die dann Unthaten zur Folge haben kann. E.

Posen, eine von den zehn Provinzen, in welche jetzt der preußische Staat getheilt ist, führt den Titel eines Großherzogthums, und ist durch die wiener Congreßakte 1815 wieder aus einem Theil des vormaligen Südpreußens und des Netzdistrikts gebildet worden. Sie grenzt an das Königreich Polen und die preußischen Provinzen Schlesien, Brandenburg und Westpreußen, enthält 539 Q. M. und mit dem Militär 848,000 Einw., darunter über 48,000 Juden, und zerfällt in die zwei Regierungsbezirke Posen und Bromberg. Der Boden ist größtentheils eben, mit wenigen Hügeln, im Ganzen fruchtbar, obgleich in vielen Gegenden sandig. Am fruchtbarsten ist er an beiden Seiten der Wartha und im Netzbruche, einem 20 Meilen langen und eine halbe Meile breiten Striche längs der Netze. Wo unter der polnischen Regierung unwirthbares Bruch- und Buschwerk war, sind jetzt, seitdem es Friedrich II. urbar machen ließ, die herrlichsten Wiesen, Aecker, Höfe und Dörfer. Der Hauptfluß ist die das Land der ganzen Länge nach durchströmende Wartha, welche so wie die Netze schiffbar ist. Ein Kanal verbindet die letztre mit der schiffbaren in die Weichsel gehenden Brahe. An Seen, Sümpfen und Brüchen fehlt es nicht, durch deren Abwässerung noch viel fruchtbarer Boden gewonnen werden könnte, besonders viele Wiesen, woran das Land Mangel hat. Der Ackerbau liefert vieles Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs, und die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Wichtig sind die beträchtlichen Waldungen, und die Mineralien unbedeutend. Man verfertigt viele grobe und Mitteltücher, Leinwand, Spitzen, Tabak,

Cichorien, Papier und Glas. Die Einwohner sind größtentheils Polen, dann Deutsche und Juden. Die erstern bekennen sich fast alle zur römisch-katholischen Kirche. Der Adel ist zahlreich, zum Theil sehr reich, zum Theil sehr arm. Der größte Theil des niedern Adels ist im Besitze von Bauergütern, und oft wohnen funfzig solcher Edelleute in einem Dörfchen, während diejenigen, welche keine Wirthschaften besitzen, bei dem höhern Adel als Verwalter, Commissäre ꝛc. dienen. Die Hauptstadt dieser Provinz, welche gleichfalls Posen heißt, ist der Sitz des Oberpräsidenten, des Appellationsgerichts, eines Bischofs und des Domkapitels. Sie liegt 35 Meilen von Berlin, 40 Meilen von Warschau, in einer sandigen Gegend, an der Wartha, und hat 2175 Feuerstellen, 24 Kirchen, 9 Klöster und 20,500 bürgerliche (darunter über 4000 Juden) und 2200 militär. Einw. Die Stadt hat nach dem Brande von 1803 an Regelmäßigkeit gewonnen. Nach dem großen Marktplatze führen, außer einigen Nebengassen, vier Hauptstraßen, welche ziemlich gut angelegt, jedoch mit Giebelhäusern besetzt sind. Auch die neuen Straßen, welche auf dem alten Stadtgraben und den geschleiften Festungswerken erbaut worden sind, haben hübsche Häuser, besonders die Wilhelmsstraße, welche mit einer schönen Pappel- und Kastanienallee besetzt ist. Unter den Vorstädten ist Kuhndorf die schönste, mit hübschen Gebäuden und Gärten. Die größte Vorstadt ist die Wallischey, welche mit der Stadt durch die große Warthabrücke in Verbindung steht. Unter den Kirchen zeichnet sich besonders die katholische St. Stanislauskirche, ein Meisterstück italienischer Baukunst, und die lutherische Pfarrkirche (die ehemalige Jesuiterkirche) aus. Die Domkirche ist von edler Einfachheit; neben ihr steht der Palast des Bischofs. Ein Gymnasium, Schullehrerseminarium und eine Hebammenschule befinden sich hier. Ihre Nahrung ziehen die Einwohner Posens, außer den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben und Handwerken, besonders von den königlichen Kollegien, dem Militär und dem benachbarten begüterten Adel, der sich häufig in der Stadt aufhält. Auch hat Posen einige Tuch-, Leder- und Tabaksfabriken. Der Handel wird vorzüglich mit Holz, Getreide, Tüchern und Leinwand geführt. Am 11. Dec. 1806 schlossen Frankreich und Sachsen hier Friede.

Posilippo, s. d. Art. Neapel, und Pausilippo.

Positiv, bestimmt das, wodurch etwas Bestimmtes gesagt wird, bejahend, entgegengesetzt dem Negativen (s. d. Art.), z. B. ein positiver Begriff, ein positives Urtheil. Auch wir das Positive dem Natürlichen und durch die bloße Vernunft Gegebnen als das Angewandte, oder durch Willkür oder eine von der bloßen Vernunft verschiedne Autorität Festgesetzte entgegenstellt, z. B. positive Gesetze sind Vorschriften, die durch eine äußere Autorität festgesetzt sind, positives Recht der Inbegriff derselben (entgegengesetzt dem natürlichen oder Naturrechte), positive Religion (die auf eine äußere Offenbarung sich stützt), positive Theologie (entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie), u. s. w. — Positive Elektricität, s. Elektricität; positive Polarität, s. Magnet; positive Größen, s. den Schluß des Art. Negativ.

Posse, ist ein Erzeugniß der scherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen heruntersteigt, oder das Gemeine zum Gegenstande ihres Spieles wählt. Besonders zeigt sie sich in lächerlichen Uebertreibungen sowol in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz ist der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd et-

was possenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht ist, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz ist, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich ist, und seine Gemeinheit von dem, der Possen treibt, nicht eingesehen wird. Auf die Vornehmheit und auf den sogenannten guten Ton, welcher in einem einseitigen Ernste befangen, die Kraft des wahrhaft Komischen verschmäht, und Alles, was über seine Gesetze hinausgeht, läppisch, gemein, niedrig nennt, darf bei Bestimmung dieses Begriffs nicht Rücksicht genommen werden. Doch ist gewiß, daß das Possenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es sinnreich und witzig ist, desto leichter sich in das Platte, Fade und Läppische verliert. Von dem Possirlichen unterscheidet sich das Possenhafte dadurch, daß jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden ist. (So nennen wir z. B. die lustigen Bewegungen der Kinder, und mancher Thiere possirlich). Vorzugsweise nennt man ein Erzeugniß der komischen Poesie Posse, welches aus Possen besteht und den oben angegebnen Charakter der Posse trägt (z. B. Europa von Bürger), besonders aber eine dramatische Posse (Farce), in welcher die Regel des höhern Lustspiels weniger streng beobachtet wird, Haltung der Charaktere und Zusammenhang der Scenen sogar absichtlich verletzt, und die Situationen aus dem Kreise des gemeinen Lebens entlehnt zu sein scheinen. Auch den Gebildeten ergötzt es oft, je freier er gebildet und je weniger er von Vorurtheil, Beschränktheit und Thorheit befangen ist, mit dem Gemeinen frei zu spielen, ohne sich in dasselbe zu verlieren, und über die sich närrisch gebehrdende Laune aus Herzensgrunde zu lachen, die Lebenslust und üppige Kraft des Witzes offenbart. Siehe übrigens den Art. Burlesk, der dem deutschen Worte vollkommen entspricht, und den Artikel Farce.

T.

Posselt (Ernst Ludwig), ein berühmter historischer und politischer Schriftsteller, wurde 1763 zu Durlach in Baden geboren. Er empfing seine Bildung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt, auf dem Gymnasium zu Carlsruhe, studirte dann drei Jahre in Göttingen mit rastlosem Eifer die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete seinen Geist zu dem historischen Scharfblicke, den wir in allen seinen Schriften bewundern. Auch erwarb er sich hier eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französischen. Als er Göttingen verlassen hatte, begab er sich zuerst nach Straßburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, und die juristische Doktorwürde erwarb. Hierauf kehrte er in sein Vaterland zurück, um demselben zu dienen. Ungern und mit Widerwillen entschloß er sich, den einförmigen Weg der juristischen Praxis einzuschlagen. Er ward Regierungsadvokat. Aber die Geschäfte, die ihm dieser Beruf auflegte, gewährten seinem lebhaften Geiste keine Befriedigung. Er übernahm daher 1784 gern die ihm angebotne Stelle eines Professors der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Carlsruhe, und ward zugleich Privatsekretär des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er sich auf einem Platze, der ihm mannichfaltige Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten gab, und kein Jahr verging, wo er nicht irgend eine Frucht seines wissenschaftlichen Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Historiographie 1785 zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Historiker gelesen, geprüft, und gewürdigt hatte. In den J. 1785—88 gab er das wissenschaftliche Magazin für Aufklärung heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des

menschlichen Wissens in gefälliger Form zu verbreiten; eine große Aufgabe für einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling. Das Unternehmen, welches durch den Beitritt gelehrter Männer unterstützt wurde, erhielt verdienten Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entsprach. 1788 ward er in die deutsche Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen, und erhielt das pforzheimer Bürgerrecht. Er hatte nämlich in einer, in Gegenwart des Hofes gehaltnen meisterhaften Rede die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert pforzheimer Bürger, die unter der Anführung ihres Bürgermeisters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622) ihrem ritterlichen Markgrafen, Georg Friedrich, das Leben, mit Verlust ihres eignen, gerettet haben, würdig geschildert, und dadurch den patriotischen Dank der Nachkommen jener Helden wohl verdient. Alle diese Arbeiten können jedoch, so schätzbar sie auch an sich sind, nur als Vorübungen zu den größern historischen Werken betrachtet werden, durch welche Posselt seinen Namen berühmt gemacht hat. Glücklicherweise fügte es sich, daß er bald nach den ersten Revolutionsbewegungen in Frankreich, 1791 nach Gernsbach, unweit Rastadt, als Beamter versetzt wurde, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichste Muße zu Theil wurde, und er von sicherm Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er seine Zeit den historischen Studien, und beschrieb die Begebenheiten des J. 1792 in lateinischer Sprache: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios. Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt. Gott. 1793. Von 1793 an gab er das historische Taschenbuch für die neueste Geschichte heraus, welches als sein Hauptwerk zu betrachten ist. Er hat sich durch dasselbe den Ruhm des größten deutschen Annalisten erworben. 1796 bat er um seine Entlassung und um Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geschichte von Baden zu schreiben versprach. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Bedingung angenommen, und ihm die Erlaubniß ertheilt, sich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Er lebte hierauf abwechselnd in Durlach, Carlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er bekannt, und man darf wol sagen, vertraut, als diesen der Sieg in das Herz von Deutschland führte. Aber eben darum verbreitete sich die Vermuthung, daß sein schneller Tod zum Theil durch Furcht, in den Prozeß jenes liebenswürdigen Helden 1804 verwickelt zu werden, veranlaßt worden sei. Noch schlimmer war es, daß man auch Vermehrung von Schwermuth bei ihm von häuslichen Leiden und einer unglücklichen Ehe ableitete. Nach den genauesten Erkundigungen zu Heidelberg selbst ist es wahr, daß durch den Prozeß, in welchen Moreau verwickelt wurde, Posselt's Gemüth um so mehr ergriffen war, weil er bereits kränkelte. Dieses war Folge seines anhaltenden und übermäßigen Arbeitens. Um ihm Erholung und Zerstreuung aufzunöthigen, machte seine Frau mit ihm eine Reise. Die Ehe mit dieser war zwar anfangs nicht der Wunsch einiger Verwandten gewesen. Posselt aber war mit ihr zärtlich und vergnügt. Nur Kränklichkeit seines Sohnes machte ihm vielen Kummer. Auf dem Rückwege von seiner Reise kam Posselt mit seiner Frau nach Heidelberg, wo er bei seinem Neffen, Dr. Posselt, einige Zeit verweilen wollte. Hier am 2. Tage, da seine Gattin bereits nach Durlach zu den Kindern gereist war, sah Posselt d. 11. Jun. 1804, des Morgens um 7 Uhr, mit dem Stiefvater seines Neffen, den Hofr. Bettinger, aus dem Fenster eines obern Stockwerks, als gerade Studenten, wel-

che das naturhistorische Kollegium seines Neffen besuchten, in's Haus hereingingen. P. war ganz heiter und munter bereit, bald den Frühkaffee mit der Familie im Hause zu trinken. Schon war verabredet, daß er mit seinen beiden Neffen und deren Stiefvater um 8 Uhr, unmittelbar nach geendigter Vorlesung eine Spatzierfahrt nach Weinheim machen wollten. 5 Minuten nach 7 Uhr wurde Bettinger von seiner Seite am Fenster abgerufen, da ihn Jemand zu sprechen verlangte. Bis dieser nach wenigen Minuten zurückkam, war das Unglück, daß Posselt zum Fenster herausstürzte, geschehen. Ein im benachbarten Hause wohnender Student hatte ihn im Auge gehabt und sagte aus: Posselt habe sich etwas vorgebogen, wie wenn er Jemand nachsehen wollte, der gerade in das unter dem Fenster befindliche Thor hereingegangen war. Er, der Student, habe deutlich bemerkt, wie der schwerlästige Mann das Uebergewicht verlierend, über die an diesem Hause sehr niedrige Fensterbrüstungen, herabgestürzt sei. Auch zum Schwindel war P. um diese Zeit geneigt. Schwermuth aber war unmöglich eine Ursache des Falls, da P. kaum zuvor mit seinen Verwandten scherzend sich unterhalten hatte. Posselt war mit allen Eigenschaften, welche den Geschichtschreiber bilden, ausgerüstet. Er besaß jenen Scharfblick, der bis zu den verborgensten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfsinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu sondern; er hatte jene Gewalt über die Sprache, die in den Stand setzt, jeder Sache den passenden Ausdruck zu leihen, und besaß die Kunst der malerischen Perspektive, die im Gemälde alle einzelne Figuren so an ihren Platz, so in ihr Licht stellt, daß sie den Gesammteindruck hervorbringen. Außer den schon angeführten Werken hat er geschrieben eine Geschichte der Deutschen, Leipzig 1789, 2 Bde. (3. u. 4. von Pölitz); Geschichte Carls XII., Carlsruhe 1791; Geschichte Gustavs III., ebendas. 1793; Krieg der Franken, Leipzig 1794; die europäischen Annalen seit 1795, und die allgemeine Zeitung seit 1799 angefangen.

Possessorium, Possessorienklage, s. **Petitorienklage**.

Post, Postwesen. Die ersten, unvollkommnen Postanstalten finden wir im persischen Reiche. Darius I., Sohn des Hystasp, ließ sich aus den Provinzen Bericht erstatten, und um dieses desto schneller zu bewirken, Eilboten mit gesattelten Pferden sich auf den eine Tagereise auseinander liegenden Stationen des Reichs bereit halten. (Vergl. Amelang Untersuchung einiger Stellen der alten Autoren, das persische Postwesen betreffend, Lpz. 1774). Auch Augustus machte im römischen Reiche eine den neuern Posten ähnliche Einrichtung. Im 9. Jahrh. hatte man, in Deutschland, Frankreich und Italien, reitende Boten, welche jedoch nur zur Besorgung der Staatsangelegenheiten dienten; auch war diese Einrichtung nicht von Dauer. Der Gebrauch der im Orient ehedem üblichen Taubenposten, welcher durch die Kreuzzüge bekannter ward, scheint sehr unbedeutend gewesen zu sein. Mit dem Aufblühen des Handels fingen die großen Handelsstädte, besonders in Deutschland an, sich reitende Boten und fahrende Landkutschen zu halten. Auch reisende Kaufleute und reitende Fleischhauer (Metzgerpost) besorgten Briefe; daher noch das Posthorn im Schilde der letztern. Ludwig IX. in Frankreich legte zu seinem Privatgebrauch eine Anstalt von reitenden Boten an. Die erste Spur eines deutschen Postwesens im eigentlichen Sinne fällt in die letztre

Hälfte des 15. Jahrh., wo Roger I., Graf von Thurn, Taxis und Valsassina in Tyrol eine Post anlegte. Sein Sohn Franz führte, auf Verlangen Kaisers Maximilian I., 1516 eine Post von Brüssel nach Wien ein, und erhielt von diesem Kaiser die Würde eines Generalpostmeisters. Wegen des Kriegs mit Sultan Soliman II. wurde 1522 eine Reichspost, welche über Nürnberg, wo damals der Reichstag seinen Sitz hatte, nach Wien ging, errichtet, damit man sich gegenseitig von den Begebenheiten des Tages Nachricht geben konnte. Diese Einrichtung hörte indessen mit dem erwähnten Gebrauche auf. Carl V. aber, dem bei der großen Ausbreitung seiner Staaten die möglichst schnelle Nachricht von allen Weltereignissen nöthig war, ließ durch Leonhard von Thurn und Taxis eine beständige reitende Post, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch Lüttich, Trier, Speier und Rheinhausen nahm, von dort durch Wirtemberg über Augsburg, und durch Tyrol nach Italien ging, anlegen. 1543 erhielt Leonhard von Taxis die Bestallung, nicht nur als niederländischer Oberpostmeister, sondern auch als Oberpostmeister des deutschen Reichs, nebst einem verhältnißmäßigen Gehalt. Indessen war die letztre Würde bloß auf Lebenszeit ertheilt, und konnte die landesherrlichen Befugnisse der deutschen Reichsstände um so weniger beeinträchtigen, da jene Bestallung vom Kaiser Carl V., als Regenten der burgundischen Niederlande verliehen, nicht in der Reichs-, sondern in der niederländischen Kanzlei, und zwar nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache ausgefertigt, endlich das Patent auch nicht zur Nachachtung an die Kurfürsten, Fürsten und übrigen Stände des deutschen Reichs, sondern bloß an die Staatsbeamten und Unterthanen der niederländischen Erblande gerichtet war. So lange Carl deutscher Kaiser war, ließen sich indessen auch die Reichsstände die taxischen Posten gefallen. Als aber nach seinem Tode die Krone Spanien von der deutschen Kaiserkrone getrennt ward, schienen auch die Reichsstände abgeneigt zu werden, ferner eine spanisch-niederländische Post in ihren Landen zu dulden. Indessen erhielt Leonhard von Taxis 1563 von dem Bruder und Nachfolger Carls, Ferdinand I., die kaiserliche Bestätigung seines ihm verliehnen Amtes, worin auch die Kurfürsten und Fürsten befehligt wurden: „darauf zu achten." Dadurch wurden die Reichsstände freilich bewogen, sich gegen die taxischen Posten willfährig zu beweisen, indessen waren diese doch immer nur burgundisch- oder spanisch-niederländische, aber keine Reichsposten. Am Ende des 16. Jahrh. schien das taxische Postwesen, durch die Unruhen in den Niederlanden zerrüttet, und durch Schulden gedrückt, zu verfallen. Aber bald erhielt Leonhard von Taxis über seine Gegner einen vollkommnen Sieg. Er ward 1595 zum kaiserl. Generaloberpostmeister im Reiche ernannt. Kurpfalz, Wirtemberg, Sachsen, Brandenburg, Meklenburg, Braunschweig, Hessen und andre Reichsstände, welche schon seit 1574 in ihren Staaten eigne Postanstalten errichtet hatten, erkannten jedoch das Postwesen nicht als „ein hochbefreites kaiserl. Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe," (wie es in dem Leonhard von Taxis ertheilten Bestallungsbriefe Rudolphs II. genannt wurde) an. 1615 ward Lamoral von Taxis, Leonhard's Sohn, von dem Kaiser Matthias in den Freiherrnstand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und seine männlichen Nachkommen über die Posten im Reiche, als ein von neuem angesetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Diese Belehnung ward von Ferdinand II. auch auf Lamoral's Enkelinnen und weibliche Erben erstreckt, der sich dagegen

verpflichtete: 1) als Reichsgeneral-Erbpostmeister nicht nur dem Kaiser, sondern auch Kurmainz gehörigen Respekt zu beweisen; 2) nicht nur von Köln nach Frankfurt und Nürnberg, und sodann bis an die nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen, sondern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinären Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) sowol kaiserliche Stafetten als andre Briefe des Kaisers, des Kurfürsten von Mainz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiserlichen geheimen Räthe, auch andrer hohen Beamten unentgeltlich zu besorgen; hingegen 4) den kaiserlichen Hof- und niederösterreichischen Postämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche taxische Post wöchentlich vom kaiserlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua ꝛc. nach Augsburg und von da durch das Wirtembergische auf Rheinhausen, Kreuznach nach Brüssel, und wieder zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuser Pfalz, Baiern, Wirtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeltlich besorgt. Dagegen mußten sie die Posthäuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreien, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und andrer Sachen noch einen gewissen Zuschuß geben. In den Jahren 1608—1615 wurden noch folgende Posten eingerichtet: 1) von Rheinhausen nach Frankfurt; 2) über die Bergstraße, von Retz in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Köln nach Hamburg. Immer noch war das Postregal nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Kurmainz mochte damit einverstanden sein. Nach der Reichsverfassung, wie sie 1597 und 1615 schon fest begründet war, stand es nicht in der Macht des Kaisers, die Zahl der Regalen zu vermehren, ein so wichtiges Recht, wie das Postwesen war, für ein hochbefreites kaiserl. Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherrn, nachher Grafen und endlich Fürsten von Taxis, mußten dieserwegen auch mit jedem einzelnen Reichsstande über die Gestattung ihrer Posten sich in Unterhandlungen einlassen und unter Mitwirkung kaiserlicher Empfehlungen durch Güte zu bewirken suchen, was sich als Schuldigkeit nicht fodern ließ. Mehrerer Ursachen wegen breitete sich zwar die taxische Post immer weiter aus, aber wenn sie sich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte sie sich Widersprüche gefallen lassen, und als 1687 einige Reichsstädte von ihr mit weniger Mäßigung behandelt wurden, nahm sich das kurfürstliche Kollegium ihrer an und foderte förmlich die Territorial-Gerechtsame der Stände in Ansehung der Posten. Bald ward (namentlich während des 30jährigen Krieges) das österreichische Hofpostamt mit dem kaiserlichen Reichspostamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen sich zwar die Reichsstände des letztern annahmen; aber immer nur insoweit, als dessen Ausübung in jedem ständischen Lande gutwillig zugestanden war. Das Haus Taxis suchte bei der Wahl Leopolds I. dem künftigen Kaiser das Postwesen in seinen Erblanden zu nehmen; aber das Kurfürsten-Kollegium wies diesen Antrag ab, und das österreichische Landpostamt ward sogar in der Wahlcapitulation bestätigt. 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunschweig und Hessen wegen Einrichtung ihrer Landposten, und bat um Abschaffung aller dergleichen Landposten. Diese Klagen aber wurden nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaisers Jo-

seph I. geschah der kaiserlichen Postämter nur mit dem Zusatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiserliche Postämter vorhanden und hergebracht sind.“ Die nähere Bestimmung dieses Gegenstandes ward in dieser, so wie in allen folgenden bisherigen Wahlcapitulationen auf einen Schluß des gesammten Reichs ausgestellt. Die Ausdehnung und Grenze der Rechte des tarischen Postwesens ist noch immer ein Gegenstand, dem das Siegel einer definitiven Bestimmung fehlt. Wenn gleich durch den bekannten Reichs-Deputationsschluß vom 25. Febr. 1803 das fürstliche Haus Thurn und Taxis in dem Besitz und Genusse seines Postenrechtes erhalten ward: so heißt es dennoch im 17. Artikel der in Wien am 8. Jun. 1815 unterzeichneten deutschen Bundesakte: „Daß dieses fürstliche Haus in dem durch den oberwähnten Reichs-Deputationsschluß, oder in spätern Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiednen Bundesstaaten, so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, bleibt.“ Befindet sich nun gleich das tarische Recht durch diese Verfügung noch immer in einer schwankenden Lage: so sichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesakte diesem Hause „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptschlusses, seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessne Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu. Dieses soll (so heißt es am Schlusse dieses Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, insofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist. Der 17. Art. der deutschen Bundesakte bestätigte diesen statum quo und resp. Entschädigung nochmals, gab aber dem Fürsten nicht das Recht die Posttaxe selbst zu bestimmen. Wer etwas Näheres über die reichsverfassungsmäßigen Verhältnisse zwischen dem tarischen Reichsgeneral-Postmeisteramte und den reichsständischen Territorialposten zu lesen wünscht, wird sich hinlänglich befriedigt sehen, durch den dritten Abschnitt des ersten Heftes der pütter'schen Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts (Göttingen, 1790. 8.) und durch Pestel's Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsständischen Landposten und der Unerweislichkeit eines dieses ausschließenden fürstlich tarischen Reichspostmonopoliums (Rinteln, 1759. 4.). Vorzüglich ist dieser Gegenstand auch bearbeitet worden von Posselt (in seiner Abhandlung: Ueber das Postwesen, besonders in Deutschland, dessen Geschichte, Rechte und Mängel, s. dessen wissenschaftliches Magazin, Kehl 1785, 1sten Bds. 3s Stk., S. 298—321, und in seinen kleinen Schriften Nr. XIII.); und in den hausen'schen Staatsmaterialien und historisch-politischen Aufklärungen, Dessau 1784 u. 1785, S. 564—588, findet man einen umfassenden historischen Aufsatz über das Postwesen in Deutschland. Ueber das Rechtliche siehe Klüber: das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte, Erlangen 1811, und: Patriotische Wünsche über das Postwesen 1814. Ein Gegenstand allgemeiner Klagen in Deutschland sind jetzt (1816) die besonders durch die Vertheilung der verschiednen Territorien so sehr erhöhten Posttaxen. Selbst die tarischen Posten sind weit theurer als vormals. In Baiern ist der Fürst von Thurn und Taxis titulär Erbpostmeister übrigens für seine Ansprüche entschädigt worden. Von Preußen erhielt der Fürst eine Besitzung in Posen zur Abfindung. Gegen Recognition übt er das Postregal in Wirtemberg, Baden, in den dreien Hessen, in den Staaten der säch-

fisch-ernestinischen Linie, in Nassau, Schwarzburg, Birkenfeld, Frankfurt, Hohenzollern, endlich in den 3 Hanseestädten, in Konkurrenz mit ihren früher konzessionirten Posteinrichtungen und den Postämtern mancher souveränen deutschen Fürsten, und mag wol von solchem Post-Thronlehn ½ Million Gulden jährlich beziehen; auch vergeben wenig souveräne deutsche Fürsten so viele große und kleine Beamtenstellen als diese am besten dotirte standesherrliche vormals auch souveräne Dynastie. In neuester Zeit hat sich die königl. preuß. Regierung durch eine außerordentliche Sorgsamkeit für alle Zweige des Postwesens sehr verdient gemacht. Auch die königl. sächs. Ober-Post-Direction hat damit rühmlichst gewetteifert. DH.

Postament, Postement (Piedestal), heißt in der Baukunst eine verzierte (eckige oder runde) Erhöhung, worauf Statuen, Vasen ꝛc. gestellt werden. Es besteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Postaments und aus dem Kranze. Meistentheils ist es mehr hoch als dick; doch hat öfters der Haupttheil die Gestalt eines Würfels, dessen Seiten willkürlich zu Verzierungen benutzt werden können.

Postillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema post illa sc. textus verba abhandelt.

Postulat, Foderungssatz, heißt ein praktischer unmittelbar gewisser (mithin keines Beweises fähiger und bedürftiger) Satz, praktischer Grundsatz. Als praktischer ist er ein solcher, der die Möglichkeit einer Handlung, oder die Art und Weise, wie etwas bewirkt werden soll, aussagt. So ist in der Mathematik ein Postulat ein Satz, welcher die Ausführung (Realisirung) eines Begriffs bestimmt, eine Aufgabe, die durch sich selbst als möglich und ausführbar eingesehen wird, z. B. um einen Punkt herum in gleichem Abstande eine Linie zu ziehen. Die kritische Philosophie nennt Postulate der praktischen Vernunft theoretische aber unerweisliche Sätze, zu deren Annahme uns aber praktische Ideen, oder unbedingte a priori geltende praktische Gesetze bestimmen sollen. Der Mensch ist frei, der Mensch ist unsterblich, es ist ein Gott, sind nach der kantischen Philosophie die drei Postulate der reinen praktischen Vernunft.

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch Fürst von), russischer Feldmarschall, geb. 1736 bei Smolensko, aus einer ursprünglich polnischen Familie. Unter allen Günstlingen der Kaiserin Catharina II. war Potemkin 32 Jahre lang der einzige, der sich in den Alles leitenden Staatsmann verwandelte. Nach der Schilderung, die Dohm in seinen Denkwürdigkeiten (I. S. 406, und Beil. F.) von ihm entwirft, war er nur ein kühner und verschlagner Hofmann, ohne gründliche Staatskenntnisse. Sein schnelles Glück, sein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiserin ausübte, selbst das Orientalische und absichtlich Sonderbare in seiner Lebensweise, haben in ihm oft einen außerordentlichen Mann erblicken lassen, dessen Fehler nur als Mißverhältnisse seiner an sich großen Eigenschaften anzusehen wären. Man hat sogar in seiner Rohheit, in seinen Launen eine gewisse ihm eigne Originalität und in der ungebundnen Frechheit, mit welcher er sich seinen Leidenschaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war ohne alle sittliche Würde, vielmehr ein sehr gemeiner Mensch, der, von außerordentlichen Umständen begünstigt, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Man verbinde mit diesem Urtheile, was der sehr unterrichtete Verfasser der Aufsätze: Potemkin der Taurier, in der Minerva, 1797—1800, der Verf. der

Schrift: Panfalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte, Germanien, 1794, und der Schrift: Russische Günstlinge, Tübingen 1810, über Potemkin sagen. Er hat seine Rolle nicht ausgespielt, weil weder höhere Talente, noch Charakterstärke seinen Willen unterstützten. Ein Zufall erhob ihn; und seine Phantasie hielt seitdem Alles für möglich und erlaubt. Nach dem frühen Tode seines Vaters nahm er Kriegsdienste, und war nach zwei Jahren (1762) Fahnjunker in der Garde zu Pferde. Als Catharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbesteigung die Gunst der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß sie keine Quaste an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die seinige los, und bot sie der Kaiserin an. Seine Gestalt und seine Aufmerksamkeit machten Eindruck auf Catharina. Er selbst wußte sich bald in ihrer Gunst zu befestigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreise ihrer Gesellschaft zugelassen zu werden. Er verdrängte seine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, und von 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orlow's zu, und in einem Streite mit Alexis Orlow verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dieß machte ihn der Monarchin um so werther, und da er sich aus Klugheit von Zeit zu Zeit zurückzog, nach eigner Laune aber an den Hof zurückkehrte, so blieb er immer neu. Catharina ernannte ihn zum Kriegsminister; und sein politischer Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Er wußte die Kaiserin in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sei. Catharina fühlte nämlich, daß sie von wichtigen Männern gehaßt war; sie fürchtete sogar ihren eignen Sohn, dem sie nach seiner Volljährigkeit den Thron zu überlassen verpflichtet war, und sah daher in Potemkin, welchen der Großfürst, Graf Panin und die Ersten der Nation haßten, nur den entschlossnen, vor nichts erschreckenden Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerstand niederschlug. Sie übertrug ihm daher eine unumschränkte Macht, vor welcher sie zuletzt wol selbst zitterte. Gleichwol behauptete sich Potemkin seit 1776, sechzehn Jahre hindurch, bis an seinen Tod, gegen alle Gegner in der unumschränkten Beherrschung seiner Monarchin. Von 1778 führte er bis an seinen Tod fast ganz die Leitung der auswärtigen Verhältnisse, wo er dem preußischen Systeme, welchem Graf Panin ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er Manches geschehen, woran er Theil zu nehmen kein Interesse fand, oder wovon Panin's gründliche Staatskenntnisse ihn abhielten. Uebrigens handelte er auch in den auswärtigen Verhältnissen kühn und ohne alle Rücksicht. So ließ er Friedrich II. 1782 durch den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch bestehenden Polens machen. „Die erste Theilung," sagte er, „sei nur ein Kinderspiel gewesen; man hätte schon damals Alles theilen sollen, das Geschrei würde nicht größer gewesen sein." Als der König diesen Vorschlag aus Rechtsgründen gänzlich von sich wies, war dieß dem Fürsten Potemkin so unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchlesung dem Minister das königliche Schreiben mit den Worten zurückgab: „nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantischer Ideen fähig sei." Welchen Sinn Potemkin für Völker- und Menschenrecht hatte, bewies er bei der gewaltsamen Unterdrückung der Krimm 1783. Als die Tataren sich weigerten, der Kaiserin zu huldigen, erhielten die Generale Befehl, die Widerspenstigen niederzuhauen. Ein General weigerte sich, dies zu thun, weil „er kein Scharfrichter sei;" aber Paul Po-

temkin, ein Verwandter des Fürsten, vollzog den Auftrag und ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte Potemkin die Tataren mit der grausamsten Willkür, und entvölkerte dadurch die Provinz. Obgleich er weder die Talente noch die Kenntnisse eines Feldherrn besaß, so stand doch jeder Feldherr, wie berühmt er auch durch seine Siege sein mochte, und das ganze Kriegsheer unter seinem unumschränkten Befehl. Der höhere Zweck des Staatenwohls war ihm fremd. Eben so wenig mit den äußern Verhältnissen des Reichs bekannt, als mit der innern Verwaltung, entschied er doch immer allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Mächte unternehmen sollte. Er selbst kannte nichts, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem er sich bedeckte, während er ihn nachlässig zu verachten schien. Er strebte allein der Mächtige zu sein, und wußte dies mit plumpem Uebermuthe zu zeigen, indem er jeden durch Verdienst, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann durch Grobheit niederdrückte, und ohne Rücksicht auf Rang die Eingebornen mit Worten und Schlägen mißhandelte. Auch die Vorstellungen angesehner Fremden, oder der Gesandten unabhängiger Mächte hörte er, wie Bitten seiner Untergebnen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers an. Gegen die Kaiserin bewies er solchen Trotz, daß man zu erzählen wagte, er habe seine Gebieterin geschlagen. Gewiß ist, daß er ihren Wünschen sich oft laut widersetzte, und geflissentlich das Gegentheil that. Dagegen täuschte er sie wiederum durch die kühnsten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien. Als Catharina 1787 nach Taurien reiste, um diese neue Provinz zu sehen, waren auf Potemkin's Anordnung längs der Land- und Wasserstraße hin und wieder Scheinstädte und Dörfer aufgeschlagen, und die Einwohner der umliegenden Gegend in ihren Feierkleidern aufgeboten. Bei der Eile hatte die Monarchin nicht Zeit, die Sache zu untersuchen, und Potemkin's Absicht, ihr eine ausnehmende Idee von den Fortschritten der Kultur in dem ihm anvertrauten Gouvernement und von dem Wohlstande der Einwohner zu machen, war erreicht. Ein andres Mal soll er dieselben Regimenter an verschiednen Tagen in verschiednen Uniformen vor der Kaiserin gemustert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen. Der Fürst von Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow, im August 1788, ein Bild, das, so sehr es auch in's Schöne gemalt ist, und in Gegensätzen schimmert, doch den allmächtigen Günstling im Glanze seiner Größe als ein verzogenes Kind des Glücks, ohne innere Bildung und Charakter, roh, wild, ausschweifend, launisch, unwissend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige Natur, in der Hofkunst als einen Proteus zeigt. Der preußische Gesandte, Graf von Görz, sagt von ihm: C'est un homme qui a du génie et des talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer ni à l'estimer. Doch richtete Potemkin seine Aufmerksamkeit auch auf nützliche Gegenstände. Er soll seiner Monarchin vorgeschlagen haben, die Krimm in Besitz zu nehmen, und am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, 1778, den Grund zu der Stadt Cherson zu legen. In Taurien führte er mehrere Fruchtbäume ein, und legte bei Soudac die große Branntweinbrennerei an. Auch verdankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufaktur, die an Größe und Schönheit ihrer Erzeugnisse denen zu Venedig und Paris gleichkommt. Ueberhaupt schätzte Potemkin die Künste, liebte leidenschaftlich die

Musik, und hatte überall 80 Musiker in seinem Gefolge. Im Besitz von unermeßlichen Ländereien und mehrern Kisten voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europa's, erkaufte er noch dazu, ohne sie zu bezahlen, die reichen Verlassenschaften der Fürsten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Litthauen. Seine Oberstatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom schwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbunden. Seit 1776 war er deutscher Reichsfürst. In der Folge wollte er Herzog von Kurland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu seine Mitwirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils diese Besitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, sie zu erhalten, ohne deshalb den König zu bemühen. Auch spottete er über die einfache Lebensweise dieses Monarchen, und als er von ihm den schwarzen Adlerorden später, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, sagte er wegwerfend: „er sei zwar dem Könige sehr verbunden, doch wisse er in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er schon habe, gehörig neben einander ordnen solle.“ 1787 ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers (Tawritscheskoi). Seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte. Er reizte daher 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das sogenannte orientalische oder griechische System und die Vertreibung der Türken aus Europa war sein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit Catharina's vorerwähnter Reise nach Taurien und seit ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst hoffte dann die Moldau und Wallachei als ein unabhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg seinen Anfang nahm, stand Potemkin mit unumschränkter Gewalt an der Spitze eines Heers von 150,000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherrn. Der Krieg ward in den Ebenen von Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth; dennoch unternahm Potemkin die Belagerung von Oczakow (vom Juli b. d. 17. Dec. 1788). Wie Potemkin sich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und schmeichlerisch, offen und falsch, erzählt der Fürst von Ligne in seinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow. Potemkin wagte endlich einen entscheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu sein. In der Nacht vom 17. Dec. eroberte er die bis auf eine schmale Mauerlücke fast unversehrte Festung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wol nicht gelungen sein möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menschen kamen auf beiden Seiten um's Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geschenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Kosacken-Hetman und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorbeerzweigen umwundnen Commandostab. Als er hierauf, im März 1791, nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den taurischen Palast, und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht begab er sich auf den Friedenscongreß zu Gallacz, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland d. 11. Aug. 1791 abgeschlossen, aber erst nach seinem Tode, den 9. Jan. 1792 zu Jassy in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvezier Jussuf Pascha ihn

ersuchen, von einigen Friedensbedingungen etwas nachzulassen, weil er sonst in ihnen zugleich sein Todesurtheil zu unterschreiben fürchten müßte. Trotz dieser Bitte gab Potemkin eine abschlägige Antwort. Indeß erlebte der Urheber dieses Kriegs nicht den Friedensschluß. Er wurde von der im Feldlager herrschenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmtesten Aerzte von Petersburg, die er bei sich hatte, sondern setzte seine ausschweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jassy nachtheilig schien, wollte er nach Nicolajeff gehen, am zweiten Reisetage aber ward ihm unwohl. Er stieg aus dem Wagen, und gab in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, geb. von Engelhardt, unter einem Baume d. 16. Oct. 1791 seinen Geist auf. Seine Leiche wurde nach Cherson gebracht, wo die Kaiserin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn bestimmte, welches indeß nicht zu Stande gekommen ist; vielmehr ließ Kaiser Paul späterhin den Leichnam des übermüthigen Günstlings seiner Mutter aus dem Sarge reißen, und in den Festungsgraben werfen, so daß jetzt weder Sarg noch Körper mehr zu finden sind. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte Potemkin seine Größe darein, sich nichts versagen zu dürfen, und mit grenzenloser Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens andrer Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Ob ihm gleich die Monarchin in jedem Wunsche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben übersteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andre Zwecke anvertraute Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Kassen zu erdichten, um Gelder an sich zu reißen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren. Auch ließ Potemkin sich von fremden Mächten erkaufen (s. v. Dohm a. a. O. II. 108). Im Besitze eines Vermögens, das man nach seinem Tode auf 50 Mill. Thlr. schätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder sonst aus Laune wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern. K.

Potenz ist in der Rechenkunst das Produkt aus lauter gleichen Faktoren. Wenn man nämlich eine Zahl (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit sich selbst multiplizirt, so wird eben diese Wurzel zu einer eben so vielten Potenz erhoben, als vielmals diese Multiplikation geschieht. Man bezeichnet die Potenz durch den Exponenten (s. d. Art.). In der Mechanik heißt Potenz jede erhaltende oder bewegende Kraft, z. B. der Hebel, der Keil ꝛc.; in der Medizin, auf den menschlichen Körper einwirkende Kräfte; in der schelling'schen Philosophie, Stufen oder Grade der Entwickelung des Unendlichen im Endlichen.

Pothier (Robert Joseph), Rath beim Landgerichte von Orleans, geb. das. 1699, gest. 1772, einer der gründlichsten Kenner des römischen und französischen Rechts. Er erwarb sich großen Ruhm dadurch, daß er die in den Sammlungen Justinian's enthaltnen Maximen und Grundsätze des römischen Rechts in eine natürliche und methodische Ordnung brachte. Diese große Arbeit führte er in seinen Pandekten aus, die in seinem Vaterlande weniger geschätzt wurden, als im Auslande. Seine tiefe Kenntniß des so verwickelten, verworrnen und unsichern Droit coutumier bewies Pothier durch seine Introduction à la Coutume d'Orléans und den sie begleitenden Kom

mentar. Aber am berühmtesten machte er sich durch seine Traités, die er über verschiedne Theile des Rechts verfaßte. Der erste, der den übrigen gleichsam zur Grundlage dient, ist der Traité des Obligations, in welchem man, wie in den folgenden, einen methodischen Geist, gründliche, klare und bestimmte Erörterungen, und überdieß eine reine und strenge Moral findet, mit welcher sein Leben übereinstimmte. Er war zum Lehrer des französischen Rechts auf der Universität Orleans ernannt worden. So gewissenhaft er dies Amt verwaltete, so nahm er doch die damit verbundne Besoldung nicht an, sondern bestimmte sie zu Belohnungen für die fleißigsten unter seinen Zuhörern. Er entschädigte einst eine Partei, welche ihren Prozeß verloren hatte, weil er fand, daß ein von ihm übersehenes Aktenstück von entscheidender Wichtigkeit für sie hätte sein können. Seine zahlreichen Werke sind nur zum Theil gedruckt worden.

Potier, (Charles), s. Pariser Theater.

Potocki. In dieser alt-polnischen Familie zeichnen sich vorzüglich aus: I. Graf Paul, Kastellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrsamkeit bedeutender Mann, im 17. Jahrh. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendar, Graf Joseph Andreas Zaluski heraus, und fügte eine Genealogia Potockiana hinzu. II. Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk Gr. Alexander und Bruder des Erzbischofs von Gnesen, Primas von Polen, Theodor. Er war Gesandter des Königs August II. bei der russischen Kaiserin Anna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter August III. Marschall des Adels, und Oberhofmarschall der Königin. Seine Reden die man für musterhaft hält, sind zum Theil in Daneykowicz's Suada Polona abgedruckt. III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polnischen Artillerie, ein durch seinen Reichthum vielvermögender Mann, welcher großen Antheil an den polnischen Unruhen im J. 1788 nahm. Hartnäckig beharrte er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe gesetzlos die höchste Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen, vom Reichstag beschlossnen Verfassung, vom 3. Mai 1791, entgegen; eine Urkunde, von deren Bestand Jedermann die Wiederherstellung des zerrütteten Polens erwartete, die aber eben deßhalb dem russischen Kabinet mißfiel. Potocki vergaß so sehr die Pflicht gegen sein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umsturz jenes Grundgesetzes die targowiczer Conföderation gestiftet hatte, mit dem russischen Hofe in Verbindung trat. Hierauf erließ er, vereinigt mit Rzewuski und Branicki, im Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Constitution vom 3. Mai, schloß sich dem russischen Heere an, und erlangte solchen Anhang, daß selbst der schwache König Stanislaus August (s. Poniatowski) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß stehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieser hob die Constitution vom 3. Mai auf, und unterschrieb die Theilung des Landes. (S. Polen). Manche glauben, Potocki habe selbst nach der Krone gestrebt. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geschäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newski-Orden. Als aber 1794 die krakauer Conföderation, unter Kosciuszko, Kolontay, Ignaz Potocki und A. die Vertreibung der Russen aus Warschau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchste Gericht der Republik machte ihm den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen ward ein-

Digitized by Google

gezogen, und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Suwarow's Siege vernichteten aber auch diese Beschlüsse. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte seitdem meistens auf seinen Gütern, und starb daselbst 1803. IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geb. 1751, Großmarschall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem festen Charakter. Entschlossen, sein Vaterland aus dem Zustande politischer Erniedrigung zu reißen, vereinigte er sich 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche, zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Verfassung vom 3. Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König sich für dieselbe erklärte, bemühte sich aber vergebens, seinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im Juni 1792 ging er nach Berlin, um den dasigen Hof zur Theilnahme an dem Schicksale des von Rußland bedrohten Polen zu bewegen, und wandte Alles an, um den Fortschritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Festigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die russischen Truppen vordrangen, unterwarf sich Stanislaus Augustus der Kaiserin; Potocki floh nach Dresden und ward seines Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosciuszko's Unternehmen im Mai 1794, so begab er sich nach Warschau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's durch die Russen (s. Praga) sehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommission treffliche Grundsätze befolgte. (Er übersetzte die Logik von Condillac, und führte sie als Lehrbuch in den polnischen Schulen ein; auch ließ er mehrere Gelehrte auf seine Kosten reisen). Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeschlossenen Kapitulation von Warschau, war er in dieser Stadt geblieben, ward aber im Dec. verhaftet, und als Staatsgefangner nach Schlüsselburg in Rußland gebracht, wo ihm erst 1796 Paul die Freiheit wieder gab. Er zog sich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufsicht blieb, bis er 1806 in das öffentliche Leben auf's neue eintrat, und sich ganz dem Wohle seines, scheinbar wiederhergestellten Vaterlandes widmete, wie er denn vorzüglich zur Erhebung des Bürgerstandes durch Vernichtung der Leibeigenschaft und durch Unterricht des Volks beitrug. Er starb den 30. Aug. 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warschau sich zu dem Kaiser Napoleon nach Wien begeben hatte. V. Graf Stanislaus Kostka, des Vorigen Bruder, zeichnete sich durch Einsichten und Beredtsamkeit auf den polnischen Reichstagen, 1788 und 1792, aus. Er war General der Artillerie, und ein Freund der Verfassung vom 3. Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation beigetreten war, nach Oesterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den polnischen Ereignissen zu nehmen, widmete er sich dem Studium der Künste und den Wissenschaften, bis 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde. Er begab sich jetzt in sein Vaterland, und ward Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Warschau. Seine Thätigkeit für die geistige Bildung seiner Nation, als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection, oder wie sie jetzt heißt, der Commission der Aufklärung, war fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präsident des Raths von Warschau, nach der zur Wiederherstellung Polens 1812 errichteten General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26. Juni die Einweihungsrede hielt. 1815 ward er vom Kaiser Alexander zum

Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er hieß in Polen, seiner großen Rednertalente wegen, princeps eloquentiae. Sein Haus in Warschau war eins der ersten und glänzendsten; und seine Gemahlin, eine geborne Prinzessin Lubomirska, ist eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen des Königreichs. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredtsamkeit und Styl (Warschau 1815, 4 Bände); ferner seine treffliche, jedoch unvollendet gebliebne, Bearbeitung des Winkelmann von der Kunst der Alten, in polnischer Sprache (Warschau 1815). Er starb 1822 in einem Alter von 62 Jahren. K.

Potosi, Hauptstadt der gleichnamigen Intendantschaft, welche zu dem spanischen Vicekönigreiche de la Plata in Südamerika gehört. Sie liegt in Südperu, 19° 47′ S. Br., auf der Südseite des Gebirges Potosi, ward 1547, 4360 Fuß hoch über die Meeresfläche, gegründet, hat zwei Stunden im Umkreise und gegen 70,000 Einw., Spanier, Kreolen, Mulatten und Indianer, ist ansehnlich und gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, prächtigen Kirchen und Klöstern. Die Umgegend ist durchaus unfruchtbar, so daß weder Getreide, noch Gemüse, noch Obst, noch Gras wächst. Silber und Gold sind die einzigen Erzeugnisse, für welche alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß aus den benachbarten Provinzen herbeigeschafft werden. Die Menge der Indianer und Fremden, welche der Bergbau hieher zieht, ist sehr groß, so wie der Reichthum der Privatpersonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich sind. Es herrscht daher hier viel Ueppigkeit und Luxus. Die berühmten Gold- und Silberminen Potosi's befinden sich in einem Bezirke, der sechs Meilen im Umkreise hat, und lieferten seit 1544 bis 1820 die ungeheure Summe von 1500 Mill. Thaler. Dessen ungeachtet sind diese Bergwerke bis jetzt nicht erschöpft. Gemünzt wurden hier über 1300 Mill. Piaster. Noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrh. gaben sie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600,000 Mark Silber. Nicht weit von der Stadt sind einige warme Bäder, die fleißig besucht werden. Die Spanier waren 1822 im Besitze von Potosi, wiewol sich der größte Theil des Vicekönigreichs de la Plata zu einem eignen unabhängigen Staate constituirt hatte.

Potpourri, französisch, und gleichbedeutend mit dem spanischen Olla potrida (s. d.), heißt eigentlich ein Gericht von allerhand Fleisch, das weich zusammengekocht ist; dann nennt man auch ein Geschirr oder einen Topf mit verschiednen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich auch jedes Gemengsel, das unter und in einander geworfen ist, Potpourri, z. B. ein musikalisches Potpourri, d. i. ein aus mehrern (größtentheils bekannten) Stücken zusammengesetztes Tonstück (s. Quodlibet).

Potsdam, die Hauptstadt eines zur Provinz Brandenburg gehörigen Regierungsbezirks, vier kleine Meilen von Berlin, liegt an dem Einflusse der Nuthe in die Havel, auf einer vier Meilen im Umfange habenden Insel (dem potsdamischen Werder), welche von der Havel, einigen Seen und einem Kanale gebildet wird. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländische Revier gehören, nebst vier außerhalb der Mauer liegenden unbeträchtlichen Vorstädten. Sie hat fünf Kirchen, eine Synagoge, 1600 Häuser und 23,400 Einw., darunter 5700 Militärpersonen. Die Könige Friedrich Wilhelm I. und II. und besonders Friedrich II. haben auf den Anbau dieser Stadt große Summen ver-

wendet, und ſie iſt, nächſt Berlin, die ſchönſte Stadt der preußiſchen Monarchie, aber doch menſchenleer und nahrungslos. Die prächtigſten Straßen ſind die breite Straße, die Waiſen-, Linden-, Pflug-, Brandenburger u. Burgſtraße. Die vorzüglichſten Plätze ſind: der Wilhelmsplatz, mit Pappeln, Linden und andern Bäumen bepflanzt, in verſchiedne Gänge eingetheilt und mit einer Hecke eingefaßt; die Plantage am Baſſin, gleichfalls mit Linden bepflanzt und mitten im Baſſin mit einem Gebäude nach holländiſcher Art auf einer mit Werkſtücken eingefaßten Inſel, wo Friedrich Wilhelm I. ſeine Tabaksgeſellſchaften hielt; die Garniſonsplantage, ein gleichfalls mit Bäumen beſetzter Platz, und der alte Markt, am Schloſſe, mit ſchönen Gebäuden umgeben. In der Mitte ſteht ein Obelisk von weißem und rothem Marmor, 75 Fuß hoch; an den vier Seiten ſind die Bruſtbilder Kurfürſt Friedrich Wilhelms, der Könige Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt das königl. Schloß in der Altſtadt bemerkenswerth, welches Kurfürſt Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es iſt ein längliches Viereck von drei Geſchoſſen. Das Hauptportal iſt auf dem alten Markte und die Hauptfacade auf der Garten- und Havelſeite. Man bewundert die Säulenreihen auf der Seite gegen die lange Havel-Brücke, und zwiſchen der Mitte des Flügels und dem königl. Reitpferdeſtalle; die erſtre beſteht aus 20, und die andre aus 32 freiſtehenden korinthiſchen Säulen mit dazwiſchen ſtehenden Gruppen und Statuen. Das Rathhaus hat Friedrich II. nach dem Muſter des amſterdamer 1754 erbauen laſſen. Auf der Mitte des Gebäudes ſteht der Thurm mit einer Kuppel, auf welcher ein kupferner Atlas in Rieſengröße die Weltkugel trägt; beides von getriebnem Kupfer und vergoldet. Auf der Waiſenſtraße, einer der längſten Straßen Potsdams, ſteht das große k. Militärwaiſenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demſelben über 2000 Kinder von Militärperſonen verpflegt werden. Dieſes vier Geſchoß hohe Gebäude macht mit dem landſchaftlichen Hauſe ein großes Viereck aus. Von den Kirchen ſind merkwürdig: die Hof- und Garniſonkirche, mit einem ſchönen Glockenſpiel. Unter der marmornen Kanzel ruhen Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge; die heilige Geiſtkirche mit einem hohen prachtvollen Thurme, die lutheriſche Stadtkirche zu St. Nicolai, und die franzöſiſch-reformirte Kirche, nach dem Muſter des Pantheons zu Rom erbaut. Auch das Schauſpielhaus und das neue große Armen- und Krankenhaus müſſen hier noch angeführt werden. Potsdam iſt der Sitz der kurmärk. ökonom. Geſellſchaft, und beſitzt mehrere wohlthätige Vereine in Schulen, auch ein Schullehrer-Seminarium; Luiſens Denkmal iſt eine Stiftung zur Ausſtattung tugendhafter Mädchen. Die wichtigſte Induſtrieanſtalt iſt die Gewehrfabrik, bisher die einzige in der preußiſchen Monarchie. Die in Spandau geſchmiedeten Flintenläufe werden hier geſchäftet und equipiret, die Gewehre mit Schöſſern und allem Uebrigen verſehen, und in fertigen Stand geſetzt. Gegenwärtig beſchäftigt dieſe Fabrik gegen 160 Arbeiter. Das lange vier Geſchoß hohe Gebäude nimt mit den zu dieſer Fabrik gehörigen Häuſern eine ganze Straße ein. Die übrigen Fabriken, als in Tabak, Baumwolle, Seidenzeugen, Bleiſtiften, Leder, Tuch, Wachsleinwand ꝛc., ſind minder bedeutend. Vor den meiſten Thoren ſind ſchöne Alleen und weiter hin, größtentheils an der Havel, Wälder, buſchigte Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen

hat man abwechselnde Aussichten nach der Stadt über die sehr breite Havel nebst einigen Seen, nach verschiednen Dörfern und nach den königl. Gärten, Wäldern, Lustschlössern und Häusern, welche zum Theil wieder auf kleinen Anhöhen liegen. Durch das brandenburger Thor, — ein schöner mit freistehenden korinthischen Säulen gezierter Triumphbogen nach dem Muster des trajanischen in Rom — gelangt man nach dem königl. Lustschlosse Sanssouci (s. d. Art.).

Pottasche heißt das feuerbeständige Gewächs-Laugensalz (Pflanzenalkali (s. d. Art. Alkali), welches man durch Auslaugen und Verkalken aus Holz oder gewissen Pflanzen erhält, die in besonders dazu eingerichteten Oefen oder Gruben durch die Aschenbrenner oder Aescherer gebrannt worden sind. Das meiste Salz gibt die Asche von Birken, Roth- und Hainbuchen, Weiden, Ellern, Eschen, Ahornbäumen und Rüstern. Die gewonnene und in der Aschenkammer aufbewahrte Asche wird erst in den Aeschern mit kaltem Wasser eingeweicht, darauf mit heißem Wasser oder warmer Lauge ausgelauget. Die genugsam gesättigte Lauge wird in großen eingemauerten eisernen Töpfen, (pots, daher der Name Pottasche) Kesseln, oder in seichten Pfannen hart gesotten, bis alles Wasser verdunstet ist; dann von der rothen Asche in dem Kalcinirofen gereinigt, wobei durch Regierung des Feuers das Verglasen des Salzes zu vermeiden ist. Die auf dem Kühlheerde erkaltete Pottasche hat eine weißbläulichte Farbe. Soll sie ein ganz reines alkalisches Salz werden, so muß man die feinste und beste Pottasche noch verschiedne Male auflösen, wieder verdunsten und anschießen lassen, und dann in wohlverwahrte Gefäße (Töpfe, Pötte), weil sie die Feuchtigkeit aus der Luft an sich zieht, verschließen. Das angegebne Verfahren beim Pottaschbrennen ist das zweckmäßigste und in Deutschland gewöhnlichste. Die meiste Asche wird aus Ungarn, Mähren, Polen, Rußland über Danzig, Königsberg, Riga, Elbing ꝛc. zum Handel gebracht. In Rußland ist sie Monopol der Krone. Es gibt allenthalben viele Pottaschsiedereien, wo das Holz und besonders der Abfall in geringem Werthe steht.

Potter (Paul), ein berühmter Maler, geboren zu Enkhuisen 1625 und der Sohn eines Malers (Peter Potter) von dem er den ersten Unterricht erhielt, den er inzwischen bei weitem übertraf. Schon im 15. Jahre hatte er allgemein bewunderte Werke geliefert, und als er sich in Haag niederließ, erhielt er so viel Aufträge, daß er, bei allem Fleiße, dennoch nicht allen Genüge leisten konnte. Besonders arbeitete er viel für den Prinz Moritz von Oranien. Sein Fach war Thiermalerei und Landschaften; doch zeichnete er sich besonders in der erstern aus und die letztern dienen ihm gewöhnlich nur um die Kühe, Schaafe, Ziegen, die seine Lieblingsgegenstände sind, im mannichfachsten Leben, in den wechselndsten Gruppen zu zeigen. Das Kolorit ist ungemein glänzend, und so fein alle einzelnen Theile ausgeführt sind, so wenig ist eine Spur von Zwang, Steifheit und Manier zu bemerken. Gewöhnlich arbeitete er nur Stücke von mäßigem Umfange. Allein ein Stück im Louvre, das ursprünglich dem Prinzen von Oranien gehörte, und einen Hirten mit einer Heerde in natürlicher Größe darstellt, zeigt, daß er auch für große Compositionen Sinn hatte. Seine Spaziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet und auf ihnen wurde, was er in seinem Fache wahrnahm, gleich skizzirt. Die stete Arbeitsamkeit ließ ihn kein hohes Alter erreichen. Er starb schon 1654, 29 Jahr alt. Auch Kupferstiche hat man von ihm, die nicht weniger geschätzt sind. Potter's Kabinetsstücke werden

sehr theuer bezahlt. Seine „pissende Kuh" kaufte Alexander von Rußland, im J. 1814, in Paris für 6000 Thaler.

Poussin (Nicolas), einer der berühmtesten franz. Historien- und Landschaftsmaler, geb. zu Andelys in der Normandie, 1594, stammte aus einer edeln aber sehr armen Familie. Er machte seine ersten Studien unter sehr mittelmäßigen Meistern, mit ausgezeichneten Fortschritten. Sein Verdienst war bereits anerkannt, und verschaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er, aus Verlangen, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, nach Italien ging. Der Dichter Marini lernte ihn zu Rom kennen, trat mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß, und flößte ihm Geschmack an den Dichtern Italiens ein, in denen Poussin reichen Stoff für seine Compositionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es Poussin an Unterstützung, und er sah sich genöthigt, seine Arbeiten zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen. Aber diese Widerwärtigkeiten schlugen seinen Muth nicht nieder. Unablässig war er theils mit der Ausübung seiner Kunst, theils mit den Studien der Geometrie, Perspektive, Architektur, Anatomie und andren dem Maler nöthigen Wissenschaften beschäftigt. Auch seine Unterhaltung, seine Spaziergänge, seine Lektüre hatten fast immer Bezug auf seine Kunst. Für seine Figuren diente ihm die Antike zum Muster; er modellirte mit vieler Geschicklichkeit Statuen und Reliefs, und es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu werden. In seinen Landschaften folgte er der Natur. Sie stellen gemeiniglich Ebenen mit Ruinen einer prachtvollen Architektur dar. In allen seinen Werken erkennt man eine reife Ueberlegung; nichts ist zufällig oder absichtslos. Bald fand er großmüthige Unterstützung durch den Kardinal Francesco Barberini; noch mehr durch den Ritter Cassiano del Pozzo, für welchen er die bekannten sieben Sakramente malte. Poussin's Name wurde durch diese Arbeiten auch in Frankreich berühmt. Dies bewog den Kardinal Richelieu, ihn auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers nach Paris zu berufen, um die große Gallerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. hatte ihn zu diesem Ende zu seinem ersten wirklichen Maler, mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Livres, ernannt. Poussin kam 1640 zu Paris an, erhielt viele Aufträge, fand sich aber sogleich von Widersachern umgeben. Der Maler Jacques Fouquiers hatte den Auftrag, die Gallerie mit Ansichten der Hauptstädte von Frankreich zu decoriren, und der Architekt Mencier überlud die Gallerie mit Verzierungen. Poussin sah sich genöthigt, sein Amt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegschaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünstigten Simon Vouet zu kämpfen, und seine Gemälde gefielen dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geschmacke der Franzosen überhaupt weniger, als den kunstsinnigen Italienern. Für einen friedliebenden Künstler, der sich ganz der Liebe zu seiner Kunst hingab, war ein so unruhiges Verhältniß nicht, daher er ihm auch bald wieder entsagte. Schon im Sept. 1642, als er sich mit den Cartons zu einer Darstellung der Arbeiten des Herkules für die Gallerie des Louvre beschäftigte, kehrte er nach Rom zurück, das er bis zu seinem Tode (welcher 1665 an einem Schlagflusse erfolgte), nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm Titel und Gehalt gelassen hatte, so lebte Poussin doch immer in sehr mäßigen Umständen. Seine Uneigennützigkeit verschmähte die Mittel, sich zu bereichern, was ihm nicht hätte schwer werden können; er arbeitete mehr für den Ruhm als für schnöden Gewinn. Voll Verehrung für

die Alten ſtrebte er dem hohe Ideale nach, das wir bei dieſen finden. Er zeichnete mit vieler Korrektheit; ſeine Compoſition iſt verſtändig und edel. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſein Styl groß und heroiſch, ſein Ausdruck nähert ſich dem des Raphael, daher ihn auch Einige den Raphael Frankreichs genannt haben. Was er war, war er durch ſich ſelbſt; ſein einziger Schüler war ſein Schwager Caspar Dughet, der ſich durch ſeine ſchönen Landſchaften berühmt gemacht hat. Pouſſin hatte auch die Werke Titian's ſtudirt; aber ſeine ſpätern Gemälde ſtehen in Anſehung des Kolorits den frühern nach, da er ſpäterhin dieſen Theil der Kunſt vernachläſſigte, um deſto mehr Fleiß auf die Zeichnung zu wenden. Getadelt wird an Pouſſin's Gemälden eine zu gelehrte Anordnung und Vorliebe für Epiſoden, eine gewiſſe Einförmigkeit in den Stellungen, Mienen und im Ausdrucke der Figuren, zu große Fülle von Falten in den Gewändern; Fehler, die aus einer zu ſtrengen Nachahmung der Alten entſprungen ſein mögen. Aber trotz dieſer Fehler kann Pouſſin mit den größten Meiſtern Italiens wohl verglichen werden. Zu ſeinen berühmteſten Werken gehören die ſieben Sakramente, eine treffliche Folge von Gemälden (zwei Mal), ferner die Sündfluth, der Germanicus, die Einnahme von Jeruſalem, die Peſt der Philiſter, Rebekka, die Ehebrecherin, Moſes, der mit ſeinem Stabe Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, die Anbetung des goldnen Kalbes ꝛc.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landſchaften. Sein Leben hat Bellori italieniſch geſchrieben. Nach ihm geſtochen haben Chateau Poilly und Claudine Stalla.

Pouſſiren, ſ. Boſſe.

Pozzuoli, ſ. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Präadamiten. Man bezeichnet mit dieſem Namen diejenigen Menſchen oder Menſchengeſchlechter, welche vor Adam gelebt haben ſollen, indem man annimt, daß die Erde ſchon früher bewohnt worden ſei, als die moſaiſche Erzählung beſagt. Man hat daher eine eigne präadamitiſche Schöpfung angenommen, und Iſaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidniſchen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abſtammten.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewiſſes jährliches Einkommen von einer geiſtlichen Stiftung; dann überhaupt, beſonders in der römiſch-katholiſchen Kirche, ein geiſtliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewieſen ſind, z. B. Biſthümer, Kanonikate, Pfarren ꝛc. Ferner heißt auch eine andre Stelle, zu der man ſich in ein Stift, in ein Hospital und dergl. einkauft, eine Pfründe, und in dieſem Sinne gibt es deren auch in der evangeliſchen Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der ſie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcipitat, Präcipitation, ſ. Niederſchlag.

Präcluſion, Präcludiren, ausſchließen, heißt in der Rechtswiſſenſchaft Jemanden gewiſſer Rechte und Anſprüche verluſtig erklären, weil er ſich ihrer zur gehörigen Zeit nicht bedient hat, und dieſe Erklärung des Richters heißt Präcluſivbeſcheid. Eine Vorladung sub poena praeclusi oder praeclusionis iſt eine ſolche, die den Nichterſcheinenden ſeiner fraglichen Rechte für verluſtig erklärt; eine präcluſiviſche Friſt iſt eine ſolche, binnen welcher gewiſſe Rechte oder Anſprüche geltend gemacht werden müſſen, wenn ſie nicht verloren ſein ſollen. Eine Präcluſion überhaupt wird da feſtgeſetzt, wo über eine Sache verfügt werden ſoll, von der man weiß oder vermuthet, daß

Anſprüche darauf gemacht werden können, ohne daß man dieſe Anſprüche oder die dazu Berechtigten genauer kennt.

Prädeſtination und Prädeſtinatianer, ſ. Gnade.

Prädeterminismus, die Lehre und Anſicht derer, welche behaupten, der Menſch ſei durch eine höhere Macht, ohne Rückſicht auf ſeinen Willen, nicht nur zu Glück oder Unglück, ſondern auch zu Tugend und Laſter vorausbeſtimt (prädeterminirt). (Vergl. Determinismus).

Prädikantenorden, ſ. Dominikaner.

Pradon (Jean Nicolas), ein franz. Dichter, gebürtig aus Rouen, ſtarb zu Paris 1698. Seine Trauerſpiele hatten bei ihren erſten Vorſtellungen viel Bewundrer und vornehme Freunde, zu welchen ſelbſt St. Evremont und Frau von Sevigné gehörten. Pradon wagte ſogar, ſich als einen Nebuhler Racine's zu zeigen, indem er einen von dieſem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde ſein Trauerſpiel Phèdre et Hippolyte, das 1677 auf der Bühne erſchien, mit vielem Glanze gegeben, und ſchien einige Zeit den Vorzug zu behaupten, iſt aber gegenwärtig faſt vergeſſen. Boileau trug durch ſeine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein ſehr mittelmäßiger Dichter, und überdies höchſt unwiſſend und voller Anmaßung war. Seine Theaterſtücke ſind geſammelt erſchienen zu Paris, 1744, 2 Bde. 12.

Pradt (Dominique de), vormaliger Erzbiſchof von Mecheln, iſt 1759 in Auvergne geboren. Vor der Revolution Großvikar des Kardinalerzbiſchofs von Rouen, ward er in die conſtituirende Verſammlung als Abgeordneter der Geiſtlichkeit der Normandie gewählt, und zeigte ſich hier als den entſchiedenſten Royaliſten, der ſogar den Abbé Maury noch zu überbieten wußte. Nach Beendigung dieſer Verſammlung unterzeichnete Pradt die bekannten Proteſtationen der rechten Seite, verließ Frankreich und ging nach Münſter, wo er mit der Fürſtin Gallizin bekannt wurde. 1798 ſchrieb er in Hamburg, ohne ſich zu nennen, L'Antidote au Congrès de Rastadt und einige Zeit nachher La Prusse et sa Neutralité, zwei Flugſchriften, welche damals Aufſehn machten. Nach dem 18. Brümaire kehrte er nach Frankreich zurück. Seine erſte Schrift, welche er hier herausgab: Les trois Ages des Colonies, in welcher er die völlige Freigebung derſelben predigt, fand wenig Beifall. Faſt ohne alle Hülfsmittel zurückgekehrt, mußte er dieſelben in ſich ſelbſt ſuchen. Er wandte ſich an ſeinen nahen Verwandten, den Marſchall Duroc. Dieſer ſtellte ihn dem Kaiſer vor, dem er gefiel. Er erhielt ſogleich die Stelle des erſten Almoſeniers des Kaiſers, wohnte in dieſer Eigenſchaft 1804 der Krönung und Salbung Napoleons bei, und ward zum Baron und zum Biſchof von Poitiers ernannt. Der Papſt ſelbſt ſegnete ihn ein. Der neue Biſchof behielt übrigens auch ſeinen Poſten als Almoſenier des Kaiſers, dem er ſich immer angenehmer machte. Er begleitete ihn zur Krönung nach Mailand und in der Folge nach Bayonne, wo er zu den Verhandlungen mit Escoiquiz gebraucht wurde. 1809 erhielt er das Erzbisthum Mecheln; 1811 unterhandelte er mit dem Papſte zu Savona, und 1812 ward ihm die in dem damaligen Zeitpunkte höchſt wichtige Geſandtſchaft in Warſchau ertheilt. Hier blieb er bis, nach Beendigung des unglücklichen ruſſiſchen Feldzugs, die Annäherung des Feindes ihn vertrieb. Pradt hat die höchſt anziehende Geſchichte dieſer Geſandtſchaft und Napoleons Rückkehr in einem Werke beſchrieben, das in faſt alle europäiſche Sprachen überſetzt worden. Nach

seiner Rückkehr begab er sich eine Zeitlang in seinen Sprengel, fand sich aber zur rechten Zeit wieder in Paris ein, um bei der ersten Einnahme und den dabei gespielten Ränken und gepflognen Unterhandlungen eine Rolle übernehmen zu können. Die provisorische Regierung gab ihm den wichtigen Posten des Kanzlers der Ehrenlegion, welchen er jedoch nach den hundert Tagen an den Marschall Macdonald abgeben mußte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zog er sich zurück. Seit der zweiten Restauration lebt er ohne höhere Anstellung, und ist einer der fruchtbarsten politischen Schriftsteller Frankreichs geworden. Die wichtigern Schriften, welche er seit der ersten Restauration bis jetzt (1820) herausgegeben, sind die obengedachte Histoire de l'Ambassade dans le Grand-duché de Varsovie; — Du Congrès de Vienne; — Récit historique sur la Restauration etc.; — Des Colonies et de la Révolution actuelle de l'Amérique; — Des quatre Concordats; — L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. — Congrès de Carlsbad, 2 part. — De la révolution de l'Espagne (1820) et de ses suites. — Petit Catéchisme à l'usage des Français sur les affaires de leur pays. 1820. — De l'affaire de la loi des élections. 1820. Wegen letztrer Schrift ward er als Aufruhrstifter hart angeklagt; allein er und sein Sachwalter Dupin führten die Vertheidigung so beredt, daß de Pradt losgesprochen wurde. Ihm ist als Schriftsteller Ideenreichthum, eine gewandte Feder, Scharfsinn, Kenntniß der europäischen Diplomatie, und ein meistens gesunder Blick in die politischen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse der Völker nicht abzusprechen; allein es fehlt nicht an Widersprüchen, Uebereilungen, Wiederholungen und Wortlängen in seinen flüchtig abgefaßten, übrigens geistvoll und beredt geschriebnen Schriften. Eine Fortführung dieses Art. findet man in der neuen Folge dieses Werks oder Band XI und XII.

Präexistenz nennt man das Dasein der menschlichen Seele vor Erzeugung des Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erschaffen, welche bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Die Aegypter, Chaldäer, Kabbalisten, unter den Griechen Pythagoras und Platon, behaupteten diese Präexistenz.

Präfekt, ein Vorgesetzter, Vorsteher, dergleichen es bei den Römern mehrere gab. Die wichtigsten waren der Praefectus praetorio, unter den Kaisern der Oberbefehlshaber über die kaiserliche Leibwache, und der Praefectus urbis. In Frankreich heißt jetzt der Präfekt der oberste Regierungsbeamte in einem Departemente, (Präfektur); jedes Arrondissement hat einen Unterpräfekt.

Prag, die Hauptstadt Böhmens und fast in der Mitte dieses Landes, unter dem 32. Grade der Länge und dem 50. der Breite gelegen, ist eine uralte slavische Stadt, deren erste Anlage bis auf's J. 723, wenigstens muthmaßlich, zurückgeführt werden kann, und die im 13. Jahrh., als die Tatarn auch Böhmen zu überschwemmen drohten, fest genug war, um von diesen Horden nichts fürchten zu dürfen. Die jetzige Gestalt im Ganzen scheint sie indessen erst unter der Regierung Carls IV. insofern erhalten zu haben, als von ihrem Umfange die Rede ist, denn allerdings hatten die Kriege der Hussiten, welche bald nachher ausbrachen, eine Menge Verwüstungen und Feuersbrünste zur Folge. Ueberhaupt wurde mit den letztern Prag sehr häufig heimgesucht, was für den Augenblick empfindlich im Ganzen durch regelmäßigern, festern Anbau wieder ausgeglichen wurde. Vorzüglich

hatte die Belagerung im schlesischen Kriege 1744 und im siebenjährigen 1757 für Prag in der Art sehr bedeutende Folgen. Ueber 880 Häuser gingen in der letztern Belagerung in Flammen auf. Ganze Straßen sanken in Trümmern. Manche Kirche gerieth gegen 30 mal in Brand und ward mit Mühe erhalten. Der Theil der Stadt, welcher von diesen Unfällen am wenigsten gelitten hat, die Altstadt, der erste Anbau von Prag überhaupt, ist aber gerade darum auch der unansehnlichste, unregelmäßigste. In Hinsicht seiner Größe kann sich Prag mit den ersten Städten Deutschlands messen. Es hat einen Umfang von 4 Stunden, und überhaupt einen Flächeninhalt von 1,245,792 wiener Quadratklaftern, von denen 4000 eine geometrische Meile machen. Rings herum von Bergen umgeben, ist es gegen rauhe Winde aus Norden und Osten geschützt und erfreut sich so eines gemäßigten Klima's. Indessen gilt auch von Prag, wie von so vielen deutschen Orten, daß sich die Witterung schnell umsetzt und einen empfindlichen Wechsel zwischen Wärme und Kälte eintreten läßt. Die große Moldau ist der einzige Fluß in seinem Umkreise, der von Baierns Grenzen herkommt und durch Prag dem Bette der Elbe zueilt. Da er mitten durch die Stadt geht, so kann man sich dieselbe bequem in zwei Theile zerfallend vorstellen: diesseits und jenseits der Moldau. Beide sind durch eine der ältesten, schönsten, festesten Brücken verbunden, die sonst neben der Dresdner und Regensburger die berühmteste in Deutschland war. Jede jener zwei Hälften zerfällt wieder in zwei Viertel, von denen die Alt- und Neustadt auf dem rechten, und die Kleinseite nebst dem Hradschin auf dem linken Ufer liegen. Die Judenstadt ist in der Altstadt selbst wieder; zwei Vorstädte finden sich nur am rechten Ufer und sind zur Neustadt gehörig. Der Wischehrad, von dieser nur durch einen Bach getrennt und auf einem Berge liegend, wird schon nicht mehr zu Prag gerechnet, sondern als ein besondres Städtchen betrachtet. Die Altstadt, als der älteste Theil der Stadt, hat zwar 24 freie Plätze und 96 Gassen, allein nicht eine der letztern zeichnet sich durch gerade Linien, oder viele schöne Gebäude aus, und von den erstern findet sich nur einer, der durch Regelmäßigkrit und Größe etwas bedeutend ist, der große Ring genannt, zum Unterschiede eines kleinern Platzes, der mit ihm durch eine Straße verbunden wird und der kleine Ring heißt. Dagegen ist in diesem Viertel der Stadt das meiste Gewühl, der lebhafteste Umsatz. Unter den 96 Gassen dieses Stadtviertels zeichnen sich besonders die Ritter- und Königsgasse, mit dem darauf befindlichen Theater- und Universitätsgebäude und die Zeltnergasse aus, welche das Gebäude der k. k. Güteradministration und das Gouvernementshaus schmückt. Widrig dagegen ist die Galligasse, durch den hier bestehenden Judenmarkt, wo tausend Stimmen zum Kaufen einladen und tausend Arme den sorglos Durchgehenden fest zu halten suchen. Sie läßt sich nur mit der Judenstadt, die ohngefähr den achten Theil der Altstadt ausmacht, selbst vergleichen, wo in ohngefähr 280 Häuserchen 6—7000 Juden leben, so, daß manches unbedeutende Haus wol zehn Besitzer und manche Stube zwei bis drei Familien zählt. Inzwischen ist die eine ihrer neun Synagogen, die sogenannte alte Schule, immer ein schönes Denkmal altdeutscher Kunst. Viel weitläufiger, aber weniger belebt, ist die an das vorige Viertel stoßende Neustadt. Sie enthält den größten freien Platz in Prag, den Viehmarkt und hat außerdem noch neun andre minder bedeutende Plätze nebst 69 Straßen, von denen die meisten sich durch Bauart der sie bildenden Häuser, Geradheit u. s. f. vortheil-

haft auszeichnen. Wir nennen von den Straßen nur den Roßmarkt, so uneigentlich auch der Name dafür gewählt ist, den Graben und die Heinrichsgasse. Das große Mauthgebäude, die gräfl. thun'sche- und schlick'schen Paläste sind die vorzüglichsten in diesem Theile liegenden Häuser. Da die Natur Prag selbst in zwei gleiche Hälften zu theilen scheint, die die Moldau von einander trennt, so wird man die Versicherung des Hauptmann Wrangel's in Schiller's Wallenstein; „mein Herr Kanzler begnügt sich mit der Altstadt, Euer Gnaden läßt er den Hradschin und die kleine Seite" vollkommen verstehen; insofern auf dieser kleinen Seite Wallenstein's Palast noch jetzt liegt und die Eitelkeit dieses Feldherrn von den Schweden geschont werden konnte, ohne daß der Besitz der andern Hälfte deshalb gefährdet wurde. Inzwischen hat diese Hälfte der Stadt weder so viel freie Plätze, noch so viel Straßen, wie die entgegengesetzte. Nur 14 freie Plätze und 36 Straßen sind in der Kleinseite und 6 der erstern, 16 der letztern im Hradschin. Dagegen macht der waldstein'sche (wallenstein'sche) Palast auf der Kleinseite noch jetzt eine der vorzüglichsten Zierden. Hundert Privathäuser mußten fallen, dem Kolosse Raum zu machen. Nur der lebebour'sche Palast, das fürstlich schwarzenberg'sche Majoratshaus, das czerain'sche Majoratshaus, können ihm den Vorrang streitig machen. Die Kleinstadt wetteifert mit der Altstadt am Alter, ohne daß sie aber, wie diese, die Spuren davon im wirklichen, unregelmäßigen Baue trägt. Wenn in der Altstadt das Leben des Bürgers vorwaltet, so ist dagegen auf der Kleinseite der Glanz des Adels, die Thätigkeit der Beamten sichtbar. Der Hradschin ist der höchste Theil von Prag, geschmückt von der hohen, alten Königsburg; er gewährt den schönsten Anblick von Ferne und vergilt ihn wieder mit der schönsten Aussicht über Prag und die ganze Umgegend. Die Domkirche, die königliche Burg und der Schloßgarten ziehen des Sonn- und Feiertags Tausende herbei. Dagegen macht seine Entfernung, die Reihe der nur von Großen im Winter bewohnten Paläste, daß er im Ganzen der unbelebteste Stadttheil im Sommer und in der Woche ist. Die zwei Vorstädte Prag's haben wenig Bemerkenswerthes. Der Wischerad, Prag's ehemalige Festung, zeigt jetzt vornämlich nur als Merkwürdigkeit das Zeughaus. Im Ganzen ist die Bauart in allen Stadttheilen massiv, winklich und eng in den ältern, hell und weit in den neuern Stadttheilen. Die Bauart der Paläste ist im großartigen italienischen Style. Wer ganz Prag mit einem Blicke überschauen will, findet auf dem St. Veitsthurme die beste Gelegenheit dazu. Prag hat unter seinen 48 Kirchen, wobei zwei protestantische mit inbegriffen sind, nur zwei die ein hohes Alterthum verrathen. Die andern sind Folge der zerstörenden Kriege in neuern Zeiten theils neu aufgebaut, theils umgebaut worden. Eine jener zwei alten Kirchen ist die Schloßkirche von St. Veit (auf dem Hradschin), deren Thurm, wir eben als den besten Ort bezeichneten, Prag mit einemale zu übersehen ist. Sie kann sich mit den schönsten deutschen Domen messen und ihre erste Begründung fällt in den Anfang des 10. Jahrh.; aber erst 1380 bis 1500 war sie in der gegenwärtigen Gestalt vollendet. Feuersbrünste und Bombardements haben sie oft in Gefahren gebracht, ohne sie aber zerstören zu können. Ihre Gewölbe enthalten die Leichname vieler Könige, Kaiser und Fürsten; Denkmäler, Kunstwerke, Gemälde ꝛc. Der genannte Thurm hat eine Höhe von 314 Fuß; ursprünglich war sie 508 Fuß. Die zweite alte Kirche ist die Domkirche am Thein (in der Altstadt), aber ob sie schon

zu Ende des 9. Jahrh. erbaut ist, so hat sie doch schon manche Modernisirung erhalten und nur die schöne äußere Gestalt, die kühnen, lichten Bogen, machen sie merkwürdig; Schade, daß sie rings herum zu verbaut ist, um den Blick so zu fesseln, wie die Schloßkirche. Von den übrigen im neuern, italienischen Style erbauten Kirchen, ist besonders die Kreuzherrenkirche, am Brückenplatze, durch Größe und Schönheit bemerkenswerth. Hat Prag eine Menge Privatpaläste, so fehlt es ihm, als der Hauptstadt eines großen Landes, eben so wenig an bedeutenden öffentlichen Gebäuden, unter welchen die königliche Burg die Aufmerksamkeit zuerst auf sich zieht. Sie ward 1333 von Carl IV. nach dem Muster des pariser Louvre gebaut, brannte im 16. Jahrh. nieder und steht seit 1756 in ihrer jetzigen Gestalt, inwiefern M. Theresia die vorhandnen einzelnen Massen zu einem Ganzen vereinen ließ. Aus diesem Schlosse wurden am 23. Mai 1618 die beiden Statthalter Slawata und Martiniz herausgeworfen und so die ersten Zeichen zum 30jährigen Kriege gegeben. Das Rathhaus in der Altstadt ist zwar schon 1399 erbaut aber nach und nach zu oft umgestaltet worden, um einen imposanten Anblick zu gewähren. Dagegen bildet das erzbischöfliche Seminarium ein Städtchen für sich in der Altstadt selbst. Hier wohnen 3—400 Seminaristen oder junge sich vorbereitende Weltgeistliche, für deren Bildung es von Joseph 1784 bestimmt wurde, nachdem es von 1556 bis 1773 ein Jesuiterkloster gewesen war. Außerdem enthält es die Hörsäle der theologischen und philosophischen Fakultät, die Malerakademie, Buchdruckerei, Buchhandlung, zwei Kirchen, viele Wohnungen der angestellten Lehrer ꝛc. Da es von allen Seiten frei steht, ist der Anblick um so bedeutender. Eine Wanderung im Innern ist nöthig um sich von dem Reichthume seiner Erbauer einen Begriff zu machen. Das Hauptzollamtsgebäude, Rathhaus und Militär-Krankenhaus sind in der Neustadt die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude. Das Militär-Krankenhaus ist ebenfalls ein ehemaliges Jesuiterkollegium und das regelmäßigste Gebäude unter allen öffentlichen. Es nimt die eine ganze Seite des Viehmarktes ein. Die Kleinseite zeigt vornehmlich das Gubernialhaus und das Landhaus, der Sitz einer Menge Regierungsbüreaus, ein ehemaliges Jesuiterkollegium, nebst dem Zeughause. Auf dem Hradschin endlich findet man noch die erzbischöfliche Residenz oder Wohnung des jedesmaligen Erzbischofs und das von M. Theresia 1755 gegründete Damenstift, für solche, die 8 Ahnen von jeder Seite nachweisen können. Die berühmte Brücke, welche beide Hälften der Stadt verbindet, verdankt Carl IV. ihren Ursprung. Vorher scheinen beide Ufer einer solchen entbehrt zu haben. Sie ist 1790 wiener Fuß lang und 35 Fuß breit. Ueber dem Wasser erhaben ist sie 42 Fuß und das ganze Werk wird von 16 Bogen getragen. 1784 litt die Brücke vom furchtbaren Eisgange keinen Schaden, allein die Pfeiler selbst wurden an den Ekken so durchbrochen, daß die Ausbesserung 100,000 Gulden kostete. 26 große Bildsäulen und andre Kunstwerke zieren die Brustwehren, hinter denen man, wie in Dresden auf der Elbbrücke, der schönsten Aussicht genießt. Den Eingang schützen auf beiden Seiten zwei Thürme, die ursprünglich als Brückenköpfe dienten. Die ganze Stadt ist von bedeutenden Festungswerken eingeschlossen, durch welche sich die einzelnen Theile der Stadt mittelst acht Thore öffnen. Da eine Brükke über die Moldau für viele Bewohner einen großen Umweg nöthig macht, die in der andern Hälfte der Stadt zu thun haben, so gibt es mehrere Ueberfahrten. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1820

96,618, gegen fast 8000 Juden mit eingeschlossen. Die Zahl der Gebornen überstieg die der Gestorbnen bedeutend. Es waren der erstern 4199 und der letztern 3683. Da das Klima im Ganzen keine vorherrschenden Krankheiten begründet, so dürfte die Zahl der Gebornen oft die der Todten überwiegen. Der Abstammung nach sind die Einwohner a) Böhmen (Czechen), b) Deutsche. Sie wurden von Carl IV. zu vielen Tausenden hingezogen. Da auch seit dem 30jährigen Kriege viele einwanderten, so ist die Scheidungslinie zwischen beiden kaum zu spüren und die Sprache beider Völker allen geläufig; c) Juden (7824 im J. 1820) und d) Wälsche oder Italiener. Sie bilden eine Kolonie von einigen hundert Köpfen und sind von hergezognen Kaufleuten entsprossen. In Hinsicht auf bürgerliche Verhältnisse, bilden sie einen Prälaten-, Herren-, Ritter- und Bürgerstand, wozu noch Juden, Garnison und die untre Volksklasse kommen. Die drei ersten haben ihren eignen Gerichtsstand, und eben so übt für den Bürgerstand der Magistrat die Gerichtsbarkeit aus. Die Juden sind diesem in der Hauptsache ebenfalls überwiesen, haben aber für viele Angelegenheiten einen jüdischen Rath. Die Garnison liegt in Kasernen. Was die Religion anbetrifft, so ist zwar die katholische vorherrschend, aber die protestantische gewährt seit Joseph II. gleiche Rechte. Reformirte und Lutheraner bilden hier schon lange eine Gemeine. In Bezug auf die Lebensweise, die Sitten, Vergnügungen, bemerken wir: es kommt der höhere Adel mit den übrigen Ständen wenig in Berührung, und der physische Genuß steht über dem geistigen überhaupt. Gute Privatgesellschaften, gesellschaftliche Unterhaltung ist hier nicht sehr zu finden. Der Prager ist „verschlossen und einsilbig; kalt und fremdartig geht es an den öffentlichen Orten zu." So drückt sich Griesel's Gemälde von Prag, 1823, aus. Der Tanz, das Theater und Kirchenfeste, vereinen fast allein die Bewohner. Das Theater, auf der Königs- und Ritterstraße, im J. 1783 erbaut und ganz massiv, ist das ganze Jahr thätig. Leidenschaftlicher wird aber noch der Tanz geliebt. 30 Tanzsäle in und nahe bei der Stadt locken zu seinen Freuden. Große Redouten sind in der Fastnachtszeit. Freuden in der schönen Natur, Spaziergänge und Gärten, sind in Prag nur sehr dünn gesäet. Einige Moldauinseln abgerechnet, gewährt die Stadt von der Art selbst fast nichts, als zwei Gärten, die wöchentlich nur zweimal geöffnet sind und übrigens für viele entfernt liegen. Die kirchlichen Feste, welche allgemeine Theilnahme erregen, sind: a) der 16. Mai, der Tag, wo das Gedächtniß des frommen Nepomuk erneuert wird. Die Straßen wimmeln dann von herbeiziehenden jauchzenden Landleuten, die häufig unter freiem Himmel die Nacht zubringen. b) Das Fest in Emaus, Ostermontage, u. m. a. solche Oster-, Apostel- und Heiligen-Feste, die alle mit einer Messe beginnen und mit Gesang, Spiel und Tanz endigen. Die entferntern Umgebungen von Prag würden mehr fesseln, wenn sie nicht fast alle so kahl wären. Der Zizkaberg, der auch in historischer Hinsicht durch den Kampf der Hussiten, 1420, gegen den mit 30,000 Mann anstürmenden Kaiser Sigismund, und durch den Sturm der Preußen, am 6. Mai 1757, wo Schwerin das Leben opferte, merkwürdig ist; der Stern, wobei die letzten Szenen der Schlacht auf dem weißen Berge 1620 (8. Nov.) vorfielen, und der, ein altes Jagdschloß, von der Form so genannt ist, in welcher dies erbaut wurde; der Baumgarten, eine schöne seit etwa 20 Jahren entstandne Anlage, sind die nächsten anziehendsten Punkte vor der Stadt. Zu entferntern Ausflügen ladet das

Schloß Carlsstein, ein altes, hohes, auf einem Jaspisfelsen stehendes Gebäude, ebenfalls vom thätigen Carl IV. erbaut, um die Kronschätze zu bewahren und Erholung zu gewähren. Es hatte sonst einen außerordentlichen Schatz an Gold, Juwelen und Reliquien. Einige andre schöne Partien sind dicht in Carlsteins Nähe. Für die Erziehung, Wissenschaften und Künste gibt es in Prag: a) die alte Universität, gestiftet von Carl IV. nach dem Muster der pariser, 1348, und mit so vielen Freiheiten und trefflichen Lehrern versehen, daß sie bis zum Jahr 1409 über 20,000 Studirende zählte. In diesem Jahre aber entstanden Streitigkeiten zwischen den Ausländern und Einheimischen, die mit dem Auszuge vieler tausender von d'i erstern endeten und die Grundung von Leipzig's-, Ingolstadt's-, Rostock's- und Krakau's Hochschulen bewirkten. Seit jener Zeit hat sich die Universität nie wieder erholen können, bis in den neuesten Zeiten M. Theresia, Joseph II. und Franz II. ihre neuen Schöpfer wurden. Sie hat in den gewöhnlichen Fakultäten jetzt 38 ordentliche und 6 außerordentliche Professoren. Ein Rektor Magn. steht an der Spitze des Ganzen. Verbunden sind mit ihr eine Thierarznei- und Hebammenschule. Vorbereitend für sie wirken drei Gymnasien. Drei Haupt- und siebenzehn Pfarrschulen, mehrere Mädchen- und eine israelitische Schule, fördern den Unterricht in den untern Ständen. Für die Soldatenkinder ist eine besondre Erziehungsanstalt und Soldaten werden, so wie jeder Andre, der es wünscht, in einer dazu bestimmten Schule im Schwimmen unterrichtet. Mehrere Gesellschaften haben sich zur Förderung der Wissenschaften, der mechanischen- und schönen Künste vereint, und so finden wir ein polytechnisches Institut, eine ökonomische Gesellschaft, eine Malerakademie, ein Conservatorium für die Musik, das 89 junge Tonkünstler bildet ꝛc. Für den Adel gibt es drei landschaftliche Tanz-, Reit- und Fechtschulen. Von den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst nennen wir die Universitätsbibliothek mit mehr als 100,000 Bänden und 4000 zum Theil sehr seltnen Manuskripten der alten und slavischen Literatur, vielen Urkunden ꝛc.; ferner gibt es noch acht andre öffentliche und Privatbibliotheken zum allgemeinen Gebrauche bestimmt; das k. k. Naturalienkabinet hat in neuern Zeiten keinen Zuwachs erhalten. Die übrigen Sammlungen von Mineralien, Gemälden, Maschinen, Gemmen ꝛc., sind Privateigenthum. Joseph II. und Franz II. gaben der Sternwarte, von den Jesuiten angelegt, ihre jetzige Gestalt. Die bildenden Künste finden, behauptet Griesel a. a. O. S. 103, im Ganzen nicht viele Unterstützung und selbst die Tonkunst ist seit 20—30 Jahren sehr gesunken. Von Zeitungen erscheint nur eine politische, deutsche und eine böhmische; fremde finden sich nur auf wenigen Kaffeehäusern vor. Der Buch und Kunsthandel wird von fünf Firmen betrieben. Die allgemeine Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei, steht unter der k. k. Stadthauptmannschaft und Ober-Polizei-Direction, und hat eine Mannschaft von 250 Mann zu ihrer Verfügung. In Hinsicht auf Straßenpflaster, Straßenbeleuchtung, Reinlichkeit der Straßen bleibt noch viel zu wünschen. Viele Straßen sind noch gar nicht gepflastert. Mehrere Strafanstalten erleichtern die Trennung der verschiednen Verbrecher. Die Wohlthätigkeitsanstalten befinden sich in trefflichem Zustande. Wir finden eine Menge Armenärzte, eine besondre Impfanstalt, 12 Krankenhäuser, von denen das größte, allgemeine, jährlich 13—1600 Kranke aufnimt, ohne daß bei ihm, oder in den andern, die Religion einen Unterschied macht, ein Irren- und ein Gebärhaus ꝛc.

Arme werden theils durch mehrere Vereine unterstützt, theils in einigen Häusern untergebracht, genährt, gekleidet. Für Witwen und Waisen finden sich gleichfalls, theils mehrere allgemeine öffentliche Institute, theils Privatvereine vor (10 in allem), die oft einen besondern Zweck verfolgen, z. B. die Erziehung von Blinden, Taubstummen. Der Handel von Prag ist, insofern es als die Niederlage von allen Erzeugnissen des Landes gilt, bedeutend. Prag selbst hat eine nicht kleine Zahl von Leinwand- und Kattundruckereien, Salpeter-, Handschuh-, Cichorien- (9) und andern Fabriken. Indessen sind 3 Jahrmärkte von keinen [illegible]ländern besucht. Die Gewerbe und Handwerke sind theils zünftig, theils frei. Daß Prag bei den Hussitenkriegen, im 30jährigen Kriege und in den schlesischen, Zeuge von manchem blutigen Kampfe war, ist als bekannt vorauszusetzen. Besonders berühmt sind die Schlachten, welche Friedrich von der Pfalz, 8. Nov. 1620, auf dem weißen Berge, auf dem westlichen Ufer und Friedrich II. auf dem östlichen Ufer der Moldau, 6. Mai 1757, lieferte. Wenn jene durch die entschiedenste Niederlage des unglücklichen Kurfürsten endete, so drohte diese der Stadt selbst den Untergang durch Beschießen und Hungersnoth, und nur der Tag von Collin rettete die darin eingesperrten 40,000 österreichischen Truppen.

Praga, befestigte Stadt im Königreich Polen, (Woidwodschaft Masovien), auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, als dessen Vorstadt sie zuweilen angesehen wird. Sie ist der Schlüssel zu Warschau, ist damit durch eine hölzerne Brücke verbunden, und enthält in 885 Häusern 3080 Einw. An den Namen Praga, knüpft sich die Erinnerung an Polens blutigen Untergang. Als Kosciuszko d. 10. Okt. 1794 bei Matschiewicz, 12 Meilen von Warschau, geschlagen und gefangen worden war, zog Suwarow gegen Praga, den Waffenplaß und das letzte Bollwerk der Polen, die 20,000 Mann stark, worunter 5000 M. Reiterei und einige tausend Sensenträger, nebst 48 Kanonen, unter Makranowski, zum Theil in wilder Flucht sich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm seine Entlassung, und Zajonczek erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 Mann starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor Praga inne hatte. Die Russen lagerten sich bei Kobylka, und Suwarow traf Anstalten zum Sturm. Ein polnischer Major, Namens Müller, ward in's russische Lager geschickt, um den verwundeten Kosciuszko ärztliche Hülfe zu bringen. Diesem ließ Suwarow die furchtbaren Anstalten zeigen. „Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerstand sich unglücklich machten. Nehmen sie die Amnestie an, so sollten sie frei sein, außerdem würden sie alle über die Klinge springen.“ Den 2. Nov. rückten die Russen in drei Massen gegen Praga vor, errichteten in der Nacht drei Batterien, unter deren Feuer am 3. Nov. Suwarow die Verschanzungen erspähte, und die Polen glaubten, der Feind wolle Praga regelmäßig belagern; aber am Morgen des 4. Nov. um 3 Uhr brachen die Russen in sieben Heerzügen auf. Ein tiefes Schweigen herrschte, als sie gegen die feindlichen Verschanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um 5 Uhr, wo der Oberfeldherr durch eine Rackete das Zeichen zum Angriffe gab. Jetzt rollte ein schrecklicher Hurrahruf durch alle Linien hin. Die beiden ersten Heerzüge drangen unter dem gekreuzten Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Brustwehr, warfen die feindliche Reiterei zurück, sprengten tausend Mann in die Weichsel, stürzten den übrigen nach in die Stadt und, unterstützt von dem fünften Zuge, der

von einer andern Seite eingedrungen war, schnitten sie den Feind von der Brücke ab, und machten nach einem furchtbaren Blutbade 2000 Gefangne. Die dritte und vierte Heerlinie erstieg einen Sandhügel, und drang über eine siebenfache Linie von Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte sich die dritte zwei starker Basteien, und eroberte die innern Werke; die vierte aber erstürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls, und eine Schanze innerhalb der steinernen Ringmauer, nahm fünf Batterien und griff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. Zweitausend Polen wurden hier zusammengehauen, und zwanzig Offiziere nebst dem Generale Hösler gefangen. Auf diesem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr 500 Israeliten, ein wohl ausgerüstetes Regiment, sämmtlich bis auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Obersten Hirschko, der in Warschau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebst der sechsten die letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bombenvorrathslager in die Luft sprang. Der siebente Zug umging einen Morast, nahm drei Batterien, sprengte eine feindliche Reitermasse aus einander, und zum Theil in die Weichsel; tausend Polen blieben auf dem Platze, 500 wurden gefangen. Als so die Außenwerke erstürmt waren, rückte auch der Nachhalt vor, sammt dem Geschütze; die Heerzüge selbst aber erstiegen die innern Werke Praga's, und schritten unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Einige tausend Polen, welche die Weichsel in ihrer Flucht aufhielt, wurden im Angesichte der Bewohner Warschau's niedergehauen oder in den Fluß gestürzt. Man machte hier 3400 Gefangne. Die Russen fochten und plünderten mit Erbitterung, um Rache zu nehmen, wegen der Nacht vom 16. zum 17. April, wo 7000 Russen unter Igelström in Warschau von den Polen überfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach vierstündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das dreifach verschanzte Praga mit 33 Batterien von 22,000 Russen erstürmt, und erstickt der letzte Funken des freien polnischen Heldenmuths, den Kosciuszko zur Flamme angefacht; 13,000 Polen lagen auf dem Wahlplatze, mehr als 2000 waren in der Weichsel ertrunken, und 14,680 gefangen, unter diesen die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, 5 Obersten, 24 Stabs- und 413 Oberoffiziere. Suwarow behandelte sie menschlich, und setzte sie bald in Freiheit. Nur 800 Mann hatten sich über die Brücke nach Warschau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die sich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greise, Kinder und Säuglinge, verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehrere Tage, ehe die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jasinski, Korseck, Kwaschnefski und Grabowski. Jasinski, einer der besten Offiziere der Polen vom Genie- und Geschützwesen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor dem Sturme von seinen Freunden in Warschau Abschied genommen, entschlossen zu sterben, wenn die Russen nicht zurückgeschlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch einen Bajonnetstich getödtet. Die Russen, welche in Praga 104 Feuerschlünde erobert hatten, verloren nach ihren Berichten nur 580 Mann, darunter 8 Stabsoffiziere und zählten 960 Verwundete; nach andern Nachrichten verloren sie an Todten 2000 Mann. Ihr Verlust war so gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte, und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Sie erwarteten

eine regelmäßige Belagerung, keinen Sturm. Suwarow berichtete seiner Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Praga's mit den drei Worten: Hurrah! Praga! Suwarow; und sie antwortete ihm eben so kurz: Bravo, Herr Generalfeldmarschall! Außer dieser Ernennung erhielt er noch andre Beweise der kaiserlichen Gnade. Den 9. Nov. rückte der Feldherr in Warschau ein, und die letzte Theilung Polens im J. 1795 war die unmittelbare Folge des Falles von Praga.

Pragmatisch heißt überhaupt, was auf unser Verfahren angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geschichte wird pragmatisch vorgetragen, wenn darin über die Ursachen und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufschlüsse und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden. Vergl. d. Art. Polybius.

Pragmatische Sanction, s. Sanction (Pragmatische).

Prägschatz, s. Schlagschatz.

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Meinung, Vorurtheil; in den Rechten eine nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächst, daß sie einer gesetzlichen Vorschrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leistet, daher auch oft Nachtheil einer Handlung überhaupt; präjudicirlich, nachtheilig, und präjudiciren, benachtheiligen.

Prälaten werden hohe, zugleich wegen der Besitzungen ihrer Stifter und Klöster mit weltlicher Macht bekleidete Geistliche, wie die Dekane und Aebte in der katholischen Kirche, und die Dekane, Senioren und Aebte der säkularisirten Stifter und Klöster unter den Protestanten genannt. Letztre haben nur den Namen und die Einkünfte, die katholischen Peälaten aber auch den Wirkungskreis ihrer Prälaturen. Die Prälaten nehmen in den deutschen Staaten unter den Landständen den Rang vor dem Adel und vor oder gleich nach den Standesherren ein. E.

Präliminarien heißen diejenigen Bestimmungen, welche vorläufig festgesetzt werden, um einem zu schließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen, Einleitungspunkte. Vergl. den Art. Friedensschluß.

Präludium, s. Vorspiel.

Prämie, praemium, Preis, Ehrenlohn, Belohnung; im Handel das Geld, welches der Assekurant für das Versichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem mehr oder weniger Gefahr dabei ist, nach höhern oder niedrigern Procenten des Werthes bestimmt wird. Auch pflegen, z. B. in England, als Reizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, die in einer Reihe von Jahren nach dem Loose wieder bezahlt werden sollen, gewisse mit den Jahren steigende Prämien für diejenigen bestimmt zu werden, welche das Loos erst später trifft, wodurch sie gegen die früher herauskommenden entschädigt werden.

Prämissen, in der Logik die Vordersätze eines Schlusses. (S. Syllogismus). Ueberhaupt die Urtheile, aus welchen man einen Schluß zieht.

Prämonstratenser. Dieser geistliche Orden wurde von Norbert, einem Chorherrn aus Xanten im Klevischen, der durch Sittenstrenge und Eifer für das Priesterthum als Erzbischof von Magdeburg (seit 1127) die Ehre der Kanonisation erwarb, im Sprengel des französischen Bisthums Laon gestiftet. Im Walde von Coucy sammelte er auf einer ihm, nach seinem Vorgeben, vom Himmel ge-

zeigten Wieſe (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) im J. 1120 ſeine erſten Schüler und gab ihnen Auguſtin's Regel mit eignen Verſchärfungen. Die Prämonſtratenſer rechnen ſich deßhalb unter die regulirten Chorherren, obwol ſie ihrer Verfaſſung nach wirkliche Mönche ſind. Der Orden wuchs ſchnell; es entſtanden mehrere Nonnenklöſter derſelben ſtrengen Regel, anfangs, wie im Orden von Fontevraud, in der Nähe der Mönchsklöſter, aus deren Einkünften ſie erhalten werden mußten, ſpäter in größerer Entfernung, um den Gefahren des Umgangs vorzubeugen. Der Abt des Stammkloſters Prémontré bei Coucy war General, und bildete mit drei andern franzöſiſchen Prämonſtratenſeräbten einen hohen Rath der Väter des Ordens. Dieſer hatte vor der Reformation an 2000 Klöſter, darunter 500 weibliche, die meiſten in Deutſchland, den Niederlanden, Frankreich, England und den nordiſchen Reichen, verlor aber eben darum im 16. Jahrh. mehr als die Hälfte derſelben. Um die verfallne Kloſterzucht herzuſtellen, vereinigten die Klöſter in Spanien ſich 1573 zu einer ſtrengen Obſervanz, blieben jedoch mit den Alten von der gemeinen Obſervanz in Ordensgemeinſchaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöſter beider Gattungen befeſtigt wurde. Im 18. Jahrh. hatte der Orden in Italien keine, in Frankreich nur 42 männliche Klöſter; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt beſteht er aus einer geringen Zahl von Klöſtern in Spanien, Polen und den öſterreichiſchen Staaten, beſonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eins ſeiner ſchönſten und reichſten Klöſter geblieben iſt das ſeine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken verleiht. Die Prämonſtratenſer tragen ihre weiße Kleidung nicht ohne eine gewiſſe Zierlichkeit. E.

Präpoſition, Verhältnißwort, iſt derjenige Redetheil (ſ. d.) durch welchen das äußere Verhältniß eines Gegenſtandes zu einem andern beſonders ausgedrückt wird. Um nämlich die Verhältniſſe der Dinge zu einander auszudrücken, kann ſich die Sprache des zweifachen Mittels bedienen, daß ſie dem Worte ſelbſt, welches den Gegenſtand bezeichnet, eine eigenthümliche Wendung oder Beugung gibt, die wir den Caſus (Verhältnißfall) nennen, oder ein eigenthümliches Wort zur Bezeichnung gewiſſer Verhältniſſe anwenden, und dieſes Wort iſt die Präpoſition. Es iſt daher auch natürlich, daß die Präpoſition ſtets zu dem Worte (mithin unmittelbar zu dem Subſtantivum) gehört, welches die in Verhältniß geſtellte und von einem Gegenſtand abhängig gemachte Sache bezeichnet; und da ſie in der natürlichen Redefolge gewöhnlich vor dieſes Wort geſtellt wird, ſo heißt ſie auch mit Recht Präpoſition (Vorſetzwort), und fodert ihren beſtimmten Caſus. Der einfache Satz: Petrarca ward gekrönt, wird näher beſtimmt im folgenden: Petrarca ward wegen ſeiner dichteriſchen Verdienſte zu Rom auf dem Kapitol am erſten Oſterfeiertage 1341 gekrönt. In dieſem Beiſpiel ſind alle Verhältnißbeſtimmungen durch Präpoſitionen ausgedrückt. Am meiſten verwandt ſind die Präpoſitionen mit den Adverbien, welche jedoch mehr als Beſchaffenheit auf den Gegenſtande übergetragen werden. Sie beziehen ſich, wie die in dem angeführten Beiſpiele gebrauchten, hauptſächlich auf Zeit- und Raumverhältniſſe, und auf die Verhältniſſe von Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck, Verbindung und Entgegenſetzung ꝛc. Die Sprachen ſind in Hinſicht des Gebrauchs der Präpoſitionen verſchieden. Einige bedienen ſich ſtatt ihrer häufig gewiſſer an das Hauptwort angehängter Zeichen; diejenigen aber, welche beſondre Verhältnißwörter der Art beſitzen, gebrauchen dieſelben bald mehr bald weni-

ger; das erstre, je weniger sie die Verhältnisse durch Casus ausdrücken, und je weniger ausgebildet die Declination ist (so z. B. in der englischen, italienischen und französischen Sprache); das letztre, wo die ausgebildete Declination den häufigen Gebrauch der Präpositionen entbehrlich macht.

Präscription, s. Verjährung.

Präsumtion, Voraussetzung, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, ist ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit so lange als wahr angenommen wird, bis das Gegentheil erwiesen ist. Praesumtio juris et de jure ist ein Satz, den die Gesetze aus gewissen Ursachen in einem bestimmten Falle durchaus für wahr annehmen, bis das Gegentheil erhellt oder bewiesen werden kann.

Prätendent, eigentlich Jeder, der auf etwas, besonders auf die Regierung des Landes Anspruch macht. Diesen Namen führte vorzüglich Jacob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebnen Königs Jacob II. aus dem Hause Stuart. S. Jacob III.

Prätor, im alten Rom die vornehmste Magistratsperson nach den Konsuln, welche die Besorgung des Gerichtswesens hatte. Die Prätur wurde um das J. d. St. 389 eingeführt, als die Konsuln wegen der fast ununterbrochnen Kriege nicht mehr selbst Recht sprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an diesem Ehrenamte. Der Prätor wurde auf dieselbe Weise, wie die Konsuln, gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur ein Prätor; als aber durch die Anwesenheit der vielen Fremden die Geschäfte immer zunahmen, wurde im J. Roms 510 noch ein zweiter gewählt. Beide theilten sich durch's Loos dergestalt in die Geschäfte, daß der eine die Rechtshändel zwischen Bürger und Bürger (praetor urbanus), der andre aber die Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern schlichtete (praetor peregrinus). Diese Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu sprechen. Als im J. 557 Spanien unter römische Herrschaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren eingesetzt, so daß ihrer jetzt sechs waren. Sulla fügte noch zwei hinzu, und Cäsar erhob ihre Zahl auf zehn. Unter den Kaisern war ihre Zahl zu verschiednen Zeiten verschieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren sechs Lictoren, welche die Fasces vor ihm her trugen, die Toga prätexta und eine Sella curulis, worauf er saß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demselben ein Spieß, oder, wenn der Prätor öffentlich Gericht hielt, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeschäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Bei dem Antritte seines Amtes schwur er, die Gesetze genau zu beobachten, und publizirte ein Edikt, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demselben Jahre handhaben wollte (edictum, formula praetoris). Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Personen, die während seiner Amtsführung Richter sein sollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmste unter den übrigen, in Abwesenheit der Konsuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksversammlungen den Vorsitz, und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Veranstaltung einiger Spiele ob, als der apollinarischen, circensischen und megalensischen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach dessen Verlauf er als

Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging. (Vergl. d. Art. Magistratus).

Prätorianer, prätorianische Kohorten, die Leibwache der römischen Kaiser, von August, der sie errichtete, bis auf Constantin den Großen, der sie abschaffte. Der Name kommt von der Cohors praetoria, deren Bestimmung zur Zeit der Republik die Beschützung des Feldherrn in der Schlacht war.

Prävarication, hieß bei den Römern das Verbrechen, wenn der Ankläger den wegen eines öffentlichen Verbrechens Angeklagten pflichtwidrig begünstigt, oder wenn der Anwalt einer Person zum Nachtheil derselben die Gegenpartei schont.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (s. den Art. Bildhauerkunst, Geschichte der), welcher die bildende Kunst zu einer solchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griechischen Anthologie dessen Niobe also redend einführen konnte:

Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
Schuf Praxiteles darauf wieder in's Leben mich um.

Er und sein geistesverwandter Zeitgenosse Skopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch sie ward der Hoheit auch die Anmuth zugesellt. Daher fängt man mit diesen beiden Meistern um 364 vor Chr. die Periode des schönen Styls an. Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber nach Plinius Zeugniß im Marmor glücklicher. Plinius führt (im XXXVI. Bd. seiner Hist nat. 4. und 5. Kap.) die vorzüglichsten seiner Werke an, in welchen er eine Reihe hoher Götterstatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die schönste unter diesen soll die gnidische Venus gewesen sein, in welcher Statue er zum erstenmale die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage sollen ihn Kratina und Phryne, die berühmten Hetären (s. d. Art.) Griechenlands, durch Enthüllung ihrer Reize zu diesem Bilde begeistert haben — vielleicht nur als Modell. (S. Wieland über die Ideale, in s. Werken Bd. XXIV.). Sie war mit lächelndem Antlitze dargestellt, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Stellung, wie sie aus dem Bade oder dem Meere hervorsteigt. Ein altes Epigramm sagt von ihr:

Als Minerva und Juno die gnidische Göttin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris, du richtetest recht!

Unzählige Male wurde diese herrliche Statue kopirt; und Heyne hat in seinen antiquarischen Aufsätzen über die Kopien dieser und der koischen Venus desselben Künstlers (welche von unten bis auf die Hüfte verhüllt war) eine gelehrte Untersuchung angestellt. Nach Böttiger hat die sogenannte mediceische Venus nur in der verhüllenden Hand, sonst aber in keinem andern Stücke mit der gnidischen einige Aehnlichkeit; aber die fast gleich berühmte kapitolinische wird von Kennern für eine unmittelbare Kopie derselben angesehen. Die noch vorhandne Gruppe der Niobe, welche man auch dem Skopas beigelegt hatte, scheint verschiednen Zeiten anzugehören; gewiß wurde sie im Alterthume von verschiednen Künstlern mehreremale behandelt. Auch waren zwei Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine, in dem Tempel des Gottes zu Thespia aufgestellt, er nebst einer Satyrstatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pausanias für seine vollkommensten Werke gehalten haben soll. Von letzterm entdeckte man in einer Villa des

Kaisers Antonius eine schöne Kopie, welche jetzt auch dem Museum Pio-Clementinum zurückgegeben ist. Ueber seinen Amor siehe ebenfalls Wieland am ang. Orte. Ferner bildete Praxiteles mehrere Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus und viele andre in Marmor und Bronze, welche Muster allgemeiner Nachahmung wurden. Der oben angeführte Kunstkenner theilt ihm vorzugsweise den Hetärenkreis zu, zu welchem seine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darstellte, gehört, womit er nach des Plinius Bericht seiner Phryne eine Schäferstunde bezahlte. Unter seinen Söhnen war Cephissodorus als Künstler berühmt.

Prediger nennen sich die Geistlichen der Protestanten, weil das Predigen ihr Hauptgeschäft ist, und ihre sämmtlichen Amtsgeschäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienstes, die Seelsorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sakramente, die Einsegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Katechumenen und die Aufsicht über alles Religiöse in dem Leben der Gemeinden überhaupt) sich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes stützen, und die Verkündigung desselben in sich fassen. Diese Ansicht des geistlichen Amtes wird durch seinen Ursprung begründet. Lehren war seit dem Zeitalter der Apostel die hauptsächlichste Beschäftigung der Bischöfe, woran als deren Vikarien die Presbyter und Diakonen Theil nahmen. Chrysostomus, dessen geistliche Beredtsamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Bischof von Konstantinopel und auch die Päpste Leo und Gregor die Großen predigten in eigner Person. Je entschiedner aber der geistliche Stand sich nach und nach zum Charakter des jüdischen Priesterthums neigte, und Reichthum und Herrschaft zum Ziele seines Strebens machte, desto mehr achtete er zur Behauptung seiner priesterlichen Würde den bloßen Altardienst, die Verwaltung der Sakramente und das richterliche Ansehn über die Laien für wichtiger als das Lehrgeschäft (s. **Priester**). Bei dem Verfalle der Wissenschaften im Mittelalter fehlte es auch bald an Männern, die zur Abfassung einer Predigt fähig gewesen wären; man beschränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorlesen veralteter Postillen, die seit dem 9. Jahrh. hie und da in die Landessprache übersetzt wurden, und gewöhnte das Volk, seine vorzüglichste Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Gesange, der sie begleitete, zu suchen. Erst die im Anfange des 13. Jahrh. entstandnen Bettelorden, unter denen die Dominikaner gleich als Volksredner (daher Prädikanten) gegen die Ketzer auftraten, und die Mystiker des 14. und 15. Jahrh. brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenser und Hussiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16. Jahrh. machten die Verkündigung desselben in der Predigt zum Hauptberufe der Geistlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeschmack einer leidenschaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik sich der Kanzeln nicht weniger als der akademischen Lehrstühle bemächtigte: so wurde doch, da der Lehrbegriff festgestellt und im 17. Jahrh. der Zustand eines ruhigen Bestehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. **Spener** (s. d. Art.) erwarb sich dieses Verdienst, indem er das praktische Christenthum auf die Kan-

zeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte, und dem vernachläſſigten Unterrichte der Katechumenen durch gute Anweiſungen und eignes Beiſpiel neuen Schwung gab. Der milde evangeliſche Geiſt, der von dieſem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die proteſtantiſchen Prediger allmälig von dem bald nach der Reformation wieder eingeſchlichnen Prieſterdünkel, und führte ſie zu jener apoſtoliſchen Einfalt im Lehren und Leben, die den echten Charakter des chriſtlichen Predigtamtes bezeichnet. Weil aber der Prediger zwiſchen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne ſteht, und in beiden Gebieten einheimiſch, die ſittlichen Ideenſchätze der Wiſſenſchaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen ſoll: ſo bringt jede neue Form und Wendung der Bildung für ihn eine neue Wendung mit ſich. So kam denn jene apoſtoliſche Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeiſtes, der ſich ſeit der Mitte des 18. Jahrh. regte, die Theologie und Philoſophie einer allgemeinen Prüfung unterwarf, und auf Zerſtörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerſtreit, den ſie nur mit frommen Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geſchlecht philoſophiſcher Volksredner, die bei dem Grundſatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, ſich bald genöthigt ſahen, die meiſten Glaubenslehren mit Stillſchweigen zu übergehen, und ſich in dem Kreiſe einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender praktiſchen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geiſt und Kraft ſchien aus ſolchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabnen Momenten der Religion ergriffen wird, fand ſie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. In dieſer Periode der Lauheit und Aufklärerei haben jedoch mehrere Kirchenlehrer des erſten Ranges Widerſtand gehalten, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geiſt der Gründlichkeit, des unerſchütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den ſie den Predigern des 19. Jahrh. einflößten. Es iſt ihr Verdienſt und die Frucht der großen Erſchütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt beſſer erkennt. Günſtiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neueſten Philoſophie der Rückkehr zum bibliſch-kirchlichen Lehrbegriff, und ſeit letztrer auf den Kanzeln in ſeine alten Rechte wieder eingetreten, und in den Herzen der Lehrer die Theologie der Religion ſelbſt näher gerückt iſt, hat die Kirche wieder chriſtliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigner Begeiſterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Verſammlungen vor ſich ſehen. Auch läßt ſich das Streben der Prediger unſrer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiöſen Reden nicht verkennen; der gute Geſchmack wird ſelbſt von den Minderbegabten ſelten beleidigt, und im nördlichen Deutſchland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangne und willige Zuhörer nichts Erbauliches ſchöpfen könnten. Daß die katholiſchen Geiſtlichen in Deutſchland mit den proteſtantiſchen Predigern in der Amtsberedtſamkeit wetteifern, haben ſie durch rühmliche Proben dargethan, nur verſagt ihnen die Natur des katholiſchen Gottesdienſtes, welcher die Meſſe über die Predigt ſtellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Proteſtanten, deren

Gottesdienst sich vorzüglich auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hat sich daher die zur Verbesserung der liturgischen Formen 1814 in Berlin niedergesetzte Commission gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle sie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienste einräumen, und die achtungswerthen Mitglieder dieser Commission werden dem Geiste des evangelischen Christenthums um so treuer bleiben, je weniger sie an einer Gestalt künsteln, die das Volk, wie sie jetzt eingerichtet ist, seinen religiösen Bedürfnissen ganz angemessen findet, wenn sie nur von geistvollen kräftigen Predigern beseelt wird. Viel wichtiger als eine Aenderung des Kirchendienstes, ist den protestantischen Kirchen die Wachsamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamtes. Wird dieses allenthalben mit Männern von gebildetem Geiste und heiligem Sinne versorgt, und seine Wirksamkeit durch keine unsittlichen Beispiele, Bedrückungen und Sekularisationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieses Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren segnender Einfluß von ihm ausgehen soll: so wird es sich schon selbst das Ansehn und die Macht über die Gemüther zu verschaffen wissen, die ihm gebührt. E.

Preisler. Unter diesem Namen haben sich mehrere bildende Künstler, 4 Brüder und der Sohn des einen derselben, bekannt gemacht: 1) Joh. Justinus Preisler, geb. zu Nürnberg 1698, gest. das. 1771. Er machte sich vorzüglich durch ein Altargemälde, die Grablegung Christi, bekannt, radirte auch mit Geschmack, und folgte seinem Vater als Akademiedirektor in Augsburg; 2) Georg Mart., geb. zu Nürnberg 1700, gest. das. 1754, widmete sich sehr früh dem Zeichnen und Kupferstechen. Die Blätter, welche er zu zu dem Werke über die dresdner Antiken geliefert hat, sind noch unter den übrigen Stichen die besten; 3) Joh. Mart., Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Nürnberg 1715, widmete sich mit vorzüglichem Glücke historischen Gegenständen. 1739 reiste er nach Paris, wo er sich Schmidt und Wille zu Freunden machte, und wurde 1744 zum k. dänischen Hofkupferstecher und Professor der Malerakademie zu Kopenhagen ernannt, wo er 1794 starb. Sein Kupferstich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronzestatue von Saillv, ist ein Meisterstück; auch hat er Gellert nach Graff und Klopstock nach Juel gestochen. Den Beschluß seiner Laufbahn als Kupferstecher machte er mit der berühmten Madonna della Sedia nach Raphael; 4) Valentin Daniel, Kupferstecher in schwarzer Kunst, geb. 1717 zu Nürnberg, starb das. 1765. Er war zum Studiren bestimmt, vertauschte dasselbe aber, wiewol ziemlich spät, mit der Kunst, besuchte seinen Bruder in Kopenhagen, und verfertigte nach seiner Zurückkunft mehrere Blätter in schwarzer Kunst; 5) Joh. Georg, Sohn und Schüler Joh. Martins (Nr. 3.), geb. um das J. 1750, vervollkommnete sich bei J. G. Wille zu Paris. Hier stach er das schöne Blatt Ikarus, nach Vien, worauf er 1787 als Mitglied in die Malerakademie aufgenommer wurde. Jetzt ist er Professor bei der Malerakademie zu Kopenhagen.

Presbyter (griech.), der Aeltere, Presbyteri, Aeltere, die Aeltesten, hießen bei den ersten Christen angesehne Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muster der Aeltesten in der jü-

dischen Gesellschaftsverfassung angestellt wurden. Presbyterium, das Kollegium derselben, oder ihre Versammlung. Unstreitig waren sie Vorsteher und Wortführer der Gemeinden, und hatten für die Erhaltung des Anstandes, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu sorgen, wie jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Die Verwandlung des geistlichen Amtes in ein förmliches Priesterthum veränderte auch den Charakter dieser Würde. Aus den Presbytern wurden Priester und Pfarrer, die ihre Stelle in der höhern Geistlichkeit, und ihren Rang nach den Bischöfen erhielten. Späterhin hieß bei den Katholiken Presbyter ein Priester, der die Sakramente austheilen durfte; jetzt aber hat sich die griechische Benennung verloren, und nur die presbyterianische Kirche in Großbritannien hat sie erneuert. E.

Presbyterianer, s. Anglikanische Kirche und Dissenters.

Preßburg, (Posonium, ungarisch Posony, slavisch Pressburek, 34° 45′ 35″ O. L. 48° 3′ 28″ N. B., liegt 409 Fuß über der Meeresfläche, in der preßburger Gespannschaft auf einem Terrain von 558,000 Q. Kl., im Halbkreis angelehnt an den Fuß der hier sich verflachenden und in ihre westlichste Spitze (den Schloßberg) auslaufenden Karpathen, am linken Ufer der Donau, welche von da östlich die Bildung der fruchtbar großen Insel Schütt beginnt. Ursprung und Name der Stadt verlieren sich in die Zeit der Römer, wo noch der See Peiso in der Nähe existirte oder doch in die Epoche des großen mahranischen Reichs, welches die Magyaren zerstören halfen und dabei auch alles Land zwischen der Waag und March eroberten. Die Stadt meistens durch deutsche Ansiedler bevölkert, ward ein bedeutender Grenzplatz gegen die Deutschen und Böhmen, theilte Heil und Unheil der gegen diese von den ungarischen Königen geführten Kriege, erhielt mancherlei Privilegien und hatte oft die Ehre Sitz der Landtage zu sein. Der Burggraf von Preßburg schloß die Reihe der großen beamteten Reichsbarone. Als die Osmanen über halb Ungarn sammt der Residenz Ofen bewältigt hatten, wurde Preßburg permanente Landtags- und Krönungsstadt, fester Centralpunkt der habsburger Könige, Gewahrsam der heiligen Krone, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas und blieb es lange noch, als schon das ganze Reich der Türkennoth entledigt war. Hier, am 11. Sept 1741, war die Reichsversammlung, in deren Mitte Maria Theresia mit dem halbjährigen Joseph auf dem Arm erschien, und das ehrlich gehaltne Wort ihrer treuen Stände „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ empfing; und dankbar blieb die große Fürstin der Stadt zugewendet und besuchte oft ihre da wohnende Lieblingstochter Christina. Noch A. 1780, konnte v. Windisch in seiner Geographie von Ungarn (sie ist bis jetzt die beste), Preßburg die Haupt- und Krönungsstadt des Landes und die vornehmste, schönste und volkreichste des Reichs nennen, allein jetzt wird sie von Pesth in aller Hinsicht weit, von Ofen an offizieller Wichtigkeit und von Debreczyn an Bevölkerung, übertroffen und hat seit 1784, als Joseph II. die Statthalterei und andre Reichsbehörden nach Ofen verlegte, diese Vehikel ihres Wachsthums verloren. Doch wurden allda noch 1790, 1802, 1805, 1808 u. 1811, Krönungen und Landtage gehalten, deren erster durch die Befestigung der Religionsfreiheit der Protestanten, der letzte, durch die Verhand-

Digitized by Google

lungen wegen der Scale sich auszeichnet. Der franz. Krieg 1805 fand hier durch den preßburger Frieden, am 27. Dec. dess. Jahres, sein Ende, erreichte die Stadt nur im Ausgang und schadete ihr wenig, aber desto härter wurde sie mitgenommen, 1809, wo ihr die tapfere Vertheidigung des Brückenkopfes (vom 4. Jun. — 4. Jul.) wiederholtes Bombardement und Kanonade zuzog und 103 Häuser im Feuer aufgingen, unzählige beschädigt wurden. Die Einwohner zeigten dabei so viel Standhaftigkeit als Patriotismus und litten, als die Stadt durch Convention übergeben wurde, viel durch Einquartirung und Requisitionen. Im J. 1811 brannte das herrliche Schloß, durch eine berüchtigte Verwahrlosung des darin kasernirten Militärs, bis auf die Mauern aus. Im J. 1815, im März bis Mai, hielt sich der König von Sachsen mit seiner Familie hier auf, (wo auch 1664—1667 der unglückliche Johann Friedr. II., H. v. Sachsen-Gotha und Weimar, 4 Jahre seine lebenslängliche Haft zubrachte). Die Stadt, mit der Vorstadt Blumenthal und den Außenorten Zukkermandel und Schloßberg, hat über 1700 Häuser und über 32,000 Einw., worunter 8000 Lutherische (meist Deutsche), und gegen 3000 Juden, übrigens 1600 Bürger. Der Stadtmagistrat, nebst dem äußern, aus 100 Wahlbürgern bestehenden Rath und andern städtischen Aemtern, ist durchaus paritätisch, weil hier das Lutherthum früher Eingang gefunden und sich trotz der heftigsten Verfolgung in diesen amtlichen Rechten erhalten hat. Der Handel ist weder blühend noch wachsend (wegen der Nähe Wiens und der beschränkenden Ausfuhrzölle), aber doch regiert und beschäftigt eine Corporation von 56 Kaufleuten, worunter 9 Großhändler, benebst viele Bürger und Juden, vorzüglich in Wein, Tabak, Wolle, Getreide, rohe Häute, Knoppern ꝛc., theils eigner Verkehr, theils Spedition; doch bringt die Donauschifffahrt der Stadt wenig Vortheil, weil wenig Schiffe aus- und einladen. Die 7 Jahrmärkte sind unbedeutend und die Fabriken (2 Rosoglio- und 1 Tuchfabrik) beschäftigen kaum 100 M. Consumirt werden jährlich über 7000 Stück Rinder, gegen 20,000 E. Bier und 40,000 E. Wein. Die Stadt hat 24 Straßen und Gassen, zwei öffentliche Plätze und seitdem mehrere alte Thore weggeräumt und die anliegenden Vorstädte dadurch einverleibt worden, noch 4 Thore und ist auf mehrern Seiten offner Ort. Unter 14 Kirchen sind 12 katholische (und unter diesen 2 von den Evangelischen erbaut, aber durch Umtriebe der Jesuiten unter Leopold I. den Protestanten mit Gewalt weggenommen). 2 lutherische, nämlich: 1 deutsche, (mit einem schönen Altarblatt von Oeser, der ein geborner Preßburger war), und 1 slavisch-ungarische; ferner 3 Mannsklöster (Franziskaner, Kapuziner und barmherzige Brüder); 2 Frauenklöster, Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen und 1 Stift der Congregation de Notre-Dame. Ausgezeichnete Gebäude sind: das Landhaus, die sogenannte Kammer in der Michaeler-Gasse, das sehr alterthümliche Rathhaus (es war schon Im J. 1388 einmal an die Judenschaft verpfändet) mit einem sonderbaren Freskogemälde an der Aussenwand, welches die Höllenfahrt eines meineidigen Senators vorstellen soll; der erzbischöfliche Palast auf dem Johannisplatze; das alte Statthaltereigebäude, jetzt in militärischem Gebrauch; das Schulgebäude der Katholischen, das Komitathaus, die Kaserne an der Donau für 1 Bataillon geräumig, das Kornmagazin an der Donau faßt 170,000 Metzen, der Königsberg, auf welchem die Könige Ungarns, nach der

Krönung, die bekannten Kreuzstreiche zu Rosse zu verrichten haben; das Theater an der Promenade, mit einem sehr geräumigen Redoutensaale verbunden, wird alle 3 Jahre für Rechnung der Stadt verpachtet und leistetete nie mehr als Mittelmäßiges. (Der jetzige Director Hensler hat zugleich das Josephstädter-Theater zu Wien in Pacht und läßt während des Sommers seine preßburger Gesellschaft in Baden spielen). Die Stadt hat eine reizende Lage. Südlich und östlich die 130 Kl. breite Donau mit einer fliegenden Brücke, bildet ober- und unterhalb der Stadt mehrere anmuthige Inseln und strömt zwischen lachenden Auen, den unermeßlichen Ebenen Pannoniens zu; nördlich und westlich die nahen Gärten, Weinberge (etwa 1790 Joch von reichem wenn auch nicht ungarisch-feurigem Ertrag) und Fruchtfelder, die fernen Wälder und Berge gruppiren allenthalben die schönsten Landschaften. Daher sind rings um die Stadt köstliche Spaziergänge und vielfache Gelegenheit zu romantischen Landpartien auf die nahen Dörfer und Mühlen; doch auch in der Stadt gibt es schöne Gärten, (der gräfl., palfyſche, der erzbischöfl., der gräfl.-vitzayische ꝛc.), und ihres Gleichen sucht die dem Theater zunächst angelegte Promenade, aus vier, 170 Schr. langen Alleen herrlicher Linden, Akazien und Ahornbäume bestehend und durch den Besuch der zahlreichen Honoratioren sehr belebt. Deutsche Sitten und Sprache (letztre in einem breitmauligen und die wiener Mißtöne überbietenden Dialekte) herrschen neben slavischen und ungarischen vor, also, daß man hier kaum an Ungarn erinnert wird und namentlich nichts von dem tiefer hinein merklichen orientalischen Schiller spürt. Noch dauert die Einwanderung der Deutschen fort: (unter 803 M. welche 1809—1820 das Bürgerrecht gewonnen, befanden sich gegen 400 Einheimische, über 100 Ungarn und gegen 300 Deutsche). Dazächst zieht und hält die wohlfeile und doch vergnügliche Lebensart, die Nähe der deutschen Erblande und der Kaiserstadt, die Füglichkeit hier Ungarns Segnungen zu genießen, ohne dessen (meist aus Vorurtheilen geschaffnen) bösen Genien zu begegnen, alte Ortsanhänglichkeit und Gewohnheit ꝛc. eine Menge Familien oder Individuen: z. B. an 700 Magnaten und Adelige (incl. ihres Dienstpersonals) und gegen 300 pensionirte Offiziere, welche mit 300 kathol. Geistlichen (bekanntlich zählt der reiche ungarische Klerus viel Lebeleute), mit den Professoren der verschiednen Lehranstalten, den über 200 betragenden Civilbeamten und mit dem Militär und begüterten Handelsleuten ꝛc., das gesellige Verkehr der sogenannten Honoratioren mehr als irgendwo in Ungarn beleben. Das Kollegiatstift, von 12 Domherren, ist alt und reich dotirt; die k. Akademie (kathol.) hat 2 Fakultäten, 1 juridische und 1 philosophische, jede mit 4 Professoren und hat außerdem noch 1 Lehrkanzel für die griech. und 1 für die ungar. Sprache, und über 300 Studenten. Wie die andern k. Akademien Ungarns, hat sie weder den Kredit, noch Fond der pesther Universität, zieht aber durch ihre, um 2 Jahre kürzern Lehrkurs, besonders die eilfertig studirenden Juristen an. Das kathol. Erzgymnasium, von Benediktinern versehen, hat in 6 Klassen 5—600 Schüler, die andern kathol. Normal- und Trivialschulen, in der Stadt und ihren Zubehörungen, über 1000. Die Nonnen von der Congregation Notre Dame haben eine Mädchenschule von mehr als 300, die Ursulinerinnen, dergl. von mehr als 400 Zöglingen und bei beiden sind auch Pensionsanstalten für Mädchen höhern Standes. Ausgezeichneten Ruf genießt und verdient

das lutherische Lyceum, mit 5 Professoren und 300 Zuhörern in 3 Klassen, worunter auch Reformirte, Griechen und Juden, und ist durch eine Bibliothek von 10,000 Bänden (sie ist die einzige zugängliche in Preßburg) und mehrere wohlthätige Konviktanstalten unterstützt. Diese Anstalt ist um so wichtiger für die ungarischen Protestanten, als ihnen, bekanntlich seit 1819, das Besuchen auswärtiger Universitäten durch ein Provisorium von der Regierung verboten, keineswegs aber durch die neue theolog. Fakultät zu Wien ein Ersatz dafür geboten worden ist. Auch haben die Lutherischen ihre besondre Elementar- Bürger- und Grammatikalschulen. Dem literarischen beschränkten Verkehre, genügen 4 Buchhandlungen, 4 Buchdruckereien, 1 lateinische 1 deutsche Zeitung und 1 Leihbibliothek. Das neueste Ereigniß, welches Preßburg wichtig machen kann, ist die alda 1822 von Primas gehaltne ungarische Nationalsynode, deren romanistische Tendenz sich zwar durch die bekannt gewordnen Verhandlungen (namentlich durch den beschlossnen Antrag auf Restitution der Jesuiten in Ungarn) ausgesprochen hat, jedoch zur Zeit noch nicht triftig in's Leben getreten ist. Uebrigens wie drückend auch für Handel und Wandel die von der Regierung ausgehende stiefmütterliche Behandlung des ungarischen Commerzes sein und bleiben und nur wenig gehofft werden mag, daß besondre Impulse, von innen oder außen, den Flor der Stadt befördern werden: so kann Preßburg auf ruhiges Bestehen und Gedeihen, und darauf rechnen, daß jeder Reisende in Ungarn sie als eine Herberge freundlichen Willkommens preisen wird. (Die neueste Monographie von Preßburg hat geliefert Paul v. Ballus, Preßb. 1823, bei Schwaiger und Landes, aber leider sehr unvollkommen).

Pressen der Matrosen heißt das abscheuliche Verfahren, mittelst dessen man die königl. Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es besteht in dem gewaltsamen Wegnehmen aller solchen Leute, die zum Seedienste tauglich scheinen. Wenn sonst ein Preßgang vorgenommen wurde, so gingen 10 bis 15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels und andre öffentliche Orte, und nahmen alle diejenigen weg, die sie für tüchtig hielten. Im Kriege gegen Frankreich kamen die Presser auch auf die Kauffahrteischiffe, und nahmen die Matrosen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, selbst Todschläge, welche aber unbestraft blieben. Die auf diese Weise zusammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen bleiben, bis sie auf ein Kriegsschiff abgeliefert werden. Seit 1779 ist durch eine Parlamentsakte auch das Pressen der Landsoldaten eingeführt.

Preßfreiheit. Nach den Begriffen der gegenwärtigen Civilisation herrscht in einem Staate entweder Preßfreiheit oder Censur. Die verschiednen Grade der Censur sind in dem Artikel Censur aufgeführt worden. Eine unbeschränkte Preßfreiheit widerspricht sich im Begriffe, denn sie würde mit literarischer Gesetzlosigkeit zusammenfallen; auch hat eine solche nie in England bestanden, da sie überall unmöglich ist, sobald die Stimmen der Erfahrung verglichen werden. In einigen Ländern ist bloß für die Bücher Preßfreiheit, die Zeitschriften stehen unter Censur, z. B. in den meisten kleinern Staaten Deutschlands. In der neueuropäischen Welt hat sich seit der Er-

Digitized by Google

findung des Papiers (um das 11. Jahrh.) und der Druckerei (im 15. Jahrh.) eine öffentliche Meinung gebildet, welche die alten Staaten gar nicht gekannt haben, in der Art und dem Maße, wie sie in unsern Tagen ihre Gewalt ausübt. In den Staaten des freien Alterthums koncentrirte sie sich mehr massenweise, zusammengehalten durch die Kraft des öffentlichen Lebens; jetzt ist sie durch die Leichtigkeit der Mittheilung nach allen Seiten flüssiger, aber im Grunde betrachtet, auch schwächer geworden. Es läßt sich nicht leugnen, daß Rom und Athen, um bei ihnen stehen zu bleiben, nach Maßgabe der geographischen Entfernung den Eindruck der öffentlichen Stimmung durch künstliche und gewaltthätige Mittel vielfältig nach Belieben und Willkür zu lenken suchten, so lange es nöthig schien; dagegen regt sich in Deutschland das Uebel des Provinzialismus, und eine Vielköpfigkeit, wie sie die alte Welt innerhalb so enger Grenzen nie gekannt hat. Ueberhaupt hat jede politische Meinung um so tiefere Wurzeln, je mehr sie instinktartig ohne Wortaufwand in's Blut übergegangen ist. Ob die gegenwärtige Zeit in dieser Hinsicht vor der längst vergangnen den Vorzug verdient, kann noch gefragt werden. Die Organe der freien öffentlichen Mittheilung sind in modernen, organisirten Staaten die periodischen Blätter und die Kammern, in welchen die Abgeordneten des Volks über die Gesetzgebung öffentlich berathschlagen. Ist die Gesetzgebung öffentlich, so pflegen auch die Zeitungen, wie in England und Nordamerika, frei zu sein. Daß die Gesetzgebung öffentlich werde, hat aber große Schwierigkeiten, weil dieses zu einer besondern Art von Regierung führt, auf welche die meisten Staaten und die meisten Ministerien noch nicht eingerichtet sind. Indem nämlich die Gesetzgebung öffentlich wird, äußert sich die ganze Stärke der öffentlichen Meinung in dieser Gesetzgebung, weil sie hier ein Organ gefunden, in welchem sie sich auf gesetzmäßigem Wege aussprechen kann. Es pflegt dann weise zu sein im Sinne der öffentlichen Meinung zu regieren. Denn wenn die Minister die Gesetzentwürfe in die Kammer bringen, so finden diese von Seiten der Opposition häufig Widerspruch — und indem die Gründe dafür und dagegen angeführt werden, müssen die Minister über alles Rede und Antwort geben, besonders aber darüber, wie sie das Geld verwenden, das die Kammern als Steuern bewilligen. Wenn sie nun hierüber keine klare Auskunft geben können — in dem Falle, daß sie die öffentliche Meinung nicht auf ihrer Seite haben — wenn ihnen in der Kammer größere Talente gegenüberstehen, die den Staatshaushalt mit größrer Klarheit übersehen, und mit einer größern Wohlredenheit begabt sind, als die Minister: so hilft ihnen die Gunst des Hofes und des Fürsten nichts, und sie können mit Ehre kaum ihre Stelle behalten. In den Kammern und in den Zeitungen bildet sich die öffentliche Meinung über den Staatshaushalt, weil von den Ministern alles öffentlich mitgetheilt wird — aber die Kammern pflegen auch wieder durch die öffentliche Meinung geregelt zu werden, wenn man auf diese Weise regieren will. Denn bei dieser Art zu regieren ist der Staat eine Republik in monarchischer Form — und die Regierungsart pflegt dann eine glückliche Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie zu werden. Tacitus hält diese Regierungsart für die vollkommenste, meint aber, wenn sie irgendwo durch ein glückliches Zusammentreffen entstände, so könnte sie doch nicht lange bestehen, weil eine von den drei Grundkräften das Gleichgewicht

wieder stören würde, das sie unter sich haben und das zur Erhaltung dieser Regierungsform nothwendig sei. Das folgt aber nicht absolut, obgleich auch in der neuern Staatengeschichte sich häufig ein sichtbares Streben der Monarchie und der Aristokratie zeigt, das so unnöthig gefürchtete demokratische Elemente in den Wurzeln auszurotten. Die erste Bedingung zur Oeffentlichkeit der Gesetzgebung ist Einigkeit unter den drei Grundkräften des Staates. Sie müssen alle drei denselben Zweck haben, ohne dieses entsteht Gegenstreben, Hader, Zwietracht und endlich Gewalt, indem Eine dieser drei Kräfte alle Gewalt an sich reißen will, wie hievon in dem Artikel Staatsverfassung ausführlicher geredet worden. Herrscht diese Einigkeit, abgesehen von den minder wichtigen Angelegenheiten, in den wesentlichsten Dingen, auf denen zunächst und am meisten das allgemeine Wohl und die bürgerliche Freiheit beruht: so zeigt sich ganz von selbst und unwiderstehlich die öffentliche Meinung als die heilsamste, überall durchdringende Lebensluft eines Staates und bei der lebhaftesten Auseinandersetzung abweichender Ansichten, welche die periodischen Blätter mittheilen, nimt das Ganze vor wie nach seinen geordneten sichern Gang. Hat die Gesellschaft diese Stufe der Entwicklung erreicht, so kann sie ohne Gefahr die Presse frei geben; denn da sie nun mit der Preßfreiheit in einer gesetzmäßigen Ehe lebt, so ist diese vor allen Ausschweifungen gesichert; und diejenigen, die sie etwa begeht, werden durch die Gesetze bestraft, nachdem sie begangen. S. d. Art. Preßgesetze. Allerdings kann eine Regierung, welche weiß, daß die Staatsform, die sie aufrecht erhalten will, mit einer öffentlichen Meinung, im Widerspruche steht, welche eine Volksvertretung durch Wahl, ein Finanzgesetz, eine Civilliste, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, persönliche Sicherheit, eine gleiche Vertheilung der Abgaben, die Berufung des Würdigen zu jedem Staatsamte, ohne das ausschließende Vorrecht der Geburt, und die Verantwortlichkeit der Minister gesetzlich ausgesprochen, so wie alle Fesseln eines freien Bürgerthums (Feudalaristokratie, bevorrechtete Stände, Leibeigenschaft und Censurzwang) abgeschafft zu sehen verlangt, — den Plan auffassen, Censuranstalten zu errichten, um den Strom jener Ideen des Zeitgeistes abzudämmen. Ist sie dagegen weise genug, die Staatsform auf eine nationelle Weise umbilden zu wollen: so wird sie eben darum Preßfreiheit gestatten, damit das Wahre siege, und die öffentliche Ueberzeugung von dem, was noth thut, endlich selbst diejenigen für das allgemeine Wohl gewinne, welche verbesserten Einrichtungen im Wege stehen, wie z. B. einzelne Glieder bevorrechteter Kasten. Denn nichts kann die Regierung über die öffentlichen Gebrechen besser aufklären, und erbliche Vorurtheile tiefer entwurzeln, als die Preßfreiheit. Dabei leuchtet ein, daß jede Verfassung, die auf sittlich rechtlichen Grundsätzen beruht, und die zweckmäßig mit Rechtlichkeit und Weisheit verwaltet wird, so fest steht, daß ihr jeder Angriff auf dem Papier gleichgültig sein kann; denn einen solchen Staat hält die Kraft der öffentlichen Meinung. Daher ist der größere oder geringere Widerwille, mit welchem die Staatsgewalt der Preßfreiheit entgegen ist, der größere oder geringere Unmuth, mit dem sie ein ihr nachtheiliges Urtheil erträgt, oder umgekehrt, die größere oder geringere Freiheit, die sie jener gestattet, die größere oder geringere Unbefangenheit, mit der sie dieses aufnimt, — der Maßstab, vielleicht der Probirstein für die Güte, Weisheit und Rechtlichkeit

Digitized by Google

des Staatszustandes. Aber auch nicht einmal in Zeiten der Gefahr ist eine Aufhebung der Preßfreiheit nothwendig; denn eben in kritischen Zeiten bewährt sich die Gesundheit und Kraft eines Staats. — Daß überhaupt die Preßfreiheit nicht bloß der Lebensquell aller höheren Geistesbildung, und daher dem Gelehrten im Freistaate der Wissenschaften unentbehrlich, sondern daß sie auch als das köstlichste Kleinod des Menschen in seinen bürgerlichen Verhältnissen, anzusehen ist, weil sie alle andern Nationalgüter bedingt, die Nation gegen Unterdrückung und den Thron gegen innere Gefahr sicher stellt, indem sie die öffentliche Freiheit bewacht: das hat Englands und Nordamerika's Beispiel gezeigt. Bg.

Preßgesetze. Wenn in einem Staate Preßfreiheit möglich und vorhanden ist, so kann diese nur durch Preßgesetze aufrecht erhalten werden. So wie die Censur die Preßvergehen vorsehend verhindern will, so bestrafen die Preßgesetze die Preßvergehen (s. d.). Die Preßgesetze sollten sich in Nichts von den Censurgesetzen als in Hinsicht der Anwendung unterscheiden. Dem Schriftsteller so wie dem Censor sind die Censurgesetze bekannt, und der Censor, der die Schrift vor dem Drucke durchsieht, hat nun nachzusehen, ob jene nicht in solcher übertreten sind. In diesem Falle streicht er entweder die Stellen, in denen nach seiner Meinung solches Statt findet, oder aber er versagt dem ganzen Buche, oder der ganzen Zeitschrift die Erlaubniß gedruckt zu werden. Bei den Preßgesetzen hingegen sieht der öffentliche Ankläger nach, wann die Schrift gedruckt ist, ob jene verletzt worden — und stellt dann den Verfasser vor Gericht. Dasselbe Recht hat jeder Privatmann, wenn er glaubt, daß seine Privatrechte gekränkt worden. Der Unterschied ist der: daß bei der Censur der Schriftsteller und der Verleger nicht gestraft werden können, weil sie kein Vergehen begingen, indem der Censor sie zu ihrer Handlung — dem öffentlichen Druck einer Rede — im Namen des Gesetzes ermächtigte. Es kann Fälle geben, wo Schriftsteller und Verleger, indem sie die unstatthafte Anwendung der bekannten Censurgesetze mit einleuchtenden Gründen nachweisen, im Wege der Vernunft und Konsequenz auch das Recht haben müssen, durch eingelegte Protestation auf eine Revision des censorischen Verfahrens zu dringen. In vielen Ländern ist aber der Kodex der Censurgesetze mangelhaft, in andern fehlt er ganz; manche Regierung hält es für bequemer, nach Zeit, Umständen und Personen ein willkürliches Ermessen walten zu lassen, ohne alle Beziehung auf feste, allgemeine Grundsätze, in welchen die absolute Macht nichts als Fesseln erblickt. Das Uebel erreicht den höchsten Grad, es untergräbt die ganze Literatur, wenn die oberste Censurbehörde die Censoren durch geheime Vorschriften lenkt und sie dadurch zu Nachtretern der Polizeispione herabwürdigt. Darin liegt der eigentliche Fluch der Censur, wie denn die Möglichkeit einer solchen Licenz den Hauptgrund für den Widerstand gegen eine vernünftige Preßfreiheit abgibt. Bei einer Desorganisation so starker und verächtlicher Natur können natürliche Schriftsteller und Verleger auch mit den besten Gründen für ihre Sache gegen die Stimme des Censors nicht wohl durchdringen, welche das Votum der unbeschränkten Gewalt auf der Seite hat. Nicht viel besser steht es mit dem Gesetz, das selbst nach erfolgter Censur die Verantwortlichkeit für den Fall übrig läßt, daß hinterher ein Angriff auf irgend eine Persönlichkeit wahrgenom-

Digitized by Google

men wird. Diese Hinterthüre mag bequem sein, für Schriftsteller und Verleger ist sie eine Fallthür, durch welche man sie, bei dem geringsten Verdacht, mit leichter Mühe stürzen kann. Das Wesen, der Begriff einer vernünftigen Censur, bedingt schlechterdings Unverantwortlichkeit für Schriftsteller und Verleger. Straffällig kann nur der Censor sein. In dem Fall, daß in einem Lande keine Censur herrscht, kann der Schriftsteller bestraft werden, allein er kann sich auch vor Gericht vertheidigen, und ob er es begangen, das hängt nicht von dem Urtheile eines vielleicht zu ängstlichen Mannes ab, sondern von einem Geschwornen-Gerichte, welches öffentlich und ohne alle Aengstlichkeit und Menschenfurcht spricht, gerade weil es sich als das Organ der öffentlichen Meinung des versammelten Volks fühlt. So wie man mündliche Beleidigungen oder Vergehen nicht eher bestraft, als bis sie begangen (denn verhindern lassen sie sich nicht wohl, ohne das Reden zu verbieten), eben so kann man es mit den gedruckten halten, und sie erst nach den Preßgesetzen bestrafen, wenn sie begangen worden. Hierin liegt keine Schwierigkeit, wenn übrigens die Staatseinrichtung so geordnet ist, daß sie die Preßfreiheit ertragen kann (s. d.). Allein man will es gewöhnlich nicht gern gestehen, daß in der Staatseinrichtung selber das größte Hinderniß gegen die Preßfreiheit liegt, und man sagt, man wolle eine Censur, um die Preßvergehen vorsehend zu verhindern. Die Sache aber scheint zu sein: man will Censurgesetze, weil man sich entweder nicht getraut, Preßgesetze zu machen, die so vollkommen sind, daß sich die Gesellschaft nach diesen Gesetzen bewegen kann, oder aber, weil man, außer den öffentlich bekannten Censurgesetzen den Censoren noch geheime Vorschriften geben will, nach denen sie sich zu verhalten haben, und die man sich nicht getraut, am großen Lichte des Tages bekannt zu machen. Ueberhaupt ist es fast nicht möglich, zu guten Preßgesetzen zu gelangen, wenn die Gesetzgebung nicht öffentlich, und so geordnet ist, daß die Gesetzvorschläge allen vernünftigen Widerspruch erfahren, ehe sie Gesetze werden. Die besten Preßgesetze würden indeß wenig helfen, wenn die Preßgerichte nicht eben so vollkommen, wie die Preßgesetze, geordnet sind Bg.

Preßgerichte, sind diejenigen Gerichte, welche über die Vergehen der Presse sprechen. Sie bestehen entweder bloß aus Richtern, die vom Staate angestellt und besoldet werden, wie z. B. in Frankreich; oder sie bestehen aus Richtern und aus Geschwornen, wie in England. In diesem Falle sprechen die Geschwornen 1) über die Thatsache, 2) über die Schuld, oder die Beziehung, ob nämlich die in Klage stehende Thatsache wirklich strafbar sei. Dieser Theil des Spruches ist der wichtigste, weil bei Gedrucktem sich gewöhnlich ziemlich leicht über die Thatsache entscheiden läßt, besonders wenn von Zeitschriften die Rede ist, deren Herausgeber immer bekannt sind, und die also das nicht leugnen können, was sie in ihren Blättern gesagt haben. Hiedurch unterscheiden sich die Preßgerichte von andern Geschwornen-Gerichten, bei denen die Geschwornen bloß über die Thatsache sprechen. In den Verhandlungen über die Preßgerichte, die in der Kammer von Frankreich 1817 Statt fanden, kam es auch zur Sprache: ob die Preßvergehen durch gewöhnliche Gerichte zu beurtheilen wären, oder aber durch Geschwornen-Gerichte. Der Polizeiminister, Graf De Cazes, sprach mit großem Talente, und erklärte sich gegen letztre. Er sagt: es sei

bloß Rednerei, wenn man sage, die Geschwornen-Gerichte seien unbestechlicher als die gewöhnlichen Gerichte. Es sei eine flache Verleumdung, wenn man bei den Männern Verbrechen voraussetze, die von der Gesellschaft berufen seien, Verbrechen zu strafen. Diese ministerielle Phrase klingt recht angenehm. Es liegt am Tage, daß Richter, welche der Staat ernennt, eben so schwer ungehörigen Einflüssen entgehen, als die aus dem Volke gewählte Jury. Nicht so richtig war sein zweiter Satz. Bei den Geschwornen wird sich keine Gerichtspraxis bilden, weil sie bei jeder Sitzung wechseln, und doch ist diese Praxis nothwendig, damit der Schriftsteller zum Voraus beurtheilen könne, wie das Gericht über den Fall sprechen werde. Eine reine Justiz muß nämlich nach Gesetzen und niemals nach dem Herkommen älterer Vorgänge entscheiden, denn durch ein anerkanntes Herkommen, usurpiren Justizhöfe ein Gesetzgebungsrecht, welches ihnen nicht beikommt. Ferner behauptete der Minister irrig: das Gesetz von 1790 bestimme bloß für die Anerkennung der Verbrechen (Crimes) Geschwornen-Gerichte, nicht für bloß korrektionelle Gegenstände, wie die Preßvergehen gewöhnlich sind. Die Sache ist aber offenbar die, daß bei der Beurtheilung der Preßvergehen die Gesinnung und die Absicht sehr in Betracht kommt, und daß ein freier Mann nur ein Genossen-Gericht in dieser Sache als befugt anerkennen kann, weil er in demselben Gerichte sitzen kann, was jetzt über ihn spricht — und weil jeder Geschworne, der heute spricht, morgen vor dieselben Geschwornen kann gestellt werden. Man kann bei der Preßfreiheit nichts Besseres thun, als diese unter die Oberaufsicht der besten und aufgeklärtesten Bürger stellen, und dieses ist fast nur vermittelst eines Geschwornen-Gerichts ausführbar, welches zu gleicher Zeit gerecht und strenge sein kann, da es den Fall nach allen ihn begleitenden Umständen beurtheilt, und nicht allein das Wohl des Angeklagten berücksichtigt, sondern auch das Wohl der Gesellschaft, der man die Preßfreiheit nur erhalten kann, wenn man recht strenge gegen die Preßvergehen ist. Uebrigens haben auch die Preßgerichte in England noch manche Unvollkommenheit. So kann der öffentliche Anwalt die Klage anhängig machen, kann sie aber, wenn er will, Monate und selbst Jahre lang über dem Haupte des Beklagten schweben lassen, ohne zur Fortsetzung derselben genöthigt zu sein. Bg.

Preßvergehen. Die Preßvergehen sind streng genommen nur von einer zwiefachen Natur, entweder betreffen sie Privatpersonen oder den Staat. Die Angriffe auf Religion und Sitte, die man sonst noch wol absondert, sind eigentlich immer auch gegen den Staat gerichtet, insofern er in der Wirklichkeit oder in der Idee auf dieser Basis ruht. Zu den mancherlei Besitzthümern, die mit der Gesellschaft und in der Gesellschaft entstehen, gehört auch der Besitz des guten Namens; eines Gutes, welches für den einzeln außer der Gesellschaft lebenden Menschen gar nicht vorhanden ist, und das, sobald es vorhanden, so wenig gekränkt werden darf, wie irgend ein anders Gut, das irgend ein Mitglied der Gesellschaft besitzt. Wird es gekränkt, so wird die Verletzung bestraft — und um es bestrafen zu können, müssen die Gesetze den Fall vorgesehen, und festgesetzt haben, was für eine Strafe auf diese Kränkung folge. Die Gesetze zählen daher zuerst alle Arten von Verletzungen des guten Namens auf, bestimmen die Kennzeichen, an welchen solche zu er-

Digitized by Google

kennen, und endlich die Strafen, die auf jede Verletzung deſſelben folgen. Dieſe Beſtimmungen füllen im Geſetzbuch das Kapitel über Verleumdungen und Injurien aus. Es iſt aber ungemein ſchwer, die Geſetze darüber vollſtändig und dem Zwecke angemeſſen zu entwerfen, nämlich ſo, daß ſie von der einen Seite nicht können umgangen werden, und daß von der andern nicht alles für Injurie gehalten wird, was leicht empfindliche Menſchen verletzt, wodurch man die Geſellſchaft zu einem völligen Stillſchweigen verdammen würde. Ob einer dem andern von ſeinem Acker abgepflügt, oder ihm Frucht abgenommen, oder in ſeinem Walde Holz gehauen, dieſes ſind lauter Verletzungen des Eigenthums, welche ſich leicht beſtimmen laſſen, und bei denen keine Verſchiedenheit der Meinungen möglich iſt. Nicht ſo mit den Verletzungen des guten Namens, die ſich oft ſehr ſchwer beſtimmen laſſen, und bei denen man noch am erſten zu einem richtigen Reſultate gelangen kann, wenn man Geſchwornen-Gerichte hat, welche ſolche beurtheilen. Denn offenbar kommt bei allen dieſen Vergehen der Vorſatz ſehr in Betracht, — die Abſicht, wegen welcher etwas geſagt oder geſchrieben worden — und dieſes läßt ſich nur aus den begleitenden Umſtänden beurtheilen, welche Beurtheilung man aber nicht dem gemeinen Richter anheim geben kann, ſondern nur einem Genoſſen- oder Geſchwornen-Gerichte. So iſt es auch in England, wo die Geſchwornen in ſolchen Fällen nicht allein über die Sache ſprechen — über den Thatbeſtand, ſondern auch über die Beziehung: ob das, was in Klage ſteht, auch wirklich eine böswillige und vorſätzliche Verletzung der Ehre eines Andern geweſen ſei. Eine Sache kann wahr ſein, ohne daß ein Andrer das Recht hat, ſie bekannt zu machen; und er kann bei dieſer Bekanntmachung die Abſicht haben, die Ehre des Andern zu verletzen, und deswegen ſtraffällig ſein. Deswegen wird in den engliſchen Geſetzen auch der Angeklagte nicht zum Beweiſe zugelaſſen, daß die Sache wahr ſei. Doch nehmen die Gerichte die Klage nicht eher an, bis der Kläger eidlich verſichert, daß es nicht wahr ſei. Sagen die Geſchwornen Ja, ſo heißt dieſes: 1) der Beklagte hat die That begangen, und 2) dieſe That iſt eine Injurie. Die Geſchwornen und nicht die Richter ſprechen über das Zweite — welches ſie die Beziehung nennen. Sagen die Geſchwornen Nein, ſo heißt es entweder: die Thatſache hat nicht Statt gefunden, oder ſie hat Statt gefunden, es iſt aber keine Injurie. In beiden Fällen wird der Beklagte freigeſprochen. Die zweite Art von Preßvergehen findet gegen den Staat, gegen die Geſellſchaft, Statt, indem jemand die Abſicht hat, die beſtehende Ordnung der Dinge zu verleumden und gewaltſam umzuändern. In England werden dieſe Vergehen auf dieſelbe Weiſe beurtheilt und entſchieden, wie die gegen Privatperſonen. Wenn der öffentliche Anwald als Kläger auftrit, ſo kann der Beklagte entweder die Thatſache leugnen, oder wenn er dieſes nicht kann, darthun, daß er es nicht in der Abſicht gethan, um die Ruhe im Staat zu ſtören. Das Ja oder Nein der Geſchwornen bezieht ſich wieder 1) auf die Thatſache und 2) auf die Beziehung. Gerade weil die engliſchen Geſetze ſo einfach ſind, begreifen ſie ſo viele Klaſſen von Fällen unter ſich, und die Klagen über Libelle, ſie ſeien mündlich oder ſchriftlich oder durch den Druck verbreitet, gehören immer auf dieſelbe Weiſe vor die Geſchwornen Gerichte. Der Begriff eines Libells iſt aber immer der: daß die Schrift in der

Absicht geschrieben, gedruckt und verbreitet worden, um die Ruhe im Staate zu stören, und hierüber sprechen die Geschwornen mit Ja oder Nein. Man sieht, daß die Gesetze in England nur dasjenige strafen, was der Gesellschaft in ihrer Ordnung nachtheilig ist. Bei der Bestimmung des Preßvergehen gegen den Staat ist es wol am besten, daß man das Beispiel der Engländer befolgt, die hierin die längste Erfahrung haben. In der englischen Gesetzgebung gehören nach einem sehr richtigen Grundsatze und Gefühle die sittenvergiftenden und irreligiösen Schriften zu den Libellen, weil die ganze Ordnung der Gesellschaft auf Religiösität und Sittlichkeit ihrer Mitglieder gebaut ist. Die Jury spricht daher auch über religiöse Schriften und Bücher, wenn der öffentliche Anwalt den Verfasser, die Drucker und Verleger, als Verfertiger und Verbreiter derselben, vor Gericht stellt. Wie die Preßvergehen zu bestrafen sind, siehe den Artikel Preßgesetze und Preßgerichte. Eine Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit findet man in des Prof. Krug, Entwurf zur deutschen Gesetzgebung über die Preßfreiheit (Leipz. 1818). Krug unterscheidet, was viele nicht beachtet haben, Preßfreiheit und Censurfreiheit. Letztre kann vorhanden und dennoch die erste durch strenge Gesetze, durch fiskalische Gerichte (die nicht wie die Schwurgerichte, Jurys, ex aequo et bono, nach Grundsätzen der Billigkeit urtheilen) und durch den argwöhnischen Geist der Regierung gefesselt sein. Außerdem befindet sich eine meisterhaft geschriebne Darstellung der englischen Preßgesetzgebung in dem ersten Bande der wiener Jahrbücher, deren größtes Verdienst das historische ist. Der Verfasser betrachtet die Tendenz einer Schrift als eine besondre Inspiration, die aus dem Ganzen hervorgehen soll, abgesehen von dem Inhalt und der Absicht im Einzelnen. Man sieht, wie eine solche Ansicht der willkürlichsten Auslegung Thür und Thor öffnet. Zu dem Urtheil über die Tendenz, insofern sie nicht das natürliche, strenge, unabweisbare Resultat einer zusammenhangenden, auf dem Einzelnen beruhenden Prüfung ist, gehört nicht weniger als eine politische Inspiration, die vielleicht mit andern Wundergaben jetzt auf die Erde herabgekommen ist. Darum ist eine gute Gesetzgebung über Preßvergehen die Hauptsache! Ueberhaupt können Preßvergehen nicht nach dem strengen Rechte beurtheilt werden. Krug hat daher, bis wirkliche Preßfreiheit eintrit, die Censur in einigen Fällen mit sehr beschränkenden Modificationen und nur einstweilen noch beizubehalten vorgeschlagen, indem er mit Recht die Aufhebung der Censur ohne gleichzeitige Einführung der Schwurgerichte (die Hauptstütze einer freien Presse), der Freiheit der Presse eher für hinderlich als günstig ansieht. Die Verhandlungen in der französischen Deputirten-Kammer im März und April 1819, bei Gelegenheit des Gesetzes, in Ansehung der Presse, sind von großem Interesse. Die französischen Gesetzgeber haben anerkannt, daß die Oeffentlichkeit die Seele einer repräsentativen Regierung sei, daß aber diese Oeffentlichkeit nicht vollständig bestehen könne, daß die Preßfreiheit selbst offenbar unvollkommen sein würde, wenn die Journale (Zeitschriften) nicht frei wären. Auch das französische Gesetz über die Presse vom J. 1819 hat die Verbrechen und Vergehungen durch die Presse den Assisen-Gerichten zugewiesen, wo das Urtheil durch Geschworne Statt findet. Nur Klagen wegen Injurien werden vor dem Zucht-

polizeigericht anhängig gemacht. In Kontumazfällen entscheiden die Assisen-Gerichte ohne Geschworne. Uebrigens sollte man in der Theorie gar nicht besondre sogenannte Preßvergehen annehmen; denn die Presse, deren man sich zum Instrument zur Begehung eines Verbrechens bedient, gibt so wenig Anlaß zur Bestimmung eines neuen Verbrechens, als das Pulver Verbrechen hervorgebracht hat. Das, was ein Verbrechen als solches constituirt, ist die Absicht des Thäters, und der Nachtheil des Preßmißbrauchs in der Staatsgesellschaft.

Preßspäne, Preßpapier, sind eine Gattung dünner, aber sehr harter und fester glänzender Papierblätter, zwischen welchen die leichten wollnen Zeuge gepreßt werden, um ihnen einen schönen in die Augen fallenden Glanz zu geben. Ihre Erfindung rührt von den Engländern her, welche auf lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht, und die Ausfuhr auf's Strengste verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel diese Späne nach ganz Europa auszuführen gewußt, und endlich hat der Papiermacher Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, solche Preßspäne zu verfertigen, entdeckt, und eine Fabrik angelegt, welche dieselben fast in derselben Güte wie die englischen liefert. Die preußischen werden aus reinem Hanf, die englischen aus verbrauchtem oder verwittertem Segeltuche verfertigt.

Prestel (Joh. Gottlieb), Maler, Zeichnen und Kupferstecher, neuerlich vorzüglich berühmt durch seine Blätter in der sogenannten Handzeichnungsmanier, wurde 1739 zu Grünebach im Schwäbisch-Kemptischen geboren. Er lernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei zwei Freskomalern in Tyrol; hierauf ging er nach Venedig, wo er an Joseph Wagner und Nogari wahre Freunde fand. Letztrer trug ihm sogar eine junge Verwandte an, die er zur Erbin bestimmt hatte. Aber der unruhige Prestel schlug sie aus, wodurch er Nogari so aufbrachte, daß ihn dieser aus dem Hause jagte. Auf Wagner's wohlgemeinten Rath eilte er nun nach Rom, und hielt sich noch mehrere Jahre in Italien auf. 1769 war er in Nürnberg, wo er sich verheirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er sich größtentheils bei Lavater aufhielt, und durch dessen Empfehlung viel mit Porträtmalen verdiente. Kenner beklagen, daß er seine Art zu malen, in der am glücklichsten war, aus Unbeständigkeit des Charakters verließ. Als er nach Nürnberg zurückkam, vertauschte er den Pinsel mit dem Grabstichel. Seine ersten Versuche waren schlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tuschmanier, und machte glücklichere Versuche im Radiren. Hieraus entstand dann endlich seine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichste nachzuahmen. Die schönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzosen hierin geleistet haben. Indessen fanden dieselben in Nürnberg wenig Abgang; er gerieth daher in häusliche Verlegenheiten, und ließ sich mit seiner Familie in Augsburg nieder, wo er unter etwas verbesserten Umständen seine Arbeiten fortsetzte. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer mit Auswahl gemacht) sind die drei großen Sammlungen interessanter Zeichnungen der vorzüglichßen Maler aus mehrern Schulen, wovon die erste 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Presto, Geschwind, bezeichnet, wenn es einem Tonstück vorgesetzt ist, den fünften der fünf Hauptgrade der musikalischen Bewe-

gung (s. Tempo) welcher noch zweimal, durch presto assai (sehr schnell), und durch den Superlativ, prestissimo, gesteigert werden kann.

Preußen. Es gibt außer Oesterreich keine Nation und keine Monarchie in Europa, die in ihren Bestandtheilen mehr vereinzelt, durch tief eingreifende Begebenheiten der Vergangenheit mannichfaltiger gestimmt und dessen ungeachtet durch das Ziel eines gemeinschaftlichen Interesse, die Verwandtschaft der herrschenden Bildung, Sitte, Denkweise, zu einem innigern und frischern Ganzen berufen wäre als die preußische. Volk und Staat wurden Eins, zuerst besonders durch den National-Enthusiasmus, welchen Friedrich II. in dem Herzen jedes Preußen für sich und das Vaterland zu entzünden wußte, späterhin noch mehr, als die schroffe Scheidewand zwischen dem Soldstreiter und dem Bürgerwehrmann, zusammenfiel. Seit 1807 durchdrang Ein Kraftgefühl den Monarchen, den Bürger und das Heer: das Gefühl des deutschen Nationalsinns, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths. Durch dieses Gefühl erhoben, erkämpften sie den Kranz des Sieges und des Ruhms in den Jahren 1813, 1814 und 1815. Mit freudiger Hoffnung blickten damals Deutschland und der Geist des Protestantismus auf Preußen hin, als auf ihre erste Schutzwehr. Noch jetzt erwartet von ihnen die deutsche Nation ihre bessere Zukunft! Denn Preußens Volk, Staat und Regent sind deutsch. Sie bestehen nur mit und durch Deutschland. (Vergl. Brandenburg). Gleichwol führt diese nordische Monarchie, welche die Stammsitze der alten Sachsen umschließt, einen slavischen Namen: die Ueberwinder gaben sich den Volksnamen der überwundnen und vertilgten Preußen. Wie dies gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preußen, sich diese große Monarchie gebildet, wie unter dem Gestirn des Hauses Hohenzollern ein jugendlichkräftiges Volk sich erhoben habe, muß historisch angedeutet werden, ehe wir die neue Gestaltung dieser europäisch-deutschen Schutzmacht — denn dies ist sie mit Oesterreich — in einer gedrängten Uebersicht darstellen. Als die Gothen die Ufer des baltischen Meers verlassen hatten, zogen slavische Stämme, die Letten, im 10. Jahrh. von ihren später eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Poruſſen genannt, die Weichsel hinab; in wilder Freiheit tapfer, stießen sie die Fesseln des Christenthums zurück, und Conrad von Masovien (s. Polen), der sein Land gegen ihre Einfälle nicht schützen konnte, rief die deutschen Ritter herbei, die einen Landstrich an der Weichsel als Eigenthum von ihm erhielten, eine Schenkung, die auch 1231 von Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. bestätigt wurde. Indeß währte der Vertilgungskrieg mit den elf preußischen Volksstämmen bis 1283; doch unterwarfen sich einzelne schon früher, und edle Preußen wurden sogar Deutschherren. Allein mit dem deutschen Gewerbfleiß und Handel wurden auch deutsche Sprache und Sitte immer mehr an der baltischen Küste einheimisch, so daß der preußische Urstamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Mischling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrschte das Land an beiden Weichselufern von der polnischen Grenze nordwärts, nebst Ostpommern oder Pomerellen, durch Landmeister, bis endlich, 1309, unter dem Hoch- und Heermeister, Conrad von Feuchtwangen, Marienburg der Sitz der Ordensregierung wurde. Gesichert gegen Polen durch den kalischer Frieden

1343, griffen die Ritter die Litthauer an, und kämpften mit ihnen fast hundert Jahre um Samogitien. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsstädte und wohlhabender deutscher Kolonien (Danzig, Elbing, Thorn, Kulm), erstreckte sich im 15. Jahrh. von der Oder, längs der Ostsee, bis an den finnischen Meerbusen. Die größern Städte erwuchsen zu kleinen Republiken, und der Landmann ward seines Besitzthums froh. Aber die Kriegssteuern und die Ueppigkeit der Ritter erschöpften endlich das Land. Der Adel und die Städte vereinigten sich gegen die harte Regierung des Ordens, und da kein andres Mittel half unterwarfen sie sich 1454 dem polnischen Schutze. Hierauf fiel durch den thorner Frieden 1466 Vorder- oder Westpreußen an Polen, behielt jedoch seine eigne Verfassung; allein die Polen verletzten diese Bedingung, und das deutsche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeister, welche im Besitze von Hinter- oder Ostpreußen blieben, Polen den Vasalleneid zu leisten. Die Ritter wählten deshalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anspach, 1511 zu ihrem Hochmeister, um durch Hülfe des Hauses Brandenburg vom polnischen Vasalleneide frei zu werden. Aber das deutsche Reich that nichts; und der Hochmeister muß eilen, mit Polen Frieden zu schließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorschlag, im ewigen Frieden zu Krakau, 1525, der Orden in den preußischen Landen gänzlich aufgehoben, und das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für seine und seiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der sich der Erbherzog Albrecht bekannte. Nachdem hierauf, weil Albrechts Nachfolger blödsinnig war, der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg 1605 die Verwaltung des Herzogthums, und Kurfürst Johann Sigismund 1611 die Belehnung, von Polen erhalten hatte, wurde letztrer, nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs, 1618 regierender Herzog von Preußen. Aber erst sein Enkel Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst (s. Friedrich Wilhelm), entwickelte hier und in den Marken, nachdem er die Adelsaristokratie in gesetzliche Schranken zurückgeführt hatte, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Diese Entwickelung war nicht leicht. Der preußische Staat mußte sich unter großen Gefahren, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oesterreich, endlich fast von allen seinen Nachbarn, von Frankreich und von Rußland bedroht, zu einer selbstständigen Macht aufschwingen. Kühnheit, Muth und Gewandtheit steuerten das Staatsschiff durch so gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerrissnen Lage der Länder, der Eifersucht der Nachbarn gab der preußischen Staatskunst das beharrliche Streben, sich zu vergrößern. Vergebens hatte der große Kurfürst im Frieden zu Oliva 1660 sein Verhältniß zu Schweden, daß damals die erste Macht des Nordens war, sicher gestellt. Erst der Tag von Fehrbellin (18. Juni 1675) rettete gegen Schweden, was der westphälische Friede 1648 dem Kurfürstenthume Brandenburg als Entschädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin, das Erzstift Magdeburg (seit 1680) und die Grafschaft Hohenstein. Zugleich mit der Gründung seines Staats ward dem großen Kurfürsten die natürli-

che Bestimmung desselben klar, Norddeutschlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu sein. Treu an Oesterreich angeschlossen, widerstand er Ludwigs XIV. stolzen Anmaßungen, und vergab nichts der Würde deutscher Nation. Dennoch entzog Oesterreich ihm und seinem Nachfolger die schlesischen Fürstenthümer, welche einer Erbverbrüderung zufolge, nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg fallen sollten. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königlichem Ansehn. Sein Sohn Friedrich III. (s. d. Art.), als König, Friedrich I., setzte sich zu Königsberg die Königskrone auf's Haupt (18. Jan. 1701). Er regierte in dem Geiste seines Vaters, ohne den Geist desselben zu besitzen. Sein Heer stritt tapfer für Oesterreich und Deutschland gegen Türken und Franzosen. Im Innern gediehen die Anlagen seines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Kunst, unter dem Schutze des Gesetzes und der Duldung. Auf der von ihm (1694) gestifteten Universität Halle fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin gründete, nebst der Kunstakademie, in dem verschönerten Berlin den Sitz des norddeutschen Kunstsinnes und einer auf das Leben selbst einwirkender Literatur. Sei es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten; seine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der solche Strommündungen, eine solche Küstenlänge, und die Feste Magdeburg besaß, der solche Verdienste um das deutsche Gemeinwesen sich erworben hatte, durfte auf Selbstständigkeit im deutschen Fürstenrathe Anspruch machen. Da Kaiser Leopold I. in Preußens Königswürde eingewilligt hatte, — zu diesem politischen Schritte, der aber freilich seit dem westphälischen Frieden beinahe unvermeidlich geworden war, von einem Jesuiten überredet, — konnte Oesterreich von diesem Augenblicke an nur mit Preußen sein Uebergewicht in Deutschland, mithin auch in Europa behaupten. Es währte aber über 100 Jahre, ehe das wiener Kabinet von dieser politischen Wahrheit, die auch dem berliner bis zum baseler Frieden nicht so ganz einleuchtete, sich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oesterreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. Auch Friedrich I. vergrößerte sein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulösen nicht im Stande war, durch Neufschatel und Valengin, dessen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs und Lingen, die ihm aus der oranischen Erbschaft zufielen, und durch Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeschlossnen und in alle Staatshändel des Westens und Ostens von Europa verwickelten Monarchie, aber sie folgte demselben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordischen Kriege König Friedrich Wilhelm (s. d. Art.), ein Monarch, welcher nie vergaß, was er wollte, durch Carls XII. Starrsinn endlich selbst genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten (1720), Stettin nebst Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für diesen Erwerb der früher ihm von Schweden entrissnen Odermündungen 2 Millionen Thaler. Noch fügte er seinen Staaten Preußisch-Geldern hinzu. Mit richtiger Einsicht in das Wesen des Staats schuf er in einem weisen und sparsamen Haushalte die Grundlage der preußischen Macht.

Digitized by Google

Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domänenkammern, und setzte Einnahme wie Ausgabe auf bestimmte Etats, deren Ueberschüsse den Staatsschatz bildeten. Aber der Grundsatz, ein Heer (von 60,000 Mann) zu halten, führte ihn zu dem System der fremden Werbungen, und trennte den Kriegerstand vom Bürgerthum. Auch fing schon unter ihm ein der Einheit so nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Wesen der Staatsverwaltung angesehen zu werden, dessen Formengewalt in der Folge die moralische Kraft lähmen mußte. Nur der König und seine Minister beseelten die willen- und gemüthlose Staatsmaschine. Dies brachte zuletzt weniger Gutes als Böses hervor. Dagegen verwandelte Friedrich Wilhelm 1713 in seinen sämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Kanon; aber aus Eifer für Justiz und Polizei griff er oft selbst die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an, und gab das Beispiel einer willkürlichen Kabinetskriminaljustiz. Doch regte sich im Allgemeinen ein kräftiges Leben, da der gesunde Menschenverstand meistens obsiegte. So vorbereitet und ausgerüstet ward die preußische Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. (s. d. Art.) Sein Genius vervielfältigte die physische und moralische Kraft des Staats, der durch Friedrichs Persönlichkeit in die Reihe der ersten Mächte eintrat, und der Ring wurde, welcher die Kette des westlichen und des östlichen Staatensystems von Europa verband. Ansprüche auf einige Theile Schlesiens gaben ihm, da Maria Theresia seinen Beistand durch Nachgibigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schlesiens. Der Besitz der Oder und der Sudeten schien ihm nothwendig, seine politische Stellung zu sichern; er war zu mächtig, um sich andern Mächten unterzuordnen, und zu schwach, um sich kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte sich gegen Oesterreich verbunden. Friedrich wollte für Oesterreich kämpfen, aber nicht umsonst, wie seine Vorfahren; auch galt es nicht Deutschland. Die Rüstung für war jedoch zugleich gegen Oesterreich, eben darum zweideutig; denn Preußen durfte in keinem Falle unthätig bleiben, weil die Folge des Krieges eine neue Bildung der Machtverhältnisse mehrerer deutschen und europäischen Staaten sein mußte. Friedrich wollte nicht mehr, als sein bestimmter Zweck, die Befestigung seiner Monarchie, erfoderte Vom breslauer Frieden (1742) an war sein Kriegssystem Vertheidigung. Er befolgte dasselbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob, d. h. er kam seinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und hubertsburger Frieden nichts von Sachsen, das er zweimal erobert hatte. Ostfriesland war schon 1743, wegen Anwartschaft von ihm mit der preußischen Monarchie vereinigt worden. Aber der Eintrit einer neuen Macht in das Staatensystem von Europe, welche selbstständig die Frage des Gleichgewichts entscheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefsten, verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Oesterreich fühlte sich gedemüthigt, und setzte in Schlesiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt seiner Politik. So entstand das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1756, wodurch Deutschland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England, Hannovers wegen, einen Theil von Norddeutschland gegen Frankreich bewaffnete. Der siebenjährige Krieg änderte nichts in den frühern Staatsverhältnissen des festen Landes; allein er schien zu beweisen,

daß Preußen im Besitze von Sachsen, unter übrigens gleichen Umständen, unüberwindlich sei. — Friedrich II. war jetzt, was er sein wollte. Seit 1763 wandte sich seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit auf das Innere, während er nach außen hin nur in der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung Heil für das Ganze, wie für Preußen sah; daher sein aus uneigennütziger Staatskunst unternommner, seinen Bundesgenossen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Baiern im J. 1778, und sein deutscher Fürstenbund, 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheers die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthschaft, woraus der Grundsatz entstand, die Staatsverwaltung möglichst maschinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieser Maschine durch die Unterbrechung des Ländergebiets gestört wurde, desto wichtiger erschien das Abrundungssystem, dem zuletzt jede andre Rücksicht weichen mußte. Ueberhaupt waren damals Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäischen Kabinetspolitik der Maßstab des Glücks und der Macht. Eine Folge dieser Ansicht war die Theilung Polens, 1772. Auf Friedrichs Ruhm lastet wenigstens nicht die erste Schuld dieses Entwurfs. Seitdem mußte das preußische Kabinet Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, weil Preußen damals ohne Verbündete Oesterreich gegenüber stand. Jene Verbindung Preußens mit Rußland im J. 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu dem Vertrage von Kalisch. Nur eine frühe, innige Verbindung Oesterreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatischen Sinne retten können. So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Er hinterließ seinem Neffen, Friedrich Wilhelm II, ein Reich von 3381 Q. M. mit 5,800,000 Einw., ein Heer von 220,000 M. (das aber freilich beinahe Vier Fünftel der Staatseinkünfte kostete) und einen Schatz von 50 Mill. Thalern. Allein so erhaben seine Selbstregierung (fast ein halbes Jahrhundert das Muster königlicher Pflichterfüllung) war, so gehörte er seinem Volke nur als Herrscher an, nicht als Mensch. Sein Gemüth erkältete französischer Witz; er verstand nicht das deutsche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Wesen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunst für das Höchste der Staatspraxis, und der Stand des Soldkriegers erhob sich abgesondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geist und sein Ruhm die ersten Köpfe der Nation mächtig aufregte, Gesetzgebung, Justiz, Landesökonomie, Gewerbfleiß und geistige Bildung wirksam befördert. Freiheit der Sprache und Presse herrschte fast wie in der freiesten Republik, wodurch die Nation an geistiger Reife höher stieg, als Friedrich selbst sich vorstellte. Dies Alles hauchte der Staatsmaschine einen lebendigen Organismus ein: es war Friedrichs Geist. Allein nach seinem Tode erschien der Staat als ein kunstvolles Uhrwerk, das seiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geistvolle Berichterstatter über die Monarchie Friedrichs des Großen, fällte jetzt von ihr in seiner Histoire secrète das allgemeine Urtheil: pourriture avant mâturité. Zwar behauptete Preußen seine Stellung als Schiedsrichter bei den holländischen Unruhen 1787, und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach 1790; allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzusetzen wagte, und zu viel, indem es Oesterreich Bedingungen vorschrieb. Mit diesem Vertrage endigte das von Friedrich und Herzberg gegrün-

Digitized by Google

dete Syſtem der preußiſchen Staatskunſt. Hierauf näherten ſich die Höfe von Wien und Berlin zuerſt in Pilnitz (Aug. 1791) einander wieder. Sie ſchloſſen ein Schutzbündniß zu Berlin den 7. Febr. 1792. Allein zwei Feldzüge gegen Frankreich — erſchöpften den preußiſchen Staat; doch wäre Ausharren in der einmal gewählten Stellung das Beſte geweſen. Aber Friedrich Wilhelms verſchwenderiſcher Haushalt belaſtete den Staat mit Schulden, und ſein Kabinet hatte nur Polen im Auge. Seitdem fiel das Anſehn der Monarchie. Mit unheilbringender Politik handelte Preußen um den Preis ſeiner politiſchen Unthätigkeit, vom baſeler Frieden (5. April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9. Oct. 1806). Früher hatte Friedrich Wilhelm II. im J. 1790 mit Polen (ſ. d. Art.) eine Allianz geſchloſſen, und der neuen Conſtitution vom 3. Mai 1791 ſeinen Beifall gegeben; allein bald wurde auf Herzberg's weiſern Rath, aus Friedrichs II. Schule, ſeit 1791 nicht mehr gehört. Durch die Ausſicht eines Krieges mit Rußland erſchreckt, wegen Danzig und Thorn von Polen nicht befriedigt, verließ Friedrich Wilhelm die Republik, zog mit Rußland vereinigt gegen vorgeblichen Jacobinismus zu Felde, und beſetzte Danzig. Hierauf verſcherzte das preußiſche Kabinet völlig das Vertrauen ſeiner Nachbarn durch die Beſitznahme des Gebiets von Nürnberg ꝛc. (in Folge der 1791 an Preußen abgetretnen Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth) durch die zweite und dritte Theilung Polens (1793, 1795) und durch den geheimen Abtretungs- und Entſchädigungsvertrag mit Frankreich (5. Aug. 1796). Alſo verunglückte die ſeit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen! Wenn aber die beabſichtigte Trennung des nördlichen Deutſchlands von dem ſüdlichen, Preußen zum Vorwurfe gereicht, ſo darf man dennoch nicht vergeſſen, daß Oeſterreich ſelbſt, aus Empfindlichkeit über die reichenbacher Convention, durch ſeine Politik das preußiſche Kabinet ſtutzig gemacht und von ſich entfernt hatte. Das letztre wollte nicht mehr, wie vor hundert Jahren, ſeine Kräfte blos für Andre hingeben. Indeß wurde Preußen durch ſeine damalige Politik der unmittelbare Nachbar, hier von Frankreich, dort von Rußland; mit offnen Grenzländern gegen beide, und, bei einer großen Handelsſchifffahrt, ohne Seemacht, zugleich jedem Angriffe zur See ausgeſetzt, war es unſchlüſſig, welcher der beiden Hauptmächte es ſich anſchließen ſollte. Da machte es endlich den Verſuch, unerſchütterlich auf Neutralität zu beſtehen, und zerſtörte dadurch ſelbſt die Meinung von ſeiner kriegeriſchen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe (er enthielt jetzt 5485 Q. M. 8,700,000 Einw.); auch erhielt er eine muſterhafte Geſetzgeburg durch die Einführung des allgemeinen Landrechts; es vermehrte ſich ſein Wohlſtand, und die Verwaltung ward verbeſſert, indem man das ſtrenge merkantiliſch-fiskaliſche Syſtem milderte, und einige Monopole aufhob; allein die ſteigenden Staatsbedürfniſſe bei einer Schuldenlaſt von 28 Mill. Thal. machten neue Abgaben nöthig, und Preußen ſtand in Europa beargwohnt, und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III. ſeit 1797 dem Staate erwies, ſeine ſtrenge Sparſamkeit, ſeine häuslichen Tugenden, ſeine große Rechtlichkeit und ſein deutſches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Die Zerrüttung der Finanzen, welche im Febr. 1806 die Einführung eines Papiergeldes,

der Treforscheine, rathsam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen; dadurch ward aber die Stellung zwischen Rußland und Großbritannien sehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutschlund thun, als annehmen, was Frankreich in Uebereinstimmung mit Rußland durch den Entschädigungsrezeß vom J. 1802 in Deutschland ihm überließ. Bald wurde sein Neutralitätssystem durch Frankreichs Besitznahme Hannovers im J. 1803 erschüttert; als nun 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen sich bildete, schwankte die preußische Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Kabinet, während ein großer Theil des Heers Krieg wollte. Es fehlte an einem starken Willen, der Alles zusammenhielt, das Veraltete umbildete, und die Masse rasch bewegte. Zwar bewirkte Alexanders von Rußland persönliche Anwesenheit in Berlin die Convention zu Potsdam 3. Nov. 1805; beide Monarchen schlossen einen Freundschaftsbund, der eine der seltensten Erscheinungen in der Geschichte ist, und das preußische Heer rückte bis an die fränkische Grenze; allein nach der Schlacht bei Austerlitz neigte sich das preußische Kabinet ängstlich zum Frieden hin, und schloß, durch Oesterreichs Waffenstillstand hierzu berechtigt, Verträge mit Frankreich, die von der Art waren, daß Preußen von der Politik des französischen Kabinets umstrickt, in ein gespanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat, und, nachdem es Kleve, Anspach und Neufchatel an Frankreich überlassen, wider seinen Willen genöthigt ward, Hannover als sein Eigenthum (1. April 1806) in Besitz zu nehmen. So zog es sich den verdienten Vorwurf des brittischen Minister Fox zu, als ob es die auf den Fall seines Beitrits zur Coalition ihm angebotnen Vortheile gegen Frankreich geltend gemacht hätte, um von diesem Bewilligungen auf Kosten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg, Schweden reizte es mit herausfoderndem Trotze, in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunschweig die freundschaftlichen Verhältnisse durch vertraute Mittheilungen zu sichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt, und wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Also schloß er in voller Sicherheit den Rheinbund. Jetzt griff Preußen, das sich von Napoleon auch um Hannover betrogen glaubte, zum Schwert. Allein noch war kein nordisches Bundessystem gebildet; das Zutrauen der Nachbarstaaten fehlte, und bei großem Selbstvertrauen der meisten Heerführer, handelten diese weder einmüthig, noch entschlossen. Der Nationalwille schien sich nur in den Marken für den Krieg auszusprechen. Da wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer schwankenden und rechnenden Abrundungspolitik sichtbar. Der Tag von Jena (14. Oct.), und der Fall von Magdeburg (8. Nov. 1806) zerbrachen die morschen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz kostete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Thronen und der Menschheit war, das Leben (19. Juli 1810); aber sie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preußischen Geist und den deutschen Charakter auch im Unglücke bewährt. Im Drucke selbst verjüngte sich die moralische Kraft der Nation; und Hardenberg ordnete mit scharfem Blicke in die Zukunft den im Frie-

den von Tilsit (9. Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten, und nach dem Frieden bis zum 3. Dec. 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 M. besetzt gehaltnen, gänzlich ausgesognen Staat. Aber unter welchen Umständen! Eine Kriegssteuer von 120 Millionen Fr. mußte nachbezahlt, und die zurückgelassne französische Besatzung in den preußischen Festungen Stettin, Cüstrin und Glogau, unterhalten werden; dazu kam die Handelssperre des Continentalsystems. Kühner noch arbeitete der Minister Freiherr von Stein an der Erhebung zu einer bessern Zukunft. Er mußte Deutschland verlassen; aber im Stillen reifte das von ihm begonnene Werk der Wiederherstellung. Hierauf ward d. 6. Juni 1810 der Baron von Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Verwaltung gestellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, in welchem der Grundsatz, daß alle Klassen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen beitragen müßten, durchgreifende Gesetze und eine wohlthätige Ausgleichung wegen aufgehobner Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerspruch; aber der Geist der Nation erstarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preußischen Staats erhöhte nur die Spannkraft zum Widerstande. Napoleon hatte nämlich seit 1811 eine solche militärische Stellung in Preußen genommen, daß er als Herr der Monarchie betrachtet werden konnte. Seine Heere durchschnitten das Land in elf Militärstraßen; die Festungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen seine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig und Stralsund waren in französischer Gewalt, Preußen mithin von einer stärkern französischen Kriegsmacht besetzt, als es selbst halten durfte, nämlich 42,000 M. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpressungen der französischen Militärbehörden. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des französischen Kaisers zu versöhnen. Was der Kaiser mit Gewalt zu thun drohete, suchte der König endlich durch eine Allianz, Paris d. 24. Febr. 1812, zu mildern. Nun zog das französische Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen schlossen sich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preußischer Seits erfüllt; allein Napoleon setzte seinen Foderungen keine Grenzen, und dachte an keine Gegenleistung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, so erschöpft sie auch war, zur That wurde. York's Capitulation zu Poscherau (30. Dec. 1812) war das Ergebniß der allgemeinen Nationalstimmung; aber noch mußte die Regierung schweigen. Endlich rief sie d 9. Febr. 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienst auf. Als nun Napoleon auf keine seiner Vorstellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, sondern im Tone der Oberhoheit den Verbündeten als Vasallen zu behandeln fortfuhr, da schloß der König, welcher schon längst seine Hauptstadt nicht mehr bewohnen konnte, und Spandau wie Pillau französischen Truppen hatte einräumen müssen, den Bund mit Rußland zu Kalisch d. 28. Febr. 1813, und erklärte, 16. März, Napoleon den Krieg. Hierauf rief er d. 17. März sein Volk und Heer auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland. Dieser kühne Schritt entschied Deutschlands Befreiung von Frankreichs Unterjochung. Die preußische Nation war auf einen solchen Zeitpunkt vorbereitet. Ueber 100,000 M. waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorst's Idee einer Landwehr konnte schnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was

der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutschen Sinne mit begeistertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geschichte der Unsterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutschlands Erhebung war, mit Ausnahme der jenseit der Elbe gelegnen Länder, gleichzeitig. Ein namenloses Gefühl durchdrang die deutschen Völker; aber die Kabinete folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und schwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landsturm, bestanden ihn mit einer religiösen und sittlichen Tapferkeit, wie sie Deutschland nie gesehen hatte. Jetzt trat auch Oesterreich zu dem Bunde, und bei Kulm ward Habsburg's Genius mit dem Hause Hohenzollern ausgesöhnt. Nun führte eine in der Geschichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptstadt des Feindes. Aber zu großmüthig vergaß man gegen Preußens Rath in Paris die Hauptfragen zu entscheiden; und auf dem Congresse zu Wien fand die französische Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszustreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehässige Recht der Eroberung die alte Größe, deren Ersatz ihm zugesichert war, wieder erlangen. Der Vertrag über Polens künftiges Schicksal, dem Oesterreich beigetreten war, hatte Preußens Entschädigung in Sachsen zur Folge, und führte die Theilung dieses Landes herbei, über das Europa wie über ein erobertes verfügte. Um für den durch das halbe Sachsen und durch Posen nicht gedeckten Verlust von Polen, Anspach, Baireuth, Ostfriesland, Hildesheim ꝛc. Ersatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthume Niederrhein einen mit dem Hauptstaate nicht verbundnen Nebenstaat, und damit eine für sich selbst und für seine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen. Daher die vielen Grenzirrungen, welche bisher eine lange Reihe unwillkommner Ländertausche mit seinen Nachbarn noch nicht ganz hat ausgleichen können! Aber noch einmal sollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der sich wieder auf den Kaiserthron geschwungen, warf sich mit der Vollzahl seines erbitterten Heers auf das schwächere preußische. Schon glaubte er am 16. Juni 1815 es geschlagen zu haben; allein Blücher zog sich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieser mit Wellington um den Sieg kämpfte. (S. d. A. Ligny und Waterloo). Der Sieg bei Belle Alliance richtete den Thron der Bourbons, nachdem Blücher den 4. Juli Paris mit Capitulation genommen, wieder auf; indeß würde das preußische Kabinet der französischen Nation die eigne Wahl ihrer Herrscherfamilie, den Erklärungen der Verbündeten gemäß, gern überlassen haben; nur foderte es eine feste Sicherheit der deutschen Grenze und die Zurückgabe deutscher Provinzen, welche Frankreich früher an sich gerissen hatte. Allein Ludwig XVIII. war nach der Erklärung vom 13. März der Verbündete der kriegführenden Mächte, unter welchen zwei Frankreichs Integrität vom J. 1790 durchsetzten. So konnte auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutschlands Retter geworden war, nicht durchdringen. Was es für das Wohl der deutschen Nation auf dem Bundestage durch die folgerechte Durchführung der von ihm zu Wien ausgesprochnen freisinnigen Ideen bewirken wird, erwartet Deutschland von der Zukunft. Außer dem heiligen Bunde

und der zur Erhaltung des Friedens von Europa in Aachen 1818 auf das Völkerrecht gegründeten Quintuple-Allianz, (s. d. Art.) steht Preußen auch mit Oesterreich, in Hinsicht auf Deutschlands Angelegenheiten, eng verbunden. Die alte Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander von Rußland ist durch die Vermählung einer preußischen Prinzessin mit dem Großfürsten Nicolaus, 13. Juli 1817, neu befestigt worden. Fassen wir nun die Geschichte der Bildung des preußischen Staats in wenig Hauptpunkten zusammen; wie die Wiege dieser Macht der jüngern Linie des Hauses Hohenzollern (s. d. A.) das Burggrafthum Nürnberg, nebst den Fürstenth. Anspach und Baireuth war; wie Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, durch den Erwerb der Kur Brandenburg (s. d. A.) 1415 den ersten Grund zu der künftigen Größe seines Hauses legte; wie nach dem Anfall von Preußen, des jülich'schen Erbe, des Rechts auf Magdeburg, des Besitzes von Halberstadt und Hinterpommern, der große Kurfürst 1657 die souveräne Macht seines Hauses und den Staat selbst gründete; wie Friedrich I. seinem Hause die königliche Krone erwarb; wie Friedrich Wilhelm I. die innere Macht des Staats fest begründete; wie endlich Friedrich II. durch den Erwerb von Schlesien seit 1740 das kleine Königreich zu einer Monarchie und in die Reihe der ersten Mächte erhob: so gibt es, die sardinische ausgenommen, keine Monarchie in Europa, die ein auch nur ähnliches Schicksal gehabt hätte. Conrad, jüngerer Sohn Rudolphs II., Grafen von Zollern, wurde um d. J. 1180 erbl. Burggraf von Nürnberg, ein richterliches Lehnamt, mit welchem der Besitz von Reichslehngütern und Regierungsrechten verbunden war. Sein Urenkel, Burggraf Friedrich III., erbte nach dem Tode seines Schwagers, des letzten Herzogs von Meran, Baireuth. Burggraf Friedrich V. erhielt 1365 vom Kaiser Karl IV. die reichsfürstliche Würde. Durch Kauf erwarben seine Nachkommen noch andre Ländereien in Franken, die zusammen das seit 1415 sogenannte Markgrafthum Anspach-Baireuth bildeten, welches zuletzt der Kurf. von Brandenburg Joachim Friedrich 1603 unter seine beiden Brüder theilte. Die Nachkommen des Markgrafen von Baireuth (Culmbach) starben 1763 aus; und der letzte Markgraf von Anspach-Baireuth entsagte diesen Ländern zu Gunsten des Königs von Preußen 1791, und starb 1806. In diesem Jahre überließ Preußen Anspach, und im tilsiter Frieden 1807, Baireuth an Frankreich, das beide Länder dem König von Baiern zutheilte, der sie nach dem wiener Congresse behalten hat. Der jetzige König von Preußen (s. d. A. Friedrich Wilhelm III.) ist verschwägert mit den Häusern Hannover, Oranien, Hessen-Cassel, Hessen-Homburg, Mecklenburg-Strelitz, Anhalt Bernburg, Anhalt-Dessau, und Oldenburg-Rußland. Preußen hat 3 Civil-Ritterorden: den von Friedrich I. bei seiner Krönung 1701 gestifteten schwarzen Adler-Orden, der nur aus einer Klasse besteht, und nur an Personen von hohem Range gegeben wird; den ursprünglich anspach-baireuthischen, von Friedrich Wilhelm II. 1791 bestätigten rothen Adler Orden, in 3 Klassen; und den weiblichen Luisen Orden (gestiftet 1814), dem jetzt die Prinzessin Wilhelm vorsteht. Noch gibt es einen Orden Pour le Mérite für das Militär; das eiserne Kreuz; den von Friedr. Wilh. III. 1812, zum Andenken der aufgelösten Ballei Brandenburg, gestifteten preuß. Johanniterorden; überdieß mehrere Ehrenzeichen, z. B. das allgem. Ehren-

zeichen erster Klasse, ein silb. Kreuz, die Verdienstmedaille am Bande des rothen Adlerordens. Der König ist auch einer der drei Beschützer des Freistaats Krakau, und Mitstifter des am 26. Sept. 1815 zu Paris geschlossnen heiligen Bundes. Zu dem deutschen Bunde, den er in Wien mit bilden half, gehören 7 Provinzen des preuß. Staats: Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westphalen, Pommern, Jülich-Cleve-Berg und Niederrhein, zusammen 3204 Q. M. mit 8 Mill. Einw. Das preußische Kontingent zum deutschen Bundesheere, bildet das 4. 5, und 6. Armeecorps. Auf dem Bundestage hat Preußen die zweite Stelle und im Plenum 4 Stimmen. Die Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen, so wie Neufchatel, gehören nicht zu dem deutschen Bunde. Die preußische Monarchie, welche, als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 Q. M. 3 Mill. Einw. enthielt, und ein Heer von 76,000 M. besaß, umfaßte vor dem tilsiter Frieden, ohne Hannover, 5570 Q. M. mit 9,743,000 Einw. in 1045 Städten und 40,102 Fl. und D. Die Staatseinkünfte wurden auf mehr als 38 Mill. Thaler berechnet. Jetzt ist die Monarchie in ihrem Umfange J. 1805, durch die Beschlüsse des wiener Congresses, hergestellt. Aber sie bildet so wenig als vormals ein geschlossnes Ganze, sondern besteht (ohne Neufchatel) mit einer Volksmenge von 11 Mill. Einw., aus einem größern östlichen und einem kleinern westlichen Haupttheile. Jener grenzt an Rußland, Oesterreich, Kgr. Sachsen, an die kleinen Staaten in Thüringen, an Kurhessen, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, und stößt in Norden an die Ostsee; dieser ist von jenem durch Kurhessen, Hannover und Braunschweig getrennt, und grenzt an Belgien, Frankreich, Baiern, Lippe-Detmold, Nassau, Waldeck u. a. kleine Staaten. Der Boden ist meistens eben und hügelig. Die Insel Rügen mit dem Vorbebirge Stubbenkammer ist die höchste Gegend der Ostseeländer. Zu den fruchtbaren Niederungen gehören die tilsiter, havelländischen, magdeburgischen, halberstädtischen Ebenen, die soester Boerde in Westphalen, die güldne Aue in Sachsen ꝛc. Als Gebirge sind die Sudeten mit dem Riesengebirge (Riesen- od. Schneekoppe 4950 F. hoch); der Harz mit dem Brocken; der Thüringerwald, der Westerwald mit dem Siebengebirge, der Hundsrück mit dem Hochwalde, und die Eifel, eine Fortsetz. der Ardennen, zu bemerken. Die Gewässer s. weiter unten. Das Klima ist im Ganzen mehr kalt, rauh, veränderlich, als warm und mild; das schönste findet man in den Thälern der Nahe, Mosel, Saar und des Rheins. Seit 1815 besteht der preußische Staat aus zehn Provinzen, die in 7 Militärabtheilungen und 28 Regierungsbezirke getheilt werden. Die erste Militärabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift 1. die Provinz Ostpreußen mit der ostpreußischen Regierung zu Königsberg, und der litthauischen zu Gumbinnen, 704 Q. M. mit 1,005,543 Einw. 2. die Provinz Westpreußen mit den Regierungen zu Danzig und Marienwerder, 466 Q. M. mit 633,077 Einw. Die zweite Militärabtheilung, Brandenburg und Pommern begreift: 3. die Provinz, (ehemalige Mark) Brandenburg mit den Regier. zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, enthält mit Einschluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Theile des Herzogth. Magdeburg, nebst dem kotbuser Kreise und mehrern ehemals königl. sächs. Ländern, zusammen 749 Q. M. mit 1,335,165 Einw. 4. die Provinz Pommern mit den Regier. zu Stettin, Stralsund und Köslin, 566$\frac{1}{2}$ Q. M. mit 729,834 Einw. Die dritte Mi-

litärabtheilung, Schlesien, begreift: 5. die Provinz (Herzogth.) Schlesien nebst Glaz mit den Regier. zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz (wozu ein Theil der Oberlausitz geschlagen ist) und Oppeln: zus. 720 Q. M. mit 2,061,549 Einw. Die vierte Militärabtheilung begreift das Großherzogthum Posen mit den Regier. zu Posen und Bromberg. Dieser nach dem Vertrage zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich, (Wien d. 3. Mai 1815) an Preußen zurückgefallne Theil des aufgehobnen Herzogth. Warschau enthält, unter Abrechnung dessen was davon zu Westpreußen geschlagen worden, 538½ Q. M. mit 833,972 Einw. (1574 auf 1). Zum königl. Statthalter ist Fürst Anton Radziwill ernannt. Die wiener Congreßakte sichert den Polen Ständeversammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbesondre hofft man von der menschenfreundlichen preußischen Regierung, daß die Bauern des Großherzogth. ein erträglicheres Loos bekommen werden, für welche die neue Gesetzgebung schon Mehreres gethan hat. (S. von Grävenitz: der Bauer in Polen. Berl. 1818). Auch soll im Großherzogthum Posen die polnische Sprache neben der deutschen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. Die fünfte Militärabtheilung begreift die 7te Provinz, Sachsen, mit den Regierungen zu Magdeburg, Merseburg und Erfurt. Diese Provinz (458 Q. M. mit 1,259,221 Einw.) besteht: a) aus dem größten Theile des Herzogthums Sachsen, nach dem Vertrage vom 18. Mai 1815: 385 Q. M. mit 875,578 Einw. (Preußen hat also den Besitz und die Titel der Lausitz, Thüringen und Henneberg; in Ansehung der Lausitz aber hat Oesterreich seiner böhmischen Oberlehnsherrschaft zu Gunsten Preußens entsagt); b) aus dem Herzogth. Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld, dem Fürstenth. Halberstadt, der Grafsch. Hohenstein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhausen, Mühlhausen und Quedlinburg nebst einigen von Hannover abgetretnen Landstrichen, z. B. Elbingerode; zusammen ungefähr 140 Q. M. mit 450,000 Einw. Die 6. u. 7. Militärabtheilung, Niederrhein und Westphalen, begreift: 8. die Provinz Westphalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Arensberg; 367 Q. M. mit 1,095,019 Einw. 9. die Provinz Jülich, Kleve und Berg mit den Regier. zu Düsseldorf, Köln und Kleve, zus. 158½ Q. M. mit 965,756 Einw. 10. die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regier. zu Aachen, Trier und Koblenz zus. 288 Q. M. mit 1,007,081 Einw. Das neue Großherzogthum Niederrhein, liegt zwischen der Mosel, der Maas und am Niederrhein; es begreift einen Theil des von Frankreich abgetretnen linken Rheinufers, und auf dem rechten Ufer dieses Flusses die von Nassau erhaltnen Landestheile, die oranischen Länder, nebst der Herrschaft Wildenberg und Wetzlar. Das Fürstenthum Neufchatel (s. d. Art.) kehrte schon durch den pariser Frieden von 1814, mit einer Vergrößerung auf der Grenze von Frankreich, in den preußischen Länderverein zurück. Die Bevölkerung ist 52 000 Einw.; die Oberfläche ist ungewiß. Der gegenwärtige Bestand der preußischen Monarchie mit Einschluß der mediatisirten Länder, wird 1822, ohne Neufchatel, 11 Mill. Einw., auf 5040 Q. M., geschätzt. Auf jenem Flächenraume leben 2182 M. auf 1 Q. M. Er enthält 1024 Städte mit 2,895,818 Einw., darunter 26 große von mehr als 10,000 Einw., 136 mittlere und 858 kleinere Städte. Die meisten Städte hat der Reg. Bez. Posen. Der volkreichste Reg.

Digitized by Google

Bez. ist Düsseldorf, (46 Q. M. mit 390,000 Einw. 8478 auf 1 Q. M.). Der volkärmste ist Köslin (258 Q. M. m. 244,515 Einw. 946 auf 1 Q. M.). Zu den mediatisirten Ländern gehören unter andern Gimborn und Neustadt, das wittgenstein'sche Homburg, Rheda und Hohenlimburg, Rittberg, Neuwied, Horstmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen Herrschaften Aahausen, Bocholt, Gehmen, Bentheim wegen Steinfurt, Schauen, Looz, Croy, Wittgenstein und Berleburg. Der König hat durch das Gesetz vom 21. Juni 1815 den mediatisirten Fürsten die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit bestätigt. Sie sind Häupter ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domänen, und ihre Familienverträge bestehen. Sie erhalten einen privilegirten Gerichtsstand, und sind frei von der Militärpflicht, so wie von der Personal- und Grundsteuer. Sie haben endlich niedere und obere Gerichts-, Orts-, Polizei- und Konsistorialrechte, jedoch unter Aufsicht des Staats. Es gibt überhaupt 50 Standesherren, als 5 in der Prov. Preußen; 7 in der Prov. Brandenburg; 18 in der Prov. Schlesien; 5 in der Prov. Sachsen; 15 in der Prov. Westphalen, Niederrhein, Kleve und Berg. Die Vortheile dieser Umgestaltung Preußens bestehen in einer Abrundung gegen Westen bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten westphälischen Provinzen; im Umtausche polnischer Unterthanen mit deutschen; in bessern Finanzquellen in Sachsen und in den Rheinprovinzen, als sie Polen darbot, und in einer festern Militärgrenze an der Oberelbe, die jetzt mit der Oder und Schlesien einen militärisch-politischen Zusammenhang hat. Dagegen sind folgende Nachtheile geblieben: eine offne Grenze von Seidenberg in der Oberlausitz bis Wittichenau, wo eine Festung bei Görlitz oder Moys nöthig sein dürfte; eine offne Grenze gegen Rußland, indem auf dieser Seite ein russisches Heer in drei Tagemärschen in Breslau sein kann, die Prosna aber zu befestigen, viele Millionen kosten würde; die kostbare Verpflichtung, der Rheinprovinzen wegen, sich gegen Frankreich in erster Linie aufzustellen. Aber eben dieser Besitz der rheinischen Mark bestimmt Preußen zur ersten Schutzmacht für Deutschland gegen Frankreich. Seine Schwäche würde also für Deutschlands Sicherheit nachtheilig sein. Denn Preußen hat nur ⅓ von Frankreichs Volksmenge, und dabei 150 deutsche Meilen mehr an Grenze, als dieser Nachbarstaat. Während Preußens einer Arm bis an die Thore der franz. Festung Thionville an der Mosel reicht, und der andre Memel und den Niemen behauptet, sucht man vergebens den Körper, der beide Arme verbindet, in der doppelten Militärstraße, die Hannover über Hildesheim, Giffhorn u. Neustadt durchschneidet, obgleich eine südlichere durch das Götting'sche beiden Staaten bequemer erscheint. Es gibt drei Preußen, in Polen, in Deutschland, und zwischen der Maas und dem Rhein. Es hat drei verletzbare Seiten: gegen Rußland, Oesterreich und Frankreich; daher das Abhängige in seiner Lage, die indeß fast jeder Staat gegen den Nachbar haben wird. Darum war es ein sehr natürliches Bestreben, durch den Besitz von Luxemburg jenem Grenzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an, bis zur niederländisch-holländischen Grenze hinläuft, militärische Außenwerke zu geben. In Hinsicht des Handels bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohlvertheidigte Küstenlänge an der Ostsee von 110 Meilen, mit mehrern Einbuchten und Stromausmündungen, das ganze Oberflußgebiet, der wichtigste

Theil des Weichſellaufs, der Elbſtrom nebſt der Saale, inwiefern er den Hanſehandel mit dem ſächſiſch-böhmiſchen verknüpft, und durch ſieben große Kanäle mit der Oder und Weichſel zuſammenhängt, der Rheinſtrom, da wo er einen Theil des franzöſiſchen und des ſüddeutſchen Handels mit dem niederländiſchen verkettet; dieſe Küſten und Strommündungen bilden nebſt der Memel, dem Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weſer, Ems (deren Schiffbarmachung im Okt. 1818 von der preußiſchen und hannöverſchen Regierung beſchloſſen wurde), Ruhr, Lippe und Moſel, ein Flußſchifffahrtsſyſtem, welches den Reichthum der Nachbarſtaaten größtentheils an ſich zieht. Um dieſe Waſſerſtraßen herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Erzeugniſſen des Pflanzenreichs, den Weinſtock nicht ausgenommen, reiche Landſtriche. Auch der Bergbau iſt bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; Bernſtein findet ſich faſt ausſchließend nur an der Oſtſeeküſte in Oſtpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme der Pferdezucht, die nur in Oſtpreußen vortrefflich genannt werden kann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dies um ſo mehr, da die Landwirthſchaft, was beſonders Getreide- und Futterbau, Schafzucht (veredelt üb. 15 Mill. Schafe), Holz- und Forſtkultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Für die Fiſcherei ſind auch mehrere Landſeen wichtig. Federvieh in Pommern ꝛc. In Hinſicht auf Manufakturen und Fabriken beſitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den erſten in Europa gehören, wie das ſchleſiſche Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und die übrigen Rheinprovinzen. Dieſer Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländiſchen Naturerzeugniſſen, wie die Leinwandweberei (in Schleſien, zu Hirſchberg, Schmiedeberg, Landshut, Greifenberg, jährl. für 11 Mill. Thlr.) mit den Bleichen bei Barmen, Elberfeld, Bielefeld und Waarendorf, die Wollenmanufakturen (in Schleſien, Brandenburg, Sachſen, Niederrhein, zu Aachen, Burtſcheid, Stollberg, Eupen u. a. a. O.) und die Fabriken von Metallwaaren, z. B. Eiſen- und Stahlwaaren zu Berlin, Malapane u. Gleiwitz (in Schleſien), Solingen, Remſcheid, Iſerlohn. Der Werth geſammter Fabrikate wurde 1804 (und dieſes Jahr läßt ſich auch noch jetzt als Maßſtab annehmen) auf mehr als 51 Mill. und mit Einſchluß der Conſumtibiliengewerbe über 85 Mill. Thlr. geſchätzt. Wie wichtig daher der Handel ſein müſſe, beweiſen ſchon die großen Handelsſtädte, welche zum Theil in den erſten Zeiten des europäiſchen Handels gegründet worden ſind. Unter den Seeplätzen ſtehen Danzig und Stettin oben an; ihnen zunächſt Königsberg, Memel, Elbing, Pillau, Kolberg, Stralſund und der ſeit 1818 gebaute Hafen von Swinemünde. Auch hat Hannover, durch den Vertrag mit Preußen vom 29. Mai 1815, Preußen den Gebrauch des Hafens zu Emden zur Ein- und Ausfuhr von Gegenſtänden aller Art geſtattet. Noch wird die Lippe von Weſel bis Lippſtadt ſchiffbar gemacht. Im Innern ſind als Mittelpunkte des Fabrikweſens und Handels anzuſehen: Berlin, Breslau, Frankfurt a. d. O., Magdeburg, Hirſchberg, Minden, Bielefeld, Weſel, Köln u. a. m. Die preußiſche Flagge weht zwar auf allen Meeren, und Preußen zählte vor der Seeſperre über 2000 eigne Schiffe und über 10,000 Matroſen; allein der Seehandel entbehrt des Schutzes einer Marine. Doch hat die Pforte im J. 1818, durch einen ähnlichen Vertrag wie mit Rußland und Oeſterreich, auch die preußiſche

Flagge gegen alle Räubereien der Barbaresken in Schutz genommen, Entschädigung versprochen und deshalb an Algier ꝛc. die nöthigen Firmans erlassen. Das Hauptinstitut für den Geldhandel ist die königl. Bank zu Berlin, so wie die Seehandlungssocietät daselbst. Ein reges Leben, das durch die Leidensjahre des französischen Druckes nicht hat erstickt werden können, ist der sprechendste Beweis von der Kultur der preußischen Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wissenschaftliche und Kunstbildung gehört ganz der deutschen Nation an, bedarf also hier keiner Erwähnung. Die preußischen Völker sind größtentheils Deutsche, vom altsassischen, thüringischen und niederländischen Stamme. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben sich germanisirt; doch gibt es deren noch in der Lausitz, und Kassuben in Hinterpommern. Von den übrigen slawischen Stämmen sind die zahlreichsten die Polen im Großherzogth. Posen, obgleich auch hier deutsche Sprache und Ansiedelung angetroffen wird; noch finden sich Letten und Litthauer in den Dörfern des ostpreußischen Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht erhalten haben. In den altpreußischen Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geist der Regierung öffnete seit des großen Kurfürsten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freistätte. Daher findet man Herrnhuter, Hussiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preußischen Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt sich zu der lutherischen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Lutheraner und Reformirte haben seit 1817 angefangen, sich zu einer evangelisch-christlichen Kirche zu vereinigen. Man zählt 6½ Mill. Evangelische, 130,000 Israeliten und 16,000 Mennoniten. Der Katholiken hat Preußen fast 4¼ Million. Nach der Uebereinkunft mit dem Papst in der Bulle, de Salute animarum vom 16. Juli 1821, werden stehen unter dem Erzbischof von Köln, die Bischöfe zu Münster, Trier und Paderborn; unter dem Erzbischof zu Gnesen und Posen, der Bischof von Kulm. Die Bisthümer Breslau und Ermeland bleiben frei von erzbischöflicher Obhut. Die 8 Domkapitel wählen ihre Bischöfe und der Papst bestätigt die als kanonisch anerkannte Wahl, und vernehmen vor der ausgesprochnen Wahl, ob der wählbar-scheinende dem Könige auch genehm sei. Die Domkapitel warten den feierlichen Gottesdienst ab und gehen als presbyteri den Erzbischöfen oder Bischöfen mit Rath und That an der Hand. Die Domherren sind nicht mehr bloß Adelige, müssen die höhern Weihen erhalten haben und nach Verlauf von 10 Jahren die oberste gelehrte Würde in der Theologie, oder im kanonischen Recht, erwerben. Ehrendomherren hat jedes Domkapitel 6 oder 4 und Vicarien 10 oder 8; übrigens an Prälaten, einen Propst und einen Dechanten mit 10 oder 8 wirklichen Domherren. In den Monaten 1, 3, 5, 7, 9, 11, ernennt der Papst zu den erledigten Kapitelspfründen, in den andern der Bischof. Im ersten Falle mit Berücksichtigung der vom Willen des Königs bezeichneter Person, im zweiten Falle mit Vorbehalt der landesherrlichen Genehmigung. Der altpreußische Nationalcharakter hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er sich in dem deutschen Gesammtleben unterscheidet. Ein kriegerischer Geist erbte in der Nation seit dem großen Kurfürsten durch fünf Menschenalter fort. Das Volk bewahrte sich selbst im Unglücke das Element seiner Größe, sein freies geistiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im

Digitized by Google

letzten Kampfe mit spartanischem Muthe in den Müttern und Jungfrauen, wie in den Greisen, Männern und Jünglingen sich zu der höchsten Anstrengung erhob. Als in Deutschland das freie Wort vor französischen Machtgeboten verstummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wissenschaft und Kunst; es hegte und pflegte die geächtete deutsche Art und Sitte. Und aus diesem deutschen Geiste ist jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Ersten und Gebildetsten bis zu den Kleinsten und Niedrigsten hindurchdrangen. Preußen ist jetzt mächtig durch seine warnende und an ruhmvollen Erfahrungen reiche Geschichte, durch seinen Rang als erste protestantische Macht auf dem Festlande, durch seinen Volksgeist, der aufgeklärt, tapfer und vaterländisch gesinnt ist, durch sein wohlgeordnetes Kriegswesen, und durch die Gunst der öffentlichen Meinung in Deutschland. Preußen hat Deutschland gerettet; möge es auch das innere Leben des deutschen Volks schützen und fördern! Dann gebührt ihm der Stolz, die erste deutsche Macht im moralischen Sinne zu sein. Seine federfertigen Gegner begreifen nicht jene nordische Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geist der Regierung und ein ernstes Schicksal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wol vormals einseitig und schroff war, auch zuweilen in Anmaßung ausartete, die aber im Unglück sich geläutert hat. Weniger begünstigt von der Natur, als der Süddeutsche, ist der Preuße, d. i. der Norddeutsche, thätiger und bei den Bedürfnissen seiner Civilisation sinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, selbst sein großer Styl in den Bauwerken, haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte, das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht selten statt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, selbst gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit und Frivolität aus. Unter seinem Nachfolger verlor sogar die königliche Würde von ihrem Ansehn. Nur der Religiosität, den fürstlichen und häuslichen Tugenden des jetzt regierenden Königs gelang es, dieses Ansehn wieder herzustellen, indem er, als die Noth hereinbrach, Gott und seinem Volke vertrauend, ganz in dem edlern Geiste der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Sichtbar trug zu der moralischen Erhebung seines Volks die hohe königliche Frau, die unvergeßliche Louise (s. d. A.) das Meiste bei. Immerhin äußre sich das Selbstgefühl des Preußen oft kühn und stolz, in einzelnen Fällen selbst hart und rauh: solcher Mannssinn vermochte den Staat vom Untergange zu retten. In diesem allgemeinen Charakter hat sich die Eigenthümlichkeit der verschiedensten Volksstämme erhalten, und eben, weil diese von der Regierung geachtet wird, gehören die verschiedensten Volkstheile, die preußischen Litthauer, die Schlesier, die Westphalen zu den anhänglichsten Unterthanen des Staats. Dies erklärt sich aus dem Charakter der Regierung. Die preußische Regierung galt bisher für eine der freisinnigsten in Europa, weil sie die öffentliche Meinung achtete. Auch ist, ungeachtet einer autokratischen Staatsform, die politische Freiheit seit Friedrich II. in der preußischen Monarchie immer mehr fortgeschritten, durch bessere Vertheilung der Abgaben, wovon sonst manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militärverfassung, durch

die Herstellung persönlicher Freiheit mittelst Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienstzwanges (auch wurde die Ablösbarkeit der Hand- und Spanndienste erklärt, und den 18. Jan. 1819 die Erbunterthänigkeit im kotbusser Kreise, in der Lausitz und den übrigen vormals königl. sächsischen Landestheilen aufgehoben), durch Abschaffung des despotischen Militärzwanges, durch verminderte Bedrückungen bei der Accise und dem Zollwesen, durch Vernichtung lästiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche die Verwaltung des Gemeindevermögens seinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. Aber noch war diese politische Freiheit nicht Bestandtheil der Grundverfassung. Der König hat in Bezug auf die von ihm den 22. Mai 1815 versprochne Repräsentation des Volks verordnet, daß die alten Provinzialstände, dem Zeitgeiste gemäß, wieder hergestellt, oder neue berufen, und aus ihnen die Reichsstände in Berlin erwählt werden sollen. Der Gegenstand ihrer Verhandlungen aber soll sich auf Berathung (keineswegs Entscheidung) in allen Theilen der Gesetzgebung, welche die persönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erstrecken. Die Monarchie wird also, wie es schon der 13. Art. der deutschen Bundesakte für die deutschen Länder derselben erwarten läßt, eine allgemeine, und jede Provinz ihre provinzielle Verfassung erhalten. Zu diesem Zwecke wurde den 30 März 1817 eine Verfassungscommission niedergesetzt. In Neu-Vorpommern sind bereits die Provinzialstände in der Art berufen, daß dieselben aus 4 Abgeordneten vom Adel, 2 von den Städten, 2 vom Bauern- und 2 vom geistlichen Stande (insofern auch geistliche Angelegenheiten zur Sprache kommen) bestehen sollen. Daß Provinzialstände die besten Seitenmauern sind für den Bau einer Reichsverfassung, und zwar in Preußen mehr als irgendwo, liegt am Tage. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die politische Absonderungsmethode, die im rechten Maße und Sinne wohlthätig wirken muß nicht den Geist, die Kraft, den Zusammenhang des Ganzen beschränke und hemme. Der Grundbesitz kann allerdings im Allgemeinen für die Grundveste des Staats gelten und verlangt insofern auch die stärkste öffentliche Vertretung. Allein die Produktion des Geistes, des Talents, der Wissenschaft gilt auch und soll in ihren Ansprüchen auf Theilnahme an den öffentlichen Geschäften der Verfassung nicht unbillig hinter der Produktion der Erdscholle zurückstehen. Uebrigens besitzt Preußen auch ohne Constitution die Gleichheit vor Gericht, die gleiche Verpflichtung zu Kriegsdiensten und Kriegslasten. Kein andres Recht führt zu Aemtern, selbst den hohen, als das Recht des Verdienstes. Die innere Organisation des Staats ist aus dem Edikt vom 9. Okt. 1807 nach und nach hervorgegangen. Die Verwaltung selbst hat durch das Gesetz vom 30. April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats entsprechende Einrichtung erhalten. Nach derselben steht jeder Militärabtheiluug ein kommandirender General als Militär-Gouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräsident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Justiz vor die 18 Ober Landesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präsidenten zwei Hauptabtheilungen. Die erste umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-, Polizei-, ständische, Grenz- und Militärsachen u. s. w. Sie steht unter dem Minister des Innern. Die zweite, unter dem Finanzminister, leitet alle Finanzsachen. Jede Provinz ist in Kreise getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Ab-

theilungen ein Landrath vorsteht. Die Oberpräsidenten sind beständige Kommissarien der Minister. Ihnen sind solche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirksamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beschränkt werden kann; insbesondre sind sie die Vorsteher der Konsistorial- und Medizinalbehörden, und zugleich die Präsidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Die Geschäftsführung der Regierungen ward durch die Instruction vom 23. Okt. 1817 organisirt. Man hofft nach dieser Einrichtung, das weitläufige Aktenführen und Rechnungswesen, so wie die ängstliche Controlle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der Organisation der Behörden im J. 1808, nöthig schien, beschränkt zu sehen. An der Spitze der Regierung steht der König, der durch sein geheimes Kabinet eigenhändig unterzeichnete Kabinetsbefehle erläßt. Der am 30. März 1817 eröffnete Staatsrath ist die höchste berathende Behörde, hat aber keinen Antheil an der Verwaltung. Die volljährigen Prinzen des königl. Hauses haben darin Sitz. Er prüft alle Plane, Vorschläge, eingelaufne Beschwerden ꝛc. Den Vorsitz führt der König, oder der Staatskanzler, oder ein substituirtes Mitglied. Er bestand 1819 aus 66 Personen, unter welchen 34 vermöge ihres Amtes, die übrigen durch des Königs besondres Vertrauen dazu berufen sind. An der Spitze der Verwaltung führt seit 1810 das alle Geschäfte centralisirende Staatskanzleramt der Fürst von Hardenberg. Unter ihm stehen: die Oberrechnungskammer, das geh. Staats-Archiv, Neufchatel, die Commission der Justizorganisation, und das statistische Büreau. (Unter vielen anziehenden statist. Angaben, die dieses Büreau ordnet, heben wir folgende aus: Im J. 1817 sind in der preuß. Monarchie 9646 Verbrechen begangen worden; das gewöhnlichste war, wie überall, der Diebstahl. Nach Verhältniß der Einwohnerzahl sind die meisten Verbrechen in der Hauptstadt verübt worden, wo schon der 297 Mensch ein Verbrecher ist. In den rheinischen Provinzen ist der 400 Mensch ein Verbrecher. Die wenigsten haben sich in Schlesien und Preußen gefunden, wo nur der 2000 Mensch ein Verbrecher ist. Die meisten Diebstähle sind begangen worden in Berlin und am Rhein; die wenigsten dagegen in Schlesien, Pommern und Preußen. Hier ist der 6000 Mensch erst ein Dieb; in den ersten Gegenden aber schon der 300ste). Unter dem Vorsitze des Staatskanzlers trit das Staatsministerium zusammen; es theilt sich in 11 verschiedne Ministerien; 1, des königl. Hauses; 2, der auswärtigen Angelegenheiten; 3 u. 4, des Innern, das erste für ständische und Gemeinheitsangelegenheiten, das zweite für die Landeskultur, Bergwerkssachen und Polizei; 5 u. 6, der Justiz, das erste in den Provinzen des alten Landrechts, der zweite, für diejenigen, worin es noch nicht eingeführt worden; 7, der geistl. Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten; 8, des Handels, der Gewerbe und des Bauwesens; 9, der Finanzen; 10, des Schatzes, des Kreditwesens und der Generalcontrolle; 11 des Kriegs. Noch gibt es folgende selbstständige Centralbehörden: 1) die Generalcontrole für das Etats- und Rechnungswesen; 2) die Generaldirection der Seehandlungssocietät; 3) die Hauptbank in Berlin, und 4) das Generalpostamt. Unter den einzelnen Verwaltungszweigen können hier nur über das Justizwesen, die Finanzen und das Heer einige Bemerkungen stehen. Eine schnelle, gewissenhafte, selbst durch Kabinetsbefehle nicht eingeschüchterte und unbestechliche Rechtspflege ist seit Menschengedenken der hohe Vorzug

der preußischen Staatsverwaltung. In dem J. 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprozessen 37,398 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 gänzlich beendigt. Das von Svarez größtentheils, und von Baumgarten, von Grollmann, von Kircheisen, Goßler und Klein ausgearbeitete, im J. 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Gesetzbuch hat seine Zweckmäßigkeit bewährt und Carmer's Namen verewigt. Unter den Oberlandesgerichten (das zu Berlin heißt Kammergericht) stehen die Untergerichte, namentlich die Inquisitoriate, welchen die Criminalsachen zugetheilt sind; die Land- und Stadtgerichte; die königl. Justizämter; die standesherrl. und Patrimonialgerichte; die Justizcommissarien und die Notarien. Außerdem bestehen noch geistliche und Handelsgerichte. Die großen Drangsale des Landes gaben in der neusten Zeit Anlaß zu Indultgesetzen; indeß machte der Staat nur mit Vorsicht, bei augenscheinlich erwiesnem Drange der Umstände, von jenem Nothrechte Gebrauch; er suchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein andres Mittel übrig war. Die Regierung rettete nämlich die Grundbesitzer, indem sie für dieselben d. 24. Nov. 1807 ein allgemeines Kapitalindult festsetzte, und nach zweimaliger Verlängerung (zuletzt Wien d. 1. März 1815) die Erhaltung der Grundeigenthümer dem strengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Gesetz das letztre mit jener ausgliche, vorzog. Ihrerseits hat dagegen die preußische Regierung ihre Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener vollkommen zu befriedigen, und fremdes Unrecht wieder gut zu machen, selbst unter den ungünstigsten Umständen Anstalten getroffen. Sie hat z. B. die so lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen Rheinbundes) in Schutz genommen, und unter andern die von der westphälischen Regierung zu Cassel auf ein Drittel herabgesetzten alten Landesschulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Eben so gerecht handelt sie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordnen deutschen Beamten. Kaum sah Preußen nur einigermaßen seinen Haushalt hergestellt, so ward durch die Verordnung vom 5. Mai 1814 für die aus dem Herzogth. Warschau vertriebnen Beamten gesorgt. Auch ließ der preußische Staat in den neuen Provinzen, sämmtliche Beamte auf ihren Posten, so wie im Genusse ihrer Gehalte und Amtsvortheile. Was aber die Regierung gethan, um die Bewohner der seit 1813 bis 1816 erworbnen Länder mit den Bewohnern der alten Provinzen innigst zu verbinden, die neue Ordnung der Dinge ihnen werth zu machen und die Hoffnung zu erfüllen, welche auch sie während des großen Kampfes um Deutschlands Freiheit zu großen Anstrengungen für die gemeinsame Sache des deutschen Vaterlandes erhob: darüber ist jetzt noch kein Urtheil erlaubt. Die Zukunft wird es zeigen, ob der Geist, welcher im J. 1813 die Völker des preußischen Staats belebte, welcher sie zu den herrlichsten Thaten begeisterte und selbst die Regierung mit sich fortriß, ob derselbe Geist in jenen Ländern fortlebt, ob er gestärkt oder geschwächt, und aus welchen Ursachen das eine oder das andre geschehen ist. Dem Könige selbst waren kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Kosten, welche Landeskulturanstalten erfoderten, zu groß, selbst in den Zeiten der Noth. Dies beweisen die Stiftung der Universität zu Berlin, die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau und die Stiftung der Hochschule zu Bonn den 18. Okt. 1818. Dabei schuf er Ordnung in den zerrütteten Finanzen. Friedrich Wilhelms I.

ſtrenge Sparſamkeit iſt bleibender Grundſatz des preußiſchen Haushalts. Jener Monarch hinterließ 1740 ſeinem Nachfolger einen Schatz und 10 Mill. Thlr. Einkünfte. Friedrich II. ſtellte, bis auf einige fiskaliſche Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muſter einer guten Staatswirthſchaft auf. Er hinterließ 1786 einen Schatz von 50 Mill. und gegen 27 Mill. jährl. Eink. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zerſplittert. Friedrich Wilhelm III. ſtellte ſeit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre ſchwerer Prüfung machten das Volk arm. Bignon (in ſ. Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe, Paris 1814) ſchätzt die preußiſchen Einkünfte vor 1806 auf 36 Mill. Thlr., und die Schulden im J. 1804 auf mehr als 36½ Mill. Thlr. Jetzt belaufen ſich die Einkünfte auf 50 Mill. Thlr., worunter 37 Mill. an Abgaben. Die Schulden ſchätzt man auf 217 Mill. Thlr., davon beträgt (nach dem Ed. vom 17. Jan. 1820) die fundirte und verzinsliche Staatsſchuld 180 Mill. Thlr. (Die Staatsſchuldſcheine allein: 119½ Mill. Thlr.). Als unverzinsliche Schulden (Treſor- und Thalerſcheine) ſind 11,242,000 Thlr. gedeckt. Die Provinzial-Staatsſchulden (die auf dem Paſſivetat der Regierung ſtehen) betragen 26 Mill. Thlr. Um dieſe Laſt zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundſätze. Dieſem hatte der ſiebenjährige Krieg 114 Mill. Thlr. gekoſtet, und das Land war gänzlich erſchöpft. Da ſtiftete er 1755 die königl. Bank, und bald nach der erſten Theilung Polens die Seehandlungsgeſellſchaft, von deren 2400 Aktien zu 500 Thlr. dem Könige 2000 gehörten. Letztre gewann vorzüglich durch den polniſchen Salzhandel und durch die Operationen mit den königl. Staatspapieren. Dieſe beiden Inſtitute und das Syſtem der Pfandbriefe ſind die drei großen Pfeiler des öffentlichen Kredits. Die Bank hatte 1806 an reinem Ueberſchuſſe beinahe an 10 Mill. Thlr. Sie und die Seehandlungsgeſellſchaft haben ſeitdem die größten Verluſte glücklich beſtanden. Beide verloren nach Bignon allein durch die bayonner Convention an Kapitalien in Polen auf 26 bis 27 Mill. Thlr. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere (zinsbare Scheine, kur- und neumärkiſche landſchaftl. Obligationen, und ſchon vor dem Kriege 1806 Treſorſcheine) ſich immer mehr häuften. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schleſien ſeit 1770, und ſeitdem in den Marken, Pommern, Oſt- und Weſtpreußen das Pfandbriefſyſtem eingeführt, nach welchem die Gutsbeſitzer, alle ſämmtlich für einen, für ihre hypothekariſchen Schulden haften. Aber auch der ſo ſichre Kredit dieſer Pfandbriefe wurde durch den franzöſiſchen Krieg erſchüttert. Doch eben ſo ſchnell haben ſich die ſechſerlei Pfandbriefe ſowol, als die zwölf verſchiednen Arten von Staatspapieren, unter allen am meiſten die Treſorſcheine, wieder gehoben. Die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil ſchon erfolgte Tilgung der nach dem Edikte vom 20. Juni 1812 ausgefertigten Steueranweiſungen und geſtempelten Treſorſcheine, der wachſende Staatsſchulden-Tilgungsfonds, welcher 1818 mit 1 Mill. Thlr. jährl. den Anfang der Abzahlung machte, verbunden mit dem Verkaufe der Domänen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, ſind ſichre Bürgen des wiederkehrenden Kredits. Zur Ueberſicht

des Ganzen entwarf die Generalcontrolle (1819) einen Generaletat, dem 6000 Specialetats zum Grunde liegen. Ob die neue Klassensteuer (seit 1820) und das Steuergesetz über Zölle und Accise (seit d. 1. Jan. 1819) ihrem Zwecke entsprechen werden, muß die Zukunft lehren. Zwar hat jenes den Vorzug einfacher Erhebung, und dieses ist besser, als der ältre Wirrwarr des Regie- und Accise-Instituts; denn es bezweckt die volle Freiheit des innern Verkehrs und belebt die eigne Fabrikation. Allein jenes, sagt man, sollte mehr Klassen haben, und dieses schien dem 19. Art. der Bundesakte nicht zu entsprechen! Denn Preußen sagt sich dadurch (wie Oesterreich) in Rücksicht auf Handel und Gewerbe durch sein geschlossnes Zollsystem von dem übrigen Deutschland los. Man klagt über den Tarif, über die Gewalt der Administration, die ohne Justizgang bis zu 10 Jahr Zuchthaus strafen kann. Ein streng geordneter Haushalt und eine gute Civilverwaltung überhaupt sind aber auch bei der militärischen Stellung des preußischen Staats nothwendig. Wie soll das Heer die Stütze desselben bleiben, ohne die Last desselben zu werden? das ist die Frage. Bis 1806 war das preußische Heer eine aus der Nation völlig ausgeschiedne allein stehende Anstalt, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudalknecht stand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe ꝛc. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau hatten dieses Heer ihrem Zeitalter angemessen gebildet. Friedrich hegte ebenfalls den Geist der militärischen Kastenehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 fest gegründeten Vorzug der Uniform in der öffentlichen Meinung, indem er das Heer zur ersten Staatsanstalt erhob. Dieser Geist ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalspannkraft des Muthes und der Ehre erhielt sich auch in den Trümmern des Heers. Scharnhorst, Gneisenau u. A. bildeten es mit außerordentlicher Thätigkeit zu einem musterhaften Ganzen im J. 1813. Und der König, der sein tapfres Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen seines Hauses an dessen Spitze focht, der bei Kulm dem Schicksale des Kriegs die entscheidende Wendung gab, dieser mit seinem Volke übereinstimmend denkende Monarch erhob den Geist des Heers durch sein Beispiel und durch die religiöse sittliche Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes (10. März 1813) zu einer vorher nie so gefühlten moralischen Tüchtigkeit, welche, von dem feurigen Blücher mit rascher Entschlossenheit und mit einem richtigen Blicke auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind besiegte und Deutschland rettete. Doch vorher mußte Friedrich Wilhelm III. im J. 1807 ein militär. Ehren-Reinigungstribunal errichten, durch welches ziemlich viel Offiziere, vom Generalstabe bis zum Fähndrich, zu lebenslänglicher Festungsstrafe bis zur Entlassung ohne Abschied, durch alle Stufen peinlicher Strafen, verurtheilt wurden. Seitdem machte man keinen Unterschied zwischen adeligen und bürgerlichen Offizieren. Ueberhaupt liegt die Vorzüglichkeit des preußischen Nationalheers wesentlich in dem, was Fürst Blücher in seiner Anrede an den Fürsten Hardenberg bei einem festlichen Mahle so richtig sagte: „man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenstand anfängt, und der des Bürgers aufhört.“ So lange der preußische Soldat dies nicht vergißt, wird sein Stolz sich nimmer über den Bürger ungebührlich erheben, wie es vor 1806 geschah. Jetzt soll jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger sein. Im J. 1819 hatte nach der preuß. Staatszei-

Digitized by Google

tung das preuß. Heer keine 200,000 M. bei den Fahnen in stehendem Solde versammelt; indeß weit mehr, wenn man die stets eingeübte und gerüstete junge Mannschaft hinzurechnet. Daher ist Preußen eine Pflanzschule guter Soldaten. Seine Zerstückelung zwingt es, eine größere militär. Macht zu halten, als es nach seinem Umfang bedürfte. Denn es muß nach drei Seiten hin die Stirn bieten. Die preuß. Armee beträgt ohne Landwehr 165,000 M. Die beiden Aufgebote der Landwehr machen 360,000 M. Die gesammte Kriegseinrichtung kostete fast 23 Mill. Thlr. Alle Vorschriften über die preuß. Militär-Oekonomie sind in dem Werke des Staatsraths Ribbentrop (Berl. 8. B. seit 1816) vollständig gesammelt. Die vorige Härte und Länge des preuß. Kriegsdienstes findet seit dem Gesetze vom 3. Sept. 1814 nicht mehr Statt. Jetzt ist die Verpflichtung zum Kriegsdienste für die Friedenszeit, vom erreichten zwanzigsten Jahre an, auf drei Jahr bestimmt; die Leibesstrafen sind abgeschafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Aber noch ist viel zu thun übrig. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begonnen haben! Diesen Frieden scheint Preußens gegenwärtige politische Stellung zu versprechen. Sein Besitzstand ruht auf der feierlichen Gewährleistung von Europa. Es ist mit Oesterreich seit 1813 eng verbunden. Seine seit 1764 nur selten unterbrochne Verbindung mit Rußland, der es, nächst der eignen Erhebung, seine Wiederherstellung verdankt, ist nicht allein persönlich, sondern auch durch die Beschaffenheit der östlichen Grenzen nothwendig. Es mußte daher neuerlich in mancher Hinsicht dem alten Bundesgenossen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter solchen Umständen entbehren. Jenes muß sogar Preußen fürchten, so lange die durch Hannovers Verbindung mit England nur noch mehr befestigte Freundschaft dieser Macht mit Preußen fortdauert. Auch Preußens Besitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenosse Frankreichs zu werden; dieses muß jedoch, wenn es Oesterreichs Macht beschränken will, Preußens Freundschaft suchen. Ueberhaupt darf man aus Preußens Lage folgern, es werde künftig, im Falle eines neuen Kriegs, Herzberg's Grundsatz zur Regel seiner Politik machen, daß die größte und kühnste Rolle für Preußen zugleich die sicherste sei, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden kleinern Staaten sich den ersten Mächten Europa's gleich stellen, das Gleichgewicht sichern, und alle großen Welthändel gewissermaßen lenken kann; dagegen es, mit einer Hauptmacht ausschließend eng verbunden, von dieser abhängig sein. (Vergl. Pölitz: Geschichte der preuß. Monarchie Leipz. 1818. Stein: Handbuch der Geographie und Statistik des preuß. Staats. Berl. 1813.) K.

Preville (Pierre Louis Dubus de), ein berühmter französischer Schauspieler, geb. zu Paris 1721, war dem geistlichen Stande bestimmt, entfernte sich aber heimlich aus dem väterlichen Hause, und trat, nachdem er einige Zeit Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine Schauspielertruppe, spielte zu Straßburg, Dijon, Rouen und wurde sodann Schauspieldirektor zu Lyon. Nachdem er sich hier ausgebildet hatte, debutirte er 1753 zu Paris auf dem Theatre français. Armand begünstigte ohne eifersüchtige Rücksichten sein erstes Erscheinen auf dem Theater zu Fontainebleau, welches Preville's Ruhm und

Glück entſchied. Er ſpielte fünf verſchiedne Rollen in dem Mercure Galant. Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war ſo überraſcht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Mann ſein Spiel wechſelte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter ſeine ordentlichen Schauſpieler aufzunehmen. Dieſe bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, deſſen geiſtreiches, ſeelenvolles, anziehendes, mit ſeiner Rolle ſtets übereinſtimmendes Mienenſpiel, deſſen richtiger, mit dem Alter, Stande und Charakter deſſen, den er darſtellte, ſtets übereinſtimmender Ton und Ausdruck der Empfindung, ihn zu dem Liebling aller Theaterfreunde machte. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem Mercure Galant, in Turcaret, im Sosie, im Figaro, im Bourru bienfaisant. Voll Liebe für ſeinen Stand, gab er auch jungen Schauſpielern unaufhörlich Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, ſein Charakter herzlich. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch einmal 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um ſeinen durch die Zeitumſtände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhelfen. Bald darauf begab ſich der altersſchwache Greis zu ſeiner älteſten Tochter nach Beauvais, wo er blind im Dec. 1799 ſtarb.

Prevoſt d'Exiles (Antoine François), ein franzöſiſcher Schriftſteller, geb. 1697 zu Heſdin in Artois, ſtudirte bei den Jeſuiten, in deren Orden er trat, ihn aber ſchon nach einigen Monaten wieder verließ, und als Freiwilliger Dienſte nahm. Da er ſich nicht ſchnell genug befördert ſah, kehrte er zwar zu den Jeſuiten zurück, verließ ſie aber bald auf's neue, und ergriff die Waffen mit größrer Auszeichnung. Als ein lebhafter Jüngling überließ er ſich dem Rauſche der Liebe, deren unglücklicher Ausgang ihn in den Orden der Benediktiner von Saint Maur führte, welchen er ſein Grab nannte. Man verſetzte ihn nach Saint Germain des Prés, dem Mittelpunkte der Gelehrſamkeit dieſes berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Troſt; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, ſo lebhaft, daß er eine kleine Zwiſtigkeit benutzte, um ſein Kloſter und den geiſtlichen Stand zu verlaſſen. Er begab ſich 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, ſuchte er Hülfsquellen in ſeinen Talenten. Er gab ſeine zu Saint Germain geſchriebnen Mémoires d'un homme de qualité heraus, und erwarb damit einen Beifall, der ihm Ehre und Geld eintrug. Seine Zeit war zwiſchen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau, und ging mit ihr nach England. Die Eigenſchaft eines abtrünnigen Mönchs und unſteten Gelehrten empfahl ihn nicht ſonderlich. Seiner Abenteuer müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte ſie. Er kam 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen Conti, der ihn zu ſeinem Almoſenier und Sekretär ernannte. Sein Anſehn wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Aguesſau ihn zu der Unternehmung der Histoire générale des voyages wählte. Alles ſchien ihm ein zufriednes Alter zu verheißen, als er 1763, auf dem Rückwege von Chantilly, vom Schlage getroffen, von den Landleuten gefunden und zu einem benachbarten Pfarrer gebracht wurde. Er ſchien ohne Leben, und ein herbeigerufner Chirurg hatte bereits die gerichtliche Oeffnung vorgenommen, als der Unglückliche die Augen

Digitized by Google

aufſchlug, aber nur um zu ſehen, auf welche ſchreckliche Weiſe er ſein Leben verliere. Keine Rettung war mehr möglich. Von Charakter war Prevoſt ernſt, uneigennützig und menſchenfreundlich, aber leichtſinnig. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, und hatte ein ſo glückliches Gedächtniß, daß er verſicherte, nie etwas gelerntes wieder vergeſſen zu haben. Die bekannteſten ſeiner Werke ſind die erwähnten Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde, 8. Voll., ein breites aber wohlgeſchriebnes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird; die Histoire de M. Cleveland, 6 Voll., worin der Verfaſſer ſein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, vielleicht ſein beſter Roman; die Histoire générale des voyages und viele andre. In ſeinen Romanen verbindet er romantiſche Erfindungen mit natürlicher Charakterzeichnung; übrigens ſind die Engländer darin ſeine Vorbilder, deren Clariſſe und Grandiſon er auch in's Franzöſiſche überſetzt hat.

Priamus, der Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia. Er hieß in frühern Jahren Podarkes; als aber Herkules Troja erobert und der Heſione verſtattet hatte, einen der Gefangnen um einen ſelbſt zu beſtimmenden Preis loszukaufen, wählte dieſe ihren Bruder Podarkes, und gab ihren Schleier für ihn. Daher hieß er nunmehr Priamus, der losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phrygiern gegen die Amazonen und begab ſich als Geſandter zu den Thraziern. Nach ſeines Vaters Tode herrſchte er über Troja. Mit ſeiner erſten Gemahlin Arisbe, einer Tochter des Merops, zeugte er den Aeſakus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtakus, vermählte ſich mit Hekuba und erzeugte mit dieſer, nach Cicero 17, nach Homer 19 Kinder, unter denen Hektor, Paris, Kreuſa, Laodice, Polyxena, Kaſſandra (Alexandra), Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus, die berühmteſten ſind, mit vier Nebenfrauen aber noch 36 Söhne und vier Töchter. Was ſeinen Namen vorzüglich erhalten hat, iſt ſein und ſeiner Familie trauriges Schickſal, veranlaßt durch die blinde Liebe des Vaters zu ſeinem Sohne Paris. Denn in ſeinem hohen Alter überzogen ihn die Griechen, um der von Paris geraubten Helena willen, die Priam herauszugeben verweigerte, mit Krieg, und eroberten zerſtörend die Stadt Troja, nachdem er ſeinen Sohn Hektor (ſ. d. Art.) fallen geſehen, nach einer zehnjährigen Belagerung. Vergebens bewaffnete ſich in jener Nacht des Entſetzens der Greis, um in der Feinde dichten Schaaren den Tod zu finden; der Hekuba Bitten bewegen ihn, an den Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier ſeinen Sohn Polites von des Pyrrhus Hand fallen ſieht, hält er ſich nicht mehr, und ſchickt den Wurfſpieß mit ſchwacher Hand gegen den jugendlichen Helden, der, hiedurch gereizt, den Greis bei den Haaren zum Altar ſchleppt, und ihm das Schwert in die Seite ſtößt.

Priapus, urſprünglich ein Feldgott in Lampſakus, einer myſiſchen Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen ſeiner Mißgeſtalt nicht anerkennen. Andre geben ſeine Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, Schützer der Gärten, der Bienen, Ziegen und Schafe. Man bildete ihn ab mit Hörnern und Ziegenohren, mit übergroßen Geſchlechtstheilen, im Schooße des

Kleides allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe; auch gewöhnlich ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete sich von Lampsakus über Griechenland, nach Rom. Betriebsame Deuter der Mythen zählten ihn zu den Sinnbildern der großen Natur, und erfonden allerlei, theils rein, theils mystisch obscöne Mythen von ihm.

Priester sind die durch Wahl oder Geburt berufnen Erhalter und Pfleger der Religion, die das Göttliche bildlich darstellen und die Gottesdienste verwalten. Alles, was groß und würdig ist, was Ehrfurcht und Gehorsam gebietet und dem Göttlichen näher steht, als die Masse des Volks, vereinigte sich in der Idee des Priesterthums bei den heidnischen Völkern der vorchristlichen Zeit; denn die Hausväter der Urwelt waren zugleich die Könige und Priester ihrer Familien, und wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königliche Gewalt lange mit der priesterlichen Würde verbunden (vergl. d. Art. Melchisedek). Dagegen trennte sich die erstre von der letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke und der Uebergewalt einzelner Helden oder erobernder Horden ihr Dasein verdankten, und neben der Macht der Fürsten und Obrigkeiten bildete sich ein bald durch Wahl und Beruf, bald durch erbliche Geschlechtsfolge fortgepflanzter geschlossner Priesterstand, dem eine höhere Weisheit und eine geheimnißvolle Gemeinschaft mit den Göttern (daher man die Priester auch als Zauberer und Aerzte ehrte) die Gemüther unterwarf. So zeigen sich in den vorderasiatischen Staaten, bei den Aegyptern, Griechen, Römern die Priester als Rathgeber, und, als aus dem Glauben an die alten Götter ein politisches Gaukelspiel geworden war, als Helfer der Regierungen zur Leitung des Volks. Ihr ursprüngliches Geschäft aber war, das Göttliche zur Anschauung der Menschen zu bringen, (daher aus ihren Deutungen der Symbole und Bilder die meisten Mythen hervorgingen) und die nationelle Verehrung der Götter durch Opfer, Gebete, Aufzüge (Mysterien) auszudrücken. Jenes Deuten und Lehren hörte jedoch auf, ein Geschäft der Priester zu sein, als die mythischen Religionssysteme sich abschlossen; und als die Dichter, Redner und Philosophen sich des religiösen Lehrstoffs bemächtigten, blieb den Priestern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf diesen Standpunkt setzte sie auch der Mosaismus, der zwar große Gewalt in ihre Hände legte (vergl. d. Art. Hoherpriester), das Amt des Geistes aber doch den Propheten vorbehielt. Aaron's Nachkommenschaft, in der die Priesterwürde erblich war, sank daher unter täglich wiederkehrenden Geschäften des Tempeldienstes in einen Mechanismus, aus dem der Geist seiner Formen bald gewichen war. Nicht besser ging es der römischen Geistlichkeit, als sie die Strenge und Förmlichkeit des jüdischen Priesterthums annahm, um demselben auch in den Vorrechten seiner Würde zu folgen, und von den christlichen Laien ähnliche Einkünfte (z. B. den Zehnten) zu ziehen, wie einst der Stamm Levi von den übrigen Stämmen genoß. Dem Stifter des Christenthums und seinen Aposteln war dieses Bestreben ganz fremd. Die ersten christlichen Gemeinden hatten Lehrer, die wol Ausleger der Geheimnisse Gottes und väterliche Freunde ihrer Schüler sein, aber weder bei gottesdienstlichem Gepränge wirken, noch die Gewissen beherrschen wollten. Einige dieser Lehrer hießen Presbyter (s. d. A.), woraus das Wort Priester entstanden ist; die Amtsverrichtung dieser Ael-

testen erlaubt jedoch nicht, sie in dem jetzt gewöhnlichen Sinne Priester zu nennen. Auch ist der Name Priester jetzt nur den Geistlichen derjenigen Kirchen angemessen, die das Göttliche in sinnlich anzuschauende Symbole und Bilder kleiden und dafür halten, der Geistliche sei noch auf eine andre Weise als durch schriftmäßige Lehre und heiligen Wandel ein Vermittler der Menschen mit Gott. In dieser Bedeutung nennt die katholische Kirche diejenigen Geistlichen Priester, welche das heilige Amt der Messe verwalten (s. d. Art. Ordination), und hat ganz folgerecht auf den höhern Charakter ihres Priesterthums die Ansprüche ihrer Herrschaft gebaut. Auch die lamaische und die mohammedanische Religion haben in der Person des Dalai-Lama und des Kalifen Priesterreiche begründet. Das Priesterthum, das allein dem Charakter unsrer Zeit angemessen scheint, ist die Würde und Macht über die Geister, welche Religion und Wissenschaft ihren Eingeweihten und Pflegern geben. Vergl. d. A. Hierarchie, Geistlichkeit, Prediger. E.

Priesterweihe, s. Ordination.

Priestley (Joseph), ein berühmter Chemiker, geb. 1733 in Yorkshire. 1761 hielt er zu Warrington eine schönwissenschaftliche Akademie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Dissidenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehrere theoretische Werke herausgegeben, welche viel Aufsehn machten, und sich auch außerdem im Fache der Philologie, Geschichte, Politik und Physik versucht. In seiner History of Electricity (zuerst 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforschen bemüht sei. Durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light, and Colours folgen (übers. von Klügel, Geschichte der Entdeckungen in der Optik, Leipzig 1775, 2 Voll. 4.). Mit dem Grafen Shelburne machte er 1774 eine Reise nach dem festen Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London, welches seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen große Vortheile gewährte. In diese Periode fallen verschiedne Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philosophen vom ersten Range erworben haben. 1773 machte er in den Philosophical Transactions eine Abhandlung (neu aufgelegt und vermehrt 1774) über verschiedne Luftarten bekannt. Dieses an neuen und wichtigen Gegenständen reiche Werk machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüssigkeiten, welche die Grundlage der neuern Chemie ist, und Priestley's Name wurde durch dasselbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn seine Untersuchungen zur Kenntniß der salpeter- und salzsauern Luftarten, zum Gebrauch der erstern, als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verschiednen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verschlechtert wird. 1774 machte er seine Grundentdeckung (die gerade zu derselben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er sie nannte dephlogistisirten Luft. 1776 theilte er der königl. Gesellschaft anziehende Bemerkungen über das Athmen und die Art mit, wie das Blut seine Farbe von der Luft erhält. 1778 entdeckte er die Eigenschaft im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern. Durch seine spätern Versuche kam die Entdeckung mehrerer andrer luftförmiger Körper, und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduction metallischer Kalke in brennbarer Luft und

die Erzeugung der Luft aus Waſſer zu den von ihm in dieſem Gebiete der Chemie entdeckten Thatſachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatiſche Chemie keinem einzelnen Forſcher ſo viel verdankt, als Prieſtley, durch deſſen Entdeckungen ſie eine neue Geſtalt bekam. Doch iſt bemerkenswerth, daß er bis an ſein Ende das antiphlogiſtiſche Syſtem beſtrit. Um die mit jeder anhaltenden Beſchäftigung verbundne Erſchlaffung zu vermeiden, pflegte Prieſtley mit ſeinen Arbeiten zu wechſeln; daher er ſo viele und verſchiedne Gegenſtände, unbeſchadet der Gründlichkeit, behandelt hat. 1775 erſchien ſeine Examination of the Doctrine of Common-sense gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die hartley'ſche Theorie vom menſchlichen Geiſte beim Publikum auf eine faßlichere Weiſe ein, als von Hartley ſelbſt geſchehen war, und drückte in einer vorausgeſchickten Abhandlung ſeine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menſchen aus. Obwol er ſich dadurch dem Verdachte eines Gottesleugners und Ungläubigen ausſetzte, ſo ließ er ſich doch nicht abhalten, den Gegenſtand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypotheſe über und gab 1777 ſeine Disquisitions on Matter and Spirit heraus, worin er ſein Syſtem ohne Rückhalt entwickelte. Dieſem folgte eine Vertheidigung des Socianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den dieſe Werke ihm zuzogen, machte auch bei ſeinem edeln Beſchützer, Lord Sh., eine gewiſſe Kälte erzeugt haben, wodurch Prieſtley bewogen wurde, die ſeit ſieben Jahren zwiſchen ihnen beſtandne Verbindung aufzuheben. Dies geſchah auf eine vollkommen freundſchaftliche Weiſe; denn Prieſtley behielt eine jährliche Leibrente von 150 Pfund. Er wählte zunächſt Birmingham zu ſeinem Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemiſchen und mechaniſchen Kenntniſſen lebten. Einige großmüthige Freunde veranſtalteten eine jährliche Subſcription, um dadurch die Unkoſten bei ſeinen Unterſuchungen zu decken, und Prieſtley trug kein Bedenken, dieſe für ihn ehrenvolle Unterſtützung anzunehmen, wiewol er wahrſcheinlich auch von der Regierung eine Penſion erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachſuchen wollen. Er war nicht lange in dieſer Lage, als bei einer Diſſidentengemeinde eine Predigerſtelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne ſeine philoſophiſchen und literariſchen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er ſich mit vielem Eifer den Pflichten ſeines Amtes. Bei den Bemühungen der Diſſenters, ſich größere bürgerliche Freiheit zu verſchaffen, konnte Prieſtley nicht müßig bleiben. In der Ueberzeugung, daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen ſeien, ſtand er nicht an, ſie als antichriſtlich darzuſtellen und ihren Fall vorherzuſagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer, ſondern auch für den entſchiedenſten Feind der beſtehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geiſtliche von Birmingham den Foderungen der Diſſenters lebhaft widerſprochen hatten, gab Prieſtley eine Reihe von Familiar Letters to the Inhabitants of Birmingham heraus, die beſonders durch ihre ironiſche Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In dieſem gereizten Zuſtande ward die Erbitterung noch vermehrt durch die verſchiednen Anſichten von der franzöſiſchen Revolution;

Digitized by Google

sie stieg mit dem Fortgange derselben immer höher, und brach endlich am 14. Julius 1791 aus, als die Franzosenfreunde den Jahrestag der Zerstörung der Bastille feierten. Priestley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu sein; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebst Bibliothek, Schriften und Kunstgeräthschaften ward eine Beute der Flammen; er selbst rettete nur mit Mühe sein Leben. Die gesetzliche Entschädigung, welche Priestley erhielt, war weit unter seinem Verluste, der für ihn zum Theil unersetzlich sein mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier seine gewohnten Beschäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und seine Familie sich stets erneuerten, so beschloß er endlich, ein Land zu verlassen, das ihm und seinen Grundsätzen so feindselig war. Er schiffte sich 1794 nach Amerika ein, und nahm anfangs zu Northumberland in Pensylvanien, dann zu Philadelphia seinen Wohnsitz. Unter Adams Präsidentschaft wurde er auch hier mit Argwohn betrachtet; Jefferson hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundschaft. Eine ihm angetragne Professorstelle in Philadelphia lehnte er ab, um sich ganz seinen selbstgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine schwere Krankheit, in der er verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und ihm im Jan. 1804 die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er jetzt beschäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er seit lange: an einer Kirchengeschichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck seine Freunde in England eine Subscription eröffnet hatten. Auf diese unvollendet gebliebnen Werke wandte er allen seinen Fleiß bis zu seinem Tode, welcher am 6. Febr. 1804 erfolgte.

Primas (Primas regni, Erster des Reichs), ist der oberste Erzbischof eines europäischen Staats, der nicht nur unter allen geistlichen Ständen der erste ist, sondern überhaupt den nächsten Rang nach dem Regenten und seiner Familie einnimt, auch in katholischen Reichen beständiger Legat des römischen Stuhls ist, und eine Art von geistlicher Gerichtsbarkeit über die andern Erzbischöfe des Landes ausübt. In Spanien ist es der Erzbischof von Toledo; in Portugal nennt sich der Erzbischof von Braga Primas des Reichs, auch Primas von ganz Spanien, steht jedoch unter dem Patriarchen zu Lissabon, welcher daher als eigentlicher Primas zu betrachten ist; in England ist es der Erzbischof von Canterbury, in Ungarn der Erzbischof von Gran, in Polen der Erzbischof von Gnesen; in Deutschland war es, so lange die Reichsverfassung bestand, der Erzbischof von Salzburg und in Frankreich nannte sich, wenigstens vor der Revolution, der Erzbischof von Lyon, Primas in Gallien, der von Bourges, Primas in Aquitanien, und der von Rheims, Primas der Normandie. — Primat, der Vorrang, erste Rang, die Würde und das Amt des Primas (s. d. Art.), dann der Vorrang des Papstes vor allen übrigen Bischöfen. — Prime (prima) heißt bei den Buchdruckern die erste Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der zehnte Theil eines Lachterzolls; in der Musik der erste Ton einer Oktave, und zwar reine Prime, Einklang, wenn man von zwei Tönen gleicher Größe redet, große

oder übermäßige, wenn der eine Ton um einen halben höher ist. In der Fechtkunst die erste Stellung, wenn man den Degen zieht, und die Spitze mit ausgestrecktem Arm auf den Gegner richtet. — Primitien (primitiae), die Erstlinge der Früchte, welche die Alten mehrern Göttern, besonders dem Apollo, opferten. — Primogenitur, s. Majorat. — Primzahlen sind diejenigen ganzen Zahlen, welche sich mit keiner andern ganzen Zahl als 1 ohne Rest theilen lassen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. s. w.

Prince (Madame Le) de Beaumont, s. Beaumont.

Prinzenraub, s. Kunz von Kaufungen.

Prinzen von Geblüt heißen die fürstlichen Personen, welche mit der regierenden Linie von gleicher Abstammung sind und nach deren Erlöschen das nächste Recht zur Erbfolge haben. So in Frankreich die Prinzen der Häuser Orleans, Bourbon-Condé. Ludwig XIV. hatte auch seine mit der Valière und Montespan gezeugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog von Penthièvre abstammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eintretenden Falls der Erbfolge ertheilt; aber nach des Königs Tode ward es ihnen wieder genommen.

Prinzip, das, was den ersten und innern Grund einer Klasse von Erscheinungen enthält. Daher in den Naturwissenschaften Prinzipien Grundstoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geistigen ist Prinzip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß oder Behandlung des Gegenstandes befolgt, oder auch der Grundsatz, durch welchen man diesen Gedanken ausspricht. Es gibt sonach theoretische und praktische Prinzipien. Erstre begründen eine Erkenntniß, und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe; sie sind daher auch das erste Erforderniß jeder Wissenschaft (Grundbegriffe). Letztre bestimmen eine Handlungsweise. Sie unterscheiden sich von Maximen, und sind Prinzipien im strengen Sinne (Grundgesetze), wenn sie nicht in der Subjektivität des Erkennenden oder Handelnden, sondern in der Natur der Gegenstände selbst, oder in der Grundeinrichtung unsers Gemüths beruhen. Daher werden besonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Prinzipien genannt (philosophische Prinzipien), insofern sie die obersten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterscheidet constitutive und regulative Prinzipien; erstre enthalten die höchsten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit andrer ab, und sie dienen zur Entdeckung andrer Wahrheiten; letztre leiten nur das Verfahren bei Aufsuchung einer Erkenntniß, oder im Leben und Handeln. Kant bestreitet die Gültigkeit der Ideen als constitutiver Erkenntnißprinzipien. Eben so wird gestritten, ob es ein höchstes Prinzip der Erkenntniß gebe, und einen höchsten Grundsatz, in welchem sich dieses Prinzip aussprechen lasse. T.

Prinzipal heißt in der Musik die tiefste offne Flötenstimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil sie die Hauptstimme ist, nach deren Größe die übrigen Stimmen eingerichtet werden müssen. Das Pfeifwerk dieser Hauptstimme wird nach einem ihm eignen Maßstabe (Prinzipal-Mensur) gearbeitet, und wonach die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein solches Verhältniß hat, daß das große C. von dem Kerne an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekommt. — Prinzipalbaß ist das tiefste offne

Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Ferner heißt Prinzipalstimme bei Tonstücken die Hauptstimme, oder die Konzertstimme, Solopartie. — Prinzipalblasen heißt bei Behandlung der Trompete, die mittlern Töne dieses Instruments mit schmetterndem Tone und mit Zungenschlägen vermischt vortragen.

Prior heißt in den Klöstern der nächste Obre nach dem Abte, und wo kein Abt ist, der Vorgesetzte des Klosters. Denselben Rang hat in Nonnenklöstern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior ist in den geistlichen Ritterorden der nächste nach dem Großmeister.

Prior (Matthew), ein ausgezeichneter englischer Dichter, geb. 1664, nach einigen zu London, nach Andern zu Winborne in Dorsetshire. Seine Neigung für das klassische Alterthum erwarb ihm die Liebe des Grafen Dorset, der ihm eine gelehrte Erziehung geben ließ. Zu Cambridge, wo er seit 1682 studirte, trat er in vertraute Freundschaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, mit welchem gemeinschaftlich er The Country mouse and City mouse verfaßte, eine Parodie auf Dryden's polemisches Gedicht The Hind and Panther. 1689 kam er nach London, wo er vom Grafen Dorset bei Hofe eingeführt und so nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den englischen Bevollmächtigten, welche zu dem Congresse nach Haag abgingen, als Sekretär mitgegeben ward. Mit diesem Posten erhielt er zugleich den Titel eines königl. Kammerherrn. Natürlich war es, daß er auch für seine Gedichte den Stoff meistens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeutendsten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoristische Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch die Franzosen, als König Wilhelm es ihnen wieder entrissen hatte. Seit 1697 ward er in mehrern diplomatischen Geschäften als Sekretär gebraucht. Als solcher begleitete er z. B. den englischen Gesandten, Lord Portland, nach Paris, und blieb auch bei Lord Jersey. Bald darauf ward er zum Unterstaatssekretär in Lord Jersey's Departement ernannt und nach Paris geschickt, um dem Gesandten bei den Verhandlungen wegen des Theilungsvertrags über die spanische Monarchie beizustehen. 1700 folgte er Locke als Kommissionär in dem Board of Trade und trat 1701 als Repräsentant von East-Grinstead in's Parlament. Die glänzenden Erfolge, welche der Anfang der Regierung der Königin Anna bezeichnete, begeisterten auch ihn, und er besang die Siege von Blenheim und Ramilies. Um dieselbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an dessen Schluß sich das bewunderte Gedicht Henry and Emma befindet. Er hatte einigen Antheil an dem Examiner, einer periodischen Schrift von Swift und einigen Andern, und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, dessen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories das Uebergewicht erhalten, und Marlborough entfernt hatten, trat auch Prior ganz zu ihnen über, ward 1711 mit geheimen Friedensvorschlägen nach Paris geschickt, und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er geraume Zeit in seinem Hause zu London unterhandelte. Als im Aug. 1712 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geschickt wurde, begleitete ihn

Prior. Er blieb in Frankreich als Gesandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzog von Shrewsbury, der in dieser Eigenschaft dorthin kam, weigerte sich, diesen Titel mit einem Manne von so geringer Geburt zu theilen. Prior besaß indeß das Vertrauen des französischen Hofes, und Ludwig XIV. übergab ihm ein besondres Schreiben an die Königin Anna zu Gunsten des Kurfürsten von Baiern. Nach des Herzogs Abreise 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Gesandten an, und behielt ihn bis zu der Thronbesteigung Georgs I., wo der Graf Stair sein Nachfolger wurde. Die Whigs waren jetzt die siegende Partei. Prior wurde gleich nach seiner Zurückkunft, 1715, mit einem Verhaftsbefehle vom Hause der Gemeinen bewillkommt und vor einer Commission des geheimen Raths in Rücksicht auf seinen Antheil am utrechter Frieden verhört. Walpole trug sogar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem französischen Bevollmächtigten geheime Zusammenkünfte gehalten habe. Von der 1717 erklärten Amnestie war er ausgeschlossen, und ward erst später losgesprochen. Er trat daher in den Privatstand zurück, und verwendete seine Muße auf die Vollendung seines didaktischen Gedichts, „Salomo on the vanity of the world“ betitelt, welches er nebst einigen andern auf Subscription in einem Foliobande herausgab. Seine Gedichte sind seit 1717 mehrmals herausgegeben worden. Lord Harley überließ ihm den lebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Essex. Prior wollte sein Alter auf die Abfassung der Geschichte seiner Zeit wenden, aber eine schleichende Krankheit endigte 1721 sein Leben zu Wimpole, dem Wohnsitze des Lords Orford. Er ward in der Westminsterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in seinem Testamente 500 Pfund bestimmt hatte. Prior gehörte zu den Charakteren, die ohne großen moralischen Werth sich in der Gesellschaft beliebt machen. Seine Lebensweise war unregelmäßig, und obgleich er in den feinsten und vornehmsten Gesellschaften Zutrit hatte, soll ihm doch eine gewisse Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben sein. In seinen Schriften findet sich ein Gemisch von Ernst und Unanständigkeit, welches, wo nicht Immoralität, doch Geschmacklosigkeit verräth. Als Dichter hat er gegenwärtig nur einen sehr mäßigen Ruf; dennoch wird er in der Leichtigkeit zu erzählen, kaum von einem seiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte sind im Ganzen elegant und klassisch. Als Verskünstler hat er Verdienste, aber zu den genialen Geistern kann er nicht gezählt werden.

Priori, s. a priori.

Priorität, der Vorzug oder Vorrang, den der Eine vor dem Andern hat. In den Rechten ist sie, besonders bei Konkursen, der Vorzug, den ein Gläubiger vor den Andern bei der Zahlung aus des Gemeinschuldners Vermögen hat; daher prioritätische Foderung, eine solche, welche andern vorgeht, und Prioritätsurtheil, die gerichtliche Bestimmung der Reihefolge der Gläubiger bei Konkursen.

Priscianus, aus Cäsarea, ein lateinischer Grammatiker, der wahrscheinlich im 6. Jahrh. nach Chr. zu Konstantinopel lebte, und von welchem wir eine ausführliche lateinische Grammatik in 18 Büchern und mehrere grammatikalische Aufsätze besitzen.

Prisen-Gericht. Ist ein Gericht, das in jedem Seehandel

treibenden und eine Kriegs-Marine habenden Staate über alle Fälle entscheidet, welche sich auf das Aufbringen feindlicher oder verdächtiger Schiffe, auf das gesammte Kaperwesen ꝛc. beziehen.

Prisma, Eckſäule, heißt in der Geometrie ein oblonger Körper, der von mehrern Flächen eingeschlossen ist, und dessen Grundflächen gleich und parallel sind. Von der Anzahl der Seiten der Grundflächen bekommt das Prisma die besondre Benennung: drei-, vier- und fünfeckig ꝛc. In der Optik sind die dreieckigen Prismata berühmt, weil deren Strahlenbrechung Farben bildet. Alle eckigen Stükken Glas, also auch die Prismen, färben die durchgehenden Lichtstrahlen und zeigen alle Farben des Regenbogens (daher prismatische Farben). Dies war schon den Alten bekannt, nur wußten sie die Erscheinung nicht weiter zu erklären. Erst Grimaldi vermuthete, daß das Licht bei seinem Durchgange durch das Glas eine Brechung erleide, und daß durch diese Brechung die Farben veranlaßt würden. Endlich stellte Newton seine wichtigen Versuche an, von denen, so wie von Göthe's Versuchen, unter dem Artikel Farbenlehre gesprochen worden.

Privatbanken sind Bankanstalten, welche von Staatsbürgern aus ihren eignen Mitteln errichtet worden, gewöhnlich Disconto-, Leih-, bisweilen auch Zettelbanken. Ob die Anstalt durch das Kapital eines einzigen Staatsbürgers gebildet, oder von Mehrern zu Einem Zweck zusammengebracht ist; ob dieselbe von der Staatsregierung privilegirt (oktroyirt) ist; ob sie ein Monopol besitzt oder nicht, ändert ihren Charakter als Privatbank durchaus nicht. K.M.

Privatbühnen. Die Neigung zu theatralischer Unterhaltung ist, wie die Geschichte lehrt, von jeher unter allen gebildeten Völkern verbreitet und wirksam gewesen. Noch jetzt finden wir sie herrschend, überall, wo echt menschliche Bildung vorgeschritten ist, und sich von den rohen Sinnengenüssen zu den feinern geistigen erhoben hat. Der Grund davon liegt klar am Tage. Der Mensch ist für den Menschen sowol der höchste Gegenstand der Forschung und des Studiums, als des Genusses. Mit Andern, oder sich in Andern zu empfinden, das eigne Leben sich in dem fremden spiegeln zu sehen, und sein eignes Schicksal in den Schicksalen der Menschheit wieder zu finden, ist ein Reiz, dem sich deshalb kaum widerstehen läßt, weil er sich auf das Gefühl gründet, daß wir eben so ein Theil der Menschheit überhaupt, als individuelle Erscheinungen derselben sind. Man sieht, daß hier unter theatralischen Genüssen nur diejenigen verstanden werden, wo sich die Menschheit uns darstellt, wo wir, sei es im Scherz oder Ernst, Theilnehmer fremder Leiden und Freuden, fremder Handlungen und Gesinnungen werden, daß wir daher diejenigen Vergnügungen ausschließen, welche, wenn auch auf der Bühne, doch nicht durch ihre eigenthümlichen Mittel geboten werden, und mehr Genüsse der Schaulust heißen sollten, als theatralische Unterhaltungen. Die Privatbühne kann ihrer Natur und Bestimmung nach nur die wahre theatralische Unterhaltung bezwecken; alles was man Spektakel (Schaugenuß) nennen muß, bleibt von ihr ausgeschlossen; denn es ist den Mitgliedern, die sich zu einer solchen Bühne vereinigen, nicht darum zu thun, den Beifall der Menge, oder gar Geld zu gewinnen, sondern ihr Zweck ist Genuß durch die Aufführung dramatischer Werke, Genuß an dieser Aufführung selbst durch den Beifall eines verhältnißmäßig kleinen geselligen Kreises. Dieser Genuß ist an sich ein sehr edler, daher Privatbühnen auch an sich sehr lobenswerthe Einrichtungen

zur Beförderung des geselligen Vergnügens genannt werden müssen. Er gründet sich auf das Selbstbewußtsein schöpferischer Fähigkeiten, wodurch es möglich wird, Bildungen außer sich aufzustellen, die des Beifalls Gebildeter würdig sind. Er ist also nicht eigennützig, sondern mittheilend, nicht das Herz beengend, sondern erweiternd. Jene Fähigkeiten aber sind Phantasie, Verstand und Gemüth, welche in harmonischem Bunde wirkend, das erzeugen, was man Kunstwerke im Allgemeinen zu nennen befugt ist, d. h. nicht Meisterwerke des bildenden Genius, sondern Werke, die durch ihre Gestaltung, durch Inhalt und Form die Menschheit in ihrer Gesammtheit ansprechen sollen. Der Genuß, den die Mitglieder einer Privatbühne suchen, ist daher nicht möglich ohne vielseitige Bildung, oder doch ohne ein reges Streben danach, denn sie müssen nicht nur die Dichtung, die sie versinnlichen wollen, verstehen und in sich aufnehmen, sondern dem Dichter gleichsam in seine geheime Werkstatt folgen, um seine Schöpfung zum zweiten Male schaffen zu können. Da man auf Privatbühnen, des Raumes und andrer Verhältnisse wegen, größtentheils nur auf solche Stücke beschränkt ist, in denen sich wenig oder nichts befindet, was auf bloße Schaulust berechnet ist, so wird es um so mehr Pflicht der Darsteller, den Geist der Dichtungen hervortreten zu lassen, das eigentlich dichterische Leben zu versinnlichen, und ihren Triumph in der Entfaltung des innern Menschen zu suchen. Dadurch werden ihre Leistungen aber auch schwieriger als die auf öffentlichen Bühnen, wo der Schauspieler durch den Reiz szenischen Reichthums und Glanzes unterstützt wird, und die Täuschung des Zuschauers, selbst bei unvollkommnem Spiel, einigermaßen gerettet werden kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man gut eingerichtete Privatbühnen als die besten Schulen für den empfehlen, der sich Beruf zum Darsteller auf den öffentlichen zutraut. Auf diesen wird er lange nicht so kräftige Anregungen finden, in den Geist seiner Rolle einzudringen, als auf jenen, indem die Menge, welche das Schauspielhaus füllt, sich weit leichter durch den Schein blenden läßt, als der kleine Kreis gebildeter und ausgewählter Zuschauer, die sich in einem Privathause versammeln. Da es uns bei unsern Staatsverfassungen, bei der Einrichtung unsers ganzen bürgerlichen Lebens zu sehr an Gelegenheiten und Veranlassungen fehlt, den mündlichen und persönlichen Vortrag von Gedanken und Gemüthsstimmungen zu üben und zu vervollkommnen, so können Privatbühnen auch in dieser Hinsicht viel leisten. Der Darsteller muß hier nicht nur sinngemäß, sondern auch ausdrucksvoll und nachdrücklich sprechen, und seine Rede mit den passendsten, ja mit schönen Gebärden begleiten lernen. Er erhält Vertrauen zu sich selbst, eine gewisse Furchtlosigkeit, unentbehrlich für den, der in gewissen Augenblicken durch seine Geistesäußerung in Worten auf eine Mehrheit von Menschen wirken soll oder will. Daß die Privatbühnen übrigens nicht ein für alle Stände und Menschenklassen gleich zweckmäßiges und empfehlenswerthes Unterhaltungsmittel sein können, ergibt sich schon aus dem Wesen derselben, denn die Theilnahme daran setzt eine frühere Richtung des Geistes zu höherer Bildung, eine gewisse Verfeinerung des Gefühls voraus, die in der Regel den niedern Ständen nicht eigen sein und sein können. Die Privatbühnen arten daher unter diesen nur zu leicht in Lustorte aus, wo besonders eine nicht eben erlaubte und feine Annäherung beider Geschlechter bezweckt wird, und durch die meistens allein hier darstellbaren Possen der menschlichen Bildung mehr Eintrag als Vortheil erwächst. Wir kön-

nen es daher nicht tadeln, wenn an manchen Orten selbst die Polizei solche Privatbühnen nicht dulden zu dürfen glaubt, und sie geradezu aufhebt. Indem wir dieses bemerken, müssen wir auch auf den Vorwurf Rücksicht nehmen, der den Privatbühnen auch unter den höhern Ständen gemacht wird, daß sie nämlich der Moralität so leicht gefährlich werden können, weil sie so Manches gestatten müssen, was außerdem der feinern Sitte entgegen ist. Dieser Vorwurf läßt sich indessen leicht dadurch entkräften, daß man einer Privatbühne nur dann seinen Beifall geben kann, wenn sie aus Personen besteht, die die tiefste Achtung gegen Sittlichkeit, Anstand und Tugend hegen, die sich's zum Gesetze machen, den Scherz mit Ernst, und den Ernst als freies Spiel der Phantasie zu behandeln, die bei der Wahl der Stücke mit zartem, die mögliche Wirkung auf empfängliche Gemüther wohl berechnenden, Sinne verfährt, und keinem ihrer Mitglieder gestattet, über den ihm von der Dichtung angewiesnen Kreis hinaus zu gehen. Es versteht sich übrigens wol von selbst, daß jeder Vater, jeder Gatte prüfen muß, ob die Natur des Kindes, der Gattin, die Richtung ihres Geistes und Gemüthes so beschaffen sind, daß ein solches auch unschuldiges Spiel keinen gefährlichen Eindruck auf sie hervorzubringen vermag. Der mögliche Mißbrauch einer Sache hebt ja bekanntermaßen den wohlthätigen Gebrauch derselben nicht auf. Daß dergleichen immer viel Zeit und Mühe hinnehmende Vergnügungen auch nur selten vorkommen dürfen, braucht wol nicht erinnert zu werden. Wir verweisen übrigens diejenigen, welche die möglichen Vollkommenheiten einer Privatbühne genauer kennen lernen, und etwas Gründliches über das Spiel auf solchen Bühnen lesen wollen, auf A. Müllner's Abhandlung: Ueb. d. Spiel auf der Privatbühne, in dessen Almanach für Privatbühnen, Jahrg. 1817; so wie diejenigen, welche Lust haben möchten, kleine Bühnen in Ansehung des räumlichen Verhältnisses zweckmäßig einzurichten, durch die Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Kosten, mit Kupfern, in dem Müllner'schen Almanach für Privatb., Jahrg. 1818 Belehrung finden werden.

Privatrecht, s. **Rechtswissenschaft**.

Privilegium, eine Jemanden von der Regierung für alle künftige Handlungen einer gewissen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien sind: 1. realia oder personalia, je nachdem sie auf einer Sache oder einer Person haften; 2. gratiosa oder onerosa, je nachdem man sie umsonst erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3. favorabilia oder odiosa, je nachdem sie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. Privilegium canonis ist der vorzügliche Schutz, den die katholischen Geistlichen dadurch genießen, daß der, welcher Hand an sie legt, mit der Excommunication bestraft wird, welche nur der Papst wieder heben kann. Privilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung das einigen Reichsfürsten (z. B. den Kurfürsten) zustehende Vorrecht, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte, oder doch nur unter besondern Umständen, appellirt werden konnte. Es war daher illimitatum und limitatum. Privilegium electionis fori war das Recht einiger Reichsstände, als Beklagte dasjenige der beiden Reichsgerichte zu wählen, vor welchem sie Recht nehmen wollten.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonstücks oder Schauspiels, welche dazu dient, die Ausführer desselben mit dem Ganzen, und seinen einzelnen Theilen bekannt zu machen, damit sie dasselbe

vollkommen angemeſſen, übereinſtimmend und in einander greifend ausführen können. Solcher Proben werden mehrere gehalten; bei einem Schauſpiele zuerſt eine Leſeprobe, um ſich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeſchrieben ſind, dann einige vorläufige (ohne Dekorationen und ſonſtiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem größern Muſikſtücke oft zuerſt eine Quartettprobe, um die Hauptinſtrumente, welche gleichſam die Grundlage ſind, einzuüben, dann ſo viele Proben mit dem vollen Orcheſter, als nöthig ſind, um die Muſiker völlig einzuüben.

Probejahr, ſ. Noviciat.

Probiren, Probirkunſt, die Kunſt, Gold und Silber (rohes, verarbeitetes oder geprägtes) zu unterſuchen, um den Gehalt, d. h., wie viel edles Metall und wie viel Zuſatz die Maſſe enthält, zu erfahren. Dieſes geſchieht durch Schmelzung von dem Probirer, d. i. dem bei dem Berg- und Hüttenbau verpflichteten Beamten, welcher den Gehalt der Erz- und Bergarten erforſcht. Die Goldſchmiede bedienen ſich dazu der Probirnadeln, langer und ſchmaler Stückchen Gold oder Silber von verſchiedner, aber genau bekannter Miſchung ſind. Dieſe metallnen Griffel ſowol, als die zu prüfende Maſſe ſtreicht man auf den Probirſtein (lapis Lydius, ein ſchwarzer, harter, feinkörniger, ſchieferartiger Stein, der Farbe und Glanz des darauf geſtrichnen Metalles annimt), und vergleicht dieſe Striche. Für das Gold hat man 24 Nadeln, nach den 24 Karaten der Feinheit des Goldes; und da der Zuſatz weiß oder roth, d. h. Silber oder Kupfer ſein kann, ſo werden ſie auch darnach verſchieden eingerichtet. Für das Silber hat man 16 Nadeln, nach den 16 Lothen der Feinheit des Silbers.

Pro Cent, ſ. Zins.

Proceſſion, öffentlicher Reihengang; beſonders ein feſtlich geordneter Aufzug mehrerer Perſonen in der römiſch-katholiſchen Kirche, ein feierlicher Gang der Geiſtlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen, oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöſer Gegenſtände und Abſingung von Hymnen, Pſalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergleichen Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden ſie nach einem entfernten heiligen Orte, wo ſich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, ſo heißen ſie Wallfahrten oder Betfahrten, dergleichen ſonſt auch häufig nach Jeruſalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heiligen Grabe zu erflehen. Proceſſionen, ein Theil des ſymboliſirten Naturkultus, waren ſchon bei den älteſten heidniſchen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um beſäete Felder herum, und beſprengte ſie mit geweihtem Waſſer, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und ſie vor Schaden zu bewahren. Die Feſte, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und andrer Gottheiten anſtellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man die Bilder derſelben gewöhnlich vortrug. Noch jetzt ſind Proceſſionen bei den meiſten heidniſchen Völkern üblich. Seit der Zeit des heiligen Ambroſius, der im 4. Jahrh. Biſchof zu Mailand war, kamen auch in der chriſtlichen Kirche Proceſſionen auf. Eine unverbürgte Erzählung ſchreibt ihre Einführung dem Biſchofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entſtand nämlich in der Oſternacht, als er eben

Gottesdienst hielt, eine Feuersbrunst; das Volk eilte, um derselben Einhalt zu thun, aus der Kirche; er aber blieb allein zurück, bat Gott, vor dem Altare knieend, um Abwendung der Gefahr, und that das Gelübde, öffentliche Processionen anzustellen, wenn sein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald gelöscht, und der fromme Bischof bestimmte, mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft, drei Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi zu dieser Feierlichkeit. Andre Ortschaften folgten seinem Beispiele; so wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen katholischen Kirche eingeführt, und später durch Gesetze bestätigt. Bei den Protestanten haben die Wallfahrten und religiösen Auf- und Umzüge schon seit der Reformation aufgehört; aber auch bei den Katholiken hat, durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe in unsern Tagen der Eifer, fremde heilige Oerter zu besuchen, um daselbst den Himmel zu versöhnen, ziemlich nachgelassen; man sieht ein, daß der letztre Zweck besser zu Hause, durch gute Werke und eine verständige Andacht erreicht werden kann; auch ist die Gewohnheit, Processionen an seinem Wohnorte zu halten, sehr in Abnahme gekommen. Mr.

Procida, s. d. Art. Neapel, Stadt und Umgebung.

Proconsul und Proprätor. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen des römischen Reichs von Prätoren (s. d.), in der Folge aber von Prokonsuln und Proprätoren nebst ihren Gehülfen, den Quästoren und Legaten (s. d.), besorgt. Den Namen Prokonsul und Proprätor bekam ein Konsul und Prätor, wenn er nach Verlauf seiner Amtszeit sich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das römische Reich einen ansehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Gesetz des C. Sempronius Gracchus festgesetzt, daß in den konsularischen und prätorischen Comitien der Senat zwei Provincias consulares und sechs praetorias bestimmen sollte, über welche die erwählten Konsuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritte ihres Amtes loosen oder sich vergleichen mußten. Seitdem waren die Konsuln und Prätoren nach der festgesetzten Ordnung auch die Statthalter der Provinzen. Die Geschäfte des Statthalters in der Provinz betrafen die Gerichtspflege, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und den Oberbefehl der Truppen, welche sich etwa daselbst befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf ein Jahr beschränkt, bisweilen wurde sie auf zwei, selten auf drei und mehrere Jahre ausgedehnt. Nach seiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen 30 Tagen über seine Verwaltung und über den Zustand der Provinz Bericht zu erstatten. Hatte er sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, so konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld oder Geschenke erpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreuet, oder Criminis majestatis, wenn er das Heer mißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weise bedrückt und gemißhandelt (vergl. Provinz).

Procopius aus Cäsarea, s. Byzantinische Schriftsteller.

Procopius, s. Hussiten.

Procurator, überhaupt jeder Geschäftsverweser oder Bevollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten diesen Namen den Aufsehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inselnbesitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kai-

sers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen, oder in solchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römische Recht ließ nur in drei Fällen Prokuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andre vertheidigen zu können, lästig fand, wurden procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeltlich, später gegen eine Belohnung, betrieben. Als das steife Formularwesen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Personen (cognitores juris), die Prozesse Andrer unter der merkwürdigen Einschränkung zu führen, daß sie Eigenthümer derselben wurden, d. h. sie in ihrem eignen Namen führten, und unterschied sie von den Prokuratoren, welche die Privatangelegenheiten abwesender Personen ohne deren Auftrag besorgten. Jetzt versteht man unter Prokurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er sich derselben aus irgend einer Ursache nicht selbst unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtssache vorstellt, und sie in dessen Namen leitet, so ist er verbunden, beim ersten Termine durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche sein muß — welches man die Legitimation zum Prozesse nennt — zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sei, oder in Ermangelung derselben Bürgschaft zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheil den dadurch entstehenden Schaden ersetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Prokurator in Einer Person vereinigt sein können; so ist doch dieses in der Regel nicht erfoderlich, da Jeder, welcher die Geschicklichkeit zur Verwaltung fremder Geschäfte besitzt, und nach den Gesetzen dazu befugt ist, das Aeußere eines Prozesses besorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Prozeßschriften unterschreibt, und für die Uebergabe derselben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig ist, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung eines Bescheides anhört, Geld in Empfang nimt u. dergl. Der Prokurator, welcher ohne besondre Erlaubniß keinen Andern an seiner Stelle setzen darf, ist verpflichtet, die Angelegenheit seines Vollmachtgebers mit gewissenhafter Treue zu besorgen, die Grenzen seines Auftrages nicht zu überschreiten, und ist er durch eine allgemeine Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäfte bestellt, nur solche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Letztern gereichen, und von welchen zu vermuthen ist, daß sie dieser selbst unternommen haben würde. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen, und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nöthig waren, zurückfodern; auch gibt ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe. Haben mehrere Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie, alle für einen und einer für alle (solidarisch), in Rücksicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anders bestimmt worden ist. Den von einer Gemeine bestellten Prokurator nennt man Syndicus (s. d. Art.), er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derselben entstehenden Streithändel ernannt worden sein, oder

nicht. In Klöstern heißt der Konventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten des Klosters zu besorgen hat, der Pater Prokurator oder Klosterschaffner. Durch einen Prokurator oder Stellvertreter vermählen sich fürstliche Personen, wenn der Bräutigam einem Andern den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht, und die nämliche Gültigkeit hat, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. Generalprokurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Interesse des Königs betrafen, entweder selbst vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvokaten besorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprokuratoren. Prokurator von San Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Prokuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprokuratoren, welche diese Würde mit den größten Summen bezahlten, da sie von dem venetianischen Adel wegen des damit verbundnen Ranges sehr gesucht wurde. Mr.

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel einer solchen Schrift, durch welche der Verfasser einen vorläufigen Begriff von dem geben will, was er in einem spätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Produktion, Produktive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökonomie). Die Frage, welche Arbeit des Menschen produktiv (schaffend) sei und welche nicht, hat lange Zeit hindurch die Staatsgelehrten beschäftigt, und ist von ihnen, je nachdem sie dem einen oder andern staatswirthschaftlichen Systeme ergeben waren, höchst verschieden beantwortet worden. Die Anhänger des Merkantilsystems (s. d. Art.) halten nur diejenige Arbeit für schaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt, die Physiokraten (s. d. Art.) nur solche, welche auf Erzeugnisse des Bodens gerichtet wird, die Jünger Adam Smith's nur solche, welche Dinge von Tauschwerth in's Dasein ruft. Näher beleuchtet erscheinen alle diese Erklärungen unbefriedigend. Produciren im weitern Sinne heißt etwas Neues zur Erscheinung bringen, im engern Sinn aber, eine Sache von Werth, ein Gut, gleichviel ob geistiges oder sinnliches, ob von Tausch- oder Gebrauchswerth, hervorbringen. Die Urstoffe zu allen Dingen, welche Güter sein können, beut zwar ausschließlich die Natur dar, aber diese Urstoffe in wirkliche Güter zu verwandeln, kommt derselben nicht ausschließlich zu, sondern neben ihr zugleich der Willkür des Menschen. Ist von geistiger Produktion des Letztern die Rede, so wird darunter die Benutzung der von der Natur geschaffnen geistigen Stoffe zu Hervorbringung geistiger Dinge verstanden. So ist jede Entdeckung, welche der Mensch im Reiche der Wissenschaften macht, eine geistige Produktion seiner schaffenden Kraft, aber den Stoff dieses Erzeugnisses bilden die Geistes-Talente, wodurch erst die Entdeckung möglich geworden und diese Talente sind nichts Anders als Gaben der Natur. Was hingegen die sinnliche Produktion des Menschen betrifft, so kann dieselbe auf dreifache Weise sich äußern, nämlich: 1) indem sie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten sinnlichen Stoffe und Dinge verwandelt wird, dann heißt sie Urproduktion (s. d. Art.); 2) indem sie auf Veränderung der

äußern Form der von der Natur geschaffnen und durch die Urproduktion gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt sie industrielle Produktion (s. d. Art.); 3) indem sie eine Ortsveränderung der von der Natur geschaffnen Dinge sowol in ihrem rohen, als durch menschliche Arbeit veränderten Zustande zum Behuf des Verkehrs beabsichtigt, in letzterm Falle heißt sie kommerzielle Produktion. Es kann aber in dieser Hinsicht durchaus keinen Unterschied machen, ob das geistige oder sinnliche Gut, das man der Produktion verdankt, mittelbar oder unmittelbar aus derselben hervorgegangen; daher wäre es fehlerhaft, wenn man, den Grundsätzen mancher staatswirthschaftlichen Systeme zufolge, ganze Klassen höchstnützlicher Staatsbürger, wie z. B. die der Gelehrten, Militärpersonen, Dienstboten ꝛc., bloß weil sie nicht unmittelbar Werthe produciren, unbedingt aus der Reihe der Producenten wegstreichen wollte.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewisse Mysterien oder Geheimnisse. Daher Profangeschichte, die weltliche Geschichte, im Gegensatz der Kirchengeschichte; Profanautoren, Profanskribenten, die griechischen und römischen Schriftsteller, im Gegensatz der biblischen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandnen Noviciatjahren ablegt. (Vergl. Klostergelübde).

Profil, Seitenumriß, senkrechten Durchschnittsriß, nennt man den scharf von einer Seite betrachteten Umriß des menschlichen Angesichtes. Sehr bedeutend sind die Züge des Charakters im Profil des Gesichtes ausgesprochen. Was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorschwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuschen kann, wird im scharfen Profil von seinem Zauber entkleidet, und spricht nach dem ächten Geisteswerthe an, oder erscheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu sein; das Bestimmte trit im Profil leicht zu grell, das Zarte zu schwach hervor; nur wo die reinste Harmonie, verbunden mit Uebergewicht des Geistigen über das Sinnliche herrscht, wird das Profil schöner und anziehender sein, als die Physiognomie von vorn (en face). Für den Künstler ist es am leichtesten, in dem Profil die Aehnlichkeit zu treffen; aber mit seltner Zartheit und Uebung muß seine Hand diese Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will. Ein Zerrbild scheint dem ungeprüften Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarbreite Abweichung oft schon beim Profil sehr störend findet. Aus jener scheinbaren Leichtigkeit entstand das gewaltige Unwesen, welches vor einiger Zeit mit Schattenrissen getrieben wurde. Ein von dem Kronprinzen von Baiern dem Hofrath Blumenbach in Göttingen 1818 zugesandter Schädel eines alten Griechen, aus einem antiken Grabe in Großgriechenland herrührend, kann, in Rücksicht seiner ausgezeichnet schönen Form, als Musterbild des antiken griechischen Profil's betrachtet werden, und widerlegt die neuerlich aufgestellte Behauptung, als ob dieses Profil in den griechischen Kunstwerken überall nicht nach der Natur gebildet, sondern, wie sich de Pauw darüber ausdrückt, bloß ein, in verschiednen Schulen angenommner Zeichnungsstyl sei. (Gött. gel. Anz. 1818, St. 112.) Auch an andern Gegenständen nennt man den von einer Seite betrachteten Durchschnitt oder Umriß derselben, ihr Profil, z. B. in der Baukunst.

WL.

Progne, Prokne, s. Philomele.

Prognostikon, die Vorhersagung, Weissagung. Jemanden das Prognostikon stellen, heißt, ihm sein Schicksal vorhersagen, es geschehe nun aus vernünftigen oder abergläubischen Gründen, ernsthaft oder scherzend. Auch heißt Prognostikon eine Art Wetterglas, welches das Wetter (durch das Trübewerden der Flüssigkeit, womit es gefüllt ist, und in welcher sich ein Bodensatz befindet) angeblich 24 bis 36 Stunden vorher anzeigen soll.

Programm heißt auf Universitäten und Gymnasien eine öffentlich angeschlagne oder ausgetheilte Ankündigungs- oder Einladungsschrift zu irgend einer feierlichen Handlung, als einer Disputation, Promotion, Habilitation, Rede, Prüfung u. s. w. Eben dies heißt auch Prolusion.

Progression, Fortschreitung, heißt in der Mathematik jede nach einem bestimmten Gesetze fortlaufende Zahlenreihe, wie z. B. 5, 8, 11, 14 ꝛc., wo jede folgende Zahl immer um gewisse ganze oder gebrochne Einheiten zu- oder abnimt, hier z. B. um 3 Einheiten wächst. Eine solche Reihe, in der jedes nächstfolgende Glied um dieselbe bestimmte Größe (Differenz) zu oder abnimt, heißt eine arithmetische. Eine andre Art sehr wichtiger Reihen sind die geometrischen (s. geometr. Reihe).

Projection. Wird eine genaue perspektivische Zeichnung irgend eines Gegenstandes verlangt, so hat man sich von dem angenommnen Standpunkte aus Gesichtslinien durch den Gegenstand zu denken, welche die zur Zeichnung bestimmte Ebene oder Tafel, die Projectionsebene, in bestimmten Punkten schneiden; und diese Punkte in der Ebene sind die Projectionen jener Punkte im Raume. (S. Perspektive.) Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimt man z. B. zur Entwerfung eines Planiglobiums der Erde das Auge im Pol und den Aequator zur Projectionsebene an, so erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und eben so werden andre Projectionen erhalten, je nachdem ein andrer Standpunkt oder eine andre Entwurfsebene angenommen wird. (Vergl. auch Mercator.)

Prokris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cephalus, s. diesen Art.

Prokrustes, der Verstümmler, ein Unhold in Attika, der zwei Bettstellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei ihm einkehrende Gast von kleiner Statur, so führte ihn der Bösewicht beim Schlafengehen zu der langen Bettstelle, und dehnte und reckte ihn, unter dem Vorwande, dem Gaste das Bette anzupassen, so lange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gast von langer Statur, so brachte er ihn zur kurzen Bettstelle, und metzelte und stümmelte so viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theseus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Prolegomena, ein griechisches Wort, welches so viel bedeutet als Einleitung, Eingang, besonders zu einer Wissenschaft, Vorerinnerung.

Proletarier hieß in Rom die letzte und ärmste Volksklasse, die dem Staate nur mit ihren Kindern (proles) zahlen konnten. Vergl. Census und Centurie.

Prolog, in der dramatischen Poesie eine Rede, welche dem Stücke selbst, d. h. der eigentlichen Handlung, vorausgeschickt wird. Sie kann in Versen oder in Prosa abgefaßt sein, und wird bald von

einer, bald von mehrern Personen gesprochen. Bei den Alten nannte man den Schauspieler selbst, welcher diese Rede sprach, den Prolog (Prologos); er wurde gewöhnlich wie eine Person des Stücks betrachtet. So erscheint in des Plautus Amphitryon Merkur als Prolog. Der Prolog kann aber, nach unsrer Ansicht einen dreifachen Gegenstand haben. Entweder 1. kann er die Fabel des Stücks selbst betreffen, und bestimmt sein, dem Zuschauer dieselbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimt. Hier ist er im eigentlichen Sinne Einleitung; er soll den Zuschauer auf die Handlung vorbereiten, so daß dieser den Faden derselben leichter zu verfolgen, und die historischen oder mythischen Beziehungen des Stücks zu verstehen vermag. Ob der dramatische Dichter diesen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, ist eine andre Frage, die nur nach den besondern Fällen entschieden werden kann. Euripides bediente sich dieser Art des Prologs, worüber sich A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur also äußert: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umstieß: so wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach seiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt." Lessing hat in der Dramaturgie die seltsame Meinung geäußert, daß dies von Fortschritten in der dramatischen Kunst zeuge, indem Euripides sich bloß auf die Wirkung der Situationen selbst verlassen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. „Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht absehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatisches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden soll. Der Einwurf, auf diese Art werde das Stück nur das erste Mal gefallen, weil man nach der Bekanntschaft mit dem Ganzen den Ausgang schon vorher wisse, läßt sich wol abweisen; ist die Darstellung nur recht kräftig, so wird sie in jedem Augenblicke den Zuschauer so festhalten, daß er unterdessen das schon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdies machen die Prologe die Anfänge der euripideischen Stücke sehr einförmig; es hat ein großes Ansehn von Kunstlosigkeit, daß Einer herauskommt und sagt: ich bin der und der, dies und das ist bis jetzt vorgefallen, und Folgendes wird noch geschehen. Man möchte diese Weise mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche sich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entschuldigen lassen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinstimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall ist, wo die Personen im neuesten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen sowol als bei der Auflösung ist Euripides sehr freigebig mit unbedeutenden Erscheinungen von Göttern, die sich nur durch das Schweben in der Maschine über die Menschen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten." Was hier über des Euripides Prologe gesagt worden ist, trifft auch viele neuere Prologe dieser Klasse. Einer alterthümlichen Darstellungsweise aber, oder der komischen Parodie kann dieselbe sehr vortheilhaft angeeignet werden. Im erstern Falle erzählt der Prologus das, was im Stücke nicht dargestellt werden kann oder soll, in dem schlichten, einfältigen Tone einer ältern Zeit, welche durch das ganze Stück als Grundton hindurchklingen muß; auch machen Prologe dieser Art manche lange und lästige Expositionen, welche oft die Handlung hemmen und erst langsam in den Gang kommen lassen, entbehrlich. Im letztern Falle wird jene Kunstlosigkeit witzig

und sinnreich persiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorspiele oder Szenen, welche ein kleines Ganze für sich ausmachen, das aber wenigstens geschichtlich in ein größeres Ganze einleiten soll, ebenfalls, aber ganz gegen den Sinn des Wortes, Prolog genannt, z. B. Moses Errettung, Vorspiel zu Klingemann's Moses ꝛc. 2. Kann der Prolog die Verhältnisse des Dichters oder Schauspielers zum Publikum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauspieler früherhin eins waren, war auch Beides verbunden. Man bat in einem solchen Prologe um Nachsicht in der Beurtheilung des Stücks oder seiner Darstellung, man empfahl sich dem Beifalle der Zuhörer, man machte sie mit den äußern Verhältnissen des Stücks, und seinen Schicksalen bekannt, man vertheidigte sich gegen Angriffe der Kritik. Dieser Art sind viele Prologe des Plautus und Terenz und einige englische. Aus den neuern Zeiten gehören die, besonders bei den wandernden Bühnen in Deutschland üblichen Prologe hieher, in welchen eine Schauspielergesellschaft, welche zuerst an einem Orte auftrit, oder wieder an denselselben zurückkehrt, um Aufmerksamkeit, Beifall oder Nachsicht bittet. Göthe's „Was wir bringen" gehört hieher. Diese Art des Prologs ist am meisten von dem Stücke selbst getrennt, erst nach dessen Endigung fängt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem aufgezogen, da bei der ersten Art, wenigstens bei den Alten, das Stück selbst mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs kann z. besondre außerordentliche Veranlassungen, ausgezeichnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betreffen, bei welchen auch die Kunst nicht schweigen darf, — z. B. Todtenfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern ꝛc. — jedoch können auch diese zu selbstständigen Dramen Veranlassung sein. Die Prologe dieser Art haben vermöge ihres Gegenstandes mehr oder weniger lyrisches Pathos, und können sich leicht dadurch über die gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte erheben, daß sie sich dem aufzuführenden Stücke, welches freilich zu dem gefeierten Gegenstande passen muß, näher anschließen. Hier kann der Prologus oft in einer Rolle des Stücks auftreten, und die Gestalt der Allegorie annehmen. Auch kann der Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, gesungen werden.

Prolusion, s. Programm. T.

Prometheus, aus dem Titanengeschlechte, ein Sohn des Japetus und der Klymene, einer Tochter des Okeanos, und Vater des Deukalion; Aeschylus gibt ihm die Themis, Apollodor die Asia zur Mutter. Reich an Entwürfen und gewandt, strebte er Zeus, dem Stifter des neuen Göttergeschlechts entgegen, dem er früher beigestanden. Als nämlich einige der Titanen den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus zum Herrscher zu erheben trachteten, gab Prometheus den heilsamen Rath, mit List zu Werke zu gehn, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt, daß hier nicht Stärke, sondern nur List siegen werde. Da sie aber seinen Rath verachteten, trat Prometheus auf die Seite des Zeus, der durch seine Anschläge siegte. Prometheus rühmte sich daher mit Recht, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben; denn Zeus bestieg durch seine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete das Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur der armen Sterblichen achtete Zeus nicht, sondern beschloß, sie zu vertilgen und ein neues Geschlecht hervorgehen zu lassen. Daran hinderte ihn Prometheus, indem er das vom Zeus verborgne Feuer den Menschen heimlich mittheilte und sie die Künste lehrte, welche sie verstehen. Diesen Frevel zu strafen,

sandte Jupiter den Menschen die Pandora, welche alles Unheil über sie brachte. (S. Pandora.) Den Prometheus selbst aber ließ er von Hephästos an einen Felsen des Kaukasus, am östlichen Ende des altgriechischen Erdkreises, festschmieden und von einem Adler oder Geier seine Leber zerfleischen, die jede Nacht wachsend sich erneuerte. Prometheus aber, wohl kundig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Herkules, s. d. Art.) entsprießen werde, der, obschon erst nach überstandnen unzähligen Leiden, seine Fesseln lösen werde, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, diesem selbst noch unbekanntes Schicksal. Wenn dessen unüberwindlicher Gegner, von ihm selbst und Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat Prometheus seiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird sich versöhnen müssen, weil nur durch Prometheus Rath sein Fall kann abgewendet werden. Offenbar sind dies doppelte Sagen, die aber schon beim Aeschylus vereinigt erscheinen. Die Ursache, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beschlossen hatte, erzählt Hesiodus folgendermaßen. Einst suchten sich die Götter mit den Menschen zu Mekone zu vergleichen, d. h. sie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen und welche Pflichten die Menschen gegen sie beobachten sollten. Prometheus vertrat hiebei die Menschen, damit die Götter ihnen nicht für die übernommnen Schutzämter allzu lästige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter sollten davon wählen, was sie für sich verlangten. Nach Zerstückelung desselben machte er zwei Haufen; auf die eine Seite legte er das Fleisch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andre die Knochen, künstlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug wohl durchschaute, griff, im Namen der Götter wählend, nach dem Fette, worunter er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, setzt Hesiod hinzu, besteht die Sitte, den Göttern fleischlose Gebeine zu opfern. In dem lucianischen Dialog Prometheus wird, außer dieser Fleischvertheilung und dem Feuerraube, Prometheus beschuldigt, die Menschen geschaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er sie aus Wasser und Leimen, und theilte ihnen das Feuer mit, indem er dürres Holz an der Sonne anzündete. Plato erzählt, die Götter hätten die sterblichen Geschlechter aus Erde und Feuer gemischt, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden sollen, dem Prometheus, und seinem Bruder (dem Gemahle der Pandora) Epimetheus überlassen. Epimetheus hatte die besten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verschwendet, und Prometheus, um die Menschen nicht ganz hülflos zu lassen, entwendete für sie dem Hephästos und der Athene die Künste des Feuers. Andre, sowol Dichter als Philosophen, haben diesen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zwecke und Bedarf.

Pronomen, Fürwort, also ein Wort, daß an der Stelle eines andern, und zwar an der Stelle eines Substantivs steht, in der Grammatik ein eigner s. g. Redetheil. Nach den Verhältnissen und der Art und Weise, wie dies geschieht, unterscheidet man verschiedne Arten der Fürwörter. Persönlich ist ein Fürwort (pronomen personale), wenn es statt einer Person steht, oder eine Person bezeichnet: Ich, Du, Er; hindeutend (demonstrativum), wenn es auf einen vorliegenden Gegenstand hinweiset, Jener, jene, jenes, Dieser, diese, dieses; zurückweisend (relativum), wenn der Gegenstand, worauf es sich bezieht, eben vorhergeht, welcher, welche, welches; fra-

Digitized by Google

gend (interrogativum), wenn der Gegenstand noch unbekannt ist, und zwar entweder direkt fragend, wer, was; oder indirekt fragend, welcher, welche, welches, wer, was; endlich den Besitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, sein.

Pronuba, s. Juno.

Prony (Gaspard Clair Franz Marie Riche de), ist einer der bedeutendsten Geometer und Mechaniker in Frankreich, dessen Verdienste durch die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, den Orden der Ehrenlegion hinreichend anerkannt sind, während er als Professor an der polytechnischen Schule und erster Ingenieur beim Brücken- und Straßenbau sich deren täglich neue erwirbt und als Schriftsteller in seinem Fache die größte Thätigkeit zeigte. Die Zahl der von ihm seit 1787 herausgegebnen mathematischen Werke, welche fast allen klassischen Werth haben, ist sehr bedeutend. Auch aus dem Englischen übersetzte er mehreres in die französische Sprache. — Sein Bruder, C. G. A. Riche de Prony, begleitete die Expedition, welche das Geschick des berühmten Seefahrers la Peyrouse erforschen sollte, als Naturforscher, und starb 1797 an den dabei ausgestandnen Beschwerden.

Propädeutik, eine Vorübung, Vorbereitung; Propädeutisch daher alles dasjenige, was zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft vorbereitet. Eine propädeutische Wissenschaft oder Propädeutik heißt daher eine Vorbereitungswissenschaft, eine solche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntnisse zum Verstehen und Betreiben einer Kunst oder Wissenschaft enthält, oder ihren Inhalt und Umfang, so wie die Methode, wie dieselbe am zweckmäßigsten erlernt werden soll, angibt, ja auch diejenige, welche das Verstehen einer andern nur erleichtert. Es gehören daher in die Klasse der propädeutischen Wissenschaften nicht bloß die besondern Einleitungen, welche jeder umfassenden Wissenschaft vorhergehen können, sondern auch die sogenannten Hülfswissenschaften (Logik, Sprachwissenschaft u. A.) und die Encyklopädien der Wissenschaften, welche, durch den Ueberblick eines ganzen wissenschaftlichen Gebiets, die Einsicht in das Verhältniß jedes einzelnen Theils zum Ganzen erleichtern und befördern. Vorzugsweise nennt man aber Propädeutik einer Wissenschaft oder Kunst diejenige Lehre, welche die nothwendigsten Vorbegriffe, und besondre Regeln für das Studium derselben aufstellt, die durch Anwendung der allgemeinen Gesetze der Wissenschaft oder Kunst auf den Inhalt und Charakter einer besondern Klasse der Wissenschaften oder Künste, oder auf eine besondre Disciplin, entstehen, und die Ordnung und Methode betreffen, wie man dies zweckmäßig einrichten muß. So nennt Schulze Vorbereitungswissenschaften auf die Philosophie diejenigen, welche den philosophirenden Geist mit den Bedingungen bekannt machen, unter welchen erst das Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen ist, und rechnet Logik (s. d. Art.) und Erfahrungsseelenlehre zu derselben, welchen auch noch die philosophische Encyklopädie hinzugesetzt werden kann. Philosophische Propädeutik vorzugsweise wird diejenige philosophische Einleitungswissenschaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphilosophie, Andre insbesondre Dialektik, Andre noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben soll, die philosophische Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Grundsätzen, und das Wesen der Philosophie, als Wissenschaft insbesondre, sowol im Ganzen, als nach ihren Bestandtheilen und deren Verhältniß zu ein-

ander, zu unterſuchen, welche Prüfung jedoch ohne philoſophiſchen Standpunkt und ohne Berührung der philoſophiſchen Grundwahrheiten kaum zu denken iſt, und ſomit nicht allein die Form der Wiſſenſchaft betrifft, ſondern in eine Kritik der philoſophiſchen Erkenntniß ſelbſt übergeht, welche ſich gewöhnlich dem philoſophiſchen Syſtem entgegenſtellt, oder deſſen Stelle einzunehmen ſtrebt. Indeſſen kann ſie, mit philoſophiſchem Geiſte bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philoſophie werden. Mit faſt größerm Rechte nennt man jedoch die mit der philoſophiſchen Encyklopädie verbundne Methodologie, philoſophiſche Propädeutik. So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geſchichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin ꝛc., und zu wünſchen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwiſſenſchaft, zu welcher die Univerſitäten und hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutiſchen Wiſſenſchaften vor allen beachtet würden, weil Wiſſenſchaften nicht das Werk augenblicklicher Auffaſſung ſind, ſondern vor allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztre nur ein ſeichtes, oberflächliches Wiſſen erlangt wird, dem die völlige Unwiſſenheit eines Gegenſtandes oft noch vorzuziehen iſt. Was endlich die Kunſt anlangt, ſo erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum ſo viele einſeitig gebildete Menſchen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künſte bloß auf's Thun an, ſich der Erlernung theoretiſcher Vorkenntniſſe in den Weg ſtellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen diejenigen Anſtalten, durch welche die chriſtliche Religion unter heidniſchen, oder überhaupt nicht chriſtlichen Völkern verbreitet wird. Insbeſondre heißen ſo die im 17. Jahrh. entſtandnen Anſtalten zur Verbreitung des Chriſtenthums, und namentlich diejenige Anſtalt, durch welche der päpſtliche Stuhl die Ausbreitung ſeiner Herrſchaft und des katholiſchen Glaubens unter Nichtchriſten und Nichtkatholiken bezweckte und leitete nämlich die von Gregor XV. 1622 geſtiftete Congregatio de propaganda fide, (Verſammlung zur Ausbreitung des Glaubens), ein aus 18 Kardinälen und einigen päpſtlichen Miniſtern und Beamten beſtehendes Kollegium, welches den Zweck hatte, Alles, was auf die Verbreitung des katholiſchen Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 damit verbundne Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitungsanſtalt für Miſſionarien ſein ſollte. Jene Geſellſchaft verſammelte ſich ſonſt wöchentlich einmal in Gegenwart des Papſtes in einem beſonders dazu erbauten Palaſte. Durch ſie wurden Perſonen, welche in die katholiſche Kirche getreten waren, und nach Rom kamen, ferner vertriebne Biſchöfe und andre Geiſtliche aufgenommen, unterrichtet, unterſtützt und verpflegt. Auch hat die römiſche Propaganda eine eigne, durch ihren Reichthum an Druckſchriften berühmt gewordne Druckerei, aus welcher Breviarien und Miſſale's nach allen Gegenden hin verſendet werden. Nach dieſem Vorbilde wurden auch in proteſtantiſchen Ländern Miſſionsanſtalten zur Verbreitung der chriſtlichen Religion geſtiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1643 geſtiftete, von Carl II. 1661 beſtätigte Geſellſchaft dieſer Art, deren erſter Direktor Boyle war, die aber in der Folge die Erzbiſchöfe von Canterbury zu Präſidenten, und unter Wilhelm III., wo ſie eine vollkommnere Geſtalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder (Geiſt-

Digitized by Google

liche und Laien) erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieſes Land durch gemeinſchaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Geſellſchaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar ſeit 1705. Zur Zeit der franz. Revolution nannte man vorgebliche geheime Geſellſchaften und Anſtalten Propaganden, welche den Zweck hatten, die Grundſätze der franz. Demokraten zu verbreiten. Daher heißt Propaganda endlich eine jede Bekehrungsanſtalt.

Propertius (Sextus Aurelius), aus Hispellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, der Sohn eines, wegen ſeiner Anhänglichkeit an Antonius, von Auguſtus verbannten römiſchen Ritters, einer der berühmteſten elegiſchen Dichter der Römer im Zeitalter des Auguſt. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull, aber viel rhetoriſche Kunſt und Gewandtheit, dabei nicht ſelten eine unnachahmliche Kürze, die oft das Verſtändniß ſeiner Worte erſchwert. Vorzüglich glücklich iſt er in der Schilderung heroiſcher Gegenſtände. Wir haben noch vier Bücher ſeiner Elegien, von denen die letzte des vierten Buchs für eine der vorzüglichſten, ja für die allervorzüglichſte gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird; doch iſt ſie nicht ganz frei von den Fehlern des Verfaſſers, Gezwungenheit und Geſuchtheit des Ausdrucks. Die Liebe iſt ein Gegenſtand vieler properziſchen Elegien; aber nicht die edlere, himmliſche, die man von keinem römiſchen Dichter der damaligen Zeit erwarten darf, wiewol nicht alle ſich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüſtigen Darſtellungen gefallen. Auch finden ſich, beſonders im 4ten Buche, mehrere Gedichte, die bloß im elegiſchen Sylbenmaße geſchrieben ſind, aber ihrem Inhalte nach in die Klaſſe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit, wo er Gegenſtände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und wirkt deßhalb auch weniger auf das Gefühl. Wie überhaupt, ſo ahmte er auch hier die griechiſchen Elegiker nach, namentlich den Alexandriner Kallimachus. Von ſeinem Leben weiß man nicht viel mehr, als daß er, nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen, zu Rom an Mäcen einen Beſchützer fand, dem er auch des Kaiſers Gunſt verdankte. Er ſcheint, wie ſein Buſenfreund Ovid, ohne Amt und Geſchäfte, faſt einzig dem Genuſſe der Liebe und der Poeſie größtentheils in Rom gelebt zu haben, wo er im 40. Jahre ſeines Alters (16 nach Chr.) ſtarb. Häufig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit Tibull's und Catull's Gedichten herausgegeben. Die vorzüglichſten Ausgaben ſind von Brouckhuſius (Amſt. 1702 und 1727), Vulpius (1755, 2 Bde.), und Burmann und Santen (Utrecht 1780). Die neueſte größere kritiſche Ausgabe mit Kommentar iſt von Kuinöl (Leipzig 1805) in 2 Bänden. Eine brauchbare Handausgabe lieferte Barth (Leipzig 1777). Eine deutſche Ueberſetzung erſchien von Knebel (Leipzig, bei Göſchen 1798) unter dem Titel: Properz Elegien, und lateiniſch und deutſch mit erklärenden Anmerkungen v. von Strombeck, erſter Theil, Braunſchweig 1803. Von demſelben die Elegie, Cornelia, einzeln metriſch überſetzt mit Anmerkungen, Wolfenb. 1801. 4. S.

Propheten, Seher, Weiſe, waren die Lehrer der hebräiſchen Nation, denen ſie vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der moſaiſchen Religionsverfaſſung verdankte. Schon Moſes, der größte Staatsweiſe und Naturkundige dieſes Volks, nannte ſich einen Pro-

Digitized by Google

pheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtsamkeit auf die Lehren, die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete die Prophetenschulen, Verbrüderungen, in denen die erlesensten, geistvollsten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Gesetzes und der Poesie nach Art der pythagoräischen Gesellschaft beisammenlebten, den Geist des Gesetzes erforschten und in heiligen Gesängen aussprachen. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des alten Testaments berühmten Volksredner hervor, die die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die mosaische Idee des Gottesreichs gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beschäftigten Priester aufrecht erhielten, und die Schicksale der Staaten in warnenden und trostreichen Orakelsprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einsicht und religiöse Begeisterung dieser so weit über ihr Zeitalter hervorragenden Männer, war eine Erscheinung, die sich nur durch besondre Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgesandte, von Gott begeisterte Weise auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet, und durch die Kraft der Poesie und Musik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den ältesten unter ihnen zuschrieb, sind ihre Dichtungen, deren Eigenthümlichkeit, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende der babylonischen Gefangenschaft, und nach derselben, wo nur noch einer, Maleachie, auftrat, wird ihre poetische Kraft immer schwächer und der Ton ihrer Reden düster, wie das Schicksal der Nation selbst. Vergl. den Art. Hebräische Sprache und Literatur, Jesaias, Jeremias, Habakuk ꝛc. In spätern Zeiten haben sich religiöse Schwärmer nicht selten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Besonders war das 17. Jahrh. reich an neuen Propheten und Prophetanten dieser Art, die die Kirchengeschichte unter die Schwärmer rechnet, und noch im Anfange des 18. Jahrh. erregten die Propheten aus den Sevennen (vergl. die Art. Inspirirte und Camisarden) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufsehn. Die Gegenstände ihrer Prophezeihungen waren die Erscheinung des Antichrists und das Gewebe von Träumereien, die durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gekommen waren, so wie der Welt Untergang. **E.**

Propontis hieß bei den Alten, nach dem daranstoßenden Königreiche Pontus, das zwischen dem ägeischen und schwarzen Meere befindliche, und mit ihnen durch den Hellespont und den thrazischen Bosphorus verbundne Meer; jetzt, nach der größten, in demselben belegnen Insel, Meer von Marmora genannt.

Proportion (Ebenmaß), ist die Zusammenstellung zweier gleicher Verhältnisse. Die Vergleichung zweier Größen in der Mathematik kann immer auf doppelte Weise geschehen: entweder indem bestimmt wird, um wie viel Einheiten das eine Glied größer ist, als das andre, so daß sie also nach ihrem Unterschiede (Differenz) verglichen werden; oder dadurch, daß die eine Zahl selbst zum Maß der andern genommen, und bestimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten sei, d. i. ihr Quotient. Erstre Beziehung geben arithmetische Verhältnisse, letztre werden geometrische genannt. Die Differenz in jenem, der Quotient in diesem letztern heißt der Name des Verhältnisses oder Exponent. Es besteht eine jede Proportion aus

vier Gliedern, zwei äußern und zwei innern. Eine Proportion, worin das 2. dem 3. Gliede gleich ist, heißt eine zusammenhängende oder stetige Proportion, zum Unterschiede jeder andern, die abgesondert heißt. Da in jeder Proportion arithmetischer Art die Summe der äußern Glieder gleich der Summe der innern, und bei einer geometrischen, das Produkt der äußern Glieder gleich dem Produkte der innern ist: so kann ein äußeres gefunden werden, wenn man bei einer arithmetischen, die beiden innern addirt, und das bekannte äußere davon abzieht, bei einer geometrischen, wenn man in das Product der beiden äußern Glieder mit dem ersten Gliede dividirt. Das mittlere Glied einer arithmetischen stetigen Proportion wird gefunden, wenn man die beiden äußern addirt und halbirt; ein äußeres Glied aber erhält man, wenn man das mittlere doppelt nimt, und das bekannte äußere davon abzieht. Bei einer geometrischen stetigen Proportion wird das mittlere Glied gefunden, wenn man aus dem Produkte der äußern Glieder die Quadratwurzel zieht, und ein äußeres erhält man, wenn man mit dem bekannten äußern in das Quadrat des innern dividirt. Macht man die vierte Proportionszahl wieder zur mittlern einer 2ten stetigen Proportion, und setzt man dies Verfahren fort, wie 8—11=11—14; 11—14=14—17; 14—17=17—20 u. s. w. oder 4:8=8:16; 8:16=16:32; 16:32=32:64 u. s. w., so erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 u. s. w. oder 2, 4, 8, 16, 32, 64, u. s. w. einer arithmetischen oder geometrischen Progression. Vergl. den Artikel.

Proportionalgrößen heißen in der Mathematik überhaupt Größen, die einerlei Verhältniß zu einander haben. Z. B. Proportionallinien. — Proportionalzirkel, Verhältnißzirkel, ist ein Lineal, welches in seiner Mitte durchbrochen und hier in seinen zwei Hälften um ein Gewinde, gleich einem gewöhnlichen Zirkel, beweglich ist. Auf diesem Lineal sind in Linien die merkwürdigsten arithmetischen und geometrischen Verhältnisse angegeben. So gibt es z. B. zuerst eine arithmetische Linie, die gleich einem Maßstabe in gleiche Theile getheilt ist, oder deren Theile im arithmetischen Verhältnisse zu einander stehen. Ferner eine geometrische Linie, deren Theile in geometrischer Progression wachsen. Dann Linien für die Sinus, für die Tangenten, für das Verhältniß der regulären geometrischen Körper u. s. w. Es ist von Just Byrgen erfunden.

Proprehandel, Eigenhandel, heißt, im Gegensatze von Kommissionshandel, diejenige Gattung des Verkehrs, bei welcher der Handelsmann wirklicher Eigenthümer der Waare wird, aus deren nachherigem Verkaufe sein Gewinn entstehen soll; doch versteht man nicht darunter den Handel, welchen der Hervorbringer oder Verfertiger von Natur- oder Kunsterzeugnissen mit denselben treibt, sondern man verbindet damit immer die Vorstellung, daß dem Verkaufe solcher Güter ein Kauf unter der Hoffnung eines von deren Wiederverkauf zu erwartenden Gewinns vorgegangen sei. K. M.

Propst (aus dem lateinischen Praepositus), ist ein kirchlicher Vorgesetzter, der im Range gewöhnlich nach den Dekanen steht. Die katholische Kirche nennt die Vorsteher der männlichen Geistlichkeit bei den Frauenklöstern Pröpste, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen sind, oder die Vorsteher der Kathedralstifte, auch Dompröpste. Bei den Protestanten hat dieser Titel verschiedne Bedeutungen. In Berlin, Breslau, und einigen andern Städten des nördlichen Deutschlands heißen die Pastoren an den Hauptkirchen, im Holsteinischen ei-

nige Unterbehörden der Superintendenten, Pröpste, und überhaupt ist dieser Titel, vermöge alter Stiftungen mit den obersten Predigtämtern an gewissen ausgezeichneten Kirchen verbunden, ohne daß sich jedoch für den Gebrauch desselben eine allgemeine Regel angeben ließe. Feldpropst ist der oberste Geistliche bei einem Heere, der die übrigen Feldprediger unter sich hat. E.

Propyläen hießen bei den Griechen die aus Säulengängen gebildeten Einfassungen der gewöhnlich viereckigen Plätze vor den Tempeln, auf welchen unter freiem Himmel der Opferaltar stand, Vorhallen des Tempels. Berühmt sind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Akropolis (Burg) führten und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufsicht des Mnesikles erbaut worden waren. Sie enthielten, außer dem mittlern zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude, noch zwei Nebengebäude, wovon das eine durch treffliche Malereien ausgeschmückt war, das andre einen Tempel des Siegs bildete. Nach ihrem Muster ist das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt.

Prorogation, der Aufschub, die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit, verschieden von Ajournirung, der Hinaussetzung auf einen der nächsten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn in einer Rechtssache die Gerichtsbarkeit über eine Person ausgeübt wird, welche sonst unter diesem Gerichte nicht steht.

Prosa, prosaisch. Der Begriff der Prosa bezieht sich auf den Begriff der Poesie (s. d. Art.), und kann nur in dieser Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide sind verschiedne Formen der Sprachdarstellung, deren Grund in der wesentlichen Verschiedenheit gewisser innrer Zustände liegt, welche der Mensch durch Sprache auszudrücken sucht. Hier zeigen sich nun die zwei Hauptzustände desselben, welche wir Denken und Dichten nennen, und die von der vorherrschenden Thätigkeit des Verstandes oder der Phantasie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, so stellen wir uns bestimmte Gegenstände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verstandes; wenn wir dichten, so suchen wir das innre Leben des bewegten Gemüths anschaulich auszusprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem anschaulichen Ganzen. In der Sprachdarstellung des Dichters herrscht daher der sinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anschauung vor; beim (gemeinen oder höhern) Denken aber nimt die Sprache die Allgemeinheit und Bestimmtheit der Begriffe an. Sonach ist Poesie Sprache der Anschauung, Prosa Sprache der Ueberlegung. Dort ist der Zweck, das angeschaute innre harmonische Leben des Individuums, das sich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächst der verständigen Mittheilung bestimmter Kenntnisse oder Erkenntnisse. Prosa ist daher diejenige Form der Sprachdarstellung, welche die Mittheilung bestimmter Erkenntnisse zum Gegenstande hat, und prosaisch, was mit dieser Form in Verbindung steht. Die Prosa hat sonach einen von ihrer Darstellung verschiednen, genau bestimmten und begrenzten Zweck, und die Mittheilung und Darstellung der Vorstellungen durch sie ist das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Sie spricht nämlich bestimmte Erkenntnisse und Ansichten über Gegenstände aus, entweder, um überhaupt dieselben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und so das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern, (und ist sonach die Sprache des gemeinen und Geschäftslebens, so wie die Sprache der Wissenschaften) oder sie

hat dabei den Zweck, auf Gesinnung, Entschluß und auf das Handeln, kurz auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In erstrer Hinsicht wird sie Prosa im engern Sinne, und insbesondre belehrende Prosa genannt; in letztrer Hinsicht begründet sie die oratorische Prosa Redekunst. Die Poesie unterscheidet sich daher von beiden auch dadurch, daß sie, als Sprachdarstellung betrachtet, einen absoluten und in ihr selbst liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch sich selbst gefallenden Gedankenreihe das innre Leben zur Anschauung zu bringen. Die Prosa ist durch subjektive Gesetze der Verstandeserkenntniß und der Ueberlegung oder des Nachdenkens bestimmt, und ihr höchster Charakter ist Zweckmäßigkeit; die Poesie steht unmittelbar und unter dem Gesetze der geistigen Anschauung des Darstellenden, und seiner eignen, freien Lebensentwicklung. Jene sucht etwas als wahr darzustellen, diese muß es als schön und somit als ideal für die Anschauung darstellen. Wie aber jene Zustände im Menschen nicht ganz getrennt, sondern nur durch die abwechselnd hervortretende Aeußerung des Geistes bestimmt sind, so gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenstand zu gewinnen. Zu jener vollkommnen Veranschaulichung des innern Lebens bedient sich der Dichter: 1) was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des versinnlichenden bildlichen Ausdrucks; daher haben auch Einige die Poesie sinnliche Sprache, Bildersprache, bildliche Rede genannt, — wiewol diese nicht ihr Wesen ausmacht, sondern nur dessen natürliche Folge ist: — indem es auch unpoetische Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verständig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieser entgegengesetzt charakterisirt man die Prosa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieselbe alle Bilder ausschlösse, sondern weil der Zweck derselben ihre Herrschaft nicht gestattet. 2) Was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmische und musikalische Form der Sprache anlangt, so bedient sich der Dichter zu jenem Zwecke des bestimmten, den Charakter der poetischen Gemüthsbewegung und der sie veranlassenden Gegenstände entsprechenden Rhythmus. Zwar kann der Mensch, der immer den vollkommensten und entsprechendsten Ausdruck seines Innern sucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß sich der Sprache bedient, (in der Prosa) den Sinn für angemessne Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verleugnen, ja er muß sogar unwillkürlich seinen Worten eine hörbare Bewegung geben, daher der unbestimmte oder wohllautende Rhythmus der Prosa, welchen man als Erforderniß jeder guten Prosa in den Perioden und Verhältnissen der Sätze verlangt (Numerus). Ferner hängt die innre Poesie der Gedanken nicht so sehr von der äußern Darstellung ab, daß jene nicht auch ohne die strenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geschickte Versification schon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele prosaische Verse und viele poetische Prosa); und die strenge geregelte Bewegung ist nur die Folge und gleichsam das Maß der innern poetischen Gemüthsbewegung. Allein vollkommen ausgebildet und mithin der schönen Kunst ganz entsprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußre Form, wenn sie das Schöne auch in der wohlgemessnen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir Roman nennen, so wie mehrere poe-

Digitized by Google

tische Erzählungen und Schauspiele machen, hat wol vorzüglich darin ihren Grund, daß ihr Stoff sich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anschließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die Prosa ungebundne Rede (oratio soluta) genannt, wobei also zu bemerken ist, daß so wenig als die Versification das Wesen der Poesie, so wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der prosaischen Darstellung das Wesen der Prosa ausmachen kann, aber sehr eng mit ihm verknüpft ist. Ja diese Eigenschaft der Prosa ist die erste, woran die Prosa sogar erkannt, und von der poetischen Darstellung unterschieden worden ist, wie überall auf niedern Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerst aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterschieden und benannt werden. Denn selbst der Name Prosa wird fast allgemein hergeleitet von prorsus, so daß prosa (prorsa) oratio die vorwärtsschreitende, ungebundne Rede bedeutet, entgegengesetzt der Versification, weil im Verse (von versus, rückwärts, stammend) die gewählte Bewegung regelmäßig widerkehrt, und so die Worte, nach einer bestimmten Regel der Bewegung gemessen, fortlaufen; weshalb auch Poesie gebundne Rede genannt wird, wiewol der Dichter sich nur aus freier Wahl bindet, selbst wenn er versificirt. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poesie der neuern Sprachen mit dem musikalischen Zusammenklange, welchen man den Reim nennt, daher man auch die Prosa im Gegensatze des gereimten Verses, wiewol unschicklich, ungereimte, reimlose Rede genannt hat. Aus allem diesen, und daraus, daß der poetische Gemüthszustand eine erhöhte und über das Gewöhnliche erhabne Stimmung der Seele ist, läßt sich auch begreifen, warum man die Prosa als die gewöhnliche Sprache des menschlichen Lebens ansieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und gebildet, aber hauptsächlich ungezwungen und höchst natürlich sein muß. Hiermit hängt zusammen eine andre Bedeutung jenes Ausdrucks, nämlich die materielle, in welcher man auch die Wirklichkeit, besonders die gemeine, oder das gewöhnliche Leben, die Prosa, und Darstellungen, welche in dasselbe verfallen, und das gemeine Leben gleichsam zu kopiren scheinen, oder sich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, prosaisch zu nennen pflegt. Dies ist ein vorzüglicher Tadel poetischer Darstellungen; denn die Poesie soll idealisch darstellen, der nächste und angemessenste Ausdruck dagegen für die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens ist die Prosa. Sonach kann nun aber auch die Prosa (als Form der Sprachdarstellung betrachtet) in Hinsicht ihres Gegenstandes poetisch sein; die höhere prosaische Darstellung kann einen poetischen Sinn und Geist, eine poetische, d. h. eine, sowol über die gemeine, sinnliche, als über die bloß verständige und abstrakte Denkart erhabne Lebensansicht offenbaren; aber sie darf nicht poetisch sein ihrer Form nach, d. h. die poetische und prosaische Form vermischen. In letztrer Hinsicht ist die sogenannte poetische Prosa nur eine Zwittergattung. In Prosa macht sogar der häufige Gebrauch der Bilder die Sache verdächtig, und schadet der Klarheit der Darstellung, je mehr dieselbe Bestimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundner Rede erkünstelte Feierlichkeit des Verses bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die tollgewordne Prosa nennt. Ferner ist der Unterschied des poetischen Rhythmus und des prosaischen Numerus so entschieden, daß Verse, unwillkürlich und ohne geschickte Vorbereitung unter Prosa gemischt, dieselbe eben so verunstalten, und die Aufmerksamkeit stören, als pro-

saische Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verses schwächen, wenn er auch noch so gut gebaut wäre. Ganz anders ist es mit der absichtlichen und bedeutungsvollen Abwechslung des prosaischen und versificirten Dialogs in den Schauspielen eines Shakspeare. Nach der angegebnen Verschiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poesie und Prosa zukommen, wird auch der Begriff des Prosaiker oder Prosaisten verschieden bestimmt, mit welchem Namen man sowol einen Schriftsteller belegt, der seine Gegenstände (als Gegenstände der Erkenntniß) in verstandesmäßiger und ungebundner Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundner Rede schreibt (selbst den Romandichter); zuweilen spottend auch den, welcher poetische Gegenstände unpoetisch ansieht oder darstellt, geschähe es selbst in einer gebundnen Rede. Wir sagten aber oben, die Prosa sei die gewöhnliche Sprache des Menschen. Dem scheint zu widersprechen, daß überall die Prosa sich erst später, als die Poesie entwickelt hat. So soll nach Plinius erst Pherecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechische Prosa gebildet haben (prosam primus condere instituit) vielleicht daß er jedoch nur der Erste war, der über philosophische Gegenstände in ungebundner Rede schrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geschichten, Gesetze (νομοι) und philosophische Sprüche zuerst in Versen abgefaßt. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß das Anschauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poesie, sich früher entwickelt, als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Mensch das innre Leben seines Geistes gleichsam in sinnlichen Gestalten außer sich schaut, ferner die Sprache ursprünglich den lebendigsten und frischesten Ausdruck des gesammten innern Zustandes, namentlich aber des Gefühls, enthält, und die Gegenstände lebendig bezeichnet, daher auch mehr Gesang und Rede ist; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Gesetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Ermangelung der Buchstabenschrift, eine sinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entsprechenden Rhythmus, vermittelst welcher der Stoff leichter dem Gedächtnisse eingeprägt und unverfälschter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheischte und empfahl. Somit sind also die äußern Formen oder Erfodernisse der Poesie: bildlicher Ausdruck und bestimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenschaften der Sprache in ihrer frühern Entwicklung; und erst mit der weitern Ausbildung des Verstandes durch schriftliche Bearbeitung der Wissenschaften und Anwendung der Schriftsprache auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bildet sich die Prosa aus. Findet sich nun zu jenen Formen der Poesie eine ausgezeichnete poetische Anlage (wie bei den Griechen), dann erst geht in der That die Poesie der Prosa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Prosa sei seltner als gute Poesie. Dies aber widerlegt das Beispiel der Griechen und Römer. Es könnte dies also entweder nur von einem bestimmten Volke behauptet werden, dessen poetische Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beschränkt werden, daß gute Prosa eben so selten ist, als gute Poesie, was auch nicht zu verwundern ist, da eine gute Prosa hauptsächlich vom klaren, bestimmten und zusammenhängenden Denken der Gegenstände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder selten ist, als die Energie der schaffenden Einbildungskraft. Vielleicht ist aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die prosaischen Werke verdunkeln. Daher vergleicht St. Evremont die Prosaisten treffend mit

Digitized by Google

Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Prosa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer übersetzten pedestris oratio. Die Theorie des prosaischen Styls macht den vorzüglichsten Theil der Stylistik (s. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratorischen Styls gewöhnlich trennt. Letztre wird in der Rhetorik, wie die des poetischen Styls in der Poetik, vorgetragen. Der neueste und gründlichste Bearbeiter der Rhetorik, Dr. Schott, in seiner philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8.), betrachtet auch Prosa, Poesie und Beredtsamkeit als drei verschiedne Arten oder Grundformen der Sprachdarstellung, welche sich auf die vorherrschenden Zustände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entsprechen sollen. Die erstre und die letztre verfolgen beide einen bestimmten Zweck, wenn der der erstern zuerst theoretisch, der der zweiten aber praktisch ist. Die Prosa in jedem engern Sinne, und von der Beredtsamkeit getrennt, begreift den Geschäftsstyl (wozu in gewisser Hinsicht der Briefstyl gehört), den didaktischen Styl (wozu in gewisser Hinsicht auch der dialogische gehört), den beschreibenden und erzählenden Styl (wozu der historische gehört). Mehreres über den Unterschied der Prosa, Poesie und Beredtsamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V., S. 229; Mnioch in seinen Analekten (1tes Bdchen., Görlitz 1804, 8.) und Joh. Gottfr. Herrmann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4, mitgetheilt. Ueber die Prosa der einzelnen Sprachen siehe die besondern Artikel, z. B. deutsche, italienische Sprache ꝛc.

T.

Proscenium nannte man im römischen Theater den Ort vor der Szene, wo die Tibicines sich befanden und die Rollen deklamirt wurden. Er war etwas niedriger als die Szene, und von dem Krokus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen bestreute, röthlich gefärbt. Bei uns nennt man so den vordern Theil der Bühne.

Proselyt. Dieses griechische Wort, welches ursprünglich einen Fremdling, Ankömmling bedeutet, bezeichnet in Hinsicht auf Religion denjenigen, der eine Religion verläßt, um sich zu einer andern zu bekennen; auch hat man es auf diejenigen angewendet, welche nur die Religionspartei oder irgend eine andre Partei wechseln. Schon bei den Juden hören wir von Proselyten in dieser Bedeutung, und zwar unterscheiden dieselben zwei Arten, nämlich die sogenannten Proselyten der Pforte oder des Thors, und die Proselyten der Gerechtigkeit. Erstre, welche man auch Judengenossen nennt, heißen diejenigen, welche dem Götzendienste entsagten und den einzigen wahren Gott nach den sogenannten sieben Gesetzen der Kinder Noah's verehrten, ohne sich zu der Beschneidung und den übrigen Vorschriften des mosaischen Gesetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelassen, und standen an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Israels zu wohnen, aber nur in den Vorstädten und Flecken. Unter Salamo gab es 150,000 solcher Proselyten, welche am Tempelbaue arbeiteten, und von den Kananitern abstammten (2. Chron. 11, 17, 18). Die Proselyten der Gerechtigkeit waren Personen, die von dem Heidenthume zu dem Judenthume völlig übergetreten und beschnitten waren, und sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beschneidung prüfte man erst die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beschneidung erhielten sie die Taufe,

Digitized by Google

indem man ſie an einem Feſttage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Ciſterne voll Waſſer tauchte. Dieſe Taufe, welche unter dem Namen der Proſelytentaufe bekannt iſt, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proſelyten wiederholt, welche eine heidniſche Mutter hatten. Knaben unter 12, und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proſelyten werden. Bei den Mädchen erſetzte die Taufe auch die Beſchneidung. Durch dieſelbe wurde Jeder als von neuem geboren betrachtet, ſo daß ſeine Aeltern nun nicht mehr als ſolche angeſehen, und die Sklaven dadurch frei wurden. Ueber das Alter der jüdiſchen Proſelytentaufe iſt jedoch viel geſtritten worden. Die neueſte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand iſt von Bengel (1. Stück ſeiner Unterſuchungen zur jüdiſchen und chriſtlichen Religionsgeſchichte, Tübingen 1814, auch beſonders abgedruckt) angeſtellt worden. Die Rabbinen lehren, die Proſelyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele, und eine neue weſentliche Form bekommen. Das moſaiſche Geſetz ſchloß übrigens einige Perſonen von den Vorrechten der Proſelyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewiſſe Zeit (5. B. M. 23, 15). Daß es Proſelyten der erſtern Art noch zu Jeſu Zeiten gegeben habe, ſcheint daraus zu erhellen, daß Jeſus es den Phariſäern vorwirft, daß ſie See und Land umreiſten, um einen Proſelyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor geweſen (Matth. 23). Hierdurch iſt zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöſe, ſondern überhaupt über jede Art der Proſelytenmacherei oder Bekehrungsſucht (z. B. der politiſchen, welche Anhänger einer politiſchen Meinung oder Partei, und philoſophiſchen, welche Anhänger eines philoſophiſchen Syſtems ꝛc. zu machen ſucht) gefällt. Jeder Proſelytenmacher, er mag durch die Feſtigkeit ſeiner Ueberzeugung und den Drang, ſie Andern mitzutheilen, oder durch äußere unreine Abſichten, oder auch durch beides dazu bewogen werden, er mag Liſt und Ueberredung, oder Gewalt und dringende Verhältniſſe als Mittel anwenden, achtet die Freiheit Andrer nicht, und gewinnt darum nur ſelten eifrige und wahrhafte Bekenner ſeines Glaubens, denn ohne die Freiheit iſt alles Handeln nur nichtig, und Maſchinenwerk oder Heuchelei. Auch wird der Wahrheit ſelbſt durch Proſelytenmacherei wol ſelten gedient, weil dieſe der Proſelytenmacher als etwas betrachtet, was in ſeinem Beſitze und gleichſam ſein Erzeugniß iſt, oder nur etwas äußerlich Ueberliefertes, da ſie doch im Gegentheile ein Jeder auf ſeinem eignen Wege, wenn auch im Umtauſche mit Andrer Anſichten finden ſoll.

Proſerpina (griechiſch Perſephone, Perſephoneia), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage, des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte ſie mit Bewilligung des Jupiter, und machte ſie zu ſeiner Gemahlin. Dieſe Mythe wurde von mehrern Dichtern behandelt und verſchiedentlich ausgeſchmückt. Proſerpina, ſo ſingt der homeriſche Hymnus auf Ceres, tanzte einſt in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wieſe. Von dem Reigen ſich entfernend, las ſie mit einigen Geſpielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, ſo wollte es Jupiter, blühende Narciſſen, hundert Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menſchen ſtaunten über die Schönheit der Blumen, und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruche. Aemſig brach ſie das Mädchen, und durch die Zauber-

kraft derſelben bethört, entfernte ſie ſich von den begleitenden Geſpielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides (Pluto) hob ſich aus tiefer Kluft mit unſterblichen Roſſen zur Erde empor, ergriff die Proſerpina, und entführte ſie auf goldnem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief ſie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hekate und Helios vernahm Niemand ihre Klage, und vergebens hoffte ſie auf Rettung. Noch umſtändlicher iſt Claudian. Die reizende Schönheit der Proſerpina, ſingt er, entflammte alle Götter mit Liebe, beſonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehen, barg Ceres ſie in Sicilien in einer Höhle, wo ſie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat ſich jetzt die Proſerpina vom Jupiter zur Gemahlin, der ſie ihm auch verſprach, und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch Liſt aus der Höhle zu locken. Dieſe ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Sicilien, und beredete, da ſie die wachſame Mutter nicht zu Hauſe fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und Zephyr's gingen ſie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto entführte das betäubte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch ſeinen Donner ſeine Einwilligung verkündigte. Vergebens bemühte ſich Zeus, ihrer Mutter Einwilligung zu der Vermählung mit Pluto zu erlangen, und gab endlich ſeine Einwilligung zu ihrer Rückkehr auf die Oberwelt, unter der Bedingung, daß ſie noch nichts von den Götterſpeiſen zu ſich genommen haben dürfe. Auf einem Spaziergange in den lieblichen Gefilden Elyſiums hatte ſie indeß, wie ſich fand, einen Granatapfel gegeſſen, und alles was Jupiter nunmehr den inſtändigen Bitten der bekümmerten Mutter gewähren konnte war, daß er der Tochter geſtattete, den Frühling und Sommer jeden Jahrs auf der Oberwelt zu leben. (Vergl. d. Art. Ceres). Die orphiſchen Hymnen nennen ſie die Mutter der Eumeniden und des Ebuleus (hier Bacchus), die Eingeborne, die vielgeehrte würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Geſpielin der Horen, das allherrſchende Mädchen, die Fruchtſchwangere, die Nahrunggebende, die gewünſchte Frühlingsgöttin. Sie bringt Alles an das Licht, ergötzt ſich auf duftigen Wieſen, und ſchmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, ſie, die Glanzvolle und Gehörnte. Ebendaſelbſt wird ſie unter dem Namen Miſe geprieſen, als die Mutter des Bacchus, die Keuſche und Heilige, die unausſprechliche Königin, welche zweigeſtaltig und Mann und Weib iſt. Vom Pluto hatte Proſerpina keine Kinder, vom Zeus aber, der ſich in Geſtalt einer Schlange ihr näherte, den Zagreus. Zeus hatte ihr die Inſel Sicilien geſchenkt, und hier war ihr beſonders die Stadt Agrigent heilig. Sie wird auf einem Throne ſitzend, neben ihrem Gemahle, mit Narziſſen oder einem Granatapfel in der Hand, oder auch allein mit dem Zweizack ihres Gemahls abgebildet. Auch zu Lokris und Megalopolis wurde ſie verehrt, und am averner See hatte ſie einen berühmten Hain; in Rom, wie in Megalopolis, hatte ſie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften dieſen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr, als Göttin der Unterwelt, ſchwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuſe und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde ſie in den eleuſiniſchen Myſterien verehrt. Pirithous und Theſeus, die ſie entführen wollten, mußten, nach Einigen, in der Unterwelt bleiben (ſ. d. Art.). Man ſchrieb der Proſerpina die Abſchneidung der

Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängnissen schlug man sich ihr zu Ehren an die Brust. Die Freunde und Diener des Verstorbnen schnitten sich die Haare ab, und warfen sie, Proserpina zu versöhnen, in den Scheiterhaufen. Sie wird oft mit Hekate (s. d. Art.) verwechselt.

Prosodie (vom griechischen Worte προς zu, an, und ωδη, Antönung, Accent) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbstlauter (Vokale) und Mitlauter (Konsonanten), im Allgemeinen, so ergibt sich, daß der Ton auf dem Selbstlauter ruht, und zwar länger, wenn mehr Selbstlauter vorhanden sind, die in Einen Laut zusammenfließen. Verdoppelte Selbstlauter also (Aar), gedehnte (ihr, ohne) und Doppellauter oder Diphtongen (auf, euch) machen ihre Sylben lang. Ferner, was die Mitlauter betrifft, so erfodern sie, besonders wo mehrere zusammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen also die Sylbe lang. Der Einfluß der zusammentreffenden Mitlauter auf den Zeitverhalt der Sylben heißt in den Sprachlehren Position. Nun sind aber in den verschiednen Sprachen im Wechsel der Konsonanten und Vokale entweder die erstern, oder die letztern das Ueberwiegende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut ist, z. B. das Italienische und Spanische, lieben gehäufte Vokale, und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anstrengung der Konsonanten. In den nordischen Sprachen herrschen dagegen die Konsonanten, deren zwei gewöhnlicheres Vorkommen sind, drei aber das Ungewöhnlichere, und also das mehr den Ton Anhaltende, Hemmende. Daher drei unmittelbar auf einander folgende Konsonanten im Deutschen die Sylbe durch Position verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endkonsonant mit zwei anfangenden zusammenträfe, sondern wenn auf zwei endende ein anfangender folgte, z. B. blutend verschied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, sondern dieser den Fuß macht, die Gesetze des Rhythmus zu befragen sein würden. Eine solche Bestimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewichte der Sylben unter einander heißt Quantität, und Sprachen, in welchen Vokale vorherrschender Theil sind, neigen sich an und für sich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen sich andre, in welchen Konsonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem sie den Tonverhalt mehr nach einem innern Grunde, der logischen Begriffspriorität bestimmen, und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die neuern als accentuirend angesehen, und so auch die deutsche. So lange unsre deutsche Poesie im Reim, in der Assonanz und Alliteration (s. diese Art.) eine Entschädigung für den Mangel größres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unser Sylbengehalt höchstens nach dem Tonmaße und der Gewalt des Taktes bestimmbar. Aber so wie in der künstlichen Poesie Sprache, Grammatik und Metrik sich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopstock unsre Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung sich versuchte, verlangte auch die Prosodie eine nähere Erörterung und Bestimmung. Der geistreiche Moriz versuchte zuerst, in seinem Versuche einer deutschen Prosodie, Berlin 1786, 8., ein System aufzustellen, dessen Grundlage die Messung der Sylben nach dem Begriffe war, so daß bei der Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringsten auf die Buchstaben der einzelnen Laute, woraus sie bestehen, ankomme, sondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutendern

Digitized by Google

oder unbedeutendern Sylbe. Er ordnete auch in dieser Hinsicht die Redetheile tabellarisch. Indeß ließen sich die Foderungen des Ohrs nicht abweisen, ja die Sprache fügte sich ihnen, von kunstfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaße der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage zu seinen Oden und Elegien, Königsb. 1802, 8. heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge schon lauter durchgesetzt und die Rhythmen musikalisch bezeichnet wurden. Indessen hatte Hermann, der berühmte leipziger Philolog, ein lateinisches und ein deutsches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um sie wissenschaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in sinnlicher Anschauung auffassen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Musik. Da nun hatte der geist- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griechischer Tragödie begonnen. Seine im Polyidos vorkommenden Verse befriedigten sein Ohr nicht. Mit den Aitoliern ging ihm, der auch ein gründlicher Musikkenner war, plötzlich eine neue, auf Musik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebnisse er zuerst als Anhang zu den Aitoliern aphoristisch lieferte, in der Tragödie Kallirhoë meisterlich übte, dann in der musikalischen Zeitung 1807 durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Prosodie, metrische Variationen über ein Thema, mit ihrer musikalischen Bezeichnung gegenüber, in wohlklingenden und richtigen Versen aufzustellen, bis er endlich in seiner Metrik, Leipzig 1814, 8., (in welcher er auch auf Hermann's neue Bearbeitung der Metrik Rücksicht genommen hat) eine allgemeine Prosodie aufstellte. Aus ihr ergab sich, daß, wie wir Deutschen überhaupt in Kunst und Wissenschaft ein vermittelndes Volk, unsre Sprache auch hier zwischen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne stehe, Accent die Prosodie nur als innres Princip beherrsche. Dem gemäß macht ein langer Vokal oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber wie im Griechischen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vokal folgt, z. B. wohnt bei uns noch göttliche Kraft, bei entarteten Freiheit, sogar wenn zwischen beiden Vokalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Konsonant steht. Ferner macht das Zusammentreffen mehrerer Konsonanten die Sylbe lang. Die Vorsylbe ent, das Verbindungswort und, nebst einigen andern, wie mit, denn, ist (als Copula), die zweite Person in der Einzahl (z. B. huldigst) wird durch den Accent nicht absolut lang, sondern nur mittelzeitig. Die Endung ig und ich bilden mit einem folgenden Konsonannten Position, aber wenn er einfach ist, nur unvollkommne, welche der vollkommne Daktylus noch verträgt. Endsylben, welche ihre Länge durch Position gewonnen, können nicht in der Hebung des Verses stehen, und umgekehrt hat eine Endsylbe, welche in der Versheben sich als Länge bewährt, absolute Quantitätslänge; und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend ist absolut lang. Hiemit hätten wir denn eine Prosodie gewonnen, welche der Willkür und Nachlässigkeit ein Ende macht, und in einer wissenschaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Bestätigung findet. Den sichern Erweis ihres Vorhandenseins gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung; wie denn eben Apel's wohlklingende und harmonische Verse und die

durchgängige ungezwungne Anwendbarkeit seines metrischen Systems selbst auf antike Versmaße dessen Wahrheit am besten beweisen. Auch hat er bis jetzt von Hermann selbst keinen bedeutenden Widerspruch erfahren. Selbst Böckh's Einwürfe, der doch früher sich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur Metrik ihre Widerlegung, und so steht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyrannisirt sein wolle in Sachen des rythmischen Gesanges, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter den Art. Versmaß. Wa.

Prosopopöie, s. Personification.

Prospekt, Prospektmalerei, s. Malerei.

Protagoras, einer der berühmtern ältern griechischen Philosophen, geb. zu Abdera, um die Mitte d. 5. Jahrh. v. Chr. Er lehrte vorzüglich in Athen; man kann ihn aber als einen der ersten Sophisten betrachten, die in Griechenland umherzogen, ihre Schriften vorlasen, öffentliche Disputationen anstellten und für Geld Unterricht ertheilten. Er wurde des Atheismus beschuldigt, deshalb aus Athen verwiesen, und seine Schriften öffentlich verbrannt. Er soll überhaupt die absolute Wahrheit geleugnet und das Zweifelhafte der menschlichen Erkenntniß selbst auf die erhabensten und wichtigsten Gegenstände angewendet haben, die Tugend und die Gottheit; so daß er behauptete, sie könnten eben so wol sein, als nicht sein. Inwiefern dies gegründet ist, läßt sich mit Gewißheit nicht ausmachen, da seine Schriften verloren sind, und nur manches daraus von Spätern angeführt wird.

Protesilaus, einer der griechischen Helden vor Troja. Er war ein Sohn des Iphiklus, Königs von Phylace in Thessalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich Iolaus. Den Namen Protesilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerst von dem Volke an's Land sprang. Aber gleich nach der Landung ward er von einem dardanischen Krieger, nach Einigen vom Hektor, erlegt. Sein Grabmal war auf dem sigeischen Vorgebirge. Er ward nach seinem Tode als Heros verehrt, und hatte zu Eläus auf dem Chersones ein Orakel, besonders für Athleten, heilte auch mehrere Krankheiten.

Protestation, im juristischen Sinne, ist eine in der Absicht von Jemanden gegebne Erklärung, um eine Präjudiz abzuwenden, das sonst in Ansehung seiner Rechte durch eine eigne oder fremde Handlung entstehen könnte, Verwahrung seiner Gerechtsame durch ausdrücklichen Widerspruch, auch Zurückweisung, Verwerfung eines Anspruchs.

Protestant, Protestantismus. Im Allgemeinen kann Jeder, der eine Protestation einlegt, d. h. gegen einen aufgestellten Grundsatz, oder eine von Andern ergriffne Maßregel, Widerspruch erhebt, und sich seine Ueberzeugungen und Gerechtsame dagegen verwahrt, Protestant heißen. Die Geschichte legt diesen Namen jedoch nur den Gliedern der evangelischen Kirche bei, weil die im Reformationswerke begriffnen evangelischen Reichsstände gegen den durch Stimmenmehrheit entschiednen Beschluß des Reichstages zu Speier („daß bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung weitere Neuerungen in Kirchensachen verhütet, die Messe ferner nicht abgeschafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre schon überhand genommen, nirgend gehindert, keine aufrührerische Predigten gehalten und keine schmähende Schriften gedruckt werden sollten,") d. 19. April 1529 vor den versammelten Fürsten eine förmliche Protestation einlegten, und deshalb seit dieser Zeit protestirende Stände oder Protestanten genannt wur-

den, auch sich selbst so nannten. Zu diesem Widerspruch, den sie noch durch eine d. 25. April unterzeichnete feierliche Appellation gegen jede ihren Glauben bedrohende feindliche Maßregel an den Kaiser, ein künftig zu haltendes Nationalkoncilium und jeden unparteiischen Richter bestätigten, hatte sie sowol die Anmaßung ihrer zahlreichen katholischen Mitstände, über Glaubenssachen abzusprechen, als auch die Betrachtung der augenscheinlichen Hindernisse, welche sie durch Einwilligung in jenen Reichstagsabschied dem Fortgange der Reformation in den Weg legen würden, bewegen müssen. Sie erklärten in ihrer Protestationsurkunde, daß sie in Sachen, die Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil beträfen, nur Gott als den höchsten Richter ansehen, und daher den mehrern Stimmen nicht gehorchen könnten, daß, nach der Verweisung frührer Reichstage auf ein frei, gemein christlich Koncilium, keinem Theile der Stände gebühre, des andern Lehren zu verurtheilen und, weil es noch im Streite liege, was die rechte heilige christliche Kirche wäre, keine gewissere Lehre und Predigt sei, als allein bei Gottes Wort zu bleiben und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen. Sie setzten hinzu, wo diese ihre Beschwerung keine Statt finden sollte, so protestirten sie hiermit öffentlich vor Gott und allen Menschen, daß sie für sich und die Ihrigen in alle Handlungen und vermeinten Abschied, so wider Gott, sein heiliges Wort, ihrer Seelen Heil und gut Gewissen, und wider den (der Reformation günstigern) speier'schen Reichsabschied v. J. 1526 vorgenommen und beschlossen worden, nicht willigten; sondern alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft dawider öffentlich ausgehen lassen und an kaiserl. Majestät gründlichen und wahrhaften Bericht erstatten wollten. Sie übergaben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter des Kaisers, diese Protestation mit dem Vorbehalt, sie fernerhin noch zu extendiren, und die darauf folgende, im Namen des Kurfürsten von Sachsen, Markgraf Georgs von Brandenburg, Herzog Ernsts von Lüneburg, Landgraf Philipps von Hessen und Wolfgangs, Fürsten zu Anhalt ausgefertigte Appellation, „für sich selbst insgesammt, und sonderlich für ihre christlichen Unterthanen und insgemein für alle die, welche jetzt und künftig dem heiligen Worte Gottes anhangen würden;" rechtfertigten aber diese Allgemeinheit ihrer Appellation durch die Bemerkung, daß, wie schon nach der natürlichen Verwandtschaft der Menschen zulässig sei, wenn einer ohne weitre Vollmacht eines andern zum leiblichen Tode Verurtheilten sich annehme, für ihn appellire und sein Bestes besorge, vielmehr denen, die in einer geistlichen Verwandtschaft und Brüderschaft durch Christum ständen, zustehe und gebühre, in so hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächsten ewigen Gerichts, dasselbige zu thun, daß die Nächsten des rechtlichen Schutzes sich mit freuen und gebrauchen möchten. In der That war dies die Meinung nicht nur der protestirenden Fürsten, denen 10 Reichsstädte sogleich beitraten, sondern auch ihrer sie stets berathenden Theologen, welche hierin als Stellvertreter der ganz mit ihnen übereinstimmenden evangelischen Gemeinen handeln durften. Die Zustimmung derselben bezeugte der uneingeschränkte Beifall, mit dem die Bekanntmachung dieser Urkunden in Hessen und Kursachsen von den Freunden der Reformation aufgenommen wurde, und immer haben nicht nur die Evangelischen in Deutschland, welche die Protestation der genannten Fürsten im politischen Sinne allein anging, sondern die Evangelischen und Reformirten in allen Ländern überhaupt sich zu den darin ausgesprochnen, und hier in den

wesentlichsten Zügen urkundlich angegebnen Grundsätzen bekannt. Die Benennung „Protestanten" hat daher einen zwiefachen Sinn, je nachdem entweder die im deutschen Reiche von der katholischen Kirche getrennten, und durch gemeinsame Verpflichtung auf die augsburgische Confession mit einander zu einer Religionspartei verbundnen Stände nebst ihren Unterthanen, oder überhaupt diejenigen Christen, welche den Grundsatz des Widerspruchs gegen jedes menschliche Ansehn in Sachen des Glaubens und der ausschließlichen Unterwerfung unter die Aussprüche der heiligen Schrift und ihrer damit übereinstimmenden Bekenntnißschriften mit einander gemein haben, darunter verstanden werden. Im erstern Sinne war diese Benennung allerdings an die rechtlichen Verhältnisse der deutschen Reichsstände geknüpft, und auf die Reformirten, welche die augsburg'sche Confession nicht annahmen, wie überhaupt auf Evangelische außer Deutschland nicht anwendbar, weshalb sie auch, da jene Verhältnisse nicht mehr bestehen, in der bekannten Auslassung der preußischen Regierung v. 30. Juni 1817 für veraltet erklärt und in die Geschichte verwiesen werden konnte. Im andern Sinne aber gehört der Ausdruck „Protestanten" keineswegs bloß der deutschen Reichs-, sondern der Weltgeschichte, und, weil er in dieser ein lebendiges, fortwirkendes, sich immer weiter entwickelndes Prinzip religiöser Denkart bezeichnet, auch der Gegenwart an. Beide Bedeutungen treffen in dem Begriffe zusammen, welchen die ersten protestantischen Gemeinen von diesem Namen hatten; nach demselben heißt derjenige Christ Protestant, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienstes die Willkür und Obergewalt menschlicher Satzungen verwirft, die heilige Schrift als einzige Richtschnur seines Glaubens und Lebens anerkennt, die Freiheit, dieser Richtschnur allein zu folgen, fodert, und als Glied einer kirchlichen Gemeinschaft sich auf die Bekenntnißschriften derselben, doch nur weil sie die biblischen Lehren und die einmüthige Ueberzeugung aller Mitglieder dieser Kirche enthalten, auf so lange, als diese Ueberzeugung auch die seinige ist, verpflichtet. Der gegenwärtige Sprachgebrauch bringt es mit sich, die Glieder aller der Kirchen, die sich im Fortgange der Reformation unter der Leitung dieses Grundsatzes gebildet haben, Protestanten zu nennen. Dahin gehören die evangelisch-lutherischen, die reformirten, die anglikanische, die mährische Brüderkirche, die Brüdergemeine und jene Parteien, welche aus den Streitigkeiten der Reformation unter einander hervorgingen, wie die Remonstranten und Methodisten. Die Taufgesinnten, Quäker und Unitarier stimmen in der Protestation gegen den Papismus und jeden äußern Zwang mit den Protestanten überein, aber bei dieser Freiheit fehlt ihnen doch die Gesetzmäßigkeit, die der Protestantismus durch unbedingte Folgsamkeit gegen die klaren Entscheidungen des, von ihnen in einigen Punkten willkürlich gedeuteten, göttlichen Wortes beobachtet. Der Protestantismus bedient sich der Freiheit des Glaubens, der Lehre und des Gottesdienstes, die er seit seiner Entstehung unabläßig behauptet hat, nur gegen die Anmaßungen menschlicher Machtsprüche, er vertheidigt sie gegen alles, was seinem Fortschreiten zu einer hellern Erkenntniß, schriftmäßigern Lehre und erbaulichern Gottesverehrung in den Weg treten will; aber er wehrt auch eben so nachdrücklich die Willkür subjektiver Meinungen und Einfälle, den Einfluß wandelbarer Zeitideen und Vorurtheile von seiner Auffassung des Christenthums ab, indem er die religiösen Ansichten der Einzelnen dem Worte Gottes unterordnet und dessen Aussprüche, wie sie nach den Regeln

einer vernünftigen Auslegung einander gegenseitig erläutern und bestätigen, als göttliche über jeden Widerspruch erhabne Entscheidungen achtet. Daher fodert er von seinen Bekennern den Glauben an die auf diese Art aus der heiligen Schrift hervorgehenden Wahrheiten des Christenthums. Sie dürfen und sollen allerdings ihre Vernunft gebrauchen, um aus dieser alleinigen Quelle immer genauer zu erforschen, was christliche Lehre sei, und der erforschten Wahrheit die Form zu geben, in welcher sie nach Maßgabe der verschiednen Zwecke der Mittheilung derselben faßlich, erwärmend und fruchtbar werden kann — und dies ist insonderheit das Geschäft des evangelischen Lehramtes; — aber in den Stoff und Gehalt der christlichen Lehre etwas einzumischen, was in den Ergebnissen einer redlichen und bescheidnen Schriftauslegung keine Bestätigung findet, wäre ein Verfahren, dem die geschichtliche Entwicklung und rein christliche Richtung des Protestantismus durchaus keine Rechtfertigung gibt. Denn da der Geist des Protestantismus jedem seiner Bekenner die Pflicht auflegt, durch selbstständige Erkenntniß und eigne Ueberzeugung zum Glauben an die Wahrheiten des Christenthums zu gelangen: so kann er zu denselben nur das rechnen, was von der allgemeinen und höchsten Vernunft, d. h. von Gott, geoffenbart ist, und daher die Vernunft jedes Menschen sowol vermöge ihrer ursprünglichen Verwandtschaft mit der göttlichen schon an sich befriedigen, als auch aus Ehrfurcht gegen das allgemeingültige, gesetzliche Ansehn göttlicher Aussprüche zur Unterwerfung verpflichten muß. Der Protestantismus leugnet zwar keineswegs, daß der Wille Gottes sich auch in der Natur und durch den Gang der menschlichen Schicksale kund gebe, bindet aber die Versuche, diese hieroglyphische, menschlichen Augen nicht klar und verständlich genug vorliegende Offenbarung aufzufassen und zu deuten, an die Regel des Glaubens, welche der religiöse Inhalt der heiligen Schrift, als der unzweifelhaftesten und deutlichsten Offenbarung Gottes, an die Hand gibt, weil er voraussetzt, nur in ihr habe Gott geredet und ausgesprochen, was christliche Lehre sei. Vergl. d. Art. Offenbarung. So bewahrt er in seiner Freiheit den Gehorsam, den der Mensch dem höchsten Gesetzgeber schuldig ist, und protestirt gegen das Eindringen selbsterdachter, dem schriftmäßigen Lehrbegriffe (s. Symbolische Bücher) nicht entsprechender Lehrsätze menschlicher Philosophie, wären sie auch von der Vernunft weiser Männer für wahr erkannt, eben so ernstlich, als gegen den Papismus. Demnach ist der Protestantismus, wie das Christenthum selbst, ein objektiv in sich abgeschlossenes System religiöser Wahrheit, dessen formale Ausbildung und subjektive Erkenntniß unablässig vervollkommnet und in Gesinnung, Wandel und Gottesdienst seiner Bekenner lebendig werden soll. Diesen hat er nach den Vorschriften des neuen Testaments und dem Muster der ältesten christlichen Kirche, in der den Bedürfnissen vernünftiger Menschen zusagenden würdigen Einfachheit, mit dem Vorbehalte geordnet, außer den von Christo selbst eingesetzten und daher unabänderlichen Sakramenten (Taufe und Abendmahl) keinem Kirchengebrauche eine durch die Handlung selbst segnende Kraft beimessen, und, wenn die fortschreitende Erkenntniß Veränderungen darin nöthig macht, jedem eine zweckmäßigere Einrichtung geben zu dürfen. Im Art. Reformation findet man die Eigenthümlichkeit und geschichtliche Bedeutung des Protestantismus ausführlich dargestellt. Doch schon aus den hier angegebnen Grundsätzen desselben erhellt sein Verhältniß zum Katholicismus. Als Lehre und Gottesdienst kann jeder

Digitized by Google

von beiden ohne den andern bestehen, ja das kirchliche Princip des einen schließt den andern aus, und, wenn der Protestantismus den Katholicismus duldet und als christlich anerkennt, dieser aber jenen nicht dulden, für ketzerisch erklären und ausrotten will, so handeln beide ihren Grundsätzen gemäß; nur beweist jener durch seine Demuth und Billigkeit, daß er, der Gesinnung nach, dem Urchristenthume näher stehe, als dieser. Als geschichtliche Erscheinungen und Elemente der Bildung des Menschengeschlechts zeigen aber beide in der geselligen Reibung und Wechselwirkung ihres wirklichen Lebens, daß sie einander bedingen, anregen, warnen und ergänzen, wie im Staate das monarchische und das republikanische Prinzip. Vergl d. Art. Katholicismus.

Proteus, in der altgriechischen Fabel ein vergötterter Mensch, der als wahrsagender und zauberischer Meergreis die Robben (Seekälber) Poseidon's im ägeischen Meere weidete und, nach dem Berichte verirrter Seefahrer, manchmal auf der wüsten Insel Pharos, unweit der westlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeers, in Karpathos, dem heutigen Scarpanto, zwischen Kreta und Rhodus, sich mit den Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Nur durch List und Gewalt gezwungen, weissagte er; zuvor wandte er Alles an, um dem Fragenden zu entwischen, und verwandelte sich, nach der Art der Meergötter, in allerlei Gestalten, in verschiedne Thiere, Bäume, ja selbst in Feuer und Wasser. Wer aber, unabgeschreckt, ihn stets in festen Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu wissen verlangte, Vergangnes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überlistete und zwang ihn Menelaus (Homer Od. IV. 351 u. f.), ihm seine Prophezeihungen und seinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegyptier, entweder im eigentlichen Sinne, oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus sich aufhielt. Als später die ägyptischen Priester sich der gesammten griechischen Götterlehre bemächtigten, machten sie den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojanischen Kriegs, der entweder durch heilige Künste, oder durch künstliche Veränderungen des Hauptschmucks mancherlei Gestalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor sich hatte, war Proteus ein vergötterter Tausendkünstler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Herkules Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete seinem Herrscher Neptunus, der ihm die prophetische Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meers. Erst die spätern Mystiker schufen ihn zu einem Sinnbilde des Urstoffs um, und so erscheint er im 24sten orphischen Hymnus. Der sterblich geborne Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Okeanos selbst und der Tethys. Zur Gemahlin gab man ihm die Psamathe, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verschieden angegeben werden. Von ihm nennt man jeden Menschen, der schnell seine Gestalt verwandelt, unter verschiednen Charakteren und Namen erscheint, einen Proteus.

Protogenes, ein griechischer Maler, Zeitgenosse des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Karien gebürtig. Es werden mehrere meisterhafte Gemälde von ihm genannt, namentlich der Jalysus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf diesem Gemälde befand sich ein Hund, den der Maler keuchend und

mit schäumendem Munde vorgestellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er endlich den Schwamm, womit er die Farben abzuwischen pflegte, auf das Gemälde, wodurch zufälliger Weise der Schaum so natürlich gebildet wurde, als es Protogenes nur wünschen konnte. Dieses Gemälde rettete auch die Stadt Rhodus bei der Belagerung durch den Demetrius. Zur Zeit des Cicero war es noch zu Rhodus; Cassius brachte es nach Rom und stellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus sammt dem Tempel verbrannte. Ueber sein Zusammentreffen mit Apelles vergl. man den Art. Apelles.

Protokoll, ein schriftlicher Aufsatz, welcher zur nähern Angabe und Bescheinigung einer Verhandlung dient. So werden Protokolle aufgenommen über die Aussagen einer zur Untersuchung gezognen Person, über eine gemachte Anzeige, über die Berathschlagungen einer Versammlung wegen amtlicher Angelegenheiten ꝛc.

Prötus (Prötos), Zwillingsbruder des Akrisius, Königs von Argos. Beide waren schon feindselig gegen einander im Mutterleibe. Akrisius vertrieb den Prötus aus Argos. Dieser flüchtete zu Jobates oder Amphianax, König von Lycien, heirathete dessen Schwester, eroberte mit dem Beistande desselben die Stadt Tyrius und stiftete daselbst ein kleines Reich. Hier kam Bellerophon zu ihm (s. d. Art.). Seine Töchter, die Prötiden, irrten entstellt und wahnsinnig durch Argolis und Arkadien, weil sie des Bacchus Geheimnisse verachtet, oder der Juno Bild verspottet hatten. Nach spätern Sagen wähnten sie Kühe zu sein, und irrten mit wildem Gebrüll durch die Fluren, und dieser Wahn ergriff auch die übrigen Argiverinnen. Melampus heilte sie, und erhielt einen Theil des Reichs. Prötus soll von Perseus durch das Medusenhaupt versteinert worden sein.

Provence, eine Provinz Frankreichs, welche früher eins von den Generalgouvernements dieses Reichs war, jetzt aber die drei Departements der Rhonemündungen, des Var und der niedern Alpen bildet; ein kleiner Theil ist zum Departement der Vaucluse geschlagen. Diese Landschaft, welche die erste des alten Galliens war, in der sich die Römer vor Christi Geburt festsetzten, erhielt von ihnen den Namen provincia, woraus der jetzige Name Provence entstanden ist. Bei dem Untergange des abendländischen römischen Reichs bemächtigten sich nach und nach die Westgothen, die Burgunder, die Ostgothen und die Franken dieser Landschaft. Auch die Sarazenen waren eine kurze Zeit im Besitze derselben. Karl Martel vertrieb sie wieder daraus. Als das fränkische Reich im J. 843 unter die Söhne Ludwig des Frommen getheilt wurde, kam die Provence zu dem Antheile Lothars I. Unter den Nachfolgern desselben machten sich die Grafen von Provence allmälig unabhängig, und ihre Nachkommen von vier verschiednen Zweigen blieben Herren derselben bis 1480, wo der letzte Stamm erlosch und die Provence an die Krone fiel. In Rücksicht der Naturbeschaffenheit ist diese Landschaft in zwei Haupttheile abgetheilt, in den nördlichen und den südlichen, wovon jener die Oberprovence, der letztre die Niederprovence heißt. Die Oberprovence ist durchaus mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwischen welchen sich weitere und engere Thäler öffnen. Eins der weitesten, aber zugleich das wildeste, ist das von Barcelonette. Man nennt diese Alpenzweige Alpinen, die sich auf der Grenze Piemonts von den cottischen Alpen trennen, und ihre verschiednen Zweige über die ganze

Digitized by Google

Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß iſt die Durance. Außerdem gibt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahre aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge ſchmilzt, furchtbar anwachſen, aus ihren Ufern treten und große Verwüſtungen anrichten. Das Klima iſt feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt ſchnell die größte Hitze in ſchneidende Kälte und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der ſteinige, trockne und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher, ungeachtet des Fleißes des Landmannes, kaum die Hälfte des Getreidebedarfs gewährt, weil ſolches flach wurzelt. Dagegen iſt dieſer Boden beſtimmt durch tiefe Rührung mit dem Spaten von den vielen Steinen befreit zu werden, die man wiederum nicht beſſer als zu Steinmauern benutzt, an deren Sonnenſeite die Pflanzen ſtehen müſſen die ſolche nicht entbehren können und an deren Schatten diejenigen geſtellt werden, die keine ſtarke Sonne lieben. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müſſen das Fehlende erſetzen. Pferde- und Rindviehzucht ſind weniger bedeutend als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht iſt anſehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andre edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehrern Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien werden wenige, ſelbſt die Salzquellen nicht benutzt. Der Gewerbfleiß iſt unbedeutend, die Fabriken, die man hat, ſind auf wenige Städte beſchränkt. Ein Erwerbszweig der armen Bewohner beſteht hauptſächlich in der Auswanderung in andre Provinzen, wo ſie den Sommer durch ihrer Hände Arbeit etwas verdienen; ein andrer Theil nährt ſich vom Hauſiren. Was die Niederprovence betrifft, ſo wird der nördliche und öſtliche Theil gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die ſich auf der Grenze von Nizza von den Seealpen trennen, und unter dem Namen Maures die Provinz durchziehen. Ihr Anblick hat nichts Erfreuliches, indem ſie größtentheils nackte unbewaldete Felſen, doch mit den aromatiſchſten Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei ꝛc. bewachſen ſind. Der weſtliche Theil und der Küſtenſtrich iſt eben und flach und zum Theil moraſtig. Einen Raum von achtzehn Quadratmeilen nimt die Crau ein; eine Fläche, worauf man nichts als Steingeſchiebe ſieht, die ſpärlich mit Lehm vermiſcht ſind, und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmſten Flüſſe ſind die Rhone, welche hier in's Meer ſich ergießt, die reißende Durance, deren Ueberſchwemmungen vielen Schaden anrichten, und deren Bedeichung das große Thal in einen Garten verwandeln würde, und der Var als Grenzfluß gegen Nizza. Das Klima iſt ganz italieniſch; man kennt kaum Froſt und Schnee, wol aber ſtarke Reife, welche häufig der Olive und den zärtlichen Südfrüchten ſchädlich werden. Die Hitze im Sommer iſt oft unmäßig, und es regnet ſelten. Im Januar bekleidet ſich die Erde ſchon mit friſchem Grün, und im Februar ſteht alles in Blüthe; doch führt der kalte Nordweſtwind, hier Miſtral genannt, häufig Froſt und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rindvieh- und Pferdezucht iſt nicht bedeutend, wichtig iſt die Schafzucht, auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seidenkultur iſt beträchtlich, ſo wie auch die Fiſcherei. Der Ackerbau iſt bei dem ſteinigen, kalkigen und trocknen Boden eingeſchränkt, und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu, oder behilft ſich mit Kaſtanien und Kartoffeln. Dagegen iſt der Wein- und Olivenbau ſehr ausgebreitet. Ein Theil des trefflichen Oels wird unter dem Namen

Provencerdl ausgeführt. Aus den geringen Weinsorten macht man Branntwein, und es wird auch eine große Menge Rosinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs ist so reich an edeln Südfrüchten; man zieht köstliche Feigen, Mandeln, Kastanien, Maronen, selbst Orangen, Zitronen, Granaten, Datteln und süße Pataten im Freien. Vom Obste hat man das meiste Kern- und Steinobst, besonders aber machen die Prunellen und Perdrigonen, die Mispeln, wälsche und Haselnüsse einträgliche Handelsartikel aus. Auch kommen Kapern, Süßholz, Rosinen, Trüffeln in den Handel. An Holz ist drückender Mangel, und daher ist kein großer Bergbau möglich, ob es gleich nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eisen, fehlt. Man gewinnt fast bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel ersetzen, und Seesalz. Die Bewohner der Provence, die Provenzalen (s. d. Art.) genannt, zeichnen sich in mancher Hinsicht sehr von den übrigen Franzosen aus. Sie sprechen eine eigne altromanische Mundart, welche näher mit dem Italienischen als mit dem Französischen verwandt, und nicht übelklingend ist. Sie sind heftig, leidenschaftlich und unbeständig, dafür aber auch ohne Falsch, gutmüthig, und trotz ihres Leichtsinns, brav, emsig und arbeitsam. Die niedern Klassen zeichnen sich durch eine derbe untersetzte Statur, ein rauhes struppiges Haar, äußerst kräftige, leidenschaftliche Gesichtszüge, besonders aber durch wilde, blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über alles, und man findet mancherlei bemerkenswerthe Volkslustbarkeiten bei ihnen. Sie sind übrigens fleißige Landleute, unerschrockne Fischer und Schiffer, thätige Kaufleute und geschickte Manufakturisten, welche besonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigsten Städte der Provence heißen: Marseille, Toulon, Aix, Arles, Grasse und Tarascon.

Provenzalen, Provenzaldichter sind die ritterlichen Dichter des 12. und 13. Jahrh. im südlichen Frankreich und in Spanien. Diese südlichen Landschaften führten damals den gemeinschaftlichen Namen Provence. Unter dieser ist also nicht nur das Land zwischen der Rhone und dem Var zu verstehen, sondern auch, was sonst Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne hieß, vereinigt seit dem Anfange des 12. Jahrh. (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence, und als solcher Raimond Berengar I.) und dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des südlichen Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux, und waren ungefähr durch die Loire von den weit rohern Français geschieden. Südfrankreich, schon sonst durch die Kolonien der Griechen, z. B. Marseille, und durch die Nähe der Römer mehr verfeinert, und durch schönern Himmel und freisinnigere Regierung begünstigt, war bis zum 11. Jahrh. dem Norden in der Bildung sehr vorgeeilt, und im Besitze einer Sprache, die, aus römischen und germanischen Wörtern gebildet, sich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum so auszeichnete, daß sie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca ꝛc. ward. Eine solche Sprache, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntschaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reisen und Abenteuer geweckte Phantasie und vergrößerte Verstandesbildung, die herrschend gewordne romantische Stimmung und der durch den Handel erzeugte Wohlstand, alles dieses weckte die Geister, weckte die Poesie; man sang Krieg und Abenteuer, Religion und

Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, besonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war der ganze Adel poetisch und Alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürsten besonders Raimond Berengar III. und V., die Dichtkunst sehr begünstigten. Unter ihrer Herrschaft und an ihren Höfen, damals den gebildetsten und prachtvollsten in ganz Europa, gehörte es zum guten Tone, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um sich zu versammeln. Poesie und Gesang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Festlichkeit verherrlichen; daher Viele herumreisten, um durch solche Gaben die Freudenfeste zu verschönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden fast gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen sich der Reim ausbildete, die aber oft nicht aus poetischer Begeisterung, sondern aus Nachahmungssucht hervorgingen, waren bald süße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idyllische (Pastourelles), bald religiöse, bald didaktische, bald stark satirische (Sirventes), besonders gegen die verderbte Geistlichkeit, bald Wettgesänge über galante Streitfragen (Tensons), die an den Liebeshöfen (Cours d'Amour) recitirt wurden. Am liebsten sangen sie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen, aber nicht so herzlich und so züchtig, wie die deutschen Minnesänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zusagen, da nur einzelne feine und treffliche Stellen in ihnen zu finden sind (die überhaupt im Originale gelesen werden müssen, weil der meiste Reiz im Ausdrucke liegt), und so wenig ihre Lieder wahrhaft poetischen Werth haben, da sie selten etwas fest halten, und oft mehr phantastische Ziererei und alltägliche Reimerei, als Wiederhall eines begeisterten Gemüths sind: so darf man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieser Poesie davontrug, welche immer die Geister bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeisterte, und die Frauen anfeuerte, sich liebenswürdig zu machen. Die provenzalischen Dichter führten auch den Namen romanische Dichter, weil man die Provenzalsprache auch noch die romanische nannte, aus welcher sie sich gebildet, und in welcher man schon im 10. Jahrh. Romane zu schreiben versucht hatte; ferner Troubadours (s. d. Art.), und im Italienischen Trovatori; während die etwas spätern nordfranzösischen Dichter, welche in der französischen Sprache besonders Romane, die viel Unsinn, alberne Mährchen und Phantastereien enthalten (zuerst den damals so beliebten, aber langweiligen Roman von der Rose), Heldengedichte (von den zwölf Pärs Carls des Großen, von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadissen), Contes und Fabliaux schrieben, und die besonders Carl VI. begünstigte, Trouvères genannt wurden. Der älteste Troubadour, den wir noch nach seinem Namen und seinen Liedern kennen, ist Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer seines Kreuzzugs besang, vor dem jedoch schon Andre gesungen haben müssen. Die Zeit der Provenzaldichter währte höchstens 300 Jahre; ihre Blüthe setzt man auf 1162, als Berengar III. vom Kaiser Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, sondern auch große fremde Fürsten (z. B. Richard Löwenherz) und der italienische Adel ganz für den Provenzalgesang entflammt. Die Reize der Provenzalsprache und des Provenzalgesangs verbreiteten sich nämlich gar bald in Italien (wo Folchetto der erste namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limosinische Provenzaldich-

Digitized by Google

ter), wo viele Fürſten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch ſpäter in Sicilien. Der Verfall des Provenzalgeſangs trifft in's 14. Jahrh., in deſſen erſter Hälfte man ſchon Preiſe (zu Toulouſe goldne Veilchen, dann auch ſilberne Ringelblumen und Feldroſen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der letzte, den Millot, der Verfaſſer des Hauptwerks über dieſen Gegenſtand (Hist. littéraire des Troubadours, Paris, 1774. 3 Voll. 8.) in dieſem Fache, anführt, iſt Jean Eſteve de Bleſières (um 1286). Man ward dieſes Zeitvertreibs natürlich endlich überdrüſſig, der Verſtand verdrängte die Phantaſie, der Adel verlor ſeinen Glanz, die fürſtlichen Begünſtiger ſtarben aus, die entſtehende Herrſchaft der Könige aus dem franzöſiſchen Hauſe begünſtigte ſtatt der Provenzalſprache die franzöſiſche, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und ſtatt der Sänger, die man, wenn ſie ſelbſt Troubadours waren, Menetriers nannte, gab es nur noch Luſtigmacher, Jongleurs, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung der letztern bewirkte auch das Vergeſſen der frühern beſſern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetiſchen Nachlaſſe der Provenzaldichter, unter andern einige religiöſe Romane, und dieſer Nachlaß iſt allerdings ſehr anziehend für uns, weil er nicht nur eine Probe des wiedererwachenden Geſchmacks der Europäer, und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten iſt, ſondern auch den Alterthumsforſchern viele Materialen gibt. Wir können dieſen Aufſatz nicht ſchließen, ohne dem Leſer ſelbſt eine Probe von den Produkten jener Sciença gaye (ſo nannten ſie die Dichtkunſt) gegeben zu haben.

1) Romaniſch-provenzaliſch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,
E' pels cortils veg verdegar lo luis.
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La ù s'espand la blanca flor del lis . . . . .

d. i. ſingen Vögel wieder, dann ſchallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amſel, ſehe ich wieder grünen den Grund der Wieſen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieſeln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien entblüht . . . . .

2) Romaniſch-franzöſiſch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poignent amoretes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et ferai
Chanton joliette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blüht, und die Roſ' und Tulpe, wenn die Vögel ſingen, necken mich die Liebesgötter, welche mich ſo fröhlich machen. Niemals noch ſang ich; doch bald ſing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landſchaft, welche ein geweſner Konſul oder Prätor als Statthalter verwaltete (ſ. Proconſul). Demnach wurden ſie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur ſolche dem römiſchen Reiche unterworfne Landſchaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter Auguſt wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern beſtimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meiſten ausgeſetzt waren, und deren Verwaltung ſich Auguſt unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um den Oberbefehl des Heers einzig in den Händen zu haben. Sie waren nicht immer dieſelben. Bei uns gebraucht man den Ausdruck Provinz ſtatt Landſchaft, beſonders wenn dieſe nicht zu den Stammländern gehört, und im Gegenſatze von der Reſidenz. — Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöſter ſeines Ordens in einer beſtimmten Provinz Aufſicht führt, und unter dem Ordensgeneral ſteht.

Provocation, iſt ein gerichtliches Zwangsmittel, wodurch jemand einen Andern zum Prozeſſe ſo auffodert, daß derſelbe im Unterlaſſungfall einen gewiſſen Nachtheil leidet. Der dadurch veranlaßte Prozeß heißt Provocations-Prozeß. Die Provocatio ex lege „diffamari" iſt die gerichtliche Auffoderung an Jemand, der etwas für unſre Perſon, unſre Ehre oder unſer Vermögen Nachtheiliges verbreitet hat, ſolches, bei Strafe eines ewigen Stillſchweigens, gerichtlich zu beweiſen und auszuführen. Sie heißt auch Diffamationsklage (ſ. d. Art.). Die Provocatio ex lege „si contendat" iſt die Provocation, durch welche man Jemand nöthigt, entweder gegen den Provocanten zu klagen oder zu dulden, daß deſſen Einreden für fortdauernd erklärt werden.

Prozeß in der Jurisprudenz. In den Staaten, deren Hauptzweck die Sicherung des Rechts iſt, muß an die Stelle der Selbſthülfe die Hülfe des Staats, oder der Stellvertreter deſſelben der Verwalter der Juſtizpflege, treten und dem unrecht Handelnden entgegenwirken. Indeſſen muß, der Natur der Sache nach, einer ſolchen gerichtlichen Hülfe die richterliche Anerkennung des Daſeins ihres Gegenſtandes vorangehen. Dies erzeugt von Seiten des Richters eine Reihe von Handlungen, für die, weil ſie einen beſtimmten Zweck haben, ſich ſowol in Hinſicht der Ordnung, als Einrichtung, beſtimmte Regeln von dem Verſtande bilden laſſen. Wiewol nun auch bei nicht ſtreitigen Fällen (z. B. bei Verſchollnen, bei Gemeindetheilungen) ein regelmäßiges Verfahren zur Feſtſtellung der Rechte nothwendig iſt: ſo pflegt man doch, dem Sprachgebrauche zufolge, bloß die Verhandlung eines Rechtsſtreits, welche zu einer gerichtlichen Entſcheidung deſſelben nothwendig iſt, das gerichtliche Verfahren oder (das procedere) den Prozeß, und die Lehre davon die Prozeßtheorie (oft auch ſelbſt Prozeß) zu nennen. Auch ſondert man richtig von der letztern die Anleitung zur Form des Gerichtsſtyls, indem dieſe Anleitung einen Theil der ſogenannten juriſtiſchen Praxis ausmacht.

Da jene Verhandlung nicht ohne einen ihr angehörigen Gegenstand und ohne Verhandelnde denkbar ist, so drängt sich zuvörderst die Frage auf: welches sind die Sachen die in bestimmter Form verhandelt werden sollen, wo denn nach geschehner Sonderung der Civilsache (welche das Mein und Dein betrifft) von der Kriminalsache (welche mit einer öffentlichen Strafe belegt ist) jede nebst ihren verschiednen Eigenschaften genau zu entwickeln und von allen verwandten abzusondern ist. Sodann führt die nothwendige Beantwortung der Frage: welche Personen hat der Staat dazu bestimmt, die Prozesse der Bürger zu leiten und zu entscheiden; in welchem Verhältnisse stehen alle diese Personen in Hinsicht einzelner Individuen und Sachen, und welches sind im Allgemeinen ihre Pflichten — zu der Lehre von der Gerichtsbarkeit. — Hierauf sind die Personen, welche bei einem Prozesse vorkommen, nach ihren Eigenschaften zu betrachten. Sie sind Haupt- und Nebenpersonen. Jene sind theils richtende und zwar von den Parteien gewählte (Schiedsrichter) oder öffentlich angestellte Beamte (Justizbeamte, Richter oder Gerichtskollegium, Ober- und Untergerichte), theils streitende, auch Parteien genannt, Kläger, Beklagter, Denunciant, Denunciat, Inquisit, und als Nebenspersonen ihre Rechtsbeistände, Anwalte, Sachwalter und Intervenienten, mit verschiednen Namen. In Hinsicht der Personen wie der Sachen ist der Gerichtsstand wichtig (s. Forum). Nach diesen Punkten ist die Verfahrungsweise selbst, welche in engrer Bedeutung Prozeß genannt wird, zu zergliedern. Die alten Völker, den wahren Geist des Kriminalrechts verkennend, zogen zwischen diesem und dem Civilrechte nicht so scharfe Grenzlinien, wie es die Natur der Sache erfodert, und schufen einzig für das erstre den Anklageprozeß, welcher einen dem Gange der Civilstreitigkeiten nicht unähnlichen Weg nahm. Durch das kanonische Recht hingegen wurde nach und nach in dem Inquisitionsprozesse eine ganz verschiedne, jedoch dem Strafrechte höchst angemessne, Verfolgungsform eingeführt. Eben so entspricht der deutsche gemeine Civilprozeß dem Geiste des Privatrechts. Daher werden die nun folgenden Grundrisse der Verfahrungsweisen in Gemäßheit deutscher gemeiner Rechte gegeben, und da sie aus der Natur der Sache hervorgehen, so stimmen sie auch mit den meisten positiven Gesetzen überein. Das Civilverfahren beginnt mit einer Handlung der Parteien, regelmäßig mit der schriftlichen Klage (s. d. Art.). Der Beklagte vertheidigt sich dagegen bald in einer Einlassung (litis contestatio), indem er den Inhalt der Klage ganz oder zum Theil ableugnet, bald Einreden (s. d. Art.) vorschützt; der Kläger vertheidigt hierauf sein Recht in einer Replik, worauf gewöhnlich sein Gegner mit einer Duplik schließt. Der Richter leitet diesen Schriftwechsel durch Dekrete (siehe den Artikel), und spricht dann ein Urtheil aus, in welchem er, bei Ermangelung eines Rechtsgrundes, die Klage verwirft, oder, wenn er nicht jetzt schon hauptsächlich erkennen kann, auf Beweis (s. d. Art. und Deduction) der unklaren Thatsachen, sei es der Klage oder Einrede, mit Nachlassung des Gegenbeweises erkennt (Beiurtheil). Ist letztres der Fall, so fängt nun ein Beweisverfahren an. Der Richter beraumt nämlich, nachdem die Parteien in gesetzlicher Frist ihre Beweise (probatio, reprobatio) in Schriften eingereicht haben, einen Termin (Productions- und resp. Reproductionstermin) an. Hier werden Urkunden im Originale zur Anerkennung vorgelegt (producirt), die Zeugen beei-

det und in Abwesenheit der Parteien abgehört, auf die zu Eid gestellten Artikel Einlassung und Antwort verlangt und der Augenschein so thunlich eingenommen. Ein besondres Verfahren über die Zulässigkeit der Beweismittel (Productions-, Reproductionsverfahren im engern Sinne) muß der Richter zu vermeiden suchen, um, nach Lage der Sache, die zusammengestellten Zeugenaussagen (s. Zeuge) den Parteien alsbald eröffnen, oder einen Termin zu Ableistung des Eides (Schwörungstermin) anberaumen zu können. Oft liefern nun noch die Parteien Deductionen über ihre behaupteten Rechte aus den Beweisführungen (Impugnationsschrift, Salvationsschrift). Der Richter aber faßt darauf ein Urtheil in der Hauptsache (sententia definitiva), ab, worin er unbedingt lossprícht, verurtheilt oder noch auf Leistung eines Eides von Amts wegen spricht (s. Eid). Diese Verhandlungsart ist Regel und wird daher ordentlicher Prozeß genannt. Ausnahmsweise trit aber auch ein hiervon abweichendes Verfahren, außerordentlicher Prozeß, ein. Ist Raschheit des Verfahrens Grund dieser Abweichung, so nennt man das Verfahren ein summarisches, welches einen bestimmten (Wechsel-, Executivprozeß) oder unbestimmten Gang hat. Auf einem andern Sonderungsgrunde beruht der Koncursprozeß (s. Concurs). Das ganze Verfahren wird abgekürzt, wenn das Gesuch des Klägers mit einleuchtenden Beweisen versetzen ist. Das bisher beschriebne Verfahren ist Sache eines Richters. Glaubt aber eine Partei durch das Erkenntniß dieses Richters verletzt zu sein, so muß sie binnen zehn Tagen ein Rechtsmittel (ordentliches Rechtsmittel) dagegen einlegen, wodurch immer die Rechtskraft jenes Urtheils aufgeschoben wird (Suspensivmittel) und eine neue Instanz (s. d. Art.) anhebt. Wird das ganze Verfahren an ein neues Gericht gebracht, so nennt man das Rechtsmittel vorzugsweise ein devolutives (Appellation). Außerordentlicher Art sind die rescissorischen Rechtsmittel (remedia recissoria), welche gewöhnlich keine Suspensivkraft haben (Beschwerde über unheilbare Nichtigkeit, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand). Ist ein Urtheil nach den Verhandlungen in den gesetzlichen Instanzen oder schon in der ersten rechtskräftig geworden: so darf der Sieger um Vollstreckung desselben (executio) nachsuchen, wobei eine Berechnung (Liquidationsverfahren) vorkommen kann. Noch können in jedem Theile des ordentlichen und außerordentlichen Prozesses mancherlei Nebenhandlungen vorkommen, welche in den bestimmten Rechtsgang nicht hinein gehören, z. B. Versuch zur Güte, Befristungen und Ungehorsamsanklagen, Reassumtion, Sicherheitsleistungen, Intervention ꝛc. Den Untersuchungsprozeß (Inquisitionsprozeß), bei welchem die richterliche Thätigkeit, auch ohne Auffoderung, von Amts wegen eintrit, veranlaßt ein gesetzlicher Grund zur Untersuchung, welcher entweder in eine Denunciation oder in ein öffentliches Gerücht oder aber in Anzeigen (indicia praesumt.) zu setzen ist. In Beziehung auf das Formelle zerfällt dieser Prozeß auch in den ordentlichen, feierlichen (solennen) und in den summarischen. Bei dem letztern kommen nur die bei jedem Strafprozesse überhaupt wesentlich nothwendigen Handlungen zur Anwendung. Der solenne peinliche Prozeß findet in eigentlichen peinlichen Fällen Statt (s. Criminalrecht). Hier haben die Gesetze gewisse besondre Förmlichkeiten und Handlungen verordnet, um sowol eine übereilte Lossprechung als eine gesetzwidrige Verdammung desto mehr zu verhüten (Specialinquisition). Die Untersuchung geht auf Ausmittelung des Thatbestandes (corpus delicti), mithin auf die Frage, ob und in wel-

chem Maße ein Verbrechen begangen worden, und auf den Urheber und seine Zurechnungsfähigkeit. Wenn der eines Verbrechens verdächtig gewordne dasselbe weder zugesteht, noch durch Beweismittel, als Augenschein, Zeugen oder Urkunden, dessen überführt werden kann, so sind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Ein höchst verkehrtes Mittel ist die Tortur, welche durchaus nicht Prüfung der Schuld und Unschuld, sondern nur Proben der Stumpfheit oder Reizbarkeit des Nervensystems ist. Mit dieser verwandt ist die Territion, weil sie in Vorzeigung oder Anlegung der Torturinstrumente ohne Peinigung besteht. Der Reinigungseid (s. Eid) und Confrontation (s. d. Art.) gehört ebenfalls hieher. Um Milderung der verwirkten Strafe oder Abwendung einzelner Prozeßhandlungen, z. B. der Specialinquisition zu bewirken, darf keinem Angeschuldigten ein Sachwalter verweigert werden, welcher zu diesem Zwecke eine Vertheidigung (Defension, s. d. Art.) zu fertigen hat. Das Kriminalurtheil (sententia criminalis) spricht entweder frei, sei es nun von der ganzen Anschuldigung (sententia absolutoria) oder nur von der Fortsetzung der Untersuchung (absolutio ab instantia), oder es verurtheilt, d. h. es erklärt des Verbrechens schuldig und bestimmt die Strafe (sent. condemnatoria). Oft ist es von der Untersuchung getrennt und einem andern Richter übertragen. Mit der Zuerkennung der Strafe (Sentenz) ist in Hinsicht auf den Angeschuldigten eine Zurechnung (imputatio juridica) verbunden (s. d. Art.). Gegen ein peinliches Erkenntniß stehen dem Verurtheilten mehrere Rechtsmittel zu, anderweitige Vertheidigung, Nichtigkeitsbeschwerde, Appellation. Jedoch kann eine Revision des Urtheils durch höhere Instanz auch ohne Aufforderung des Beklagten erfolgen. Der Bekanntmachung des Strafurtheils (publicatio sententiae cond.) folgt die Vollstreckung (executio). Die Vollstreckung, vorzüglich des Todesurtheils, geschieht öffentlich und mit manchen Förmlichkeiten. Will man über den Werth dieser letzten Verfahrungsarten einige Reflexionen anstellen: so muß man von dem Charakter des Privatrechts sowol als des Kriminalrechts ausgehen. Denn da die Rechtsverfolgung sich zum Rechte selbst wie Mittel zum Zwecke verhält: so kann die erste nur dann auf Beifall rechnen, wenn sie mit der besondern Natur des zu schützenden Rechts harmonirt. Hat nun das Mein und Dein unter den Privaten das Merkmal der Veräußerlichkeit in sich, so muß auch dem Verfahren in Civilsachen das Recht der Veräußerung unterliegen. Denn wer auf das Recht selbst Verzicht leisten kann, ist auch zur Verzicht auf die Mittel zur Erhaltung des Rechts befugt. So lange demnach Niemand ein Privatrecht gegen den Andern vor Anspruch nimt, mangelt es an der Bedingung der civilrichterlichen Thätigkeit — wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Daß dieser Satz an der Spitze der deutschen gemeinen Prozeßrechtslehre steht, ist aus Obigem hervorgegangen. Es ist daher diese Grundlage richtig, weil sie auf der Verhandlungsmaxime beruht, nach welcher die richterliche Thätigkeit von den Foderungen der Parteien abhängig ist, und die richterliche Untersuchung darauf gerichtet ist, die Parteien selbst den streitigen Fall und ihre Anfoderungen darlegen, so wie den Beweis führen zu lassen. Ganz andrer Natur ist hingegen das dem öffentlichen Rechte angehörige Kriminalrecht. Unveräußerlichkeit ist der Charakter desselben; nur dem Staate kommt das Recht, Strafen zu mildern oder zu erlassen, zu. Mithin müssen auch die Mittel, welche zur Ueberführung eines Verbrechens dienen, lediglich in seiner

Digitized by Google

Hand liegen. Dadurch iſt der Kriminalrichter aufgefodert, ſtets von Amts wegen zu handeln. Ergibt ſich nun aus Obigem, daß das gemeine deutſche Kriminalverfahren den Charakter der Unveräußerlichkeit in ſich trägt, ſo iſt auch die Grundlage, dieſe Prozeßart, richtig, und zwar deßwegen, weil ſie auf der Unterſuchungsmaxime beruht. Zwar will man neurer Zeit dieſe Maxime auch auf den Civilprozeß angewendet wiſſen; allein dagegen läßt ſich behaupten, daß die Unterſuchungsmaxime hier nur durch Folgewidrigkeit gehalten werden kann, und daß es weniger Schuld der Verhandlungsmaxime als vielmehr der Richter, welche ſie im Leben darſtellen ſollen, iſt, wenn ſie ſich nicht immer wohlthätig äußert. Uebrigens werden die Verhandlungen in Deutſchland durch Schriften gepflogen. So iſt für einen ſichern Rechtsgang geſorgt worden. Die Friſten und richterlichen Auflagen hingegen ſind nicht ſo ſtreng, als zu ſchnellerer Beendigung der Prozeſſe zu wünſchen iſt. Mehr davon ſ. Prozeßordnung. Eigenthümliche Beſchaffenheiten haben beſondre Arten des Prozeſſes, z. B. der Lehnsprozeß, der Konſiſtorialprozeß und der Wechſelprozeß, welche durch die Natur ihrer Gegenſtände von dem gewöhnlichen Civilprozeß mehr oder minder abweichen. Ueber den gemeinen deutſchen bürgerlichen Prozeß haben K. Grolmann, Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, Gießen und Darmſt., 1800. Martin, Lehrbuch des deutſchen gemeinen bürgerl. Prozeſſes, Göttingen 1800, 8. Nr. 2. Gönner, Handbuch des deutſchen gemeinen Prozeſſes, 4 Bde., Erlangen 1801—1803, neue Aufl. 1804. Pfotenhauer u. A.; über den ſummariſchen Prozeß, A. F. Danz (Grundſätze des ſummariſchen Prozeſſes, Stuttg. 1792, neue Aufl. von Gönner 1806); L. L. G. Süptitz (Lehrbuch der ſummariſchen Prozeſſe, Braunſchw. und Helmſt. 1807, 8.); über den Kriminalprozeß, C. F. G. Meiſter, fortgeſetzt von Eſchenbach, 6 Th., Schleswig und Wismar 1795; über die beſondern Prozeßarten, Ludovici (Einleitung zum Koncurs-, peinlichen, Lehns-, Konſiſterialprozeſſe mit Zuſätzen von Schlitter, Halle 1794), und Cori, Syſtem des Koncursprozeſſes, geſchrieben; D. C. J. A. Mittermaier aber hat ein Handbuch des peinlichen Prozeſſes mit vergleichender Darſtellung des gemeinen deutſchen Rechts und der Beſtimmung der franz., preuß., u. baieriſchen Geſetzgebung (Heidelb. 1812, 8.) geliefert. En.

Prozeß heißt in der Chemie eine Operation der Natur oder Kunſt, wobei oder wodurch das Weſen eines Körpers verändert wird. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Beſtandtheile, woraus alle Naturkörper zuſammengeſetzt ſind, außer dieſer Zuſammenſetzung, d. h. für ſich ſelbſt, eine ganz andre Natur und Beſchaffenheit haben, als ſie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dies gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas, wenn ſie ſich innigſt mit einander verbinden, einen dritten Körper von ganz verſchiedner Natur, nämlich Waſſer. Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zerſetzen, d. h. ihre Beſtandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher ſie einen gewiſſen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper andrer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dies geſchieht, heißen chemiſche Prozeſſe; dergleichen ſind die Auflöſung, die Niederſchlagung, die Verdampfung, das Schmelzen, Deſtilliren und Sublimiren. In der Natur gehen dieſelben chemiſchen Prozeſſe von Statten, und durch ſie bringt die Natur die beſtändigen Veränderungen in dem Weſen der Körper oder den Wechſel der Dinge hervor.

Digitized by Google

Prozeßordnung (Gerichtsordnung) ist die Gesetzgebung, welche den Prozeß zum Gegenstande hat. Da der Staat sich nicht auf den guten Willen der Richter verlassen darf, da er die Bürger gegen alle mögliche persönliche Willkür der Richter zu schützen verbunden ist, da das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft einen festen gleichförmigen und, so viel es möglich ist, schleunigen Gang der Justiz unumgänglich erfodert: so muß die Bestimmung der Ordnung und Art des gerichtlichen Verfahrens ein sehr wichtiger Gegenstand der positiven Gesetzgebung sein. Durch sie muß auch bestimmt werden, welche Fälle überhaupt einer richterlichen Entscheidung bedürfen, und welchem besondern Gerichtshofe die Parteien unterworfen sein sollen, so wie die Personen, welche einen Prozeß anstellen können, u. a. Die alten Deutschen hatten keine positive Prozeßgesetze und wenig bestimmte Observanzen; die Richter schufen sich in jedem einzelnen Falle selbst eine Regel. Erst bei Errichtung des nunmehr verschwundnen Reichskammergerichts erhielt (1495) Deutschland durch ausdrückliche Annahme des römischen Rechts und im kanonischen Rechte geschriebne Prozeßgesetze, im juridischen Sinne des Worts, und die Ordnung für dieses Gericht war die erste germanische bürgerliche Gerichtsordnung, wenn anders die des gemeinschaftlichen Hofgerichts zu Leipzig und Altenburg nicht früher oder gleichzeitig mit jener erschienen ist. Diese Ordnungen aber enthielten von der Verfahrungsweise selbst fast gar nichts. Ihr Hauptzweck war Bestimmungen über die Verfassung des Gerichts, und so waren sie bloß Gerichtsordnungen im engern Sinne des Worts. Erst in der Folge erschienen häufiger in den Reichsgesetzen Vorschriften für die civile Verfahrungsweise, welche, insoweit sie mit einer auf ganz Deutschland sich erstreckenden Kraft gegeben worden, noch jetzt geltend sind. Vorzüglich für das ganze Reich war Carls V. peinliche Gerichtsordnung berechnet, welche neben dem kanonischen und römischen eine Hauptquelle für das gemeine deutsche Kriminalrecht und das kriminelle Verfahren ist. Das wichtigste Reichsgesetz für den Civilprozeß ist der Reichsabschied von 1654, worin unter andern das artikulirte Verfahren abgeschafft worden ist. Nur bei diesem Artikelprozesse und der übrigens steifen Verfassung der Reichskammer ist dem Beklagten, von welchem Vultejus erzählt, er habe den Kläger 75 Jahre verfahrend hingehalten, bevor er auf die Klage geantwortet und den Krieg Rechtens befestigt, dergleichen möglich gewesen. Man sollte wirklich glauben, die Justiz sei vor Errichtung des Reichskammergerichts besser gewesen als nachher, wenn ein Spanier, welcher in der Mitte des 15. Jahrh. Deutschland durchreiste, mit Wahrheit sagt (Roderici Zamor. Sp. Vitae Num. lib. 1. c. 18, fol. 21). „In den vielen volkreichen Städten in Deutschland, wo ich gewesen, habe ich die vortrefflichste Polizei- und Rechtspflege gefunden; ich habe gesehen, daß ein einziger Mann, ob er gleich der Rechte (römischen) ganz unwissend und in der Entscheidung der Rechtshändel (nach selbigen) ganz unerfahren war, dennoch alle Streithändel in der ganzen Stadt binnen kurzer Zeit und ohne alles Geräusch gütlich beilegte, dabei auch weder Advokaten, noch sonst eine sinnreiche Wortwechselung im Vorbringen der Parteien vorkam; ich erstaunte hierüber und erkundigte mich, woher es komme, daß in einer so angesehnen Stadt nur solche geringfügige und überdies so wenige Streithändel im Gerichte vorkämen? und wenn es geschehe, warum kein Advokat dabei gegenwärtig sei? Lakonisch und mit einem bescheidnen Lä-

cheln antwortete man mir: eben dieses Letztre sei die Ursache vom erstern. Nach Abfassung des erwähnten Reichsabschiedes hat nun zwar nirgends in gemeinen deutschen Rechten wieder ein solcher ungeheurer Prozeß gesponnen werden können; allein das Verfahren könnte immer noch einfacher sein, und einen schnellern Gang gehen. Mehr ist in den deutschen Partikulärgesetzgebungen dafür gesorgt worden. In Sachsen hat man dies seit alter Zeit durch Strenge der Prozeßfristen und richterliche Auflagen, so wie durch die heilsame Eventualmethode zu erreichen gesucht. In der preußischen Gerichtsordnung ist deswegen die Untersuchungsmaxime mit der Verhandlungsmaxime verbunden, und der Zweck erreicht worden, weil die Verfassung der Gerichte damit harmonirt und die Richterstellen gut besetzt sind. In Sachsen hat sich die Gerichtspflege in der neuern Zeit nicht verbessert, weil die Verhandlungsform nach den sächsischen Prozeßordnungen höher steht als die Verfassung der Gerichte, welche für ein prozeßreiches Zeitalter nicht paßt. Noch haben in neurer Zeit sich mehrere Prozeßordnungen im Geiste des Code de procédure civile (s. Code civil français) in Deutschland eingeschlichen; allein mit der Flucht der Franzosen sind sie zugleich flüchtig geworden und haben aufgehört, als deutsche Prozeßgesetze zu bestehen. Ob die heilige Asträa wieder sich einen gemeinsamen Justiztempel unter den Deutschen stiften wird, steht zu erwarten. Flehend hat deswegen für Deutschland der eben so sinnreiche, als gelehrte Thibaut zu Heidelberg seine Stimme erhoben. Einen Entwurf zu einer gemeinen deutschen Gerichtsordnung hat schon Gönner drukken lassen (Entwurf eines Gesetzbuchs über das gerichtliche Verfahren in bürgerl. Rechtssachen, 2 Bde., 1815 und 16); wird das Geschenk dieses Rechtsphilosophen benutzt, und werden noch dazu ein Grolman, von Almendingen und Martin zu Rathe gezogen, so muß etwas Vollendetes daraus hervorgehen. **Eu.**

Pruth, ein großer und schiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Gallizien in den Karpathen entspringt, durch die ganze Moldau geht, und östlich von Galacz sich in die Donau ergießt. In dem letzten Friedensschlusse zu Bucharest (16. Mai 1812) zwischen Rußland und der Pforte, wurde der Pruth, von seinem Eintrit in die Moldau an, bis zu seinem Einflusse in die Donau, als die Grenze beider Reiche in dieser Gegend bestimmt; der ganze auf dem linken Ufer des Pruth gelegne Theil der Moldau wurde dadurch an Rußland abgetreten. 1711 wurde Peter I. nach dreitägigen nachtheiligen Gefechten von den Türken bei dem Städtchen Hus am Pruth gänzlich eingeschlossen, und genöthigt, (13. Juli) einen Frieden mit mancherlei Aufopferungen zu erkaufen. (S. **Peter I.** und **Catharina I.**).

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen (d. h. diejenige von den zehn Klassen des Senats, welche der Reihe nach den Vorsitz hatte) sich versammelten, während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung wohnten und gemeinschaftlich gespeist wurden. Die Speisung im Prytaneum gehörte zu den höchsten Ehrenbezeigungen, und widerfuhr nur um den Staat hochverdienten Männern. In Paris stiftete Napoleon eine Lehranstalt unter dem Namen Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Kosten des Staats erzogen und gebildet wurden. Bis in's 12. Jahr erhielten sie gemeinschaftliche Bildung, wurden dann entweder zu bürgerlichen Geschäften (worin 6 Professoren) oder zu Militärdiensten (worin 3 Profes-

ſoren Unterricht ertheilten) beſtimmt. Mit dem 15. Jahre traten ſie aus dieſer Anſtalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angeſtellt zu werden.

Pſalm bedeutet im Allgemeinen: Geſang. Das griechiſche Stammwort (*Ψαλλειν*), dem deutſchen ſchallen, hallen, entſprechend, wird von dem Spielen auf Saiteninſtrumenten, und vom Singen gebraucht. Sonſt wurde zuweilen, wie noch jetzt im Niederſächſiſchen, das Vorſchlags-P weggelaſſen, und Salm für Pſalm geſagt, beſonders in zuſammengeſetzten Wörtern, wie Salmbuch, das Geſangbuch. Wenn aber nach ſeiner Ableitung Pſalm überhaupt Geſang, Lied, bezeichnet, ſo iſt doch das Wort insbeſondre von den heiligen Liedern und Religionsgeſängen, die ſich im alten Teſtament in einer ganzen Sammlung finden, üblich worden. Es iſt dies ein Kreis echter Religions- und Nationallieder des Volkes Gottes, faſt alle aus den Zeiten Davids und der ſpätern, und vielleicht nur einer (der 90., der Pſalm Moſis) aus frührer Zeit. David, der den Tempelgeſang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten eine bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeiſtern an, ſondern dichtete auch ſelbſt zum gottesdienſtlichen Gebrauche heilige Lieder, die das Vorbild und Muſter für viele Andre wurden. Mehrere Pſalmen, die ſeinen Namen tragen, ſind wol nicht von ihm, ſondern nur nach den ſeinigen gedichtet, und nur in dieſer Hinſicht mit ſeinem Namen bezeichnet. Wiewol aber insbeſondre 71 durch die Ueberſchriften ihm beigelegt werden, ſo können doch auch dieſe nicht alle von ihm ſein, da offenbar einige ſehr beſtimmt auf ſpätre Zeiten hinweiſen. Dagegen ſcheinen andre, die ſeinen Namen nicht führen, und deren Ueberſchriften vielleicht verloren gingen, nach Inhalt und Darſtellungsweiſe, ihn zum Verfaſſer zu haben. Aus Davids Zeiten ſind auch die meiſten Pſalme, die dem Aſſaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Pſalme führen Aſſaph's Namen, von denen jedoch mehrere auf einen ſpätern Urſprung hinweiſen. Aſſaph ſelbſt, ein Sohn des Berachias (Berechjo), war ein Levit, und (nach 1. Chron. 17, 5) der erſte unter den von David zum heiligen Dienſte verordneten Sang- und Muſikmeiſtern. Der Name Hemans iſt nur einem, dem 88. Pſalm vorgeſetzt. Heman, mit dem Beinamen der Eſrachit, ſcheint der Levit zu ſein, der unter den Sangmeiſtern Davids genannt wird. Zu dieſen gehört auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Eſrachit, dem der 89. Pſalm zugeſchrieben wird. Andre Pſalmen ſang wol Salomo (der nach 1. Buch der Könige, 4, 32. über tauſend Lieder dichtete), deſſen Namen aber in unſrer Sammlung nur zwei, der 72. und 127. führen, von denen überdies der erſtre mehr auf Salomon, als von ihm gedichtet ſcheint. Dagegen aber mögen einige andre unbekannte von ihm ſelbſt ſein. Mehrere ſind wenigſtens aus ſeiner Zeit, beziehen ſich auf Verhältniſſe unter ſeiner Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Pſalmen aus der Zeit Samuels und von ihm ſelbſt ſeien, gründet ſich zwar auf kein hiſtoriſches Zeugniß, hat aber nichts Bedeutendes gegen ſich. Die meiſten, von ungenannten Verfaſſern, ſcheinen aus ſpätrer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächſten Könige nach Salomo, mehrere aus der Trauerzeit der babyloniſchen Gefangenſchaft und der Rückkehr, wohin wol beſonders die gehören, die mit dem Namen der Kinder Korah bezeichnet ſind, und wahrſcheinlich meiſt Einen Verfaſſer haben. Aus ſpätrer Zeit ſind auch wahrſcheinlich die ſogenannten Aufſteigepſalmen, jene Reiſelieder, die man auf die Rückkehr von Babylon bezogen hat, die aber über-

Digitized by Google

haupt ſich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jeruſalem und dem Tempel beziehen mögen. Einige wenige endlich ſcheinen ſogar der Zeit der Makkabäer anzugehören. Die davidiſchen Pſalme, ſie mögen nun ihn ſelbſt zum Verfaſſer haben, oder zum Theile nur aus ſeiner Zeit ſein, machten wahrſcheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden ſind meiſt jünger. Unſre Sammlung beſteht bekanntlich aus 150 Pſalmen, die jedoch in ältern Handſchriften nicht überall mit derſelben Zahl bezeichnet ſind, die ſie in der lutheriſchen Ueberſetzung führen, weil hier einige Mal zwei oder drei Pſalme, die anderwärts ſo geſchieden vorkommen, als einer, und andre, die anderwärts einer ſind, in mehrere getheilt erſcheinen. Die Maſorethen theilten, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in fünf Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar iſt die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Ihr Inhalt würde eine ſichrere Unterſcheidung darbieten. Im Allgemeinen ſind zwar alle lyriſche Geſänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geſchloſſnen Kreiſe ſinnig darſtellen, oder aus mehrern Gliedern ſich zu einem lyriſchen Ganzen runden, theils lyriſche Wechſelgeſänge, theils Lieder, in denen der lyriſche Geiſt durch elegiſchen oder idylliſchen Ton, oder durch eine geſchichtliche Thatſache, oder durch weiſe Lehrſprüche eigenthümlich geſtaltet iſt. Die meiſten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und ſind, ſie mögen Klage, Trauer oder Troſt ausſprechen, Ausdruck des tiefſten Gottvertrauens, der lebendigſten Zuverſicht. Die Sittenlehre iſt rein, und nur in mehrern, beſonders davidiſchen Trauergeſängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht ſelten unfreundlichen Nationalſtolz entſtellt. Alle aber ſind wahre Nationalgeſänge, und die meiſten von reinem religiöſen Gehalte. Sie gehören dem Höchſten und Erhabenſten an, was je die Dichtkunſt erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeiſternde Glaube an den ewigen wahren Gott, verbreitet über ſie einen hellen Glanz, und erfüllt ſie mit tiefer Innigkeit. Man muß ſie nicht vergleichen wollen mit andern lyriſchen Geſängen der Vorwelt; ſie ſind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächſe des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lauteſten erſcholl und am reinſten bewahrt ward. Viele werden in ihren beſondern Beziehungen durch die Geſchichte aufgehellt und erklärt, und dieſe geſchichtlichen Beziehungen müſſen deßhalb aufgeſucht werden. Doch würde man zu weit gehen, und leicht den rechten Sinn ſich ſelbſt verdunkeln, wenn man alles geſchichtlich deuten wollte, da offenbar vieles ſinnbildlich, anders, obwol ſeltner, allegoriſch, vieles auch prophetiſch mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit hinweiſend ausgeſprochen iſt. Einige ſind bei ganz beſondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich, die meiſten aber, reich an Erhebung, Troſt, kindlicher Zuverſicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugniſſe von Demuth und bußfertiger Seele, eignen ſich eben ſowol für chriſtliche Geſangbücher, wie ſie in der Bibel ſelbſt uns tief und innig ergreifen. Uebrigens enthält die Sammlung unſrer Pſalme im alten Teſtamente keineswegs den ganzen Liederſchatz der Hebräer. Nicht nur ſind die ſalomoniſchen Lieder für uns verloren, ſondern im alten Teſtamente ſelbſt werden noch manche erwähnt, die ſich in unſrer bibliſchen Sammlung nicht finden. Dieſe war zwar zu heiligem Gebrauche veranſtaltet, aber ent-

hält gewiß auch nicht alle hebräische Religionsgesänge. Die Psalmen sind poetisch nachgebildet worden von J. A. Cramer; die neuesten Uebersetzungen sind von Eichhorn, de Wette, Stuhlmann, Schärer (Bern 1812), Reinhard (herausgegeben von Hacker, Leipzig 1818). Nachmals hat man auch erhabne religiöse Lieder neuerer Dichter Psalme genannt, wie wir unter andern von Klopstock einige herrliche besitzen. Ke.

Psalmodie bezeichnet sowol das Singen des Psalmen mit Musikbegleitung, als die Melodie des Psalmengesangs. Man hat auch wol den Psalm selbst, inwiefern er gesungen wird, eine Psalmodie genannt. Obschon uns die eigentliche alte Gesangweise der Psalmen, wie sie bei den Juden üblich war, unbekannt ist: so hat doch jeder Psalm in sich einen vorherrschenden Gesangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Musik hervorgehoben wird, und auch in den Sangweisen der übersetzten Psalme in unsern ältern Gesangbüchern meist sehr richtig ausgedrückt ist. Ke.

Psalter heißt das musikalische Werkzeug, zu dem die Psalme gesungen wurden, das den Gesang begleitete. Es war ein Saiteninstrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geschlagen, und hatte insofern wol mehr Aehnlichkeit mit einem Hackebrette. Nach biblischem Zeugnisse (besonders nach Psalm 33, 2.) hatte es zehn Saiten. Doch konnte andre Arten desselben auch weniger haben. Auch das Psalmbuch, die ganze Sammlung der Psalmen, heißt der Psalter. Endlich nannte man so einen besonders langen Rosenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Psammitich, Psammetich, s. Aegypten und Labyrinth.

Pseudo, ein griechisches Wort, welches man Namen und Worten vorsetzt, um dadurch etwas Unechtes oder Falsches auszudrücken. So heißt Pseudonym, was einen falschen Namen führt, ein Buch, das unter falschem Namen geschrieben wird; Pseudoprophet, ein falscher Prophet; Pseudo-Smerdis, der falsche Smerdis (s. d. Art. Perser).

Pseudodemetrier, s. Rußland.

Pseudo-Isidorus, s. Isidorus, Dekretalen und Päpste.

Psyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelsinn die schöne allegorische Dichtung von ihr ungemein gewann, war die Tochter des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, das ist der Stetigkeit und Strebekraft. Spätre Dichter machen sie zu einer Königstochter, und erzählen ihre Geschichte also: Psyche, deren zwei ältre Schwestern von mäßiger Schönheit waren, war so liebreizend, daß man sie für Venus selbst hielt, und nur wie eine Göttin zu verehren, nicht zu lieben wagte. Dies erregte der Venus Neid, die, um sich zu rächen, dem Amor gebot, sie in den verächtlichsten Menschen verliebt zu machen. Amor kam, sah Psyche und liebte sie selbst. Der Vater indeß, der seine Tochter vermählt zu sehen wünschte, wandte sich an Apollo's Orakel, welches den Ausspruch that, man solle Psychen, in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und daselbst verlassen, denn sie sei zur Braut eines schlangenartigen, alles verwüstenden, von Göttern und Menschen gefürchteten Unsterblichen bestimmt. Unter Jammer wird der Ausspruch befolgt, und Psyche sieht sich allein auf dem verlassnen Felsen, als plötzlich Zephyr sie sanft umschwebt, aufhebt und in ein schönes Lustschloß des

Gottes der Liebe bringt, wo dieſer jede Nacht, ungeſehen und unerkannt, ſie beſucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommnen Glücks hätte Pſyche genoſſen, wofern ſie, des Geliebten Warnung befolgend, nie neugierig geweſen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein, verführt durch ihre eiferſüchtigen Schweſtern, die ſie, auch gegen Amors Gebot, hatte zu ſich kommen laſſen, glaubte ſie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen und die Neugierde ſiegte. Mit einer Lampe trat ſie, als er einſt entſchlafen war, zu ihm, entdeckte den ſchönſten der Götter, und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Oel auf ſeine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der beſtürzten Pſyche ihr Mißtrauen vor und entfloh. Troſtlos irrte ſie, nachdem ſie vergebens ſich in einen Fluß zu ſtürzen verſucht hatte, in allen Tempeln umher, forſchte überall nach ihrem Geliebten und kam zuletzt in den Palaſt der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt ſie bei ſich, behandelte ſie als Sklavin und legte ihr die härteſten empfindlichſten Arbeiten auf. Pſyche wäre unter der Laſt erlegen, hätte Amor, der ſie noch immer heimlich liebte, ſich ihrer nicht unſichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigeſtanden. Nur der letzten gefährlichſten Probe, zur Proſerpina in's Schattenreich hinabzuſteigen, und von ihr eine Büchſe mit Schönheitsſalbe zu holen, wäre ſie faſt erlegen. Zwar beſtand ſie das Abenteuer glücklich, aber — ſie öffnete die Büchſe, ein tödtlicher Dampf drang daraus hervor, ſie ſank leblos zu Boden. Da erſchien Amor und die Berührung mit ſeinem Pfeile brachte ihr Leben zurück. Venus ward endlich verſöhnt; auf Jupiters Wort ward Pſyche unſterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Feſtlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidiſchen Schweſtern aber ſtürzten ſich von einem Felſen. Dieſe allegoriſche Erzählung finden wir bei Apulejus (ſ. d. Art.)

Pſychologie (Seelenlehre). Eine Wiſſenſchaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erſcheinungen der geiſtigen Thätigkeit in ihrer Geſetzmäßigkeit, ſo wie in ihrem innern Zuſammenhange darzuſtellen, oder auch dem letzten Grunde dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren, und das Weſen der Seele, ihr Verhältniß im Weltall zu erforſchen, oder kürzer, die Seele entweder betrachten, wie ſie ſich äußert oder was ſie iſt. Eine Unterſuchung letztrer Art hat man, weil ſie dasjenige zum Gegenſtande hat, was nicht erfahren und wahrgenommen werden kann, metaphyſiſche oder transcendentale, ſonſt auch rationelle Pſychologie (ſ. d. Art. Metaphyſik); dahingegen die Unterſuchung erſtrer Art, weil hier die Seele als Gegenſtand der Erfahrung betrachtet wird, Erfahrungsſeelenlehre oder empiriſche Pſychologie, auch Pſychologie vorzugsweiſe genannt. Die empiriſche Pſychologie iſt ſonach die zur Wiſſenſchaft ausgebildete Erfahrung über die Aeußerungen und Veränderungen der menſchlichen Seele. Als Wiſſenſchaft bezieht ſie ſich auf das Allgemeine in der Thätigkeit der Seele, gewiſſe Klaſſen der innern Erſcheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wiſſenſchaft der Seele iſt ſie ein Theil der Anthropologie, daher ſie auch pſychologiſche Anthropologie genannt, und von der Phyſiologie oder phyſiologiſchen Anthropologie unterſchieden wird, wiewol beide immerfort zur Vereinigung hinſtreben. Sie ſetzt den Unterſchied der geiſtigen Anlage (des Ich) und des Körpers, als im Bewußtſein gegeben voraus, und verſucht nicht, denſelben zu erklären; ſie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirkſamkeit, inſofern ſie

Digitized by Google

mit dem Körper verbunden ist, übergeht aber auch die bloß körperlichen Veränderungen, und deutet bei aller Verschiedenheit beider auf ihre ursprüngliche Einheit immerfort hin. Geschähe letztres nicht, so wäre sie der Erfahrung vielmehr zuwider, als gemäß, und dürfte sich des Namens Erfahrungsseelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philosophie ist vielfach. Denn erstens kann sie als Vorbereitungswissenschaft für den sich entwickelnden philosophischen Geist dienen, und ist dieses noch mehr als die Logik, welche unter den Thätigkeiten des Geistes nur den Verstand in seiner Gesetzmäßigkeit betrachtet. So wie nämlich die Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt von dem Besondern ausgeht, und zu dem Allgemeinen fortschreitend sich erhebt, so ist die empirische Psychologie, welche eine erfahrungsgemäße Selbstkenntniß gewährt, die zweckmäßigste Vorbereitung und Einleitung in die spekulative Weltansicht, welche die Philosophie aufstellt; sie ist es um so mehr, je deutlicher sie das geistige Werkzeug kennen lehrt, mit welchem wir philosophiren. Auch werden hier nur Thatsachen vorausgesetzt und entwickelt, die in Jedes Bewußtsein liegen, mithin Jedem verständlich sind, deren deutliche und zusammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthum des Philosophirens vorzubeugen im Stande ist, und als die leichtre zu dem Schweren sichrer fortleitet. Nie aber kann sie selbst die Stelle der Philosophie vertreten, weil die Erfahrung und Beobachtung nichts über das Wesen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälschlich die Philosophie zu einer bloß psychologischen Betrachtungsweise machen. Ja die empirische Psychologie ist vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philosophische Wissenschaft, insofern sie nämlich zur Anordnung und Erklärung ihrer Thatsachen nicht nur der philosophischen Form, sondern auch gewisser metaphysischer Begriffe (z. B. Kraft, Wirkung ꝛc.), deren Wahrheit sie voraussetzen muß, und des philosophischen Geistes zu ihrer Begründung und Aufstellung als Wissenschaft bedarf. Dadurch aber unterscheidet sie sich zugleich von einer bloßen Naturbeschreibung der Seele, die in ihrer Entwickelung vorhergegangen ist. Letztre stellt nur die Thatsachen selbst in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsseelenlehre aber will dieselben in ihrem lebendigen Zusammenhange und nach ihren Gesetzen erklären und so das innere Leben als geistigen Organismus darstellen. Und so ist sie derjenige Theil der angewandten Philosophie (insbesondre der anthropologischen Wissenschaften), welcher die Organisation der menschlichen Seele, gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbstbewußtsein) wahrgenommnen Aeußerungen, kennen lehrt. Diesem Ideal schreitet die Ausbildung der Psychologie immer näher, je mehr sie sich über eine bloße Aufzählung verschiednr geistigen Aeußerungen, und über die Naturbeschreibung erhebt; sie ist aber als eine jüngere Wissenschaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen sie, wie die Körperlehre, in die Lehre von den natürlichen, gesunden oder krankhaften Zuständen des Geistes ein; mithin in die psychologische Physiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher ist die Eintheilung in allgemeine und besondre (oder specielle), von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen gesetzlichen Aeußerungen, diese besondre Seelenarten und Klassen geistiger Zustände betrachtet, und sich daher in die Seelencharakteristik und Pathematologie der Seele theilt. Nach dieser Bestimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie sehr empirische Psychologie nicht nur jede andre Wissenschaft und deren Anwendung unterstütze

und beförderе, sondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben sei. Die richtige Erklärung der heiligen Schrift und der Rechtsurkunden, Erziehung und Unterricht jeder Art, die Anwendung der Gesetze auf vorliegende Fälle, die tiefere Geschichtsforschung und Darstellung, ein der menschlichen Natur angemessnes Heilverfahren, so wie jede methodische Behandlung der Menschen beruht auf geistigen Gesetzen, deren klare und zusammenhängende Erkenntniß jene Wissenschaft gewährt. Was ihre Geschichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieselbe in seiner Geschichte der Psychologie, Leipzig 1808, ausführlich behandelt), so lieferten schon die Griechen in zerstreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für diese Wissenschaft, z. B. Plato (man sehe Tennemann's System der platonischen Philosophie, 3ter Bd.) und Aristoteles in seinen Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in seinen Treatise of human nature, von Jacob übersetzt. Hartley, Locke (de intellectu humano), Montaigne in seinen Essais, Descartes (besonders in dem Buche de passionibus animae), Helvetius (de l'esprit de l'homme), Charles Bonnet (essai analytique sur les facultés de l'âme), von Irwing (Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen), Tetens (in seinen philosophischen Versuchen über die menschliche Natur ꝛc.), Tiedemann (Untersuchungen über den Menschen), Herder (in seinen Ideen zu einer Philosophie zur Geschichte der Menschheit), Feder u. v. A. Aber wissenschaftlich wurde die Erfahrung über die menschliche Seele zuerst gefaßt von Christian Wolf, der daher auch der Vater der empirischen Psychologie genannt wird (in seiner psychologia methodo scientifica pertractata. Fcf. et Lips. 1732, 4.), und die empirische Psychologie von der sogenannten rationellen oder metaphysischen, nicht immer glücklich, absonderte. Eine neue Periode dieser Wissenschaft beginnt durch die kritische Philosophie (s. d. Art.), deren Grundlage psychologisch ist. Kant eröffnete nicht nur in seinem größern Werke (nämlich Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft), sondern auch in der populären Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (Königsberg 1802, 2te Aufl.), der Psychologie manche neue Aussicht. Nach Kant und durch Kant's Schüler wurde die empirische Psychologie in mehrern Kompendien bearbeitet, von K. L. F. Schmid, H. L. Jacob, welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empirischen Psychologie nebst Kommentar über denselben herausgegeben hat, J. Ch. Hoffbauer in mehrern Schriften, Maaß, Kiesewetter, Snell, Olshausen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer sind zum populären Selbstunterrichte für Schüler und für ein größeres Publikum geeignet; die der Ersten sind strenger wissenschaftlich angeordnet und eignen sich mehr zu Vorlesungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empirische Psychologie G. F. Schulze (Grundriß der philosophischen Welt, 1r Th.), der genannte Fr. Aug. Carus (in 2 Thln., Leipz. 1808, 8.), und Chr. Weiß in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, Leipz. 1811, bearbeitet. Die neuesten Untersuchungen sind von G. F. Schulze, (psychologische Anthropologie, Gött. 1815), Herbart (Lehrbuch zur Psychologie, Königsb. 1816), und Eschenmeyer (Psychologie, Tübing. 1816). Einzelne Theile derselben sind von Maaß (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenschaften), Dirksen, (über die Stärke der Seele), Dedekind, Suabedissen u. A. besonders bearbeitet worden. Auch gehören hieher einige Werke des trefflichen Schubert, (z. B. Ahnungen des menschlichen Lebens und Symbolik des Traums).

Digitized by Google

Ptolemäer, der gemeinschaftliche Name der 13 griechisch-ägyptischen Könige, welche nach Alexanders Tode bis auf die Zeit, wo Aegypten eine römische Provinz ward, (ungef. 290 Jahre) herrschten. Sie heißen auch richtiger (weil sie nicht alle den Namen Ptolemäus führten) Lagiden, von Lagus, dem Stifter der Dynastie. 1. Ptolemäus Lagi, (d. i. des Lagus, eines Macedoniers, in der That Philipps Sohn) auch Soter (Retter, von den Rhodiern wegen geleisteten Beistands genannt), vorher Statthalter von Aegypten, regierte 39 J. und starb 284 vor Chr. Er verschönerte Alexandrien und gründete die berühmte Bibliothek daselbst. Sein Sohn und Nachfolger 2. Ptolemäus Philadelphus, ein sehr prachtliebender Fürst, soll Ptolemais und mehrere Städte und den Pharus (s. d. Art.), der jedoch von Einigen auch seinem Vater zugeschrieben wird, erbaut haben, st. 247 vor Chr. 3. Ptolemäus Evergetes, st. 221 v. Chr.; dessen Gemahlin war Berenice. Vorzüglich diese drei ersten Ptolemäer waren die Beschützer der Gelehrsamkeit in Alexandrien. Ueber sie und die übrigen Ptolemäer vergl. Alexandrinisches Zeitalter und Aegypten. Vaillant hat eine Historia Ptolemaeorum etc. geschrieben. Amst. 1701 Fol.

Ptolemais, s. Acre.

Ptolemäus (Claudius), ein berühmter Geograph, Astronom und Mathematiker, geb. zu Pelusium in Aegypten um das J. 70 nach Chr. Er lebte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antonius und Hadrian, soll gegen 80 Jahre alt geworden sein, und ist immer als der Erste unter den Astronomen des Alterthums angesehen worden. Er berichtigte das Fixsternverzeichniß des Hipparchus, und entwarf Tabellen, mittelst welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerst gesammelt und in ein System gebracht, welches er der Welt in seinem Werke *Μεγαλη Συνταξις* (aus 13 Büchern bestehend) übergab. (Basel 1538 Fol.). Das Weltsystem, welches er hier aufstellt, ist unter dem Namen des Ptolomäischen bekannt. (S. Weltsystem). Um das J. 827 wurde dieses Werk in's Arabische übersetzt, und aus dieser Uebersetzung, welche den Titel Almagest führt, ist es um das Jahr 1230 auf Antrieb des Kaisers Friedrich II. in's Lateinische übertragen worden. Außerdem gibt es noch andre Uebersetzungen dieses Werks aus dem Arabischen in's Lateinische. Eine andre wichtige Schrift des Ptolemäus ist seine Geographie in acht Büchern. Er folgte bei dieser Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erschienen war, bereicherte aber sein Werk mit zahlreichen Zusäzzen und Verbesserungen in Hinsicht auf die Längen und Breiten der Orte, so wie auf die Grenzen der verschiednen Länder und Provinzen; denn er ist als der erste Schriftsteller anzusehen, welcher die Lage der Orte auf diese Weise zu bestimmen suchte, auch enthält sein Werk die ersten Gründe der Theorie der Projectionen zur Verfertigung geographischer Charten. (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorem recogn. Montanus, Leyd. 1618 Fol.). So unvollkommen nun auch vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, so ist er dadurch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Außer diesen beiden Hauptwerken besitzen wir noch verschiedne andre Werke von Ptolemäus, deren Titel wir hier übergehen.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geschlechtsverschiedenheit sich in ihrem Gegensatze ausbildet,

die Kindheit zu Ende und in das Jugendalter übergeht. — Sie trit in den südlichen Ländern früher, in den nördlichen aber später ein. In unsern Gegenden kann man für das weibliche Geschlecht das Alter von 13—15 Jahren, für das männliche das von 14—16 Jahren als die gewöhnlichste Zeit ansehen, in welcher sie erfolgt, indem nicht blos das Klima, sondern auch manche individuelle, ja selbst äußre Umstände dazu beitragen, daß dies nicht in einem und demselben Lebensalter, sondern bald früher bald später geschieht. Das römische Recht, nach welchem sich aber eben so wenig als nach andern positiven Gesetzen die Natur in ihren Erscheinungen richtet, bestimmt für das weibliche Geschlecht das 12te, für das männliche das 14te Jahr als die Zeit der Geschlechtsreife und Mannbarkeit. Höchst merkwürdig sind die Erscheinungen körperlicher und physischer Art, welche gleichzeitig mit dieser Periode beobachtet werden, und theils von dem Mannbarwerden selbst, theils aber, und wahrscheinlich in der größern Zahl, von der Lebensthätigkeit abhängen, wodurch auch die Mannbarkeit ausgebildet wird. Wenn nämlich das Kindesalter ausgezeichnet ist durch ein Leben in der heitern Gegenwart und durch leichte Befriedigung in derselben, wenn in demselben stets alle Funktionen nur auf die Erhaltung des eignen Individuum hinwirken, wenn insbesondre die Geschlechtstheile, welche der Erhaltung der Gattung, also der Einwirkung in die Zukunft bestimmt sind, gleichsam nur vorgebildet und zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen noch nicht ausgebildet erscheinen: so ändert sich alles dies in der erwähnten Periode oft auffallend schnell und plötzlich, bisweilen unter lebhaften Stürmen. Da sieht man den vorher lebhaften und leicht befriedigten Knaben, das bisher unbefangne und heitre Mädchen zuerst sinnig und in sich gekehrt, die Einsamkeit suchend, und sich trennend von den Gespielen der Jugend, welche vom andern Geschlecht sind. Während dessen wird die Plastik des Lebens bedeutend erhöht, der Körper wächst gewöhnlich in kurzer Zeit schneller als vorher. Die Hoden vergrößern sich, oft unter Schmerzen, und fangen an, wirklichen Samen abzusondern; der Uterus bildet sich aus, und sondert das im Ueberfluß ihm zuströmende Blut in monatlichen Perioden, oft unter mancherlei krankhaften Gefühlen, aus; die Brüste wölben sich; in beiden Geschlechtern wird die Stimme zuerst rauh und unangenehm und erhält dann den metallischen reinen Ton, der im männlichen Geschlechte tief, im weiblichen zwar hoch, aber vom Kinderton sehr verschieden ist. Als Zeugen des Ueberschusses der bildenden Kraft brechen bei beiden Geschlechtern an den Geschlechtstheilen vorzüglich, jedoch auch an andern Orten, und beim werdenden Manne namentlich auch im Gesicht, Haare hervor. Nachdem diese Krisis überstanden ist: so steht der Jüngling und die Jungfrau in aller Blüthe und auf der Höhe des Menschenlebens wie verwandelt da. Gleichsam mit andern Sinnen betrachten sie die Welt und ihre Erscheinungen, im rosigen Glanze der Hoffnung erscheint ihnen die Zukunft, in der sie mehr als in der Gegenwart leben, das Reich der Ideen und Ideale geht ihnen auf, und sie werden zu den größten Anstrengungen aufgelegt, sie zu realisiren; ein mächtiger Trieb, in die Außenwelt einzugreifen, regt sich im Jüngling, während die Jungfrau schamhaft sich selbst es verbirgt, wozu sie berufen und welches ihr Wirkungskreis sei; und beiden leuchtet das goldne Bild der Liebe, von Himmelsglorie umstrahlt, aus lichten Fernen als Lohn der Mühen, als die höchste der irdischen Seligkeiten, die auch über das Grab hinüberreicht, entgegen. Das ist die goldne Zeit,

welche von Dichtern nicht genug gepriesen werden kann, deren Seligkeit nie wiederkehrt und an die jedes fühlende Herz mit Entzücken zurückdenkt; das ist aber auch die Zeit, die über das ganze künftige Leben entscheidet. Aber eben diese Epoche ist oft auch durch Krankheit getrübt und entstellt. Da trit sie bei einigen, in Folge früherer Krankheiten, welche die bildende Kraft schwächen, zu spät und unvollkommen ein, bei andern hingegen zu früh, und ist im erstern Falle gewöhnlich mit Kleinheit und Schwäche des Körpers, so wie mit einem verkrüppelten Geiste, im zweiten aber mit heftigen Stürmen verbunden, welche jedoch auch von zufälligen Ursachen abhängen können, die während dieser Epoche einwirkten und die Natur in ihrem Wirken störten. In dieser Zeit namentlich wird so leicht das Gefäßsystem überreizt, und Wallungen, Entzündungen, Blutungen oder allgemeine Vollblütigkeit sind die Folgen davon, die beim weiblichen häufiger, als beim männlichen Geschlechte vorkommen; oder das Nerven- und Geistesleben wird übermäßig erregt und aus seinen Schranken gerückt, und es entstehen daraus die mannichfaltigsten Formen krampfhafter Krankheiten, Fallsucht und Veitstanz, so wie sehr bemerkenswerthe Abweichungen der Geistesthätigkeiten, die sich bald als krankhafte Mitleidenschaft und Nachahmungssucht, Romanensucht und unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, mysteriöse Melancholie, oder als Schlafrednerei, Verzückung, Geisteserhöhung mit der Gabe der Weissagung und unter den anziehenden Erscheinungen des freiwilligen Somnambulismus wahrnehmen lassen. Ueberdies verschlimmern sich die Zufälle von Bildungsfehlern, die aus einer frühern Epoche herrühren (z. B. der Blausucht) gewöhnlich, so wie sich andre Krankheiten (z. B. des lymphatischen Gefäßsystems) von selbst heilen. Endlich beobachtet man nicht selten örtliche Leiden der Geschlechtstheile, Schmerzen, Röthe und Schleimausflüsse, die aber gewöhnlich nicht viel zu bedeuten haben, so wie auch in dieser ganzen Epoche und in der nächsten darauf folgenden Zeit die Brust in einem so erregten Zustande sich befindet, daß hier sich leicht Entzündungen bilden, die nicht nur selbst das Leben unmittelbar in Gefahr bringen, sondern oft auch den Grund zu Auszehrungen legen. Es sind das Zufälle, welche nur durch eine sehr weise und umsichtige Ausübung der Kunst gehoben und unschädlich gemacht werden können, und in denen (namentlich in den nervösen) der thierische Magnetismus Wunder thut, indem er zum Somnambulismus führt, zu dem in dieser Zeit ein großer Hang vorhanden ist. B. P.

Publicität, s. Oeffentlichkeit.

Publikum. Dieses Wort wird in ganz verschiednen Bedeutungen genommen, seit Jedermann lesen und schreiben und um einen geringen Preis sich ein Buch kaufen, und um einen noch geringern sich eins borgen kann. Die Kenntnisse sind so wohlfeil und so verbreitet, daß in den Städten eine allgemeine Gleichheit unter den Menschen eingeführt ist. Aus diesem Zustande der Gesellschaft ist nun dasjenige entstanden, was man das Publikum nennt. Das Wort Volk ist anders und edler. Es bezeichnet etwas Gegliedertes und Geordnetes, etwas worin Verhältnisse und Stufen sind, und kein bloßes Nebeneinander und Durcheinander. Noch edler ist das Wort Volk, wenn es von den Staatsbürgern genommen wird, von den wirklichen Aktionärs der Gesellschaft, und nicht bloß von denen, so als Schutzverwandte zwischen den eigentlichen Staatsbürgern wohnen. Das Nähere über diese Abstufungen findet sich in dem Art. Staatsverfassung angegeben.

Publicist, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer, weil man das Staatsrecht jus publicum nennt. Der gründliche Publicist verbindet mit dem Studium des Naturrechts, der Politik, Geschichte und Statistik eine umfassende Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigsten europäischen Staaten und desjenigen insbesondre, dessen Mitbürger er ist. Er muß aber auch außer der lateinischen, der deutschen, französischen und englischen Sprache, so wie der Kunst der schriftlichen Darstellung in größerm Grade mächtig sein. Gewöhnlich verstand man sonst unter einem Publicisten einen Kenner des deutschen Staatsrechts, des verwickeltsten und ausgebildetsten in Europa. Diese Gelehrsamkeit ist im praktischen Sinne mit dem deutschen Reiche untergegangen, wol aber noch im historischen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Positiven den Blick vom Allgemeinen abziehen, und einer klaren Ansicht des Ganzen nachtheilig werden. Gesunde Begriffe vom Staatsrecht überhaupt, eine gründliche Einsicht in das Wesen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandnen Verhältnisse, und ein Geist, der einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet ist, dies sind die unerlaßlichen Eigenschaften eines guten Publicisten. Jeder Diplomatiker muß in diesem Sinne Publicist sein; und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieser gereifte und gebildete Geist der Staatsweisheit in den Kabinettern der europäischen Mächte den Vorsitz führt! Es ist ein Verdienst der deutschen Publicisten und des aus dem Charakter der Deutschen hervorgegangnen öffentlichen Rechts im ehemaligen heiligen römisch-deutschen Reiche, daß die deutsche Staatskunst in der Theorie streng die Grundsätze des Rechts beachtete, und in allen Formen, so verworren sie übrigens sein mochten, die klare Ansicht des Gesetz- und Verfassungsmäßigen fest im Auge behielt. Auch in dieser Hinsicht ist die echt publicistisch-historische Darstellung des baierschen Erbfolgestreites und ähnlicher öffentlicher Staatshändel, wie über die Schelde, in von Dohm's Denkwürdigkeiten I. II. sehr lesens- und beherzigungswerth, damit unsre jungen Diplomatiker nicht glauben, Alles gethan zu haben, wenn sie Flassan's Hist. de la diplomatie française einige Male durchlesen. Als Sammlungen und Handbücher zum Studium der neuern Diplomatik sind von Martens Recueil des principaux traités (von 1761 bis 1808) T. XI. (2 Ed. 1817) und dessen Nouveau Recueil des Traités d'Alliance, de Paix etc. (von 1808 bis 1818. T. III. Götting. 1817), ferner Schoell's Recueil de pièces officielles 12 vol., Koch's Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage refondu et continué jusqu'aux traités de Paris de 1815, par Schoell, 15 vol. Paris 1818, Klüber's Akten des wiener Congresses 7 Bde. und des Freiherrn Carl v. Martens Manuel diplomatique (Leipz. Brockhaus) 1822 zu empfehlen. Was ehemals die kaiserlichen Wahlcapitulationen den deutschen Publicisten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird bei der deutschen Bundesversammlung wieder der Fall sein. K.

Pufendorf (Freiherr Samuel von), einer der ersten und größten deutschen Naturrechtslehrer, Publicisten und Geschichtsforscher, geb. 1632 im Dorfe Chemnitz, bei Chemnitz im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er auf der Fürstenschule zu Grimma, dann auf den Universitäten zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er sich mit Eifer dem allgemeinen und deutschen Staatsrechte, indem er dabei das philosophische oder Naturrecht zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena, und die Philosophie, welche er nach Descartes studirte, bildeten

ſein wiſſenſchaftliches Talent aus. Vergeblich bewarb er ſich um eine Stelle in ſeinem Vaterlande, und nahm daher 1658 die Stelle eines Hofmeiſters in dem Hauſe des königl. ſchwediſchen Geſandten, Herrn von Coyet, am däniſchen Hofe an, begab ſich mit ſeinem Zöglinge nach Kopenhagen, ward aber, da eben der Krieg zwiſchen Dänemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des ſchwediſchen Geſandten verhaftet. In dieſer Lage, welche acht Monate lang dauerte, beſchäftigten ihn Grotius und Hobbes Anſichten über Recht und Staat vorzüglich. Als Ergebniß ſeines philoſophiſchen Nachdenkens erſchienen 1660 zu Haag ſeine Grundſätze der allgemeinen Rechtswiſſenſchaft (**Elementa jurisprudentiae universalis**). Der gelehrte Kurfürſt von der Pfalz, Carl Ludwig, welchem er ſie zugeeignet hatte, nahm dieſe Schrift mit ſolchem Beifall auf, daß er für ihn eine beſondre Profeſſur des Natur- und Völkerrechts — die erſte in Deutſchland — 1661 ſtiftete. Hier lehrte er bis 1670, wo ihm der König von Schweden, Carl XI., eine Profeſſur des Naturrechts auf der neuerrichteten Univerſität zu Lund in Schonen ertheilte. Dort ſchrieb er ſein Werk über das Naturrecht (**De jure naturae et gentium, Lund.** 1672), welches jenes frühere verdrängte und ſich durch Deutlichkeit, ſyſtematiſche Ordnung und Folgerichtigkeit ſehr empfahl; bald darauf das kleinere Kompendium, oder vielmehr den Auszug des genannten Werks **de officio hominis et civis** (Lund. 1673), welche Schrift unzählige Ausgaben und Ueberſetzungen erhalten hat. Da Pufendorf in dieſen Schriften ſich von der bisher beliebten ſcholaſtiſchen Art zu philoſophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte: ſo konnte es ihm an heftigen Gegnern in der damaligen Zeit nicht fehlen, die aber durch ſein geiſtiges Uebergewicht und ſeine Verbindungen überwand. So verſchieden man auch jetzt über dieſe Schriften Pufendorf's urtheilen mag, ſo iſt doch das nicht zu leugnen, daß Pufendorf in der Geſchichte des Naturrechts Epoche gemacht hat. Ihm ſchwebte noch klarer, als früher dem Grotius, die Idee einer Wiſſenſchaft vor, welche unabhängig von allem Einfluſſe des poſitiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältniſſe bloß nach Geſetzen der Vernunft beſtimmen ſollte. Sein Naturrecht war eine philoſophiſche Moral über die rechtlichen Verhältniſſe der Menſchen gegen einander, welche von der chriſtlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er ſtellte als Grundlage des Rechts mit Grotius die Socialität (Geſelligkeit) auf, welche der chriſtlichen Nächſtenliebe ſehr verwandt iſt, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. Nicht minder machte Pufendorf im deutſchen Staatsrechte Epoche. Noch als Profeſſor in Heidelberg ſchrieb er auf Anregung des Kurfürſten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch **de statu reipublicae Germanicae**, welches er ſeinem Bruder Eſaias Pufendorf, der ſich damals als ſchwediſcher Geſandter in Paris aufhielt, zuſchickte, und durch denſelben zum Drucke befördern ließ. Er ſtellte in demſelben Deutſchland als einen republikaniſchen Körper dar, deſſen ſchlecht zuſammengefügte Theile ein abenteuerliches Ganze bildeten. Gegen dieſes Buch, welches ſeit 1667 in mehrern Ausgaben und Ueberſetzungen erſchien und das größte Aufſehn erregte, erhob ſich von allen Seiten ein großer Kampf; Pufendorf, der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathſam, ſich als Verfaſſer deſſelben zu nennen, als welcher er erſt nach ſeinem Tode mit Gewißheit bekannt worden iſt. Wir übergehen andre ſeiner ſtaats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er ſich nach Stockholm,

wo er zum Staatssekretär, königl. Hofrath und Historiographen ernannt wurde. Hier schrieb er, ebenfalls in lateinischer Sprache, die Geschichte von Schweden seit Gustav Adolphs Feldzug in Deutschland, bis auf die Abdankung der Königin Christine (De rebus Suecicis, Traj. ad Rh. 1676), und die Geschichte Carl Gustavs (De rebus a Carolo Gustavo gestis. 2 Voll. fol. Nuremb. 1696), ferner in deutscher Sprache seine Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten (Frankf. 1682) 3 Theile, späterhin von Oehlenschläger fortgeführt, und von Martiniere in's Französische übersetzt. Diese Schriften vermehrten seinen Ruhm so sehr, daß er von dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin, als Hofrath und Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer, und den Auftrag erhielt, das Leben dieses Fürsten zu schreiben, welches er unter der Regierung seines Sohns, Friedrichs III., vollendete. 1690 ward er kurbrandenburgischer geheimer Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Carl XI., in den Freiherrnstand erhoben. Den Antrag aber, des Kaisers Leopold Leben zu schreiben, lehnte er, ungeachtet der großen Versprechungen, die man ihm machte, standhaft ab. Er endigte sein thätiges Leben zu Berlin 1694, in einem großen Ansehn, welches er sich durch Geist und Gelehrsamkeit, so wie nicht minder durch seinen Charakter erworben hatte.

Pugatschew (Jemeljan), der Sohn eines Kosacken, geb. 1726 zu Simoweisk, einem kleinen Dorfe am Don, spielte in Rußland eine wichtige, wenn gleich nur kurze Rolle. Schon jung beschäftigte er sich mit dem Handwerke des Kriegs und des Raubens, und ward Anführer einer Bande. Doch entfernte er sich in der Folge aus seinem Vaterlande, nahm im siebenjährigen Kriege beim preußischen Heere Dienste, begab sich dann zur österreichischen Armee, wo er im Kriege gegen die Türken als Kosack mit zu Felde zog, und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In sein Vaterland zurückgekehrt, suchte er, ein feuriger, wilder, unbändiger Mann, ganz in dem Geiste seiner Nation, unter seinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszustreuen, ward aber bald darauf, wegen seines unruhigen Betragens, zu Maikowka an der Wolga eingezogen, und nach Kasan in's Gefängniß geschickt. Hier wußte er sich zu befreien, ging nun weiter östlich nach Jaizkoi, und da er hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten gestimmte Gemüther fand, so faßte er, verführt durch einige Bekannte, die zwischen ihm und dem verstorbnen Kaiser Peter III. einige Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Gedanken, sich selbst für Peter III. auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht man habe statt seiner einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgesetzt, Peter aber sei verkleidet entkommen, und erscheine nun nach langem Herumirren unter seinen getreuen Kosacken, von deren Unterstützung er die Wiedererlangung seiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte August 1773 aus, wo ein Manifest im Namen dieses Pseudo-Peters verbreitet wurde. Von neun Mann, woraus anfangs sein Anhang bestand, hatte sich dieser schon im Sept. auf 300 vermehrt; überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache versprach. Sein Anhang vermehrte sich noch durch 500 Ueberläufer aus der Festung Jaizkoi, die er auffoderte; bald traten noch mehrere, und besonders auch die Roskolniken (s. d. Art.) hinzu. So eroberte er mehrere Festungen, beging dabei furchtbare Grausamkeiten, und nachdem er nun auf 5000 Mann stark, und mit 36 Kanonen versehen

war, belagerte er, obwol vergebens, die Festung Orenburg. Indeſſen verſtärkte ſich ſein Anhang bis auf 16,000 Mann. Der Zulauf von ganzen Nationen, Baſchkiren, Wotjäken, vielen Tataren ꝛc. ward immer größer, und die Gefahr drohender. Sogar die alte, große Hauptſtadt des Königreichs Kaſan eroberte er, und nahte ſich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Aber der Oberſte Michelſon war es, der durch die höchſten Strapazen, durch die gefahrvollſten Mühſeligkeiten dieſem Rebellen einen Schlag nach dem andern beibrachte, und eben als die Gefahr am höchſten und bereits Moskau bedroht war, ihn abſchnitt. Von ſeinen Anhängern verlaſſen, ja ſelbſt verrathen, ward Pugatſchew gefeſſelt dem General Suwarow übergeben, und hierauf am 10. Juni 1775 nebſt den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet, — das einzige Todesurtheil, welches unter Catharinens Regierung vollzogen worden iſt. — So endete dieſer Aufruhr, der über 100,000 Menſchen, und überhaupt mehr als irgend einer der blutigſten Feldzüge koſtete. Hätte Pugatſchew eben ſo viel Klugheit, als Muth und Entſchloſſenheit gehabt, er würde ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle geſpielt haben, ſtatt daß er nun als Rebell und Böſewicht ſein Leben auf dem Schaffotte endete.

Pulci (Luigi), einer der namhafteſten Dichter Italiens. Er war 1431 zu Florenz geboren, und der jüngſte von drei Brüdern, welche ſämmtlich als elegante Schriftſteller aufgetreten ſind. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er mit Lorenz von Medici und Polizian in vertrauten Verhältniſſen ſtand. Sein epiſches Gedicht Il Morgante maggiore, worin er die abenteuerlichen Thaten des Rinald und des Rieſen Morgante erzählt, ſoll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Geſänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgeleſen haben. Durch eine Vergleichung mit Arioſt und Taſſo kann Pulci nur verlieren. Phantaſie iſt ihm nicht abzuſprechen; aber es fehlt ihm an ſinnreicher Erfindung, an Geſchmack und feinem Urtheil. Die Vermiſchung des Höchſten und Ernſteſten, des Heiligſten mit dem Burlesken und Gemeinen iſt im Geiſte ſeiner Zeit, der darin nichts Anſtößiges fand, erſcheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart iſt reich an echt toskaniſchen Redensarten, ſein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn deſſen ungeachtet dem Arioſt vorzieht, beweiſt er dadurch nur ſeine Geſchmackloſigkeit. Außerdem ſind von ihm noch verſchiedne andre Werke gedruckt, die wir übergehn. Von ſeinen beiden Brüdern ſchrieb Bernardo eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medici, eine andre auf die ſchöne Simonetta, ein Gedicht auf die Paſſion Chriſti und eine Ueberſetzung von Virgil's Eklogen; Luca aber Stanzen auf das Turnier des Lorenzo von Medici, heroiſche Epiſteln, eine Paſtoralromanze unter dem Titel: Driadeo d'Amore, und eine epiſche Romanze (wahrſcheinlich die erſte in italieniſcher Sprache), unter dem Titel: Il Ciriffo Calvanco.

Pulcinella (Policinell), eine bekannte italieniſche Maske. Den Namen Pulcinella leitet der Abt Galiani von einem mißgeſtalteten, aber luſtigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte des vor. Jahrh.) ab, der ihn, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht, erhalten habe, und der nach ſeinem Tode zur Beluſtigung des Volks, dem er wohl bekannt geweſen, auf das Marionettentheater von San Carlo ſei gebracht worden. Wahrſcheinlicher noch iſt die Erzählung von dem Urſprung

tiefes Namens, welche Rehfuses in seinem Gemälde von Neapel mittheilt. Eine Schauspielergesellschaft kam zur Zeit der Weinlese zu Acerra an, und ward von den Weinbauern, die sich zu dieser Zeit der ausgelassensten Fröhlichkeit überlassen, mit Scherz und Witz auf alle Weise geneckt, woraus sich ein Wortkrieg entspann, in welchem sich auf der Seite der Bauern ein gewisser Puccio d'Aniello vor allen durch seinen satirischen Geist, wie durch seine burleske Gestalt auszeichnete. Die Schauspieler mußten ihm weichen. Sie beschlossen, als ihr Aerger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Gesellschaft zu treten. Er erschien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare, und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man seine Maske auch nach seinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm besser zu gleichen, eine Maske mit langer schwarzer Nase; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitanischer Sitte Pulcinella. Noch jetzt ist diese Maske das Entzücken der Neapolitaner. Ihre Kleidung sind gegenwärtig weite weißwollne Unterhosen, ein großes Oberkleid von demselben Stoff mit weiten Ermeln, festgemacht mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil; auf dieses Oberkleid sind Herzen von rothem Tuche genäht, unten ist es mit einer Franze eingefaßt. Um den Hals trägt Pulcinella eine Leinwandkrause, auf dem Kopfe eine weiße wollne Mütze, deren lange Spitze in einem rothen Büschel endigt; drei Viertel des Gesichts sind mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase ist krumm und spitz, wie ein Vogelschnabel. Aber diese Maske figurirt nicht bloß auf dem Theater; man sieht sie in Neapel bei allen Volksfesten, vornemlich beim Karneval.

Pulk, s. Kosacken.

Puls (von pulsus, der Schlag), ist die Bewegung der Arterie, die durch ihre abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung entsteht, und in der Empfindung als ein Anschlagen wahrgenommen wird. Diese Bewegung ist in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arteriensystems, am stärksten, und pflanzt sich von da durch die großen und kleinen Aeste der Arterien bis in die kleinsten Verzweigungen in gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, so daß in jeder, auch der kleinsten Arterie zu derselben Zeit und in derselben Folge nach einander der Puls Statt findet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächst unter der Haut liegen, kann man das Schlagen an der aufgelegten Fingerspitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehrere Zoll lang an dem Knochen so frei liegt, daß man das Schlagen derselben über dem Handgelenke deutlich fühlen kann, und daher auch gewöhnlich diese Stelle zur Untersuchung des Pulses wählt; man könnte ihn aber auch an jeder andern Arterie fühlen und sehen, wenn man sie von dem umgebenden Theilen entblößte. Dieses abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen des Herzens und der Schlagadern ist Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr specifisches Leben, und der Zweck dieser Bewegung, die jedoch weder allein von dem Herzen, noch von den Adern, noch von dem Strome des Blutes, sondern von diesen drei Ursachen zusammen, herrührt, ist, die Masse des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeste und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überströmen zu lassen. Das Herz zieht sich zusammen, verengert dadurch seinen innern Raum, und preßt folglich die Blutmasse, welche

in ihm ist, in die nächste große Arterie. Diese erweitert sich, und nimt die zuströmende Blutwelle auf, dann zieht sie sich ebenfalls zusammen und treibt das empfangne Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung setzt sich nun die abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der Schlagadern fort, und befördert den wogenden Strom des Blutes, der sich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne diese Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerst erhalten hat, durch die stete Vertheilung aber immer schwächer wird, in den feinern Schlagadern stocken. Das Blut selbst ist auch ein mächtiger Reiz zu dieser Bewegung. Indem es in den Lungen sich mit Sauerstoff versehen, aus schwarzem in rothes Blut verwandelt hat, strömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in seinen vorher reizlosen Bestandtheilen mit neuem Lebensreize versehen, von dem Mittelpunkt aus. So zeigt also der einzelne Pulsschlag die Kraft der Arterie, in der schnellkräftigen Ausdehnung und Zusammenziehung, und den Reichthum der Blutmasse an frischem Lebensstoffe. Weil aber von diesem die vorher indifferente (schlafende) Masse durch den Beitrit des Sauerstoffs erst zum Leben der organischen Faser und zur Zusammenziehung fähig gemacht, und auf die höhere Stufe des organischen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche schon in dem Herzen und der Arterie selbst ihre Herrschaft und Verrichtung am kräftigsten ausübt: so ist der Puls auch eine äußere Offenbarung der Kraft der Irritabilität. Da ferner in dem Organismus das höhere Leben das niedre beherrscht, und daher alle Funktionen, also auch die des Blutsystems, unter der Herrschaft des Nervensystems stehen, welche sie zu dem Einen Zwecke des Organismus vereinigt und regelt: so offenbart sich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervensystems, der Grad von Lebensthätigkeit desselben. Da endlich auch die Funktion des Nervensystems selbst nur der Ausdruck der realen Darstellung des organischen Lebens ist, die wir Naturkraft nennen (s. d. Art. Physiologie), so ist der Pulsschlag auch überhaupt eine einzelne Aeußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beschaffenheit der Blutmasse, von dem Grade der Kraft des arteriellen Systems, von der Art der Einwirkung des Nervensystems, und dem Stande der organischen Naturkraft überhaupt, und so vielfältig die Blutmasse in ihrer Mischung, das Arteriensystem in dem Stande seiner Funktion, das Nervensystem in seiner Einwirkung, die Lebenskraft selbst in ihrer Energie abweichen kann, so vielfältige Abänderungen des Pulsschlages müssen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptsächlichsten Rücksichten bei dem Pulse sind nun theils die Zahl der Schläge, welche in einer gewissen Zeit auf einander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dies geschieht, theils die Art, wie jeder einzelne sich darstellt. In erstrer Rücksicht ist also die Zahl der Pulsschläge häufiger oder seltner; in stets gleichem Zeitmaße, ordentlich; oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich; ungleich, in Rücksicht der Folge auf einander, des Anschlags, der Stärke; aussetzend, so daß nach einem Schlage oder mehrern Schlägen einer fehlt, ꝛc. In der zweiten Rücksicht ist der Puls in seinen einzelnen Schlägen stark oder schwach; die Ausdehnung der Ader schnell oder langsam; in Einem Schlage oder unterbrochen und in Absätzen; dem äußern Drucke widerstehend oder nachgebend (hart oder weich); mit vie

oder wenig Blutmasse versehen: voll oder leer; in seiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend: groß oder klein. Der regelmäßige Stand aller dieser Bestimmungen ist aber eben so verschieden, als der Stand des Lebens in dem organischen Cyklus, den es durchläuft, nach den verschiednen Lebensaltern; in der Spaltung des schaffenden und bildenden Charakters, nach den zwei verschiednen Geschlechtern; in der realen Darstellung der Lebensidee, nach den verschiednen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreise des Lebens im Sonnenlicht und in der Finsterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsbewegungen ꝛc. verschieden ist. Bei dem Kinde erreicht der Regelpuls die höchste Zahl; er schlägt in der Zeitabtheilung einer Minute hundert, bis hundert und zehn Mal, ist dabei gleichmäßig, schwach, schnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jünglinge hat die Zahl schon etwas abgenommen, sie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei ist der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas schnell und lebhaft, etwas stärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachsnen beträgt die Zahl 75, der Puls ist sehr gleichmäßig, kräftig, oder gemäßigt, zwischen weich und hart schwebend, eben so im Mittel zwischen voll und leer, zwischen groß und klein. Im Greisenalter sinkt die Zahl der Schläge auf 63, auch wol auf 60. Der Puls ist zuweilen ungleichmäßig, stark aber langsam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geschlecht ist der Puls, im Verhältnisse zu dem des männlichen Geschlechts, häufiger, schwächer, schneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner. Bei dem sogenannten sanguinischen Temperament ist der Puls häufiger, lebhafter, weicher und voller; bei dem cholerischen weniger häufig, gemäßigter, härter, stärker; bei dem phlegmatischen langsamer, schwächer, weicher, voller; bei dem melancholischen langsam, hart und stark. Frühmorgens ist der Puls sparsamer, langsamer, gemäßigter; Nachmittags und zum Abend hin wird er häufiger, schneller, lebhafter. Bei dem Genusse von Pflanzennahrung ist er gemäßigter, langsamer, schwächer, voller, weicher; bei Fleischnahrung, nach dem Genusse von Gewürzen, geistigen Getränken wird er häufiger, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er häufig, lebhaft, schnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langsam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserschütterungen und heftigen Leidenschaften wird er beschleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude häufig, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er schwach, langsam, weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchst wichtiges Zeichen des innern Zustandes des Organismus sein kann, aber auch, welche sorgfältige und genaue Beobachtung, Rücksicht auf alle Verhältnisse, und Uebung in der Untersuchung und Beurtheilung der feinen Unterscheidungen nothwendig sind, wenn er für den Arzt es werden soll. Wenn z. B. die Art des Pulses, welche bei dem Kinde Regel ist, bei einem Erwachsnen Statt fände: so würde dieser in bedeutendem Zustande von Krankheit sich befinden, und wenn ein Mensch den Puls des Morgens hätte, der am Abend sein Regelpuls sein kann, so würde er ebenfalls krank sein, ꝛc. Jede Abweichung von dem Regelpuls eines Menschen deutet folglich auf einen krankhaften Zustand. Bei Schwäche des Organismus überhaupt, besonders des irritabeln Systems, bei abweichender Beschaffenheit der Blutmasse, Mangel an

gut assimilirtem Nahrungsstoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Oxygens, ist der Puls weniger häufig, schwach, langsam, weich, doch kann er dabei voll, zuweilen auch groß sein. Ist das Geschäft der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in seiner Regel so zerrüttet, daß es sich der Herrschaft des Nervensystems entzieht: so entsteht der Zustand, den wir, wenn er allgemein ist, Fieber, wenn er örtlich ist, Entzündung nennen, und der Puls ist dann häufiger, als die Regel erfodert. Ist dabei die Kraft der Irritabilität selbst erhöht oder doch ungeschwächt: so ist der Puls zugleich hart, oft auch stark, schnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, schnell und klein; ist aber die Irritabilität im Sinken, so ist bei dem fieberhaften Zustande der Puls zwar häufig, zuweilen noch voll, zugleich aber weich, oft auch schwach und klein. Diese Beschaffenheit des Pulses nimt zu, je mehr die Irritabilität herabsinkt, so daß er, wenn sie dem Erlöschen nahe kommt, nur noch als schwaches Zittern der Arterie bemerkbar ist. Ist die Einwirkung des Nervensystems unregelmäßig, oder über die Regel verstärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und gesteigerter Sensibilität, bei empfindlichem, reizbarem Nervensystem: so entsteht oft ein häufiger, ein ungleicher, unordentlicher, aussetzender Puls, wie bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondristen und Hysterischen. Bei mechanischen Hindernissen des Kreislaufs, z. B. Wassersucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien ꝛc. entsteht ein ungleicher, aussetzender Puls. Da der Puls ein so wichtiges Zeichen ist, den innern Zustand des Organismus zu erkennen: so war es natürlich, daß die Aerzte jedes Zeitalters sich bemühten, durch genaue Beobachtung desselben seine Bedeutung in Rücksicht des innern Zustandes zu erforschen. Zwar ist es zweifelhaft, ob Hippokrates genauere Kenntniß von dem Pulse gehabt habe. Doch wurden bald nach ihm die Aerzte, besonders aus der alexandrinischen Schule, auf die wahre Bedeutung desselben aufmerksamer. Obgleich ihre Erklärungen desselben, wegen mangelhafter Kenntnisse der Anatomie und Physiologie, noch verschieden und schwankend waren: so vermehrten sie doch die Hülfsmittel zur Unterscheidung der einzelnen Krankheiten durch sorgfältige Beobachtung des Pulses in denselben schon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm schon den Pulsschlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Kappadocien erklärte ihn (wie schon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine natürliche und dem Willen nicht unterworfne Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beschrieb die vielen einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verschiedne Schriften über den Puls geschrieben. Von Galen an machte die Lehre des Pulses wenig oder gar keine Fortschritte; Galen war, wie in der Medizin überhaupt, so auch hier der Führer der Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch. Durch Harvey, der zuerst den Umlauf des Blutes unumstößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaser durch Versuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulse neues Leben, Bestimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach diesen haben nun mehrere Physiologen durch genaue Bestimmungen, durch gesammelte Erfahrungen über die Abänderungen und

Anzeigen desselben in Krankheiten, durch Festsetzung seiner Bedeutung, als Zeichen zur Unterscheidung und Erkenntniß der Krankheitszustände, und zur Vorherbestimmung der Vorgänge im weitern Verlauf der Krankheiten und deren Entscheidung, die Lehre vom Pulse immer weiter ausgebildet. H.

Pulsadern (arteriae), diejenigen Adern, welche das Blut aus dem Herzen führen, im Gegensatz der Blutadern (venae), in denen es dahin zurückkehrt. S. die Art. Adern, Blut und Puls.

Pulsadergeschwulst, s. Anevrisma.

Pultawa, eine befestigte Stadt in Rußland, am Flusse Worskla, ehemals in der Statthalterschaft Ekaterinoslaw. 1797 wurde sie mit ihrem ganzen Kreise zum Gouvernement Klein-Rußland geschlagen, 1802 aber ein eignes Gouvernement Pultawa (von 762 Q. M. mit 1,350,000 Einw.) gebildet, worin sie die Hauptstadt ist. Sie zählt 9000 Einw., und ist merkwürdig wegen der Schlacht, in welcher am 27. Jun. 1709 Peter der Große Carl XII. schlug. (Vergl. Peter I. und Carl XII.). Zu ihrem Andenken steht auf einem großen Platze vor der Kirche zur Auferstehung Christi eine Säule und auf dem Schlachtfelde ein Obelisk.

Pulver, 1) überhaupt jedes staubförmige Material. 2) Schießpulver, s. d. Art.

Pulververschwörung. Als König Jacob I. von England, welcher nach dem Tode der protestantisch gesinnten Elisabeth (1603) den Thron bestiegen hatte, zweideutigere religiöse Gesinnungen äußerte, als seine Vorgängerin, wiewol er sich zur protestantischen Religion bekannte, hatten die Katholiken große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Diese gingen jedoch nicht in Erfüllung. Einige wenige Katholiken, von religiöser Wuth entflammt, und von den Jesuiten unterstützt, entwarfen daher den gräßlichsten aller Mordplane. Sie wollten den König, der den 5. Nov. 1605 in der Parlamentsversammlung erscheinen sollte, nebst sämmtlichen Mitgliedern des Hauses der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermasse in die Luft sprengen, dann dessen Tochter Elisabeth gefangen nehmen, und zur Königin ausrufen, alle Katholiken unter ihre Fahnen bringen, und die katholische Religion zur herrschenden erheben. Die Verschwornen waren nicht zahlreich. Einer derselben, Thomas Percy, miethete ein Gewölbe unter dem Palaste des Parlaments, und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver, und grub nebst seinen Mitverschwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war alles zur Ausführung bereit, als Mounteagle (Freund eines Verschwornen) kurz vor dem bestimmten Schreckenstage ein namenloses Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht in's Parlament zu gehen, weil daselbst „ein schrecklicher Schlag von unsichtbarer Hand erfolgen werde." Er zeigte das Billet dem Staatssekretär, Grafen von Salisbury, dieser dem Könige, welcher sogleich das Dasein einer Pulvermine vermuthete, und die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5. Nov. unter dem Vorwande eines geschehnen Diebstahls durchsuchen ließ. Dies führte zur Entdeckung. Man traf daselbst einen äußerst verwegnen Menschen, Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver anzünden, und sich selbst mit in die Luft sprengen wollte, brachte ihn zur Anzeige der Mitverschwornen, ließ sie einziehen, und, wenn sie sich bewaffnet widersetzten, niederschießen. Die meisten derselben wurden zu-

gleich mit dem Provinzialpater der Jesuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die sehr verdächtigen Jesuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwiesen. Jacob bewies sich hierbei sehr gemäßigt und schonend, erklärte die übrigen Katholiken, der Wahrheit gemäß, für unschuldig, führte aber doch, weil sie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of Allegiance) ein, vermöge dessen Jeder, der ein geistliches, und seit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Papstes entsagen mußte, wodurch alle Katholiken von der Anwartschaft zu Aemtern ausgeschlossen wurden.

Pumpe ist überhaupt jede Maschine, wodurch eine Flüssigkeit in einer Röhre mittelst des Auf- und Niederstoßens eines darin fest anschließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luftpumpen (s. d.) und Wasserpumpen. Die Einrichtung der letztern, wie man sie über Brunnen anbringt, um das Wasser auf eine bequeme Art heraufzuheben, ist eben so einfach als sinnreich. Eine einfache Röhre, welche senkrecht im Wasser steht, ist das Hauptstück der Pumpe. Sie ist bei den gemeinen Pumpen aus zwei Stücken zusammengesetzt, von welchen das untre noch über dem Wasser hervorragt, spitzig zuläuft und mit seiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verschließt da, wo es in das obere Stück eingefügt ist, ein nach oben sich öffnendes Ventil oder eine Klappe von starkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet sich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er ist durchbohrt, unten mit einer sich ebenfalls nach oben öffnenden ledernen Klappe (Ventil) versehen und oben an der Zugstange befestigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, so entsteht zwischen ihm und dem Ventil des untern Stücks der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem sich das Wasser von unten in die Höhe drängt, weil die äußre Luft auf das Wasser im Brunnen drückt. Beim Hinaufdrängen in den luftleeren Raum stößt das Wasser die nach oben sich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; diese wird aber wieder verschlossen, sobald der Kolben zurück- oder niedergestoßen wird. Das eingedrungne Wasser kann also nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch seine eigne Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, dessen Boden sich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; sie wirkt auf das in der Röhre befindliche Wasser; dieses hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und strömt bei fortgesetzter Bewegung des Kolbens so lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. Uebrigens lassen sich alle Pumpen in drei Arten abtheilen: in Saugpumpen, Druckpumpen, und solche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken, in sich vereinigen. Bei der Druckpumpe ist der Kolben unterhalb des Wasserstandes angebracht; bei der Saugpumpe aber oberhalb desselben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß steigen, ja noch unter diesem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Wasser nicht höher gehoben wird (s. Atmosphäre). In den vereinigten Saug- und Druckwerken steigt zwar das Wasser wie in der Saugpumpe; aber der Kolben ist hier voll, und wenn das Wasser bis an seine Basis gelangt ist, so treibt er dasselbe beim Herabsteigen wieder zurück, und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten.

Pumpernickel, ein in Westphalen, besonders im Münsterschen und Osnabrückschen, aus Rockenschrot gebacknes, grobes, schwar-

zes Brot, wovon ein einziges oft gegen 60 Pfund wiegt. Die Sage, daß es seinen Namen der Spottrede eines Franzosen verdanke, welcher gesagt haben soll: solch Brot sei Bon pour Nickel (worunter er sein Pferd verstand), scheint die Erfindung eines lustigen Kopfs zu sein.

Punier, eigentlich Phönizier, und punisch, phönizisch, dann aber auch für Karthaginenser und karthaginensisch, weil Karthago eine phönizische Kolonie war. Ueber die punischen Kriege s. Karthago, Rom und Hannibal. Die punische Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und daher zum Sprichworte geworden.

Punkt, in der Geometrie, nach Euklides Erklärung, eine Größe, die keine Theile hat, oder untheilbar ist. Ein Punkt, welcher fortbewegt wird, beschreibt eine Linie. Siehe auch Interpunktion und Bepunkten.

Punktation heißt jede Schrift, worin die Hauptpunkte eines zu schließenden Vertrags enthalten sind, und aus welcher erst, sobald sie gegenseitig angenommen worden, auf Vollziehung geklagt werden kann, Entwurf zu einem Vertrage.

Punktirte Manier, s. Kupferstecherkunst.

Punt (Joh.), geb. zu Amsterdam 1711, Kupferstecher, Maler und einer der berühmtesten Schauspieler Hollands, bewies an sich die Verwandtschaft der schönen Künste. Nachdem er sich 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländischen Melpomene, verheirathet hatte, betrat er selbst das Theater von Amsterdam. Schon in seiner ersten Rolle als Rhadamist zeigte er seine Meisterschaft. Heroische kräftige Rollen wurden trefflich von ihm dargestellt. Nachdem er 1744 Witwer geworden, zog er sich von der Bühne zurück, und nahm den Grabstichel wieder. Er beschäftigte sich besonders damit, die von Rubens für die vier großen Gallerien der Jesuiter-Kirche zu Antwerpen gemalten 35 Deckenstücke zu stechen. Jacob de Witt hatte sie sechs Jahre früher, als dieses prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punt's Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geschmack und aller Freunde der Künste geworden. In dieser ausgezeichneten Gesellschaft unterhielt er sich gern über dramatische Dichtkunst und Deklamation, und bildete durch Nachdenken seine natürlichen Anlagen für die letztre aus. Nachdem er sich 1748 mit der Tochter eines Gemäldehändlers, Anna Maria Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunsche nach und betrat 1753 das Theater mit dem ungemeinsten Beifalle wieder. 1755 erhielt er den einträglichen Posten eines Kastellans des Schauspielhauses, welcher ungefähr mit dem Posten eines Direktors gleichbedeutend war. Um dieselbe Zeit vertauschte er den Grabstichel mit dem Pinsel, dem er einen Theil seiner Wohlhabenheit verdankte. Er malte Porträts, Landschaften und selbst historische Bilder, und lebte glücklich und geachtet, als er 1771 zum zweiten Male Witwer wurde. Dem Wunsche seiner sterbenden Gattin gemäß; verheirathete er sich im folgenden Jahre mit der berühmten tragischen Schauspielerin, Catharine Elisabeth Fokke, und sah kurze Zeit darauf seine ganze Habe durch den Brand des amsterdamer Schauspielhauses vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, sein und seiner Gattin Leben zu retten. Sein Sterbejahr ist uns nicht bekannt.

Pupille, 1) Augapfel, s. Auge; 2) der Pupill, die Pupille,

soviel als Mündel, der einem Vormund untergeordnete Unmündige. S. Minorennität.

Puppe, s. Insekten.

Purgatorium, 1) (purgatio spiritualis oder canonica) Reinigungseid, s. Eid; 2) in der Lehre der römisch-katholischen Kirche das Fegefeuer, s. d. Art.

Purismus, das (übermäßige) Streben, seine Muttersprache von fremden Worten zu reinigen; siehe Sprachreinigung.

Puritaner, s. Dissenters.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils schwärzlich, theils violett und rosenroth. Sie gehörte zu dem Schönsten und Kostbarsten, was sie kannten. Wir wissen, daß die Alten ihren Purpur theils aus verschiednen Farbekräutern verfertigten, theils aus mehrern Schalthieren zogen, sowol aus dem buccinum (einer an Felsen und Klippen gefundnen Muschelart), als aus der purpura, der eigentlichen Purpurschnecke. In neuern Zeiten hat man in mehrern Konchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er ist zähe und in einem besondern Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieses Saftes ist sehr verschieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb, oder pomeranzenfarbig. Réaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenschnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Sekunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuselschnecke, die unter dem Namen des blauen Kräusels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erscheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimt, sieht er gelblich weiß aus; taucht man ein Stück Zeug darein, und setzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so ändert sich jene Farbe stufenweis, und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein ist, wie das Roth der Kochenille, welche nebst dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertrit. Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einstimmig die Phönizier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbissner Purpurschnecken sich roth färbte, und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere ward, ist bekannt. Da die Purpurschnecke nicht bloß an der phönizischen Küste, sondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, so waren auch die Purpurfärbereien nicht den Phöniziern ausschließend eigen. Aber in der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand ein Unterschied Statt. In Tyrus war der hochrothe und violette Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit vornämlich Wolle, gewöhnlich zweimal, und gab den Purpurgewändern durch Kunst noch einen besondern Glanz.

Püstrich, ein sorbisch-wendischer Götze, dessen metallnes Bild in Sondershausen verwahrt wird. Der Name Püstrich: (Peustrich, Bustard, was mit dem wendischen Büsten, Zorngott, der mit Donner und Blitz strafte, zusammentrifft), weist auf dem Gebrauch hin, wozu dies Idol ursprünglich verwandt wurde. Füllte man nämlich den hohlen Bauch dieser Götzen zum Theil mit Wasser, verstopfte die Löcher am Kopf und Munde, und setzte ihn über Feuer, so entströmte dem mißgestalteten Bilde, entpustend, heißer Dampf mit lautem Gebrause. Der Götze gleicht einem dicken bausbäckigen Jungen, das

Haar perückenartig nach altsorbischer Art; er kniet mit dem rechten Fuß, die linke Hand auf das linke Knie gestützt, die rechte auf den Kopf gelegt. Seine Höhe beträgt 14 Zoll leipz. Maß und etwa 9 Maß Wasser gehen in seinen Bauch. Daß die Arbeit sehr roh sei braucht keiner Erwähnung. Klaproth hat die Metallmasse untersucht und fand 916 Theile Kupfer, 75 Theile Zinn und 9 Theile Blei. Ein Herr von Tütcherode fand ihn in einem vermauerten Winkel der Rothenburg, 1552 kam er nach Sondershausen; wo er früher, zur Zeit seiner Verehrung, aufgestellt war, ist unbekannt. Die Versuche ihn zum Feuerspeien zu bringen, wollten nicht wohl gelingen. Eine Nachricht und eine Abbildung der Idole geben die Curiositäten II. Bandes, 8. Stück; Bertram hat ihn in einer eignen Abhandlung (Nachricht vom Püstrich, Sonderh. 1811) beschrieben.

Putbus. Die Fürsten, Grafen und Majoratsherren zu Putbus stammen von des rügischen Fürsten Stoislaw's I. Enkel, Berante, ab, welcher 1249 als Apanage das Schloß Putbus nebst 15 Dörfern, die Halbinsel Jasmund und andre ansehnliche Ländereien erhielt. Gustav IV. Adolf, König von Schweden, erhob d. 25. Mai 1807 den Grafen Malte von Putbus und dessen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt, in den schwedischen Fürstenstand, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bestätigte 1817 nicht nur, da Schwedisch-Pommern 1815 an Preußen gekommen war, diese Würde, sondern ertheilte auch dem Fürsten von Putbus den Titel Durchlaucht. Der Fürst Malte (geb. 1783) ist Mitglied des k. preuß. Staatsraths, k. preuß. Generalmajor, General-Gouverneur in Neu-Vorpommern und Rügen, Kanzler der Universität Greifswalde.

Pütter (Joh. Steph.). Das Leben dieses großen Staatsrechtslehrers ist nicht reich an wechselvollen Ereignissen, aber es zeigt uns einen Mann, der durch stille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tausenden wird, und in ungestörter Ruhe das höchste Glück eines gelehrten Stillebens genießt. Pütter wurde 1725 zu Iserlohn in der westphäl. Grafschaft Mark geboren, wo sein Vater einen ansehnlichen Handel trieb. Von acht Geschwistern war er der jüngste. Als sein Vater 1731 starb, übernahm der älteste Bruder, welcher 1763 als Hoffiscal in seiner Vaterstadt starb, die Erziehung der jüngern Geschwister. Den ersten Unterricht erhielt Pütter von einem Kandidaten der Theologie, welcher seinen Zögling auf eine sehr zweckmäßige Weise in den alten Sprachen unterrichtete. Nachher trat an dessen Stelle ein Verwandter des pütter'schen Hauses; allein da der ältere Bruder fand, daß derselbe bei dem Unterricht des neunjährigen Knaben von seinen Universitätsheften ungereimten Gebrauch machte, und die Sätze der wolfischen Metaphysik lateinisch diktirte: so gab er seinen Bruder einem geschickten einsichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iserlohn in Pension. Noch in seinem höchsten Alter erinnerte sich Pütter mit liebenswürdiger Begeisterung der schönen Zeit, welche er in dem Hause dieses würdigen Mannes verlebte. Der gründliche und anziehende Unterricht trug zur schnellen Entwickelung der geistigen Kräfte des Knaben bei; daher darf es nicht befremden, daß er im Griechischen und Lateinischen reißende Fortschritte machte, das Hebräische mit Eifer trieb und als elfjähriger Knabe den größten Theil des alten Testaments durchlas, ja selbst das Chaldäische erlernte. Uebrigens umfaßte der Unterricht, den er hier erhielt, auch

die Geschichte, Geographie und die römischen Alterthümer. Pütter reifte so schnell, daß man ihn im 13. Jahre seines Alters die Universität beziehen lassen konnte. Im Frühjahr 1738 ging er nach Marburg, und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphysik bei den berühmten Christian Wolf, dessen lichtvoller Vortrag ihm eben so viel Nutzen als Vergnügen gewährte. Da außer Wolf nur wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, so bezog er im Herbste 1739 die Universität Halle, und hörte, weil er noch nicht confirmirt war, vor allem Dogmatik bei Siegm. Jac. Baumgarten, und Moral bei Aler. Gottl. Baumgarten, dessen Vortrag vorzüglich lehrreich und angenehm war; außerdem besuchte er die Vorlesungen des berühmten Heineccius über Pandekten und Institutionen. Zuletzt hörte er das Lehnrecht bei Just. Böhmer, und das Staatsrecht bei Ludwig. Letztrer befriedigte ihn nicht; daher ging er auf den Rath seines Freundes Emminghaus 1741 nach Jena, um den berühmten Estor zu hören, durch dessen gründlichen und anziehenden Vortrag er sich ganz befriedigt fühlte. Sein Aufenthalt in Jena wurde sehr folgenreich für ihn. Er wohnte in Estor's Hause, ward ein vertrauter Freund seines Lehrers, konnte dessen reiche Büchersammlung ohne Zwang benutzen, und erhielt von ihm Akten, durch welche er sich eine genaue Kenntniß von den verschiednen Arten, wie in Deutschland Prozesse geführt werden, erwarb. Nicht weniger Nutzen zog er aus dem Praktikum, welches Estor über den Reichsprozeß las, und der Beifall, der seinen praktischen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn täglich mehr auf. Unverkennbar ist es, daß Pütter durch Estor auf die Bahn geführt wurde, die er späterhin mit großem Ruhme betrat. Gefesselt an seinen Lehrer folgte er ihm auch 1742 nach Marburg. Dieser Schritt war für ihn entscheidend. Um mit einigen Studenten die Vorlesungen Estor's über die Pandekten repetiren zu können, hörte er dieselben. Dies war sein erster Anfang im akademischen Vortrage. Bald übernahm er auch praktische Arbeiten. 1743—45 gab er dem in Marburg studirenden Burggrafen zu Kirchberg täglich eine Stunde Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reise nach Wetzlar, welche ihm Estor auftrug, mit dem Reichskammergerichte näher bekannt. 1744 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, zugleich mit der Licentiatwürde, und fing nun an, die deutsche Reichsgeschichte mit vielem Beifall vorzutragen. Als der Burggraf von Kirchberg nach Wetzlar abging, und ihn zu wöchentlichen Besuchen einlud, machte er daselbst die Bekanntschaft vieler beim Reichskammergerichte angestellten Personen, und führte auch einige Rechtssachen vor diesem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er sich durch einige Druckschriften, welche Estor mit Vorreden begleitete, bekannt. Jene Prozesse erwarben ihm auch die Aufmerksamkeit des Kammergerichtsassessors von Schwarzenfels, eines Neffen des großen Münchhausen; und da dieser berühmte Minister und Stifter der Universität Göttingen über den Reichsprozeß Vorträge in Göttingen gehalten wissen wollte, schlug Schwarzenfels unsern Pütter vor. Er reiste daher 1746 nach Hannover, und wurde von Münchhausen für Göttingen gewonnen. Um sich jedoch möglichst vollkommne Kenntniß von dem Rechtsgange bei den höchsten Gerichten in Deutschland zu verschaffen, reiste er auf königliche Kosten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erst im Herbste 1747 als außerordentlicher Lehrer der Rechte nach Göttingen. Vor drei Zu-

hörern eröffnete er hier seine Vorlesungen über den Reichsprozeß; doch bald stiegen sie auf 23, und vermehrten sich mit jedem Jahre. Seine Thätigkeit war nun zwischen akademischen Vorträgen und schriftstellerischen Arbeiten getheilt. Von 1752 an las er regelmäßig drei Collegien: Staatsrecht, Reichsgeschichte und Reichsprozeß, und hielt ein sehr besuchtes Praktikum. 1757 verheirathete er sich mit der zweiten Tochter des fürstl. solmsbraunfelsischen Regierungsrathes Stock; doch genoß er nie das süße Vaterglück. Mit welchem Erfolge er als akademischer Lehrer und als Rechtskonsulent und Schriftsteller gearbeitet habe, beweisen die verschiednen vortheilhaften Anträge zu anderweitigen Ehrenstellen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden. Er lehnte sie alle, aus Dankbarkeit gegen seinen erhabnen Freund und Gönner Münchhausen, und aus Liebe zur Georgia Augusta ab. 1755 rückte er als ordentlicher vierter Professor in die Fakultät ein, und wurde 1757 an die Stelle des verstorbnen Schmaus zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. Eine ihm sehr angenehme Unterbrechung der akademischen Geschäfte verursachte die Aufforderung, welche der Herzog von Gotha an ihn ergehen ließ, den Erbprinzen im Staatsrechte und in der Reichsgeschichte zu unterrichten. Er erhielt dazu die königl. Erlaubniß, und verlebte in Gotha von 1762—1763 ein sehr glückliches Jahr, da er am Hofe und bei den vornehmsten Personen die größte Achtung genoß, und zu allen Vergnügungen des Hoflebens gezogen wurde. Zugleich ward er durch diesen Aufenthalt allen Unannehmlichkeiten entzogen, welche die letzten Ereignisse jener Kriegszeit auch über Göttingen herbeiführten. 1764 ward er der kurbraunschweigischen Wahlgesandtschaft bei Gelegenheit der Ernennung Josephs II. zum römischen Könige als Rath beigegeben, welches ihm einen sehr angenehmen Aufenthalt in Frankfurt, und die Bekanntschaft ausgezeichneter Personen verschaffte. Ueberhaupt stand er selbst mit fürstlichen Personen in genauer Verbindung, und wurde wegen seiner Kenntniß des Reichskammergerichts oft um Rath gefragt, und zu thätigem Rechtsbeistande aufgefodert. Er fühlte sich in seinen häuslichen und Amtsverhältnissen so glücklich, daß ihm fast nichts zu wünschen übrig blieb. Daher konnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlassen, ungeachtet er 1763 zum geheimen Archivar in Dresden mit 2000 Thalern Gehalt, 1766 zum Reichshofrathe, und 1769 zum Kanzler der Universität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung seiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhausen den geheimen Justizrathtitel bei. In ununterbrochner Thätigkeit, wofür ihm die Achtung seiner zahlreichen Schüler, die Freundschaft aller Kenner der Wissenschaften, die Wertschätzung der höchsten Staatspersonen zu Theil wurde, brachte er die übrigen Jahre seines Lebens hin, und erheiterte dieselben durch den anmuthigen Wechsel kleiner Reisen nach Pyrmont, Straßburg, Stuttgart, Dresden, Gotha u. a. O. Der Beifall, mit welchem er lehrte, erhielt sich bis in sein höchstes Alter. 1796 feierte er sein Amtsjubiläum mit großer Theilnahme der Lehrenden und Lernenden, und wurde den 12. Aug. 1807 zu seinen Vätern versammelt. Von seiner großen Thätigkeit als Schriftsteller zeigt die Menge seiner Schriften, von denen viele in mehrern Auflagen erschienen. Seine historische Entwickelung der sonstigen Verfassung der deutschen Staaten, in 3 Theilen, hat auch jetzt noch Werth, denn er schöpfte aus guten Quellen, und gründete sein Urtheil auf eine un-

faſſende Kenntniß des Rechts. Da er indeſſen ſein ſchriftſtelleriſches Verdienſt größtentheils an den damaligen Zuſtand des deutſchen Reichs knüpfte: ſo hat daſſelbe ſeine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heiligen römiſchen Reichs verloren. Aber immer wird er wegen ſeiner Religioſität, ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit und ſeiner außerordentlichen Thätigkeit als akademiſcher Lehrer der Gegenſtand reiner Achtung bleiben.

Puzzolana (terra puzzolana) oder Puzzolanerde wird ein vulkaniſches Erzeugniß genannt, welches in Unteritalien, inſonderheit bei Puzzolo (Puteoli) häufig vorkommt. Dieſe Erde iſt bald grau, bald ſchwarz, braun oder gelblich; theils ſtaubartig, theils feſt in Brocken. Man hält ſie für eine Spielart der Tuffwacke. Mit Waſſer vermiſcht und wieder getrocknet, verhärtet ſie ſich zu einer feſten ſteinartigen Maſſe, weßhalb ſchon die Alten ſie als Mörtel zum Bauen gebrauchten. Vornehmlich iſt ſie beim Straßen- und Waſſerbau anwendbar. Die berühmte Appiſche Straße (ſ. d. Art.), welche vor faſt 2000 Jahren angelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt ſind die mit Mörtel von Puzzolanerde ausgefüllten Fugen zwiſchen den Steinen ſo feſt, daß man nicht im Stande iſt, mit einer Degenſpitze dazwiſchen zu ſtechen. Eben ſo wiederſtehen die Dämme des alten Hafens von Puzzolo, welche von Backſteinen mit dieſem Mörtel aufgeführt ſind, noch jetzt der Gewalt des Meers.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk, welches die Alten an die Quellen des Nils, Andre nach Indien verſetzten. Schon Homer ſingt von ihnen, daß die Kraniche ſie mit Tod und Verderben bedrohten. Dieſe Erzählungen wurden von Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuſer nur von Eierſchalen gebaut; ihr Getreide ſchnitten ſie nach Philoſtrat mit Beilen ab, als ob ſie Bäume fällen wollten. Ebenderſelbe ſpricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeſchlafnen Herkules angriff. Sie machten dazu Anſtalten, als ob ſie eine Stadt belagern wollten. Aber Herkules erwachte, lächelte über die kleinen Weſen, wickelte ſie in ſeine Löwenhaut, und trug ſie zum Euryſtheus.

Pygmalion, Beherrſcher von Cypern, haßte die Weiber ſeines Landes wegen ihrer Ausſchweifungen. Als ein geſchickter Bildner hatte er einſt eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn ſo entzückte, daß er von Liebe für ſein eignes Werk entbrannte, und die Venus bat, den Stein zu beſeelen. Seine Bitte ward endlich erfüllt. Die Statue begann vor ſeinen Augen und unter ſeinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde ſeine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos, den nachmaligen Erbauer der Stadt gleiches Namens. Rouſſeau hat dieſen Stoff dramatiſch bearbeitet. Ein andrer Pygmalion iſt der Bruder der Dido, König von Tyrus und Sidon.

Pylades, ein Sohn des Strophius, Königs in Phocis, und der Anaxibia, Schweſter Agamemnon's, berühmt durch ſeine Freundſchaft mit Oreſt (ſ. d. Art.), mit deſſen Schweſter, Elektra, er ſich vermählte, und mit ihr den Medon und Strophius zeugte.

Pylos, des Neſtor Reſidenz (daher der pyliſche Neſtor), lag in Elis, iſt aber mit dem andern Pylos (Eliakos) nicht zu ver-

wechseln, welches gleichfalls in Elis lag, und des Augias Residenz war. Noch ein drittes Pylos lag in Messenien, auch im Peloponnes, welches Einige, namentlich Pindar, für das Nestorische hielten.

Pyramide (Spitzsäule) heißt in der Geometrie ein Körper, welcher zur Grundfläche ein Vieleck hat, in der Oberfläche aber sich in einer Spitze endet. Der Pyramide Seitenflächen sind Dreiecke, deren Inhalt durch Berechnung derselben, sich leicht finden läßt. Der körperliche Inhalt einer Pyramide ist gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und ihr Inhalt wird gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multiplicirt.

Pyramiden, in der Architektur, Gebäude, welche sich von den Aegyptern herschreiben. Nach Herodot betrachtete dieses Volk die pyramidische Form als ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Der breite Fuß bedeute den Anfang, und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers Daseins in dem gegenwärtigen Zustande; weßhalb sie solche auch bei Begräbnissen anwendeten. Einige Schriftsteller leiten das Wort Pyramide von πυρὸς, Weizen, Getreide, ab, und verstehen darunter entweder Kornbehältnisse, dergleichen der Patriarch Joseph erbaut haben soll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Gestalt der Pyramide einer aufsteigenden Flamme gleicht. Wahrscheinlich aber stammt der Name von einem ursprünglich ägyptischen Worte ab. Einige leiten es von dem Worte Piramue, Sonnenstrahl, Andre von Pirama, das hohe Denkmal, ab. Die ägyptischen Pyramiden (denn auch bei den Babyloniern, Indiern und anderwärts finden sich ähnliche Gebäude) sind große, viereckige, inwendig nicht dichte, von einem breiten Fuße allmälig in schiefer Richtung spitziger zulaufende, theils sich in eine völlige Spitze, theils in ein kleines Viereck endigende, meist aus großen, nicht sehr harten Kalksteinen (seltner aus Ziegeln oder andern Steinen) verfertigte, auswendig bekleidete Gebäude, von verschiedner, gewöhnlich der Länge der Grundfläche gleicher Höhe, deren vier Seiten nach den vier Weltgegenden gerichtet sein sollen, und von denen zwei Seiten gewöhnlich größer als die andern sind. Sehr verschiedne Meinungen sind über Zweck und Bestimmung der Pyramiden aufgestellt worden. Einige behaupten, daß sie der Sonne oder einer andern Gottheit geweiht waren, nach Andern dienten sie zu astronomischen Beobachtungen, als eine Art Sonnenzeiger, nach Diderot zur Erhaltung und Ueberlieferung historischer Nachrichten und Kenntnisse, nach Andern bloß zur Befriedigung der Eitelkeit und des drückenden Despotismus der Könige, oder zur Feier von Mysterien, zu geheimen Zusammenkünften, oder zu Kornmagazinen, oder endlich — und dies ist die gewöhnlichste Meinung der Alten, zu Begräbnissen, Gebäuden auf Begräbnißplätzen, symbolischen Darstellungen des Schattenreichs oder Mumienkammern. Eben so abweichend sind die Meinungen über ihr Alterthum. Am berühmtesten waren die des Cheops und des Chephren. Man theilt die noch vorhandnen (sämmtlich in Mittelägypten) in 5 Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Der Strich, in welchem die Pyramiden stehen, fängt von Dagschur an, und geht bei Sakkarah nnd Memphis vorbei, bis fast zum 30° N. B. in der Länge von 14,000 Schritten und geringer Breite. Die Pyrami-

dengruppe von Gizé (Dschischeh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Hier steht die größte. Herdot sagt, man habe ihm berichtet, daß sie die Gebeine des Cheops, eine andre dabei stehende aber die Gebeine seines Bruders Chephren bedecke, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrscheinlich ist die Nachricht dieses alten Schriftstellers, daß hunderttausend Menschen zwanzig Jahre lang ununterbrochen an Errichtung dieses ungeheuern Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenstand des Hasses seines Volks geworden sei. Als Savary die Pyramiden von Gizé besuchte, stand das Land unter der Herrschaft seiner jetzigen Bewohner, deren Kiaschif oder Gouverneur des Distrikts einen kleinen Zoll von den Reisenden nahm und ihnen dagegen eine Bedekkung zum Schutze wider die Araber mitgab, die jede Gelegenheit benutzten, sie zu plündern. Savary brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung begleitet, um 1 Uhr nach Mitternacht von Gizé auf, und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreut, deren Gipfel der Mond beschien. Sie hatten das Ansehn ungeheurer Felsenspitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb vier Uhr Morgens machte sich die Gesellschaft bereit, in die große Pyramide hineinzusteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und Jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen sie einen langen Gang hinabzusteigen, der zuletzt so eng wurde, daß sie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als sie ihn zurückgelegt hatten, mußten sie fast unter gleichen Umständen wieder aufwärts steigen. Am Ende dieses zweiten Ganges traten sie durch eine kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieses Gemachs sah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verstreut. Sie besuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerm Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt stieg man jetzt auf demselben Wege wieder hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als sie sich wieder in freier Luft befanden, waren alle bleich und erschöpft durch die Hitze, welche sie im Innern der Pyramide ausgestanden hatten. Nachdem sie sich erholt und gestärkt hatten, bestiegen sie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen zweihundert steinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von zwei bis vier Fuß war, und genossen von oben der schönsten Aussicht auf die Landschaft. Weit schwieriger als das Hinaufsteigen war das Niedersteigen. Als sie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen sie rings herum und betrachteten mit Entsezzen die rauhe Masse, die in der Entfernung aber die Unebenheit verliert, und mit ebenen Oberflächen erscheint. Die Form dieses ungeheuern Gebäudes läßt eine genaue Messung nicht wohl zu; daher die vorhandnen Angaben nur als Vermuthung anzusehen sind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die untre Breite auf jeder Seite auf eben so viel an; Strabo bestimmte sie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit Letzterm stimmen die neuern Angaben am meisten überein. Die Verschiedenheiten in diesen Messungen mögen zum Theil daher rühren, daß sie auf verschiednen Seiten ge-

macht worden, diese aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich sind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verschlösse, fast auf der Mitte der einen Seite befindlich sei; wäre dies richtig, so müßte das Erdreich in der Nähe sich sehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß vom Boden entfernt ist. Herodot sagt, die große und nächste Pyramide sei ganz mit weißem Marmor bekleidet; Diodor und Plinius nahmen an, sie seien ganz aus diesem kostbaren Material erbaut. Herodot's Anführung wird durch noch vorhandne Ueberreste bestätigt. Denon der den französischen Zug nach Aegypten begleitete, sagt über den gegenwärtigen Zustand der Pyramiden Folgendes: Buonaparte hatte beschlossen, die großen Pyramiden von Gizé zu untersuchen. Es waren dazu gegen 300 Personen bestimmt, unter denen sich auch Denon befand. Man näherte sich auf Böten vermittelst der unter Wasser gesetzten Kanäle des Nils der Grenze der Wüste in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erste Eindruck, den ihr Anblick machte, entsprach der Erwartung nicht, da es an Gegenständen zur Vergleichung fehlte. Erst als man ihnen näher kam und Menschen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre riesenmäßige Größe hervor. Man bestieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Diese Oeffnung, welche nach Denon's Angabe ungefähr sechzig Fuß über dem Boden liegt, ist versteckt durch eine allgemeine Außenseite von Stein, welche die dritte oder innere Einhegung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über diesen befinden sich andre von ungeheurer Größe so gelegt, daß sie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erste Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Gebäudes. An dem Ende dieses Ganges, sagt Denon, findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Versuche, das Hinderniß zu überwinden, fruchtlos geblieben, so ist man wieder etwas zurückgekehrt, ist um zwei Steinblöcke herumgegangen und hat, über sie wegklimmend, einen zweiten so steilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzusteigen, hat Stufen aushauen müssen. Dieser Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle ist, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie ist der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein unter dem Namen Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inschriften führt. Von dem oben genannten Raume führt eine Oeffnung in perpendikulärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieser endigt in einem zweiten Raume, wo sich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dies ist mit größrer architektonischer Sorgfalt und Eigenthümlichkeit gebaut. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält, und der letzte Zweck eines so ungeheuern Gebäudes ist. (S. Grobert, Beschreibung der Pyramiden zu Gizé ꝛc., aus dem Französ. Gera und Leipz. 1801.) Außer dieser Pyramidengruppe sind noch die von Mahdschelmusa, Sakkara, Dagschur und von Fejum zu nennen.

Pyramus. s. Thisbe.

Pyrenäen, ein 56 Meilen langes und 5 bis 24 Meilen

breites Gebirge zwischen Frankreich und Spanien, das sich vom mittelländischen bis zum biscajischen Meere zieht, wo es sich an beiden Meeren allmälig senkt, und am mittelländischen Meere im Vorgebirge Cervera, am biscajischen im Vorgebirge Higuer endigt. Am erhabensten zeigt es sich von der französischen Seite, wohin auch seine höchsten Spitzen gehören. Es ist ein rauhes Granitgebirge, mit Waldung bedeckt, aber auch mit vielen nackten Gipfeln versehen, auf welchen selbst im Sommer der Schnee liegen bleibt, und wo sich Gletscher, Eisthäler und Schneeberge finden. Die höchste Spitze bildet in der Mitte der Pyrenäen, auf der nördlichen Grenze von Aragonien, aber zu Frankreich gehörig, der 10,578 Fuß hohe Montperdu, den man deutlich in Saragossa sieht. Die übrigen höchsten Spitzen auf der französischen Seite sind: der Vigne male (10,332 F.), der Maladetta (10,020 F.), der Marboré (9978 F.), der Pic du midi (9036 F.) und der Canigou (8640 F.). Auf der spanischen Seite ist der Mousset die höchste Spitze, nach Einigen 6646, nach Andern 7518, auch 8461 F. hoch. Berühmt ist der 3937 F. hohe Montserrat, in Catalonien, mit seinem Benediktinerkloster und den dazu gehörigen 13 Einsiedeleien. Mehr als hundert gangbare Wege verbinden über das Gebirge beide Reiche, doch sind nur sieben für Wagen und Kanonen fahrbar. Die Hauptstraße geht von St. Jean de Luz über die Bidassao nach Vittoria; der Weg von St. Palais nach Navarra ist nur für Maulthiere gangbar und höchst beschwerlich; ein andrer Weg führt von Perpignan und Boulon nach Junquera und Gerona, er ist der gebahnteste von allen. Ein dritter geht von St. Jean Pied de Port nach Pampelona. Die Rolandspforte von Bielsa nach Bareges ist beschwerlich und wird meistens nur von Schleichhändlern benutzt. Nach Spanien und Portugal verbreiten die Pyrenäen ihre Zweige weit hin, und durchziehen beide Länder; nach der Seite von Frankreich hingegen senden sie keine Ketten ab, sondern haben nur niedrige Vorberge, meistens Berge dritter Bildung, die aus Kalkstein bestehen, und auf ihren Gipfeln Wald, an den Seiten Reben tragen.

Pyrmont, fürstlich waldeckische Grafschaft, zwischen dem Fürstenthume Lippe Detmold, dem preußischen Regierungsbezirke Minden und der hannöverschen Provinz Kalenberg, drei Stunden von der Weser gelegen, ist ein gebirgiges, von der Emmer durchflossnes Ländchen, welches 1½ Q. M., eine Stadt, zehn Dörfer und 4500 größtentheils evangelisch lutherische Einwohner enthält, die sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Ungeachtet ihrer Kleinheit bringt diese Grafschaft doch dem Landesherrn jährlich 55,000 Thlr. ein, wozu der berühmte Mineralbrunnen allein 12,000 Thlr. beiträgt. Auch ein Salzwerk ist vorhanden. Der Hauptort, Neustadt Pyrmont, ist eine wohlgebaute, offne Stadt von 300 Häusern und 2000 Einwohnern, und liegt am nördlichen Ende eines romantischen Thales, an der Emmer. Die Hauptstraße wird auf beiden Seiten von hohen Linden beschattet, und führt zur großen Allee und den Mineralquellen, wegen welcher der Ort berühmt ist, und jährlich von mehr als 1500 Badegästen besucht wird. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, befindet sich an dem obern Ende der großen Allee, quillt klar und krystallhell in einer steinernen Einfassung, und hat zur Bedeckung ein zierliches

achteckiges Haus. Ihr Wasser hat eine berauschende Kraft und einen geistigen, weinsäuerlichen, erquickenden Geschmack. In Hinsicht auf seine Stärke und Wohlthätigkeit für den menschlichen Körper behauptet es schon viele Jahrhunderte hindurch vor allen bekannten Stahlwassern den Vorzug. Es friert niemals zu, und jährlich werden an 300,000 Flaschen nach allen Welttheilen verschickt, wodurch es sehr wenig von seinen flüchtigen Bestandtheilen verliert. Unweit davon entspringt der Brodelbrunnen, welcher diesen Namen von dem starken Geräusche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Wasser ist nicht ganz klar, und wird bloß zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen sind der Augenbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineralische Salzbrunnen. Unter den Anlagen zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Badegäste zeichnet sich die große, 500 Schritte lange, 40 breite, und mit vier Reihen hoher Lindenbäume besetzte Allee aus. An dem einen Ende ist ein Springbrunnen, an dem andern das Brunnenhaus; zu beiden Seiten das Schauspielhaus, das Kaffeehaus, der große und kleine Ballsaal, verschiedne andre Gebäude und eine große Zahl von Buden, die mit Galanteriewaaren versehen sind. Diese Allee ist der Versammlungsplatz und Mittelpunkt der Kurgäste, die hier den Brunnen trinken. In der Nähe ist das große Badehaus, welches 140 geschmackvoll eingerichtete Gemächer enthält. In der untersten Etage desselben sind schöne geräumige Bäder, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 ist bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineralischen Salzquellen. Die Umgebungen Pyrmonts bieten mehrere Merkwürdigkeiten dar, wovon wir folgende anführen: 1) das ein Paar hundert Schritte von der großen Allee entfernte Schloß Pyrmont, seit 1806 die Residenz des regierenden Fürsten. Es ist mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem tiefen, breiten Graben umgeben. Der auf dem Walle befindliche sogenannte Pulverthurm ist in einen schönen Salon, welcher mittelst einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit dem neuangelegten englischen Bosket zusammenhängt, verwandelt worden; 2) der Königsberg, der seinen Namen nach Friedrich II., König von Preußen, hat, welcher sich, während seines Aufenthalts in Pyrmont, auf demselben täglich befand, und dort den Brunnen zu trinken pflegte. Im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal mit folgender Inschrift errichtet: Fridericus Maximus fonte salutifero vires restauraturus hoc secessu gaudebat; 3) die Dunsthöhle in einem Steinbruche. Sie besteht aus einer im Quadrat sechs Fuß großen, zehn Fuß hohen gewölbten Grotte. Der aus dem Boden hervorkommende erstickende Dunst (ein kohlensaures Gas) steht gewöhnlich zwei bis drei Fuß hoch darin. Bei großer Wärme aber, bei östlicher Luft, bei schönem hellen Wetter füllt er bisweilen die ganze Grube an. Alsdann empfindet man in derselben Angst, Beklemmung, Schwindel, und muß sich schnell zurückziehen, wenn man nicht augenblicklich leblos zur Erde sinken will. Bisweilen findet man in der Vorhalle der Dunsthöhle todte Frösche, Vögel, Hasen und andre Thiere. Das brennende Licht erlischt, sobald man sich diesem Dunste nähert. 4) die kleine Quäkerkolonie Friedensthal in einem Thale, mit einer Messerfabrik.

Pyromantie, die vermeintliche Kunst, aus dem Feuer zu wahrsagen. Die Priester der Alten wollten dieses besonders aus dem Opferfeuer.

Pyrometer, Feuermesser, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme oder des Feuers, und deren Wirkung auf Metalle oder andre feste Körper gemessen werden können. Das von Wedgwood erfundne verdient den Vorzug. Es gründet sich auf die Eigenschaft des Thons, in dem Maße zu schwinden, als die Hitze groß ist, ohne sich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf eine messingne Platte sind Stäbe von demselben Metalle gelöthet, welche etwas schräg gegen einander laufen und so eine allmälig enger werdende Nuth bilden, in welche die zu den Versuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeschoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens, messen, so legt man einen thönernen Würfel in die Nuth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen, und wirft ihn dann sogleich in kaltes Wasser. Der Würfel geht desto tiefer in die Nuth des Pyrometers hinein, je schmaler seine Seite durch die Hitze geworden ist. Da, wo der Würfel stekken bleibt, steht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze angibt. Es versteht sich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieselbe sein muß. Lambert, welcher zuerst die Lehre vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wissenschaft brachte, unterscheidet Thermometrie und Pyrometrie, und schränkt jene auf die unserm Gefühle erträglichen, diese auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrha, s. Deukalion.

Pyrrhichius, s. Rhythmus.

Pyrrho, ein ausgezeichneter griechischer Philosoph, Stifter der pyrrhonischen oder skeptischen Schule, gebürtig aus Elis im Peloponnes, blühte um 340 vor Chr. In seiner Jugend beschäftigte er sich einige Zeit mit der Malerkunst, verließ sie aber nachher, um sich dem Studium der Philosophie zu widmen, zu welchem er durch die Schriften des Demokrit geführt wurde. Sein erster Lehrer war Bryson. Nachher schloß er sich an Anaxarchus, einen Schüler des Metrodorus von Chios. Diesen begleitete er nach Indien im Gefolge Alexanders des Großen, und sparte keine Mühe, sich mit den Meinungen der Brachmanen, Gymnosophisten, Magier und andrer morgenländischen Philosophen bekannt zu machen. Sein Zweifel gegen das positive Wissen (Skepticismus) stieg mit dem Fortgange seiner Studien so hoch, daß er endlich alles Wissen für unnütz und unmöglich hielt, und nur der Tugend einen Werth beilegte. In allen Fällen antwortete er seinen Gegnern: „Was ihr sagt, kann wahr oder nicht wahr sein; ich entscheide nicht," und lehrte in seiner Schule, daß jeder Gegenstand der menschlichen Untersuchung in Ungewißheit gehüllt sei, so daß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, sondern sein Urtheil zurückhalten müsse. Einen großen Theil seines Lebens brachte er in der Einsamkeit zu, und suchte durch Enthaltung von allem bestimmten Urtheil (ἐποχη) über Meinungen und äußere Erscheinungen zu einer von Furcht, Freude und Kummer unangefochtnen Gemüthsruhe zu gelangen. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenstärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Dis-

vutirkunſt war er berühmt wegen der Scharfſinnigkeit ſeiner Gründe und der Klarheit ſeiner Sprache. Er war ein großer Bewunderer der Dichter, beſonders des Homer, und führte oft Stellen aus ſeinen Gedichten an. Von der hohen Achtung, worin er bei ſeinen Landsleuten ſtand, zeugen viele Umſtände. Sie ernannten ihn unter andern zum Oberprieſter, und gaben ein Geſetz, das alle Philoſophen von dem öffentlichen Abgaben befreite. Um ſo unglaubwürdiger erſcheinen die Abgeſchmacktheiten, welche Diogenes Laertius ihm aufbürdet. Er ſtarb in einem neunzigjährigen Alter. Die Athenienſer errichteten ihm zu Ehren eine Statue, und ſeine Landsleute ein andres Denkmal. Wie Pyrrho zu dem Skepticismus kam, iſt leicht zu erklären. Frühzeitig war er mit dem Syſteme des Demokrit bekannt geworden. Nachdem er von dieſem Philoſophen gelernt, das wirkliche Daſein aller Eigenſchaften an den Körpern zu leugnen, diejenigen ausgenommen, welche den anfänglichen Atomen eigen ſind, und jede Erkenntniß auf den Anſchein und die Meinung zurückzuführen, ſchloß er, daß unſer ganzes Wiſſen von dem trügeriſchen Einfluſſe der Sinne abhänge, und folglich nichts für gewiß gelten könne. In dieſen Anſichten wurde er durch den allgemeinen Geiſt der eleatiſchen Schule, in welcher er erzogen worden, und durch die Bekanntſchaft mit der praktiſchen Lehre des Sokrates, mit welchem ſein Charakter viele Aehnlichkeit hatte, bekräftigt. Nichts aber trug mehr dazu bei, ihn in dem Skepticismus zu beſtärken, als die Spitzfindigkeiten der dialektiſchen Schulen, mit welchen er ſich bekannt gemacht hatte. Keine Methode war ſo geſchickt, die Sophiſtik über den Haufen zu werfen, als die Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit. Durch Temperament und Lebensgewohnheit geneigt, eine unwandelbare Ruhe als den großen Zweck aller Philoſophie zu betrachten; wahrnehmend, daß nichts dieſe Ruhe ſo ſehr ſtöre, als die unzähligen Meinungsverſchiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihr Streiten eher die Ungewißheit als die Gewißheit vermehrt werde, beſchloß er, den Frieden, den er in der dogmatiſchen Philoſophie zu finden verzweifelte, auf eine andre Weiſe zu ſuchen. So erzeugte ſich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften. Sein Freund und Schüler, Timon, behandelte zuerſt dieſen Skepticismus ſchriftlich; aber ſeine Schriften ſind verloren gegangen. Nur aus Schriften ſeine ſpätern Nachfolger, und beſonders aus Sextus Empiricus können wir die Grundſätze ſeiner Schule, oder richtiger, die philoſophiſche Denkart, kennen lernen, durch welche ſie mehr danach ſtrebte, jedes andre philoſophiſche Gebäude umzuſtürzen, als ein eignes aufzubauen. Im gemeinen Leben nennt man oft von ihm die Zweifelſucht Pyrrhonismus, und redet auch von einem hiſtoriſchen Pyrrhonismus.

Pyrotechnie, ſ. Feuerwerkerkunſt.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen ſein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte, und der Deïdamia übergab. (Andre geben ihm die Deïdamia, des Lykomedes Tochter, zur Mutter). Auf Skyros wurde er erzogen und er blieb dort, bis nach ſeines Vaters Tode, Ulyſſes und Diomedes ihn abholten, da Kalchas erklärt hatte, daß ohne ihn Troja nicht erobert werden könne. Er erhielt jetzt den Namen Neoptolemus.

Digitized by Google

Homer beschreibt ihn als schön, beredt, tapfer und stets unverzagt. Die nachhomerischen Dichter lassen ihn die Opferung der Polyxena auf seines Vaters Grabe veranstalten, den Philoktet von Lemnos abholen und den Polites und Priamus tödten. Von den Gefangnen wurden ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend sind die spätern Sagen. Einige lassen seine Rückkehr zu Lande, Andre zu Wasser geschehen. Nach Einigen kam er nach Epirus zu den Molossern, dort eine neue Herrschaft stiftend. Hier war Andromache seine Gemahlin, mit welcher er den Molossus, Pierus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, den er als Weissager ehrte, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreise, wozu der Grund bei Homer ist. Er ward nämlich mit Hermione vermählt, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber ward er, nach Einigen, von Orest, der Hermione vorherigem Gemahl, am Altare Apollo's ermordet. Nach Andern erfolgte sein Tod auf Apollo's Veranlassung, den er beleidigt hatte. Darüber sind die Meisten einig, daß seine Ermordung zu Delphi geschah. Hier zeigte man sein Grabmal und brachte ihm alljährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II. Dieser in der Geschichte der Römer so merkwürdige König von Epirus lebte fast 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er war einer der größten Feldherren seines Zeitalters, dabei aber ein äußerst ehrgeiziger und eroberungssüchtiger Fürst. Schon in seinem 12. Jahre bestieg er den väterlichen Thron; und ob er gleich nach fünf Jahren durch den Neoptolemus von demselben vertrieben wurde, so erhielt er ihn doch bald nachher wieder. Er vergrößerte darauf seine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Nach neuen Eroberungen lüstern, nahm er mit Vergnügen die Einladung der Tarentiner in Kalabrien an, welche ihn gegen die Römer zu Hülfe riefen. Zwar besiegte er mit Hülfe seiner Elephanten die in dieser Art des Krieges noch unerfahrnen Römer; allein sein eignes Geständniß: „noch ein solcher Sieg, und er werde allein nach Hause gehen müssen," bewies, wie viel ihm derselbe gekostet hatte. Unterdessen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne seine eiteln Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück; und nachdem er hier von den Römern, die sich an seine Art zu kriegen bald gewöhnt hatten, geschlagen worden war, sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfspieß bei der Belagerung von Argos seinem unruhigen Leben (272 vor Chr.) ein Ende machte. Von diesem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunst erlernt, welche sie nachmals ihren Feinden so furchtbar machte. Er hingegen hatte sehr oft Gelegenheit, ihren Edelmuth zu bewundern. (Man s. d. Art. Fabricius.)

Pythagoras, ein berühmter Weiser des griechischen Alterthums und der gepriesne Stifter der italischen Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos gebürtig. Sein Vater, Mnesarchus, war ein Kaufmann, wahrscheinlich aus Tyrus oder sonst einer phönizischen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ sich mit seiner Familie nieder. Das Geburtsjahr des Pythagoras ist ungewiß, wahrscheinlich zwi-

schen 584 und 586 vor Chr. Seinen ersten Unterricht empfing Pythagoras von Kreophilus in seiner Vaterstadt. Dann begab er sich nach der Insel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu dessen Tode; auch besuchte er Milet, wo er von Thales und Anaximander Unterricht erhalten haben soll. Der erstere rieth ihm, nach Aegypten zu gehen, und dort von den Priestern zu Memphis und Theben zu lernen. Jamblich erzählt, daß Pythagoras auf seiner Reise nach Aegypten einige Zeit in Phönizien im Umgange mit des Moschus Nachfolgern und andern Priestern des Landes verweilte, von denen er in ihre besondern Mysterien eingeweiht worden sei, und daß er verschiedne Theile Syriens bereist habe, um ihre wichtigsten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Doch ist diese Angabe mit vielen fabelhaften Umständen verbunden. Pythagoras hatte Briefe von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptischen König Amasis bei sich, worin er des Königs Gunst empfohlen, und dieser gebeten wurde, ihm den Zutrit zu den Schulen der ägyptischen Priester zu erleichtern. Trotz des königlichen Befehls fand er große Schwierigkeiten. Von Heliopolis ward er nach Memphis, und von da nach Theben geschickt. Dort wagten zwar die Priester nicht, den Befehlen des Königs geradezu entgegen zu handeln, aber sie hofften ihn durch die strengsten Prüfungen und Ceremonien (unter andern auch durch die Beschneidung), die sie ihm auferlegten, abzuschrecken. Zu ihrem Erstaunen überstand Pythagoras die härtesten Proben mit unerschütterlicher Geduld. Er gewann ihr Vertrauen, und ward nach und nach in ihre geheimsten Lehren eingeweiht. Durch seine Bekanntschaft mit den gelehrtesten Männern in allen Priestercollegien gelang es ihm, ihre ältesten Sagengeschichten kennen zu lernen, und mit der ägyptischen Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut zu werden. Von Aegypten aus, wo er sich 22 Jahr aufgehalten hatte, begab er sich in den Orient, und besuchte sowol die persischen und chaldäischen Magier, als die indischen Gymnosophisten. Nach Jamblich war er unter den Gefangnen, welche Kambyses von Aegypten nach Babylon brachte, woselbst er 12 Jahr die Philosophie der morgenländischen Weisen studirte. Einige haben behauptet, daß er den Unterricht des berühmten Zoroaster selbst genossen, Andre, daß er mit jüdischen Propheten umgegangen sei, von denen er die jüdischen Gesetze und Gebräuche kennen gelernt. Allein alle diese, und andre zum Theil noch unglaubhaftere Angaben sind so widersprechend und mit so unüberwindlichen chronologischen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir geneigt sind, sie für Erdichtungen zu halten, welche das Ansehn des Pythagoras vermehren sollten. Pythagoras eröffnete nach seiner Rückkehr auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muster der Aegypter seine Lehren in einer symbolischen Form vortrug. Seine Landsleute zeigten aber so wenig Geschmack daran, daß er es gerathen fand, auf neue Mittel zu denken, um sich Zuhörer zu verschaffen. In dieser Absicht ging er nach Delos, wo er dem Apollo ein Geschenk von Kuchen darbot, und dagegen von der Priesterin moralische Lehrsätze erhielt, oder erhalten zu haben vorgab, welche er seinen Schülern unter dem Namen göttlicher Vorschriften mittheilte. In gleicher Absicht besuchte er auch Kreta, wo die Priester der Cybele ihn in die Höhle

des Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden, und man das sogenannte Grab desselben zeigte. Hier traf er mit Epimenides zusammen, der sich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weissagung rühmte, und ihn in die heil. Mysterien der Griechen einweihte. Von Kreta ging er nach Sparta und Elis, und von da weiter nach Phlius, wo er, vom Könige Leon nach seinen Geschäften befragt, sich einen Philosophen oder Freund der Weisheit genannt haben soll, indem er erklärte, daß der Name eines Weisen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wissen kehrte Pythagoras in seine Heimath zurück, wo er nun mit glücklichem Erfolge eine philosophische Schule stiftete. Zu dem Ende errichtete er ein halbrundes Gebäude, in welchem er, mit der Miene göttlichen Ansehns, Vorschriften der Moral vortrug, welche die Aufmerksamkeit fesselten, und belehrten. Einen großen Theil seiner Zeit brachte er mit seinen vertrauten Freunden und geweihten Schülern in einer Höhle zu, wo er sie unter mystischen Formen in den dunklern Theilen der Philosophie unterrichtete. Seine Lehren schienen göttliche Orakelsprüche, und das heilige Dunkel, worein er sie zu hüllen wußte, zog eine Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entschluß, Samos zu verlassen, entweder um den ihn angetragnen Staatsämtern, oder um der Tyrannei des Polykrates zu entgehen. Er begab sich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Krotona, dessen Einwohner durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Jamblich und Porphyrius erzählen, daß, als er beim Betreten des Landes einige Fischer gesehen, die eben einen reichen Fang gethan hatten, er ihnen alle Fische abgekauft, sie wieder in's Meer gelassen, und den Umstehenden die Lehre gegeben habe, keine Fische zu tödten, und überhaupt sich aller thierischen Nahrung zu enthalten. Sie fügen dieser Erzählung noch die wunderbaren Umstände bei, daß Pythagoras, als die Netze noch im Wasser gewesen, genau die Anzahl der Fische bestimmt, und durch seine Gegenwart verhindert habe, daß ein einziger Fisch, während sie außerhalb des Wassers gewesen, gestorben sei. Aus ihren Nachrichten geht hervor, daß er Ansprüche auf übernatürliche Kräfte machte, und als ein außerordentlicher Mann Leute aus allen Volksklassen um sich versammelte. Die guten Wirkungen seines Einflusses wurden bald sichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenlosigkeit. Sechshundert Einwohner von Krotona unterwarfen sich den strengsten Vorschriften seiner Lehre und legten ihr Vermögen zusammen, zum Vortheil der ganzen Gemeinde. Noch zweitausend Andre, heißt es, nahmen seine Lehre an, und traten in das Noviziat dieser höchsten Klasse seiner Anhänger. Auch lehrte er in andern Städten von Großgriechenland, Italien und Sicilien, und zog allenthalben zahlreiche Schüler an sich, die ihn fast göttlich verehrten. Doch erregte er dadurch Argwohn, daß er seine Anweisungen auf politische Gegenstände ausdehnte und allenthalben auch bessere Einrichtungen in der Verwaltung zu machen versuchte. Zu Krotona, zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Taurominium, und an vielen andern Orten, foderte er das Volk auf, seine Rechte gegen tyrannische Regenten zu behaupten Dadurch zog er sich mächtige Widersacher zu. An der Spitze seiner Feinde zu Krotona stand Cylon, ein reicher und angesehner Bür

ger, den er durch Verweigerung der Aufnahme unter seine Schüler gegen sich aufgebracht hatte. Um sich zu rächen, überfiel dieser einst das Haus des Milo, wo eine Anzahl von Pythagoräern versammelt war, umringte es mit seinen Anhängern und steckte es in Brand. An vierzig Personen verloren das Leben, und nur Archippus und Lysis entkamen. Pythagoras selbst war wahrscheinlich nicht in dem Hause gegenwärtig. Er floh zu den Lokrern, und da dieselben ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da er auch hier Feinde fand, die auf seinen Untergang dachten, so suchte er eine Freistätte in dem Tempel der Musen, wo er aus Mangel an Nahrung in einem Alter von 80 Jahren umkam. Einige Zeit nach seinem Tode errichteten ihm seine Schüler Statuen und bezeigten ihm eine so abergläubische Verehrung, daß sie sein Haus zu Krotona in einen Tempel der Ceres verwandelten, und ihn als eine Gottheit bei Betheuerungen anriefen. Zu den vielen Erdichtungen, womit man seine Lebensgeschichte ausgeschmückt hat, gehört daß er einen Bären, der eine ganze Gegend verwüstet, mit einem Worte gezähmt, daß er einen Ochsen abgehalten, Bohnen zu fressen, indem er ihm etwas in's Ohr geraunt habe, daß er einen Adler aus dem Himmel herabgerufen habe, daß er an zwei Orten zugleich gegenwärtig gewesen, Naturbegebenheiten vorhergesagt habe, und beim Ueberfahren über einen Fluß von diesem mit dem Zuruf: „Heil, Pythagoras!" sei begrüßt worden. Er selbst benutzte wahrscheinlich seine ungemeine Kraft und Naturkenntniß, um sich ein größeres Ansehn zu setzen, und nachdrücklich auf den leichtgläubigen Haufen zu wirken. So soll er auch behauptet haben, daß seine Seele schon in mehrern Körpern gelebt habe. Vor dem Volke erschien er in einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Barte, und wie Einige erzählen, eine goldne Krone auf dem Haupte, in seinem Aeußern ernst, gebieterisch und würdevoll. Nie drückte sich in seiner Miene irgend eine Leidenschaft aus. Er enthielt sich aller thierischen Nahrung, und beschränkte sich auf Pflanzenspeisen, mit Ausschluß der Bohnen. Diese Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anschein eines übermenschlichen Wesens zu geben. Um seine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er selbst ein Weib aus Krotona zu sich, mit der er unter mehrern Kindern zwei Söhne, Telauges und Mnesarchus, zeugte, welche nach seinem Tode einige Zeit seiner Schule vorstanden. Daß Pythagoras Schriften hinterlassen habe, ist nach den Zeugnissen der Alten unwahrscheinlich. Die unter seinem Namen vorhandnen goldnen Sprüche, die als ein kurzer Abriß seiner populären Lehren gelten mögen, scheinen entweder von Epimarchus oder von Empedokles abgefaßt worden zu sein. Pythagoras Lehre war, wie die ägyptische Priesterlehre, doppelt, eine öffentliche und eine geheime. Sein öffentlicher Unterricht bestand in praktischen Vorträgen, in welchen er die Tugend empfahl und von Lastern abmahnte, mit besondrer Rücksicht auf einzelne Menschenklassen, als Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Bürger und Magistratspersonen ꝛc. Seine Zuhörer bei diesen Vorträgen sind wohl zu unterscheiden von der auserwählten Anzahl seiner Schüler, die er einer eignen Zucht unterwarf, und erst nach einem langen Unterrichte und nach strengen Prüfungen in alle Geheimnisse seiner geheimen Lehre einweihte.

Diese Schüler durften keine andre Kleider tragen, als solche, welche die größte Reinheit und Einfachheit der Sitten bezeichneten; um sie in Demuth zu üben, gab er sie drei Jahre lang dem beständigen Widerspruche, dem Spotte und der Verachtung seiner andern Schüler preis, und verurtheilte sie zu freiwilliger Armuth, indem sie ihr Vermögen in die öffentliche Kasse liefern mußten. Nach Beschaffenheit der Umstände legte er ihnen ein Stillschweigen von 2 bis 5 Jahren (das pythagoräische Stillschweigen) auf. Dadurch sicherte er sich zugleich vor zudringlicher Neugierde und feindlichem Widerspruch. Er gab seine Lehren als unfehlbare Sätze, vor den Blicken seiner Zuhörer durch einen Vorhang verborgen, oft auch durch das Organ eines untergeordneten Lehrer. Das bekannte: Er hat's gesagt (αὐτος ἐφα), galt statt alles Beweises. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, durfte als Eingeweihter des Meisters Wort in dessen unmittelbarer Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, sein Vorhaben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten seine Beiträge zur Kasse wurden zurückgezahlt. Man beging sein Leichenbegängniß, errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und gedachte seiner nicht mehr. Den Mitgliedern der geheimen Schule wurde die ganze Lehre des Pythagoras, nicht, wie den Andern, unter der Hülle von Bildern und Symbolen, sondern unverschleiert vorgetragen. Sie mußten sich jedoch durch einen Eid zur Geheimhaltung verbinden. Jetzt durften sie auch Fragen thun und Einwürfe machen. Man nannte sie vorzugsweise Pythagoräer, auch Mathematiker, von den Studien, mit welchem sie sich unmittelbar nach ihrer Einweihung beschäftigten. Sobald sie hinlängliche Fortschritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden sie zum Studium der Natur, zur Erforschung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Denen, die diese erhabnen Grübeleien verfolgten, wurde der Name Theoristen gegeben, während die, welche sich insbesondre mit der Theologie beschäftigten, Sebastikoi oder Religiosen hießen. Andre wurden, in Gemäßheit ihrer Neigungen und Fähigkeiten, in der Moral, Oekonomie oder Politik unterrichtet, und sodann entweder zur Besorgung der Gesellschaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgesandt, die Grundsätze der Philosophie und Staatsverwaltung in den übrigen griechischen Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweise in der pythagoräischen Schule zu Krotona war, nach den Angaben der Alten, folgende: Die Pythagoräer, etwa 600 an der Zahl, lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in einer Familie, nebst ihren Weibern und Kindern, in der vollkommensten Ordnung. An jedem Morgen wurde bestimmt, was den Tag über vorgenommen werden solle, und an jedem Abend untersucht, was geschehen sei. Sie standen auf vor Aufgang der Sonne, um sie zu verehren; dann wurden Verse des Homer und andrer Dichter hergesagt, oder man suchte durch Musik die Geisteskräfte zu weckrn, und für die Pflichten des Tages geschickt zu machen. Sodann wurden mehrere Stunden in ernsten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pause zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einsamer Spaziergang gemacht wurde, um sich dem Nachdenken zu überlassen; dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnastische Uebungen

angestellt. Das Mahl bestand vornehmlich in Brot, Honig und Wasser. Der Ueberrest des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Gespräche, dem Bade und religiösen Gebräuchen gewidmet. Nachdem die pythagoräische Schule von Cylon überfallen worden, hielten es Lysis und Archippus für nothwendig, ihres Meisters Lehre in eine systematische Uebersicht zu bringen, und sie der Vergessenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. Endlich kaufte Plato vom Philolaus eine Handschrift über des Pythagoras Philosophie, und erhielt von Architas dessen Kommentare über die Sprüche und Lehren seines Meisters. So erhalten wir durch ihn und seine Schüler Nachrichten von der pythagoräischen Philosophie, von der er vieles in sein System aufnahm. Rein ist daher auch diese Quelle keineswegs, und das Meiste, was wir von der Lehre des Pythagoras wissen, muß daher als unsicher und unzuverlässig angesehen werden. Wir begnügen uns, Folgendes davon anzuführen. Der Zweck aller Philosophie ist, den Geist von den Beschwerden zu befreien, die seine Fortschritte zur Vollkommenheit hindern, und ihn emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit, zur Erkenntniß göttlicher und geistiger Gegenstände. Dies kann bei unsrer Gewöhnung an sinnliche Dinge nur stufenweise geschehen. Die erste Stufe zur Weisheit ist das Studium der Mathematik, welche, da sie Gegenstände betrachtet, die zwischen körperlichen und unkörperlichen Dingen in der Mitte liegen, den Geist am geschicktesten zum Nachdenken hinüberführt. Der ganze Lehrgang der mathematischen Wissenschaft kann in vier Theile getheilt werden, zwei in Hinsicht auf Zahlen, zwei in Hinsicht auf Größen. Zahl kann betrachtet werden als abstrakt für sich, und als angewandt auf einen Gegenstand. Erstres gibt die Arithmetik, von letztrer Art ist die Musik. Größe kann betrachtet werden entweder in Ruhe, oder in Bewegung. Von erstrer handelt die Geometrie, von letztrer die Astronomie. Arithmetik ist die edelste Wissenschaft, Zahlen der erste Gegenstand des Studiums, und eine vollkommne Bekanntschaft mit den Zahlen das höchste Gut. Zahlen sind entweder scientifisch oder intelligibel. Eine scientifische Zahl ist das Erzeugniß der in die Einheit gehüllten Kräfte oder die Progression der Vielheit von der Monade oder Einheit und ihrer Rückkehr zu derselben. Einheit und Eins sind zu unterscheiden; jenes ist ein Abstraktum, dieses auf zählbare Dinge anwendbar. Die Zahl ist nicht unendlich, aber die Quelle jener unendlichen Theilbarkeit in gleiche Theile, welche die Eigenschaft aller Körper ist. Intelligible Zahlen sind die, welche in dem göttlichen Geiste vor allen Dingen waren, von denen jedes Ding seine Form empfangen und die immer unveränderlich dieselben bleiben. Sie sind das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden, und die Grundlagen der Dinge. Die ungeraden Zahlen sind begrenzt und vollkommen, die geraden unbegrenzt und unvollkommen. Die Monade oder Einheit, das Prinzip der erstern, ist die Größe, welche, wenn sie aller Zahl entkleidet worden, fest übrig bleibt; sie ist die Quelle aller Zahl. Die Duas ist unvollkommen und passiv und die Ursache von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zusammengesetzt aus der Monas und Duas, nimt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Geviertzahl

ist höchst vollkommen. Die Dekas, welche die Summe der vier ersten ist, umfaßt alle musikalischen und arithmetischen Proportionen. Den vollkommnern Sinn der Zahlenlehre des Pythagoras zu ergründen, ist vergebens versucht worden; wahrscheinlich waren die Zahlen nach derselben symbolische oder sinnbildliche Vorstellungen der ersten Prinzipien oder Formen der Natur. Da Pythagoras die abstrakten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte und wollte: so scheint er sich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Fassungsvermögen seiner Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwischen den Zahlen und Denkformen in dem göttlichen Verstande wahr, und machte daher erstre zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehen, sich mannichfach verbinden und in ihren Fortschritten neue Eigenschaften annehmen: so sah er das reine und einfache Wesen der Gottheit als den gemeinsamen Urquell aller Naturformen an, welche nach ihren verschiednen Abstufungen verschiedne Eigenschaften haben. Pythagoras soll auch die Rechentafel (abacus) d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in einem eingeschlossnen Viereck enthält, erfunden haben; daher pythagoräische Rechentafel. Nächst den Zahlen gehört die Musik zu den Vorbereitungsübungen der pythagoräischen Schule, wodurch der Geist über die Herrschaft der Leidenschaften erhoben und zur Contemplation geschickt gemacht wird. Pythagoras betrachtete die Musik nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunst, sondern als eine auf mathematische Grundsätze und Verhältnisse zurückzuführende Wissenschaft. Er ward der Erfinder einer musikalischen Tonleiter (pythagoräische Lyra, octochordum Pythagorae), welche nach seinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erfindung des harmonischen Kanons oder Monochords, eines Instruments mit einer einzigen Saite, das zur Messung der musikalischen Intervallen diente, ist ihm von alten und neuern Schriftstellern beigelegt worden; Pythagoras glaubte, daß die himmlischen Sphären, worin die Planeten sich bewegen, indem sie bei ihrem Umschwunge den Aether theilten, einen Ton hervorbrächten, und daß dieser Ton verschieden sein müsse nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß diese Verhältnisse aber von der Art wären, daß diese Töne die vollkommenste Harmonie bildeten (Sphärenmusik), mußte er glauben vermöge seiner Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit des Weltgebäudes. Seine Nachfolger benutzten diese Lehre, um von ihrem Meister zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche gewesen, dem die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Die Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, brachte er mehr als einer seiner Vorgänger und Zeitgenossen in die Form einer regelmäßigen Wissenschaft. Nach seiner Vorstellung war der geometrische Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometrischen Sätzen, welche ihm zugeschrieben werden, sind folgende die wichtigsten: Die innern Winkel eines Dreiecks sind gleich zweien rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich. Der letztre Satz heißt nach ihm noch jetzt der pythagoräische Lehrsatz (auch Magister matheseos). In der Astronomie lehrte er seine Schüler Folgendes: das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixsterne, oder den ganzen Raum zwischen den Fixsternen und dem Monde, oder die ganze Welt, sowol die himmlischen Sphären als die Erde

in sich schließend. Es gibt zehn himmlische Sphären, von denen uns neun sichtbar sind, nämlich die Sphäre der Fixsterne, die sieben Sphären der sieben Planeten (die Sonne und den Mond mitgerechnet) und die Sphäre der Erde. Die zehnte Erde, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, ist unsichtbar, aber nothwendig zur Vollkommenheit der Harmonie der Natur, da die Dekas die Vollendung der Zahlenharmonie ist. Dieses Antichthon mag die Ursache sein, daß es mehr Sonnen- als Mondfinsternisse gibt. In der Mitte des Weltalls, oder in der Mitte der vier Elemente befindet sich die feurige Kugel der Einheit, das Centralfeuer, Princip der Wärme und des Lebens. Die Erde ist nicht ohne Bewegung, noch in dem Mittelpunkt der Sphären befindlich, sondern sie ist einer der Planeten, welche sich um die Feuersphäre bewegen. Der Umlauf des Saturn wird in dreißig, der des Jupiter in zwanzig, der des Mars in zwei, der der Sonne, des Merkur und der Venus in einem Jahre vollendet. Die Entfernungen der verschiednen himmlischen Sphären von der Erde entsprechen dem Verhältnisse der musikalischen Tonleiter. Der Mond und die andern planetarischen Körper sind bewohnbar. Die Erde ist eine Kugel, auf der es Antipoden geben kann. So erwarb sich Pythagoras vorzüglich um die mathematischen Wissenschaften große Verdienste und begründete zuerst eine mathematische Philosophie. Seine Schüler Alkmäon, Philolaus, Archytas, Eophantus führten sie weiter. Namentlich zeichnete sich Philolaus durch sein astronomisches System aus. Von diesen Vorbereitungsstunden werden die Schüler der pythagoräischen Schule zum Studium der Naturwissenschaft, der Theologie und Moral geleitet. In Ansehung der Weisheit überhaupt lehrte Pythagoras, daß das wahre Wissen solche Gegenstände umfasse, welche in ihrer Natur unveränderlich, ewig und unzerstörbar sind, und von denen allein eigentlich gesagt werden kann, daß sie existiren. Wer sich diesem Studium widmet, ist ein Philosoph. Der Zweck der Philosophie ist, den menschlichen Geist durch die Anschauung (Contemplation) dem göttlichen ähnlich und zuletzt geschickt zu machen, in die Versammlung der Götter zu treten. Mit größtem Fleiß ist dahin zu streben, den Geist von der Herrschaft der Leidenschaften, von dem Einflusse der sinnlichen Gegenstände und von allen körperlichen Eindrücken frei zu machen, damit er zu der Anschauung des Geistigen und Göttlichen geschickt werde. Zu diesem Zwecke muß man den Beistand der Gottheit und der guten Dämonen im Gebete anrufen. Die Philosophie ist entweder theoretisch oder praktisch, je nachdem sie sich mit spekulativen Wahrheiten oder mit den Regeln des menschlichen Verhaltens beschäftigt. Die praktische Philosophie ist nur so weit zu studiren, als für die Zwecke des Lebens erfodert wird; die theoretische Philosophie ist die vollkommne Weisheit. Contemplative Weisheit kann nicht vollständig erreicht werden ohne gänzliche Abgezogenheit von den gewöhnlichen Dingen des Lebens und gänzliche Ruhe und Freiheit des Geistes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt gesonderte Gesellschaft zu stiften für Anschauung und Studium. Moralphilosophie wurde, wie Aristoteles sagt, zuerst von Pythagoras, dann von Sokrates gelehrt. Man schreibt ihm folgende Lehren zu: die Tugend zerfällt in Privattugend und in öffentliche. Erstre betrifft Erziehung, Stillschweigen, Enthaltung von thierischer Nahrung, Muth, Nüchternheit und Klugheit. Die Kräfte des Geistes sind Vernunft und Leidenschaft; wo die letztre der erstern gehorcht, ist die Tugend herrschend; sie ist Einheit, Harmonie, Gottähnlich-

keit. Das Recht ist Wiedervergeltung. Die Jugend ist an Gehorsam zu gewöhnen, dann wird sie es leicht finden, dem Ansehn der Vernunft zu gehorchen. Man führe sie auf die beste Lebensbahn; die Gewohnheit wird sie ihr bald zur angenehmsten machen. Stillschweigen ist besser, als nichtige Worte. Der Weise wird sich auf Alles bereit machen, was nicht in seiner Macht steht. Thue was du für recht hältst, wie auch das Volk über dich urtheile, verschmähe seinen Tadel und sein Lob. Es ist feig, den vom höchsten Gott angewiesnen Posten früher zu verlassen, als er es erlaubt hat. Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes, denn sie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenschaft. Niemand ist für frei zu halten, der sich nicht vollkommen beherrscht. Trunkenheit ist ein vorübergehender Wahnsinn. Das Verlangen nach Ueberflüssigem ist thöricht, weil es keine Grenzen kennt ꝛc. Die öffentliche Tugend bezog sich, nach Pythagoras, auf den Umgang, die Freundschaft und den Gottesdienst, die Ehrfurcht vor den Todten und die Gesetzgebung. Im Umgange ist der Charakter und die Lage dessen zu berücksichtigen, mit dem wir umgehen. In der Freundschaft verlangt er Entfernung alles Zwiespalts, vollkommnes Vertrauen, Beistand unter allen Umständen und gegenseitiges Bestreben, einander vollkommen zu machen. Wahre Freundschaft ist unvergänglich. Der Zweck und Gegenstand aller moralischen Vorschriften ist, die Menschen zur Nachahmung Gottes anzuleiten. Alles Gute kommt von der Gottheit, welche Alles leitet, und gegen deren Willen nichts geschieht. Bei der Vollziehung heiliger Gebräuche muß Frömmigkeit in der Seele wohnen. Die Götter müssen verehrt werden durch Symbole, welche für ihre Natur passen, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müssen nicht verbrannt werden. Nächst den Göttern und Dämonen gebührt die höchste Verehrung den Eltern und Gesetzgebern; die Gesetze und Gebräuche unsers Landes sind heilig zu beobachten. Die theoretische Philosophie des Pythagoras, welche von der Natur und ihrem Ursprunge handelt, war in das tiefste Dunkel gehüllt, und wir wissen nichts davon, als was sich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott ist, nach Pythagoras, wie es scheint, der Weltgeist, allenthalben verbreitet, die Quelle alles thierischen Lebens, die eigentliche und innere Ursache aller Bewegung, in der Substanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit, das erste Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unsichtbar, unzerstörbar und nur mit dem Geiste zu erfassen. Der Gottheit untergeordnet waren drei Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen und Heroen, verschieden an Würde und Vollkommenheit, je nachdem sie, als Ausflüsse des höchsten Gottes, mehr oder minder von ihrer Quelle entfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen materiellen Körper. Zu diesen drei Gattungen kam eine vierte, der menschliche Geist, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Alle hatten von Gott, dem Urquell der Intelligenz, eine reine, einfache, unveränderliche Natur erhalten. Da Gott ein einiger und der Ursprung aller Verschiedenheit ist, so wurde er als Monas und die unterordneten Intelligenzen als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltne Zahlen dargestellt. So kamen die Zahlen oder abgeleiteten Intelligenzen des Pythagoras mit den Ideen des Plato überein, ausgenommen, daß diese reingeistige Natur, jene aber mit einem feinen ätherischen Körper bekleidet waren. Die Region der Luft dachten sich die Pythagoräer angefüllt mit

Geistern, Dämonen und Heroen, welche Menschen und Thieren Gesundheit oder Krankheit erzeugen, und vermittelst der Träume und andrer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mittheilen. Die materielle Welt war nach Pythagoras durch die Kraft der göttlichen Intelligenz hervorgebracht worden. Es ist eine belebte Sphäre, jenseits welcher eine vollkommne Leere ist. Diese enthält Sphären, die sich im harmonischen Verhältnisse drehen. Die Atmosphäre der Erde ist eine dicke und unveränderliche Masse, aber die Luft oder der Aether ist rein, heilsam, klar, stets bewegt, und die Region aller göttlichen und unsterblichen Naturen. Sonne, Mond und Sterne werden bewohnt von Theilen der Gottheit oder Göttern. Die Sonne ist ein sphärischer Körper; ihre Verfinsterungen werden dadurch verursacht, daß der Mond zwischen Sonne und Erde trit, die Verfinsterungen des Mondes durch das Dazwischentreten des oben erwähnten Antichthon. Der Mond ist von Dämonen bewohnt. Kometen sind Sterne, die nur zu gewissen Zeiten sichtbar werden. Von dem Menschen glaubten die Pythagoräer, daß, da er aus einer elementaren Natur, aus einem göttlichen oder rationalen Princip bestehe, er ein Mikrokosmus sei; daß seine Seele ein sich selbst bewegendes Prinzip und aus zwei Theilen zusammengesetzt sei, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltseele, Ausfluß des Centralfeuers, sei, und im Gehirne wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenschaften in sich fasse und im Herzen wohne; daß in beiden der Mensch etwas mit den Thieren gemein habe, die wegen der Mischung ihres Körpers und des Mangels der Sprache unfähig seien, vernünftig zu handeln; daß die sensitive Seele (θυμος) untergehe, der rationale Geist (φρην) aber unsterblich sei, weil er aus einer unsterblichen Quelle stamme; daß der letztre, wann er aus den Fesseln des Körpers gelöst worden, ein ätherisches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, wo er bleibe, bis er auf diese Welt zurückkehre, um einen andern menschlichen oder thierischen Körper zu bewohnen, und daß er endlich, wenn er genugsam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem er ausgegangen. Diese ursprünglich ägyptische Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose) war die Ursache, weshalb die Pythagoräer kein Thier tödteten.

Pythagoräische Lyra
Pythagoräische Rechentafel
Pythagoräischer Lehrsatz
} s. Pythagoras.

Pythia, oder Pythonissa, s. Delphi.

Pythias, s. Damon.

Pythische Spiele. Sie gehörten zu den vier großen Spielen, welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers schon in den frühesten Zeiten gestiftet. Gehalten wurden sie auf den sogenannten krissäischen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle neun Jahre, später, auf eine Verordnung der Amphiktyonen, alle fünf Jahre. Hier wurden Lobgedichte zu Ehren Apolls zur Flöte oder Lyra abgesungen, und Dichter und Musiker stritten dabei um den Preis, der in einem Lorbeer- oder Eichenkranze bestand. Kampfrichter waren die Amphiktyonen. Später kamen auch andre musikalische und gymnastische Wettstreite dazu. In der spätern Zeit wurden diese Spiele auch in andern griechischen Städten gefeiert, bei Delphi aber bis in's 3. Jahrh. nach Chr.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher dem von der druk-

tionischen Fluth zurückgebliebnen Schlamme entsprossen war, und bei Krissa am Parnassus hauste, wo er das nachherige delphische Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonen's Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie auf's heftigste. Apollo erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach seiner Geburt durch den Pfeil, warf seine Gebeine in den Abgrund, bemächtigte sich des Orakels, und erwarb sich dadurch den Beinamen des Pythischen, des Pythonbezwingers. Wegen des Orakels heißt Python auch ein Weissager, Pythonissa eine Weissagerin. Wahrscheinlich wollte man durch diese Mythe die Kraft der Sonne über die nach einer großen Ueberschwemmung entstandnen schädlichen Dünste sinnbildlich bezeichnen.

Q

Q, der siebzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher den zusammengesetzten Laut kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüssig ist, hinter sich hat.

Quaden, ein deutsches Volk, dessen älteste Sitze an der Donau östlich bis gegen die Ihris reichten, und nördlich von den Karpathen begrenzt wurden. Sie führten mit den Römern, namentlich mit Marc Aurel, lange und blutige Kriege, bis sie im 5. Jahrh., wenigstens dem Namen nach, verschwinden.

Quadragesima, auch Quaresima, s. Fastnacht.

Quadragena, die 40tägige unter den Bußübungen in der katholischen Kirche bisweilen einem Sünder auferlegte Buße. Der Büßende muß eingezogen leben, kam in kein Bette und mußte von Brot und Wasser leben. Eben so nannte man die 40 Ruthenstriche, welche einem Büßenden nach Ablaßbriefen bisweilen abzuhalten oblag.

Quadrant, (quadrans, ein Viertel), ein astronomisches Werkzeug, welches zur Abmessung von Bogen größter Kreise der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Gestirne und ihre Abstände vom Scheitel zu bestimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausschnitts von 90 Grad ausmacht. Diese 90 Grade sind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner sind an diesem Werkzeuge Dioptern (Absehen) an einem Lineal oder einer sogenannten Regel angebracht, welche man auf den Stern richtet, dessen Höhe oder Abstand vom Scheitel man messen will. Wenn nun die dioptrische Regel oder das Diopterlineal, gegen ein Gestirn gerichtet, auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten fällt, so wird alsdann das Verhältniß der Theile desselben zu 90 Graden, dem Verhältnisse der von der dioptrischen Regel auf dem Quadranten abgeschnittnen Theile zu en zu findenden Grdhen gleich sein. In neuern Zeiten sind die Qua-

branten theils durch die genaueste Eintheilung, theils dadurch, daß man sich statt der bloßen Absehen zum Visiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Uebrigens pflegt man sich jetzt fast allgemein statt der Quadranten ganzer Kreise zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erstre werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Vertikalfläche aufgestellt, und sind doppelter Art, entweder ist das Diopterlineal am Quadranten selbst fest, und aus dem Mittelpunkte des Limbus spielt ein Bleiloth herab, dessen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt fest auf seinem Gestell stehen, aber das Diopterlineal ist an einem Punkte so befestigt, daß es sich um denselben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten sind dieselben, welche, weil sie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befestigt sind, Mauerquadranten heißen. Sie sind größer als die andern, und geben die genauesten Bestimmungen.

Quadrat heißt in der Geometrie jedes gleichseitige und zugleich rechtwinklige Viereck. Sein Flächeninhalt wird bekanntlich gefunden, wenn man seine Grundlinie mit seiner Höhe, oder, welches hier dasselbe, zwei seiner Seiten mit einander multiplicirt. Daher heißt auch in der Arithmetik jedes Produkt zweier gleicher Zahlen, z. B. $8 \times 8 = 64$ ein Quadrat, oder 64 die Quadratzahl von 8, und die Zahl selbst, hier 8, die Quadratwurzel des Produkts, 64. Eine Quadratwurzel ausziehen, heißt eine Zahl finden, welche mit sich selbst multiplicirt eine gegebne Zasl hervorbringt. Eine Quadratwurzel heißt rational, wenn das Quadrat selbst genau das Produkt von zwei bestimmten Zahlen war. So sind 1, 2, 3, 4, 5, 6 ꝛc. die rationalen Quadratwurzeln der Zahlen 1, 4, 9, 16, 25, 36 ꝛc. Alle andre ganze Zahlen aber, die zwischen diesen liegen, wie 2, 3, 5, 6, 7, 8 ꝛc. haben keine vollkommne Quadratwurzeln, oder diese können näherungsweise gefunden werden als Zahlen, deren Quadrat von dem gegebnen nur wenig abweicht, und solche Wurzeln heißen irrational. In der Geometrie wird zum Maß des Flächeninhalts der Figuren immer ein Quadrat gebraucht; daher heißt den Flächeninhalt einer Figur suchen, vorzüglich in der höhern Geometrie bei krummlinigten Figuren, ihre Quadratur suchen oder sie quadriren. Zirkelquadratur, oder Quadratur des Zirkels, s. Aliquot, Kreis. Quadraturen in der Astronomie, s. Aspecte. — Quadratelle, Quadratfuß, Quadratruthe, Quadratmeile ꝛc., eine Elle, ein Fuß, eine Ruthe, eine Meile ꝛc. in's Gevierte. — Elektrisches Quadrat, ist eine dünne Tafel von Glas, Harz, Siegellak, oder einer andern an sich elektrischen Substanz mit einer metallischen Belegung, jedoch so, daß am Rande ein Raum von zwei Zollen unbelegt gelassen ist. Diese elektrischen Platten wurden vom Dr. Beris 1747 in England zuerst gebraucht.

Quadratische Gleichung, in der Algebra eine Gleichung, deren eines Glied das vollkommne Quadrat einer mehrtheiligen Wurzel ist. Die strengre Erklärung des Begriffs würde hier unverständlich sein. Die Operationen der Buchstabenrechenkunst, wobei ein unbekannter Werth x durch Vergleichung mit bekannten (gegebnen) Größen gefunden werden soll, suchen durch mancherlei Veränderungen, die mit beiden Gliedern, unbeschadet ihrer Werthsgleichheit, vorgenommen wurden, auf eine solche Formel zu kommen, wo denn das Ausziehen der Wurzel an das Ziel der Aufgabe führt. So gibt es auch kubische Gleichungen, u. s. f., durch alle Potenzen; und die Auf-

lösung der unreinen bildet ein eignes Kapitel der mathematischen Analysis. A. Mnr.

Quadratrix des Dinostrates, heißt in der höhern Geometrie eine transscendente Kurve, welche Dinostrates brauchte, um annäherungsweise den Kreis zu quadriren (s. Kreis). Wenn man nämlich einen Viertel-Kreisbogen (Quadranten) in eine beliebige Anzahl gleicher Theile theilt, und aus dem Mittelpunkte des Kreises in die Theilungspunkte Linien zieht, nun aber eine der zwei Grenzlinien des Quadranten in eben so viel gleiche Theile theilt, und in den Theilungspunkten Perpendikularlinien aufrichtet; so bestimmen die Punkte, wo jene Linien von diesen Perpendikularen geschnitten werden. den Lauf der dinostratischen Quadratrix. Die Verhältnisse der dadurch entstehenden geraden Linien zu den Bogenstücken geben die Mittel, den Umfang des Kreises durch Rechnung zu rektificiren, und so sein Verhältniß zum Durchmesser annäherungsweise zu bestimmen. Eine Nachahmung dieser dinostratischen Kurve ist die Quadratrix Tschirnhausen's. Anstatt in die Theilungspunkte des Quadrantenbogen Linien zu ziehen, werden durch dieselbe Parallelen der getheilten Grenzlinie gezogen, welche nothwendig die auf letztgenanntem errichtetem Perpendikel schneiden müssen. Diese Schneidungspunkte bestimmen den Lauf der tschirnhausen'schen quadrirenden Kurve. A. Mnr.

Quadrivium, s. Schulen.

Quadrille, der Name eines französischen Tanzes von munterm Charakter, welcher von 4 Paaren getanzt wird. Die Melodie, welche aus zwei Reprisen von acht Takten besteht, wird in $\frac{2}{4}$ Takt gesetzt, und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen. Eben so heißt ein Kartenspiel.

Quadruple- und Quintuple-Allianz: bedeutungsvolle Namen in der Geschichte des politischen Systems von Europa! Da es in jedem Zeitpunkte der neuern Geschichte vorherrschende Mächte gegeben hat, so lag den meisten zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts (s. d. Art.) geschlossnen Bündnissen die Absicht zum Grunde, die Uebermacht der Einzelnen zu verhindern, oder dem Fortschritte einer bereits erworbnen Einhalt zu thun. Deshalb vereinigten sich größre und kleinere Staaten bald gegen das Uebergewicht der österreichischen, bald gegen das der spanischen, bald gegen das der französischen Macht. Doch waren diese Bündnisse gewöhnlich nur auf einen besondern Zweck, oder bloß mittelbar auf einen allgemeinen europäischen Zweck berechnet. (Vergl. d. A. Allianz.) Auch wurden sie nicht immer nach der Zahl der Verbündeten historisch benannt. Der erste Bund, den man nach der Zahl seiner Glieder bezeichnete, war die von den Generalstaaten (Holland), dem Könige von Dänemark, dem großen Kurfürsten (Friedrich Wilhelm von Brandenburg), und dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg geschlossne Quadruple-Allianz, Haag d. 28. Okt. 1666. Sie entstand aus frühern Bündnissen dieser Staaten unter sich, und hatte die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen jeden Angriff zur Absicht, ob sie gleich die Behauptung der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden als ihren Zweck angab. Der Plan, daraus einen allgemeinen Bund zu bilden, ward nicht ausgeführt. Wichtiger war der zweite Bund dieses Namens, die Quadruple-Allianz von 1718 (London, 2. Aug.). Sie entstand aus der im Haag, 4. Jan. 1717 zwischen Großbritannien, Frankreich und den Generalstaaten gegen Spanien geschlossnen

Triple-Allianz. Der spanische Minister Alberoni wollte nämlich die Verfügungen des utrechter Friedens (s. d. A.) umstoßen, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England erheben und dem Herzog von Orleans die Regentschaft in Frankreich entreißen. Letztrer suchte daher die Freundschaft der Seemächte, und es gelang ihm, jenen Bund der genannten drei Mächte zur Aufrechthaltung des utrechter Friedens zu Stande zu bringen. Allein Spanien ließ sich dadurch in seinen Entwürfen nicht stören, es griff vielmehr das Haus Oesterreich in Italien an, und eroberte Sardinien. Nun schlossen Großbritannien und Frankreich mit Oesterreich die Quadruple-Allianz von 1718, welche darum so heißt, weil Holland (16. Febr. 1719) dazu trat. Sie hatte den Zweck, Spanien zur Anerkennung des utrechter Friedens zu zwingen, und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, welches an Oesterreich fallen sollte, Sardinien anzunehmen. Der Herzog von Savoyen mußte dieser Verfügung nachgeben (s. d. A. Sardininische Monarchie); er trat zur Quadruple-Allianz schon den 10. Nov. 1718. Spanien hatte sie verworfen; daher erklärten Großbritannien und Frankreich an Philipp V. den Krieg. Als aber der engl. Admiral Byng (s. d. Art.) die spanische Flotte, 11. Aug. 1718 an der Küste von Sicilien gänzlich geschlagen hatte, und ein französisches Heer unter Berwick siegreich in Spanien eingedrungen war, gab Philipp nach. Alberoni wurde abgesetzt, und Spanien trat zu der Quadruple-Allianz im Haag den 17. Febr. 1720. Allein die Ruhe von Europa wurde dadurch nicht dauerhaft befestigt, und das ränkevolle Spiel politischer Pläne und diplomatischer Umtriebe, um Einfluß auf die fremden Kabinette zu erlangen, beschäftigte die vorherrschenden Mächte nach, wie vor, in Paris, in Petersburg, in Wien und London. Einem ganz entgegengesetzten Charakter hatte die Politik, welche hundert Jahre später das neue Friedenssystem von Europa auf die Quadruple-Allianz von Chaumont, auf die heilige Allianz und auf die Quintuple-Allianz von Aachen gründete; doch wird die letztre in der Diplomatie nicht ausdrücklich so genannt. Die Quadruple-Allianz der vier Mächte, Oesterreich, Rußland, Preußen zu England, zu Chaumont vom 1. März 1814, ging aus der großen Verbindung hervor, welche 1813 zur Auflösung des napoleon'schen Reichs gebildet worden war. Sie hatte nicht die Bedeutung einer eigentlichen Allianz im alten diplomatischen Sinne, sondern die einer bewaffneten Verbindung zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit. Nachdem sie ihren Zweck erreicht und Frankreichs Macht in die alten Grenzen zurückgeführt hatte, ward sie die Grundlage des gegenwärtig bestehenden politischen Systems, welches sowol auf dem Congresse zu Wien, als auch in der heiligen Allianz, und zuletzt noch bestimmter und feierlicher auf dem Congresse zu Aachen (Okt. u. Nov. 1818), in dem Vereine der fünf Mächte, Oesterreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich, die Erhaltung der Ruhe von Europa als seinen einzigen Zweck ausgesprochen hat, so daß dieser Verein mit dem Herrn von Gentz eine Coalition des Friedens genannt werden kann. In diesem System hat, wie Hr. v. Gentz (s. wiener Jahrb. d. Litterat. 5. B. 1819. S. 279—318.) dasselbe charakterisirt, jeder europäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; die Staaten sind sammt und sonders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze und durch gemeinschaftliche positive Verträge zu Einem Zwecke verbunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem stürmischen

Zeitpunkte, wo dieſe neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geſchichte noch nichts Aehnliches aufzuweiſen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einſtweilige Oberleitung der Geſchäfte, eine Art von föderativer Diktatur ausübten: ſo haben ſie dieſe doch nie als ein Vorrecht in Anſpruch genommen, ſie ſtets nur im Sinne des gemeinſamen Intereſſes und unter Beiſtimmung aller Intereſſenten geführt, und ſie endlich zu Aachen, nachdem die letzte proviſoriſche Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich niedergelegt. Frankreich aber hat durch ſeine Theilnahme an den aachner Verhandlungen in der großen europäiſchen Friedens=Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten; und die Anſicht des Hrn. v. Pradt (in ſeiner Schrift: L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. Par. 1819), als ob Frankreich in eben die Allianz aufgenommen worden ſei, die bis dahin gegen Frankreich gerichtet geweſen war, iſt eben ſo wewig hiſtoriſch und diplomatiſch richtig, als in der Natur der Sache begründet. Wenn jene letzte Quadruple=Allianz, die durch beſondre Verträge in d. J. 1814 u. 1815 geſtiftet wurde, und aus welcher ſich allerdings die neueſte aachner Verbindung der fünf Hauptmächte entwickelt hat, auch nach der Räumung Frankreichs aufrecht erhalten wurde, wie ſich wol nicht mehr bezweifeln läßt, ſo iſt ſie doch nur auf bloße Möglichkeiten der Zukunft und vielleicht nie (von Frankreichs Seite her) eintretende Gefahren gerichtet. Uebrigens ſind jene Hauptmächte, ſeit Frankreich ihren in der Declaration vom 15. Nov. ausgeſprochnen Grundſätzen förmlich beigetreten iſt, forthin nichts mehr als die „erſten und natürlichſten Beſchützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Chriſtenheit beſchwornen, auf politiſchen, ökonomiſchen, moraliſchen und religiöſen Grundlagen mehr als je zuvor befeſtigten Friedens. Der kleinſte ſouveräne Staat iſt auf ſeinem Gebiete und in dem Wirkungskreiſe ſeiner Rechte ſo unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechſelſeitigen Verhältniſſe der Staaten werden durchaus nach alt=völkerrechtlichen Grundſätzen und in reindiplomatiſchen Formen verhandelt.“ (S. Gentz a. a. O.) Daher heißt es in der aachner Declaration des Völkerrechts, welche die fünf Mächte, als die Grundlage der europäiſchen Staatskunſt, d. 15. Nov. erlaſſen haben, von dieſen Mächten ſelbſt: **Ils reconnaissent solennellement, que leurs devoirs envers Dieu et envers les peuples qu'ils gouvernent, leur prescrivent de donner au monde, autant qu'il est en eux, l'exemple de la justice, de la concorde et de la modération.** Aus dieſen Grundſätzen folgt, daß die genannten Hauptmächte von dem wahren Werthe des ſonſt ſo eifrig geſuchten politiſchen Einfluſſes, oder von dem eiteln Vortheile, fremde Kabinete für den jedesmaligen Privatzweck nach Willkür zu ſtimmen, zu bearbeiten und zu lenken, endlich eine richtige Anſicht gefaßt haben. „Der einfache Charakter des europäiſchen Friedensbundes (ſagt H. v. Gentz a. a. O.) ſchließt alle alten Kabinetskunſtſtücke aus; kein herrſchender Einfluß, ein diplomatiſcher ſo wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinſchaftliches Recht, gemeinſchaftliche Ordnung und wechſelſeitige Unterſtützung jeder Art ſind ſeine einzigen Zwecke.“ Freilich vermißt man in obiger Erklärung vom 15. Nov. alle nähere Bezeichnung der Umſtände, unter welchen die wechſelſeitige Unterſtützung jeder Art, und wie ſie Statt finden ſoll. Der möglichen Dazwiſchenkunft der Mächte bei den innern Unruhen eines Landes wird darin

nicht gedacht, und doch folgt sie daraus. Mithin hängt die Anwendung der ausgesprochnen Grundsätze einzig von dem Gewissen der Kabinete ab, und es bleibt unentschieden, bis zu welchem Punkte jene Unruhen diesen das Recht geben, sich darein zu mischen. Oder hat, könnte man fragen, die eine Partei das Recht, jene Dazwischenkunft gegen die andre Partei aufzurufen, wie einst die targowitzer Conföderation Rußland gegen die polnische Constitution vom 3. Mai 1791 aufrief? Wenn aber die neubefestigte Unabhängigkeit der Völker auch mit darin besteht, daß jedes das Recht hat, seine Angelegenheiten im Innern unabhängig von dem andern zu ordnen: so darf jene Dazwischenkunft in solche Angelegenheiten nur dann Statt finden, wenn Unruhen damit verbunden sind, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten in Gefahr bringen. Wäre es anders, so würde nur der Stärkere wahrhaft unabhängig sein: denn er allein könnte das Einmischen in seine Angelegenheiten abwehren. Endlich darf man fragen, welche Bürgschaft hat das gegenwärtige politische System der fünf Hauptmächte? Nach Hrn. v. Pradt ist die einzige Bürgschaft desselben die heilige Allianz (s. d. Art.), welche aber schon bei ihrer Bekanntmachung, ihrer angeblich vieldeutigen Unbestimmtheit oder Allgemeinheit wegen, l'Apocalypse de la Diplomatie genannt wurde. Dagegen erklärt sich Hr. v. Gentz a. a. O. so: „Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größern und kleinern Mächten abgeschlossnen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feierlichen Akten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten, bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dies sind die positiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souveräns, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien, nur eine neue moralische und religiöse Sanction verliehen, und ist insofern allerdings die höchste Garantie.“ Daß der aachner Friedensbund der fünf Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politischen Angelegenheiten von Europa sein wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergibt sich keineswegs aus dem Inhalte der aachner Urkunden. Die Souveräns oder ihre Minister sprechen darin nie anders als in ihrem eignen Namen, von ihren eignen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemanden den Schein von Obergewalt oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie, selbst bei künftigen persönlichen Vereinigungen, sich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es sei denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefodert würden, beschäftigen wollen. Und daß dies wirklich ihr Entschluß sei, beweist die Art, wie der Territorialstreit zwischen Baiern und Baden von ihnen angesehen und ausgeglichen worden ist. Ein als Regel anzunehmendes Beispiel für alle ähnliche Fälle! Wenn also dieser Bund durchaus nichts weiter aufstellt, als die Pflichtgebote einer christlichen Friedenslehre, was gibt er der von so vielfachen Kämpfen ermüdeten Welt für eine Bürgschaft der längern Dauer des durch die neu geordneten äußern Verhältnisse der Staaten wiederhergestellten politischen Friedens? Er gibt ihr das Fürstenwort des Völkerrechts. Möge die Zukunft dieses große Wort erfüllen! K.

Quäker (Zitterer), werden die Glieder einer um die Mitte des 17. Jahrh. in England entstandnen und besonders in Nordamerika zahlreichen Religionsgesellschaft genannt, weil sich die Begeisterung

bei ihren Andachtsübungen in der ersten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte, und ihr Stifter George Fox (geb. zu Dreton in Leicestershire 1624, gest. 1681) einst vor Gerichte gesagt haben soll: Zittert vor dem Worte des Herrn. Sie selbst nennt sich die christliche Gesellschaft der Freunde, weil das Band der Freundschaft und gleichen Gesinnung die Anhänger ihres Stifters zu eignen, von der englischen Kirche abgesonderten Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 (in einem wegen politischer Gährungen und um sich greifender Beschwerden gegen die bischöfliche Kirche dem Separatismus besonders günstigen Zeitpunkte) an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreistigkeit, womit dieser, von wissenschaftlicher Bildung ganz entblößte Schustergesell auf die Laster aller Stände loszog, die Geistlichkeit angriff, Gelehrsamkeit und Schulwissenschaft für unnütz erklärte, und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand eben so viel Beifall bei den gemeinen Leuten, als Widerspruch unter den Gebildeten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten sich seine Meinungen schnell genug aus. In Wales und Leicester hatten sich die ersten Quäkergemeinden gebildet; 1654 entstand auch eine zu London, und schon 1658 hielt Fox die erste Generalversammlung seiner Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangne Gelehrte, wie Samuel Fisher, George Keith, William Penn (s. d. Art.), der ihr eifrigster Verbreiter ward, und besonders Robert Barclay, dessen Apologia theologiae vere christianae 1676 den Glauben der Quäker am gründlichsten darstellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrnen Aussprüche des Stifters erst die Bestimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieser Sekte kenntlich macht. Ihr Grundsatz ist die Meinung, daß Jedem, der den göttlichen Geist ernstlich suche, unmittelbar göttliche Offenbarungen zu Theil werden, deren Keime der menschliche Geist in sich trage. Diese, nach ihrer Ansicht dem Menschen angeborne Fähigkeit, sich durch Anregung des heiligen Geistes göttlicher Offenbarungen und der gesammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen sie den im menschlichen Herzen wohnenden Christus, das innere Licht oder Wort, welches sie im Range über die Schrift stellen. Diese gilt ihnen nur als eine untergeordnete Glaubensregel, und sie sprechen ihr die Eigenschaft der Vollständigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlösung halten sie für eine geistige Thatsache, die sich im Innern jedes wahren Christen erneuere; eben so sind ihnen die Sakramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchlichen Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den jeder andern christlichen Sekte. Man sieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in den Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen und harret schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, kündigt seine Begeisterung durch Seufzer an, in welche die übrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Bisweilen sprechen Mehrere nach einander; doch geht man auch, wenn Keiner sich dazu gedrungen fühlt, nach stundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden ist. Einen besondern geistlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Versammlungen predigen

und beten, weil nach ihrer Meinung der heilige Geist noch jetzt, wie in den Aposteln, bei jedem Christen wirkt und das innere Wort erweckt. Erst in neuern Zeiten haben sie Glieder der Gemeinde, die sich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn sie sich begeistert fühlen, einzuschränken; auch bleiben solche Diener bei ihrem Gewerbe, und erhalten nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindekasse. Ihre Predigten sind ganz kunstlos, und absichtlich vermeiden sie die bei andern Religionsparteien hergebrachte dogmatische Terminologie. Die Verfassung der Quäkergemeinden ist zufolge ihres Grundsatzes, der alle gleich macht, ganz demokratisch. Jede versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Neubekehrten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die durch ein vor den Aeltesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Listen und wählt die weder durch Besoldung, noch durch andre Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aeltesten, die Diener und ihre Abgeordneten zu den vierteljährigen Versammlungen. Diese bestehen aus den Abgeordneten der Gemeinden eines Bezirks, und bilden eine höhere Synode, welche die Beschlüsse der monatlichen bestätigt, die Berichte derselben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Instanz annimt und entscheidet, und die Vertreter des Bezirks zu den jährlichen Versammlungen ernennt. Letztre sind für alle Gemeinden eines Landes die höchste Instanz, üben in Sachen der Zucht, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apostel (Missionärs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die letzte Entscheidung. Solcher jährlichen Generalversammlungen werden für die sieben Länder oder Provinzen, in welche die Sekte sich eingetheilt hat, gleichzeitig sieben gehalten, nämlich für die amerikanischen Quäker in Neu-England, wozu Neu-Hampshire, Massachusets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, in Virginien, in Nord- und Süd-Carolina, in Georgien, und für die europäischen zu London. Sie erhalten durch die Ausfertigung und Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zustand der ganzen Sekte und durch gegenseitige Unterstützung den Zusammenhang aller Quäkergemeinden; auch stehen unter ihrer Aufsicht die Gesellschaftskassen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und milden Anstalten bloß aus dem Ertrage freiwilliger, und meist sehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen bestreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geistliche sind, halten sie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Geistlichkeit für unerlaubt. Schon die aus diesem Grundsatze folgende Verweigerung des Zehnten und andrer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in christlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrschende ist, schwierig machen; in ein noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen sie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Diese ist, wie bei den Mystikern, sehr streng, sie untersagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern, und den Genuß von Vergnügen-

gen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenschaften erregen. Daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, und die Uebung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. Wegen der biblischen Vorschrift: achte nicht das Ansehn der Person! glauben sie von den Pflichten der üblichen Höflichkeit entbunden zu sein, nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beschränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorschreibt, ist für Alle Gesetz. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen römischen Namen, sondern nach der Zahlenordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfassung und Sitte mußten die Quäker um so mehr zum Gegenstande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbescheidner und hartnäckiger sie im ersten Eifer ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und andrer rechtswidriger Handlungen in Gefängnisse und Tollhäuser; noch weniger glückte es ihnen in Deutschland, wo sie im Hollsteinischen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote und Streitschriften sie wieder vertrieben. Besser gerieth ihr Werk auf holländischem Gebiete, wo die schon 1658 in Friesland und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandnen Gemeinden sich bis jetzt behauptet haben. In England waren sie unter Cromwell und Carl II. abwechselnd geschont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzakte 1689 endlich vollkommne kirchliche Freiheit verschaffte. Dieselbe genießt auch die erst 1786 durch englische Apostel gestiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieser, den holländischen, den jetzt 60,000 Seelen zählenden englischen, welche allein in London 32 Bethäuser haben, und den Quäkerkolonien in den norwegischen Handelsstädten gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt ihr einfaches Versprechen vor Gericht an Eidesstatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdiensten entrichten sie besondre Abgaben. Nirgend aber haben sie sich weiter und freier ausgebreitet, als in Nordamerika. Die ersten kamen 1660 dahin und siedelten sich in Neu-Yersey an; Fox selbst begab sich 1662 dahin, kehrte jedoch in der Folge wieder nach England zurück; aber viel zahlreichere Kolonien folgten 1681, da William Penn ihnen das von der englischen Krone erhaltne Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 selbst nach Pensylvanien und gründete die Verfassung der dasigen, durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutschland schnell anwachsenden Quäkergemeinden. Seitdem haben sie sich in den meisten Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geschätzt wird. Sie genießen hier vollkommne bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundsätze mit jeder Staatsverfassung in dem Kriege empfinden, der die vereinigten Staaten von England losriß. Damals entstand unter ihnen die besondre Sekte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale namhaft wurden, während die Quäker vom alten Systeme,

das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Weizen und andre Körner (sie wollten nicht sagen Munition) beweisen mochten. Die freien Quäker unterscheiden sich von den alten nur durch die Meinung von der Zulässigkeit der Kriegsdienste, sind aber von diesen völlig getrennt und machen ungefähr den sechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des sittlichen Charakters übertreffen die Quäker andre christlichen Sekten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man fast ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört, und auch nirgend Bettler und Landstreicher zu sehen; ihre trefflichen Anstalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der sie sich selbst fremder Glaubensgenossen annehmen, und die streng gehandhabten Gesetze ihrer Sittenzucht lassen nicht leicht etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menschenfreundlichen Bemühungen ist die Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung der Neger in den vereinigten Staaten zuzuschreiben. Wissenschaften und Künste werden freilich von ihnen wenig gefördert; unter den Fakultätsstudien schätzen und üben sie nur die Medizin, ihr Sinn ist durchaus mehr auf das Praktische gerichtet, und die meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Uebrigens erscheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger schroff, als sonst; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen seltner, und die Begeisterung verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde ist in neuern Zeiten öfter übertreten worden; wohlhabende und vornehme Familien ziehen sich häufig von ihnen zurück, um der freien Geselligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum in England ausschließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche sich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden nasse Quäker genannt und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen, dagegen die altgläubigen und strengen trockne heißen. Da die Zahl der Letztern allmälig geringer wird, so scheint diese Sekte, deren Religionsansicht, wenn ihre mystische Hülle abfällt, ein dürrer Deismus ist, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern wesentlich verschiedne Sekte der Schütter-Quäker oder Shakers vergl. d. A. Schütterer. E.

Qualität und Quantität sind zwei Denkformen, welche als Urbegriffe des menschlichen Verstandes von den Philosophen zu den Kategorien (s. d. Art.) gezählt werden. Qualitäten sind die innern Eigenschaften einer Sache, welche an dieser Sache für sich, ohne daß sie mit etwas Anderm verglichen wird, wahrzunehmen sind. (Im gemeinen Leben versteht man unter Qualität auch bürgerliche und andre Eigenschaften, Stand, Würde ꝛc.). Nach Kant ist Qualität die Bestimmung eines Dinges überhaupt, wodurch sein Inhalt oder seine Materie gedacht wird, und die Qualität der Urtheile des Verstandes besteht in der Bestimmung des Verhältnisses des (positiven oder negativen) Prädikats zum Subjekte. Vermöge der Qualität reden wir von Realität, Negation und Limitation. Sein, Empfindung in der Zeit, heißt Realität; sein Gegentheil Negation, Nichtsein überhaupt. Sein in der Zeit durch Nichtsein eingeschränkt, heißt Limitation. Die Urtheile ihrer Form nach sind positiv, negativ

und limitirt. Durch Quantität wird gedacht die Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, welches vermehrt und vermindert und nach einem angenommnen Maße (einer Einheit) bestimmt werden kann, woraus sich der Begriff von einem Quantum (Größe überhaupt) ergibt. Die Quantität durch Zeit versinnlicht gibt Zeitreihe; eine bestimmte Größe in der Zeit ist die Zahl, wobei man sich eine folgemäßige Wiederholung von Einheiten vorstellt. Eine Größe, welche folgemäßig, von Theil zu Theil, aufgefaßt wird, ist eine extensive; eine Größe, welche auf einmal aufgefaßt wird, ist ein Grad oder eine intensive Größe. Eine sowol extensive als intensive Größe ist kontinuirlich. Die Quantität (oder Größe) der Urtheile bezieht sich auf den theilweisen oder ganzen Umfang des Subjekts, von welchem sie gelten. Extensive Größe nennen die Logiker Größe des Umfangs (der Sphäre); intensive, Größe des Inhalts, d. i. der Merkmale eines Begriffs. Beide stehen im umgekehrten Verhältnisse. — Quantitativ, der Größe nach. — Qualitativ, der Beschaffenheit nach. — Vergl. übrigens auch den Art. Prosodie.

Quantz (Joh. Joach.), geb. zu Oberschaden im Hannöver'schen 1697, war von seinem Vater, einem Hufschmid, ebenfalls für dieses Handwerk bestimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit seiner Baßgeige aufgespielt und an dieser Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, so begab er sich im zehnten Jahre, nach des Vaters Tode zu seinem Oheim, Stadtmusikus in Merseburg, in die Lehre, wo er nachher als Kunstpfeifergeselle Gelegenheit hatte, in der herzogl. Kapelle seinen Geschmack zu bilden. 1714 ging er nach Dresden, wo er den 1716 erlangten Dienst eines Stadtpfeifergesellen andern Anträgen in die Kapellen kleiner Fürsten vorzog. Als Hoboist bei der sogenannten polnischen Kapelle (1718) ging er mit nach Warschau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenstande seines Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. 1724 erhielt er die Erlaubniß, im Gefolge des polnischen Gesandten nach Italien zu gehen; hier traf er (1725) den berühmten Hasse zu Neapel, und wurde durch diesen bei dem alten Aless. Scarlatti eingeführt, bei welchem er sich sehr in Gunst setzte. Nach mehrern Reisen (er besuchte auch Paris und London) erlangte endlich Quantz in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, eine Anstellung in der königl. Kapelle, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm schon oft als Kronprinz Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei diesem Monarchen, dessen Lehrer auf der Flöte er ward, und den er oft begleiten mußte, bis an sein Ende, 1773 zu Potsdam. Quantz hat nicht bloß als Meister auf der Flöte, sondern auch als Verbesserer derselben, große Verdienste. Schon auf seinen Reisen machte er zu Paris (1726) den ersten Versuch zur Verbesserung der Flöte, indem er ihr noch eine Klappe zusetzte; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil Flöten selbst zum Verkauf zu fertigen; und 1752 erfand er den Aus- und Einschiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechslung der Mittelstücke, um einen halben Ton tiefer oder höher gestimmt werden kann. Seine Anweisung, die Flöte zu spielen, hat mehrere Auflagen erlebt. Als Komponist lebte er zwar meistentheils nur für seinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Konzerte und 200 Solo's gesetzt haben soll, welche nicht in's Publikum gekommen sind; aber was man von ihm in dieser Art hat, wird von Kennern sehr geschätzt, und verräth seine große

Kenntniß in der Harmonie. Wie weit übrigens die Zärtlichkeit und Sorgfalt des Königs für seinen Lehrer ging, sieht man daraus, daß er in seiner letzten Krankheit selbst Arztes Stelle bei Quantz vertrat und für die nöthige Pflege sorgte, auch ihm nach seinem Tode ein schönes Grabmal setzen ließ.

Quarantaine, s. Contumaz.

Quarin (Joseph von), ein sehr geachteter und gelehrter Arzt Ritter des österreichischen Leopoldsordens, geb. zu Wien 1773, wo sein Vater ebenfalls Arzt war. In seinem 15. Jahre erhielt er bereits nach schweren Prüfungen die Würde eines Doktors der Philosophie und drei Jahre später zu Freiburg die medizinische Doktorwürde. Das Jahr darauf ward er zu Wien darin bestätigt, und in die medizinische Fakultät aufgenommen. Van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, der seine seltnen Fähigkeiten erkannte, ermunterte ihn, sich dem Lehrfache zu weihen. Quarin hielt daher schon 1754 öffentliche Vorlesungen über Anatomie, später auch über Arzneimittellehre und Klinik im Hospitale der barmherzigen Brüder. Die Kaiserin ernannte ihn 1758 zum Regierungsrathe und Referenten des Sanitätswesens bei der niederösterreichischen Landesstelle. Er schrieb Abhandlungen über den Nutzen und Schaden der Insekten; über die Verschiedenheit der Salze, Versuche über den Schierling ꝛc. In seinen größern Werken: De curandis febribus et inflammationibus und Animadversiones practicae in diversos morbos, zeigte er sich als beobachtenden und praktischen Arzt. Mehrere gelehrte Gesellschaften zu London, Madrid, Venedig, Kopenhagen und Wilna ehrten seine tiefen Kenntnisse und nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Selbst das große Zutrauen der Kaiserin offenbarte sich durch eine Sendung nach Mailand zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem schleichenden Fieber dort fast aufgegeben war. Eine schnelle Genesung des Prinzen krönte Quarin's Bemühungen, der jetzt zum Leibarzt befördert ward. Dadurch begründete sich sein Ruf als praktischer Arzt so fest, daß sein Ausspruch oft als entscheidend galt. Joseph, der Quarin die oberste Leitung des neuen Krankenhauses übertrug, kränkelte seit der Rückkehr aus den Sümpfen des Bannats und foderte Quarin auf zu gestehen, wie lange er noch leben dürfte. Quarin, dem Befehle gehorchend, bestimmte eine kurze Frist, und der Monarch belohnte ihn für seine Offenheit mit der Erhebung in den Freiherrnstand, und einem ansehnlichen Geschenke. Dieses Zusammentreffen brachte vielleicht Quarin zu der Sonderbarkeit, mit eingebildeter Unfehlbarkeit jedem Menschen seine Lebensjahre zuzuzählen und ihm sogleich sein Alter anzusehen. Er diente jedoch nicht allein der leidenden Menschheit mit Ausdauer und Talent, er war auch ein eben so großer Patriot, der 1797 durch Sammlung von Beiträgen die Ausrüstung der wiener Freiwilligen vorzüglich unterstützte. Nicht minder schützte er 1805 die Universität und ihre Sammlungen durch seine Verwendung und sein Ansehn. Diese Verdienste wurden von der hohen Schule anerkannt, sechsmal war er Rektor derselben und 1802 stellte man seine Marmorbüste in dem Universitäts-Konsistorialsaale mit hoher Feierlichkeit auf. Noch in seinem Alter schrieb er alle neuerlich gemachten Erfahrungen nieder, welche er seinen Animadversionibus als Bereicherung beifügte, die bald nach seinem Tode (19. März 1814) erschienen und seine Kenntnisse auf's neue beurkundeten. Fs.

Quarré, gleichbedeutend mit Viereck.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der vierte Theil einer Laſt (im Niederſächſiſchen) oder 10 Scheffel; oder bei flüſſigen Dingen der vierte Theil eines Stübchens oder einer Kanne. — Quarta die vierte Klaſſe einer Schule, daher ein Quartaner. — Quartal der vierte Theil eines Jahrs, oder die Zeit, wo ein Quartal anfängt und ſchließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Beſoldung, Einnahme (Quartalgeld); bei Handwerkern die vierteljährige Zuſammenkunft der Meiſter oder Geſellen. — Quartalſchrift eine Zeitſchrift, welche vierteljährig erſcheint. — Quartformat nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zuſammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entſteht; Quartant (in quarto) ein Buch von dieſem Format. — Quartanfieber das viertägige Fieber.

Quarte heißt 1) in der Muſik a) ein Intervall von vier Stufen, welches drei Gattungen unter ſich begreift, nämlich die verminderte, reine und übermäßige Quarte. Ueber die Frage, ob die Quarte unter die Konſonanzen oder unter die Diſſonanzen gehöre, iſt viel geſtritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, iſt ſie eine Konſonanz, die in Hinſicht auf den Grad ihres Konſonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer eben ſo beſchränkten Fortſchreitung wie die Diſſonanzen unterworfen iſt. Iſt die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, ſo wird ſie von den meiſten Theoriſten jetzt als eine Diſſonanz betrachtet; b) auf der Violine die A-Seite; 2) in der Fechtkunſt die vierte Hauptſtoßart, die Lage mit der innern Hand, wobei das Degengefäß aufrecht gehalten wird; 3) im Kartenſpiel namentlich im Piquet, vier in einer Reihe und Farbe hinter einander folgende Blätter, und Quarte Major, wenn dieſe Reihe vom höchſten Blatt anfängt.

Quartett, Quadro, Quatuor, wird in der Muſik ſowol von Inſtrumental- als Singſtücken gebraucht, und bezeichnet bei jenen ein Tonſtück für vier meiſtens koncertirende Inſtrumente, bei dieſen ein Tonſtück für vier Singſtimmen, mit oder ohne Inſtrumentalbegleitung. In Inſtrumentalquartetten hat Joſeph Haydn (ſ. d. Art.) eine neue Bahn gezeichnet, und ſchon dieſe würden ihn bei den Verehrern der Tonkunſt unſterblich machen. Ihm folgten der große Mozart, der originelle Beethoven, die Romberge, Spohr, Krommer u. A.

Quartier, ein Maß für trockne oder flüſſige Dinge; im letztern Falle, in Oberſachſen, der vierte Theil eines Nöſels, oder Schoppens, in Niederſachſen der vierte Theil eines Stübchens, der zwei niederländiſche Nöſel ausmacht.

Quartierfreiheit, ſ. Geſandten.

Quarz, eine zum Kieſelgeſchlecht gehörige Steinart, die ſehr gemein und verbreitet iſt. Es gibt eine Menge Abarten, die zum Theil eigne Namen führen. Der Quarz iſt meiſtens farblos oder weißlich, waſſerfarbig, und in Hinſicht des Glanzes und der Durchſichtigkeit höchſt verſchieden. Häufig findet man ihn kryſtalliſirt als ſechsſeitige Säule, deren Flächen nicht ſelten fein in die Queere geſtreift ſind. Er iſt immer hart und gibt, im Finſtern an einander gerieben, ein phosphorartiges Licht. Am gewöhnlichſten kommt er in Ganggebirgen vor, wo er auch meiſtens Erze und Metalle enthält; ſeltner in Flötzgebirgen, und zwar als Geſchiebe. Die beiden Haupt-

arten des Quarzes sind der Bergkrystall, welcher eine schöne Politur annimt, und der gemeine Quarz, welcher zur Glasirung des Steingutes, zu Porzellan und zum Glasmachen benutzt wird. Zu den Quarzen gehört aber auch der Amethyst (s. d. Art.).

Quasimodogeniti, heißt der auf Ostern nächstfolgende Sonntag. Er hat seinen Namen aus dem 1. Petr. II. 1, genommnen Eingange womit man an diesem Sonntage den Gottesdienst anfing.

Quassia, ein Arzneimittel, welches aus dem Holze des besonders in Surinam und Cayenne häufig wachsenden Quassienbaums gewonnen wird. Das Holz ist auch unter der Benennung des surinamischen Bitterholzes bekannt.

Quästoren, diejenigen ordentlichen Magistratspersonen (s. Magistratus) bei den Römern, welche dem öffentlichen Schatze (aerarium), der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorstanden, und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder besorgten. Sie wurden anfangs von den Königen, dann von den Konsuln, und seit dem J. 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Ihre Zahl wechselte zu verschiednen Zeiten. Anfangs gab es zwei Quästoren; im J. 333 wurden außer diesen, welche in der Stadt blieben, noch zwei andre zur Unterstützung der Konsuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier hinzu; unter Sulla gab es zwanzig, und unter Cäsar vierzig. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom selbst nur zwei, welche zum Unterschiede Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Q. provinciales oder militares. Die Quästur war das unterste Ehrenamt, und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten sie aber auch Konsularen.

Quatember (vom lateinischen quatuor tempora, d. i. die vier Jahreszeiten), das Vierteljahr, Quartal; insbesondre heißen die Tage so, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewisse Steuern und Abgaben fällig sind (Quatembergeld, auch Quatember selbst). Die Quatember sind in einigen Gegenden: Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachsen, Reminiscere, Trinitatis, Crucis und Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg, Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. In Sachsen heißt Quatember auch eine Grund- und Gewerbesteuer, welche jeder Steuerpflichtige nach Maßgabe seiner Schocke (s. d. A.) entrichtet, und welche anfangs seit 1653 nur vier Mal des Jahrs entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landstände abhängt. Bei den Katholiken sind die Quatember vier Fasttage, welche am ersten Freitage eines jeden Vierteljahrs streng beobachtet werden müssen.

Quaterne, s. Lotterie.

Quatrain nennt man in der Verskunst eine vierzeilige Strophe, z. B. die zwei ersten des Sonetts; doch kann das Quatrain auch ein selbstständiges Ganze ausmachen.

Quatremère-de-Quincy (A. L.), Mitglied des franz. National-Instituts (Akademie) und Red. des Journal des savans für die Abtheilung der schönen Künste, war vormals Rath beim Gerichtshofe des Châtelet in Paris, und nahm die gemäßigtern Grundsätze der Revolution an. Als Abgeordneter von Paris bei der gesetzgebenden Versammlung, verfocht er mit Eifer und Kraft die monarchische Verfassung. Er überlebte die Aechtungen, und ward aus Abscheu vor den Terroristen einer der Anführer des Aufstandes vom 13. Ven-

demiaire, welchen Buonaparte beim Antritte ſeiner großen öffentlichen Laufbahn bekämpfte. Den 18. Okt. 1795 ward er als Miturheber jenes Aufſtandes durch ein Militärgericht zum Tode verurtheilt, entfloh aber, und nachdem im Juli 1796, unter veränderten Umſtänden, eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufſtand geweſen ſei, erſchien er wieder öffentlich und ward 1797 Abgeordneter des Seine-Departements bei der erſten geſetzgebenden Verſammlung und beim Rathe der 500. Aber ſeine Grundſätze trieben ihn zu der Partei der gemäßigten Republikaner; ſo ward er in die Aechtung des 18. Fructidor begriffen, entging aber doch der Deportation nach Cayenne, und wurde nach dem 18. Brumaire durch die Konſuln zurückberufen. Er ward nun Mitglied und Sekretär des allgemeinen Raths des Seine-Departements, und wurde, als Verfaſſer mehrerer Schriften im Fache der ſchönen Künſte, in das Inſtitut aufgenommen. Nach Denon's Abdankung ward er von Ludwig XVIII. einſtweilen zum General-Direktor des Muſeums des Louvre ernannt, welche Stelle jedoch ſpäterhin der Graf Forbin erhielt.

Quatuor, ſ. Quartett.

Quatuordecimaner, ſ. Secten.

Quebeck, brittiſches Gouvernement, welches Oſt- oder Nieder-Kanada umfaßt. Die Hauptſtadt gl. N. iſt die wichtigſte aller brittiſchen Städte in Nordamerika; ſie liegt höchſt reizend an dem hier nur eine Stunde breiten St. Lorenzſtrom, der den St. Charlesfluß aufnimt, und an dem 350 F. hohen Diamantenvorgebirge. Man erblickt den großen Lorenzſtrom, ungeheure Felſen, unabſehbare Wälder, angebaute Ebnen, Städte, Dörfer und Gärten. Dem ſüdlichen, noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantiſches Anſehen, und auf dem nördlichen ſtehen die Häuſer, ſo weit das Auge nur reicht, ſo dicht, daß die ganze Strecke nur ein Dorf zu ſein ſcheint. Quebeck iſt ſtark befeſtigt, wird auch durch eine Citadelle beſchützt, und hat fünf Kirchen, vier Klöſter, eine kathol. Univerſität, einen kathol. und einen anglikan. Biſchof; ein Zeughaus, 2000 Häuſer und 15,000 Einw., worunter zwei Drittel Abkömmlinge der Franzoſen ſind. Sie wird in die Unter- und Oberſtadt abgetheilt. In der erſtern wohnen die meiſten Kaufleute, ſie iſt aber enge gebaut. Auf einer ſteilen Anhöhe liegt die Oberſtadt, dahin man auf Stufen kommt, welche in den Felſen gehauen ſind. Dieſe hat prächtige Häuſer von Steinen und ein in's Viereck gebautes Schloß, worin der Gouverneur wohnt, der zugleich Oberſtatthalter des britt. Nordamerika iſt. Quebeck iſt der Sitz des Parlaments und des Appellationsgerichts. Als der Stapelplatz für alle kanadiſche Waaren, treibt ſie wichtige Handlung und Schifffahrt, und in ihrem großen und ſichern Hafen können hundert Schiffe ſicher liegen. Eine Menge Land-, Garten- und Luſthäuſer bilden die nächſte Umgebung. Auch ſind in der Gegend zwei herrliche Waſſerfälle, der des Montmorencyfluſſes, der in einer Breite von 50 F., 220 F. hoch herabſtürzt, und in einen weißen Dunſt, dem Schneegeſtöber ähnlich, zerſtiebet, und der des la Chaudière, der in einer Breite von 230 F. 100 F. hoch herabſtürzt. Unweit Quebeck iſt die berühmte Ebene Abrahams, wo der brittiſche General Wolf am 13. Sept. 1759 ſiegend ſtarb.

Queckſilber, argentum vivum, hydragyrium, Mercurius; bezeichnet ☿, ein Metall, welches ſchon in unſrer gewöhnlichen Temperatur tropfbar flüſſig erſcheint, bis 600 Grad Fahrenheit ſich verflüch-

tigt, und bei hohen Graden der Kälte (89 bis 40 unter 0 nach Fahrenheit), die bei uns nur künſtlich erlangt werden, ein feſter Körper von ſchönem Silberglanze wird, der ſich hämmern und ſchneiden läßt, ſehr biegſam iſt, und einen dumpfen Klang, wie Blei, von ſich gibt. In ſeinem gewöhnlichen Zuſtande der Flüſſigkeit gleicht es an Farbe dem geſchmolznen Blei oder Silber und iſt ungemein beweglich. Es theilt ſich leicht in kleine Tröpfchen, welche vollkommen kugelrund ſind. Größere Maſſen nehmen eine platte Geſtalt an mit erhaben rundlicher Oberfläche, wie andre geſchmolzne Metalle. Mit Sauerſtoff verbunden, ſäuert das Queckſilber. Dies geſchieht langſam, wenn es an der freien Luft ſtill liegt; es ſetzt ſich eine ſchielende Haut auf der Oberfläche, welche ein unvollkommner Queckſilberkalk iſt. Nach der Platina und dem Golde iſt das Queckſilber das ſchwerſte Metall; es iſt nach einer mittlern Angabe ungefähr vierzehn Mal ſchwerer als das Waſſer. Mit pulverförmigen oder zerreiblichen, feſten, deßgleichen mit allen zähen und fettigen oder bloß ſchleimichten Subſtanzen läßt ſich das Queckſilber im gereinigten (reguliniſchen) Zuſtande ſo verändern oder vermengen, daß es ſeine laufende Eigenſchaft verliert und wie ein Brei oder eine Salbe ſtill ſteht. Dies nennt man das Queckſilber tödten; es geht dabei eine unvollkommne Verkalkung vor. Gereinigtes Queckſilber mit Schwefel zuſammengerieben oder zuſammengeſchmolzen gibt ein ſchwarzes Pulver, welches mineraliſcher Mohr oder Queckſilbermohr heißt. Bei einer höhern Temperatur entſteht aus der Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel das rothe geſchwefelte Queckſilber oder der künſtliche Zinnober, eine dunkelrothe, nadelförmig angeſchoſſne Maſſe, welche fein zerrieben eine ſchöne Farbe gibt. Mit den meiſten andern Metallen trit das gereinigte Queckſilber in eine chemiſche Verbindung, welche man Amalgama nennt (S. d. Art.). Niedergeſchlagen wird das Queckſilber aus ſeinen Auflöſungen in Säuren durch das Kupfer in metalliſcher Geſtalt, durch die Alkalien und alkaliſchen Erden verkalkt, wobei die Kalke verſchiedne Farben zeigen. In der Natur findet ſich das Queckſilber theils gediegen, theils vererzt. Gediegen, Jungfern-Queckſilber genannt, kommt es an mehrern Orten in Europa vor, zumal bei Idria und im Zweibrückiſchen. Es läuft daſelbſt in den Gruben zuſammen, und man kann an manchen Tagen wol 100 Pfund ſammeln. Auch findet ſich das Queckſilber in einem natürlichen Amalgama, z. B. gediegnes Queckſilber iſt mit gediegnem Silber verbunden. Dies iſt im Zweibrückiſchen der Fall. Viel Queckſilber wird aus dem Bergzinnober erhalten, in welchem es mit Schwefel verlarvt iſt. Noch andre Queckſilbererze ſind das Queckſilber-Lebererz (bei Idria das gemeinſte) und das Queckſilberhornerz (auch natürlicher Sublimat oder natürliches Turpeth genannt). Iſt es in den Erzen gleich gediegen, ſo fließt es aus dieſen von ſelbſt in Tropfen ab, wenn man ſie zerſchlägt; iſt es mit fremden Subſtanzen verlarvt, ſo wird es in einem Ofen durch einen Zuſatz geſchieden. Aufbewahrt wird es in Maſſen von 100 bis 150 Pfund in ledernen Beuteln. Das Queckſilber wird zur Bereitung des künſtlichen Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Verſilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern, Barometern und dergl. angewendet.

Queckſilbermittel ſind die verſchiednen Bereitungen aus dem Queckſilber, welche in der Medizin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirkſamkeit des Queckſilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieſes Metalls mit dem

Orygen oder mit Säuren. Je inniger dieſe Verbindung, je reichlicher das Queckſilber mit Orygen oder Säure geſättigt iſt, deſto ſchneller, eindringender und zerſtörender iſt die Wirkung deſſelben. Wir zählen unter den mannichfaltigen Zubereitungen dieſer Mittel hier nur diejenigen auf, welche noch jetzt merkwürdig, oder in der Heilkunſt wichtig ſind. Die mildern Mittel ſind diejenigen, welche, bloß durch den Zutrit des Sauerſtoffs des metalliſchen Lebens beraubt, als Metallkalke erſcheinen, und für ſich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Queckſilbers geht ſchon durch bloßes Reiben oder Schütteln deſſelben vor ſich, da das Orygen aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutrit. So entſteht der unvollkommne Queckſilbermohr, (aethiops mercurii per se), der als ein grauer Staub ſich darſtellt; mit Krebsſteinen ſo lange gerieben, bis ein gleichförmiges ſchwarzes Pulver entſteht, gibt er den beinahe zuerſt von den alten Aerzten (ſ. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metalliſches Queckſilber mit arabiſchem Gummi, etwas Zucker und Waſſer abgerieben, iſt das Mittel, welches Plenk erfand und ſich deſſen häufig bediente, daher es noch jetzt den Namen mercurius gummosus Plenkii führt. Queckſilber mit Terpenthin gerieben, bis zur Verkalkung des erſtern, gibt nun, unter verſchiednen Beimiſchungen von Fett, oder von andern Pflaſtern, die Queckſilberpflaſter (unguentum mercuriale, — neapolitanum). Wird das Queckſilber mit Schwefel gerieben, ſo entſteht ebenfalls ein unvollkommner ſchwarzer Kalk, der mineraliſche Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Alle dieſe unvollkommnen Kalke ſind nicht in Waſſer, in allen Säuern aber ſehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magenſaft, und wie die Erfolge beweiſen, auch die lymphatiſchen Flüſſigkeiten des thieriſchen und menſchlichen Körpers müſſen eine auflöſende Gewalt über ſie ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Queckſilberſalze, doch immer etwas unſicher, weil der Grad der Verkalkung zu ſchwankend und von der Bereitungsart abhängig iſt; daher die meiſten Arzneien dieſer Klaſſe veraltet ſind. Einige davon bleiben indeſſen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer ſchätzbar, nur müſſen ſie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundnen Queckſilbermitteln, und den daraus wieder hergenommnen Bereitungen ſind die mit Salpeterſäure und die mit Salzſäure verbundnen Merkurialſalze die gebräuchlichſten. Die Auflöſung des Queckſilbers in verdünnter Salpeterſäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine waſſerhelle, ſehr ſcharfe und ätzende Flüſſigkeit, die unter dem Namen solutio mercurii nitrata (mercurius nitrosus Selle) gebräuchlich, und ein ſchon altes Mittel iſt, welches die ältern Aerzte jedoch nach verſchiednen Zubereitungen gebrauchten. Wird die Flüſſigkeit gelind abgedampft, ſo ſchießen Salzkryſtallen an, welche Queckſilberſalpeter heißen (mercurius nitrosus). Dieſes Mittel wurde ſeiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und ſehr furchtſam innerlich, meiſtens nur in Auflöſungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indeſſen gelehrt, daß es unter die wirkſamſten und eindringendſten Queckſilbermittel gehört, und bei gehöriger Vorſicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem Queckſilberſalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpeterſäure wieder abgetrieben, ſo bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommnem Queckſilberkalk und noch einigem Antheil von Salpeterſäure beſteht, und (mit Unrecht) rother Queckſil-

berniederſchlag, rother Präcipitat (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es iſt ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geſchwülſten, Auswüchſen, zur Reinigung veneriſcher Geſchwüre gebraucht wird, deſſen innerliche Anwendung aber man erſt neuerlich mit großer Behutſamkeit in hartnäckigen veneriſchen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpeterſäure aus der Verbindung mit dem Queckſilber durch das flüchtige Laugenſalz weggenommen, ſo entſteht ein Niederſchlag, der erſt ſchwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt: Black's aſchgrauer Queckſilberkalk (mercurius cinereus Blackii). Setzt man das flüchtige Laugenſalz nur ſo lange zu, als der Niederſchlag ſchwarz erſcheint, und ſammelt dieſen beſonders, ſo iſt dies der ſchwarze Queckſilberkalk, welcher auch mercurius solubilis Hahnemanni genannt wird, weil Hahnemann deſſen Zubereitung zuerſt in einer ſehr umſtändlichen und koſtſpieligen Methode angab, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden iſt. Beide Mittel ſind nichts anders, als unvollkommne Queckſilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederſchlag noch einen geringen Antheil von Salpeterſäure behält. Der Vorzug des ganz ſchwarzen Queckſilberkalks beſteht in der größern Sicherheit und Milde ſeiner Wirkung. Er iſt aber nicht im Waſſer, ſondern nur in Eſſigſäure auflöslich. Die Auflöſung des Queckſilbers in Salzſäure geht nur im verkalkten Zuſtande vor ſich; in dieſem Zuſtande hat aber das Queckſilber nähere Verwandtſchaft zu der Salzſäure, als zu andern Säuren, daher es ſich, wenn es in Vermiſchung zur Salzſäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt, und mit dieſer vereinigt. Die Verbindung des Queckſilbers mit der Salzſäure gibt das ſalzſaure Queckſilber (mercurius salitus corrosivus), welches gemeiniglich auch ätzender Queckſilberſublimat (mercurius sublimatus corrosivus) genannt wird. Er iſt das ſchärfſte, ätzendſte, am ſchnellſten zerſtörende unter den Queckſilbermitteln, und daher eins der allerſtärkſten Gifte. Er iſt ein vollkommnes metalliſches Mittelſalz, in 16 bis 20 Theilen kalten und ſchon in drei Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflöſungen auf mancherlei Weiſe, für ſich allein und in Verbindung, angewendet. In der Miſchung einer Auflöſung deſſelben in Waſſer und mit Zuſatz von Kalkwaſſer, dem ſogenannten phagadäniſchen Waſſer, wird die Säure von dem Kalke weggenommen, das Queckſilber fällt als ein gelber Queckſilberkalk zu Boden. Wird das Queckſilber aus ſeiner Auflöſung in Salzſäure durch flüchtiges Laugenſalz abgeſchieden; ſo fällt es als ein weißer Queckſilberkalk zu Boden, dem noch Salzſäure und etwas flüchtiges Laugenſalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Queckſilberniederſchlag, weißer Präcipitat, genannt wird. Er iſt zwar weniger ätzend, als der Sublimat, aber in ſeiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht ſicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltne Säure mit hinzugeſetztem Queckſilber geſättigt, ſo entſteht ein ganz neues Erzeugniß, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, verſüßtes Queckſilber, die Neuern: mildes ſalzſaures Queckſilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermiſchung von drei Theilen metalliſchen Queckſilbers mit vier Theilen ätzenden Queckſilberſublimats durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Deſtillation und Sublimation verfertigt. Es iſt im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Theile Waſſer zur Auflöſung erfodert. In ſeiner Wirkung iſt es viel milder, als der Sublimat,

zum innerlichen Gebrauche ſehr wirkſam, und dabei eins der ſicherſten Queckſilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Deſtillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es ſechs Mal, jedesmal mit dem Zuſatze von etwas metalliſchem Queckſilber ſublimirt: ſo bekam es den Namen Calomel, calomelas, ſehr uneigentlich, weil dieſe Benennung zuerſt dem aethiops mineralis wegen ſeiner ſchwarzen Farbe beigelegt wurde, das verſüßte Queckſilber hingegen weiß ausſieht. Man ließ es auch wol 12 bis 16 Mal ohne Zuſatz von Queckſilber ſublimiren, und nannte es alsdann Queckſilberpanacee (panacea mercurialis). Durch dieſe öftere Sublimation wird es aber nicht milder, ſondern wieder ſchärfer und ätzender. Die Verbindung des Queckſilberkalkes mit Phosphorſäure gibt das phosphorſaure Queckſilber, das im Waſſer unauflöslich, und ein mildes Queckſilberſalz iſt, das, wie die andern milden Queckſilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indeſſen durch jene Mittel überflüſſig, eben ſo, wie das eſſigſaure und weinſteinſaure Queckſilber, welche beide ſonſt die Grundlage verſchiedner Geheimmittel gegen die veneriſche Krankheit ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergeſſenheit gekommen ſind. Die Wirkungen der Merkurialmittel auf den menſchlichen Körper ſind zwar im Grade verſchieden, je nachdem ſie mit Sauerſtoff oder mit Säure verbunden, als Kalke, als milde oder als ſcharfe Salze erſcheinen, doch kommen ſie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn ſie nämlich in nähere Berührung und Zuſammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, ſo zeigen ſie eine Neigung, den Zuſammenhang der organiſchen Faſer, die Kohäſion, aufzuheben, die plaſtiſche bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus iſt eine Aeußerung der organiſchen Naturkraft oder der Lebenskraft in der unterſten Sphäre der Wiedererzeugung. Indem nämlich die thieriſche Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden iſt, geht dieſe in dem Haargefäßſyſtem in Gerinnung, die erſte organiſche Geſtaltung, den Zellſtoff, über, welcher ſich in den verſchiednen Organen zur Ausbildung oder zum Erſatz der abgeſonderten Theile anſetzt. Die Stärke, mit welcher dieſe erſte organiſche Zellform zuſammenhält, iſt die Kohäſion. Die innere Natureigenſchaft dieſes unter den Metallen mit der geringſten Kohärenz verſehnen Metalls geht ſchon im Metallreiche ſelbſt auf Vernichtung der Kohäſion derſelben und Auflöſung. Soll es aber dieſe Eigenſchaft auch auf den lebenden Organismus äußern können, ſo muß es ſelbſt durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineraliſchen Lebens geſetzt werden, wodurch ſeine innere Kraft erſt aufgeſchloſſen und regſam, und nun erſt fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichſam begeiſtet in der kleinſten Maſſe ſeine innere Kraft zu offenbaren, und Auflöſung der Kohäſion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Das Verdauungsſyſtem, beſonders das ihm zugehörige Speicheldrüſenſyſtem, hat die Neigung, die äußern Stoffe durch Auflöſung und Vernichtung ihrer Kohäſion und innern Eigenſchaft, und durch Zerſetzung in ihre einfachen Beſtandtheile zur neuen organiſchen Lebensform fähig zu machen. Dieſe Organe haben daher unter allen die nächſte Verwandtſchaft zum Queckſilbermittel. Da nun diejenigen Stoffe, welche von der Aſſimilation nicht bezwungen werden, ſondern durch Verbindung mit Oxygen ſchon auf einer höhern Stufe des Lebens ſtehen, ihre innere Kraft in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und die ih-

nen verwandten Functionen dadurch verstärken: so folgt hieraus, daß auch die Queckſilbermittel auf das Speichelbrüſenſyſtem vorzüglich erregend wirken, und eine ungewöhnliche, übermäßige Thätigkeit, die Neigung, Alles in lymphatiſche und ſpeichelartige Flüſſigkeit zu verwandeln, erregen müſſen. Dieſem gemäß beobachten wir auch die Wirkung der Merkurialmittel an und in dem lebenden Körper. Wird ein ſolches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form an eine Stelle des Körpers gebracht, ſo wirkt es ätzend und zerſtörend auf dieſelbe; daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächſt eine Verminderung der organiſchen Kohäſion, und Beſchränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weitrer Fortſetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleiſch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockrer, aufgeſchwollen, es entſteht Hitze im Munde, metalliſcher Geſchmack, übelriechende Ausdünſtung aus demſelben, vermehrte Abſonderung des Speichels, die immer mehr überhand nimt, endlich ſo übermäßig wird, daß dieſe Flüſſigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entſtehen Abſonderungen der innern Haut, oberflächliche Geſchwüre, die ſchnell um ſich greifen, Loßſtoßung der Zähne, Aufgedunſenheit des ganzen Geſichts. Würde noch immer das Einbringen der Queckſilbermittel fortgeſetzt, ſo würde endlich Alles in ſpeichelartige Flüſſigkeit aufgelöſt, die Kohäſion und organiſche Wiedererzeugung würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Dieſe mächtige Wirkung der Queckſilbermittel macht ſie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Kohäſion zu ſtark, die Bildungskraft in der Sphäre der Wiedererzeugung entweder allgemein, oder örtlich auf eine ungewöhnliche Art erhöht oder ausgeartet iſt. Das Queckſilber iſt das einzige recht eigne Mittel gegen die veneriſche Seuche und deren Ausbrüche verſchiedner Art. Die Aerzte der älteſten Zeit kannten ſeinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erſt die arabiſchen Aerzte wandten es in Salben an. Von dieſen kam es in dem 11. Jahrh. zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Queckſilberſalben einen Speichelfluß, und dadurch Heilung hervorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es ſchon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Queckſilbermittel wagte man viel ſpäter, erſt im 16. Jahrh. Matthiolus bediente ſich eines von Vigo 1510 erfundnen Präcipitats; Hurham gebrauchte Burton's mercurius alkalisatus; Baſilius Valentinus empfahl zuerſt den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhave machte eine, wiewol noch ſehr furchtſame Anwendung davon. Erſt nach van Swieten's Anleitung wagten es die Aerzte, häufigere Verſuche damit zu machen. Gegen andre als veneriſche Krankheiten wurde das Queckſilber noch ſpäter angewendet, nachdem man erſt mehr Erfahrung über deſſen Heilkraft geſammelt hatte. Man verſuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatiſchen Syſtems, den Skropheln, bei verhärteten Drüſen- und andern Geſchwülſten, in der Waſſerſcheu, ſogar in krampfhaften Krankheiten. Der engliſche Arzt Hamilton machte auf ſeinen großen Nutzen in verſchiednen Entzündungskrankheiten aufmerkſam; deutſche Aerzte beſtimmten dieſe Anwendung noch genauer.

Quedlinburg, ein ehemaliges von dem deutſchen Könige Heinrich I., zwiſchen 932 und 936 errichtetes fürſtliches Damenſtift, zwiſchen Halberſtadt und Anhalt gelegen, deſſen, ſeit 1539 lutheriſche

Aebtissin ein Reichsstand war, und auf der rheinischen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte, enthielt auf 2 Q. M. 15,000 Einw. Die Stiftshauptmannschaft und Erbvogtei darüber, hatte Sachsen nebst dem Anspruch auf die Aemter Lauenburg, Sevekenberg und Gersdorf 1697 an Brandenburg für 300,000 Thaler verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garnison in der Stadt, erhob Accise, Service, ließ sich den Huldigungseid leisten ꝛc. und hielt zur Besorgung dieser Gegenstände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchsten Landeskollegien zu Berlin abhing. Die Aebtissin aber hatte ihre Regierungskammer, ihr Konsistorium ꝛc. Die letzte, jetzt noch lebende Fürstin-Aebtissin war, seit 1787 Sophie Albertine, königl. Prinzessin von Schweden, eine Schwester des letztverstorbnen Königs Carls XIII. 1802 kam Quedlinburg als Entschädigung ganz an Preußen. Quedlinburg (Klopstock's Geburtsort) ist gegenwärtig eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, und liegt am Vorharze an der Bode, welche sich vor der Stadt in zwei Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der südlichen und östlichen Seite umfließt, der kleinere, oder der Mühlgraben, die Altstadt von der Neustadt scheidet. Sie besteht, außer der Alt- und Neustadt, noch aus drei Vorstädten, und hat acht Kirchen, sechs Hospitäler, ein Gymnasium, 1680 Häuser und 11,000 Einwohner, welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand, wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmastung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorstadt Westendorf, auf einem hohen Felsen liegen die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit einer schönen Stiftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des deutschen Königs Heinrich I., und seiner Gemahlin Mathilde. Außerhalb der Stadt ist der Brühl, ein angenehmes Wäldchen und Spaziergang der Einwohner. Eine halbe Stunde von der Stadt gegen Südwesten ist ein eisenhaltiger Gesundbrunnen.

Queerflöte, s. Flöte.

Queerpfeife (piffaro), ein flötenartiges Kriegsinstrument, bei der Infanterie üblich, welches gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterscheidet sich von dieser aber dadurch, daß sie durchgängig gleich weit gebohrt ist, keine Klappen hat, viel kleiner ist und um eine Oktave höher steht, auch einen ungleich schärfern und stärkern Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigestrichnen bis zum viergestrichnen d, mit Inbegriff der durch Kreuze erhöhten Töne fis, gis, cis.

Quellen nennt man die Ausflüsse des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehrern derselben Flüsse und endlich Ströme, die dem Meere Ersatz zuführen für die täglich durch Ausdünstung verloren gehende Wassermasse. Da das Wasser, den Gesetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt: so können auch Quellen nur an solchen Orten entstehen, die höher liegen als die Gegend, über die sie hinfließen. Alle Quellen entspringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Sie bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewasser, so daß ein beständiger Kreislauf des Wassers auf der Erde Statt findet. Die Quellen selbst sind von sehr verschiedner Beschaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Wassers hängt von den Erdschichten ab, durch welche sie fließen. Die reinsten und klarsten Quellen entspringen

meist in den beträchtlichsten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Wassers kommt dem vom Regenwasser am nächsten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwasser ist mit mehr oder weniger mineralischen Materien, insonderheit mit Gyps, Kalkerde und salzichten Theilen angeschwängert. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichförmige und periodische. Die erstern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Wasser; die letztern wechseln ab, indem sie bald schwächer, bald stärker fließen; manche versiegen zu gewissen Zeiten ganz. Auch findet man hie und da Quellen, welche stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonsanche bei Nismes fließt täglich etwas über sieben Stunden und setzt an fünf Stunden aus. Die von Colmars in der Provence setzt allemal in der siebenten Minute aus. Ihr Wasserstrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, in eine beständig fließende Quelle verwandelt. Erst im J. 1763 fing sie wieder an auszusetzen. In der Schweiz findet man mehrere aussetzende Quellen. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren oder Kanäle wieder leeren. Diese Heber leeren die Behälter nur bis an die wagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen, und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf seinen höchsten Punkt gefüllt ist. Bei stärkerm Zuflusse, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwischenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Kanal, der das Wasser von der Quelle ab nach einem andern Orte führt: so kann eine solche bei trocknem Wetter fließen und beim Regen still stehen. Auf Island finden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küstengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen sich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Quetschung (chirurgisch), ist die Verletzung irgend eines Theils des Körpers durch mechanische Gewalt (eines stumpfen Werkzeuges oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dergl.) ohne sichtbare Trennung der Theile. Ist letztre damit verbunden, so heißt die Verletzung eine gequetschte Wunde. Es finden bei der Quetschung verschiedene Grade Statt, je nachdem die Gewalt der mechanischen Einwirkung, oder der Widerstand der verletzten Theile stark war; daher sie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender ist als an weichen Theilen. Die Folge der Quetschung ist Lähmung und Zerreißung der feinsten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die diese enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geschwulst und der Schmerz der gequetschten Stelle her, wozu sich oft Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Leibesbeschaffenheit, in schwammigen Theilen sehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo de Villegas (Don Francisco), Ritter des Ordens von Santiago und Herr von La Torre de Juan Abad, einem in der Gegend von Mancha gelegnen Orte, hat sich in der spanischen Literatur einen berühmten Namen erworben. Er war 1570 zu Madrid geboren, und studirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medizin und Philosophie, weil er

keine einzelne Wissenschaft zu seinem Brodstudium machen wollte. Umfassende Kenntnisse waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geistes vereinigt. Statt die ihm angetragnen Aemter anzunehmen, zog er es vor, auf Reisen zu gehen, um seine Einsichten durch Welt- und Menschenkenntniß zu berichtigen und zu erweitern. Er ging zuerst nach Italien, wo er sich durch Leistung wichtiger Dienste die vertraute Freundschaft des Herzogs von Ossuna, Don Pedro Giron, damaligen Vicekönigs von Neapel, erwarb. Sodann besuchte er Süddeutschland und Frankreich. Bald nach seiner Zurückkunft nach Spanien ward er, als ein Vertrauter des in Ungnade gefallnen Herzogs, in's Gefängniß geworfen und zur Untersuchung gezogen, und erhielt erst nach drei Jahren seine Freiheit wieder. Um seiner geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, bereiste er Spanien, und ließ sich darauf in Madrid nieder. Durch das erlittne Unrecht gewitzigt, vermied er es noch mehr, ein Amt anzunehmen, sondern begnügte sich mit dem Titel eines Sekretärs Philipps des Vierten. 1634 verheirathete er sich mit einer Schwester des bekannten Bernardo de Cabra, Erzbischofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog sich daher noch mehr von der Welt zurück, und beschränkte sich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Minister Olivarez, welches man ihm ohne weitre Untersuchung zuschrieb, zum zweiten Mal eingekerkert wurde. Als er nach zweijähriger Gefangenschaft wieder frei ward, hatte seine Gesundheit sehr gelitten. Ein Lungengeschwür drohte ihm einen nahen Tod. Vom Hofe verbannt, begab er sich auf sein Landgut, welches während seiner Gefangenschaft mehr als einmal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn seine Krankheit, sich nach Villa nueva de los Infantes zu begeben, um sich wiederherstellen zu lassen; allein er war kaum angekommen, als er 1647 in einem Alter von 77 Jahren starb. Quevedo's Werke sind von dem mannichfaltigsten Inhalt. Seine heroischen Gedichte zeichnen sich durch Kraft und Erhabenheit, die lyrischen durch Schönheit und Anmuth, die humoristischen durch Scherzhaftigkeit, Witz und sinnreiche Erfindung aus. Seine prosaischen Werke bestehen eines Theils aus Ergüssen der Laune und Satyre. Durch die letztern ist Quevedo dem Auslande am meisten bekannt geworden, namentlich durch seine Suenos y Discursos, deutsch von Philander von Sittewald, Straßb. 1645, und durch sein Gran Tacano, den ersten komischen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen. Seine Schriften sind zu Brüssel 1660 und 1670 in 3 Quartbänden und nachher mehrmals erschienen.

Quiberon, ein Marktflecken von 1916 Einw. auf der schmalen Halbinsel gleiches Namens, die sich zwei Stunden von Auray in das Meer erstreckt, im französischen Depart. des Morbihan, Bezirk von Lorient. Diese Halbinsel ist bekannt dnrch die Landung eines Heerhaufens französischer Ausgewanderter und durch das tragische Ende des heldenmüthigen Grafen von Sombreuil. Die französischen Ausgewanderten in England hatten 1795 mehrere Regimenter in englischem Solde gebildet, und ihre Heerführer wünschten, durch eine brittische Flotte unterstützt, nach Frankreich übergeschifft zu werden, um zu dem königlichen Heere in der Vendée, oder zu den Chouans stoßen zu können. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war so zuversichtlich, daß sie dadurch selbst das besonnene brittische Ministerium hinrissen, welches anfangs der Meinung war, man müsse erst

mehr Truppen beiſammen haben, ehe man eine ſolche Unternehmung wagen könne. Pitt ſagte daher zu Puyſaye und Hervilly, welche die Unternehmung beſchleunigt wiſſen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfehlen, wenn Sie ſich mit ſo wenig Truppen bloßſtellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten.“ Allein Puyſaye verſicherte, die Erſcheinung einiger tauſend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufſtande zu bewegen; ſie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der brittiſche Miniſter glaubte endlich der Erfahrung eines Mannes nachgeben zu müſſen, welcher den Krieg verſtand, und ſchon vor der Revolution Generallieutnant geweſen war. Doch waren einige andre franzöſiſche Offiziere, unter andern der General Hector, mit dieſem Wagniſſe ſo wenig einverſtanden, daß ſie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit brittiſcher Freigebigkeit ausgerüſtet. Oberanführer war der Graf von Puyſaye; die übrigen Anführer waren Graf Hervilly, Marquis Dudresnay de la Châtre u. A. m. Unter den Soldaten befanden ſich aber auch eine Menge franzöſiſcher Kriegsgefangnen, die ſich hatten anwerben laſſen, um bei dieſer Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie ſegelten unter dem Schuze einer brittiſchen Flotte nach der franzöſiſchen Küſte, und nachdem Admiral Bridport, mit 10 Linienſchiffen, den franz. Ad. Villaret Joyeuſe, mit 12 Linienſchiffen und 11 Fregatten, den 23. Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geſchlagen, und drei Linienſchiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 M. ſtark, ohne Hinderniß d. 27. Juni an der Küſte von Quiberon. Sie rückten hierauf raſch vor, und mehrere tauſend Franzoſen vereinigten ſich in kurzem mit ihnen, ſo daß ſie, nach einigen Angaben, 10,000 M. ſtark wurden. Aber ſchnell zog der republikaniſche Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 M. heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schaar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinſel mit dem feſten Lande verbindet, wird durch die Feſte Penthievre vertheidigt. Dieſer bemächtigten ſich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Uebermacht mußten ſie ſich auf die Halbinſel zurückziehen, wo ihre Stellung beinahe unbezwinglich war; denn die Feſtungswerke ſind zum Theil auf ſteilen Felſen angelegt. Hierauf entſandten ſie den 10. Juli eine Schaar königlicher Truppen in das Innere von Bretagne, welche durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, aber ihnen dennoch das Land zu öffnen nicht vermochte. Auch mißlang ihnen in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ein Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe. Der Graf von Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil an ſeine Stelle trat. Schon bei dieſem Angriffe zeigten ſich Spuren von Verrätherei; gleichwol war man ſo unvorſichtig, die Beſatzung der Feſte Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, weil es das ſtärkſte war, indem es 1400 M. zählte; allein es befanden ſich in demſelben viele geweſene Kriegsgefangne, die durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen ſuchten. Ihre Lage wurde nicht beſſer, als ſie d. 17. Juli eine Verſtärkung von 1174 M. erhielten, die ihnen Sombreuil zuführte. Dieſe Mannſchaft beſetzte die Gegend zwiſchen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdeſſe hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feſte Penthievre Verabredung genommen. Sein Heer erhielt Verſtärkungen.

Er überfiel daher in der Nacht vom 20. Juli die Feste, welche 4000 M. vertheidigten, und eroberte sie mit 200 M. Die Republikaner wurden nämlich von den verrätherischen Vorposten auf einem steilen Felsenwege bis in die innern Werke geführt. Beim ersten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen sammeln, ward aber erschossen; 800 M. legten hierauf das Gewehr nieder, oder schossen ihre eignen Offiziere todt. Die Verrathnen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern über, und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerstand Leistenden ein. Sombreuil konnte jetzt nichts thun, als die Einschiffung der übrig gebliebnen Ausgewanderten decken. Er und seine zwei Bataillone wehrten sich mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventtruppen bewundern mußten. Man schlug ihm einen Vergleich vor, wenn er keine Truppen einschiffen ließe, sondern sich mit allen ergäbe: allein auf diese Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wissen. Die Einschiffung ging vor sich. Sombreuil blieb als der letzte zurück, und ergab sich endlich als Kriegsgefangner. Ein andrer Theil der Königlichen hatte sich von Penthievre auf einen Felsen gezogen. Die Republikaner stürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier Damas, ein trefflicher Offizier und edler Mensch, sah, daß er ohne Rettung war, stürzte er sich mit seinem Pferde von der steilsten Anhöhe in's Meer herab. An diesem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der englischen Schiffe noch mörderischer wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangnen überhaupt 5274 M.; die Zahl der geretteten, welche sich wieder einschifften, unter welchen sich der General Puysaye, der verwundete Hervilly, und fast die ganze Artillerie-Mannschaft befand, war 2284. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine Unternehmung tapfrer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einst Pelopidas für Theben that. Nur pariser Lüge konnte Pitt als den Urheber dieses verunglückten Zuges anklagen, und ihm Schuld geben, er habe, um England von der kostbaren Last der Ausgewanderten zu befreien, sie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangnen Ausgewanderten, ob sie gleich mittelst einer Art von Vergleich sich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo sie vom 28. Juli an sämmtlich erschossen wurden. In den ersten vier Tagen allein belief sich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter diesen befanden sich der Graf von Sombreuil, und der Bischof von Dol. Beide starben mit dem Muthe der Helden. Der Graf von Sombreuil, 28 Jahre alt, war einer der schönsten Männer in Frankreich, und zugleich einer der bravsten. 1789 hatte er, 22 Jahre alt, durch seine feste Entschlossenheit, seinen Freund, Julius von Polignac, aus den Händen des mordsüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preußische Dienste, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 bis 1794, und erhielt den preußischen Verdienstorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und sein jüngster Bruder starben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste. Er selbst, der mit seinem Leben den Rückzug seiner Gefährten und ihre Rettung gesichert, und großmüthig, sich selbst zu retten, sich geweigert hatte, flößte durch seine Jugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen sollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, so daß sie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb stehen und sag-

te: „O so endigt doch, ich bitte, endigt!“ Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raserei des Bürgerkriegs. K.

Quick, oft so viel als Queckſilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewaſſer getödtete Queckſilber, womit ſie den Grund zur Vergoldung auf dem Meſſing legen. Quickmühle, ſo viel als Amalgamirmühle, ſ. Amalgama. — Quickmarſch, von dem alten Adjectiv, quick, rege, beweglich, lebhaft, munter, friſch, ein kriegeriſches Tonſtück von raſcher Bewegung, welches bei Geſchwindmärſchen geſpielt wird.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete, hierarchiſche Geiſt einiger Mönchsorden, beſonders der Jeſuiten und Dominikaner, hatte im 17. Jahrh. die Andacht und Gottesverehrung der Katholiſchen beinahe in eine bloß mechaniſche Gottesdienſtlichkeit verwandelt. Seine Zeit mit Herſagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Roſenkranze, mit Faſten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Allmoſen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichſten Formen des äußern Gottesdienſtes beobachten, galt unter dieſem Einfluſſe für wahre Frömmigkeit. Daher wendeten ſich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernſtlicher meinten, als bei dieſer Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Myſtik zu, die dem Gefühlvollern ſchon ſonſt Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn Alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erſtarren ſchien. Der geiſtliche Wegweiſer, guida spirituale, ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein ſpaniſcher Weltprieſter, 1675 zu Rom herausgab, entſprach dieſem Bedürfniſſe. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott verſunknen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach außen geſtört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die ſeinen frommen Phantaſien bald viele Freunde verſchaffte. Nach ſeiner Anleitung ſuchten nun die Andächtigen lediglich dieſe Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietiſten, griechiſch Heſychaſten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünſtigten Andachtsübungen in Gefahr gekommen wären, überflüſſig zu ſcheinen. Der franzöſiſche Hof ſetzte es beim Papſte durch, daß Molinos ſeine Irrthümer abſchwören und ſein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römiſchen Dominikanerkloſter beſchließen mußte (ſt. 1696). Dieſer Gewaltſchritt hinderte jedoch keineswegs die Verbreitung des Quietismus. Der geiſtliche Wegweiſer wurde in Deutſchland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (ſ. d. Art.), Poirets und der Pietiſten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiſte. Die berühmteſte Pflegerin des Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, ſchöne und reiche Wittwe, Joh. Maria Bouvier de la Mothe Guyon, welche unter dem Namen der Madam Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verſtand bekannt geworden iſt. Ihr Beiſpiel, ihre Betſtunden, ihre ſalbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um die Geiſtlichkeit aufmerkſam zu machen. In der That gerieth man in Verſuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche ſich für das ſchwangere Weib in der Apokalypſe (K. 12, V. 2.) hielt, und in ihrer eignen Lebensbeſchreibung von ſich ſagt, ſie ſei oft von einem ſolchen Uebermaße der Gnade erfüllt, daß ſie im

buchstäblichen Sinne bersten wolle, und ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf denn diese Gnadenfülle sich über die, die ihr diesen Dienst leisteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet, und starb 1702 zu Paris im Gefängnisse, die Guyon selbst aber kam nach einer kurzen Einsperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betstunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit schien daher abgethan, als Fenelon (s. d. Art.) in der Guyon eine Geistesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in seiner Explication des Maximes des Saints sur la vie intérieure 1697 das Wort redete. Der Zutritt eines so bedeutenden Mannes, dessen Andachtsbücher Frankreich mit Begeisterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Vorfechter der französischen Theologen, Bossuet, Gelegenheit, diesem beneideten Nebenbuhler eine Beschämung zuzuziehn. Bossuet erwirkte 1699 ein päpstliches Breve, in dem 23 Sätze aus Fenelon's Buche als irrig verdammt wurden; aber die selbst in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der sich dieser unterwarf, brachte seine Gegner um die Früchte des Sieges, so daß nicht die Gewalt, von der die Guyon (starb 1717) eine zweite kurze Gefangenschaft zu erleiden hatte, sondern nur der veränderte Zeitgeist den Quietismus allmälig in Vergessenheit brachte. Eine Sekte hatte er ohnehin nie gebildet, sondern sich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgelesner Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fenelon's Buche, worin der Quietismus am deutlichsten dargestellt ist, lernt man ihn als eine harmlose Schwärmerei kennen, deren nur phantasiereiche, überspannte Seelen fähig sind. Wahres und Falsches ist darin wunderlich vermengt; er fodert die sogenannte reine Liebe, die sich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbstverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigne Kräfte bei guten Werken vernichtet, und die Seele in einen leidenden Zustand versetzt werden, bei dem ihre eigne Thätigkeit aufhört und Gott allein in ihr wirkt. Dieser Zustand, der das Gemüth wesentlich mit Gott vereinigt, ist die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünscht, nichts von Gott bittet, sondern sich ihm ganz überläßt und am reinen Anschauen seines Wesens (Contemplation) begnügt. Wie selten nun auch die hier bezeichnete Ansicht des Quietismus in das Leben übergegangen sein mag, weil sie weder den Bedürfnissen der menschlichen Natur, noch den Foderungen des gesellschaftlichen Zustandes entspricht: so ist sie doch in der Mystik der Neuern und Neuesten häufig wieder erschienen, und hat in der Religionsphilosophie und Ascetik der besonders im südlichen Deutschland verbreiteten theologischen Schule, die weder ihren Meister Schelling, noch sich selbst versteht, manches Blatt füllen helfen. E.

Quin (James), ein berühmter englischer Schauspieler, 1693 zu London geboren, der Sohn eines Irländers, welcher sich mit einer angeblichen Witwe verheirathet hatte, deren erster Mann nach einer langen Abwesenheit zurückkam und sie zurückfoderte. Quin verlor dadurch seine rechtmäßige Geburt, und befand sich nach seines Vaters Tode 1710 ohne alles Vermögen. Die Noth führte ihn endlich in einem Alter von 21 Jahren auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der sein großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu

gehen, wo er 1715 in die Geſellſchaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach zwei Jahren zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er ſiebzehn Jahre blieb. Im Trauerſpiele glänzte er in ernſten, würdevollen, und mannhaften Rollen, als Cato und Coriolan, im Luſtſpiele in Rollen von beißender Laune, Humor, als Fallſtaff, Volpone und Sir Jon Brute. Doch war eine gewiſſe Eintönigkeit in ſeinem Spiele nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein leidenſchaftlicher, reizbarer Charakter brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern. Dabei war er der Geſellſchaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth der Geſinnung war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomſon, welcher wegen einer Schuldfoderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauſten Freunde, und Thomſon hat in ſeinem Castle of Indolence ſeinem edeln Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal geſetzt. Garrick's Erſcheinung machte das Publikum nach und nach gleichgültig gegen Quin, welcher 1753 der Bühne entſagte. Er lebte ſeitdem größtentheils zu Bath, wo er 1766 ſtarb. Garrick, anfangs ſein Nebenbuhler, ward ſpäter ſein Freund.

Quinault (Philippe). Dieſer bekannte franzöſiſche Schauſpieldichter war 1635 in einer Schauſpielerfamilie geboren, und erhielt eine nicht eben ſorgfältige Erziehung. Die Anweiſung abgerechnet, welche ihm Triſtan l'Hermite in der Verskunſt gab, verdankte er ſeine Geiſtesbildung allein ſeinem eignen Fleiße und Talente. Noch vor ſeinem zwanzigſten Jahre brachte er einige Schauſpiele auf die Bühne und fuhr mehrere Jahre mit dramatiſchen Arbeiten fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieſer Beifall machte bei dem Ungeſchmacke, der in ihnen herrſcht, Boileau's Satyre rege, der ihn mit ſo vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich ſeinem eignen Rufe dadurch zu ſchaden ſchien. Denn Quinault, der das Trauerſpiel, für welches er ſich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband ſich mit Lully für die Oper, und entwickelte in der lyriſch-muſikaliſchen Poeſie eine ſolche Meiſterſchaft, daß er alle ſeine Nebenbuhler übertraf, und von den beſten Kunſtrichtern zu den ausgezeichneten Männern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der franzöſiſchen Sprache nicht Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres, als ſeine Arien und Liebesgeſpräche. Boileau und ſeine Tadler ſchrieben den Beifall einzig der Muſik Lully's zu, welche jedoch jetzt vergeſſen iſt, während man Quinault's Verſe noch immer mit Vergnügen lieſt. Seine Armide und ſein Atys ſind in ihrer Art Meiſterſtücke. Quinault, der zugleich in den Geſchäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht, und heirathete nach deſſen Tode die hinterlaſſne Witwe deſſelben. Dadurch kam er in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, und kaufte ſich (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comptes). Bald darauf trat er auch in die franzöſiſche Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei ſeiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler deſſelben erſcheint er in den Prologen ſeiner Opern, und er wurde dafür mit einer Penſion belohnt. Eine gewiſſe Schwermuth, die wahrſcheinlich durch Abnahme ſeiner Geſundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, ſein Glück vollkommen zu genießen. Seine theatraliſchen Arbeiten ſchienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beſchloß, den Ueberreſt ſeiner Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden.

Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich an, das er jedoch glücklicher Weise nicht vollendete; es würde seinen Ruhm nur vermindert haben. Er starb 1688. Im Umgange war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er sprach und recitirte angenehm. Außer seinen Theaterstücken schrieb er mehrere gelegentliche Gedichte, unter denen sich einige vortheilhaft auszeichnen. Seine sämmtlichen Werke sind 1739 und 1778 in fünf Bändchen erschienen.

Quinquennium, ein Zeitraum von fünf Jahren.

Quinquertium, s. Gymnasium.

Quinquet, s. Argandsche Lampe.

Quinte, 1) in der Musik a) ein Intervall von fünf Stufen oder der fünfte Ton vom Grundtone an. Man unterscheidet drei Arten der Quinte: die reine, verminderte, und übermäßige; die reine Quinte ist eine Consonanz, die verminderte und übermäßige sind Dissonanzen. Die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten ist fehlerhaft und übelklingend; daher man diese Fortschreitung auch falsche Quinten nennt; b) heißt Quinte bei dem Saiteninstrumente die schwächste Saite auf demselben, welche die höchsten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite; 2) die fünfte Klasse einer Schule, Quinta, daher ein Quintaner; 3) im Kartenspiel, namentlich im Piquet, eine Reihe von fünf hintereinander folgenden Blättern, die, wenn sie von dem höchsten Blatte anfängt, Quinte-Major heißt.

Quintenzirkel heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle zwölf harte und weiche Tonarten vermittelst der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man sie, von Quinte zu Quinte wie in einem Zirkel durchläuft.

Quinterne, s. Lotterie.

Quintessenz (von quinta essentia), die durch chemische Kunst ausgezogne koncentrirte und beste Kraft eines Dings, daher das Beste, der Kern einer Sache.

Quintett ist ein Tonstück für Instrumental- sowol, als für Vokal-Musik, wozu bei jenem fünf Instrumente, bei diesem fünf concertirende Singstimmen (meistens mit Instrumental-Begleitung) erfodert werden. Was vom Quartett gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus oder Quinctilianus (Marcus Fabius), lebte im ersten Jahrh. unsrer Zeitrechnung, und kam aus Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, seiner Geburtsstadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerst als Redner vor Gericht und Sachwalter, und dann als öffentlicher Redelehrer (Rhetor) sich berühmt machte. Er hatte viele Jahre hindurch die vornehmsten Römer zu seinen Schülern. Der Kaiser Domitian ehrte ihn durch Ertheilung der Konsulwürde. Unter dessen Regierung, in den letzten Jahren seines Lebens, schrieb Quintilian sein vortreffliches Werk de institutione oratoria, welches in zwölf Büchern eine Theorie der gerichtlichen Rednerkunst aufstellt. Man erkennt darin den geübten Meister, und den feingebildeten, geistvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Geschichte der Literatur ist das zehnte Buch, wo er mit eben so vielem Scharfsinn, als Bündigkeit, sein Urtheil über die Schriftsteller der Griechen und Römer ausspricht. Außerdem legt man dem Quintilian noch eine ansehnliche Sammlung zur Uebung gehaltner größerer und kleinerer Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht so anziehend sind, als jene Theorie, auch

nicht die Vollendung haben, welche man ihr zufolge erwarten sollte; daher man auch glaubt, daß wenigstens nicht alle von Quintilian selbst herrühren. Endlich findet man noch in den Ausgaben der quintilianischen Werke eine Schrift: de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, die aber mehrere Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Verfasser zuschreiben. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Burmann (Leiden 1720, 2 B. 4°), von Capperonier (Paris 1725, Fol.), Gesner (Göttingen 1738, 4°) und Spalding (Leipzig 1798—1813, 4 B. 8°); nur die erste der genannten enthält auch die Declamationes. Eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werks lieferte Henke unter dem Titel: Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa; aus dem Lateinischen von H. Ph. Kr. Henke, Helmstädt 1775—1777. Von der Schrift: de orator. sive de causis corruptae eloquentiae, haben wir eine Uebersetzung mit kritisch-historischen Anmerkungen und Erläuterungen von J. Jac. H. Nast, unter dem Titel: Von den Ursachen des Verfalls der römischen Beredtsamkeit, Halle 1787.

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus fünf Tönen bestehend, welche zusammenhängend vorgetragen werden, und die Haltung von vier Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber oder Smyrnäus, ein griechischer Dichter, dessen Zeitalter eben so wenig genau bekannt ist, als sein Geburtsort. Seine Beinamen beziehen sich darauf, daß sein Gedicht in Calabrien aufgefunden wurde, und daß er in demselben Smyrna als seinen Aufenthaltsort erwähnt. Nach mehrern Gelehrten lebte er wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. Sein Gedicht, unter dem Titel: *Παραλειπομενα Ὁμηρου* oder Posthomerica, enthält eine Fortsetzung der Ilias in 14 Büchern, wo Homer zwar nachgeahmt, aber freilich in seiner anmuthigen und gemüthlichen Einfachheit und Alterthümlichkeit nicht erreicht worden ist. Der berühmte Philolog Rhodemann (Hannover 1604) machte sich um dies Gedicht sehr verdient; die neueste kritische Ausgabe von Tychsen, mit Anmerkungen von Heyne, erschien im Verlage der Zweibrücker-Gesellschaft, Straßburg, 1807, 2 Bände. 8.

Quippos, eine Art von Farben- oder Bilderschrift, welche den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfange des 16. Jahrh. die Schreibekunst nicht kannten, statt derselben diente. Es wurden nämlich mehrere Fäden von verschiednen Farben an eine Schnur gereiht, und in diese Fäden Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre besondre Bedeutung; und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man sich der Knoten. Auf diese Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, sondern auch Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, geschlossne Bündnisse und Verträge aufgezeichnet ꝛc. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippos angestellt. Uebrigens ersetzten mündliche Ueberlieferungen und kleine Gedichte das Mangelhafte dieser Schreibart. Eine den Quippos ähnliche Art der Schrift findet sich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Kardinal, geb. 1680, stammte aus einer edeln venetianischen Familie. Nachdem er zu Brescia seine erste Erziehung erhalten, trat er in den Orden der Benediktiner von Monte Cassino. Zu Florenz genoß er den Unterricht verschiedner der ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit und wurde darauf selbst Professor in seinem Kloster. Eine Rede, welche er hier hielt,

de mosaicae historiae praestantia, ward gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden ſeine Studien einige Zeit unterbrochen; nachdem er ſich aber von dem Ungrunde ſeiner Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 ſeine literariſchen Reiſen an. Er beſuchte Deutſchland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über zwei Jahre, meiſt bei den Benediktinern von St. Germain des Prés. Alles, was dieſe Länder an merkwürdigen Menſchen und Gegenſtänden beſaßen, ſuchte er kennen zu lernen, und gewann allenthalben durch ſeine Talente, ſeine Wißbegierde und ſein Benehmen Achtung. Bei ſeiner Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geſchichte dieſes Landes, und den Verſuch einer Geſchichte des Kloſters von Farfa im Herzogthume Spoleto heraus. Innocenz XIII., ernannte ihn zum Erzbiſchof von Corfu. Hier verfaßte er ſein gelehrtes Werk: Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata. Benedikt XIII. ertheilte ihm 1727 den Kardinalshut, nachdem er ihn zum Biſchof von Breſcia ernannt hatte. Quirini begnügte ſich nicht, zur Ehre ſeines Sprengels verſchiedne Werke über die Literatur von Breſcia zu verfaſſen, ſondern ſuchte auch ſeine Hauptkirche zu einer der prachtvollſten von Italien zu machen, und gründete zu Breſcia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl zeigte er durch ſein Leben Papſt Pauls II. (gedruckt 1740), worin er denſelben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorſteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in dieſen Aemtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf ſeinen Antrieb erſchienen die Werke des heiligen Ephraim in einer neuen Ausgabe, griechiſch, ſyriſch und lateiniſch (6 Bände in Folio). Auch gab er die Briefe des Kardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der römiſchen Kirche als nicht zu rechtfertigend darſtellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichſten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm ſelbſt den Beifall der Proteſtanten. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Akademien von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war ſeine Freigebigkeit, wo es dem Glanze der Kirche, dem öffentlichen Wohle und der Unterſtützung der Armen galt. Zur Erbauung der ſchönen katholiſchen Kirche zu Berlin trug er freigebig bei; ſeine koſtbare Bibliothek ſchenkte er der vaticaniſchen. Die Pflichten ſeines Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an ſeinen Tod, welcher 1755 zu Breſcia erfolgte. Außer den genannten Werken hat er auch eine Reiſebeſchreibung und eine Nachricht von ſeinem Leben hinterlaſſen.

Quirinus, ein Beiname des Mars, bei den Römern; desgleichen ein Beiname des Romulus (ſ. d. Art.), den man ihm nach ſeiner Vergötterung gab, und welchen man von dem ſabiniſchen Worte Quiris oder Curis, welches einen Spieß, figürlich einen Krieger bezeichnen ſoll, herleitet. Daher kam auch der Name Quiriten, welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten, und welcher bei Anreden der römiſchen Bürger gebraucht wurde. Daher auch endlich Quirinalia, ein Feſt, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde, und Quirinalis, der Name eines der ſieben Hügel Roms.

Quiſtorp. Die Familie Quiſtorp hat ſich in der gelehrten Welt

große Verdienſte erworben, und ihren Namen unvergeßlich gemacht. Schon 1628 trat Joh. Quiſtorp, Profeſſor der Theologie, Superintendent und Prediger an der lieben Frauen Kirche zu Roſtock, (geb. 1584, geſt. 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum, als ein mit vielen Kenntniſſen ausgeſtatteter Mann, in der Reihe der Schriftſteller auf. Sein Sohn, Joh. Quiſtorp (geb. 1624, geſt. 1699), der zu Greifswalde, Königsberg, Kopenhagen und Leiden ſtudirt hatte, ward Doktor und Profeſſor der Theologie zu Roſtock, in der Folge auch Prediger daſelbſt, ſtarb als Rektor magnificus, und machte ſich durch mehrere Schriften verdient. Deſſen Sohn, Joh. Nicol., war ebenfalls Profeſſor der Theologie zu Roſtock. Bernh. Fried. Quiſtorp, geb. zu Roſtock 1718, Doktor u. (ſeit 1779) erſter Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendent über Schwediſch-Pommern und Rügen, vertheidigte (1751) die roſtock'ſche theologiſche Fakultät gegen eine, den meklenburg'ſchen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung von natürlicher Wahrnehmung mehrerer Selbſtſtändigkeiten in dem einigen Weſen Gottes, gab demnächſt mehrere (größtentheils kleinere) theologiſche Schriften, Diſſertationen, Programme und Predigten heraus, und ſtarb 1788. — Theodor Joh. Quiſtorp ward 1722 zu Roſtock geboren, ſtudirte daſelbſt und in Leipzig, ward von Gottſched vorzüglich geachtet, und mit dem dichteriſchen Lorbeerkranze gekrönt. Er ſchrieb philoſophiſche, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen, einige Luſt- und Trauerſpiele und mehrere Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil längſt vergeſſen iſt. 1744 ward er zu Roſtock Licentiat, und bald darauf Doktor der Rechte. Er ging hierauf nach Wismar, widmete ſich der Praxis, und ward 1746 Tribunaladvokat. In der Folge führte er zwei däniſche Grafen von Schulenburg auf Reiſen, übernahm nachher die Prokuratur beim Tribunal zu Wismar, und ward 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt. Er ſtarb 1776 zu Wismar als Prokurator und Advokat des königl. Tribunals, wie auch Direktor der Kämmerei im Senatscollegio. Mehrere rhetoriſche Aufſätze, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen und kleine, im gundling'ſchen und eſtor'ſchen Geſchmacke abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handſchriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Joh. Chriſtian Quiſtorp ward 1737 zu Roſtock geb. In ſeinem 23ſten Jahre vertheidigte er ſeine Inaugural-Diſſertation, welche die damals wichtige Frage zu beantworten ſuchte: Utrum unus testis faciat torturae locum? Er ward zuerſt Profeſſor in Roſtock, 1772 ordentlicher Lehrer der Rechte zu Bützow, 1774 herzogl.-meklenburg-ſchwerin'ſcher Juſtizrath, 1780 Oberappellationsrath, und 1792 von dem ſächſiſchen Vikariate mit dem Prädikate eines Ritters und edeln Herrn in den Adelſtand erhoben. Er ſtarb 1795. Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige von ausgezeichnetem Werthe ſind, und wiederholte Auflagen nothwendig machten, ſind unverwerfliche Zeugen ſeines gelehrten Werthes. Man findet ein Verzeichniß derſelben in dem bekannten meuſel'ſchen gelehrten Deutſchlande, ſo wie ſein Leben im erſten Stücke von Koppe's gelehrtem Meklenburg.

DH.

Quito, ſonſt eine Provinz von Peru, jetzt vom Vice-Königreich Neu-Granada in Süd-Amerika, auf den hohen Andesgebirgen, wohl angebaut, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold. Sie hat 7820 Q. M. und faſt eine Million Einwohner, meiſt Peruaner. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale, 8772 Fuß

hoch über die Meeresfläche, hat 70,000 Einwohner, eine Universität, Fabriken und Handel, und ist der Sitz eines Bischofs. In dem Thale von Quito, das häufigen Erdbeben (das schrecklichste im J. 1797) ausgesetzt ist, herrscht ein ewiger Frühling. Es liegen darin 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zukkerrohr und Hainen von Zitronen, Pisang und Pompelmus, die mit Gärten von Obstbäumen, mit herrlichen von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und schönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechseln. Vergl. d. Art. Südamerik. Revolution.

Quittung, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang dessen, was er an ihn zu fodern hatte, ganz oder zum Theil bekennt.

Quixote (Don), s. Cervantes.

Quodlibet, von dem lateinischen Quod libet, was beliebt. Man bezeichnet mit diesem Worte Alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang, oder doch mit scheinbarer Willkür neben einander gestellt ist, ein Mischmasch. Daher pflegt man kleine scherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehrere Gegenstände, die an sich in keiner Verbindung stehen, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind; ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beschaffenheit mit dem Namen Quodlibet zu bezeichnen. Eben so nennt man ein musikalisches Quodlibet solche Musikstücke, worin allerhand Abwechselungen, sowol in Rücksicht der Taktarten, als der Melodien vorkommen. Der Werth solcher Quodlibets, die neuerlich unter dem Namen musikalischer Potpourri's wieder Mode geworden, ist an und für sich sehr gering. Der witzige Kontrast ist es vornemlich, wodurch sie für einen Augenblick unterhalten können: denn gewöhnlich wählt man zu diesen Zusammensetzungen schon gegebne Musikstücke, deren bekannter Text mit dem gegenwärtigen, oder deren musikalische Zusammenstellung für sich angenehm oder komisch ist. Die Instrumentalstücke dieser Art, welche man gewöhnlich musikalische Potpourri's nennt, können durch phantasieartige Uebergänge und Variationen verschiedner allgemein beliebter Themen anziehend sein. Die Singspiele aber, welche den Namen musikalisches Quodlibet tragen, ermangeln gewöhnlich des musikalischen und des komischen Reizes zugleich, indem sie, der komischen Wirkung nachjagend, sie in dem Abgebrochnen und Zusammenhangslosen suchen, den musikalischen verlieren.

Quote, der bestimmte Antheil Jemandes an einer Sache (Kosten oder Gewinn).

Quotient, wird im Allgemeinen die Zahl genannt, welche entstehet, wenn man mit einer andern Zahl in eine dritte dividirt. Daher ist der Quotient gleich dem Produkte des Divisors und Dividendus.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

O.

O	Seite 1	Obstbaumzucht, s. Pomologie	Seite 9
Oase	—	Occam ob. Ockam (Wilhelm von), s. Nominalisten und Scholastiker	—
Obduction	—	Occident	—
Obedienz, Obedientiarii	—	Occidentalisches oder weström. (abendländisches) Kaiserthum	—
Obelisk	—	Occupation	18
Obereit (Jac. Herm.)	8	Ocean	19
Oberhaus, Haus der Lords, s. Großbritannien	4	Oceaniden (Okeaniden)	—
Oberlin (Jerem. Jac.)	—	Oceanus (Okeanos)	—
Oberschlächtig	5	Ocher ob. Ocker	—
Object, Objectiv, Objectivität	—	Ochlokratie	—
Objectivglas	—	Oecolampadius (Joh.)	—
Oblaten	—	Octaëder	20
Oblaten, Laienbrüder, s. Orden (geistliche)	6	Octant, Octante	—
Obley, Oveleye, Obellarius	—	Octave (musik. — theol.)	—
Obligat	—	Octavia	22
Obligation, s. Schuldschein	7	Octavius ob. Octavianus, s. Augustus	—
Obligo	—	Octroi ob. Octroy	—
Oboe ob. Hoboe	—	Oculärglas	23
Obolus	—	Oculiren (Aeugeln)	—
Obotriten, s. Wenden und Meklenburg	8	Oczakow (Otschakow)	—
Obrigkeit	—	Ode	24
Obscuranten, Obscurantismus	—	Odessa	29
Obsequium	—	Odeon, Odeum	32
Observanten, Observantes, s. Franciskaner	9	Odin, s. Nordische Mythologie	—
Observanz, Observantia	—	Oedipus	—
Observatorium, s. Sternwarte	—	Odyssee, s. Homer	33
		Odysseus, s. Ulysses	—
		Ofen, Buda (Stadt)	—

Ofen (oekonom.) Seite 84
Offenbach —
Offenbarung 85
Oeffentliche Meinung 88
Oeffentlichkeit 89
Offertorium —
Official —
Officinell —
Ofterdingen (Heinr. von) od. Afterdingen —
Og, König zu Basan 40
Ogyges od. Ogygus —
Ohio 41
Oehlenschläger (Adam) —
Ohmacht (Landolin) —
Ohnmacht (med.) 42
Ohr, s. Gehör 43
Ohrenbeichte —
Ohrenklingen 44
Ohrenzwang —
Oileus, s. Ajax —
O'Keefe (John) —
Oekonomie, Haushaltung, s. Landwirthsch. Ueb. Staatsökonomie s. Mercantilsystem, Nationalökonomie, Physiokratisches System u. Staatswirthschaft —
Olavides (Don Pablo) Graf von Pilo —
Olbers (Heinr. Wilh. Matth.) 45
Oldenbarneveld, s. Barneveld —
Oldenburg (Herzogthum) —
Oele 47
Olearius (Adam) eigentlich Oehlschläger 49
Oelfarben, s. Oelmalerei 50
Oligarchie —
Oliva —
Olivarez (Gasparo de Guzman, Graf von) Herzog v. Sanlucar —
Olive 51
Olivetaner, s. Benedictiner 52
Olivier (Guillaume Antoine) —
Olla potrida 53
Oelmalerei —
Olmütz 55
Oels (Fürstenthum) 56
Oelsner (K. E.) —
Oelung (die letzte) 57
Olymp, Olympos —
Olympia, s. Olympiade und Olympische Spiele 58
Olympiade Seite 58
Olympias —
Olympische Spiele —
Omar I., Kalif 60
Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen) —
Ommiaden od. Ommajaden, s. Kalif, Kalifat 61
Omnium —
Omphale —
Oeneus, s. Kalydon —
Onomatopöie —
Oenomaus, s. Hippodamia 62
Ontologie, Wesenlehre —
Onyx, Onych —
Oost (Jacob von) Vater und Sohn 63
Opal —
Oper —
Opfer 68
Ophiten, Ophianer od. Schlangenbrüder 70
Ophthalmie, d. Augenentzündung —
Ophthalmologie, s. Auge u. Augenpflege —
Opiat, s. Opium —
Opitz (Mart.) —
Opium 73
Oporinus (Joh.) 74
Oporto od. Porto —
Opposition (astron.) s. Aspecte 75
Opposition (polit.) —
Ops, s. Rhea u. Cybele 76
Optik, Optikus —
Optimaten —
Optimismus —
Orakel 77
Orang-Outang 78
Oranien, Orange (Fürstenth.) —
Oratorium —
Oratorium (Priester vom) 79
Orbilius Pupillus —
Orcadische Inseln (Orkneys) —
Orchester 81
Orchestik, s. Tanzkunst —
Orcus —
Ordalien —
Orden (geistliche) 83
Orden (Ritter-) 89
Orden von der Gnade, s. Trinitarier 90
Ordensgeneral u. Ordensprovinzial, s. Orden (geistliche) —

Ordinalen Seite 91
Ordination
Oreaden, s. Nymphen 92
Oreſtes —
Organ, Organiſch, Organiſation, Organismus 93
Organiſation in der Kunſt 95
Organiſche Ueberreſte 96
Orgel 101
Orgelpunkt 103
Orgien —
Orient, Orientaliſch —
Orientaliſche Literatur, orientaliſche Sprachen —
Orientaliſches Kaiſerthum, s. Byzantiner —
Oriflamme (Auriflamme) —
Origenes 104
Original, Originalität, Originell 105
Orion 107
Orkney-Inſeln, s. Orcadiſche Inſeln —
Orleans (Stadt u. Herzogthum) —
Orleans (Jungfrau von), s. Jeanne d'Arc —
Orleans (Ludwig, Herzog v.), s. Frankreich u. Burgunder 108
Orleans (Gaſton, Jean Baptiſte von Frankreich, Herzog von) —
Orleans (Philipp, Herz. von) 109
Orleans (Philipp, Herz. von) Regent von Frankreich —
Orleans (Louis Joſeph Philipp, Herzog von) 114
Orleans (Louis Philipp, Herzog von) 116
Orlow od. Orlof (Gregor — Gregorej — Alexis) 117
Ormuzd, s. Ahriman 120
Ornithologie, s. Vögel —
Orographie —
Oronoco od. Orinoco —
Orpheus 121
Orrery, s. Planetarium —
Orſini (Joh. Kajetan — Matthäus Rubens — Napoleon — Franz — Jacob — Peter Franz — Dominicus [Papſt Benedict XIII.] — [Papſt Clemens XII.] — Beroald — Nicolas — Lorenzo) —
Orthodoxie, Orthodox Seite 122
Orthographie, s. Rechtſchreibung —
Ortsbeſtimmung, s. Breite (geographiſche) —
Orville (Jac. Phil. d') —
Oryktognoſie, s. Mineralogie 123
Oryktologie, s. Bergart, Gebirgsart —
Oſcilliren, Oſcillation, ſiehe Schwingung —
Oſer (Adam Friedr.) —
Oſiris 124
Osmaniſches Reich (türkiſches Reich, die ottomaniſche od. hohe Pforte) —
Osnabrück (Fürſtenthum) 137
Oſſian od. Oiſian 138
Oſſuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von) 142
Oſt, Oſten 143
Oſtade (Hadrian von) —
Oſtende 144
Oſteolith, s. Organiſche Ueberreſte —
Oſteologie, s. Anatomie 145
Oſtera, Oſtura, Oſtra, ſiehe Oſtern —
Oſtercyklus, s. Kalender —
Oſtermann (Heinrich Johann Friedr., Graf) —
Oſtern 146
Oeſterreich, Haus Oeſterreich (Habsburg u. Lothringen) —
Oeſterreichiſche Staatspapiere, s. Staatspapiere (öſterreichiſche) 160
Oſtfriesland —
Oſtiarien, s. Ordination —
Oſtindien, s. Hindoſtan und Indien 161
Oſtindiſche Compagnien —
Oſtindienfahrer 173
Oſtracismus —
Oſtrömiſches Kaiſerthum, s. Byzantiner —
Oſtſee, s. Baltiſches Meer —
Oeta —
Otaheiti, Taiti 174
Otfried 175
Otho (Marcus Salvius) 176
Ottave Rime, Octavreime, s. Stanze —
Ottenſen —

Otter, ſ. Schlange Seite 176
Otto I., Kaiſer 177
Otto II., Kaiſer 178
Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach 179
Otto von Freiſingen 180
Otus, ſ. Aloiden —
Otway (Thomas) —
Ouen, St., (Villa sancti Audoeni) 181
Ourcq (der Kanal von) 182
Ouſeley (Sir William) 183
Ouvertüre 184
Ovale —
Ovation, ſ. Triumph —
Overbeck (Friedr.) —
Ovid (Publius Ovidius Naſo) —
Owahi 187
Owen (Joh.) 188
Oxenſtierna (Axel, Graf von) —
Oxford 190
Oxydation, Oxydirung, Oxyd 191
Oxygen, ſ. Gas, Sauerſtoff —
Oybin —

P.

P 192
Päan od. Päon, Päanen —
Pädagog —
Pädagogik —
Paderborn (Bisthum) 193
Padiſhah, Padiſchah, Padſchah —
Padua (Padova) 194
Paer (Fernando) —
Pagoden 195
Paine (Thomas) —
Pairs (Pärs) 196
Paiſiello (Giovanni) 197
Paladin 199
Palafox y Melzi (Don José de) —
Palais Royal in Paris 200
Palamedes 203
Palämon, ſ. Melicertes —
Palankin —
Paläſtina (Faleſthin) —
Paläſtra, ſ. Gymnaſium 206
Palaprat (Jean de Bigot) —
Palatinus 207
Palermo —
Pales 208
Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio da) —
Palette od. Pallette 209
Palindromon Seite 209
Palingeneſie —
Palinodie —
Palinurus —
Paliſaden, Palliſaden, Schanzpfähle —
Paliſot de Beauvais (Ambroiſe Marie François Joſ.) —
Paliſſot (Charles) de Montenoy 211
Palla 212
Palladio (Andrea) —
Palladium —
Pallas, ſ. Minerva u. Planeten 213
Pallas (Peter Simon) —
Palliativ 214
Pallium, Mantel, Oberkleid 215
Palm (Joh. Phil.) —
Palme (Längenmaß) 217
Palmenorden, ſ. fruchtbringende Geſellſchaft —
Palmſonntag —
Palmyra —
Palnatocke 218
Palomino de Velasco (Acicle Antonio) —
Pan 219
Panacea 220
Panama (Landenge von) od. Darien —
Panard (Charles François) —
Panathenäen (Panathenäa) —
Panckoucke (Andreas Joſeph — Carl Joſeph — Charles) 221
Pancratium —
Pandamonium —
Pandemos —
Pandekten 222
Pandora —
Panduren —
Panegyrikus 223
Panier od. Banner —
Panin (Nikita Iwanowitſch, Graf von) —
Panisbrief 224
Pannonien —
Päon, ſ. Rhythmus 225
Panorama, Panoram —
Panspfeife, ſ. Syrinx —
Pantalon od. Pantaleon —
Pantheismus 226
Pantheon 227
Pantomime, Pantomimik —

Panzer, (Georg Wolfgang) S. 231
Panzer, s. Harnisch 232
Paoli (Pascal) —
Paphos 234
Papier, Papierstaude, Arten von Papier, Papiermühlen ꝛc. —
Papiermünze 237
Papin (Denis) 240
Papinianus (Aemilius) —
Pappenheim (Gottfr. Heinr., Graf von) —
Pappkunst, Papparbeit 241
Papst, Papstthum, Päpste 244
Parabel (rhetor.) 251
Parabel (mathem.) —
Paraboliſcher Spiegel, ſiehe Brennſpiegel 252
Paracelſus (Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus de Hohenheim) —
Paraclet, s. Geiſt (heil.) 254
Paradies —
Paradies (Maria Thereſia) —
Paradiesvogel —
Paradox 255
Paraguay —
Paralipſis 257
Parallaxe —
Parallele, Parallellinien, Parallelſtellen, Parallelismus, Parallelogramm, Parallelepipedum, Parallelkreiſe —
Paralytiſch 258
Paramaribo, s. Surinam 259
Paramythien —
Paranymphe —
Paraphe —
Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen —
Paraphraſe —
Paré (Ambroiſe) —
Parentheſe 260
Parere —
Parforcejagd, s. Jagd —
Parga —
Parini (Giuſeppe) 261
Paris od. Alexandros 262
Paris, Stadt 263
Paris, Einnahme im J. 1814 274
Paris, Einnahme im Jahre 1815 279
Pariſer Theater 280
Park 286
Park (Mungo) 288
Parlament (engliſches), ſiehe Großbritannien 289
Parlamente od. Parlemente —
Parlementär 290
Parma (Herzogthum) 291
Parmegiano (Il) od. Parmegianino, s. Mazzola 292
Parnaſſus, Parnaß —
Parnell (Thomas) —
Parny (Chevalier Evariſte v.) 293
Parodie 294
Parole —
Paros (Bara) —
Paroxysmus 295
Parrhaſius —
Parſen, s. Gebern 296
Parthenon, s. Athen —
Parthenope, s. Neapel —
Parther —
Particip, Mittelwort —
Partikel (particula) 297
Partiſan, Partiſane —
Partitur —
Parzen, Mören 299
Pascal (Blaiſe) —
Paſcha 301
Paſchalik —
Paſigraphie —
Paſiphaë —
Pasquill, Pasquillanten 302
Pasquino, s. Pasquill —
Paſſagen od. Rouladen —
Paſſagini, s. Katharer 303
Paſſah od. Paſchah —
Paſſarowitzer Friede, ſiehe Friedenſchlüſſe —
Paſſatwinde, s. Winde —
Paſſau —
Paſſion 304
Paſſiv, s. Activ —
Paſſivhandel, s. Activhandel —
Paßwan Oglu, s. Widdin —
Paſte —
Paſtell, Paſtellmalerei —
Paſticcio, pastiche 305
Paſtorale (muſik. u. dram.) —
Paſtorale (theol.) 306
Paſtoraltheologie 307
Päſtum —
Patagonien —
Patent —
Patera 308

Paternoſter (theol.—mech.) S. 308
Pathogenie —
Pathognomik 309
Pathologie od. Noſologie 310
Pathos 314
Patkul (Joh. Reinhold od. Reginald von) 315
Paton, ſ. engl. Kunſt 317
Patriarchen, Altväter, Erzväter —
Patrimonial- od. Erbgerichtsbarkeit —
Patrimonium Petri, Peters Erbtheil 318
Patriot —
Patriotismus 319
Patriſtik 320
Patrize 321
Patrizier —
Patroklus 322
Patron, Patronat, Patronatsrecht —
Pätus, ſ. Arria 325
Pau —
Pauke —
Paul Veroneſe, ſ. Caliari —
Paul (Vincent de) —
Paul I. Kaiſer v. Rußland 326
Paula (Franz von), ſ. Franz von Paula 330
Paulicianer —
Pauliner od. Paulaner, ſiehe Minimen —
Paulskirche, ſ. London —
Paulus —
Pauſanias (lacedäm. Feldherr) 332
Pauſanias (griechiſcher top. Schriftſt.) 333
Pauſe —
Pauſilipp —
Pauw (Cornelius de) 334
Pavia (Ticinum) —
Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt 335
Pazzi (Franz — Jacob — Renatus — Wilhelm) —
Peculat 337
Peculium —
Pedal —
Pedalharfe, ſ. Harfe —
Pedant, Pedanterie 338
Pedell —
Pegaſus —
Pegnitzorden 339
Pegu Seite 339
Pehlvi, ſ. Perſiſche Sprache 341
Peipusſee —
Peking 342
Pelagianismus 343
Pelagius, ſ. Pelagianismus —
Pelasger —
Peleus 344
Pelew- od. Palaos-Inſeln —
Pelias 347
Pelides, der Pelide —
Pelion —
Peliſſon-Fontanier (Paul) 348
Pelopidas —
Peloponneſiſcher Krieg 349
Peloponneſus, ſ. Griechenland 350
Pelops —
Penaten —
Pendel, Pendul (pendulum) —
Penelope 352
Penn (William) 353
Pennalismus 356
Pennant (Thomas) 357
Penſion, Erziehungsanſtalt, ſ. Inſtitut —
Penſionär —
Penſylvanien —
Pentaglotte, ſ. Pentapla 359
Pentameter —
Pentapla, Pentaglotte —
Pentathlon, ſ. Gymnaſium —
Pentateuch, ſiehe Hebräiſche Sprache und Moſes —
Pentheſilea, ſ. Amazonen —
Pentheus —
Pera 360
Perdikkas —
Peregrinus Proteus —
Pergament —
Pergoleſi (Giovanni Battiſta) 361
Perikles 362
Perikopen 365
Perillus, ſ. Phalaris 366
Periode (hiſtor.) —
Periode (ſtyliſt.) 370
Perioden, Periodiſche Krankheiten 372
Peripatetiſche Philoſophie 373
Peripetie 375
Periſtyl —
Perkinismus, Perkins —
Perlen u. Perlenfiſcherei 377
Permeſſus 378
Peron (François) —

Perouse, siehe Laperouse (J. Fr., Graf de) Seite 331
Perpendikel —
Perpetuum mobile —
Perrault (Claude — Charles) —
Perron (Anquetil du) siehe Anquetil 332
Persephone, s. Proserpina —
Persepolis —
Perseus 334
Persien (Geogr. u. Gesch. v.) 385
Persische Sprache u. Literatur 394
Persius (Aulus) Flaccus 399
Personenrecht 400
Personification (Personificirung) 401
Perspektiv, s. Fernrohr —
Perspektive —
Perth 405
Pertinenzien —
Perturbationen 406
Peru u. Chili od. Chile —
Perücke 408
Peruanische od. Peruvianische Rinde, s. Chinarinde —
Peruanischer oder Peruvianischer Balsam, s. Balsam —
Perugino (Pietro Vanucci, m. dem Beinamen il) —
Pervigilien 409
Pescherähh, s. Feuerland —
Pest (Pestilenz) —
Pestalozzi (Joh. Heinr.) 413
Pesth (Pestum, Pestinum) 416
Petarde 422
Petechien od. Peteschen —
Peter I. (Alexiewitsch), der Große, Zaar u. Kaiser von Rußland 424
Peter II. Kaiser v. Rußland 436
Peter III. (Fedrowitsch) Kaiser v. Rußland 437
Petersburg (St.) —
Petersgroschen oder Petersphennig 445
Petion (Alexandre), s. Haytl —
Petion (Jerome) de Villeneuve —
Petitorienklage, auch Petitorium 447
Petrarca (Francesco) —
Petrefakten, siehe Organische Ueberreste 450
Petrobrusianer, s. Sekten —
Petronius Seite 450
Petrus, der Apostel 451
Petrus Lombardus, s. Lombardus —
Peutinger (Conr.) —
Peyrouse (la), s. Laperouse 452
Pfahlbauer, Pfahlbürger, Pfahlgericht, Pfahlhecke, Pfahlgraben —
Pfalz —
Pfalzen 453
Pfalzgraf, s. Comes palatinus u. Pfalz 455
Pfand, Pfandrecht —
Pfandhaus, s. Leihhaus 458
Pfändung —
Pfeffel (Gottlieb Conr.) 459
Pfeffersbad 460
Pfeifergericht —
Pferd —
Pfingsten 461
Pfinzing (Melchior), siehe Theurdank 462
Pflanzen, Pflanzenreich —
Pflanzen-Anatomie 467
Pflanzenbutter 470
Pflanzenthiere oder Zoophyten, s. Thier —
Pflicht, Pflichten —
Pflichttheil 471
Pflug 472
Pfotr (Joh. Georg) —
Pfortader 473
Pforte (die hohe), s. Osmanisches Reich —
Pforzheim —
Pfropfen (Impfen) 474
Pfund 475
Pfyfer (Ludwig) —
Phädon 476
Phädra —
Phädrus —
Phaeton 477
Phalänen, s. Schmetterlinge —
Phalanx —
Phalaris —
Phanerogamen, s. Pflanzen 478
Phänomen (Erscheinung) —
Phantasie, Phantastisch —
Phantasmagorie 482
Phantasmen —
Phantastisch, s. Phantasie 484
Phantasus —
Phaon, s. Sappho —

Pharisäer Seite 484
Pharmaceutik, s. Apothekerkunst 485
Pharmacie, Pharmakologie, Pharmakopöe —
Pharsalus, s. Cäsar u. Pompejus — Pharsalia, s. Lucanus —
Pharus, Pharos (Leuchtthurm) —
Phasen 486
Phelloplastik —
Phidias aus Athen —
Philadelphia 488
Philanthropinismus 490
Philemon u. Baucis 491
Philidor (André Danican) 492
Philipp, König von Macedonien —
Philipp II. König von Spanien 493
Philipp II. August König v. Frankreich 498
Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, s. Burgunder 500
Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, s. Frankreich —
Philipp III., Philipp IV., Philipp V., von Spanien, s. Spanien —
Philippi —
Philippiken, Orationes philippicae —
Philippinen —
Philister od. Philistäer 502
Philo von Alexandria, Philo aus Biblos, Philo von Byzanz —
Philoktet 503
Philologie 504
Philomele 518
Philopömen —
Philosophie 520
Philtrum, s. Liebestränke 525
Phiole, Sturmphiole —
Phlegethon 526
Phlegma —
Phlogiston, s. Brennstoff u. Chemie —
Phöbus —
Phocion —
Phocis 528
Phönix —
Phönizien —
Phorcus od. Phorcys Seite 532
Phosphor —
Phosphorus, s. Lucifer —
Photius, Patriarch v. Konstantinopel —
Photometer, Lichtmesser 534
Phraseologie —
Phrygien, Phrygier —
Phryne —
Phryxus, s. Argonauten, Athamas u. Helle 535
Phthiotis, s. Thessalien —
Phthisis, s. Schwindsucht —
Physik, s. Naturlehre —
Physikotheologie —
Physiognomie, Physiognomik 536
Physiokratisches System, Physiokraten, Oekonomistisches System, Oekonomisten 538
Physiologie 540
Phytologie, s. Botanik und Pflanzen 547
Piano —
Pianoforte, s. Fortepiano —
Piaristen, Väter der frommen Schulen, Piaren —
Piaster 548
Piazzi (Giuseppe) —
Picard (Louis Benoit) —
Picarden, s. Adamiten 549
Picart (Bernard — Etienne) —
Piccini (Nicolo) 550
Piccolomini (Aeneas Sylvius Bartholomäus [Papst Pius II.] — Octavio) 552
Pichegrü (Charles) 553
Pichler od. Pickler (Joh. Anton u. Joh. Vater u. Sohn) 558
Pickelhäring, s. Hanswurst 559
Pictet (Marcus August —
Picus —
Piemont (Fürstenthum) 560
Pierinnen, Pieriden 561
Pierrot —
Pietisten, Frömmler —
Pigafetta (Antonio) 563
Pigalle (Jean Baptiste) 565
Pigmente, s. Färbestoffe 566
Pignoration, Verpfändung, s. Pfand —
Pilaster —
Pilatre de Rozier (Jean François) —
Pillnitz u. Pillnitzer Convent. 567

Pilory Seite 569
Pilpai (richtiger Bidpai) —
Pindarees 570
Pindar —
Pindus 572
Pingré —
Pinienbaum, Zirbelbaum 573
Pinke, Tartane —
Piombino (Fürstenthum) —
Piombo (Sebastiano del) —
Pionniers 574
Pipe —
Pipin von Herstall, — Pipin der Kurze od. Kleine —
Piräus, s. Athen 575
Pirithous —
Pirkheimer (Bilibald) oder Pirkhaimer —
Piron (Alexis) 576
Pirouette 577
Pisa —
Pisistratus 579
Piso (L. Calpurnius) — Piso, Konsul — Piso, Präfekt von Syrien 581
Pistocchi (Francesco Antonio) —
Pistole (Feuergewehr — Münze) 582
Pitt (William) —
Pittoresk 584
Pius VI., (Giovanni Angelo, Papst) 585
Pius VII., (Gregor Barnabas, Papst) 588
Pizarro (Francisco) 591
Pizzicato (Musik) 595
Plafond, s. Deckengemälde —
Plagiat —
Planetarium, s. Orrery —
Planeten —
Planiglobium, s. Landkarten 598
Planimetrie —
Planisphärium —
Plantagenet, s. Großbritannien —
Plastik od. Bildnerei —
Plastisch 600
Plata, Rio de la Plata oder Buenos Ayres 602
Platäa in Böotien 604
Platform (Plateforme) 605
Platina —
Platner (Ernst) 606
Platon u. Platonische Phil. 607
Platonische Liebe s. Platon S. 624
Platonische Philosophie, siehe Platon —
Platonische Republik, s. Platon —
Plattdeutsch, Niederdeutsch —
Plattiren 626
Plauen —
Plauischer Grund 627
Plautus (Marcus Accius) 630
Plebejer, Plebs 631
Plectrum 632
Plejaden —
Pleonasmus —
Pleuresie (pleuritis) —
Plevel (Ignaz) —
Plinius (Cajus Secundus) d. ältere 633
Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) d. jüngere 634
Plongeon 655
Plus —
Plutarchus, Plutarch —
Pluto 656
Plutus 657
Pluviale —
Pluvius —
Plymouth —
Pneuma 639
Pneumatik, Pneumatisch-chemischer Apparat —
Po —
Pochwerke 640
Pöcile od. Poikile —
Pocken, s. Blattern —
Pockels (Carl Friedr.) —
Pococke (Edward) 641
Podagra —
Poelenburg (Cornelius) 642
Poesie, poetisch, Poet —
Poet (gekrönter), poeta laureatus 643
Poetik —
Poetische Licenzen 649
Poinsinet (Antoine Alexandre Henri) —
Poitiers — Schlacht bei Poitiers 650
Poitiers (Diane de) Herzogin v. Valentinois 651
Pol — Pole des Magnets, s. Magnet — Polhöhe — Polardistanz 652
Polareis —

Polarität Seite 652
Polarkreis, ſ. Erdſtrich — Polarſtern, ſ. Nordſtern 655
Polemik —
Polen 656
Policinell, ſ. Pulcinella 664
Polignac (Melchior von), Kardinal —
Polignac (Gabriele Jolande Martine geborne de Polaſtron Herzogin von) 665
Poliren 666
Politik —
Politiſche Freiheit, ſ. Freiheit 668
Politiſche Verfaſſung, ſiehe Staatsverfaſſung —
Polize —
Polizei, Polizeiwiſſenſchaft —
Polizei (mediziniſche) 671
Poliziano (Angelo) 674
Pollux, ſ. Caſtor 675
Polniſche Sprache —
Polniſche Literatur 676
Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von) 679
Polo (Marko — Nicolo) 680
Polonaiſe (alla Polacca) 683
Polyandria —
Polyarchie —
Polybius —
Polychord 685
Polycletus —
Polydektes, ſ. Perſeus 686
Polygamie —
Polyglotte —
Polygnotus 687
Polygon —
Polygraph —
Polyhiſtor 688
Polyhymnia od. Polymnia —
Polykarpus —
Polykrates —
Polyneſien, ſ. Auſtralien 689
Polynices, ſ. Eteokles und Theben —
Polypen (med.) —
Polypen (naturhiſt.) 690
Polyphem 691
Polyſpaſt, ſ. Flaſchenzug 692
Polytechniſche Schule, ſ. Realinſtitute —
Polytheismus, Vielgötterei —
Polyxena 693
Pombal (Sebaſt. Joſeph von Carvalho, Marquis v.) S. 693
Pommern 697
Pomologie, Obſtbaumkunde 698
Pomona 703
Pompadour (Jeanne Antoinette Poiſſon, Marquiſe de) 704
Pompeji 705
Pompejus (Cnejus, der Große — Cnejus u. Sextus deſſen Söhne) —
Pompejus-Säule, ſ. Alexandrien 711
Pondichery —
Poniatowski (Fürſtenhaus) —
Poniatowski (Stanislaus I., Graf — Stanislaus II. Auguſt, König von Polen) 712
Poniatowski (Joſ., Fürſt) 713
Pönitentiarius — Pönitenz, Pönitenzpfarre 714
Pontifex — Pontificalien — Pontificat 715
Pontiniſche od. pomptiniſche Sümpfe —
Pontons 717
Pontoppidan (Eric der ältere — Eric der jüngere) —
Pontos, Pontus (mythol.) —
Pontus (alt. Geogr.) —
Pontus Euxinus 718
Pope (Alexander)
Popen 722
Popularität —
Porcia 724
Poren, porös u. Poroſität —
Porphyr 725
Porphyrius, ſ. Neuplatoniker —
Porpora (Nicolo) —
Porſenna, König v. Cluſium 726
Porſon (Richard) 727
Portament, portamento di voce —
Portici, ſ. Neapel (Stadt u. Umgebung von) —
Porticus —
Portiuncula, ſ. Franz von Aſſiſi und Franziskaner 728
Portland-Vaſe —
Porto, ſ. Oporto —
Porto Ferrajo, ſ. Elba —
Portorico, San Juan de Puerto Rico —
Portrait —

Portroyal des Champs S. 729
Portsmouth —
Portugal (Geogr. u. Gesch.) 730
Portugals gegenwärtiger statistischer Zustand 745
Portugiesische Sprache u. Literatur 751
Portugiesisches Theater 758
Portumnus 765
Porus, s. Alexander d. Große 766
Porzellan —
Posaune 768
Poseidon, s. Neptun —
Pöschelianer —
Posen (Stadt u. Herzogth.) 769
Posilippo, s. Neapel u. Pausilippo 770
Positiv — Positive Elektricität, s. Elektricität; positive Polarität, s. Magnet, positive Größen, siehe den Schluß d. Art. Negativ —
Posse —
Posselt (Ernst Ludwig) 771
Possessorium, Possessorienklage, s. Petitorienklage 773
Post, Postwesen
Postament, Postement 777
Postillen —
Postulat —
Potemkin (Gregor Alexandrowitsch Fürst von) —
Potenz 781
Pothier (Robert Joseph) —
Potier (Charles), s. Pariser Theater 782
Potocki (Paul — Anton — Stanisl. Felix — Ignaz — Stanislaus Kostka, Grafen) —
Potosi 784
Potpourri —
Potsdam —
Pottasche 786
Potter (Paul) —
Poussin (Nicolas) 787
Poussiren, s. Bosse 788
Pozzuoli, s. Neapel (Stadt u. Umgebung v.) —
Präadamiten —
Präbende od. Pfründe —
Präcipitat, Präcipitation, s. Niederschlag —
Präclusion, Präcludiren —
Prädestination u. Prädestinatianer, s. Gnade S. 789
Prädeterminismus —
Prädikantenorden, s. Dominikaner —
Pradon (Jean Nicolas) —
Pradt (Dominique de) —
Präexistenz 790
Präfekt —
Prag —
Praga 796
Pragmatisch 798
Pragmatische Sanction, siehe Sanction (pragmatische) —
Prägschatz, s. Schlagschatz —
Präjudiz —
Prälaten —
Präliminarien —
Präludium, s. Vorspiel —
Prämie, praemium etc. —
Prämissen —
Prämonstratenser —
Präposition 799
Präscription, s. Verjährung 800
Präsumtion, Voraussetzung —
Prätendent —
Prätor —
Prätorianer, prätorianische Kohorten 801
Prävarication —
Praxiteles —
Prediger 802
Preisler (Joh. Justinus — Georg Martin — Johann Mart. — Valentin Daniel — Joh. Georg) 804
Presbyter —
Presbyterianer, s. Anglikanische Kirche u. Dissenters 805
Preßburg —
Pressen der Matrosen 808
Preßfreiheit —
Preßgesetze 811
Preßgerichte 812
Preßvergehen 813
Preßspäne, Preßpapier 816
Prestel (Joh. Gottlieb) —
Presto —
Preußen 817
Preville (Pierre Louis Dubus de) 833
Prevost d'Exiles (Antoine François) 839

Priamus Seite 840
Priapus —
Prieſter 841
Prieſterweihe, ſ. Ordination 842
Prieſtley (Joſeph) —
Primas (Primas regni) — Primat — Prime (prima) — Primitien (primitiae) Primogenitur, ſ. Majorat — Primzahlen 844
Prince (Madame Le) de Beaumont, ſ. Beaumont 845
Prinzenraub, ſ. Kunz v. Kaufungen —
Prinzen von Geblüt —
Prinzip —
Prinzipal — Prinzipalbaß — Prinzipalſtimme — Prinzipalblaſen —
Prior — Priorat — Großprior 846
Prior (Matthew) —
Priori, ſ. A priori 847
Priorität —
Priſcianus —
Priſengericht —
Prisma 848
Privatbanken —
Privatbühnen —
Privatrecht, ſ. Rechtswiſſenſchaft 850
Privilegium —
Probe —
Probejahr, ſ. Noviciat 851
Probiren, Probirkunſt —
Pro Cent, ſ. Zins —
Proceſſion —
Procida, ſ. Neapel (Stadt u. Umgebung v.) 852
Proconſul u. Proprätor —
Procopius aus Cäſarea, ſiehe Byzantiniſche Schriftſteller —
Procopius, ſ. Huſſiten —
Procurator —
Prodromus 854
Produktion, Produktive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökon.) —
Profan 855
Profeß —
Profil —
Progne, Prokne, ſ. Philomele 856
Prognoſtikon —
Programm —
Progreſſion Seite 856
Projection —
Prokris —
Prokruſtes —
Prolegomena —
Proletarier —
Prolog —
Proluſion, ſ. Programm 858
Prometheus —
Pronomen 859
Pronuba, ſ. Juno 860
Prony (Gaspard Clair Franz Marie — C. G. A. Riche de) —
Propädeutik —
Propaganda 861
Propertius (Sextus Aurelius) 862
Propheten —
Propontis 863
Proportion —
Proportionalgrößen — Proportionalzirkel 864
Proprehandel, Eigenhandel —
Propſt —
Propyläen 865
Prorogation —
Proſa, proſaiſch —
Proſcenium 869
Proſelyt —
Proſerpina 870
Proſodie 872
Proſopopöie, ſ. Perſonification 874
Proſpekt, Proſpektmalerei, ſ. Malerei —
Protagoras —
Proteſilaus —
Proteſtation —
Proteſtant, Proteſtantismus —
Proteus 878
Protogenes —
Protokoll 879
Prötus, Prötiden —
Provence —
Provenzalen, Provenzaldichter 881
Provinz, Provincia — Provinzial 884
Provocation —
Prozeß in der Jurisprudenz —
Prozeß (chemiſcher) 888
Prozeßordnung (Gerichtsordnung) 889
Pruth 890
Prytaneum —
Pſalm 891

Psalmodie Seite 893
Psalter —
Psammitich, Psammetich, s. Aegypten u. Labyrinth —
Pseudo —
Pseudodemetrier, s. Rußland —
Pseudo-Isidorus, s. Isidorus, Dekretalen u. Päpste —
Psyche —
Psychologie 894
Ptolemäer 897
Ptolemais, s. Acre —
Ptolemäus (Claudius) —
Pubertät —
Publicität, s. Oeffentlichkeit 899
Publikum —
Publicist 900
Pufendorf (Freiherr Samuel von) —
Pugatschew (Jemeljan) 902
Pulci (Luigi) 903
Pulcinella (Policinell) —
Pulk, s. Kosaken 904
Puls —
Pulsadern 908
Pulsaderngeschwulst, s. Aneurisma —
Pultawa —
Pulver, s. Schießpulver —
Pulververschwörung —
Pumpe 909
Pumpernickel —
Punier — Punische Kriege s. Karthago, Rom u. Hannibal — Punische Treue 910
Punkt —
Punktation —
Punktirte Manier, s. Kupferstecherkunst —
Punt (Joh.) —
Pupille, s. Auge — Pupill, der, —
Puppe, s. Insekten 911
Purgatorium, s. Eid u. Fegefeuer —
Purismus —
Puritaner, s. Dissenters —
Purpur, Purpurschnecke —
Pürstrich —
Putbus 912
Putter (Joh. Steph.) —
Puzzolana od. Puzzolanerde 915
Pygmäen —
Pygmalion —
Pylades Seite 915
Pylos —
Pyramide (geometr.) 916
Pyramiden in der Architektur —
Pyramus, s. Thisbe 918
Pyrenäen —
Pyrmont 919
Pyromantie 921
Pyrometer —
Pyrrha, s. Deukalion —
Pyrrhichius, s. Rhythmus —
Pyrrho —
Pyrotechnie, s. Feuerwerkerkunst 922
Pyrrhus —
Pyrrhus II. König v. Epirus 923
Pythagoras —
Pythagoräische Lyra, s. Pythagoras 932
Pythagoräische Rechentafel, s. Pythagoras —
Pythagoräischer Lehrsatz, s. Pythagoras —
Pythia od. Pythonissa, s. Delphi —
Pythias, s. Damon —
Pythische Spiele —
Python —

Q.

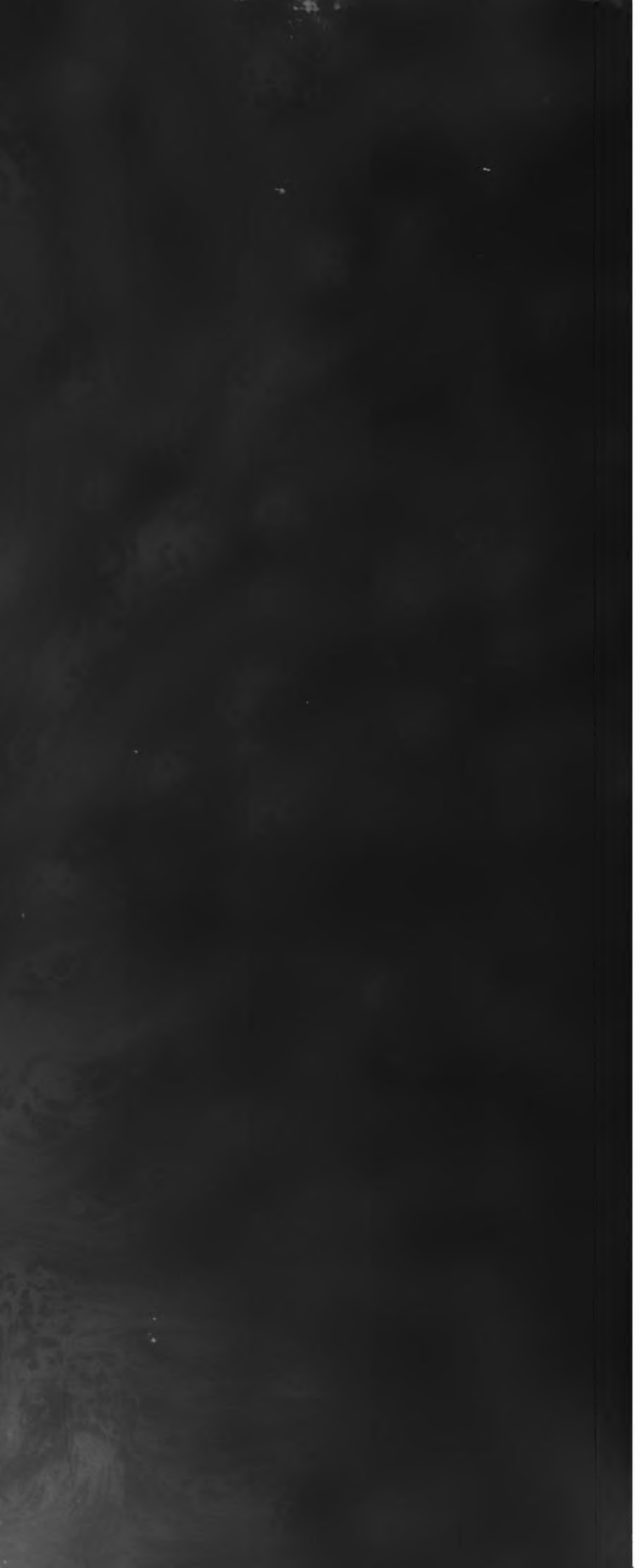
Q 933
Quaden —
Quadragesima od. Quaresima, s. Fastnacht —
Quadragena —
Quadrant —
Quadrat, Quadratwurzel — Quadratur des Zirkels, s. Aliquot, Kreis — Quadraturen (astron.), s. Aspecte — Quadratelle, Quadratfuß, Quadratruthe, Quadratmeile etc. — Elektrisches Quadrat 934
Quadratische Gleichung —
Quadratrix des Dinostrates 935
Quadrivium, s. Schulen —
Quadrille —
Quadruple- u. Quintuple-Allianz —
Quäker (Zitterer) 938
Qualität u. Quantität 942
Quantz (Joh. Joachim) 943

Quarantaine, s. Contumaz S. 944
Quarin (Joseph von) —
Quarré —
Quart — Quarta — Quartal — Quartalschrift — Quartformat — Quartant — Quartanfieber 945
Quarte (Musik — Fechtk.) —
Quartett, Quadro, Quatuor —
Quartier —
Quartierfreiheit, s. Gesandten —
Quarz —
Quasimodogeniti 946
Quassia —
Quästoren, Quästur —
Quatember —
Quaterne, s. Lotterie —
Quatrain —
Quatremère-de-Quincy (A. L.) —
Quatuor, s. Quartett 947
Quatuordecimaner, s. Sekten —
Quebeck —
Queckſilber —
Queckſilbermittel 948
Quedlinburg 952
Querflöte, s. Flöte 953
Queerpfeife —
Quellen —
Quetſchung (chirurgiſch) 954
Quevedo de Villegas (Don Francisco) —
Quiberon 955
Quick — Quickmarſch S. 958
Quietismus —
Quin (James) 959
Quinault (Philippe) 960
Quinquennium 961
Quinquertium, s. Gymnasium —
Quinquet, s. Argandſche Lampe —
Quinte, Quinta, Quintaner, Quinte-Major —
Quintenzirkel —
Quinterne, s. Lotterie —
Quinteſſenz —
Quintett —
Quintilianus od. Quinctilianus (Marcus Fabius) —
Quintole 962
Quintus Calaber od. Smyrnäus —
Quippos —
Quirini (Angiolo Maria) —
Quirinus, Quiriten, Quirinalia, Quirinalis 963
Quiſtorp (Johann I. — Joh. II. Johann Nicol. — Bernh. Friedr. — Theodor Joh. — Joh. Chriſtian) —
Quito 964
Quittung 965
Quixotte (Don), s. Cervantes —
Quodlibet —
Quote —
Quotient —

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google